Bremer
Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

1859.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack.

Redacteur: Dr. Friedrich Pletzer.

Bremen.
Druck und Verlag von Heinrich Strack.
1859.

Inhalts-Verzeichniß.

Charakteristiken und Erinnerungen.

Geschichte und Literaturgeschichte.

Kulturgeschichtliches.

Schilderungen, Skizzen und Reisebilder.

Novellen und Genrebilder.

Musik, Theater, Malerei und Architektur.

Poesie.

I.

II.

Namen-Register.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.


Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 1. Bremen, 2. Januar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Niederdeutsche Studien.

Von Herm. Krause.

Ueberall regt sich's, so weit die deutsche Zunge niedersächsisch klingt, vom Rhein bis zum Harz, vom Dollart bis zur Ostsee, ja im fernen Siebenbürgen, die alte Muttersprache zu halten, zu festigen, zu verjüngen, daß ihr die jüngere Schwester, das stolze Hochdeutsch mit seiner fortgeschrittenen Lautverschiebung, nicht wie den Rang, so auch das Leben streitig mache und sie verdränge zu den ausgestorbenen Sprachen. Nicht erst seit Klaus Groth's Quickborn, wie man öfter fälschlich hört, ist diese neue Regsamkeit erwacht, nicht aus seinem Jungbrunnen brauchte erst getrunken zu werden, im Gegentheil dieser selber ist nur ein Zeichen des erwachten Lebens, seine Lieder selbst sind die Kinder der verjüngten Liebe — soll ich sagen des Volkes oder der Gebildeten? — zu der schönen Aschenbrödel, die so lange in unserer Nähe weilte, daß man ob der Gewohnheit ihrer Reize nicht achtete, bis endlich ein Irgendwer sie wieder entdeckte, und Alles über die eigene Blindheit staunte. Nun aber sind rührige Anbeter aufgestanden, und — gleich offen herauszusprechen — der Eifer ist, wie bei allem Neuen geschieht, auch übertrieben, aber freuen müssen wir Niedersachsen uns dennoch auch dieses Uebermaßes.

Höchst mannichfaltig sind die Arbeiten, deren Gegenstand unser niederdeutsches Volksleben geworden; denn dieses in der That ist gemeint, nicht bloß die Sprache; da wird gesucht nach den Märchen und Sagen, dem Glauben und Denken, nach Hausmarken und Steinzeichen, Namen jeglicher Art und jegliches Dinges, nach Sitten und Gebräuchen, nach Reimen, Liedern, Sprichwörtern und Redensarten, den ältesten wie jüngsten Kindern des Geistes, der da waltet, ohne daß er Ahnung davon hätte, was Geist sei. Die Brüder Grimm haben natürlich auch hier den Weg gewiesen, Namen wie Wöste, an der äußersten Sprachgrenze im Südwesten im Märkischen, Kuhn, H. Pröhle, W. Müller, Schambach, Seifart, Büren in seinen Sprichwörtern, Simrock auch hier nicht zu vergessen, und viele, viele andere sind dann auf diesem Felde thätig gewesen und meistens noch immer beschäftigt. Die Zeitschriften und Zeitungen Norddeutschlands, nicht bloß die Fachgelehrten, haben sich mit Vorliebe dieser Stoffe bemächtigt, das Bremer Sonntagsblatt z. B. selbst hat interessante Aufsätze dieses Inhalts geliefert, und die Weserzeitung stieg von Politik und Volkswirthschaft ins bäuerliche Kleinleben von Goldschmid's Oldenburger Volksmedizin hinab.

Die Natur aller dieser Sammlungen und Bearbeitungen brachte es mit sich, daß sie aphoristisch waren, selbst die mehr abgerundeten von begrenzteren Gebieten mußten diesen Charakter tragen. Neben ihnen erhoben sich aber umfangreichere und schwierigere, weil nach minutiöserer Genauigkeit, gepaart mit Ueberblick und Gestaltungskraft erfordernde Arbeiten, die Sammlungen des Sprachschatzes selber, theils in Speciallexicis zu bestimmten Autoren, wohin z. B. das kleine hinter Lappenberg's bremischen Geschichtsquellen zu rechnen ist, theils in Idiotiken für abgegrenzte Gegenden, wie in neuester Zeit die zwei verdienstlichen Arbeiten Stürenburgs für das Ostfriesische und Schambach's Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon. Beide haben dadurch eine eigenthümliche Wichtigkeit, daß sie an bedroheten Sprachgrenzen entstanden sind und so den heutigen Dialekt für alle Folgezeit aufbewahren; auf das ostfriesische Niedersächsisch, welches die friesische Sprache verdrängte, übt nämlich die Tochter der Besiegten, das Holländische, noch entschiedenen Einfluß; im Göttingischen aber ist das »Platt« mit seinen dortigen harten Formen ebenso entschieden trotz alles Leugnens im Aussterben begriffen. Auf viel weiteren Umfang ist dagegen des Greifswalder Kosegarten Riesenwerk berechnet, auf eine Darstellung des gesammten Niederdeutschen von den ältesten Quellen bis auf heute und in allen seinen hundert dialektischen Sprachfärbungen. Alle niedersächsischen Schriftwerke und die noch lebende Sprache selber sind seine Quellen. Das Unternehmen ist kühn und gewaltig, möge es gelingen und die Vollendung das Wagstück krönen; leider ist das Werk noch nicht über die erste Lieferung hinausgeschritten; übrigens wird auch immer eine überreiche Nachlese übrig bleiben müssen, da noch allzu wenige provinzielle Sammlungen existiren, und so mag hier der Wunsch ausgesprochen werden, daß gerade diese eifrig in allen niederdeutschen Gegenden befördert werden mögen. Es wäre das eine angemessene, schöne Aufgabe für die vielerlei historischen Vereine, jedenfalls nützlicher und ersprießlicher als die ewig ventilirte Frage der Hünengräber und der Römerbrücken. Auch wo schon ältere Sammlungen, wie die reichhaltige Bremer des vorigen Jahrhunderts, existiren, sollte man sich nicht genügen lassen; denn sie können immer noch reich aus dem Schatze des Volkes selber wie aus den Urkunden vermehrt werden, und was eben so wichtig ist, sie müssen dem Volke zugänglich sein. Wir hoffen, daß Bremen, die älteste Metropole des niederdeutschen Idioms diesseit der Weser und noch heute der Hauptsitz, wo dasselbe in hohen Ehren steht, in nicht allzuferner Zeit einer solchen Arbeit theilhaftig werde; wenigstens wird ernstlich daran gedacht. Aehnlich müßte Westfalen, der zweite Hauptsitz unvermischter Niedersachsen, mit Osnabrück als Centrum vorangehen; das überelbische »Platt« hat nur in der Hälfte Holsteins, westlich von Hamburg und Kiel und im Süden Schleswigs noch urmütterlichen Boden, die östlicheren Dialekte sind auf Slavengrunde eingebürgert.

Nicht so rüstig wie am lexikalischen Aufbau der Sprache wird am grammatischen gezimmert, der eigentlich nur gelegentlich in den Wörterbüchern selbst gefördert wird. Von selbständigen Versuchen existiren nur wenige, und diese sind theils absichtlich ganz provinziell gehalten oder können doch die Provinz nicht verleugnen. Die arge

Verwilderung der schriftlos und zuchtlos gewordenen Sprache macht auch eine Universalgrammatik der niederdeutschen Formenlehre zu einer äußerst schwierigen Aufgabe; wer davon keine Ahnung hat und es einigermaßen durchfühlen will, vergleiche z. B. das Fürwort der ersten Person, wie wir es bremisch dekliniren (und schon da divergirt uns und ûs) mit dem göttingischen bei Schambach, das ösch, ösek und sek im Accusativ (alle drei = uns) lautet; oder er nehme Märkische Formen aus Wöste's Proben in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie und halte hannoversche oder Bremer dagegen. Eine solche Grammatik kann nie auf der Sprache der Außen- oder auch der germanisirten Lande beruhen, auch sie wird von den beiden Kernpunkten des niederdeutschen Lebens ausgehen müssen; vor allem aber muß das Gerüst für sie aus der alten Schriftsprache gefunden werden.

Gehen alle diese Bestrebungen auf ein **Erhalten** und ein Erklären des heutigen Sprachschatzes hinaus, das nur indirect zu einer Verjüngung und Neubelebung führen kann, so ist dieses letztere dagegen der ausgesprochene Zweck der schriftstellerischen Anwendung des Niederdeutschen in Poesie und Prosa, wofür Klaus Groth's Quickborn und Vertell'n theils als typische Figuren, theils geradezu als nachgeahmte Vorbilder angesehen werden müssen; jedenfalls stehen beide noch unerreicht, wie in der Form, so auch in dem Adel des Inhalts da, und manche Nachbildungen sind mehr oder weniger geschmacklos. Ich rechne zu den letztern — und nenne es nur, weil es im Bremischen entstanden ist und seinen Stoff aus dem Bremischen nimmt — J. D. Plote: »Dietrich un Meta, oder wo de Weierbarg *) herkummt«, Hexameter, denen Annn ut Frankrik im Quickborn zum Muster gedient zu haben scheinen. Am offensten hat Klaus Groth das Streben nach einer Wiedergeburt des Plattdeutschen neuerlichst in seinen »Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch« ausgesprochen, und er scheint darin gerades Wegs auf einen plattdeutschen Unterricht im niedersächsischen Norden loszusteuern. Vor solchen Ausschreitungen mögen wir indessen bewahrt bleiben; es ist immer das Loos der Dialekte gewesen, daß dem stärksten unter ihnen, dem gebildetsten, die andern weichen müssen, sie treten zurück in der Schrift, dann in der Sprache, oft schwinden sie — doch nicht spurlos, sie geben dem herrschenden das individuelle Gepräge, die landschaftliche Färbung, welche auch die Schriftsteller nicht verleugnen, und die besten, wirksamsten am wenigsten; wir dürfen uns hier sogar auf Goethe berufen. So geben sie der gebildeten Sprache ein Leben, das sonst unmöglich wäre, sie frischen sie neu an, wenn die Gefahr des Verbleichens, die Ueberfeinerung, eintritt, sie bereichern aus den örtlichen und landschaftlichen Speichern den großen Centralsprachschatz, wenn seine Hallen durch die Abstraction der Schrift sich zu leeren anfangen. So sehen wir schon heute viel niederdeutsche Elemente in Wortstämmen und Bildungen im Hochdeutschen, das sich dadurch grade ganz wesentlich vom Oberdeutschen unterscheidet, und je mehr und je fester der Schwerpunkt der Bildung sich im Norden lagern sollte, desto mehr wird unser Mutterlaut auf jenes einwirken; aber schon heute kann es nicht schwer halten auch bei mustergültigen Schriftstellern die nord- oder süddeutsche Herkunft zu entdecken. Die Einheit der Schriftsprache ist ein Gut, welches nicht hoch genug angeschlagen werden kann; das Plattdeutsche soweit neu zu beleben, daß es ebenfalls in der Schrift wieder neu erstehe, kann aber nur zwei Zwecke haben, entweder soll es **neben** dem Hochdeutschen vollberechtigt existiren oder gar es verdrängen, wovon übrigens bei Groth nicht die Rede ist. Im ersteren Falle müßte erst eine **Einheit** der niederdeutschen Schriftsprache hergestellt werden, um dann diese neben dem Hochdeutsch als fast eben so fremdartigen Dialekt zu lehren und zu gebrauchen; denn der Grubenhagener Bauer hält das Lüneburger, der Mecklenburger das Bremische, der Friese das Göttinger, der Dittmarsche schon das Stormorner Platt, und so alle gegenseitig, für etwas fremdes. Wer will das Landschaftliche, wie Voß es in seinen Idyllen allerdings versuchte, so zur Einheitssprache verflachen, oder sollte gar jede Landschaft ihr eigenes Platt cultiviren? Und Ein Sprachgewaltiger wie Luther gehörte dazu Einem der plattdeutschen Dialekte die andern unterzuordnen. Geschähe **das** aber, so ist die zweite Möglichkeit Wirklichkeit geworden; **der** Heros würde **seine** Sprache auch zur allein dominirenden machen. Wir glauben nicht daran, aber käme es dereinst einmal, so möchten unsere Enkel vielleicht stolz darein schauen; **die** Schöpfung hätte zur Vorbedingung einen gewaltigen Aufschwung in der nordischen Ebne, gewaltiger, volkdurchdringender als die Hansen ihn brachten, und als die Reformation ihn ins Leben rief. Wohl uns, wenn solche Enkel uns entsprossen, die Schöpfer des gefürchteten, gebietenden Norddeutschlands; wohl uns und ihnen, auch wenn **das** Norddeutschland hochdeutsch schreibt und redet, die volle Erbin des gesammten geistigen Schatzes unseres Volks. Träume! Doch Träume sind nicht immer Schäume, indessen freuen wir uns bis dahin der poetischen Blüthen, die aus jenem Streben hervorbrechen, mögen sie reichlich blühen am quillenden Borne, aber wir überschätzen sie nicht; kann unser liebes Veilchen mit der eingewanderten brennenden Rose, kann unsere weiße Wasserlilie mit der stolzen Victoria sich messen, und achten wir die heimische Blume darum allzu gering?

Den obigen Betrachtungen möge ein bisher noch nicht gedrucktes plattdeutsches Gedicht des vor Jahren in Dresden verstorbenen friesischen Malers **Fokken** sich anschließen:

Dat „Goode Nacht" eenes Freeschen Buurn.

De erd se is so still, so still de wide welt,
De sünn is unnergan, de jungens sünt vant felt,
De steerens schient so moi, so moi de lewe mann,
Nix rört sick mehr in hus, to riok is henn und hahn.

Van färens kör ick nock in't dörp de bäthlock slan,
Se lütt uns goode nacht un segt: „genog het j' dahn!"
Nin lüh de sunt nah bäd, ik bliv alleen nock wach,
Un denk an minen god, denk, wat ick dek denn dagg —

Woll dem, de sin bedriv an wat ühm to quem deh,
De rechtelk dagd un lävd, de siner plicht getroeh.
Wu woll is ühm to mohd, wu praeglig un wu gool
Schmecht ühm, wenn upschept wart, sin enfach bree un brod! —

Un hart in mine böst, büst sülwst ok di bewust,
Dat du dat goode deest un leetst wat du nick schust;
Schwar weer min dageslast, sünn van de arbeit moeh,
Doch blev ik miner plicht in annerm ok getroe? —

Far fro un kint hev'k sörgt, kev boot, hev melt un feckrt,
Weer gegen knecht un magd rechtschapen, ass sick't hört,
Hev up min veh nig Ouekt, nüms quads dan wat ik wet,
Man — og, wu füli giv't uk, wat ik to dohn verget!

Du goode leve god, vergiv mi minn schuld,
Hev mit mi armen minsk doch nasicht un geduld.
Denn bäter, ass ik sülwst min dohn un laten wet,
Wat din allweetenheit, wat'k dek un wat'k vergeet.

Giv mi, barmhartiger god, giv mi enn goodel hart,
Verdriv ut mine boest gedanken ful un schwart;
Ehn good geweeten lat min groetzten rikdom sin,
Passer denn, watter will, dat beste deal is min!

Ja, wis du mi torecht bi allem, wat ik doh,
Dat'k nick in twivel stün, af't so mott oder so,
Denn recht dohn wul'k so gärn, min wille de is good;
Wenn't faken nich geschütt, to schwakh is fleesh un blod.

Geschütz uns disse nacht för unglück unn gefahrn,
Holl krankheit van uns aff un wall uns woll bewarn
Unn og min Naber ook, et geiht ühm wülk so miss,
Ik bid' di, lewe god, den helpp, wen't maegelk is!

So leg'k mi denn to bärd getrost, wat'r waesen kann,
Fang morgen fröh bi tyts min arbeit wedder an,
Ik fürcht un sörg får nix, de lewe god, he wackt.
Schlaap't alle woll, jie lük, schlap woll, weit, goode nacht! —

---

*) Weierbarg ist der Kirchhof von Worpswede.

* Eine Vacanz in Rom.

Von A. Lücke.

Am 10. April 1585 starb der bis zur Schwachheit gutmüthige Papst Gregor XIII. nach dreizehnjähriger Regierung, während welcher die schan unter seinen Vargängern eingerissene Sittenverwilderung den höchsten Grad erreicht hatte. Räuberbanden hausten auf dem Lande und in den Städten, beschützt dort von den Landbewohnern, die van der Obrigkeit keinen Schutz gegen sie erlangen konnten, hier von den reichen Einwohnern, Fürsten, Adligen und Cardinälen, die sich ihrer bedienten zur Erreichung schändlicher Zwecke, sie bezahlten und oft den Raub mit ihnen theilten. Beamte und Richter liehen ihre Dienste dem Meistbietenden. Mard, Einbruch, Mädchen- und Frauenraub, Schändung waren zu alltäglichen Ereignissen geworden. Man kann ermessen, mit welchen Empfindungen unter diesen Umständen der kleine Theil der Besseren im Kirchenstaate beim Herannahen des Tades Gregors der sede vacante entgegensah, der längeren aber kürzeren, zwischen den Tad des einen und die Erwählung des andern Papstes fallenden Zwischenzeit. Nach altem Gebrauche trat in dieser Zeit eine Art Stillstand der Regierung, wenigstens eine Beschränkung der Regierungshandlungen auf die allernothwendigste Zusammenhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ein, die, zumal im Hinblick auf die übliche Amnestie am Krönungstage des neuen Papstes, zu allerlei Ausschweifungen und Vergehen gemißbraucht zu werden pflegte.

Aber selbst die allerschlimmsten Befürchtungen wurden diesmal durch die Ereignisse noch überholt. Die Nachricht van dem Tode des Papstes und ihr Lauf durch das Land glich einem durch Walkenbrüche angeschwellten Strame, der, Alles var sich niederreißend und in weiter Ferne mit seinen Fluthen bedeckend, Zerstörung und Elend verbreitet. Aller Orten schienen mit dem Eintreffen der Todesnachricht die letzten schwachen Bänder, welche die Gesellschaft noch zusammenhielten, zu reißen oder sich aufzulösen. Gouverneure, Vicelegaten, Statthalter und andre hahe Beamte, Richter und Vargesetzte jeder Art thaten, als ob es weder Gott noch Obrigkeit gäbe, raubten und zagen Geld, wa etwas zu erlangen war, ließen Gefangene frei, bewilligten Begünstigungen und Schenkungen aus den Staatskassen, Zahlungsnachlasse und Alles, was ihnen Geld eindrachte.

Bei der allgemeinen Räuberei blieben die Banditen van Fach nicht hinter den übrigen zurück. Ganz unerklärlicher Weise hatte sich Gregor in der letzten Zeit seiner Regierung zu einer gewissen Energie gegen das Banditenwesen erhoben und Reitergeschwader zu ihrer Versalgung ausgeschickt, die ihnen jedach nicht nur nichts zu leide thaten, sondern gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten und schlimmer als sie selbst hausten, wa sie hinkamen. Gleichsam erzürnt über diese Frechheit der päpstlichen Regierung kamen sie einzeln und bandenweise vom Lande und aus den Gebirgen in die Städte, plünderten und zerstörten und begingen Verbrechen jeder Art, ohne daß Jemand gewagt hätte, sich ihren Gewaltthaten zu widersetzen, da es meistentheils affenkundig war, daß die Ersten und Mächtigsten des Orts im Einverständnisse mit ihnen waren.

In Rom selbst, dem Brütofen des Lasters und der Schande, erreichte die Frechheit den höchsten Grad. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Hinscheidens Gregars erhoben sich Tumulte und Raufereien unter dem geringen Volke, in welchen Einige getödtet, Viele verwundet wurden. In der Nacht wurden Häuser und Magazine erbrochen und ausgeraubt, unter den letzten das eines reichen Goldschmieds am Carso, der belebtesten Straße in Ram. Sein eigner Vetter mit Helfershelfern, die er unter dem Namen von nahen Freunden einführte, überfiel den alten Mann beim Abendessen, band ihn und seine Haushälterin und warf Beide in ein entlegenes Zimmer, worauf die Gesellen in aller Ruhe das Magazin leerten, in welchem sich Schmucksachen im Werthe von 50,000 Scudi befanden.

An den falgenden Tagen wurden die Paläste van fünf Cardinälen erbrochen und ausgeraubt, und zwar bei Tage und mit bewaffneter Hand. Selbst in dem Palaste des mächtigsten und gefürchtetsten unter ihnen, des Fürsten und Cardinal-Dekans Farnese, wurde ein Raub verübt an Gold- und Silbergeschirr und leicht fartzuschaffenden Sachen im Werthe von 2000 Scudi, trotzdem sich im Palaste mehr als dreißig Hofbeamte und sechs Wachen befanden, welche Tag und Nacht in Waffen standen. Viele Adlige ließen ihre Freunde und Schützlinge unter den Banditen in die Stadt kammen, bildeten aus ihnen Banden van sechzig bis hundert Mann, mit denen sie die Stadt durchzogen, Frauen und Jungfrauen schändeten, Rache an ihren Feinden nahmen und Frevel jeder Art verübten. In der ganzen Stadt hörte man van nichts Anderem als van Mard, Diebstahl, Einbruch, Raub und Vergewaltigung.

Unter der Geistlichkeit, die zu jener Zeit in demselben Grade demoralisirt war wie der Laienstand, riß die gleiche Anarchie ein. Die Mönche des Klasters al popolo kündeten ihrem Prior den Gehorsam auf, führten eine Anzahl öffentlicher Dirnen ins Klaster, unterhielten sie und feierten mehrere Tage lang Orgien mit ihnen, wozu sie die Kosten aus dem Klosterschatze entnahmen. Als endlich der Priar auf sein wiederholtes Bitten beim Gauverneur Palizeisoldaten zu seinem Beistande gegen die rebellischen Pater erhielt, riefen diese eine Anzahl von Banditen zu ihrem Schutze herbei. Unter Zulauf van vielem Valke entspann sich zwischen den Mönchen, Banditen und Frauenspersanen einerseits und den Sbirren andrerseits ein förmliches Gefecht, in welchem ein Laienbruder und zwei Sbirren getödtet wurden. Zuletzt machten sich die Mönche mit den Weibern aus dem Staube, van den kostbaren Sachen des Klasters mit sich nehmend, was fortzuschaffen war.

Neun Tage füllten die Trauerfunctianen für den verstorbenen Papst, fünf Tage währte das Conclave, so daß das ganze Interregnum vierzehn Tage anhielt; so lange dauerte die römische Orgie van Ausschweifungen und Verbrechen!

Aber schrecklich war dies Mal das Erwachen aus dem Rausche. Seit Paul II. war die Gewährung einer Amnestie beim Regierungsantritte eines neuen Fürsten auch im Kirchenstaate eingeführt, und einen großen Theil der Schuld an den jedes Mal während der sede vacante varfallenden Ausschweifungen trug jedenfalls die Aussicht auf diese mehrere Tage später verkündete Straflasigkeit. Verbrecher und Schuldige jeder Art stellten sich in dieser Zeit freiwillig den Gerichten, um wenige Tage später nicht nur frei, sondern jeder weiteren Nachforschung erledigt zu sein.

Welche Ausdehnung dieser Amnestie gegeben werden würde, hing van dem Charakter des neuen Fürsten ab, und die verschiedenen Parteien stellten deßhalb Pasten an die Thüren des Vatikans, um zu erfahren, für welchen unter den Cardinälen sich die meiste Aussicht auf Stimmenmehrheit herausstellte. In Falge der Nachricht van dem Vorschreiten der Unterhandlungen zu Gunsten Mantalta's stieg die Zahl der sich im Castel St. Angela Stellenden auf mehr als fünfhundert.

Dieser Cardinal war in ganz Ram bekannt als ein gebrechlicher Greis, gutmüthig bis zur Dummheit, unkundig des weltlichen Treibens und abgewendet aller Sarge für weltliche Interessen und die Zielscheibe für den Spott seiner Collegen, welche ihn mit Ehrentiteln wie „märkischer Esel“, (Montalto's Geburtsort lag in den Marken van Ankona), stinkender Lazzarone und mit noch schlimmeren belegten.

Es ist bekannt, welcher Vulkan van Ehrgeiz oder vielmehr Herrschbegier bei Mantalta länger als zwanzig Jahre unter der Decke van Demuth und Beschränktheit geglüht hatte, und welche Enttäuschung sein Auftreten als Papst den Cardinälen bereitete, von denen die schlausten sich eingebildet hatten, an seiner Statt zu regieren. Aber kaum minder glühend als seine Herrschbegier war der Ingrimm gewesen über die bei Gregors Schwäche immer höher

steigende Sündfluth von Lastern und Gewaltthaten, von denen er täglich Zeuge war, denn troß seiner scheinbaren Antheillosigkeit sah er Alles oder hörte Alles durch seine Diener, welche täglich die Stadt durchstreifen nnd ihm von Allem, was vorfiel, Bericht erstatten mußten; zudem verursachte es sein Ruf als Mensch von unerschöpflichır Sanftmuth und Milde, daß Viele, deren Gewissen mit einem Verdrechen beschwert war, ihn zum Beichtiger wählten.

Nach dem letzten Skrutinium im Conclave, das die für die Papstwahl erforderliche Anzahl von Stimmen für Montalto ergab, erhob sich statt des gebückten, hektischen und mit allen Plagen des Alters behafteten kleinen Mannes eine hohe kräftige Gestalt und intonirte mit hallender Stimme das Tedeum. Auf die Frage des Ceremonienmeisters, ob er das Pontifikat annehme, antwortete er: „Wir haben es schon angenommen und würden ein zweites annehmen, wenn es eins gäde, denn Wir fühlen Kraft und Geschick in Uns, um mit Gottes Beistand nicht nur die päpstliche, sondırn auch dazu die Herrschaft zweier Welten zu führen.“ Die Ungeduld nach der Herrschaft defriedigte er gleich nach dem ersten Tage seiner Erhebung durch eingreifende Regierungsverfügungen, troß der Vorstellungen der Cardinäle, welche ihm den alten Gedrauch vorhielten, nach welchem die Päpste dis zum Tage ihrer Krönung sich jeder Regierungsthätigkeit enthielten. An demselben Tage drach auch der Grimm gegen die Uebelthäter, zum Verderben derseiben, heroor.

Der Gouverneur von Rom und der Castellan von St. Angelo meldeten sich zur Audienz dei Sixtus, um seinen Willen zu vernehmen in Bezug auf die Oeffnung der Gefängnisse; od die Freilassung alle oder nur gewisse Klassen der Verbrecher treffen solle, welchen von ihnen gänzliche, welchen theilweise Gnade gewährt werden solle, und od allen oder einzelnen die Kosten der Procedur zu erlassen seien. „Was Gnade, was Kosten!“ antwortete ungeduldig Sixtus den Vortragenden; „entweder ihr versteht euer Amt nicht, oder ihr wollt Uns in dem Unsern unterrichten! Also ihr glaudt, die Zeit von dreizehn Jahren, während welcher unter Unserm Vorgänger die Richter geschlafen haben, noch nicht genügend? Mit eignen Augen und mit unaussprechlichem Schmerze haben Wir die Schandthaten gesehen, welche zum Skandale der ganzen Christenheit in Rom begangen wurden; das wolle Gott nicht, daß Gnade und Milde in Unserm Sinne Plaß greife. Die Gnade steht den Fürsten zu, aber Rom dedarf des Richters mehr als des Fürsten, und als Richter, mit dem Schwerte in der Hand gedenken Wir uns in Unsern Pontifikate zu zeigen! Wir verdieten also nicht nur die Freilassung der Gefangenen, sondern defehlen, daß allesammt die strengste Bewachung erhalten. Die Kerker sollen leer werden, denn es muß Raum werden für viele Andre, aber nur leer sollen sie werden durch Adführung der Schuldigen zur strengsten Strafe. Und damit die Welt sogleich erfahre, daß Sixtus auf dem Stuhle Petri sizt, so wollen Wir, daß am Tage der feierlichen Krönung und während des Festzuges seldst an vieren der Schuldigsten das Todesurtheit vollzogen werbe, an zweien durch das Beil, an zweien durch den Galgen.“

Diese unerwartete Botschaft verwirrte den Geist des armen Gouverneurs umsomehr, als er seldst stark interessirt war bei der gehofften Begnadigung, indem er viele seiner Freunde, die noch dazu Schüßlinge von Rittern und Cardinälen waren, veranlaßt hatte, sich freiwillig zur Haft zu stellen.

Unterdessen nahte der Tag dieser sonderbaren Krönungsfeier. Die Vornehmsten des Hofes, seldst Gesandte fremder Fürsten defanden sich in dem gleichen Falle mit dem Gouverneur, denn es war unter den Cardinälen, Prälaten und Adligen kaum einer, der nicht für einen Verwandten, Schüßling oder für irgend eine seiner Kreaturen zu fürchien hatte in Folge der uralten italiänischen Sitte, mittels Begünstigung von Banditen und andern Verdrechern sich vor seinen Feinden gefürchtet zu machen.

Die Bestürzung unter den Cardinälen war groß; noch ans dem Conclave heraus hatten sie im Geheimen ihren Zugehörigen befehlen lassen, sich unverzüglich zur Haft zu stellen, indem durch die Wahl Montalto's die Umstände anf das Günstigste sich gestaltet hätten. Der Cardinal-Dekan Farnese, mächtig nnd einflußreich durch Geist, Anhang und Verwandtschaft, (sein Neffe war der derühmte General Alexander Farnese, und bei fünf Papstwahlen hatten er nnd sein Anhang den Ausschlag gegeden), mit ihm zwei andre von Bedeutung, die Cardinäle Medici und Colonna, degaben sich zum Papste und stellten ihm vor, wie anstößig es erscheinen müsse, wenn der Statthalter Christi und der Vater aller Gläudigen sein Herz dem Mitleiden und der Milde verschließe, zumal gleich beim Antritte seiner Herrschaft und an einem Tage, welchen die ganze Christenheit feiere. Seldst die Keßer würden, scheinbar mit Recht, neuen Vorwand daraus nehmen, den Ruhm des Statthalters Christi anzuschwärzen, wenn derselbe mehr Begierde nach Blut als Neigung zum Vergeben zeige. Sie baten inständigst den Papst, es bei dem alten Gedrauche zu belassen und am Krönungstage Milde und Verzeihung walten zu lassen. Sixtus' stolzen Geist stachelten in empfindiicher Weise diese Vorstellungen auf, und mit einer Betonung, in welcher sich nur mühsam verhaltenes Ungestüm verrieth, erwiedert er: „Eure Vorstellungen, ehrwürdige Herren, dereiten Uns eine große Ueberraschung. Als Christus St. Peter die Herrschaft über seine Kirche anvertraute, gad er ihm nicht die Apostel als Pädagogen zur Seite, und wenn ihr glaudt, gegen Uns die Pädagogen spielen zu können, befindet ihr euch im Irrthume. Die Keßer nehmen kein Aergerniß an der Bestrafung der Verdrechen, sondern an der Aufmunterung derselben durch Nachsicht und Milde. Wollte Gott, es hätten im Vatikane Päpste geherrscht, weniger nachsichtig gegen die Aergernisse im Priester- und Laienstande, und die Keßerei wäre nicht entstanden. Wir wissen, daß Unserm Volke eher ein Centner Gerechtigkeit noth thut, als ein Quentchen Milde, und wir werden nicht ermangeln, dieser Einsicht gemäß zu handein.“

Mit diesem Bescheide wurden die Herren entlassen; aber aus der Thür des Nebengemachs, in welches sich Sixtus nach seiner Antwort degeben hatte, rief er den sich Entfernenden noch die Drohung nach, daß er nicht nur die Verbrechen seldst zu bestrafen gedenke, sondern mit seinen Nachforschungen auch bis auf die Anstifter und Begünstiger derselden zurückgehen werde.

Die Exekution, wie sie Sixtus angeordnet hatte, fand am Krönungstage statt. Sie bildete die Vorbereitung zu einer Heilkur, die mit Eisen und Feuer in den Wunden des kranken römischen Staatskörpers wühite und endlich den Erfolg hatte, daß unter der Regierung des schrecklichen Sixtus ein Jeder still und sittsam seines Weges ging.

---

* Die beiden Soldaten.

Nach dem Dänischen des Ch K F. Molbech von P. J Willatzen.

Zurück! rief der Trompete Schall;
Der Kampf ward eingestellt;
Die letzte Kugel flog vom Wall
Und pflügte auf das Feld.
Der letzte Trupp der Holstenmacht
Zog von Missunde fort, besiegt,
Und rings der Wahlplatz lag in Nacht
Und Stille eingewiegt.

Des Kampfes wilder Lärm verschwand,
Bleich sah der Mond herab,
Ein Lager jeder Wunde fand,
Der Todte fand ein Grab;
Nur hie und da in Feld und Flur
War Gras zertreten noch und roth,
Da sah man's noch an feuchter Spur,
Wo jüngst hinschritt der Tod.

Wenn jeder Wunde Pflege fand,
Ward keiner übersehn?
Ja, zwei; sie lagen, wo am Strand
Der Schlei die Weiden stehn,
Aehren, gemäht um's Morgenroth,
Die man im Erntelärm vergaß,
Zwei Krieger, denen schon der Tod
Im jungen Herzen saß.

Treu stand der Eine als Soldat
Bei seines Königs Heer,
Solch rascher, flinker Kamerad
Trug niemals das Gewehr.
Wo ihm der Feind kam zu Gesicht,
Wo Kampf es gab, war er dabei,
Und deutsch war in ihm Andres nicht,
Als in der Brust das Blei.

Der Zweite stand in deren Bund,
Die, als der Tag erschien,
Zum Sturme rückten gen Missund'
Und endlich mußten fliehn.
Er hatte brav gekämpft; es sei —
So meint' er — seine Sache gut;
Nun lag er an dem Strand der Schlei
Und schwamm in seinem Blut.

Als jetzt die Nachtluft sie durchfuhr
Und eisig kalt sie traf,
Erwachten sie auf feuchter Flur
Aus schwerem, tiefem Schlaf.
Sie sahn sich an, halb aufgerafft,
Und griffen Beide zum Gewehr,
Doch fehlte Beiden es an Kraft,
Die Büchse war zu schwer.

Sie rängen gerne noch ein Mal,
Allein zu spät war's nun;
Ohnmacht ließ ihnen keine Wahl,
Die Waffen mußten ruhn.
Des Hasses Wolke aber, noch
Wich sie von keiner Stirne fort —
Und sprachen Eine Sprache doch,
Entstammt aus Einem Ort.

Denn Schleswig war ihr Vaterland,
Und wo die Nordsee schäumt,
Da hatten sie am grünen Strand
Den Jugendtraum geträumt.
Hier wohnten Beide, bis zum Schwert
Vom Pflug hinweg sie rief die Pflicht,
Und Beide machten Rechtsumkehrt,
Doch gleicher Richtung nicht.

Der Eine zog nach Süden aus,
Nordwärts der Andre fuhr,
Sie trafen sich im blut'gen Strauß
Auf ihrer Väter Flur.
Nun lagen sie beim Mondeslicht
Am Ufer hier in ihrem Blut
Und konnten ruhig sterben nicht
Vor lauter Haß und Wuth.

Zum Kampf zu schwach, vom Schmerzensbett
Ein Jeder Blicke warf,
Wie ein geschliffen Bajonett
So schneidend und so scharf.
Sie schwiegen, als wenn seinen Groll
Zu schildern Keiner Worte hab',
Als gält' es noch erbitterungsvoll
Zu streiten um das Grab. — —

Der Mond war schon am Untergang
Und hing im Westen roth;
Noch in der Beiden Herzen rang
Das Leben mit dem Tod.

Da scholl es hinter'm Hügel hell:
Getrappel, wie von Rosseshuf,
Und Hörnerklingen und Gebell
Und lauter Jägerruf.

Es sauf'te wie Gewitter schwer,
Wie Blitze funkelnd licht,
Und kam vom Walde raschelnd her
Ein schreckenhaft Gesicht;
Denn wie Gewölk vor Sturmesmacht,
So über Hügel, Wies' und Kluft
Fuhr König Abels wilde Jagd
Hin durch die stille Luft.

Und Abel selbst auf schnaubendem Pferd,
Die Zügel wirr verhängt,
Die Faust mit langem Spieß bewehrt,
Kam weit voran gesprengt.
Das Auge düstre Kohlengluth,
Die Wange leichenblaß und fahl,
Stand auf der Stirn ihm Erichs Blut
Als grauses Kainsmal.

Und seine Schergen hinterdrein,
Ging's vorwärts mit Geschnaub,
Sie setzten über Stock und Stein
Wie hingewirbelt Laub.
Der Rosse Nüstern sprühten Gluth,
Die hell durch's Dunkel blitzte auf,
Doch plötzlich vor der Schleibucht Fluth
Hielt an der wilde Hauf.

Denn aus dem Sunde stieg's empor
Wie Nebel grau, geballt,
Ein Königsbild trat es hervor:
Erichs war die Gestalt.
Er strich das nasse Haar vom Kinn
Und dräuend hob er auf die Hand,
Wies auf ein blutig Wundmal hin,
Sank wieder und verschwand.

Im Wald ging's wie ein Schauern da,
Das Schilfrohr bebte leis,
Die Wellen seufzten fern und nah
Am Ufer rings im Kreis.
Und Abel rang die Hände wirr,
Schnell dann zurück die Flucht er nahm,
Und mit Geschwirr und mit Geklirr
Verschwand er wie er kam. —

War's Fiebertraum? War's ein Phantom?
Glaubt's oder glaubt es nicht,
Doch hatten Beide, die am Strom
Dort lagen, das Gesicht.
Sie dachten an entschwundne Zeit
Und an der dunkeln Zukunft Bahn
Und dachten an den Bruderstreit,
Den diese Wasser sahn.

Und eh die letzte Kraft entwich
Versöhnten sie den Sinn
Und schleppten langsam, mühvoll sich
Dann zu einander hin.
Nicht seufzten sie und klagten viel,
Sie sahn ihr Loos vor Augen stehn
Und wollten, hatten sie Ein Ziel,
Den Weg zusammen gehn.

Als nun die dunkle Nacht entfloh
Und aus bethauter Au
Die liederreiche Lerche froh
Stieg zu des Himmels Blau:
Da lagen Beide leblos, doch
Gelös't war auch des Hasses Band,
Denn Einer hielt im Tode noch
Getreu des Andern Hand.

* Lessings Persönlichkeit.

Das Capitel, mit welchem Adolf Stahr sein Buch über Lessing abschließt, ist überschrieden „Der Mensch unter Menschen“ und schildert die Persönlichkeit des Dichlers. Sie entsprach seinem ganzen inneren, auf harmonische Einheit angelegten Wesen. Die genaueren Notizen darüber verdankt man demselben trefflichen Manne, dem Deutschland das Rietschelsche Lessingstandbild verdankt, dem Dr. Karl Schiller, dessen liebevolle Pietät die einzelnen Züge von Lessing's äußerer Erscheinung aus dem Munde von Lessing's Stiefkindern sammelte, um sie dem Schöpfer jenes Denkmals zur Benutzung bei seiner Arbeit zu überliefern. Eine gedrungene, kräftige Gestalt von mehr als gewöhnlicher Mittelgröße zeigte das schöne Ebenmaß eines durch Leibesübungen aller Art, durch Reiten, Tanzen, Fechten, zur Freiheit edler natürlicher Haltung entwickelten Gliederbaus, der ihn nicht bloß in den Augen seiner Freundin Eva König als einen schönen Mann erscheinen ließ. Das Haupt auf dem kräftigen Halse grade und frei emporgerichtet, zeigte in dem wohlgerundeten geistdurchleuchteten Antlitz von natürlich gesunder Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge, dessen Blick nicht stechend oder herausfordernd, entschieden und unbefangen wie ein ungetrübter Spiegel erschien, der sein Objekt rein und klar auffaßt. „Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprüheten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse, und dieses Auge war von um so gewaltigerer Wirkung, als dasselbe schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte.“ Das volle lange Haar von schöner lichtbrauner Farbe war selbst in seinem letzten Lebensjahre, wie eine ihm auf dem Todtenbette abgeschnittene im Besitze Karl Schillers befindliche Locke zeigt, nur von einzelnen Silberfäden als Spuren der Leiden und Sorgen seiner letzten Lebensjahre durchmischt. Er trug es von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke aufgekräuselt und hinten in einem Haarbeutel endend, ohne Perrücke. Seine Tochter erzählte, daß er selbst in der engsten Häuslichkeit sich nie auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte; nur beim Schreiben und Meditiren pflegte er gekrümmt zu sitzen, was, wie bei Schiller, seine Brustkrankheit fördern half. Nichts in seiner äußern Erscheinung zeigte den stubensitzenden Gelehrten, sondern Alles, bis auf die sorgsam gewählte, überaus saubere Kleidung, die ihm bei seiner edlen Haltung und seiner wohlgebildeten Figur sehr gut stand, den lebenssichern, seiner selbst gewissen, harmonisch gebildeten Mann, dessen Auftreten überall, wo er sich zeigte, den angenehmsten und vortheilhaftesten Eindruck machte. Dieser Eindruck ward noch gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes und bei aller Entschiedenheit und Eigenartigkeit doch vollkommen anspruchloses Wesen, durch die anmuthige Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, und vor Allem durch den zum Herzen dringenden Ton einer klangvollen zwischen Bariton und Tenor schwebenden Stimme. So gehörte Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Dem entsprechend ist, was Zeitgenossen und Freunde wie Mendelssohn uns von dem unwiderstehlichen Zauber seines persönlichen Verkehrs und von jener Meisterschaft berichten, mit welcher er im lebendigen Gespräche das Wort fast noch mehr als im schriftlichen Ausdrucke beherrschte. In seiner Individualität lag seine Größe. In ihr lag der Zauber seines Wesens, dem sich auch die verschiedenartigsten Naturen, selbst ein Charakter wie Goeze nicht zu entziehen vermochten. Seine Unterhaltung, sagt Mendelssohn, war eine unversiegende Quelle, aus der man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte zuweilen in Gefahr das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und seine geistige Mildthätigkeit war nie von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Es ist ein rührend einfaches Bild, welches uns die oben angeführten Mittheilungen von dem großen Manne im Kreise seiner bescheidnen Wolfenbüttler Häuslichkeit vor die Augen führen, ein Bild ächt deutscher bürgerlicher Schlichtheit und begnügter Einfachheit. Lessing erscheint auch hier mit seinem Ordnungssinne und seiner pünktlichen Zeiteintheilung, seiner Gastlichkeit bei größter Frugalität und Beschränktheit an Mitteln, seiner Freude am Familienleben, seiner Sorge für Erziehung und Unterricht der Kinder, die er wie seine eignen liebte, mit seiner Theilnahme an ihren Spielen und Ergötzlichkeiten, seinem Eingehen auf ihre kleinen Geheimhändel als der Repräsentant aller guten Seiten des ächten deutschen Bürgerthums. Nur die gemüthliche Pfeife fehlt; denn Lessing hat wie Goethe nie geraucht, außer, wie er zu erzählen pflegte, als Meißner Fürstenschüler, „weil es da verboten war.“ Seine Stiefkinder hingen an ihm mit der innigsten Liebe, und seine Erziehungsmethode erlaubte sich körperliche Züchtigungen nur bei wenigen Kapitalsünden. Als solche erschienen ihm Lüge und Feigheit, und die beiden einzigen Ohrfeigen, die sein Stiefsohn von ihm erhalten zu haben sich erinnerte, waren ertheilt worden, weil er einmal dem Vater Unwahrheit berichtet, und ein andermal sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte.

Als Sohn und Bruder war er von zarter liebevoller Pietät und grenzenloser Aufopferungsfähigkeit. Sie sind schwerlich jemals übertroffen worden. Dieselbe edelmüthige Güte des Herzens bewies er in allen übrigen Verhältnissen. Selbst oft des Röthigsten ermangelnd unterstützte er großmüthig Andere noch Aermere sogar in Zeiten eigner harter Bedrängniß, und Unglück war in seinen Augen ein Freibrief selbst für seine Feinde. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Die Antwort, welche er gab, als Freunde ihm einmal vorstellten, daß ein Unglücklicher, den er freigebig unterstützt hatte, seinen Beistand nicht verdiene, lief fast wörtlich auf die Hamlets gegen Polonius hinaus: „Behandle jeden nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?“ Sein Haus ward daher auch in Wolfenbüttel fast nie leer von Hülfesuchenden, zumal wandernden Philosophen und Literaten, die er oft Monate lang erhielt und beherbergte. Zu diesen gehörte unter Andern ein Lessing ganz unbekannter Sonderling wunderlicher Art, Namens Könemann, den er sammt seinem großen schmutzigen Hunde fünf Monate in seinem Hause behielt, wo er ein philosophisches Werk vollenden wollte. Der Hund war in Lessings Augen „die Zierde“ dieses Philosophen, und als einmal ein besuchender Freund den Vierfüßler noch lästiger fand als dessen Herrn, sagte Lessing lebhaft: „Den Hund hat der Philosoph verschmachtet auf der Landstraße gefunden, als er selbst nur zwei Wecken (Semmeln) besaß, und hat ihm die eine davon gegeben. Darum, so lange ich noch einen Wecken habe, soll der Philosoph die Hälfte davon haben.“ Noch in seinem letzten Briefe an Mendelssohn empfahl er diesem einen andern seiner Schützlinge, den unglücklichen Juden Daveson, einen Mann von Bildung und Kunstkenntniß, den der Herzog Ferdinand ungerecht behandelt und eingekerkert, und den Lessing ohne sich an die möglichen Folgen eines solchen Schrittes zu kehren, lebhaft vertheidigt, ja sogar in sein Haus aufgenommen hatte.

Feuilleton.

— * Unter den neuesten literarischen Erscheinungen sind hervorzuheben die Erzählungen von Otto Roquette und eine literarische Monographie von Classen in Frankfurt: „Jacob Micyllus, Rector zu Frankfurt und Professor zu Heidelberg von 1524 bis 1558, als Schulmann, Dichter und Gelehrter.“

— * Von der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius sind wieder drei Hefte erschienen, welche die Lustspiele „Die beiden Veroneser“, „Die Irrungen“ und „Verlorne Liebesmüh'“ enthalten. Die Kölnische Zeitung bemerkt: Der König Max von Bayern hat 6000 Gulden bewilligt für eine von Herrn Tycho Mommsen nach den ältesten Abdrücken zu besorgende kritische Ausgabe des Shakspereschen Textes. Eine schöne Huldigung Deutschlands für den großen britischen Dichter! Wenn dieses Unternehmen für Gelehrte von Wichtigkeit ist, so ist die Ausgabe des Shakspere von Nicolaus Delius, bei welcher es besonders auf Erläuterung abgesehen ist, für jeden Gebildeten von Interesse. Dieses schöne, bedeutende Kosten verursachende Werk erfreut sich leider keiner öffentlichen Unterstützung. Der Verleger hatte sich an die preußische Regierung gewandt und gebeten, eine Anzahl Exemplare für Schul-Bibliotheken zu nehmen, ist aber abschlägig beschieden worden. Kann Preußen es in Beförderung der Wissenschaft nicht mehr mit Bayern aufnehmen?

— * Die bekannte Romanbibliothek „Album“ im Verlage von Kober und Markgraf in Prag hat schon den Jahrgang 1859 eröffnet und zwar mit einem „biographischen Romane“: Frau von Staël, von Amely Bölte, von dem jedoch nur erst ein Band vorliegt; diesen vier Bänden wird ein Roman von Mügge: „Täuschung und Wahrheit“, eine Novelle von Julie Lauer: „Künstlerliebe“, und eine Erzählung von Levin Schücking: „Die Rheiderburg“, und Geschichten von E. Hoefer: „Vergangene Tage“, folgen.

— ** Deutsches Kunstblatt. Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunsthandwerk; Organ der deutschen Kunstvereine ꝛc., redigirt von Friedrich Eggers in Berlin, und Literaturblatt, redigirt von Paul Heyse in München. Neunter Jahrgang. Stuttgart 1858. Ebner und Seubert. — Als das 1850 von Friedrich Eggers begründete deutsche Kunstblatt ein vierjähriges Knäblein geworden und aus dem Hause seines bisherigen Pflegers, Herrn T. O. Weigel in Leipzig, wahrscheinlich nicht aus pädagogischen, sondern aus finanziellen Gründen entlassen wurde, nahm sich sofort Herr Schindler seiner an und sorgte, vereint mit dem wirklichen Vater des Knäbleins, für dessen Weiterbildung in umfassenderer Weise, indem er es auch auf den Gebieten der Poesie und der Kunstgewerbe thätig sein ließ, letzteres freilich nur in sehr sporadischer Weise. Und als dem Knaben im Hause dieses zweiten Pflegers abermals eine Olympiade verflossen war, percirte es Gott weiß was, und wurde ziemlich plötzlich und wie es scheint, weniger freundlich verabschiedet als von Herrn Weigel. Das geschah also am Schlusse des Jahres 1857. Nun kam die noch kunstfreundlichere Firma der Herren Ebner und Seubert in Stuttgart und erbarmte sich des Verstoßenen, nahm aber, wie ihr Vorgänger, abermals eine Veränderung mit dem Pflegling vor. Sie bestand darin, daß das Kunstblatt aufhörte ein Blatt zu sein, das wöchentlich seinen Besuch abstattete, und zu einem Hefte wurde, das nur alle Monate und zwar jedes Mal erst gegen das Ende desselben seinen Besuch abstattet. Auch wurden dem Titel mit vollem Rechte die Namen der Mitwirker entzogen, weil sie in der That zum Theil nur durch den Namen gewirkt hatten oder hatten wirken sollen. Ob sich nun die Kunst oder vielmehr diese Behandlung der Kunst hier im reizenden Stuttgart auf die Dauer heimischer fühlen wird als in Berlin und Leipzig, darüber wollen wir ihr kein Prognostikon stellen; aber so viel ist sicher, daß trotz aller Veränderung des Wohnorts und des äußeren Gewandes der Dreiherren-Zögling seinen Charakter in der Hauptsache nicht verändert hat, ihm vielmehr in einer Weise treu geblieben ist, die schon ob ihrer zweideutigen Tugend der Consequenz Anerkennung verdient. Nach fast neunjährigem Bestehen dieses Charakters wäre es also überflüssig, ihn hier des Breiteren schildern und in concreten Erscheinungen nachweisen zu wollen; ein Jeder weiß, daß er gediegen wissenschaftlich und gründlich ist, daß er aber nicht darauf ausgeht, die Kunst mit dem Leben der Gegenwart zu vermitteln und ein lebensfrisches Bild des gesammten gegenwärtigen Kunstlebens aufzustellen. Dazu ist er zu vornehm abstoßend, zu exclusiv in den Gebenden wie in dem Gegebenen. Man darf daher ja nicht glauben, daß das Kunstblatt irgendwie vollständig sei, weder in der Kunst noch in ihrer Literatur; es geschieht unendlich viel, wovon es sich nichts träumen läßt oder vielmehr träumen lassen will. Wir wollen keinen vergleichenden Seitenblick auf seine Zwillingsbrüder „Die Dioskuren“ werfen, denn beide leben absichtlich neben einander, ohne von einander Notiz zu nehmen. Aber wie charakteristisch ist z. B. der Umstand, daß dem außerhalb Berlins Stehenden erst durch die Dioskuren die Augen über die dortige Kunstakademie geöffnet worden sind, und daß über das bekannte Verhalten der Letzteren gegenüber der Münchener Ausstellung das Kunstblatt wohlweislich schwieg! Doch still von diesen Schwächen; wir wissen längst, daß sich eine Parallele zwischen der Berliner Akademie und dem deutschen Bundestage ziehen ließe. Die starke Seite des Kunstblattes besteht in der Gediegenheit und Gründlichkeit der vorzugsweise das Mittelalter betreffenden Aufsätze, wie sie in den ersten Heften d. J. noch von dem verstorbenen Kugler, in anderen von Schnaase, Lübke u. s. w. geliefert wurden. Und jedes dieser Hefte sorgt dafür, daß sowohl das Mittelalter, als die Neuzeit wenigstens in den abhandelnden Artikeln vertreten ist. [— Es war kürzlich davon die Rede, daß die Zeitschrift aus Mangel an Unterstützung eingehen müsse. Wenn wir recht berichtet sind, so ist diese Gefahr beseitigt, doch wird das Literaturblatt zu erscheinen aufhören. Es ist das zu bedauern, da diese Beilage grade in diesem Jahre unter der Redaction von Paul Heyse sich außerordentlich gehoben hatte. Es fehlt ihm indeß so sehr an Beihülfe von anderer Seite, daß er aus Rücksicht auf seine poetischen Arbeiten das Blatt fallen lassen muß. —]

— * Der Bücherluxus ist in Frankreich, wo er wie überall seit 1848 abgenommen hatte, jetzt wieder so im Zunehmen, daß Curmer bereits 2000 Subscribenten für seine „Imitation de Jésus-Christ“, wovon das Exemplar 266 Frs. kostet, gefunden hat und sich dadurch zur Herausgabe des „Livre-d'Heures“ der Königin Anna von der Bretagne veranlaßt fand, wovon das Exemplar 500 Frs. kosten, dafür aber 500 Seiten, von denen jede ein kleines Meisterstück, enthalten wird.

— * Zu den Zeichen der Zeit in Preußen gehört, daß der bekannte zelotische Theolog Hengstenberg in Berlin seines Amtes als Examinator durch den Cultusminister von Bethmann-Hollweg entbunden worden ist.

— * Großes Glück macht jetzt auf den deutschen Bühnen ein Lustspiel „Die Verschwörung der Frauen“ von Arthur Müller. Der Verfasser lebt in Breslau und ist Candidat der Philologie.

— * In Nürnberg fand man am 17. den Maler Friedrich Unger aus Hof, der im Germanischen Museum beschäftigt war, in einem Zimmer des letztern erstochen. Er hatte sich eine tödliche Wunde an der linken Seite des Halses mit einem Dolche beigebracht.

— * Das Lutherdenkmal in Worms, wenn es nach dem Plane von Rietschel zur Ausführung kommt, wird vielmehr eine Gruppe von Denkmälern sein. Auf dem Marktplatze der alten Stadt wird der für das Standbild bestimmte Raum dem Geräusche des Verkehrs durch einige Stufen entzogen sein. Man denke sich diese erhöhte quadrate Grundfläche in ihrer Mitte gekrönt von dem eigentlichen Denkmal Luthers, seiner Kolossalgestalt in Bronze auf dem durch die Gestalten seiner Vorkämpfer reich gezierten Fußgestell als Mittelpunkt des Ganzen, dem sich in richtiger Nähe an allen vier Ecken der Grundfläche ebenso viele Standbilder der mächtigsten Stützen und Beförderer der Reformation, und zwar in einer eigenthümlichen architektonischen Verbindung, in solcher Weise anschließen, daß in dem Beschauer das Gesammtbild jener Kräfte sich erzeugt, welche alle vereint die Träger der welthistorischen Begebenheit wurden. In mächtiger Größe wird die Erzgestalt auf hohem Fußgestell die umgebenden Gefährten überragen. An dem Fußgestell soll am obern Theil in unmittelbarer Nähe des Standbildes: der Reichstag zu Worms; an der vorderen Fläche rechts: der Anschlag der Thesen; links: die Uebersetzung der Bibel; und auf der Rückseite: Luthers Familienleben angebracht werden. An dem Hauptwürfel des Piedestals soll eine Reihe von Medaillons, in reichen Lorbeer- und Eichenkränzen eingeschlossen, umherlaufen, welche die Bildnisse derjenigen bedeutenden Männer jener Zeit zeigen, welche Mitarbeiter an dem großen Werk waren, so weit dieselben nicht schon unter den Statuen Platz gefunden haben. Wir nennen beispielsweise nur Johann den Beständigen, Johann Friedrich den Großmüthigen, Justus Jonas, Bugenhagen, Hutten, Zwingli, Calvin ꝛc. Unterhalb dieser Reihe von Bildnissen würden etwa die Wappen derjenigen Städte, verbunden durch ein reiches Ornament, einen schönen und geeigneten Platz finden, welche sich durch besondere Förderung des Reformationswerkes seiner Zeit ausgezeichnet haben. An den Ecken des Würfels sollen in einer der Hauptgestalt natürlich untergeordneten Größe die Gestalten der vier Männer stehen, welche mit ihren Reformationsversuchen der eigentlichen Reformation Luthers vorangingen: Johannes Huß der Böhme und Savonarola der Italiäner, welche beide Märtyrer ihrer Ueberzeugung wurden, Wiclef und Petrus Waldus, alle vier zugleich die Repräsentanten der vier gebildetsten nichtdeutschen Nationen jener Zeit. Vier Sonderdenkmäler werden das Hauptdenkmal umgeben. Vorn zur rechten Seite des Beschauers Friedrich der Weise; zur linken Philipp der Großmüthige von Hessen; dann die Gestalten Melanchthons, des Präceptors Germaniä, und Reuchlins.“

— * Eine sehr allgemein verbreitete Sitte war es sonst, — sagt die Zeitschrift für Kulturgeschichte —, daß Kinder alljährlich zum neuen Jahr sowohl als an den Osterfeiertagen zu ihren Taufpathen geschickt oder gebracht wurden und diese ihnen etwas zu verehren hatten. Zu Ostern wurden Eier geschenkt, zum Neujahr wurde Geld oder Spielwerk ausgetheilt. Es war dies in Dorf und Stadt gebräuchlich und verursachte denen, welche viele Kinder aus der Taufe gehoben hatten, nicht geringe Kosten; man erzählt, daß mancher 10, 20, 30 und mehr Gulden an einem solchen Tage Ausgaben gehabt hat. Auf einem sächsischen Landtage zu Torgau im Jahre 1612 ward diese Sitte nebst andern „schedlichen mißbreuchen und gebrechen“ bei Strafe verboten, da sie zu mehrfachen Beschwerden Anlaß gegeben hatte.

—* Goethe's Antheil an den landwirthschaftlichen Anlagen in Weimar. Diese Ueberschrift führt der folgende Artikel von H. Jäger, welchen wir den Westermannschen illustrirten „Monatsheften" entlehnen. „Es ist Gebrauch geworden, die unbedeutendsten Dinge und Beziehungen aus Goethe's Leben und Wirken als etwas ungemein Wichtiges wieder zu erzählen, und somit bedarf es keiner Entschuldigung, wenn ich über eine Sache berichte, die nicht nur Interesse für die Kunst hat, sondern auch eine neue, bisher noch nicht besonders beleuchtete Seite des großen Dichters zeigt. Es ist bekannt, daß Goethe in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar bis zur italiänischen Reise, obschon bereits die Wirksamkeit eines ersten Ministers ausübend, die erst freiwillig übernommene Sorge für die Vergnügungen des lebhaften jungen Herzogs Karl August und seiner noch jungen, lebenslustigen Mutter, der verwittweten Herzogin Amalie, später oft unfreiwillig ausüben mußte, weil er sich auch in dieser Hinsicht unentbehrlich gemacht und den durch und durch geistreichen Hof an künstlerische, besonders poetische Unterhaltungen gewöhnt hatte. Tieffurth und Ettersburg sind ja classische Namen durch die dort aufgeführten dramatischen Spiele geworden. Obschon Goethe von dem damals in der ersten Blüthe stehenden berühmten Park von Wörlitz sehr entzückt war, so hatte er doch schon das Gefühl, daß man es mit den damaligen Parkanlagen übertreibe, daß sich die Gartenkunst in Spielereien und Scheinsceneríen verirrt habe, denn in einer seiner genialsten „Tollheiten" (wie Goethe selbst sagt), dem Caricatur-Drama die „geflickte Braut", welche im Sommer 1777 im Wald bei Ettersburg mit vielem Pomp vom Hofpersonal und einigen andern befähigten Personen (die Schauspielerin Corona Schröter, der Tänzer Aulhorn, Bertuch und einige Andere waren unentbehrlich geworden) aufgeführt wurde, machte er neben der Gefühlsschwärmerei, Empfindelei und Mondscheinschwärmerei der damaligen Zeit auch die Parkmanie in Versen lächerlich. Aber schon ein Jahr darauf sehen wir den Spötter selbst Felsen aufbauen und Einsiedeleien einrichten, romantische Plätzchen und endlich einen Park anlegen. Die nächste Veranlassung dazu war ein Fest, welches er zum Namenstage der Herzogin am 25. August 1778 veranstaltete. An einer schattigen, kühlen Stelle des linken Ilmufers ließ er unter einer schönen Gruppe von Eichen einen Platz ebnen, davor über eine geräumige Hütte von Baumrinde, Stroh und Moos, vulgo Einsiedelei bauen, das nachmalige „Kloster" oder Rindenhäuschen im Park, worin sich später Karl August so wohnlich einrichtete, daß er Tage und Nächte darin zubringen konnte. Goethe empfing den Hof mit mehreren andern Hofherren in geistlicher Ordenstracht an der Thür der Einsiedelei. Nachdem die hohe Gesellschaft auf die frugalste Weise mit Milch aus irdenen Schüsseln in dem kleinen Raume bewirthet worden war, und sich in den Mienen der Eingeladenen keineswegs angenehme Ueberraschung zeigte, öffnete sich die Hinterwand, und auf dem schönen Platze zeigte sich die wohlbesetzte Hoftafel, an der nun auch die falschen Mönche ihren Fasttag vergaßen. In dem zu diesem Fest vom Kammerherrn von Seckendorf gedichteten Drowolei heißt es, daß Goethe schon Versuche mit Parkanlagen gemacht hatte. Gewiß ist, daß von diesem „Kloster" aus sich die Parkanlage nach und nach weiter entwickelte, und er das schöne waldige Ufer der kleinen stillen Ilm mit angenehmen Wegen durchzog, hie und da pflanzen ließ, Felsen und Grotten thürmte und sich mit dem größten Interesse bei allen Arbeiten betheiligte. Es ist ja bekannt, daß Goethe Alles können wollte, und sein Genie ihn über vieles Fachwissen hinweghob. Der Wörlitzer Park diente ihm als Vorbild, und er eilt selbst mit dem Herzog dahin, um diesen zu studiren. Dennoch hielt er sich von Nachahmungen fern und wußte seine landschaftlichen Schöpfungen „dem Genius des Ortes", dem er später einen Denkstein setzte, so anzupassen, mit andern Worten, er wußte das gegebene Material so gut zu benutzen, daß er eine liebliche Anlage und manche gelungene Scene schuf. Wieland nannte diese Anlagen „Goethe'sche Gedichte", ein Vergleich, den sich jeder Gartenkünstler gefallen lassen kann. Zuweilen ließ Goethe bei Festlichkeiten oder indem er eine auserwählte Gesellschaft wie zufällig an einen geeigneten Platz führte, einzelne Scenen und Gruppen in Rembrand'scher Weise beleuchten. Man erzählt sogar, daß er mit dem fürstlichen Freunde in antiker Tracht am felsigen Ufer auf- und abgegangen sei, während die Sängerin Corona Schröter in Tricot als Nymphe gekleidet, auf einer Rasenbank ruhend, gesungen habe. Als man auswärts gar zu viel Geschrei über solche geniale Freiheiten machte, entschuldigte Wieland öffentlich, es sei ja am hellen Tage gewesen, also habe man schwerlich etwas Lichtscheues gethan. Eine weitere Veranlassung zu einer neuen Parkscene wurde der Tod eines jungen überspannten Mädchens, Christel von Laßberg, die „Werther's Leiden" bei sich tragend, aus dem Wasser gezogen wurde. Goethe errichtete ihr in tiefer Abgeschiedenheit nahe an der Ilm, worin sie den Tod gesucht und gefunden, ein Andenken, und sagt über seine Betheiligung selbst: „Ich höhlte mit dem Hofgärtner ein gut Stück Felsen aus. Wir haben bis in die Nacht hinein gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis an ihre Todesstunde." Dies war im Januar 1780. Seinen kleinen Garten an dem so berühmt gewordenen kleinen Landhause, dem „römischen Hause" gegenüber, legte er selbst sehr flaniz, ganz nach Laune in Form eines gruppirten Wäldchens an, wobei er selbstthätig mit Hand anlegte. Es ist bekannt, daß Karl August später selbst viel Geschmack an Parkanlagen und Gärten fand und bis an sein Ende bewahrte."

—* Land und Leute in Irland machen neuerdings wieder viel von sich reden. Adolf Helfferich hat Skizzen und Erzählungen aus Irland erscheinen lassen, welche Interesse erregen. Er macht die allerdings nicht neue, aber richtige Bemerkung, daß das alte Celtenthum Irlands im Absterben begriffen ist. Bodenkultur, Musterwirthschaften, Landbanken, Manufakturen und Gymnasien haben nicht bloß die Repeal- und die Temperenzfrage, Agitation und Bandmänner verdrängt, sondern drohen auch die köstlichen Reste der eminenten celtischen Phantasie, welcher der poetische Volksgeist des Iren entstammt, in Vergessenheit zu begraben. Die Celten, deren Herkunft und Sprache den Geschichtsforschern so viel zu schaffen macht, und die der Volksglaube in Irland so eng mit den alten Aegyptern zu verknüpfen liebt, verschwinden sichtbar vor dem Sachsenthum, und wer sich für jene seltsamen phantastischen Legenden und Märchen der Iren interessirt, wird bald genug auf die Sammlungen angewiesen sein, welche Mr. und Mrs. Hall, Crofton Croker („Munster Legends"), S. Lover („Legends of Ireland") und W. Carleton („Traits and Stories of Ireland"), davon noch zu rechter Zeit veranstaltet haben, denn im Leben verlöschen diese köstlichen Genrebilder mehr und mehr. Eben dies rechtfertigt denn auch, daß der Verfasser fast die Hälfte seines Buchs solchen Erzählungen und Zügen aus dem irischen Volksleben widmet und in dem „Sackpfeifer", „dem armen Studenten", „dem Schiffskapitän" und der „Mitternachtsmesse" uns vier treffliche Reliquien irischen Volkslebens und celtischer Phantastik hinterläßt. Neben diesen echt volksthümlichen Erzählungen sind die Reiseberichte, welche er von seinen Zügen zwischen Glasgow und Belfast, Londonderry und Sligo, Westport und Galway, Limerick und Killarney, Glendalough und Dublin liefert, so unterrichtend und lehrreich, daß wir ihm dafür zu Dank verpflichtet sind. Zwar zeigt sich in ihnen überall mehr der Mann von praktischer Auffassung und nüchternem Blick, als der Tourist von Profession, der auf Kunst oder Natur reist; aber an dem Reize beider geht er doch keineswegs stumm vorüber. Auffallend indeß bleibt es immer, daß er das namhafteste Naturbild Irlands, den Giants Causeway, gar nicht aufsucht, was doch kaum die eiligste Reise entschuldigen kann. Neben den zum Theil aufblühenden Städten schildert uns der Verfasser die bekannten Lumpen- und Hungerscenen der „Bogs" (wüste Torfmoore) noch immer ergreifend genug. Nachdem Irland drei Millionen Menschen durch Auswanderung verloren und nur noch von 6½ Mill. bewohnt wird, ist, da die Auswanderer fast ausschließlich Katholiken waren, der protestantische Geist auf der Insel zur Herrschaft gelangt, und dieser Geist ist es unstreitig, von dem Irland seine Wiedergeburt erwartet. Nichtsdestoweniger sieht man in den Städten um Sligo noch ganze Häuserreihen in Trümmern liegen, Haufen schreckhaft zerlumpter Einwohner, in schmierige Lappen gewickelt, die ebenso gut Hose als Rock sein können, lungern in der Provinz umher, wo ein ganzer Anzug für 2—3 Schilling zu haben ist u. s. w. Was aber das Schlimmste ist, diese bettelhafte Blöße ist nicht Folge absoluter Noth oder mangelnden Erwerbes, sondern einer unbezwinglichen Trägheit und Neigung für Schmutz und Verfall zuzuschreiben. Zum Beleg hierfür erzählt der Verfasser die Geschichte einer reichen Engländerin, die auf ihrer Besitzung in Irland ein Dutzend allerliebster „Cottages" für ihre Pächter bauen und vollständig mit allem englischen Hausgeräthe ausstatten ließ und die, als sie ein halbes Jahr später ihr kleines Paradies besuchte, die Kochkessel mit schmutziger Wäsche gefüllt, die Schweine in den Bettstellen liegend, die Butten von der Sonnenhitze zersprengt und die Schornsteine verstopft fand, um den kostbaren Rauch doch nicht unnütz entweichen zu lassen! Solcher Art war bis vor kurzem das Schicksal aller englischen Improvements. Der Naturreiz Irlands besteht, wie bekannt, in den wundervollen Seebuchten, von kühnen, kahlen Klippen eingefaßt, und im Grün der Wiesen; dagegen giebt es in Irland wie in Sicilien nirgends Wälder. Nicht Einen namhaften Wald hat die sinnlose Holzverwüstung der Iren und eine verschrobene Gesetzgebung bestehen lassen, wiewohl noch im 16. Jahrhundert große Wälder vorhanden waren. Unter solchen Umständen sind einige Parks zu unverhältnißmäßigem Ruhme gelangt. Nur der von Harlewood, Sir John Wynne gehörig, verdient seinen Ruf, durch seine herrliche Lage am See und den Verein der Vegetation fast aller Zonen. Unter der Breite von Milan und Riga wuchern hier 36 Gattungen immergrüner Bäume, Arbutus, Taxus, Cypresse, Ceder, Rose und Jasmin, Eiche, Cytisus und Lorbeer im lustigen Gemisch in diesem Zaubergarten. Außer an den Küsten entfaltet die Natur ihren größten Reiz an den lachenden Ufern der Seen von Killarney, das in dem Ruf steht, der schönste Fleck Irlands zu sein. Die Insel Innisfallen im untern See, wo jene irischen Annalen verfaßt wurden, die eine Zierde der Bodleyana sind, ist allerdings überaus reizend und zeigt sogar ein Bruchstück einer Waldlandschaft.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1859 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1858.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. 12 gr Gold.
Expedition
Heizerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 2. Bremen, 9. Januar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Peter Eschenloer's Denkwürdigkeiten seiner Zeit.

Von D. Ehmck.

Es ist eine in der menschlichen Natur wohlbegründete Erscheinung, daß jede große Epoche, welche neuen Gedanken die Herrschaft der Welt übergiebt, und von der wir daher eine neue Periode in der Geschichte zählen, die ihr unmittelbar vorausgehende Zeit in den Schatten der Vergessenheit drängt. Vor der neuen im Siegesglanze strahlenden Sonne erbleichen die Lichter, an denen sie sich entzündete. Am Wenigsten konnte der Bewegung, welche der „neueren Geschichte“ ihren Stempel aufdrückte, diese Wirkung fehlen. Hat doch die Reformation alle Gebiete des Lebens mit ihrem Einflusse ergriffen, alle Verhältnisse desselben umgeprägt. Und so mächtig war die Umbildung, welche sich vollzog, daß es fast erst in unserer Zeit dem menschlichen Geiste gelang, sich ihr gegenüber zu sammeln und sie kritisch zu betrachten. Nun erst ging man über sie hinaus und richtete auch auf die Männer das Licht der Forschung, auf deren Schultern die Reformatoren standen. Und allerdings übte die historische Wissenschaft nun erst die volle Gerechtigkeit gegen jene Männer. Doch liegt nicht darin der einzige Werth und Reiz dieser Forschungen, nicht einmal der größte. Der beruht vielmehr darauf, daß die Erkenntniß der Ursachen und des Wesens einer solchen Bewegung auf keine bessere Weise gefördert wird.

Die Forschungen, welche in den letzten Jahrzehnten über die religiösen und politischen Vorläufer der Reformation gemacht sind, geben dafür Zeugniß. Doch erschöpft eine Betrachtung dieser beiden Richtungen noch nicht das Ereigniß, welches wir die Reformation nennen, und welches nur, als die Umbildung der mittelalterlichen Anschauungsweise in die moderne aufgefaßt, verstanden werden kann. Erinnern wollen wir hier nur an den engen Zusammenhang, in welchem Luther selbst mit den Humanisten stand, an sein eifriges Mahnen zur Vermehrung und Verbesserung des Unterrichts, an die Verdienste, welche er sich durch seine kraft- und schwungvolle, herzenswarme, einfach-wahre Sprache in Prosa und Poesie um unsere deutsche Literatur und Sprache erwarb. Man darf erwarten, daß sich bei weiterer Untersuchung über ähnliche Bestrebungen der zunächst voraufgegangenen Zeit noch viele Schätze heben lassen. Doch hoffen wir dies Mal unsere Leser zu überzeugen, daß noch nicht einmal alle gehobenen Schätze, deren einige ihnen vielleicht näher liegen, als Manche ahnen, nach Gebühr gewürdigt sind, indem wir nämlich versuchen, sie mit einem deutschen Historiker des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt zu machen, der, wie wohl er schon seit dreißig Jahren gedruckt zu Tage liegt und mit einer Frische, Lebendigkeit und Größe der Anschauung erzählt, die sehr vielen seitdem gedruckten und gelesenen Büchern mangelt, doch bisher, selbst von Fachmännern, wenig beachtet ist.

Das Werk erschien 1827 und 1828 zu Breslau unter dem Titel: „Peter Eschenloer's, Stadtschreibers zu Breslau, Geschichten der Stadt Breslau oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit vom Jahre 1440—1479.“ Die geringe Sorgfalt, welche auf die Herausgabe gewandt ist —, Wörter, die entweder in der Handschrift falsch gelesen oder verdruckt sind, finden sich fast auf jeder Seite, Erklärungen wie sie der mit der Specialgeschichte jener Zeit und den topographischen Verhältnissen, die in dem Werke berührt werden, nicht ganz vertraute Leser wünschen muß, fehlen so gut wie ganz —, trägt wohl einen Theil der Schuld, daß das Werk noch nicht bekannter geworden ist. Doch sind auch competente Beurtheiler der Ansicht, es würde schon weit mehr gelesen und benutzt sein, wenn es nur in lateinischer Sprache geschrieben wäre.

Von den äußeren Schicksalen Peter Eschenloers wissen wir außerordentlich wenig. Daß er, der zweite von fünf Söhnen seines Vaters Nicolaus, in Nürnberg geboren war, auf einer hohen Schule „der sieben freien Künste Magister“ wurde, dann fünf Jahre das Rectorat der Stadtschule zu Görlitz in der Lausitz bekleidete und um das Jahr 1455 nach Breslau von dem Rath dieser Stadt berufen wurde, um hier das Amt eines Stadtschreibers zu übernehmen, darauf beschränkt sich Alles, was wir bis zu dem genannten Jahre über ihn erfahren. Von seinen späteren Geschicken und seiner amtlichen Thätigkeit kennen wir nur das Wenige, was er selbst gelegentlich in seinem Werke berichtet. In diesem aber hat er sich ein Denkmal gestiftet, das seinem Geist und seinem Herzen gleichviel Ehre macht, und das, abgesehen von den wichtigen Beiträgen, welches es für die Geschichte jener Zeit liefert, um so fesselnder ist, weil uns aus demselben der ganze würdige Charakter des Mannes mit einer schlichten Offenheit entgegentritt, wie sie jenen Jahrhunderten in guten und schlechten Dingen eigen war.

Verweilen wir indeß, ehe wir von diesem sprechen, noch einen Augenblick bei den angeführten, immerhin geringen Anhaltpunkten zur Erkenntniß seines Bildungsganges und seiner äußeren Stellung im Leben. Es wird die Behauptung gewagt werden dürfen, daß es in doppelter Hinsicht für ihn wichtig war, in Nürnberg geboren zu sein. Die Anschauungen von reichsstädtischer Freiheit, Zuversicht, Stolz, Pracht und Reichthum, welche er in dieser Metropole des deutschen Bürgerthums einsaugen mußte, blieben gewiß nicht ohne Einfluß auf seine spätere öffentliche Thätigkeit: die Zustände in Breslau waren ähnlich, nur nicht ganz so großartig, aber das Volk noch trotziger, und die Aufregung, welche der lange Krieg immer auf's Neue anfachte, ließ es ganz dem festen, wohlgeordneten Regiment wie es in Nürnberg der Rath übte, entwachsen: es war nicht des Verfassers geringste Sorge —, und er wurde darüber zum Märtyrer —, eine solche „gute Ordnung“ auch in Breslau wieder herzustellen. Andrerseits war Nürnberg unter den Städten, in welchen die geistigen Bestrebungen jener Zeit eine vorzügliche Pflege fanden, eine der ersten. Es giebt ja noch gegenwärtig laut Zeugniß, wie

reich hier einst die Kunst geblüht hat. Fast jede Gattung derselben hat unter ihren Vertretern einen bedeutenden Nürnberger Namen aus dem scheidenden Mittelalter aufzuweisen. Der Reichthum, welcher damals in Nürnberg zusammenströmte, hat würdige Denkmäler der einstigen Größe jener Stadt gestiftet. Fördernd und selbstthätig nahmen auch Männer aus den »edlen Geschlechtern« der Stadt an den höheren Interessen des Lebens regen Antheil; neben der heiteren Kunst fand die ernstere Wissenschaft hier einen fruchtbaren Boden.

Im fünfzehnten Jahrhundert trat überhaupt zu Gunsten der Erweiterung des geistigen Lebens, der Ausdehnung wissenschaftlicher Thätigkeit eine außerordentliche Veränderung ein. Ursache davon war die Wiedererweckung der klassischen Studien, die in kurzer Zeit weit mehr Schätze des Alterthums ans Tageslicht förderte, als das ganze Mittelalter gekannt hatte. Sie erschlossen den nach geistiger Nahrung lechzenden Gemüthern, welchen sich die unter flachem Dogmatismus und inhaltlosem Schaugepränge verkommene Religion, und der die Philosophie vertretende geistlose Scholasticismus völlig entfremdet hatten, eine neue Welt. In taumelhafter Freude hatte sich zuerst Italien den neuen Studien zugewandt, bald folgte mit nicht minderer Energie, aber größerem Ernste Deutschland. Man suchte und fand für jede Gattung der Wissenschaft und Kunst im Alterthum die Muster. Es ist bekannt, wie sehr diese Studien der Reformation vorarbeiteten und zu Hülfe kamen, und es ist ein Zeichen für das auch damals wenigstens bei einem Theile unseres Volks starke Nationalbewußtsein, daß sie sofort auch zur Förderung nationalen Sinns und Lebens verwandt wurden. Wir haben hier nur eines Beispiels, nicht des eclatantesten, aber eines in mancher Hinsicht merkwürdigen zu gedenken. Bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts waren es in Deutschland doch nur noch einzelne hervorragende Kreise, in welche die classischen Studien schon Eingang gefunden hatten. Nürnberg vereinigte in den vierziger Jahren mehrere angesehene »Humanisten« in seinen Mauern. Ueber dem Schönen, das ihnen in fremder Zunge entgegen trat, vergaßen sie der Muttersprache nicht. Zwar so, wie sie damals gesprochen und geschrieben wurde, mußte sie auch ihnen »barbarisch« erscheinen. Aber nur um so dringender war der Wunsch, sie zu reinigen und zu bessern. Es war für jene Männer ein sehr natürlicher Gedanke, so abenteuerlich er uns scheint, dies zu bewerkstelligen mit Hülfe der lateinischen Sprache, und zwar namentlich durch Uebersetzungen, die auf das Genaueste die lateinische Satzbildung nachahmten. Specielleres über die Anwendung solcher Grundsätze wissen wir fast gar nicht; jedenfalls wird dadurch ein wissenschaftliches Interesse an der deutschen Sprache constatirt, das nicht ohne segensreiche Folgen bleiben konnte und mit der Zeit den rechten Weg finden mußte.

Ob Eschenloer an diesen Bestrebungen Theil hatte, wissen wir freilich nicht, wenn auch zu vermuthen ist, daß sie ihm, der zu derselben Zeit wohl noch nicht von Nürnberg entfernt war, nicht unbekannt blieben. Es liegt jedenfalls nahe, sich an sie zu erinnern, weil das Erste, was uns an Eschenloers Geschichtswerke auffällt, die verhältnißmäßige Leichtigkeit ist, mit der er die deutsche Sprache gehandhabt hat. Es ist wieder eigenthümlicher Stil darin und zugleich eine Energie des Ausdrucks, die wir in anderen Prosawerken aus jener Zeit vermissen. Freilich es gilt von ihm, was auch von Luther: pectus est, quod facit disertum. Er fühlt den Beruf des Geschichtschreibers in sich, er m u ß reden. Sowie »das Herz« nur wieder da ist, kehrt auch die ganze Kraftfülle und Tiefe der Empfindung, welche im deutschen Sprachgeiste liegt, und nur im Bewußtsein des Volks schlummerte, zurück.

Dieser innere Drang ließ denn auch ein Werk erstehen, das, wie ungefällig auch in der Form, doch ein wirkliches Geschichtswerk ist und die Anfänge einer wahrhaft historischen Kunst enthält. Was es bis dahin in dieser Gattung gab, waren größtentheils Chroniken, die sich sehr selten über den Annalistenton erhoben. Mit mehr Kunst und auch mit mehr historischem Bewußtsein sind freilich schon einzelne Lebensbeschreibungen verfaßt, wie die des Kaisers Sigismund von Eberhard Windeck. Bald darauf schrieb der gewandte Parteigänger Anneas Sylvius, der von einem armen italiänischen Edelmann und Literaten bis zum päpstlichen Thron (als Pius II.) emporstieg, seine Geschichte Friedrichs III. und lieferte auch in seinen zahlreichen anderen Werken und Briefen werthvolle und interessante Beiträge zur Geschichte seiner Zeit. Eine fließende lateinische Sprache, eine piquante und glänzende Diction empfahl seine Schriften; man merkt ihnen an, daß er Form und Sprache der antiken Muster mit Erfolg studirt hat. Nur erhielt man durch ihn eine Zeitgeschichte vom italiänischen und, je höher der Verfasser stieg, desto mehr vom päpstlichen Standpunkte, bei der zumal die deutsche Nation recht schlecht fuhr. Und unter ihren Fürsprechern, die ihm entgegen traten, fand sich ein bedeutender Geschichtschreiber nicht. So wenig sich nun Eschenloer an Formvollendung mit dem Italiäner messen kann, und so wenig er andererseits ein entschiedener Gegner des Papstthums war, so hat sein Werk doch als hervorragendes Erzeugniß des deutschen Geistes auf dem historischen Gebiete seine große Bedeutung.

Die Form des Werks ist freilich die unbehülfliche von Annalen, und die Erzählung bewegt sich scheinbar in dem engen Rahmen einer Stadtgeschichte. Aber in der kräftigen, kernigen Redeweise, welche der Ausdruck eines tiefen Gemüths ist, hat der Nürnberger doch seine großen Vorzüge vor der glatten Form des Italiäners. Und überdieß ist er weit entfernt, uns nur ein trockenes Referat der alltäglichen Stadtereignisse zu bieten. Wenn er in den einleitenden Worten sagt, die Geschichte werde geschrieben, »um den Menschen Exempel für ihre Handlungen zu setzen«, so schmeckt das allerdings noch etwas nach der Geschichtsphilosophie der Chronisten. Die Anwendung aber, welche er von diesem Satze macht, den Breslauern in ihrer Geschichte, soweit er dieselbe erlebt, ein mahnendes Denkmal aufzustellen, daß »Liebe der Bürger zum gemeinen Besten« allein die Wohlfahrt der Stadt herbeiführe, innere Zwietracht sie untergrabe, läßt ihn schon in anderem Lichte erscheinen. Daß es jedoch nicht sein erster und einziger Zweck war, die Geschichte zu benutzen, um seinen Mitbürgern Vorschriften über ihr politisches Verhalten zu geben, das liegt in den schlichten Worten ausgedrückt, mit welchen er die Beweggründe zu diesem Werk anzeigt. Dreierlei, sagt er, habe ihn dazu veranlaßt: die Liebe habe ihn Breslau verbunden, seine Pflicht heische es und die Wahrheit bezwinge ihn. Breslaus Verdienste um die Kirche und Böhmen, welche es sich durch seinen Kampf gegen die Ketzer erworben habe, aufzuzeichnen. Und das ist in Wahrheit der Gedanke, welcher ihn bei der Abfassung seines Werkes nicht wieder losgelassen hat, welcher, auch unausgesprochen, aus jedem Satze desselben hervorblickt. Er sieht mit Stolz und Bewunderung — bei Allem, was er im Einzelnen zu tadeln hat — auf die große Aufgabe, welche diese eine Stadt sich während des Menschenalters, welches er dort verlebte, — es ist vielleicht die glänzendste Episode in Breslaus und eine der denkwürdigsten in der Geschichte der deutschen Städte — sich vorgesetzt hat. Und wenn auch die Beharrlichkeit in der Verfolgung derselben zum blinden Eifer wurde, den er nicht billigt, so macht ihn das nicht an der Berechtigung der Aufgabe selbst irre. Eschenloer hat, kurz gesagt, für sein Werk einen politischen Gedanken, einen festen Standpunkt gegenüber den Fragen und Ereignissen seiner Zeit —, und das macht den Geschichtschreiber. Das leiht auch ihm die Wärme und das Pathos, wodurch seine schlichte Darstellung so fesselnd wird.

Aber macht ihn das nicht parteiisch? Nimmt ihm das nicht alle Glaubwürdigkeit? Ja und nein. Es läßt ihn Partei ergreifen und giebt uns d a d u r c h einen sicheren Maßstab für seine Glaubwürdigkeit. So viel ist gewiß, daß als geschichtliche Quellen Schriftsteller dieser Art die allerergiebigsten sind, zumal wenn sie ihre persönliche Ansicht nicht erst aus der Auffassung der einzelnen Verhältnisse errathen lassen, sondern uns, wie es Eschenloer hinsichtlich seiner

politischen und religiösen Anschauungsweise thut, ihres Herzens geheimste Falten öffnen.

Um aber den Standpunkt, welchen er in seiner Zeit einnimmt, darzulegen und einen Begriff von dem hauptsächlichen Inhalt des Werks zu geben, muß es gestattet sein, zuvor mit einigen Worten in die wichtigsten Verhältnisse und Fragen jener Zeit einzuführen.

Im Jahre 1415 war von der »die gesammte Christenheit darstellenden« Kirchenversammlung zu Costnitz die Lehre des gewaltigen böhmischen Reformators als Ketzerei verurtheilt. Aber die Flamme, welche Huß und seinen standhaften Freund verzehrte, konnte jene nicht austilgen. Sie entzündete nur den furchtbaren Religions- und Nationalitätskampf, welcher bald über die Grenzen des böhmischen Landes hinausras'te und alle benachbarten Völker bis Rom hin in Schrecken setzte. Nach achtzehn unheilvollen Jahren gestand die Nachfolgerin jener Versammlung, die zu Basel tagte, dem Böhmischen Volke seine Forderungen zu, und selbst der Papst wagte für den Augenblick nicht, die Bestätigung zu versagen (1433). Die vier Artikel der Baseler Compactaten enthielten die Grundzüge einer Reformation, wie Huß sie gepredigt, und die Versicherung, daß die Kirche die Böhmen trotz dieser Abweichungen nicht mehr als Feinde und Ketzer, sondern als »ihre getreuen Söhne« betrachten wolle. Unaufrichtiger ist nie ein Vertrag abgeschlossen. Freilich gab er das katholische Princip, den Grundsatz der päpstlichen Autorität, vollständig Preis. Und sofort von dem Augenblicke des Abschlusses an ging die päpstliche Politik gegen Böhmen darauf hin, diesen Vertrag illusorisch zu machen. In langjährigen Bemühungen ist das versucht, die feinsten und die gröbsten Mittel sind dazu angewandt: bald mußte eine spitzfindige Auslegung der Compactaten dieselben als eine nur zeitweilige Vergünstigung darstellen, bald meinte ein apostolischer Legat, der zur Unterhandlung nach Böhmen geschickt war, die Schwierigkeiten am Raschesten dadurch zu lösen, daß er den Böhmen das Original der Compactaten stahl; leider ließ er es sich wieder abjagen. Die päpstliche Politik, die stets auf das Ganze gerichtet gewesen ist, sorgte zugleich dafür, in der übrigen Christenheit das durch die beiden großen Concilien so schwer erschütterte Ansehen des heiligen Stuhls wieder zu befestigen. War nur die Unfehlbarkeit, die »höchste Autorität« des Papstes, und »die Pflicht aller Christgläubigen«, seinen Befehlen zu gehorchen, von der Mehrheit der christlichen Völker wieder anerkannt, dann mochte zuletzt ein Machtspruch genügen, um auch Böhmen wieder zur Vernunft und zur Heerde Petri zurückzubringen.

In dieser Richtung nun arbeitete man nicht erfolglos. Es gelang, der Opposition auf dem Concil Herr zu werden. Wichtiger war, daß man auch verstand die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Die Herren des Concils merkten gar nicht, wie sie sich, diese unfruchtbare Principienstreitigkeiten verfolgend und mehr des Clerus als der Laien Interessen berücksichtigend, immer mehr entfremdeten, während Rom es noch einmal versuchte, den lauten Ruf nach Reform auf seine Weise zu befriedigen. Dort hatte man die praktische Erfahrung und kannte die Gemüther der Menge. Ein neues Jubeljahr, umherreisende Mönche, welche Buße predigten und denen, welchen die Reise nach Rom zu weit, den Ablaß brachten, endlich neue Wunder verfehlten nicht zu wirken: in wenigen Jahren war man im ganzen deutschen Reiche in der vollständigsten kirchlichen Reaction.

Und vor Allem versäumte der Papst nicht, die Fürsten zu bearbeiten. Mit der religiösen Bewegung hatte an manchen Orten eine andere zusammengehangen, welche den unteren Ständen zu größeren oder auch nur zu einigen staatlichen Rechten verhelfen sollte. Es war also leicht die gemeinsamen Interessen hervorzukehren, und da solche Rücksichten allein nicht verfingen, so kam der Papst dem fürstlichen Streben nach Landeshoheit in der Weise zu Hülfe, daß er zu ihren Gunsten die außerordentliche freie Stellung des Clerus, namentlich seine ganz unabhängige Jurisdiction beschränkte; eine Kurzsichtigkeit, die sich rächen sollte.

Wohl unterstützte nun die klägliche, nur auf das Interesse des österreichischen Hauses gerichtete, alles kräftigen Schwunges entbehrende Regierung Kaiser Friedrichs III., sowie der fortdauernde Hader der großen und kleinen Fürsten im Reich, der Zwist zwischen Fürsten und Städten solche Politik; an eine Berücksichtigung nationaler Wünsche und Bedürfnisse war nicht zu denken, nicht einmal gegen das am Drückendsten empfundene und am Meisten verschrieene Uebel der Gelderpressungen römischer Legaten vermochte man sich zu nachdrücklicher That zu vereinigen. Aber die Bemühungen, auch das böhmische Volk zur alten Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, zum Aufgeben der mit dem Blut eines großen Theils der Nation erkämpften Rechte zu bewegen, wollten keinen Erfolg zeigen. Es war in Böhmen mit der religiösen Umwälzung eine staatliche Hand in Hand gegangen. Der Hussitismus hatte besonders in den unteren Schichten des Volks und in dem slavischen Theile der Bevölkerung Wurzel geschlagen. Und diese nationale Bewegung dauerte fort, auch als das wildeste Feuer, welches die unteren Massen, namentlich das Volk auf dem platten Lande zur Mißachtung des Eigenthums und aller anderen bestehenden Rechte entflammet hatte, verraucht war. Es standen sich fortwährend eine katholische und eine hussitische oder, um einen vom Baseler Concil anerkannten Namen zu gebrauchen, utraquistische Partei gegenüber, beide mächtig. Aber die letztere stützte sich auf die slavischen Sympathieen, ihr Streben war zugleich auf ein nationales Königthum und die Beschränkung der Uebermacht des sogenannten Herrenstandes, des höchsten Adels gegenüber den Rittern und Bürgern, gerichtet. Seit Georg von Podiebrad an ihrer Spitze stand, wurde sie die herrschende Partei. Schon unter dem letzten — unmündigen — Könige aus dem luxenburgischen Stamm, dem nachgebornen Ladislaus, gelang es ihm mit Verdrängung des Haupts der Gegenpartei als alleiniger Gubernator die Regierung zu führen. Nach Ladislaus' frühem Tode (1457) berief ihn die Nation, die ihr Wahlrecht geltend machte, zur Krone.

Wir nennen Podiebrad ohne Bedenken den erleuchtetsten Fürsten seiner Zeit. Was ihm den Scepter in die Hand gab, war nicht das augenblickliche Uebergewicht seiner Partei, sondern das Bedürfniß des ganzen Landes nach Frieden und Ordnung, als deren kraftvollen Begründer und Schirmer er sich gezeigt hatte. Entsprossen aus einem der angesehensten böhmischen Geschlechter und mit Ueberzeugung der hussitischen Lehre zugethan, hatte er seinen Einfluß und die mit seinen Erfolgen steigende Macht vor Allem dazu angewandt, in dem von Bürgerkriegen und Parteigeist aufgewühlten Lande Recht und Gesetz wieder zur Geltung zu bringen, eine staatliche Ordnung wieder zu begründen, nicht durch Unterdrückung der gegnerischen Partei, sondern dadurch, daß er eine friedliche Ausgleichung beider Parteien versuchte und vor Allem denjenigen, bei welchen Faustrecht, Willkür, Selbsthülfe statt des Gesetzes galten, mit rücksichtsloser Energie entgegentrat. So hatte er schon eine der schwierigsten Aufgaben gelös't, als er der einen Seite die seit den Hussitenkriegen zahlreich umherstreifenden Kriegshaufen, welche ihr religiöser Fanatismus noch furchtbarer machte, auf der anderen Seite den an Raub und Fehde gewohnten Adel im Zaume haltend. Das Land athmete auf, seit Podiebrads Hand darüber waltete, Handel und Wandel erblühten wieder. Und so war es erklärlich, daß sich zu seiner Wahl alle diejenigen vereinten, welche ein Interesse an der Erhaltung des Friedens hatten; auch von katholischer Seite hatten Viele sie unterstützt.

Zum guten Theile war die Ursache davon, daß es eine durch und durch nationale Wahl war. Wie sonst, so hatten sich auch dies Mal verschiedene Fürsten — mehrere deutsche, der Kaiser selbst, der König von Frankreich (Ludwig XI.) — mit Geld und schönen Worten zur Uebernahme der böhmischen Krone erboten, war es doch Herkommen geworden, daß ein neuer böhmischer König »sich einkaufen«

mußte. Solche Ansprüche und Hoffnungen wurden durch die Wahl des böhmischen Edelmannes niedergeschlagen, die das damals so rege slavische Nationalgefühl mächtig hob, deßhalb aber auch den Widerspruch aller derjenigen weckte, welche eine Verstärkung des slavischen Elements zu fürchten hatten. Und diese waren ebenfalls zahlreich und mächtig. Denn nicht bloß war Böhmen seit mehr als anderthalb Jahrhunderten von Fürsten deutschen Stammes beherrscht worden, welche die Ausbreitung deutscher Niederlassungen und deutscher Kultur in den böhmischen Landen begünstigten, sondern es gehörten zur böhmischen Krone außer Böhmen und Mähren auch Schlesien und Lausitz, wo namentlich in den Städten das deutsche Element überwog. Vielleicht nirgends aber trat die Erbitterung zwischen den beiden Nationalitäten, welche die Hussitenkriege, wenn nicht geweckt, so doch unermeßlich geschärft hatten, stärker zu Tage als hier. Es war natürlich, daß man sich sträubte, von dem fremden Stamme beherrscht und als böhmische Provinz behandelt zu werden. Und grade Podiebrads Wahl mußte den Argwohn, daß man in Böhmen derartige Absichten hege, bestärken. Denn nur die böhmischen „Herren, Ritter und Städte“ waren zur Theilnahme an derselben eingeladen. Sofort erklärten daher die Uebrigen, daß sie die Wahl nicht anerkennen würden, und verweigerten die Huldigung. Das Recht ist in solchen Fällen in der Regel streitig. Podiebrad verhieß Berücksichtigung der verletzten Ansprüche für die Zukunft und entschuldigte die eilige Wahl durch den Drang der Umstände; aber für dies Mal forderte er Nachgiebigkeit. Und er hatte die Mittel und die Energie, sie zu erzwingen. So drohend anfangs der Widerstand in den deutschen Ländern der böhmischen Krone und selbst in Mähren erschien, binnen *einem* Jahre war er niedergeworfen. Nur in Breslau nicht. Es war freilich, was hier zum Widerstand trieb, nicht blos Widerwille gegen diesen Herrn, sondern gegen einen Herrn überhaupt; denn die früheren Herrscher hatten wenig an diese entfernteren Gebiete denken können, aber schon seit Podiebrad's Gubernat hatte man es empfunden, daß eine andere Hand die Zügel halte, und daß Breslau noch eine Stadt der böhmischen Krone sei.

Und hätte es sich nun nur um diese Frage gehandelt, wäre hier nur über das Schicksal einer deutschen Stadt entschieden, die sich von der Verbindung mit einer fremden Nation loszureißen wünschte, so hätte auch Breslau sich bald unterwerfen müssen. Denn auf deutsche Hülfe war nicht zu rechnen: der Kaiser war und blieb durch die fortdauernden Empörungen in seinen Erblanden und die Fehden mit seinem Bruder vollauf beschäftigt; die deutschen Städte hatten noch die Schläge des letzten großen Städtekriegs zu verwinden, und auch ohne dies hätte „die Solidarität der Interessen“ kaum so weit gereicht, zum Beistand für die ferne Schwester aufzufordern; die großen Fürstenhäuser waren in Hader, und wenn wirklich der Sachsenherzog Wilhelm, wie er den Versuch machte, als Gemahl der Schwester des letzten böhmischen Königs Ladislaus von den Schlesiern zum Herrn angenommen wäre, so würde wahrscheinlich die Eifersucht der anderen Fürsten bedeutende Erfolge unmöglich gemacht haben. Es war das Hinzutreten der religiösen Frage, was Breslau mächtige Bundesgenossen zuführte und seinen denkwürdigen Kampf möglich machte.

Es ist nach dem Obigen verständlich, daß die Erfolge eines hussitisch gesinnten Herrschers eine Niederlage des Katholicismus bedeuteten, sobald der Baseler Vertrag nicht mehr anerkannt wurde. Und gerade jetzt (1458) bestieg Aeneas Sylvius als Pius II. den päpstlichen Stuhl. Den clericalen Liberalismus, welchem er einst auf dem Baseler Concil gedient, hatte er als Hofmann des Kaisers längst fahren lassen; jetzt war er zum Verfechter der päpstlichen Hierarchie und desjenigen Systems geworden, das seit Gregor VII. die Welt zu erobern trachtete. Wie sehr er im Geiste dieses Systems wirkte, dafür ist sein freilich gescheiterter Versuch, einen neuen Kreuzzug zu organisiren, ein deutliches Zeichen. Dies Princip duldete keine Abweichungen; es kannte nur *einen* unfehlbaren Papst, eine Lehre, *einen* Cult, jede Abweichung war „Ketzerei.“ Auch die hussitische Lehre trotz der Anerkennung, welche ihr vom Concil zu Theil geworden war. Pius II., der nicht aus Begeisterung, sondern aus Berechnung dies Princip verfocht, versuchte es, Podiebrad zu gewinnen: das Versprechen, die „Ketzereien“ in Böhmen auszurotten, sollte der Preis für die Anerkennung des illegitimen Königs — auch Eschenloer nennt ihn „geringer Geburt von beiden Eltern“ — von Seiten des heiligen Stuhls sein. Aber es war Podiebrad nicht darum zu thun, „eine Dynastie zu begründen.“ Er war der Mann, die religiöse Frage zur Entscheidung zu bringen. Es ist vielleicht die merkwürdigste und großartigste Seite seiner Politik, wie er es that. Nicht als Hussit, sondern als König, als Vertreter des Staats trat er dem Papst gegenüber.

Es waren, wie wir sahen, eigenthümliche und außerordentliche Schwierigkeiten, welche bewältigt werden mußten, um aus der Zerrüttung aller öffentlichen Zustände ein geordnetes Staatswesen wieder herzustellen. Aber sie zeitigten in diesem hochherzigen und patriotisch gesinnten Mann einen politischen Gedanken, der recht eigentlich als der Gedanke des Staats der neueren Zeit bezeichnet werden muß, und der, obwohl im Princip längst anerkannt, in der Praxis noch oft genug mißachtet wird. Die Grundlage des neuen Staatswesens sollte nicht der Sieg einer Partei, sondern die Anerkennung und Gleichberechtigung der verschiedenen Parteien und Interessen bilden, wodurch es allein möglich war, sie insgesammt zu den öffentlichen Pflichten und Lasten heranzuziehen. Podiebrad war Utraquist; aber seit er zur Herrschaft gelangt war, zögerte er keinen Augenblick, der katholischen Partei seinen Schutz zu versprechen und die Angriffe der hussitischen Eiferer auf dieselbe zurückzuweisen. Als König hielt er es für seine Aufgabe, der Schirmherr aller Parteien zu sein; er wollte einen Staat, welcher jede Partei und jeden Stand in dem Genuß der ihnen gebührenden Rechte schützte. Zum ersten Male sehen wir hier den Gedanken des paritätischen Staats. Podiebrad war der „erste akatholische Fürst.“

Es ist nun leicht einzusehen, warum solche Grundsätze vor dem Katholicismus, der von Rom aus gepredigt wurde, keine Gnade finden konnten. Nach römischen Begriffen war die weltliche Macht durchaus die Dienerin der Kirche; „der weltliche Arm“ hatte sie nicht bloß gegen äußere Angriffe zu schützen, sondern auch das Werk- und Rüstzeug ihrer Gebote und Befehle zu sein. Podiebrad aber riß den Staat von der Kirche los. Wenn die Kirche sich für die allein seligmachende und allein berechtigte ausgab, mochte sie sehen, wie sie solchen Anspruch durchführte: der Staat als solcher sollte ihn nicht anerkennen oder ihn gegen seine Genossen mit Gewalt unterstützen. Der Staat sollte Allen, wie Podiebrad gern seine Aufgabe bezeichnete, den *Frieden* erhalten. Und mit solcher Auffassung des Staats gewann er einen bedeutenden Vorsprung vor dem Papste; denn nun wurde die Kirche nur Partei. Und sie konnte nicht einmal darauf rechnen, daß die große Menge der Katholiken in böhmischen Landen, denen unmöglich der bloße Principienstreit verständlich und ein Gegenstand ihrer Theilnahme war, sie noch unterstützen würde, sobald der König ihnen das, um was es ihnen zu thun war, sicher ihres Glaubens und Cultus zu leben, gewährte. Der Papst war in die Lage gedrängt, entweder Podiebrads Forderungen anzuerkennen oder zu versuchen, ob die Ergebenheit der Anhänger der alten Kirche so weit ging oder zu treiben sei, daß sie bereit wären, gegen *den* König sich zu erheben, welcher ihnen den lang entbehrten Frieden wieder gegeben und sie nachdrücklicher, als es die früheren, ihrer Richtung zugethanen Fürsten vermocht hatten, in der Ausübung ihres Glaubens schirmte.

Es war natürlich, daß der Papst den zweiten Weg einschlug. Aber er empfand die Schwierigkeit seiner Stellung zu gut, als daß er diese Absicht sofort sollte hervortreten lassen. Es galt zuvor die Stimmungen zu sondiren und nöthigenfalls zu bearbeiten. Podiebrad errang Erfolg auf Erfolg gegen diejenigen, welche sich seiner Wahl

widersetzt hatten. Dem Papst aber war Alles daran zu thun, auf dem von ihm nach Mantua berufenen Fürstenconvent als der allgemeine Friedensstifter zu erscheinen; nachdem er die Christenheit geeinigt, wollte er sie gegen die Ungläubigen führen, die vor wenigen Jahren Konstantinopel erobert hatten. Podiebrad hatte bei seiner Krönung geschworen, die Kirche zu schützen und die Ketzer nicht in seinem Lande zu dulden; er konnte das mit gutem Gewissen, denn er stand auf dem Boden der Compactaten, die doch noch kein Papst öffentlich aufzuheben gewagt hatte. Darnach aber gab es keine anderen Ketzer im Lande, als jene wilden Schwärme, die Ueberreste der zersprengten radicalen hussitischen Secten, welche er auch im Interesse des Staats nicht dulden konnte. Anfangs hatte der Papst bindendere Versprechungen vom Könige gefordert. Aber Podiebrad blieb gegen alle Zumuthungen fest. Und so mußte es denn nicht geringes Staunen erregen, als Pius II. plötzlich Podiebrad als König und seinen lieben Sohn anredete, ihn auch zum Besuch des Mantuaner Convents einlud. Die politischen Gegner des Königs waren bestürzt, denn sie sahen sich der, wenn auch nur moralischen Hülfe des Papstes beraubt; die ehrlichen Katholiken waren voll Freude, denn sie meinten, Podiebrad erfüllte des Papstes Wünsche; viele Hussiten wurden mißtrauisch.

Unter diesen Umständen war für Breslau an keinen ferneren Widerstand zu denken; es mußte zufrieden sein, durch des Papstes Vermittlung die Gnade des Königs zu erlangen. Podiebrad war nachsichtig genug, es der Stadt zuzugestehen, daß sie erst nach Ablauf von drei Jahren den Huldigungseid zu leisten brauche (13. Jan. 1460), nachdem die Zeit die alte Erbitterung habe vergessen lassen. Mit so schönen Worten bemäntelte man diese Forderung. Die Wahrheit war, daß hier eine Wunde offen blieb, die zu gelegener Zeit wieder den ganzen Körper mit Fiebergluth erfüllen konnte. Es war ein schlechter Friede. Nur mit Mühe wurden bei dem gegenseitigen Nationalhaß die Waffen in der Scheide gehalten. Man stand auf einem Vulkan, der jeden Augenblick losbrechen konnte. Auf beiden Seiten war dies Gefühl, nur mit dem Unterschiede, daß der Papst Kräfte sammelte zu einem neuen Ausbruch, während die Politik des böhmischen Königs dahin gerichtet war, ein solches politisches Uebergewicht zu erlangen, sich und seinen Staat dem öffentlichen Interesse so nothwendig erscheinen zu lassen, daß es dem Papst nicht möglich würde, Etwas zum Umsturz desselben zu versuchen. In Podiebrads umfassendem Geist war Raum für große Entwürfe. Er hatte es namentlich verstanden, in seiner Eigenschaft als Kurfürst des deutschen Reichs einen entscheidenden Einfluß fast auf alle Fürsten des Reichs zu gewinnen; und ein Tag, den die deutschen Fürsten und Städte (Februar 1461) zu Eger im böhmischen Lande hielten, sollte dazu benutzt werden, ihm die deutsche Krone zu übertragen, welche Friedrich III. in allgemeine Verachtung bringe. Dem Widerstand der Brandenburger Markgrafen verdankte der Oesterreicher, daß ihm seine Krone erhalten blieb. Später hat Podiebrad noch an eine andere Kaiserkrone gedacht; als Preis der Aussöhnung und um dem Papste zu zeigen, daß es ihm um den Krieg gegen die Ungläubigen nicht minder ernst sei als dem heiligen Stuhl, ließ er die griechische Kaiserkrone für sich fordern in der Meinung, das Byzantinische Reich wieder aufzurichten. Und zu derselben Zeit, als man in Eger an so große Umwälzungen dachte, gingen seine Botschafter zu den bedeutendsten Königen der Christenheit, um ein Concil trotz des Papstes zu Stande zu bringen.

Und selbst den Kaiser wußte er, namentlich auch durch kleine Unterstützungen zu rechter Zeit, so zu binden, daß derselbe ihm nicht entgegen handeln konnte. Je näher aber der Termin rückte, an dem die Breslauer huldigen sollten, desto mehr drängten sie den Papst, dem sie fortwährend Berichte über die zunehmende „Ketzerei“ in Böhmen schickten, ein Machtwort gegen den König zu sprechen. Es geschah im Sommer 1462. Pius II. erklärte in einem öffentlichen Consistorium vor Tausenden die Compactaten für ungültig und jeden, der ihnen folge, für einen Ketzer. König Georg antwortete in nicht weniger offener Weise; in einer öffentlichen Versammlung der Stände zu Prag gab er selbst eine „authentische Interpretation“ seines Eides und legte in klaren Worten sein Glaubensbekenntniß ab. Die Ketzer liebe er nicht, erkläre er, aber nie sei seine Meinung gewesen, die Compactaten und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt Ketzerei zu nennen, das gegründet auf das Evangelium und vom Concil bestätigt sei...... Nicht das sei der päpstliche Stuhl, der zu Rom sei, sondern die Versammlung aller Gläubigen. Nicht Alles stimmte dem Könige zu, doch die Mehrzahl. „Viele fromme Christen brachte er zum Kelche, die ihm zu Liebe Ketzer wurden“, klagt der Breslauer Stadtschreiber. Die Anhänger Roms wagten noch keinen Widerstand, so sehr der Papst dazu aufforderte: namentlich hatte er den Breslauern die Huldigungsfrist „bis zu unserer und des päpstlichen Stuhls Wohlgefallen“ sofort verlängert. Der Krieg war erklärt, wenn er auch noch nicht sofort in aller Heftigkeit entbrannte. Denn Breslau stand für's Erste allein da, keiner wagte den Kampf mit dem gefürchteten Könige. Doch hielt die Stadt aus und machte es dadurch dem römischen Stuhle möglich, in allen Landen der böhmischen Krone die wildesten Leidenschaften wieder zu entfesseln. Breslau hat bis ans Ende ausgehalten, nicht siegreich in dem Kampfe, doch unbesiegt.

Daß wir über diesen Kampf, namentlich was Breslaus Theilnahme betrifft, so gut unterrichtet sind, ist Eschenloer's Verdienst, zu dem wir nach unserer etwas langen Abschweifung zurückkehren. Eschenloer war in seiner Stellung als Stadtschreiber wie Wenige in den Stand gesetzt, darüber zu berichten. Das Amt eines Stadtschreibers gehörte, seit die größeren Städte Männer von gelehrter, namentlich juristischer und philologischer Bildung in ihre Dienste zu ziehen suchten und dieselben mit diesem Posten zu betrauen pflegten, zu den wichtigsten der Stadt. Die bedeutendere Städte, wie Breslau, hielten mehrere Stadtschreiber; an manchen Orten nannte man sie, seit sich ihr Wirkungskreis ausdehnte, Syndiker und Rathsconsulenten, hatte auch wohl besondere Stadtschreiber für die untergeordneten Arbeiten; anderwärts behielt man den einfacheren Namen auch für das erweiterte Amt bei. Als Männer, welche die Welt gesehen hatten und die Feder zu führen wußten, standen sie der Stadtbehörde mit ihrem Rath zur Seite, wurden zur Abfassung der öffentlichen Schriftstücke gebraucht, führten dann namentlich die auswärtige Correspondenz und waren in der Regel die geschicktesten Vertreter der Stadt in Verhandlungen mit anderen Städten und Fürsten; wir erblicken sie daher nicht selten auf den Reichstagen unter den städtischen Abgeordneten. Eine solche Aufgabe war auch Eschenloer in Breslau zugefallen; wir sehen ihn bald ausgesandt, um am Prager Hofe das Interesse der Stadt zu vertreten, mit den Königen von Ungarn oder Polen, mit Legaten des römischen Stuhls zu unterhandeln, bald ist er der Vermittler zwischen dem Rath und der aufgeregten Volksversammlung in der Stadt; gelegentlich erwähnt er auch wohl, daß die Abfassung eines besonders schwierigen Schriftstücks ihm überwiesen sei. So war er natürlich mit allen Angelegenheiten der Stadt auf das Gründlichste vertraut.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Merlin.

Von Nicolaus Delius.

In den altbritann'schen Schriften
Steht das Mährchen von Merlin,
Wie, um Unheil anzustiften,
Satan einst im Land erschien;
Wie er da — o bös Exempel! —
Eine Jungfrau so berückt,
Daß er seiner Race Stempel
Ihr im Schlummer aufgedrückt.

Und die Jungfrau, magdlich bieder,
Wußte nicht, wie ihr geschah,
Aber dennoch kam sie nieder,
Eh' sie dessen sich versah;
Und es war ein Teufelsjunge,
Der sich ihrem Schooß entwand
Und mit vielberedter Zunge
Flugs zu prophezei'n verstand.

Nimmer war ein Kind gewesen
Von so wundersamer Art:
Schreiben konnt' es gleich und lesen,
Trug auch gleich 'nen großen Bart.
Jede wissenswerthe Kunde
Fiel ihm wie von selber bei,
Auch begriff er aus dem Grunde
Hoh' und niedre Zauberei.

Er erwarb der Thiere Sprache,
War mit Vögeln höchst vertraut,
Und der stummste Fisch im Bache
Wurde diesem Magus laut.
Auch die Bäume hatten keine
Waldgeheimnisse für ihn;
Es erschlossen selbst die Steine
Ihre Herzen dem Merlin.

So verkehrt' er bei den Britten
Als Prophet und Nigromant,
War bei Hofe wohlgelitten
Und im Volke vielgenannt;
Manche Wunderthaten that er,
Bis er einst zu seinem Gram
Seinen unbekannten Vater
Unverhofft zu sehn bekam.

Als der Satan seinem Sohne
Da sich zu erkennen gab,
Wandte der verdrießlich ohne
Pietät von ihm sich ab
Und erklärte ihm in voller
Offenheit und unversteckt:
Einem solchen Vater zoll' er
Keinen kindlichen Respekt.

Wenn er sich als Waisenknabe
Schon von Kindesbeinen an
Durch die Welt geschlagen habe,
Sei's auch fernerhin gethan.
Zehnmal lieber woll' er keinen
Vater — das erklärt' er ihm —
Reclamiren als wie einen,
Der so wenig legitim! —

Als der Satan das erfahren,
Ließ er zwar den Sohn in Ruh,
Doch mit dessen wunderbaren
Gaben war's vorbei im Nu;
Mit der Thier- und Vögel-Kunde,
Hoh' und niedrer Zauberei
War's und zu derselben Stunde
Mit Merlin auch selbst vorbei.

Er verschwindet in den Gründen
Dichter Waldungen, und nur
Seiner Stimme Klänge künden
Dann und wann noch seine Spur,
Bis im letzten Nachhall leise
Seine Stimme auch verweht,
Und Merlin, der alte Weise,
Endlich ganz zur Ruhe geht.

---

* Beethovens letzte Periode.

Mit dem soeben ausgegebenen zweiten Theil ist das Werk von A. B. Marx in Berlin »Ludwigs van Beethoven Leben und Schaffen« abgeschlossen, und es liegt des großen Componisten Leben und Schaffen, wie der Titel bezeichnend sagt, vollständig vor uns. Da das Buch, welches Otto Jahn vorbereitet, noch mehrere Jahre auf sich warten lassen wird, indem das Rectorat der Universität Bonn und philologische Arbeiten sogar die Vollendung des »Mozart« auf das Empfindlichste zurückhalten, so ist die Schrift von Marx sehr erwünscht, da sie eine wirklich gefühlte Lücke ausfüllt. Der Verfasser hat sich die Darlegung und Erläuterung der Beethovenschen Werke zur besonderen Aufgabe gemacht, und daß er dieser Aufgabe gewachsen ist, braucht von dem ausgezeichneten Theoretiker nicht erst gesagt zu werden. Während er sich aber in die Kritik des Einzelnen versenkt, ist der Blick für das Allgemeine und Ganze nicht stumpf geworden. Wir erhalten zugleich mit der Geschichte der Werke Beethovens eine Geschichte der Musik seiner Zeit. Zu den gelegentlichen Anhaltpunkten und Ueberblicken gehört die folgende Beleuchtung der letzten Periode Beethovens, in welcher die neunte Symphonie den Meister beschäftigte.

Mittlerweile war eine andre Zeit herangekommen. Die Restaurationsperiode wäre nur unvollkommen begriffen, wenn man ihr bloß auf dem politischen Gebiete zu begegnen meinte. Das Ringen um Freiheit war mit dem Heldenthum des Eroberers, alle die großen Thaten, dieser Sturz und diese Herstellung von Thronen und Reichen waren nun vorüber; und es war das Bedürfniß des Ausruhens, des Genießens, für die Besitzenden und Bevorzugten des Schwelgens im süßen Halbvergessen und Halbträumen hervorgestiegen. In der Musik fand diese Zeit sinnlichen Kitzels ihren höchsten Ausdruck in Rossini, und Rossini mit seiner Schaar welscher Singvirtuosen (unter ihnen auch die deutsche Henriette Sontag und die Unger) übrigens alle für Bühnenstücke, wie »die Gesellschaft« und die erschlafften Völker sie brauchen konnten, vortrefflich. — Rossini mit seinen verführerischen Mitteln fand in der Welt keine offnere Aufnahme, als bei den lebens- und genußsüchtigen Wienern.

Sie wollten sich einmal wieder recht wohl sein lassen nach alter Art, ihre Nerven beruhigen, ihren Geist entspannen. Rossini wurde ihr Abgott. Beethoven wurde verlassen, vergessen.

Aus dieser Zeit giebt der einsichtige und feinbeobachtende Rochlitz anziehende Kunde.

Er war im Sommer 1822 nach Wien gekommen, hatte Beethoven, den man ihm als menschenscheu schilderte, am dritten Orte zu treffen gewußt und sich ihm, der eben in Unterhaltung begriffen war, vorstellen lassen. Unter dem 9. Juli berichtet er darüber einem Freunde:

»Beethoven schien sich zu freuen, doch war er gestört. Und wär' ich nicht vorbereitet gewesen, sein Anblick würde auch mich gestört haben. Nicht das vernachlässigte fast verwilderte Aeußere, nicht das dicke schwarze Haar, das struppig um seinen Kopf hing, und dergleichen, sondern das Ganze seiner Erscheinung. Denke dir einen Mann von etwa 50 Jahren, mehr noch kleiner, als mittler, aber sehr kräftiger, stämmiger Statur, gedrängt, besonders von starkem Knochenbau — ungefähr wie Fichte's, nur fleischiger und besonders von vollerm, runderm Gesicht; rothe gesunde Farbe; unruhige, leuchtende, ja bei fixirtem Blick fast stechende Augen, keine oder hastige Bewegungen; im Ausdruck des Antlitzes, besonders des geist- und lebensvollen Auges eine Mischung oder ein, zuweilen augenblicklicher Wechsel von herzlichster Gutmüthigkeit und von Scheu; in der ganzen Haltung jene Spannung, jenes unruhige, besorgte Lauschen des Tauben, der sehr lebhaft empfindet; jetzt ein froh und frei hingeworfenes Wort; sogleich wieder ein Versinken in düsteres Schweigen.«

Etwa 14 Tage darauf führte Franz Schubert Rochlitz an die Tafel des Gasthauses, wo Beethoven speiste. Rochlitz erzählte: „Beethoveu saß, umgeben vou mehrern seiner Bekannten, die mir fremd waren. Er schien wirklich froh zu sein. . . . . Es war nicht eigentlich ein Gespräch, das er führte, sondern er sprach allein, uod meistens ziemlich anhaltend wie auf gut Glück ins Blaue hinaus. Er philosophirte, politisirte auch wohl, in seiner Art. Er sprach von England und den Engländern, wie er nämlich Beide in unvergleichlicher Herrlichkeit dachte — was zum Theil wunderlich genug herauskam. Dann brachte er mancherlei Geschichteu von Franzosen aus der Zeit der zweimaligen Einnahme Wiens. Dieseu war er gar nicht grün. Alles das trug er vor in höchster Sorglosigkeit und ohne den mindesten Rückhalt, alles gewürzt mit höchst originellen, uaiven Urtheilen oder possirlichen Einfällen. Er kam mir dabei vor, wie ein Mann von reichem, vordringendem Geist, unbeschränkter, uimmer rastender Phantasie, der als herumreisender, höchstfähiger Knabe mit dem, was er bis dahin erlebt und erlernt hatte, oder was an Kenntuissen ihm angeflogen, auf eine wüste Insel wäre ausgesetzt worden, und dort über jenen Stoff gesonnen und gebrütet hätte, bis ihm seine Fragmente zu Ganzen, seine Einbildungen zu Ueberzeugungen geworden, welche er nun getrost und zutraulich in die Welt hinaus rufte.“

Dann trat Beethoven zu Rochlitz, sprach ihn freundlich an, äußerte sich aber um so unzufriedener über die dermalige Richtung des Wiener Musikwesens. „Von mir hören Sie hier gar nichts. Was sollten Sie hören? Fidelio? den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören. Die Symphonien? Dazu haben sie nicht Zeit. Die Konzerte? da orgelt jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solosachen? die sind hier längst aus der Mode, und die Mode thut Alles. Höchstens sucht der Schuppanzigh manchmal ein Quartett hervor.“

„Unsere dritte Zusammenkunft“, erzählt Rochlitz weiter, „war die heiterste von allen. Er kam hierher nach Baden, und zwar diesmal ganz nett und sauber, ja elegant. Doch hinderte ihu dies nicht (es war ein heißer Tag) bei einem Spaziergang im Helenenthal — und das heißt, auf dem Wege, den Alles, selbst der Kaiser und sein hohes Haus geht, und wo Alle auf meist schmalem Pfade hart an einander vorbei müssen, — den feinen schwarzen Frack auszuziehen, ihn am Stocke auf dem Rücken zu tragen, und bloßarmig zu wandern. Er blieb von ungefähr Vormittags 10 bis Nachmittags 6 Uhr. . . . Diese ganze Zeit über war er überaus fröhlich, mitunter höchst possirlich, und Alles, was ihm in deu Sinn kam, mußte heraus; „ich bin nun einmal heute aufgeknöpft“, so nannte er's, und bezeichnend genug. Sein ganzes Reden und Thun war eine Kette von Eigenheiten, und zum Theil höchst wunderlichen. Aus allen leuchtete aber eine wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit, Sorglosigkeit, Zutraulichkeit gegen Alle, die ihm nahe kamen, hervor. Ist er einmal in Bewegung gesetzt, so strömen ihm derbschlagende Witzworte, possirliche Einfälle, überraschende, aufregende Combinationen, Paradoxien unerschöpflich zu; er erscheint selbst liebenswürdig. . . . . der dunkle ungeleckte Bär hält sich so treumüthig und zutraulich, brummt auch uud schüttelt die Zottelchen so gefahrlos und kurios, daß man sich freuen und ihm gut sein müßte, sogar wenn er nichts wäre als solch ein Bär, und nichts geleistet hätte, als was uun eben eiu solcher kann.“

Rochlitz theilte ihm auch Härtel's Vorschlag mit, eine Musik zu Goethe's Faust zu schreiben, ungefähr in der Weise, wie die zu Egmont. Das zündete bei dem leicht erregbaren Künstler. „Ha!“ rief er aus und warf die Hand hoch empor, „das wär' ein Stück Arbeit! da könnt' es was geben!“ — und sah dabei zurückgebeugten Hauptes starr an die Decke. — „Aber ich trage mich schon eine Zeit her mit drei anderen großen Werkeu. Viel dazu ist schon ausgeheckt, im Kopfe nämlich. Diese muß ich erst vom Halse haben: zwei große Symphonien, und jede anders, jede auch anders als meine übrigen, und ein Oratorium. Und damit wird's lange dauern; denn, sehen Sie, seit einiger Zeit bring' ich mich nicht mehr leicht zum Schreibeu. Ich sitze und sinne und sinne, ich hab's lange, aber es will nicht auf's Papier. Es grauet mir vor'm Anfang so großer Werke. Bin ich drin, — da geht's wohl.“

In der That drängteu sich um diese Zeit Pläne und Anträge zu den verschiedenartigsten großen Unternehmungen, die kleinern Arbeiten gar nicht zu erwähneu. Er selber trug zwei Symphonieen im Sinne, die neunte und eine zehnte. Die Oper Melusine und eine andere, der Taucher, waren ihm angetragen, zu einem zweiten Oratorium, „der Sieg des Kreuzes“, Gedicht von Bernard, war er entschlossen, hatte ohnehin den Antrag erhalten, um jeden Preis ein Oratorium für Boston zu liefern. Doch als ihn 1823 ein Freund (Bühler) erinnernd fragte: „das Oratorium nach Boston?“ mußte er antworten: „Ich schreibe uur das nicht, was ich am liebsten möchte, sondern des Geldes wegen, was ich brauche. Es ist deßwegen nicht gesagt, daß ich doch bloß um's Geld schreibe. Ist diese Periode vorbei, so hoffe ich endlich zu schreiben, was mir und der Kunst das Höchste ist, Faust.“

Diese Periode sollte nicht vorbeigehen; wir schreibeu nicht, was wir wollen, sondern was wir zu schreibeu berufen und gedrungen sind. Das erfährt jeder Künstler in sich; und wenn es ihm selber nicht zum Bewußtsein kommt, so vermögen die Umstehenden es zu erkennen. Vou all jenen Planen und Vorsätzen sollte nur ein einziger sich verwirklichen: die Idee der neunten Symphonie. Sollte Beethoven vou seiner Leonore, dem tondichterischen Ideal der deutschen Gattin, zu dem Zauberweib Melusine hinabsteigen? oder mit Weigl Kompagnie machen zu einer Hochzeits-Oper von Biedenfeld? oder sollt' er den lange nach ihm wiederholten Irrthum durchkosten, daß Faust „das Höchste“ für die Musik sei, weil er das größte Dichterwerk der Deutschen ist? —

Aber die Idee der neunten Symphonie mußte zur Ausführung kommen. Sie war für ihn eine Nothwendigkeit, wenu sein Leben und Schaffen sich harmonisch abrunden und schließen sollte; sie war eben so gewiß ein nothwendiges Moment in der Entwickelung der Kuust. Sie mußte geschriebeu werdeu. Und die andern Werke sollten nicht geschrieben werden; denn sie wären nur Wiederholuugen, sei es auch vergrößerte, des schon Gegebeuen geworden. Beethoven aber, dem Schöpfer der Idee in der Instrumentenwelt, ziemte, sich selber die Grenze zu setzen durch seines Berufs Vollenduug.

Für Schillers Geburtshaus in Marbach.

Wir erhielten ferner folgende Gaben: Ed. H. 2 Thlr. 36 Gr.; zweites Scherflein von O. R. 1 Thlr.; R. R. 36 Gr.; in einem frohen Mädchenkreise beim Lesen eines Schiller'schen Stückes gesammelt: 6 Thlr.; H. St. 2 Thlr. 36 Gr.

Zusammen	12 Thlr. 36 Gr.
Laut letzter Anzeige vom 16. December.	141 Thlr. 14 Gr.
Zusammen	153 Thlr. 50 Gr.

Bremen, 4. Januar 1859.

Herm. Schaffert.
Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

— * Die neue Dichtung von Paul Heyse, „Thekla“, ist im Cotta'schen Verlage erschienen, aber noch wohl nicht allgemein verbreitet. Das Gedicht schildert den letzten verzweifelten Kampf des Heidenthums mit der Lehre des Erlösers in ihren ersten Wirkungen und verheißt dem Verkünder der Liebe, in seinem Siege über ein Wesen, seinen Triumph über die Menschheit.

— * Ein neues naturwissenschaftliches Volksblatt unter dem Titel „Aus der Heimat“ giebt Roßmäßler heraus. Die Probe-Nummer läßt auf eine gute Ausstattung schließen; für einen mannichfaltigen, ansprechenden und angenehm belehrenden Inhalt bürgt der durch seine größeren Werke, Vorlesungen und Aufsätze in Ule's „Natur“ rühmlichst bekannte Name des Herausgebers.

— * Hoffmann von Fallersleben hat eine Sammlung von Kinderversen unter dem Titel „Fränzchens Lieder“ erscheinen lassen. Sie sind für Kinder von sechs oder sieben Jahren geschrieben und bewegen sich unter anmuthiger Verständelei in dem Gedankenkreise der Kleinen.

— * Wieder wird ein neuer Versuch gemacht, eine deutsche Zeitschrift in London zu gründen und zu erhalten. Gottfried Kinkel giebt ein deutsches Wochenblatt heraus, das „Hermann“ heißen wird. Das Programm sagt: „Zweck dieses Blattes ist, unter den im Auslande lebenden Deutschen den Antheil an der Nationalität und Freiheit des Vaterlandes zu wahren und den Deutschen daheim einen Sprechsaal zu eröffnen in einem stammverwandten Lande, wo die Presse nur durch das von Geschworenen vertretene Gesetz eingeschränkt ist. Außer der Politik soll besonders das Ziel ins Auge gefaßt werden, von deutschen Erfolgen in Leben, Kunst und Wissenschaft Bericht zu geben, zumal wenn sie von Landsleuten im Auslande errungen worden sind. Jede Nummer bringt einen Kunstbericht aus London, welcher im Laufe des Jahres für den Reisenden und Einheimischen in eine vollständige Anweisung zum Sehen der hier aufgehäuften Schätze sich abrunden wird. Ein Feuilleton von Original-Arbeiten vertritt den Fortschritt der Literatur.“ Die erste Nummer soll am 8. Januar ausgegeben werden. Der Preis ist auf 12 Shilling 6 Pence, somit auf ungefähr 4 Thaler jährlich festgestellt.

— * Das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel hat im Laufe des Jahres 1858 nicht weniger als 10,321 literarische Erscheinungen aller Art aufzuführen gehabt.

— * Das germanische Museum in Nürnberg hat die Summe von 1000 Thlrn. durch die sächsische Regierung zugewiesen erhalten.

— * Von der Novelle „Das Geheimniß der Mutter“, welche Robert Heller kürzlich erscheinen ließ, und welche Wien mit der Revolution von 1848 zum Ausgangspunkte hat, sagt Heinrich Koenig: In der Composition dieser Novelle zeigt Heller darin den Meister, daß er die ganze Geschichte mit aller Lebenswahrheit im Kreise weniger Personen von innen heraus, ohne romanhafte Maschinerie, mit eben so viel Ruhe als wachsender Spannung entwickelt — zugleich echt tragisch, weil aus dem edelsten Kern, im Conflict vollberechtigter Leidenschaften von beiden Seiten. Diese Personen selbst, wahr gefaßt und treu durchgeführt, stehen ansprechend contrastirt in Harmonie mit der Grundanschauung und dem Grundtone des Ganzen.

— * Der Professor der Philosophie in Leipzig Gustav Hartenstein, einer der liebenswürdigsten und beliebtesten Docenten, giebt seine Professur auf und wird sich am Rhein niederlassen. Dem auch musikalisch fein gebildeten Mann ist das Werk über Mozart von Otto Jahn gewidmet.

— * Bayerische Blätter bezeichnen die auch von uns in der letzten Nummer mitgetheilte Notiz, als hätte König Max 8000 Gulden für eine von Tycho Mommsen zu besorgende kritische Shakspere-Ausgabe ausgesetzt, als völlig unbegründet.

— * Das neue Trauerspiel von Rudolf Gottschall „Mazeppa“ ist auf der Breslauer Bühne gegeben worden und hat sehr günstigen Erfolg gehabt.

— * Französische Blätter berichten von der Tochter eines einst berühmten Musikers, Nicolo, des Componisten der Oper „Joconde.“ Fräulein Nicolo hat den vom Pariser Chotalverein ausgesetzten Preis für eine poetische und musikalische Composition gewonnen.

— * Die neueste Oper des Herzogs Ernst von Koburg „Diana von Solanges“ scheint einen rascheren Gang durch die deutsche Theaterwelt zu machen als ihre Vorgängerinnen. In Hannover giebt man sie mit großer Pracht, und es scheint, daß auch das Publikum Geschmack an dem Werke gefunden hat.

— * Eine neue Composition von Niels Gade „Frühlingsbotschaft“ (nach einem Gedichte von Geibel) für Chor und Orchester wurde im Gewandhausconcerte zu Leipzig aufgeführt. Das Werk ist nicht bedeutend in den Gedanken, aber anmuthig in der Form und von reizender Klangwirkung.

— * Nach Berichten aus Konstantinopel sind Heinrich Barth und sein Reisegefährte Mordtmann von ihrer Reise durch Kleinasien am 22. December in der türkischen Hauptstadt wieder eingetroffen. Die Reise ging von Trapezunt über Korahissar, Tokat, Amasia, Züzgat, Kaisarie, Nefschehr, Angora, Sivri-Hissar, Seidelgazi, Eskischehr, Nicäa, von da nach Scutari zurück und war reich an geographischer und antiquarischer Ausbeute, dabei vom schönsten Wetter begünstigt.

— * Das neunte Heft der geographischen Mittheilungen von Petermann lehnt sich mit seinem Hauptthema an das große Reisewerk von Heinrich Barth, dessen fünfter und letzter Theil kürzlich ausgegeben ist. Derselbe enthält eine von Dr. Petermann gezeichnete Karte von Nord- und Central-Afrika in zwei Blättern und im Maßstabe von 1:6,000,000, welche die kartographischen Resultate jener bedeutungsvollen Expedition in ihrer Gesammtheit vorführt. Von dieser, in der Entdeckungsgeschichte Afrikas eine wichtige Epoche bezeichnenden Karte bringt das neunte Heft der geographischen Mittheilungen den Theil Central-Afrikas, der jene ausgedehnten Regionen zwischen Timbuktu im Westen und Waru (dem durch Dr. Vogels Schicksal so berühmt gewordenen Ort) im Osten, zwischen Air im Norden und der Bucht von Benin im Süden, also den hauptsächlichsten Schauplatz von Dr. Barths und seiner Begleiter Thätigkeit, umfaßt. Wie die große Originalkarte ist auch diese nach der politischen und ethnographischen Eintheilung colorirt. Ein Aufsatz über die politisch-geographischen Verhältnisse der hauptsächlichsten Staatengruppen Central-Afrikas mit Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung bildet den Text zu dieser Karte; da derselbe ausschließlich auf Dr. Barth's Forschungen und Erkundigungen beruht, so zeigt auch diese Bearbeitung eines einzelnen Zweiges der afrikanischen Geographie, welch unendlich reiches Material durch dieselben aufgeschlossen wurde. Der Aufsatz ist durch zahlreiche Ansichten und Abbildungen aus dem Lande der Tuareg, Bornu, Musgu, Kanem, Sokoto, Adamaua, Gando, Massina, Timbuktu in Holzschnitt illustrirt. — Als zweiten Aufsatz finden wir eine neue werthvolle Berechnung der Dimensionen des Erdsphäroids von dem um die mathematische Geographie hochverdienten k. k. Rath Anton Steinhauser. Sie besteht in einer von 30' zu 30' fortschreitenden Tafel.

— * Von dem englischen Reisenden Livingstone, der jetzt auf einer zweiten Wanderung durch Südafrika begriffen ist, hat man einen Brief vom Kongoneflusse, der am 4. October geschrieben ist und so lautet: „Vom Zambesi aus wollte ich zuletzt nicht wieder schreiben, da wenig Neues zu sagen war. Seitdem hatten wir mehr Zeit, uns umzusehen, und so viel, glaube ich, haben wir festgestellt, daß wir beinahe am allersichersten gingen, indem wir um diese Jahreszeit in den Fluß einliefen, vorausgesetzt, daß wir in den Mangrove-Sümpfen nicht aufgehalten werden. Wir erfreuen uns einer guten Gesundheit, und wenn wir unwohl waren, hatten wir nicht sowohl vom Fieber als von gewöhnlichen Erkältungen zu leiden. Zwei von der Reisegesellschaft sind gegenwärtig in Tete, und die Anderen hoffen auch bald daselbst einzutreffen. Hier nahmen wir dreißig Centner Kohlen ein, die ersten, die in diesem Lande der Erde entnommen worden sind, und da die Portugiesen lebhaften Gemeinsinn bethätigten, so können wir bei unserer Rückkehr mit ziemlicher Gewißheit auf größere Vorräthe rechnen. Meine armen Burschen hier empfingen mich mit lebhafter Freude. Die Leute in Tete hatten sie damit gehänselt, daß ihre Engländer nicht wiederkommen würden, aber sie hatten darum die Hoffnung nie aufgegeben und eine Menge Glasperlen gesammelt, um sie in ihre Heimath mitzunehmen. Ihrer dreißig starben an den Blattern, und sechs waren am Zusammenflusse des Suenya von einem rebellischen Häuptling getödtet worden. Der vertraute Diener von Lekwebu befindet sich jetzt mit mir am Bord unseres kleinen Bootes; es ist zu klein, um die Uebrigen aufzunehmen, die alle gern mitgekommen wären. Wir fanden das Land mitten im Kriege, der den Portugiesen zu viel zu schaffen giebt, als daß sie uns mit Canoes versehen könnten. Jetzt ist er beendigt, und mein alter Freund, Major Secard, half uns gleich bei der Bagage, aber das Land längs dem Flusse ist durch den Krieg sehr entvölkert worden. Wir sehen jetzt den niedrigsten Wasserstand des Flusses, und da er 1 bis 3 Meilen breit ist, so sind die breiteren Stellen schwer zu befahren. Sind wir erst bis Lupata gekommen, hören auch diese Schwierigkeiten auf, denn oberhalb dieser Stelle ist der Fluß in einem oder zweien Kanälen nur 3000 bis 3600 Fuß breit. Ich bewundere seine Ausdehnung mehr als je. Als ich in einem Canoe herabfuhr, war er ganz voll, so daß ich nur ein Strombett sah, während er jetzt in zwei bis drei Kanäle getheilt erscheint. Mit geringen Peilungen könnten die Portugiesen sich das ganze Jahr hindurch gutes Fahrwasser sichern. Sie wollen hier oder am Luabo ein Fort und Zollamt bauen.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Struck. Redacteur: Dr. J. Pieger. Druck und Verlag von Heinrich Struck.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Belgerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 3. Bremen, 16. Januar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Die Halloren in Halle.

Von A. Wilde.

Während in den letzten Wochen in Halle auf dem Markte die Fundamente zu Händel's Standbild gelegt wurden und so nun die sichere Gewähr gegeben scheint, daß die Stadt um ein schönes Denkmal reicher wird, verbreitet sich das Gerücht, es werde in nächster Zeit die königliche Saline außer Betrieb gesetzt und dadurch ein großer Theil der Salzwirker oder Halloren arbeitslos werden. Es mag wahr sein, daß nach Auffindung des großen Steinsalzlagers bei Staßfurt die Salinen Kösen, Dürrenberge, Halle überflüssig werden mögen, da sie das Salz nicht so billig herzustellen im Stande sind; ob aber dies so nahe bevorsteht, wie angenommen wird, und ob das Steinsalz, welches viel grobkörniger, auch von anderm Geschmack ist als das gesottene, überall und gleich gut zu verwenden ist, kann bezweifelt werden. Daß freilich die Halloren in Sorge sind, mag ihnen trotzdem nicht verdacht werden, denn wenn auch die Frage vorläufig vertagt wird, so ist es schon ein gefährliches Attentat auf sie, daß sie überhaupt aufgeworfen werden konnte.

In der That bilden diese Halloren oder, wie sie in der alten Form heißen, Hallorum, ein eigenthümliches Völkchen. Wer in Halle studirt hat, wird sich erinnern an ihren altfränkischen Aufzug, an die Röcke ohne Falten, an die Westen mit unzähligen silbernen Knöpfen und die dreieckigen Hüte; er wird nicht vergessen haben, wie sie in diesem Schmucke die Leichen trugen, wie sie Badewirthe und Schwimmlehrer an der Saale waren, und daß sie der Bruder Studio insgemein nicht für eigentliche Philister hielt, sondern mit ehrendem Du anredete. Sie selbst halten sich wie die Juden für einen auserwählten Stamm, wenngleich sie es den Gelehrten überlassen zu ergründen, welches Ursprunges sie sind, ob keltischen oder wendischen oder germanischen, und richtig ist wohl, daß sie eine andere Gesichtsbildung haben als die übrigen Hallenser. Bis zu diesem Jahrhundert sind sie alle nur Salzwirker gewesen und haben es für eine Unehre gehalten sich anders als innerhalb ihres Stammes zu verheirathen; jetzt freilich ist dies anders geworden, die Söhne lernen ein Handwerk und studiren auch wohl, die Töchter verheirathen sich an Bürger der Stadt, kurz sie sind allmälig zu gewöhnlichen Menschen herabgesunken. Dennoch hat die Mehrzahl an der alten Handthierung festgehalten, die zwar wegen der immerwährenden Hitze in den Siederäumen beschwerlich, aber auch ohne Mühe zu lernen und ohne besondern Verstand zu thun ist; und ein anderes Band sind vielleicht die alten wohlthätigen Institute ihrer Innung, sie haben Sterbe- und Heirathskassen, gemeinschaftliche Aerzte und Altersversorgungen. Ueberhaupt sind sie insofern aristokratischer Natur, als sie die beharrliche, ernste Arbeit scheuen, gern halbnackt am Saalufer stehen, um das Schwimmen zu beaufsichtigen, oder im Herbst Nächte lang mit ihren Netzen auf den Feldern liegen, um Lerchen zu fangen; und was sie dann erworben haben ohne zu große Mühe, das geht auch ohne Sorge wieder darauf; ihre Ehrenkleider, besonders die Westen mit den silbernen Knöpfen, sind den größten Theil des Jahres auf dem Pfandhause und werden erst wieder zu Pfingsten oder zu Neujahr eingelöst. Die Studenten haben also guten Grund sie nicht unter die Philister zu rechnen, und sie selbst sind auch im Rechte, wenn sie sich von den ehrsamen Bürgern zu unterscheiden glauben.

Es giebt über das Salzwerk in Halle ein paar ältere Quellen, die wir zu Rathe gezogen haben: Hondorf, Beschreibung des Salzwerks zu Halle in Sachsen, vom Jahre 1670, und: von Dreyhaupt, Chronik der Stadt Halle, 1749. Nach Beiden sind von Alters her, seit der Zeit Otto's I., immer vier Salzbrunnen gewesen, der Deutsche, der Gutjahr, der Meteritz-Brunnen und der Hackeborn, »darein das salzigte Wasser aus der Erde hervorquillet«, und sodann 120 Kothe oder Häuser, »darinne man das Salz sieden lässet.« Seltsam theilt sich an den Brunnen das Eigenthumsrecht. Die Brunnen werden in Stühle getheilt, die Stühle in Quarte, die Quarte in Pfannen, die Pfannen in Zober, die Zober in Eimer; nur der Hackeborn hat statt der Quart Nößel, statt der Zober Orte. Die alten Landesherren, die Erzbischöfe von Magdeburg, haben nun die Sole in solchen einzelnen Theilen als Lehen vergeben, und die Belehnten oder Pfänner besitzen das Recht, so oder so viel Eimer von diesem oder jenem Brunnen zu schöpfen. Andere haben wieder die Erlaubniß die geschöpfte Sole zu versieden, sie besitzen also die Kothe oder Siedehäuser. Während nun der Eine schöpfen darf, kann der Andere sieden, aber nicht immer kann Jeder Beides. Dies macht die Eigenthumsfrage sehr schwierig, so daß selbst erfahrene Juristen und Sachverständige nicht völlig klar sehen und nicht im Stande sind die Antheile zu taxiren; eben deßhalb wird auch der Erlös nur nach einer Art von Wahrscheinlichkeitsrechnung vertheilt. Aber noch eine andere Folge hat sich aus dieser sonderbaren Sachlage ergeben. Da nicht mehr als eine von den Erzbischöfen verlehnte Masse von Sole geschöpft werden durfte, — denn wer durfte schöpfen, da ein größeres Quantum nicht vertheilt war, und wer mochte es thun, da nicht mehr als dies Quantum versotten werden durfte, — so geschah es ganz natürlich, daß ein großer Theil der Sole ungenutzt in die Saale lief. Dies konnte lange Zeit geschehen, war aber nicht mehr möglich, als die umsichtigen und haushälterischen Kurfürsten von Brandenburg Landesherren wurden. Unter ihrer Regierung griff der Fiskus zu, nahm die überflüssige Sole oder das ganze Plus, was die Brunnen nach Abzug der pfännerschaftlichen Quanta hergeben wollten, an sich und erbauete die nunmehrige königliche Saline auf einer Saalinsel, wohin er die Sole durch Röhren leitete. Die Saline hat auch einen Theil der Halloren mit an sich gezogen und soll nun,

nachdem sie lange Jahre einen namhaften Erlös abgeworfen hat, eingehen. Es giebt, wie es scheint, keinen Rechtsgrund dies zu verbieten, aber die Halloren, welche nichts anderes gelernt haben als zu sieden, sind in schlimmer Lage, um so mehr, da sie nichts anderes lernen mögen, da sie mit ihrer Tradition, mit ihren Instituten an die Brunnen gebunden sind wie nur die rothen Indianer Amerikas an ihre Jagdgründe.

Weil die Sole in einer Niederung an der Saale quillt, so heißt dieser Stadttheil das Thal oder die Halle, wahrscheinlich die älteste Niederlassung in dieser Gegend überhaupt. Die Einkünfte des Thales sind schon von Otto I. dem Erzstift Magdeburg zugewiesen, woher denn auch die Verehrung des Stiftsheiligen St. Moritz nach Halle übertragen wurde. Von den Erzbischöfen sind die Besitzrechte sowie die Art der Versiedung, überhaupt der ganze Betrieb durch besondere Thalordnungen geregelt, und zwar haben außer dem Erzstifte und wenigen benachbarten Vasallen nur der Rath der Stadt Halle und Einwohner der Stadt zur Pfännerschaft gehören dürfen; noch jetzt muß deßhalb jeder Theilhaber, wenn er nicht wirklich in Halle seinen dauernden Aufenthalt hat, eine stehende Wohnung in der Stadt miethen. In jenen Thalordnungen war zugleich bestimmt, wie viel Sole den Arbeitern als Lohn zu geben wäre „denen so haspeln, das Rad treten, störtzen und tragen“; diese Arbeiter hießen Gerentner, weil sie jenen Lohn zum Gerente oder zur Rente erhielten; in späterer Zeit haben sie sich selbst wieder Arbeiter angenommen, die sie bezahlen, und besitzen nun wie die Pfänner eine Tantieme an dem Erlöse, wenn auch nur eine geringe. Darüber daß nicht mehr gefüllt und gesotten würde, als festgesetzt war, hatten ehedem die Bornmeister oder Gadenherren zu wachen, von denen einige auch Oigler oder Aeugler hießen, „darumb daß sie ein Auge auf das Tragen der Sole mit sollen haben.“

Am Ende des 15. Jahrhunderts hatte die Stadt Halle versucht das Thal gänzlich an sich zu bringen; es war daraus eine Fehde mit den Erzbischöfen erwachsen, die damit endete, daß der Rath nachgab und die erzbischöfliche Obergewalt auch in Sachen der Saline anerkannte. Wahrscheinlich um ähnliche Uebergriffe für die Zukunft zu verhindern, stellten die Erzbischöfe das Thal unter ein besonderes Gericht, wiesen ihm seine Grenzen an und setzten besondere Beamte ein, die nur ihnen pflichtig waren, nicht der Stadt; ein Salzgräfe war der Oberrichter, zwölf Schöppen standen ihm zur Seite. Diese Thalgerichtsbarkeit hat noch vor 50 Jahren bestanden und ist damals manchen Studenten zu Gute gekommen, da kein Pedell oder städtischer Nachtwächter die Thalgrenzen überschreiten durfte; zuweilen, wenn das Letztere in dringenden Fällen doch geschah, rotteten sich wohl die Halloren zusammen, trieben die fremde Scharwache mit gewaffneter Hand hinaus und befreieten den rauflustigen Studiosus. Dreyhaupt findet dies eifersüchtige Behaupten der Grenzen völlig in der Ordnung, wie er es denn auch besonders belobt, daß die Thalobrigkeit, als sie eine Zeit lang ein städtisches Haus zum Gerichtslokal nehmen mußte, nur eins hart an der Thalgrenze wählte, so daß der Galgen seinen Arm noch auf das Thalgebiet hinausreckte und der arme Sünder, der etwa gehenkt wurde, wenigstens die Genugthuung hatte in salziger Luft zu sterben.

Viele von den alten Sitten und Gebräuchen der Halloren sind natürlich mit der Zeit verschwunden. Es wird keine feierliche Bornfahrt mehr gehalten, bei welcher der Salzgräfe sich in Gegenwart des Landesherrn oder seiner Commissarien vermittelst eines Kastens in die Brunnen hinabließ und sich von dem Fließen der Sole und dem Stande des Brunnens überzeugte. Es wird nicht mehr der Friede gewirkt, d. h. es zieht nicht mehr alljährlich der Salzgräfe zu einer bestimmten Stelle am deutschen Brunnen, wo er die Bornknechte ermahnt von allem Muthwillen zu lassen, ihrer Pflicht sorglich zu warten und anzusagen, ob irgendwo Unrecht im Thale geschehen. Ja selbst das Bestatten der Gestorbenen, das sonst nur von den Halloren versehen wurde, fängt an ihnen durch die Leichenwagen verkümmert zu werden, und auch die Hallorenbräute erscheinen nicht mehr in dem seltsamen Kopfputze mit Gewürznelken und fußhohen Nesteln. Doch hat manches alte Herkommen den Sturm der Zeiten noch überdauert. Zum neuen Jahre gehen sie zum Salzgräfen, (welches Amt gegenwärtig ein Mitglied des Oberbergamtes zu bekleiden pflegt), zu den Pfännern und bringen mit ihrem Glückwunsche zugleich die Erzeugnisse des Thales, einen Teller mit Soleiern und einen andern mit reinem, schneeigem Salze. Ebenso senden sie wohl eine Deputation nach Berlin zum Landesherrn, die gleiche Gaben zu überbringen hat. Alsdann sieht man sie in ihren Prachtanzügen, in rothen Röcken, in den blumigen Westen mit silbernen Knöpfen, kurzen Sammethosen, bunten Strümpfen und großen silbernen Schnallen auf den Schuhen. Bei einem Regierungswechsel huldigen sie gleicherweise durch eine besondere Deputation; sie erhalten dann für ihren guten Willen ein Pferd aus dem königlichen Marstalle. Dies bringen sie nach Halle, setzen den ältesten Halloren, der es besteigen kann, darauf und ziehen unter Vortragung von Fahnen und alten Hellebarden um die Salzbrunnen und über den Markt der Stadt; später wird das Pferd verkauft. Im Jahre 1840 soll sich dieser Zug sehr wunderlich ausgenommen haben; der alte Mann zu Roß, der zum ersten Male in seinem Leben seine Beine um ein Pferd gabelte, mußte von zwei jüngeren Stammesgenossen gehalten werden.

Ueber das Pfingstbier, eine Festlichkeit, die fast alle Jahre wiederkehrt, lassen wir Hondorf's Schilderung folgen. „Damit sie auch bei ihrer sauren Arbeit eine Ergetzlichkeit haben, so wird ihnen, auff ihr Ansuchen von den Saltzgräfen verstattet, daß sie jährlich oder, wenn die Unkosten zu hoch kommen wollen, über's andre Jahr in der Pfingstwoche, in einem darzu gemietheten geraumen Bürgerhause oder Gasthofe mit ihren Kindern, Weibern und Gesinde zusammen kommen, das Pfingstbier trinken und mit einander fröhlich sein dürffen. Worzu ein Jeder vor sich und die Seinigen ein gewisses an Gelde geben muß, theils die Gänge, theils zur Zeche genannt. Wenn das Pfingstbier getrunken wird, verfüget sich der Salzgräfe mit den Bornmeistern zu ihnen und wirket ihnen öffentlich im Hofe, unter freyem Himmel den Frieden, daß sie sich nicht zanken, raufen, schlagen oder andern Unfug verüben sollen. Hernach bestettiget er ihnen auch die Neuen Vorstehern, so die Alten gekohren und lieset der Bornschreiber die Namen derselben, sambt den Namen ihrer Neuen Zween Becken- oder Beutelherrn, ingleichen der erwehlten zween Platzknechte und zwölf Scheidemeister laut ab. Hernach werden von der Vorstehern Weibern dem Saltzgräfen, Oberbornmeister und andern Vorsteheren und Platzknechten Kräntze von Blumwerk gegeben. Und die Platzknechte bringen zuerst dem Saltzgräfen des ältesten Vorstehers mannbare Tochter, oder da derselbe keine hatt, des folgenden, daß er mit ihr tantzen solle. Dergleichen Wirckers Töchter dem Oberbornmeister auch zugeführet werden, mit welchen sie denen Spielleuten hinunter in den Hof folgen und daselbst im Zuschauen etzlicher hundert Menschen tantzen. Wann der Saltzgräfe ein oder zwo Reihen getantzt hat, gehet er mit dem Oberbornmeister und Bornschreiber hinauff auff die Stube, woselbst die Vorsteher etwas zu essen und Torgauisch Bier aufsetzen lassen. Unterdessen tantzet das übrige Hall-Volk nach der Trummel und Pfeifen, die Spielleute aber warten den Saltzgräfen auf. Damit nun bei dem Pfingst-Bier trinken der gewürkte Friede nicht gebrochen und sonst aller Unfug vermieden werde, seynd die Scheidemeister zu Auffsehern verordnet. Da nun einer unter ihnen sich mit Flüchen oder sonst gröblich verbricht, pflegen sie selbigen, es sey so kalt es wolle, bis auffs Hembde auszuziehen, auff eine Stange zu setzen, vors Thor zu tragen und in den Saalstrom zu werfen, daß er baden muß.“

* Peter Eschenloer's Denkwürdigkeiten seiner Zeit.

Von D. Ehmck.

(Fortsetzung.)

Eschenloers Buch zeugt dafür, daß die Angelegenheiten der Stadt Breslau bei ihm in guten Händen gewesen sein werden. Wie nur ein Bürger der Stadt war er von Eifer für ihre Wohlfahrt, Stolz auf ihre Leistungen und ihre Macht durchdrungen. Die letztere beruhte auf dem ausgedehnten Handel Breslaus; es war zunächst der Hauptmarkt für Schlesien, sodann der Stapelplatz für die Waaren, welche aus Rußland und Polen in das Innere Deutschlands und von Venedig nach den nordöstlichen Gebieten desselben, den Ländern des preußischen Ordens und dem europäischen Osten geführt wurden. Statistische Notizen über die Größe und den Reichthum der Städte im Mittelalter fehlen uns nur zu sehr; doch müssen wir Breslau unbedingt zu den Städten ersten Ranges rechnen. Die päpstliche Partei, welche sich in dem Kampfe gegen Podiebrad ganz besonders auf die Hülfe Breslaus verließ, muthete der Stadt wohl zu, daß sie allein ein Heer von 10,000 Mann ins Feld stellen solle. Waren solche Hoffnungen auch übertrieben, so hat sie doch während des zwanzigjährigen Kampfes in einer Zeit, wo der Handel gehemmt war, die Messen nicht besucht wurden, die Besitzungen der reichen Bürger in der Nachbarschaft verwüstet lagen, in der Regel an 1000 Söldner gehalten und dieselben auf das Beste ausgerüstet. Breslaus Geschütz war berühmt, und wenn bei gemeinsamen Unternehmungen der Schlesier feindliche Mauern gar nicht weichen wollten, so holte man wohl die »große Breslauer Büchse«, welche 24 Pferde zogen, und dann war die Arbeit bald gethan. Eschenloers Werk ist reich an einzelnen Zügen, welche für den großen Wohlstand und die innere Kraft Breslaus sprechen, und gern verkündet er solchen Ruhm. Daß dem Podiebrad bei seiner Krönung einer der schönsten Steine aus der Krone fiel, erschien ihm als ein bedeutsames Zeichen: »Breslau war dieser Stein«, ruft er aus, »der in seiner Krone aus göttlicher wunderlicher Fügung nicht ist geblieben.«

Daß die Gesinnung der Bevölkerung einer so mächtigen Stadt, über welche der in der Regel in Neisse residirende Bischof fast nur noch nominelle Hoheitsrechte besaß, von großem Einfluß war, ist daher begreiflich. Die Gründe sind oben angegeben, weßhalb sie einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Herrschaft Podiebrads hegte. Es war zumeist Nationalhaß gegen Böhmen, der die ganze Bevölkerung durchdrang und auch die Besonnenen fortriß. Der entschied hier wie anderer Orten auch über die Stellung zu der religiösen Frage. Für alle Deutschgesinnten war Böhme und Hussit oder Ketzer ziemlich ein und derselbe Begriff. Auch Eschenloer theilte diese Erbitterung, soweit es seine Besonnenheit, welche der Grundzug seines Charakters war, zuließ. Er war ein gläubiger Katholik, dem die Heiligkeit der Kirche und die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen den Nachfolger Petri Ueberzeugung war, und ein frommer Mann. Es genügt ihm, einen schlesischen Fürsten, den er mehrfach als Gegner Breslaus erwähnt, mit den Worten zu charakterisiren: »Er glaubte nicht an ein ander Leben nach diesem Leben.« Doch zeigt sich mit warmer Religiosität bei ihm ein gewisser wohlthuender Rationalismus verbunden, der ihn von blinder Devotion gegen menschliche Autorität fern hält und einen Gottesdienst verschmähen läßt, der ohne veredelnden Einfluß auf die Gesinnung bleibt. Er ist zu aufrichtig, vor Dingen, die er nicht loben mag, absichtlich seine Augen zu verschließen; mit unverhohlenem Bedauern sieht er im Fortgange des Kampfes von kirchlicher Seite Vieles geschehen, was sich nicht mit seinen Anschauungen von Recht und Billigkeit verträgt, und er scheint sich öfter in einem schmerzlichen Zwiespalt mit seiner Ueberzeugung befunden zu haben.

Es ist erwähnt, daß die unerwartete Anerkennung Podiebrads von Seiten des Papstes gerade bei den Anhängern des letzteren Unsicherheit und Zweifel mancher Art hervorrief. Es kostete große Mühe und brachte die päpstlichen Legaten in Lebensgefahr, das aufgeregte Volk von Breslau zu bewegen, daß es in den Tractat mit Podiebrad willige. Auch Eschenloer versprach sich nichts von dem Verfahren des Papstes, wiewohl er am Wenigsten der Meinung war, daß Breslau dennoch aller Welt zum Trotze den Widerstand aufrecht erhalten müsse. Als nun aber der Papst erklärte, daß er einsehe, Podiebrad erfülle seine Erwartungen nicht, und deßhalb nicht länger Nachsicht üben könne, da ruft Eschenloer ganz im Geiste des Breslauer Volks, dessen Selbstbewußtsein natürlich durch diese scheinbare Sinnesänderung des Papstes stieg, mit den Worten der Schrift aus: »Dies hast du den Hochweisen dieser Welt verborgen und hast es den kleinen, demüthigen Breslauern geoffenbaret.« Daß er aber weder mit dem Papste noch mit der großen Masse des Breslauer Volks auf einem Boden hinsichtlich seiner politischen Anschauungen stehe, sollte er erst nach bitteren Stunden erfahren. Er selbst hat wohl nie geahnt, daß er der Auffassung von dem Rechte des Staats gegenüber der Kirche, wie sie am Prager Hofe galt, viel näher stand als den in Rom gepredigten Lehren. Es ging ihm wie den Besten seiner Zeit und Luther selbst, daß sie ihr Ideal von der Kirche mit der wirklichen Kirche verwechselten und in der ehrfurchtsvollen Hingebung an jenes die unendliche Verschiedenheit beider nicht gewahr wurden. Und das ist gerade das Interessante an diesem Geschichtsschreiber, daß er, der zugleich praktischer Staatsmann war, sobald er über politische Dinge sein Wort abgiebt, sich vollständig in Anschauungen bewegt, welche Selbstbestimmung des Staates fordern und mit dem mittelalterlichen Kirchenthum in entschiedenem Widerspruche stehen.

Der Kampf nämlich, welcher zwischen der böhmischen Krone und dem päpstlichen Stuhl geführt wurde, wiederholte sich in kleinerem Maße, doch mit derselben Leidenschaftlichkeit in Breslau selbst. Man muß nur festhalten, daß jener Kampf, — und das war vor Allem Podiebrads Verdienst —, gar nicht mehr ein Religionskampf war. Fortan war nicht das mehr die wichtigste Streitfrage, ob es christlich oder ketzerisch sei, daß der Laie den Kelch im Abendmahl nehme, sondern die Frage trat in den Vordergrund, ob ein außerstaatliches und doch alle Staaten beherrschendes Kirchenthum zu rechtfertigen sei, ob der Papst das Recht habe, vom Staate zu fordern, daß er seinen Entscheidungen über den allein gültigen Glauben und den allein rechtmäßigen Cult Geltung verschaffe, oder ob nicht vielmehr der Staat seine Aufgabe vollständig erfüllt habe, wenn er die Angehörigen der Kirche in Ausübung ihres Cults schütze, ohne sich darum zu kümmern, ob alle seine Genossen daran Theil nehmen wollten oder nicht. Eine nothwendige und thatsächliche Consequenz des päpstlichen Standpunktes war es, daß jede weltliche Regierung nicht bloß von der Kirche als solcher ihre Instruction empfing, sondern den Ansichten und Meinungen der Geistlichkeit ihres Gebiets ebenfalls unterworfen war. Wohin das führte, dafür gab Breslau ein Beispiel.

Es ist begreiflich, daß der Rath von Breslau der von leidenschaftlichem Widerwillen gegen alles Böhmische und allzu großem Trotz auf die eigene Macht erfüllten Bürgerschaft gegenüber in seinen Verhandlungen mit dem Prager Hofe eine überaus schwierige Stellung hatte. Das Ansehen des Raths war damals in vielen Städten ein sehr zweifelhaftes; in wenigen Orten blieben die Geschlechter so mächtig wie in Nürnberg; in den meisten hatten entweder die Zünfte schon Antheil am Regiment erlangt oder waren von dem Streben danach erfüllt. Der Rath, der sich nicht so sanguinischen Hoffnungen auf die unerschöpfliche Widerstandsfähigkeit der Stadt hingeben konnte, war nicht durchweg der Ansicht, daß ein Frieden mit Podiebrad um keinen Preis zu bewilligen sei. Unter den geschilderten Umständen wurde natürlich jeder seiner Schritte mit doppeltem Argwohn betrachtet. Während das Bestreben des Raths, wenn nicht ein freundliches Verhältniß, doch wenigstens den Friedenszustand mit Podiebrad so lange wie möglich zu erhalten, manchmal geheime Unterhandlungen nothwendig machte, verlangte die Bürgerschaft, daß Alles

öffentlich solle besprochen werden. „Zu Breslau sind also viel Rathhäuser und Räthe, als viel der Zechen (Zünfte) sind“, klagt Eschenloer. Schon 1460 konnte nur durch die Flucht zweier Rathsherren, an deren Stelle zwei andere erwählt wurden, ein leidliches Verhältniß hergestellt werden. Aber ein weit gefährlicherer Gegner des Raths als die Zünfte, für die Eschenloer manchmal noch ein gutes Wort übrig hat, war die zahlreiche Stadtgeistlichkeit, welche den bedeutenden Einfluß auf die große Masse der Bevölkung nur zu sehr benutzte, um auf die Leitung der Regierung einzuwirken, und die Verlegenheit des Raths nicht gering erhöhte. Denn mochte derselbe an den Aeußerungen feindseliger Gesinnung gegen Böhmen, die sich in Spottliedern, bildlichen Carricaturen u. s. w. fortwährend Luft machte, Schuld sein oder nicht, es wurde ihm natürlich in Prag angerechnet. Eschenloer nun läßt sich fast keine Gelegenheit entgehen, wo er das unbesonnene, selbstsüchtige und gefährliche Treiben der Stadtgeistlichkeit, welche die Aufregung des Volks immer wieder anfachte, darstellen und geißeln kann. Es sind vielleicht die anziehendsten Partieen seines Werks, in denen er von diesen Dingen zu sprechen hat; es werden uns die frischesten Bilder aus dem städtischen Leben jener Zeit entrollt und sein Griffel zeichnet um so drastischer, je schärfer seine Polemik ist. Wir entnehmen aus seinen Schilderungen, daß eine Demagogie der ärgsten Art vom Breslauer Clerus unterhalten wurde. Die Kanzeln wurden zu politischen Rednerbühnen, und das stehende Thema war der Krieg gegen die Ketzer. Jeder, der zum Frieden mit Podiebrad sich hinneigte, wurde als „Ketzer“ und „Ketzergönner“, zugleich als „Verräther der Stadt“ bezeichnet. Die Geistlichen hatten dadurch eine furchtbare Waffe in der Hand, die sie ohne Scheu gegen Jeden gebrauchten, der ihrem Treiben sich zu widersetzen wagte. Der Eifer der Prediger ging so weit, daß sie, auch als der Papst den Frieden mit Podiebrad empfahl, ihren Ton nicht herabstimmten, sondern nun auch den Papst als verführt und irrig berichtet darstellten. Sie waren unantastbar, denn sie kämpften anscheinend für die heiligsten Zwecke. Die Masse des Volks, die zahlreich die Kirchen füllte, wurde in entsetzlicher Weise fanatisirt. „Wer am Besten ketzern und schelten konnte, der wurde am Meisten gehört.“ Es verschlug dieser Geistlichkeit Nichts, auch den Rath der Stadt in der rücksichtslosesten Weise anzugreifen; ihre Autorität stieg, je mehr das Ansehen der weltlichen Obrigkeit bei'm Volke schwand. Je weniger Aussicht auf Widerstand gegen Podiebrad war, je mehr die übrigen früher verbündeten Schlesier drohten, sie würden sich für verpflichtet halten, ihren Herrn und König gegen die Stadt zu unterstützen, wenn sie nicht billigen Vorschlägen Gehör gäbe, desto mehr steigerte sich die Wuth dieser Prediger. Und was in den Kirchen verkündet war, das wurde auf den Gassen und in den Schenken weiter ausgeführt und begierig gehört. Die große Masse derer, welche Nichts zu verlieren und bei einer Umkehr der gesetzlichen Ordnung nur zu gewinnen hatte, unterstützte solches Treiben nur zu sehr. Es kam zu einem völligen Terrorismus in der Stadt. Mehr als einmal sah sich der Rath gezwungen, den Forderungen der fanatisirten Volksmassen gegen seine bessere Ueberzeugung nachzugeben, um das Schlimmste abzuwenden. „Der aller verächtlichste, der nichts hatte, der täglich im Schweidnitzer Keller gesoffen, weder Hosen noch ganze Schuhe anhabende, war ober den Bürgermeister, oder die Rathmanne.“

Das waren die furchtbaren Consequenzen des Satzes, daß das weltliche Schwert dem geistlichen untergeordnet sei. Seit aber Pius II. die Compactaten aufgehoben, wurde in diesem Namen auf das Nachdrücklichste von Rom aus der Krieg gegen Podiebrad gepredigt. Doch fanden seine Sendboten außerhalb Breslaus wenig Gehör. Pius II. starb 1464, ohne daß der von ihm betriebene Aufstand der katholischen Unterthanen der böhmischen Krone recht zur Ausführung gekommen wäre. Aber sein Nachfolger Paul II. griff die Sache mit noch rücksichtsloserem Eifer an und concentrirte seine ganze Macht gegen diesen einen Feind. Den Lieblingsgedanken Pius' II., einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen, schob er zwar nicht ganz bei Seite, aber vor Allem ließ er das Kreuz gegen König Georg predigen, und unbeirrt durch die Mahnungen der andern weltlichen Mächte, schleuderte er wiederholt den Bann gegen denselben, entsetzte ihn seines Königthums, entband alle seine Unterthanen ihres Treueides und gebot ihnen den „heiligen Kampf.“ Ihm gelang, was Pius II. vergeblich versucht hatte, die Revolution in Böhmen zu organisiren, einen Theil der böhmischen Herren, welche sich über die „Tyrannei“ Podiebrads, über die Beschränkung ihrer „alten Freiheit“ beschwerten, zu einer Verschwörung zu veranlassen. Freilich lag den meisten von ihnen so wenig daran, ob Rom seine Ansprüche erlangte, als dem Papste an der Durchsetzung ihrer rein politischen Beschwerden. Aber Podiebrad war ihr gemeinsamer Feind, und, daß die Herren im Dienst der Kirche den Kampf führten, zeugte ja für die Reinheit ihrer Absichten. Ende 1466 waren die Dinge soweit reif, — namentlich ein Bund zwischen den böhmischen Herren und den Schlesiern zu Stande gebracht, das Kreuz gegen Podiebrad auch in mehreren deutschen Ländern, wo es die Regierungen gestatten wollten, gepredigt — daß der Krieg beginnen konnte, der nun wieder mit furchtbarer Heftigkeit ausbrach. Dem finstern und wilden Charakter Paul's II. galt keine Rücksicht in der Wahl der Mittel; die Stimmen derer, welche, wie selbst der Bischof von Breslau, auf die Unlauterkeit der Absichten derjenigen, mit deren Hülfe man Podiebrad zu stürzen gedachte, und auf des letzteren feste Stellung hinwiesen, machten auf ihn keinen Eindruck. Es war die Zeit, wo der Uebermuth der Breslauischen Mönche und Prediger und der von ihnen geleiteten Volksmassen auf den Gipfel stieg.

Eschenloer hat an vielen Stellen seines Werks in mannichfacher Weise die Uebergriffe der Kirche auf das Gebiet des Staats, wo sie ihm nahe traten, zurückgewiesen. Ein paar Mal hat er förmliche Ermahnungen der Art eingeflochten: „O breßisch Volk gedenke, daß dein Regiment auf dem Rathhause und nicht auf dem Predigtstuhl sei, darum auch in aller Welt in Städten Rathhäuser gebauet sind.“ Nachdem er dann von der Gefahr gesprochen, welche entstehe, wenn man geistliche und weltliche Dinge vermischen und nicht in letzteren dem Rath, der die Gesetze und das Beste der Stadt kenne, folgen wolle, fährt er fort: „Die Prediger sollen euch den Weg des Evangelii lehren, die zehn Gebote und der Seelen Seligkeit, sollen auch mit weltlichen Geschäften unverworren und unbekümmert sein; sondern der ehrbare Rath soll euch gemessen regieren in Mehrung eines gemeinen Gutes, darinnen ihr euren Leib, Ehre, Weib und Kinder in Liebe und Eintracht mit einander mögt ernähren.“ Es charakterisirt Eschenloer, daß er das Thema von den gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen, — natürlich zunächst mit Rücksicht auf sein städtisches Gemeinwesen, wie denn in den Städten zuerst und zumeist eine wirkliche Regierung geübt wurde —, gern behandelt; er hat mit Rücksicht darauf „Aristoteles und andere weise Heiden“ studirt und sich durch sie in der Ueberzeugung bestärkt, daß ein Gemeinwesen nur unter einem mit Umsicht und praktischer Erfahrung geleiteten und strenge und straff gehandhabten Regiment gedeihen könne, welches die Macht und den Willen habe, zu rechter Zeit die Strafe anzuwenden; die müsse freilich zugleich „Essig und Milch“ sein, überhaupt ein gutes Regiment stets „Furcht und Liebe“ erwecken. Die Zustände Breslaus erfüllten ihn daher mit Schmerz und Unwillen; er sah den Wohlstand der Stadt schwinden, Handel und Verkehr stocken, die Arbeit feiern, dazu jetzt auch das Vertrauen der Bürger zu der Obrigkeit weichen, die Zügellosigkeit des großen Haufens wachsen und alle Spuren eines schwachen, kraft- und kopflosen Regiments. Und von allen diesen Dingen maß er der Stadtgeistlichkeit einen sehr bedeutenden Theil der Schuld bei. In seinem Werke unterläßt er es nicht an Einzelheiten nachzuweisen, wie es der Stadt zu großem Nachtheil ausgeschlagen sei, so oft der Rath gezwungen ward, statt seiner besseren Ueberzeugung den Rathschlägen der Prediger Gehör zu geben. Bald hat er eine Anekdote bei der

Hand, welche die übermüthige Prablerei dieser Volksredner, mit der sich ein ebenso großer Kleinmuth in der Ausführung verbindet, lächerlich macht, bald bringt er Beispiele von der Selbstsucht und Hartherzigkeit der Männee, die teotz aller frommen Reden in der größten Noth der Stadt von ihrem Ueberfluß nicht beisteuern wollen, und ihren Einfluß auf das Volk benutzen, um dessen abergläubische Ergebenheit sehr zur Unzeit zur Beeicherung der Kiechen auszubeuten. Sein gesunder Sinn empöet sich dagegen, daß man während dieser so schwer drückenden Kriege zu den vielen Kiechen Breslaus noch neue erbaut. Keine Stadt sei in dee Welt, meint er, in der täglich früh und spät so viel gepredigt werde wie in Beeslau, „so doch das Wort Gottes soll in Nüchteenheit gehört werden, und nicht, so der Bauch voll ist.“ Tempel von Holz und Stein, dadurch der rechte Tempel der Menschen, in dem der heilige Geist wohnt, verderben solle, die seien Gott nicht angenehm. Bei so vielen Anklagen findet er es denn auch nöthig, ausdrücklich zu versichern, daß er nicht als „ein Ungönner der Priesterschaft“, sondern die Wahrheit rede.

Ueberhaupt aber sehen wir im Fortgange des Kampfes gegen den böhmischen König sein Interesse an demselben abnehmen oder richtiger, seine Begeisterung für denselben wied immer mehr abgekühlt, und um so mehr veehält ee sich betrachtend ihm gegenüber und ist genöthigt Recht und Schuld auf beiden Seiten gegen einander abzuwägen, — offenbar ein Gewinn für seine historische Auffassung. Wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, daß das schroffe Vorgehen des Papstes gegen Podiebrad dem Ersteeen die öffentliche Meinung auch der katholisch Gesinnten innerhalb und außeehalb Böhmens mehr und mehr entfremdete.

Die letzten Jahezehnte vor der Reformation waren nicht die Zeit religiöser Schwäemerei; selbst eine leidenschaftliche Betheiligung an religiösen Dingen hielt sich nur innerhalb gewisser Keeise. Es war vielmehr eine Zeit, wo ein gewisser Grad höherer Bildung mehr und mehe Gemeingut wurde, und damit ging eine ruhige Betrachtung und Prüfung religiösee Fragen Hand in Hand. In solchen Zeiten wird die öffentliche Meinung vorzugsweise der Stimme der Billigkeit folgen. Und wenn man dem rücksichtslosen Verfahren des römischen Stuhls die maßvolle Politik des böhmischen Herrschers gegenüberstellte, mit der einseitigen Aufhebung der Compactaten die Forderung verglich, den ganzen Streit auf einen öcumenischen Concil, an das ein großer Theil dee katholischen Welt noch seine Hoffnungen auf die Besseeung der kirchlichen Verhältnisse geknüpft hatte, zum Austrag zu bringen, so mußte ein billiges Uetheil für den „Ketzerkönig“ entscheiden. Man war überhaupt nicht mehr geneigt, die Bekampfung der Ketzer mit Waffengewalt zu befürworten, die Toleranz Podiebrads gegen die Katholiken in seinem Lande föhnte manche seiner Gegner aus und erregte Bewunderung, die Lauheit der übrigen weltlichen Mächte und der katholischen Unterthanen des Königs selbst für diesen Kampf ließ einen Eefolg immer zweifelhafter erscheinen. Dazu erregte eine Politik, welche das sittliche Vehältniß zwischen der Obeigkeit des Staats und den Unterthanen so gänzlich mißachtete und die bindende Kraft geschwoener Erde hinweg läugnete, doch Bedenken, und das Bibelwoet: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“, welches der treue und unermüdliche Rathgeber des Königs, Gregor Heimburg, in zahlreichen Schriften unablässig variirte, fand auch bei Katholiken mehe Glauben, als dee Papst wünschen konnte. So ließen sich auf katholischer Seite mehr und mehe Stimmen vernehmen, welche zum Frieden riethen, welche wenigstens Aufschub des Kampfes forderten und eine günstigeee Zeit zue Ueberwindung der hussitischen Ketzeeer abzuwarten mahnten. Auf den deutschen Universitäten, auf vielen Kanzeln, in diplomatischen Denkschriften und sonst wurde diese Ansicht mit Vernunftgründen und Beweisen aus dee Schrift verfochten. Auch aus Eschenloers Darstellung spricht deutlich eine ähnliche Ueberzeugung. Konnte aber dadurch bei den blinden Vertheidigern der päpstlichen Politik und bei denen, welche „ihre Hoffnung auf ein Wunderwerk Gottes, und nicht auf menschliche, sondeen auf englische Hülfe setzten“, seine Gesinnung als eine nicht correct katholische verdächtigt werden, so mußte ihm um so mehr daean gelegen sein, die Berechtigung dieser Ansicht hervortreten zu lassen. Und gewiß wied eine Folge dieses Bedürfnisses sein, was freilich zum guten Theil seiner einfachen, aufrichtigen Darstellungsweise zuzurechnen ist, daß er rückhaltslos nicht nur die Fehler seiner Partei ausdeckt, sondeen bei allem Abscheu vor den „Ketzern“, doch hie und da eine anerkennende Aeußerung ihm entschlüpft. Die Nebenabsichten der böhmischen Herren, die furchtbaeen Geäuel der Kreuzheeee, welche meistentheils aus dem verworfensten Gesindel aller Länder zusammengelesen waren, die Unzufriedenheit selbst päpstlicher Legaten mit dem ohne Kenntniß der Mittel unternommenen Kampf verschweigt er so wenig, wie er es unerwähnt läßt, daß Podiebrad „doch guten Frieden hielte und, ob er ein Ketzer wäre, Niemanden zu seiner Ketzerei drängte.“ Und unter den vielen Aktenstücken, welche er nicht zum Vortheil der Darstellung, aber zum Vortheil der geschichtlichen Forschung, wörtlich in seine Erzählung einreiht, finden sich so gut die füe den böhmischen König verfaßten Vertheidigungsschriften, wie die der päpstlichen Partei.

(Schluß folgt.)

---

* Im Kaffeehause *).

Von F. Ruperti.

Vor mir das unberührte Glas mit Wein
Sitz' ich im Winkel still für mich allein;
Das ist ein Gehn und Kommen, ein Gedränge
In immerfort erneuter Menschenmenge,
Ein wirres Treiben, ein Geschwätz und Lachen,
Daß kein Gedank' im Innern kann erwachen.
Da klingt mit einem Mal ein klarer Ton,
Wie einer Alpenkehle frisch entflohn,
Daß sich der Geist aufraffen muß und lauschen,
Wie hell und keck die muntern Lieder rauschen.
Und sieh, wie sich das dichte Knäuel theilt,
Gewahrt der Blick, der rasch den Saal durcheilt,
Sie, die mit ihres Sanges frohem Tönen
Zur Harmonie den wirren Lärm verschönen.
Tyroler sind's in ihrer Landestracht,
Ein Mann, deß Antlitz jugendfreudig lacht,
Von hohem Bau, von Gliedern stark und fest,
Wie sie das Hochgebirg erwachsen läßt,
Und neben ihm ein Mädchen, frisch von Wangen;
Wie hübsch die braunen Zöpfe niederhangen!
Wie blitzt ihr blaues Auge Lebensmuth!
Wie sitzt ihr auf dem Kopfe keck der Hut!
Doch hat der Blick kaum wenige Sekunden
Am ungewohnten Bilde Freud' empfunden,
Da drängt, es unbarmherzig zu verwischen,
Die Menge wieder störend sich dazwischen.
Die klaren Töne nur hör' ich erklingen,
Die mit der Stimmen Murmeln siegreich ringen,
Und freudig wiegt, wie sie den Saal durchziehn,
Die Seele sich auf ihren Melodien.
Sie schwebt, versenkt in wunderbares Träumen,
Mit kühnem Flug hinweg zu fernen Räumen,
Und immer bunter, mannichfacher, wilder
Drängt sich um sie herum die Schaar der Bilder.

Als hab' ein Zauberspruch es hergebannt,
Steigt in die Höhe das Tyrolerland.
Da ragen dräuend, seltsam von Gestalt,
Aus Eisesmassen riesenhaft geballt,
Die Ferner, deren Haupt die Sonnenstrahlen
Mit ihren schönsten Farben zaubrisch malen;
Da hebt sich, Grauen in der Seele weckend
Und auch den kühnsten Wandersmann erschreckend,
Senkrecht die düstre Felsenwand empor,

---

*) Aus einer nächstens erscheinenden Sammlung

Die sich der Aar zum Königshorst erkor,
Zu deren Stirn sich nicht die Gemse wagt,
An deren Spalt der Tanne Wurzel nagt;
Da gähnet, gleich der Hölle Thoren klaffend
Und wie im Schwindel fast die Seel' entraffend,
So schaurig und so dunkel manche Kluft,
Es rast der wilde Föhn in hoher Luft,
Es donnern von den Bergen die Lawinen,
Und Ströme stürzen im Verein mit ihnen
Sich mit Gebraus' und hoch mit Schaum bedeckt
Zum Thal hernieder, das ihr Fall erschreckt.
Und o, wie lachen neben Schnee und Eis,
Das nichts vom warmen Sonnenstrahle weiß,
Wir lachen neben grausigöder Wildniß, —
Des milden Frühlings schönes, heitres Bildniß,
Die frischen, grünen, heerdefüllten Matten,
Umkränzt von ernster Wälder dunklem Schatten,
Die Aun, wo sanft das Korn im Winde schwankt,
Die Hütten, welche dicht die Reb' umrankt!

Und mehr als alles, Männer seh' und Frauen
Mit munterm Schritt ich wandern durch die Auen,
Wie selten nur das Auge sie gewahrt;
Kraft ist mit Schönheit inniglich gepaart;
Wir schauen klug und keck und ohne Scheu
Und doch dabei so harmlos und so treu
Die braunen Augen in die Welt hinein!
Wie glänzt Gesundheit mit dem hellsten Schein
Auf diesen Lippen, Wangen frisch und roth,
Als wüßten sie von keiner Lebensnoth!
Wie steht so hübsch, wie steht so zierlich allen
Die bunte Tracht, in der sie sich gefallen!
Wie schwebt so keck, bebändert und umlaubt,
Der spitze, grüne Hut auf ihrem Haupt!
Das Thal erklingt von heitern Melodieen,
Wie rüstig sie des Weges weiter ziehen.
Was leider nie bis jetzt mein Auge sah,
Es steht vor meinen Geistesblicken da,
Und hell und klar und deutlich doch nicht minder,
Das Land Tyrol und seine Heldenkinder.
Ich sehe sie bei ihrer Arbeit Schwere
So froh, als ob ein bloßes Spiel es wäre,
Ich sehe sie mit Pfeifen, lust'gem Singen
Im mächt'gen Tanz die Dirnen kräftig schwingen,
Ich sehe sie mit überkühnem Wagen
Zum höchsten Fels die flücht'ge Gemse jagen,
Ich sehe für den Kaiser, für ihr Land
Sie kämpfen, von Begeisterung entbrannt.
Es drängt, als sei's aus dichtem Nebelflor,
Ein Bild sich nach dem andern rasch hervor.
Speckbacher, Hofer, all die kühnen Männer,
Die tief im Thal des Inns, hoch auf dem Brenner
Für ihres Landes Rettung muthig stritten
Und freudig selbst den Märtyrtod erlitten, —
Ich sehe sie, die Stutzen in den Händen,
Das sichre Blei in Feindesreihen senden,
Die bleich, verwirrt sich lösen und verzagt
Entfliehen, wie vom eignen Graun gejagt.
Und ob, vor allen steigt ein großes Bild
Stets neu herauf, vor dem das Herz mir schwillt.

In Waffenglanz, mit taktgerechtem Gang
Zieht eine Schaar ein düstres Thal entlang;
Schmal ist der Pfad, und Felsenwände dreilen
Sich steil und wolkenhoch zu beiden Seiten,
Und neben ihnen stürzt aus höhern Räumen
Der Waldstrom niederwärts mit wildem Schäumen.
Es weht die Frühlingsluft so lind und lau,
Der Himmel über ihnen lacht so blau
Und scheint sich liebevoll herabzuneigen,
Doch ziehn sie ernst einher, in tiefem Schweigen.
Kein Scherz ertönt, kein lustiger Gesang,
Wie er so oft von Kriegerlippen klang;
Streng abgemeßnen Tritt, von dem die Erde
Bang zu erdröhnen scheint, Hufschlag der Pferde
Und der Kanonenräder dumpfes Rollen, —
Die Töne nur vernimmt das Ohr; mit Grollen,
Als sei sie gleich dem Volke grimmentbrannt,

Hallt sie zurück die hohe Felsenwand.
Bisweilen kreischt aus luftigem Gebiet
Auch wohl ein Aar, der mit den Reihen zieht,
Als könn' er bald zu freudigem Genießen
Auf reiche Beute rasch herniederschießen.
Ein Vorgefühl, unheimlich, schwer und bang,
Drückt jede Brust, macht zitternd aller Gang,
Als werde des Geschickes furchtbar Walten
Sich dem entsetzten Blicke gleich entfalten.
Und immer enger, düstrer wird das Thal,
Nur schwach erhellt von bleichem Sonnenstrahl,
Und lauter braust der Strom, und wilder drohen
Die Felsen niederwärts, die himmelhohen.
Da tönt mit einem Mal ein scharfer Laut,
Vor dem im tiefsten Busen jedem graut,
Und bleich, mit schreckempor gesträubtem Haar
Hält unwillkürlich an jedwede Schaar.
Von einem Felshang tönt die Stimm' hernieder,
Und von dem andern hallt die Antwort wieder:
»Jetzt?« — »»Nein, noch nicht!«« — »Jetzt?« — »»Ja, nun ist es Zeit;
Laß los!«« — »Im Namen der Dreieinigkeit!« —
Und eine gräßliche Fluth, die nichts kann hemmen,
Von Steinen und Felsenstücken, von Baumesstämmen
Stürzt sich, als ging' im Nu die Erde unter,
Mit Donnergetöse vom Bergeshaupt herunter;
Sie wälzt einher die furchtbar wilden Wellen,
Und wo sie toben, und wo sie wüthend schwellen,
Da werden Hundert zermalmt und Hundert zerschmettert,
Da sehen sich ganze Schaaren niedergewettert,
Und Blut und zuckende Körper und wüstes Grausen
Bezeichnen den Weg, auf welchem einher sie brausen.
Und sieh, als sei des Leids noch nicht genug,
So stürzen nun wie mit des Windes Flug
Von Höhn herab, hervor aus Felsenschlünden,
Vertilgend jener Fluth sich zu verbünden,
Wildwüthend die Tyroler, Schaar an Schaar,
Als ob der Boden plötzlich sie gebar,
Und dichtgedrängt wie Hagelschlossen pfeifen
Die Kugeln hin, die Flücht'gen zu ergreifen.
Der Sandwirth führt sie an; auf seine Stimme
Erhoben alle sich in heil'gem Grimme,
Friedensgeräthe wandeln sich in Waffen,
Um Sättigung dem Rachedurst zu schaffen.
Und Fraun und Kinder selber in den Reihn
Sieht man begeistert sich dem Tode weihn.
Sie schleudern fort die Büchsen; wie mit Gier
Auf seine Beute stürzt das Tigerthier,
So wirft sich auf den Feind die ganze Schaar; —
Ein Augenblick, wie kaum noch einer war!
Ein gräßliches Gewürge, Jammerlaut
Und Zorngeknirsch, bei dem der Seele graut!
Und eher nicht erlischt die wilde Wuth,
Als bis der letzte liegt in seinem Blut!
Und wie von einem Geist ergriffen, siehe,
Werfen sich alle nieder auf die Kniee,
Und von der Stätte, voll von Blut und Todten,
Steigen, des Dankes und der Andacht Boten,
Gebete feurig auf zum hohen Himmel;
Der lächelt auf das schreckliche Gewimmel
So blau hernieder und so rein und klar,
Als sei die Erd' ein friedlicher Altar. —

Ein wirrer Lärm ertönt, ich fahr' empor
Vom Traum, in den die Seele sich verlor; —
Verklungen ist das Lied, das wie im Flug
In fernes Land und ferne Zeit mich trug,
Doch bebt die schon verstummte Sangesweise
Mir fort im Herzen inniglich und leise,
Wie sich, vom Windeshauch einmal bewegt,
Die Harfensaite lange zitternd regt,
Und öfters noch werd' ich im tiefen Innern
Mich deiner, o Tyrolerin, erinnern,
Es werden öfters noch mit Zauberweben
Die Lieder, die du sangest, mich umschweben
Und mehr als sie, die mir im Geist erwachten,
Eurer Gebirgessöhne kühne Schlachten.

* Das Comité des Schillervereins
zu Marbach a. N.
an
alle Verehrer Schillers.

Mit dem Jahreswechsel sind wir in das Jahr eingetreten, das uns in dem vorletzten seiner Monate die Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers nahelegt.

Aus unserer Ansprache vom Mai v. J. sind unsere Zwecke bekannt; für diejenigen, denen erstere nicht zu Gesicht gekommen, bezeichnen wir solche aufs Neue:

„Erwerbung des Geburtshauses aus Privathänden. Wiederherstellung in den früheren Zustand und angemessene Ausstattung; — ein Denkmal, wenn auch bescheidenster Art, auf unserer freundlichen Schillershöhe."

Mit großem Danke haben wir zu erkennen, daß uns so viele, und aus manchen Orten reiche, Gaben zugekommen sind; sie belaufen sich auf 2000 fl.; da uns aber die Erwerbung des Hauses in seinem gegenwärtigen Zustande allein 4000 fl. hinnehmen wird, so ist noch nicht die Hälfte unseres Bedarfs gedeckt.

Möchten deßhalb in dem angetretenen Jahr weitere Herzen unserer Sache sich zuwenden und wir in den Stand gesetzt werden, den zu erwartenden Tag in einer des großen Mannes würdigen Weise feiern und die Anstalten zu dieser Feier bald treffen zu können.

Wir ersuchen auch andere Blätter um gefällige Aufnahme.

Marbach am 3. Januar 1859.

Die Comité-Mitglieder:

Stackmayer, Oberamtmann, Vorstand.
Fischer, Rathsschreiber.
Fohr, Oberamtspfleger.
Klein, ref. Stadtschultheiß.
Rieckher, Dr., Apotheker.
Sigel, Rechtsconf. und Stadtschultheiß.

Von den bis jetzt eingegangenen Beiträgen im Gesammtbetrage von 153 ₰ 50 ℛ Gold sind heute als erste Quote aus Bremen 150 ₰ nach Marbach abgesandt.

Bremen, 13. Januar 1859.

Herm. Schaffert.
Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen ist hervorzuheben eine Geschichte des deutschen Handels von J. Falke.

— * Von Gutzkow's Roman „Der Zauberer von Rom" ist der dritte Band ausgegeben.

— * Eine neue Dichtung von Alfred Tennyson „King Arthur" erscheint im Buchhandel. Die Freunde des Poeten rühmen ihr große Schönheiten nach.

— ** Daniel, Handbuch der Geographie. Frankfurt, Sauerländer 1859. Erster Theil. — Viele unserer jüngeren Leser werden sich mit Freude an das Lehrbuch des Verfassers erinnern, nach welchem sie ihren ersten geographischen Unterricht genossen; sie werden mit uns übereinstimmen, daß ihnen dasselbe eins der liebsten Schulbücher war, weil es ihnen den Lehrstoff nicht spröde und ungeformt, sondern von seiner, geschickter Hand gestaltet und mit jenem Hauche der Anmuth überzogen überlieferte, der den deutschen Lehrbüchern eigentlich von Rechts wegen fehlen muß. Es ist sehr erfreulich, daß der gelehrte Verfasser sich entschlossen hat, denselben Gegenstand in größerer Fülle und Ausdehnung zu behandeln; wenn irgend Einer, so ist gerade er dazu angethan der aufstrebenden Wissenschaft der Geographie immer mehr Freunde zu erwerben. Das vorstehende Handbuch enthält im ersten Bande nur den allgemeinen Theil und die Geographie der außereuropäischen Erdtheile, es scheint sonach auf drei starke Bände berechnet. — Es ist eine besondere Kunst des Verfassers, Geschichte und Geographie in lebendigen Zusammenhang zu bringen und das Charakteristische fremder Oertlichkeiten und fremden Lebens durch kurze plastische Zeichnungen, manchmal nur durch ein Dichterwort, uns nahe zu legen. Beiden Vorzügen begegnen wir auch in dem neuen Werke, das noch das besondere Verdienst hat, auch auf die Geschichte der Geographie in Anführungen der ältesten Zeugnisse Rücksicht zu nehmen. Dabei wird natürlich die jüngste Kunde nicht vernachlässigt, vielmehr findet man auch für das geringste Detail die Ergebnisse der modernen Reisen verarbeitet. Alles ist fein und kunstreich verwebt, und der Leser wird durch die Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte wie durch die Anschaulichkeit der Zeichnung fortwährend in seiner Theilnahme am Gegenstande gehoben. Was uns aber besonders noch an dieser Arbeit Daniel's gefällt, ist der patriotische Sinn, in dem sie gearbeitet ist. Er führt in der Vorrede die Worte Pirckheimer's an: „es reim sich nichts weniger denn daß die Teutschen die weiten welt wöllen beschreiben und durchreyßen und Germaniam, yr eygen vaterland nit wissen." Deutschland ist ihm die Krone deutscher Erkenntniß; so will er Deutschland möglichst ausführlich behandeln, so hat er auch der deutschen Diaspora eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und überall darauf hingewiesen, wie deutsche Nationalität auch in der Fremde sich als bedeutsames und einflußreiches Bevölkerungselement geltend macht. „Gern möchte ich — sagt er — auf alle Weise dem deutschen Leser das Bewußtsein wecken und stärken, einer großen und herrlichen Nation anzugehören." — Wir wünschen Herrn Daniel Muße und Freudigkeit sein treffliches Unternehmen bald zu Ende zu führen. Er wird sich dadurch den Dank des Volkes erwerben, für das er in so löblicher und edler Weise als Lehrer wie als Schriftsteller arbeitet.

— * Das zwölfte und letzte Heft des laufenden Jahrgangs der geographischen Mittheilungen von Petermann enthält, außer dem sehr umfangreichen Literaturbericht, einer bibliographischen Uebersicht der im dritten Quartal 1858 auf dem Gebiete der Geographie erschienenen Werke, Aufsätze und Karten, auch einige größere Abhandlungen über die dem russischen Reiche unterworfenen Kirgisen, über die neuesten englischen Aufnahmen im mittleren Himalaya, in Kaschmir und in Karakorum, über die Zustände und Entwickelungsfähigkeit der neuen englischen Kolonie am großen Ocean ꝛc. ꝛc. Ueberall kommen sauber gestochene Karten dem mangelnden Verständniß zu Hülfe, so daß man mit dem Jahresbande eine recht hübsche Zahl der besten geographischen Karten einsammelt, welche, einzeln erworben, mindestens den gleichen Aufwand erfordern würden, für welchen man hier den belehrenden Text in elegantester Ausstattung obenein erhält.

— * Man weiß, welcher Unfug auf vielen Universitäten, namentlich in Jena, Leipzig, Kiel u. s. w., mit der Ertheilung der philosophischen Doctorwürde getrieben wird. Um nun zu verhüten, daß die akademischen Grade durch zu häufige Ertheilung an ihrem Werthe verlieren, hat die Berliner Hochschule an sämmtliche Universitäten Preußens und Deutschlands in jüngster Zeit ein Rundschreiben erlassen, in welchem sämmtliche Universitäten und Akademien veranlaßt werden, diejenige Strenge bei ihren Promotionen walten zu lassen, welche dazu nöthig ist, daß die akademischen Würden von ihrem Ansehen, welches sie bis dahin genossen haben, nichts verlieren. Eine gleiche Maßregel würde sich wegen des Professorentitels empfehlen, da derselbe durch die immer mehr umgreifenden Geheimrathstitel, denen in den meisten Fällen in der Wirklichkeit nichts entspricht, in Gefahr kommt, die ausgezeichnete Wirkung zu verlieren, die ihm bisher eigen geblieben ist.

— * Die große Händel-Statue von Heidel in Berlin (in Bronce) geht der Vollendung schnell entgegen, so daß dieselbe am hundertjährigen Geburtstage Händel's Ende April auf dem Marktplatz zu Halle aufgestellt wird. Ein Schüler Heidel's hat eine Kopie der Händelstatue (2 Fuß hoch) eben vollendet. Gypsabgüsse sind käuflich zu haben.

— * In Berlin wird mit großer Pracht eine Oper in Scene gesetzt, welche von dem ehemaligen Intendanten Grafen von Redern nach einem Texte von Puttlitz componirt ist.

— * In Weimar hat neulich Liszt eine empfindliche Niederlage erlitten. Er dirigirte eine neue Oper „Der Barbier von Bagdad" von Cornelius, einem der eifrigsten Anhänger und Vorfechter seiner Schule. Die kleine, aber ungemein rührige Partei Liszts gedachte bei dieser Gelegenheit einen Triumph zu feiern, war aber gleich von Anfang an so freigebig und unvorsichtig im Applaus, Hervorruf und Spenden von Kränzen, daß sich eine lebhafte Opposition bildete. Es wurde sogar gepfiffen, und Liszt war so entrüstet, daß er erklärte, nie wieder eine Oper dirigiren zu wollen. Das war übrigens bisher auch nur selten geschehen.

— * Bremen, 13. Januar. Im Künstlerverein hielt gestern Herr J. G. Kohl, der nach seiner Rückkehr aus Amerika seit einigen Wochen in seiner Vaterstadt Bremen verweilt, einen Vortrag über die Sagen und Traditionen der nordamerikanischen Indianer. Derselbe betraf namentlich den Stamm der Ojibways (Chippeways), bei denen Herr Kohl sich aufgehalten, und stützte sich auf die mündlichen Mittheilungen von Indianern, mit denen er in Berührung gekommen. Nach einigen Bemerkungen über die Lokalität dieser Sagen, ihre Verbreitung, die Erzählungsweise und Vortragsart der Indianer sprach Herr Kohl zunächst über die Sage von Menaboshu und der Sündfluth; sodann über die großen Jugendfasten und die Lebensträume des Stammes, wobei ein Traum mit allen begleitenden Umständen nach der Erzählung eines Indianers wieder gegeben

wurde; endlich über die Sage vom Paradiese im Westen und der Wanderung der Seelen zur anderen Welt. Die höchst anziehenden Mittheilungen des Herrn Kohl werden dem größeren Publikum demnächst in dem neuesten Werke des Verfassers, das im Druck begriffen ist, zugänglich sein.

— * Die Biographie Goethe's von J. W. Schaefer findet auch jenseits des Meeres bei unseren dortigen Landsleuten die gebührende Anerkennung. Eine in Baltimore erscheinende Zeitung widmet dem Werk eine eingehende Besprechung und leitet dieselbe mit folgenden Bemerkungen ein: „Denjenigen unserer Landsleute, welche das Interesse an unserer unvergleichlichen Literatur, die Anhänglichkeit an unsere großen Dichter und die Hochschätzung der durch diese Genien geschaffenen national-deutschen Bildung mit nach dem Westen hinüber genommen haben, wüßten wir keine in diesem Sinne anziehendere und gehaltvollere Lektüre zu empfehlen, als dieses Buch sie bietet. Es ist anerkannt die beste Biographie Goethe's in deutscher Sprache, mit der nur die später erschienene des Engländers Lewes einen Vergleich aushält. Der Verfasser, ein Bremer von Geburt und an dortiger Handelsschule als Professor wirkend, während er sich in der deutschen Gelehrtenwelt sowohl einen Namen durch seine Schriften erworben hat, wie dieselben unserem gebildeten Publikum werth geworden sind, hat die gute Hälfte seines Lebens dem Studium Goethe's und seiner Werke, der für eine eigne Bibliothek hinreichenden „Goethe-Literatur“ und aller Denkmäler, Nachrichten und Ueberlieferungen gewidmet, die von dem Leben und Wirken des größten deutschen Dichters vorhanden sind. Unverkennbar gewährt es schon an sich großen Reiz, die Entwickelung eines großen Genies von Anfang bis zu Ende nach allen Seiten seiner Bethätigung zu verfolgen und sich so gleichsam in ein ideales Dasein, in eine jener vollkommenen Erscheinungen der „gottähnlichen“ Menschennatur, wie deren jedes Jahrhundert nur einige hervorbringt, hineinzuleben. Kommt nun aber, wie es bei unserem Goethe der Fall ist, hinzu, daß ein solches Dichterleben, schön wie ein sonniger Tag, verlebt auf jener „Höhe der Menschheit, wo der Dichter mit dem Könige wandelt“, und in seiner Verklärung leuchtend mit dem Glanze der ewigen Gestirne, — doch durch alle Lebensalter hindurch als das Weben und Streben einer kerngesunden, ächtsinnlichen Menschennatur, eines unendlich tief und wahr fühlenden Menschenherzens erscheint, so muß der Leser sich doppelt angezogen fühlen. Was Goethe empfand, ersehnte, errang und mit ganzer Lebenswonne genoß, was er verlieren mußte, litt, durchkämpfte und endlich sich bleibend zu eigen machte, und wie er bis zum letzten Athemzuge die rechte Freude am Leben hatte, — das klingt wieder in jeder Menschenbrust, und selbst seine Schwächen zeigen uns, daß er ein ächter Mensch war. Zu dieser Erkenntniß des Bedeutungsvollen in Goethe's Leben hat Schaefer's Buch wesentlich beigetragen, und zwar ganz besonders durch die ungeschminkte Wahrheit seiner Erzählung, die auf den gründlichsten Forschungen beruht. Als Drittes heben wir noch hervor, daß, sowie Goethe vorzugsweise insofern eine ächte Dichternatur war, als seine Dichtungen sein innerstes Leben wiederspiegeln, sein Biograph in diesem Buche das Verständniß der Werke des großen Dichters überall dadurch fördert, daß er ihren Zusammenhang mit seinen Erlebnissen, Stimmungen und Bestrebungen nachweist. So werden wir gleichsam in die Werkstatt des schaffenden Geistes geführt, um ihn ungesehen zu belauschen. Daher sollte das Leben Goethe's von Schaefer in keiner Bibliothek neben den Schriften des Dichters fehlen.“

— * Norien. Erinnerungen einer alten Frau. Von Edmund Hoefer. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. — Das Erzählungstalent Edmund Hoefers, welches vor etwa sechs Jahren zuerst in den Geschichten „aus dem Volke“ sich bemerkbar machte und sofort Aufsehen erregte, hat seitdem in einer ganzen Reihe von Novellen sich bewährt und giebt durch die hier in Rede stehende den Beweis, daß es, obwohl sehr stark in Anspruch genommen, sich seine Frische und Vielseitigkeit vollkommen bewahrt hat. Eine treffliche Erfindungsgabe, Kraft und Schönheit der Darstellung, welche nie die jetzt so selten noch vorkommende Sorgfalt bis in die Details des Stils hinein vermissen läßt, lebendige und anschauliche Schilderung der Ereignisse und Charaktere zeichnen den Erzähler aus, und er ist mit Recht ein Liebling der lesenden Welt, und zwar ihres besseren, wirklich gebildeten Theils. In diesen Erinnerungen einer alten Frau bewegt sich Hoefer auf dem Gebiete, das er völlig beherrscht und so oft glücklich bearbeitet, in Norddeutschland mit seinem charakteristischen Wesen in Menschen und Dingen. Der Schauplatz der Erzählung ist ein alter Bischofssitz und Handelsplatz, der mit seinem regen Verkehr auf und an dem Strome, seinen alten Wällen, den Giebelhäusern und den entlegenen Quartieren, die einst in den Zeiten der „siegenden Kirche“ die belebten und glänzenden waren, jetzt aber wie ausgestorben daliegen, mit wenigen scharfen Zügen vorgeführt wird. Auf dem nun fast vergessenen Domhof spielt die Geschichte, und zwar in einem der palastähnlichen Gebäude aus dem sechszehnten Jahrhundert. Lassen wir den Verfasser selbst den Ort zeichnen: „Das ist ein wunderbarer Platz. Das Getreibe der Welt und des Lebens scheint an der Mauer zu verklingen, hier drinnen hört man selten oder nur etwas davon. Und wenn nicht zuweilen ein paar am Brunnen spielende Kinder ihre lustigen Stimmen erschallen ließen oder ein verirrter Vogel aus den Lindenzweigen riefe, möchte das eintönige Rieseln und Rinnen des aus der Muschel der Brunnennymphe fließenden Wassers das einzige Geräusch sein, welches sich hier jemals vernehmen läßt und den Bewohnern dieses Raumes davon Kunde giebt, daß Menschheit und Natur noch immer im ungestörten, gleichmäßigen Regen und Bewegen hingehen durch alle Ewigkeit. Den Bewohnern dieses Raumes, sagten wir. Aber sind denn wirklich noch Menschen hier? Oder ist dies eine jener verzauberten Stellen, welche uns die Märchen schildern? Es schläft alles darin seit langer, langer Zeit, die Trabanten und die Diener, die Herren und die Damen, die Prinzessin und der alte König — alles, bis wieder herab auf den Bettler am Thor und den Hund in seiner Hütte. So scheint's auch hier. Der Platz ist mit Rasen überwachsen, an den Wänden der Häuser finden sich hin und wieder kleine Flechten angesetzt und bilden auf dem rothen Grunde weißlich oder grünlich schimmernde Flecke; auch sind die Mauern ein wenig überstäubt und verräuchert. Das Glas der Fenster schillert in bunten Farben, und ihr seht hinter ihnen niemals eine Bewegung, nie eine Spur von Leben. In den Parterregeschossen, wo die Fenster mit kunstvoll verschlungenen eisernen Gittern verwahrt sind, zeigen sich diese arg verrostet, und auf den Thürschwellen hat sich Sand und Staub angehäuft, als würden die schweren Thorflügel niemals geöffnet. Mit einem Wort — verfallen ist hier bis jetzt nichts, das Material ist zu stark, die Arbeit zu gediegen, als daß ein Jahrhundert einen nennenswerthen Schaden thun könnte; aber erhalten wurde auch nichts, das Auge der Besitzer wachte nicht über diese Häuser, und keine Hand streckte sich aus, den langsam und leise herbeischleichenden Verfall für immer von ihnen ferne zu halten. So zeigt es sich bei den vier Häusern, welche rechts und vor uns gelegen sind. Bei dem einzelnen jedoch, welches links steht, ist zwar die große Thür fest verschlossen und hinter den Fenstern des Parterres wehren, wie auch hie und da bei den andern, fest zusammenschließende Laden jeden neugierigen Blick ab, allein droben sehen wir an einem Fenster der Front und an denen des auf der Ecke vorspringenden sechsseitigen kleinen Erkers dunkelrothe seidene Vorhänge. Freundlicher und heiterer wird das Haus dadurch freilich nicht; im Gegentheil macht es einen, man möchte sagen, noch unheimlicheren Eindruck, da man an ihm die Spuren des Lebens findet, ohne dieses selbst zu entdecken. Denn Menschen sieht man auch hier nicht.“ — In diesem Hause nun wohnt die alte Frau, deren Bekanntschaft wir machen; die Wittwe eines Freiherrn von Norien, die letzte ihres Stammes, durch schwere Schicksale und tiefen Kummer der Welt entfremdet und ihr fast unbekannt. Nur zu dem Arzte, den sie einst einer Dienerin wegen zu Rathe zieht, tritt die seltsame Frau in ein näheres Verhältniß, aus dem sich eine herzliche Freundschaft entwickelt. Ihm läßt sie auch einen Blick thun in ihr Leben, das seit Jahrzehnten kaum Einem bekannt geworden, und erzählt ihm ihre ereignißvolle, furchtbare Geschichte. — Nachdem das Obige den Inhalt einer Einleitung gebildet, folgt nun die Biographie der alten Frau und damit zugleich die Geschichte der reichsfreiherrlichen Familie Norien, die zu den schlimmsten Exemplaren dieser Gattung gehört. Wir befinden uns aber mit den Hauptereignissen in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege und bekommen mehr Schlimmes zu hören als Gutes. Die alte Frau charakterisirt gleich zu Anfang ihr Geschlecht mit rücksichtsloser Strenge. „Die Norien waren von jeher berüchtigt durch Uebermuth und — leider, daß ich es sagen muß! — unzählige eigenmächtige, zuweilen sogar gesetzlose Handlungen; von jedem ihrer Angehörigen mußte man irgend einen — gelinde gesagt — wilden Streich oder eine, sonst fast unerhörte, Excentricität; es waren ohne Ausnahme, so zu sagen, extreme Charaktere. Dabei hatten sie stets auf's eifersüchtigste ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewahrt, jede versuchte Einmischung der landesfürstlichen Behörden auf das rauheste zurückgewiesen, die Verordnungen, durch welche sie in ihrer Eigenschaft als Lehnsleute gleichfalls betroffen wurden, verlacht und nicht geachtet, und lagen seit vielen Jahren wegen eines großen Besitztheils mit dem Herzog im Prozeß vor dem Reichskammergericht. Die alten Fehden waren freilich abgekommen; die Norien wären sonst die Männer dazu gewesen, sie zu erneuern oder fortzuführen. Freunde im Lande hatten sie bisher wenig oder gar nicht; mit allen Familien beinah hatten sie irgend einmal einen Strauß gehabt, der sie für lange Zeit aus einander brachte. Alles was zum Hofe gehörte oder in dessen Nähe lebte, haßten und verachteten sie ohnedies auf das gründlichste, und daß mein Vater eine Tochter ihrer Familie erhielt, hatte er theils seinem Bruch mit dem Hofe, theils aber auch meiner Mutter selbst zu verdanken, welche bei dieser Gelegenheit bewies, daß sie ein ächtes und rechtes Glied des alten Stammes, von festem Kopf und Herzen sei und ihren Willen durchzusetzen wisse.“ — Der frühe Tod der Eltern läßt das Kind unter die Vormundschaft des Familienhauptes der Norien gelangen und damit in einen harten und rohen Kreis. Das Junkerthum vor hundert Jahren in seiner Blüthe tritt uns hier entgegen, und zwar oft so wild und roh, daß man unwillkürlich an Uebertreibung denkt. Allein wenn man sich versetzt in jene Zeiten, in denen das ohnehin recht- und gesetzlose Treiben durch den Krieg noch ärger geworden, dabei sich den Uebermuth des Reichsadels vergegenwärtigt, so begreift man die Fülle von Verworfenheit, die hier zu Tage tritt. Der Verfasser hat die Gestalten, die auf solchem Boden sich bewegen, vortrefflich gezeichnet und den Verlauf der Begebenheiten in einer im besten Sinne spannenden Weise vorgetragen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1^1/_2$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 4. Bremen, 23. Januar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Gustav Schwab.

Von G. Wendt.

Klüpfel, Gustav Schwab, sein Leben und Wirken. Leipzig, Brockhaus, 1858.

Der Verfasser dieser Biographie, Schwab's Schwiegersohn, hat es nicht nöthig im Vorworte sein Unternehmen zu entschuldigen oder zu rechtfertigen. Es werden fast alltäglich Erinnerungen, kleine Züge, versprengte Papierschnitzel von Schriftstellern und Dichtern geboten, die weit weniger Reiz und Bedeutung haben, als was wir über Schwab erfahren, und wir lesen sie doch. Wie sollten wir uns nicht an dem Bilde dieser tüchtigen, liebenswürdigen und reich ausgestatteten Persönlichkeit freuen! Wir unsrerseits haben das Buch mit Pietät und Dank zur Hand genommen, wir nennen uns wie wohl viele der Leser treue Schüler von Schwab, denen er den Sagenschatz alter und neuer Zeit freundlich erschlossen.

Schwab ist von früh an zur schwäbischen Dichterschule gerechnet worden, und mit vollem Rechte; er gehört zu Uhland und Kerner und bildet zu den Verschiedenheiten dieser Dichter die Vermittlung. Aber daß er so ganz ein ächter Schwabe sei, wie seine Landsleute gern behaupten, möchten wir beinah bestreiten. Nicht eigentlich die Universalität, die ihn in so hohem Maße auszeichnet, scheidet ihn von den andern Söhnen seiner Heimath, obwohl auch dies ein Moment ist; sondern eine gewisse Raschheit der Empfänglichkeit und Bildsamkeit, die allerdings eine Bedingung jener Universalität ist, die auch wohl bei weniger Ernst und geringerer sittlicher Innigkeit zur Oberflächlichkeit werden kann, die jedoch im Allgemeinen nicht häufig ist bei den Schwaben, welche es lieben sich zu vertiefen und eher abweisend, ja spröde als verschiedenen Eindrücken zugänglich sind. In dem Munde eines Norddeutschen soll das Letzte, kann es kein Tadel sein, aber es soll damit auch dem Lobe Schwab's, der anders geartet war, nichts entzogen werden. Wir haben uns oft darüber gewundert, woher diese Abweichung kommen möge; Klüpfel's Buch giebt erwünschten Aufschluß. Es ist die frühe Betreibung des Französischen, welche ihm von seinem Vater nahe gebracht wurde, die auf Schwab's ganze Bildung einen Einfluß geübt hat, wie er ihn wohl selbst nie ahnte. Allen Gegenständen schnell eine faßbare Seite abzugewinnen, sie mit Geschmack in eine passende Form zu kleiden — diese Fähigkeit dankt er den Franzosen, denen er übrigens voll seinen Dank durch die Uebersetzung von Lamartine und Barthelemy-Mery abgetragen hat. Und wie seltsam nun, daß er es sein mußte, der zusammen mit Chamisso, welcher in dieser Beziehung als sein entgegengesetzter Pol erscheinen mag, den deutschen Musenalmanach herausgab! Daß er mit dieser Leichtigkeit die deutsche Innigkeit nicht einbüßte, brauchen wir nicht zu versichern; er ist herzlich und treu und gemüthlich und von dieser Seite ein Schwabe geblieben sein Leben lang.

Ja gerade unter jenen französischen Einflüssen hat er sich als ächten Deutschen bewährt. Wir haben aus dem Buche wieder recht deutlich gesehen, welche Arbeitsmasse ein guter Deutscher in seiner Opferfähigkeit und Hingebung für Andere zu tragen vermag. Man hat Schwab mit Vater Gleim verglichen. Er mag die weite Gutherzigkeit mit ihm gemein haben, aber seine Theilnahme für Mit- und Nachstrebende ist eine ganz andere als die des alten Halberstädter Kanonikus; weit entfernt zu begünstigen hilft er vielmehr, er bessert, er arbeitet mit Jenen, und wie viel er auch für sie leistet und thut, er besorgt dabei auf das treueste sein Amt und ist doch auch noch ein zärtliches, sorgsames Haupt seiner geliebten Familie.

Es ist bis ins Innerste wohlthuend und erquicklich den arbeitsvollen Lebensgang eines solchen Mannes zu verfolgen, ungerechnet daß es von mancherlei Interesse ist, vielen bekannten Persönlichkeiten, die sein ausgedehnter Verkehr mit ihm zusammenführte, zu begegnen. Bremer Leser werden sich überdies noch an den Beziehungen freuen, die Schwab mit ihrer Stadt unterhielt. Was aber Andere vielleicht noch vermissen mögen, eine Zeichnung und Charakteristik Schwab's als Dichter, eine Würdigung seiner Arbeiten, das haben wir aus der Feder seines Schwiegersohnes nicht erwartet; bei unserer Liebe für den Mann ist es uns vielleicht auch entbehrlich.

* Peter Eschenloer's Denkwürdigkeiten seiner Zeit.

Von D. Ehmck.

(Schluß.)

Bei solcher Gesinnung, die er nicht geheim gehalten haben wird, war Eschenloer den Geistlichen der Stadt ein nicht gleichgültiger Gegner. Seine Erzählung, wie er darüber von ihren Nachstellungen zu leiden hatte, giebt ein so lebendiges kleines Zeitbild, daß sie der Wiederholung werth ist. Der schmachvolle Thorner Friede (19. Octbr. 1466), welcher die Stammländer des deutschen Ordens an Polen brachte, indem Westpreußen polnische Provinz ward, Ostpreußen nur als polnisches Lehen dem Orden blieb, wurde in Breslau mit Freudenfeuern gefeiert und auf den Kanzeln das Ende des mehr als zehnjährigen verderblichen Krieges in jenen Ländern „bis in den Himmel erhoben.“ Der eigentliche Grund dieser Freude war die Hoffnung, König Kasimir werde nun, von dieser Sorge frei, die katholische Partei gegen Podiebrad unterstützen und den böhmischen Thron für einen seiner Söhne zu erobern suchen. Eschenloer macht bei der Schilderung dieses Jubels über den Frieden die Bemerkung, die Breslauer hätten daran ein Beispiel nehmen sollen, sie priesen fremden Frieden und wollten ihn selbst nicht haben. „Ich armer Geselle“, fährt er fort, „sagte diese Rede unter guten Leuten und sonderlich auf der Zielstatt, da ich zu Zeiten um Kurzweil willen mit meiner Armbrust ging nach den viel großen Arbeiten, die ich täglich in diesen Sachen

batte, als das Gott bekannt ist.« Denn er habe eingesehen, daß der König und seine Ketzer viel zu stark seien, um mit ihnen zu kriegen, auch oft gelesen, daß viel göttlicher, christlicher und besser sei, mit Ketzern Frieden zu leiden, denn van ihnen verderbt zu werden, und daß man, wenn man sie nicht vertreiben möge, auch nicht Krieg wider sie erheben solle. Das ward an die Prediger berichtet, die ihn darum van der Kanzel verdammten und sein Leben in Gefahr brachten. »Gatt vergebe es ihnen!« Als hernach die Gemeine auf dem Rathhause erschien, zeigten etliche mit Fingern auf ihn und riefen: »Wer einen rechten Ketzergönner erkennen und sehen will, wie er ein Gestalt hat, der sehe an Petrum den Stadtschreiber.« Um sich von solchem Verdacht zu reinigen, mußte er selbst das Kreuz nehmen und in allen Auszügen einen Söldner halten. »Dach war — schließt er diese Erzählung — wahrlich meine Meinung nicht, Girsig (König Georg) für einen Herrn zu haben. Ich bin auch Ketzern nie hold worden, als das wohl zu erkennen ist an den trefflichen viel großen Schriften, die ich zum Papst und Cardinälen habe geschrieben und gemacht van der Stadt wegen. Sondern auf Bischofs Josten und Bischofen Protasii (von Breslau und Olmütz) Rath und Fürgeben hielt ich, als die mich däuchten ganz gut sein, bis Gott der Herr besser Zeit und Hülfe gegeben hätte. Christus saget im Evangelio, daß dies Geschlecht der Teufel, das sind die Ketzer, nicht anders denn mit innigem Gebet und Fasten möge vertrieben werden, wenn es Gott behaglich sein wird.«

Einmal jedoch wurden auch diese Freunde des Friedens freilich nur für kurze Zeit noch wieder kriegerischer gestimmt, als die Kriegserklärung des ungarischen Königs gegen Podiebrad ihre Hoffnungen auf den Erfolg des Kampfes belebte. Ehe es dazu kam, schien die päpstliche Partei völlig zu erliegen. Der Bund der »christlichen« Herren in Böhmen und Mähren mit den Fürsten, Landschaften und Städten Schlesiens erwies sich bald als sehr unvollkommen; die Mehrzahl der Schlesier war dem Kampfe abgeneigt, viele traten offen zu Podiebrad über, die Last des Krieges wurde von einigen mächtigen Baranen der böhmischen Krone und der Stadt Breslau nebst einigen Städten in Böhmen und Mähren getragen. Das größere Feldherrntalent und Einheit des Willens brachte das Kriegsglück vollständig auf des Königs Seite, die böhmischen Herren, gegen welche sich zunächst sein Angriff richtete, verloren ein festes Schlaß nach dem anderen; Breslau hatte bald Angriffe von beiden Seiten, von Böhmen her und von den auf seine stalze Macht längst eifersüchtigen und ihm als der Urheberin des Krieges am Meisten zürnenden Schlesiern abzuwehren. Ein nicht unbedeutender Theil der katholischen Partei hatte niemals zum Abfall van Padiebrad bewogen werden können und erklärte sich mit Wort und That gegen »die Rebellen.« Den päpstlichen Legaten, welche dann mit Bann und Interdict einschritten, antworteten die Schlesier wohl, »sie möchten sich hüten, daß sie mit dem Banne nicht mehr Böhmen machten.« Aber auch in Böhmen selbst hielten viele Katholiken treu zum Könige. Auch Kaiser und Reich hatte der Papst aufgeboten, und wohl wünschte der Kaiser, daß das Reich sich dazu hergäbe, seinen mächtigen Nachbar zu schwächen. Aber die Mehrzahl der Fürsten und Städte befürwarteten des böhmischen Königs Friedensvorschläge, und als die päpstlichen Intriguen bei dem reichen bairischen Herzoge und seiner Partei eine Sinnesänderung hervorzurufen schienen, erhielt doch die politische Umsicht und Festigkeit des Brandenburgischen Markgrafen Albrecht, des »deutschen Achill«, dem Reiche die Neutralität und zwang die Uebrigen, »stille zu sitzen.« Bereits war dem alten Herzog Philipp von Burgund, dem »liebsten Sohn der Kirche«, dann dem palnischen Könige die böhmische Krane angeboten, aber sie hatten sehr lau geantwortet. Bei dem ungarischen Könige Matthias, dem Eidam Podiebrads, schlugen endlich die Versuche des Papstes ein. In dem Augenblick, wo die Aufständischen Frieden suchten, und ein entscheidender Schlag gegen den Kaiser geführt werden sollte, warf sich Matthias dem böhmischen Heere entgegen. Zwar auf sehr unbestimmte Versprechungen hin, aber mit sehr bestimmten Hoffnungen und Absichten nahm er die Rolle eines »Prateetors des christlichen Bundes« an. Matthias Corvinus, der seinen Thron den herrlichen Siegen seines Vaters (Johann Huncady) über die Türken verdankte, besaß den ganzen Ehrgeiz eines Emporkömmlings. Den hachtönenden Phrasen seiner Kriegsmanifeste, daß er um keines irdischen Vartheils willen, sondern allein aus Gehorsam gegen die heilige Kirche diesen Krieg beginne, glaubte man wohl in Breslau, aber nicht einmal in Rom. Wenige Fürsten wiesen so entschieden alle Versuche des Papstes, sich in die Angelegenheiten ihrer Länder einzumischen, zurück wie er. Aber man bedurfte seiner Hülfe, und den Preis, den man Anderen geboten hatte, verstand er sich zu nehmen.

Sein Eingreifen hatte zunächst die Folge, daß der Krieg allgemein wieder entbrannte, bessere Einheit in die Kriegsführung des christlichen Bundes kam, Podiebrad einen Theil seiner Erfolge wieder verlaren sah, wenn auch von seiner baldigen Bezwingung, die man zuversichtlich prophezeit hatte, keine Rede war und er nicht einmal eine einzige bedeutende Niederlage erlitt. Das Jahr verging, ohne daß der Papst Matthias die Krane bot. Da schien er des Krieges überdrüssig und dem jetzt noch hülfloseren christlichen Bund der Rache des böhmischen Königs Preis geben zu wollen. Nun konnte er sich von den Gründern des Bundes bitten lassen, die böhmische Krone anzunehmen, und weder Papst nach Kaiser durften widersprechen. Seitdem begann er den Krieg nachdrücklicher zu führen, Truppen und Kriegssteuern van denen, die er »vertheidigte«, oft mit Härte einzutreiben, ohne jedach größere Erfolge zu erlangen. Das Resultat von drei schweren Kriegsjahren war, daß die Aussicht auf Vollstreckung der päpstlichen Urtheile gegen Podiebrad sich immer mehr verringerte, die Stimmen, welche Frieden mit den Ketzern forderten, immer zahlreicher wurden und selbst Matthias Unterhandlungen mit seinem Gegner anknüpfte. Da starb Podiebrad (März 1471). »Etliche Pferde wurden zu Tode geritten, um des Botenbrots willen; die ersten genossen deß sehr. . . . . . . Die Breslauer freuten sich über alle Freude, gleich als ob sie neu geboren wären.« Die Enttäuschung folgte bald hinterdrein. Denn es wurde eine neue Königswahl in Böhmen vorgenommen und trotz aller Concessionen, zu welchen Matthias sich bereit erklärte, nicht er, sondern der polnische Prinz Wladislaus erwählt. Nun folgten neue Kriege zwischen Polen und Ungarn, die Lasten und Leiden derselben hatte am meisten das unglückliche Schlesien zu tragen. Erst 1478 kam es zu einem Vergleich, durch welchen Wladislaus Böhmen, Matthias die Lausitzen, Schlesien und Mähren behielt, doch der böhmischen Krane das Recht zuerkannt wurde, nach des letzteren Tode diese Länder für vierhunderttausend Dukaten zurückzukaufen.

Podiebrads großartige Politik schloß nicht mit glänzenden Siegen, und doch hatte sie ein großes geschichtliches Resultat geliefert. Der akatholische Staat war Thatsache geworden, und das Ansehen des römischen Stuhls war in der öffentlichen Meinung unendlich gesunken. Die »Ausrottung der Ketzer« war aufgegeben, bei den Kämpfen nach Podiebrads Tade handelte es sich nur um territoriale Streitfragen. Wohl hören wir in den nächsten Jahren wieder von Verfalgungen der »Ketzer« in Böhmen, aber sie sind nicht gegen die gemäßigten Utraquisten, sandern gegen einzelne weiter gehende Secten, wie die böhmischen und mährischen Brüder gerichtet, welche in falsch verstandener Religiosität alle Theilnahme am öffentlichen und staatlichen Leben ablehnten. Ein Fürst wie König Georg hätte das begonnene Gebäude herrlich ausbauen mögen; es war die Schuld schwacher und kleinlich gesinnter Nachfalger, daß es zum guten Theil wieder in Trümmer fiel. Aber es war auch die beste Kraft der slavischen Nation in den gewaltigen inneren Kämpfen, die nun über ein halbes Jahrhundert gewährt hatten, verzehrt worden. Treffend bemerkt ein neuerer deutscher Geschichtschreiber: »Sie hat mit dem Stachel, den sie uns gegeben, ihr Leben lassen müssen.«

Am allerwenigsten hatten die deutschen Gebiete der böhmischen

Krone erreicht, was sie wünschten, die Befreiung von der Herrschaft eines fremden Stammes; sie hatten nur den Herrn gewechselt. Ob sie sich jetzt besser standen? Eschenloer scheint es nicht geglaubt zu haben. Er hat wohl nie wieder ein rechtes Herz zu dem Kampfe gefaßt. Er erzählt zwar von dem Jubel, mit dem König Matthias in Breslau begrüßt wurde, aber seine weitere Darstellung scheint von einer Stimmung begleitet zu sein, welche die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit des Kampfes hervorgerufen hat. Nicht ohne Stolz gedenkt er, daß Breslau am treuesten den ungarischen König unterstützt und fast allein von allen Gliedern des Bundes redlich die versprochenen Leistungen dargebracht habe. Aber um so weniger ist er blind gegen die Nachtheile, welche seine Regierung über die Stadt gebracht hat. Ueber den Druck seiner Beamten, über die Bevorzugung des Adels und der Geistlichkeit, gegen welche die Stadt niemals beim Könige Recht erlangen könne, über seine harten Auflagen führt Eschenloer öfter bittere Klage. Am schmerzlichsten aber berührt ihn, daß die Stadt selbst ihre alte Verfassung verlor, indem der König ein neues Gesetz über die Wahl des Raths gab, nach welchem sieben Rathsherren durch einen Gemeindeausschuß zu wählen waren, »den achten als den ältesten aber Matthias selbst setzen wollte.« »Das schönste, beste und trefflichste Privilegium der Stadt ward gebrochen, es half ihr nicht alles ihr schweres Darlegen, Treue, Kosten, Zehrungen, gegen ihn gethan.«

Eschenloer, der 1481 starb, und dessen Werk beim Jahre 1479 abbricht, hat das gewiß traurige Loos gehabt, die Stadt, der er mit Hingebung seine Dienste widmete, mehr und mehr von ihrer früheren Größe herabsinken zu sehen. Er hatte sie stolz, frei, reich, im Besitz eines blühenden Handels, eignen Gesetzen lebend, als einen Gegenstand der Bewunderung, des Neides und selbst der Furcht für die Nachbarn gekannt; er sah ihren Ruhm erbleichen, die Quellen ihrer Macht und Blüthe versiegen, endlich auch ihre Unabhängigkeit und Selbstregierung gebrochen. Denn wiewohl der böhmischen Krone gehörend und einem Bisthum den Namen gebend, war sie doch in der That eine »Freistadt« gewesen; erst die Aenderungen, welche König Matthias vornahm, machten sie zu einer Landstadt. Der Schmerz über das Hinschwinden der einstigen Größe zieht sich leise durch die ganze Darstellung Eschenloer's hindurch. Er kennt die Ursachen dieser Wandelung; er sieht dieselben vor Allem in der durch die Aufhetzungen einer selbstsüchtigen Geistlichkeit hervorgerufenen Anarchie, in dem Uebermuth des Volks, welches auf seine Macht pochend sich kopflos fort und fort in einen Kampf stürzte, den ruhige Ueberlegung, Einsicht in die wirklichen Hülfsquellen der Stadt und Kenntniß der politischen Umstände widerrathen mußte, in der Auflösung der festen gesetzlichen Ordnung, durch welche die Stimme der Vernunft und Mäßigung unterdrückt ward. Er hat aber die Geschichten seiner Zeit in der Hoffnung aufgezeichnet, daß sie seinen Mitbürgern und ihren Nachkommen eine Warnung sein und zugleich eine Ermunterung, sich des Ruhms der Väter würdig zu beweisen. Und wenigstens die Genugthuung hat er gehabt, daß in der Bevölkerung Breslaus die Erkenntniß allgemein wurde, man sei auf einen abschüssigen Weg gerathen. Noch ehe Podiebrad starb, war die Volksstimmung eine so veränderte, daß der Rath die Geistlichen gegen das Volk schützen mußte, welches sich erbittert gegen jene als die Urheber seines Unglücks wandte, und daß von denselben Kanzeln, auf denen vor Kurzem nur Gewalt und Krieg gepredigt war, nur noch Worte des Friedens gehört wurden.

Eschenloer gehört nicht zu den seltenen Charakteren, welche sich über die Ueberlieferungen des Standes, der Sitte und der Nationalität, in welche sie hineingeboren werden, ganz frei zu einer eigenen Auffassung der menschlichen Verhältnisse erheben. Die weltgeschichtliche Bedeutung des großen Böhmenkönigs und seines Kampfes hat er vielleicht nicht geahnt. Seine Abneigung gegen Podiebrad als den Feind seines Stammes und seines Glaubens entquoll zu sehr aus der Tiefe seines Gemüths, als daß er gegen ihn hätte gerecht sein können. Aber bei aller frommen Ehrfurcht, die er vor der Kirche hegt, hat er doch mit klarem Blick und sicherem politischen Tact die Beschränkungen der staatlichen Befugnisse, welche im Namen der Kirche versucht wurden, erkannt und zurückgewiesen. Er stand nicht über, aber vollständig in seiner Zeit, und mit der wohlthuenden Wärme, welche eine lebendige Theilnahme an den Fragen derselben und ein eifriges und redliches Streben verleiht, hat er seine Erlebnisse und Erfahrungen aufgezeichnet. Was auf Rechnung seiner Parteistellung zu setzen ist, erkennen wir leicht, da er seine persönliche Meinung offen darlegt, und eben wegen der Unbefangenheit, mit welcher er dies thut, ist sein Werk eine um so schätzbarere Quelle für die Anschauungen seines Standes.

Zunächst freilich die damalige Bedeutung Breslaus, dann aber des Verfassers lebendiges Interesse an den Bewegungen seiner Zeit hat aus dem Werke weit mehr als eine bloße Stadtgeschichte gemacht. Es bietet uns ein sehr lehrreiches Beispiel für den geistigen Horizont eines bedeutenden, mit den Angelegenheiten einer so einflußreichen Stadt innig vertrauten Staatsmannes und enthält eine reiche Fundgrube, um die Aeußerungen des Lebens und der Sitte jener Zeit kennen zu lernen. Wir besitzen in ihm ein anziehendes und würdiges Denkmal des von der geschichtlichen Bühne scheidenden Bürgerthums. Denn das städtische Bürgerthum, wie es aus dem Mittelalter erwuchs, sowohl mit seiner strengen Abgeschlossenheit gegen jeden anderen Stand, wie mit seinem stolzen und freudigen Selbstbewußtsein, ist während der Reformation, der es den Boden bereitet, der fürstlichen Allmacht erlegen; und erst die neueste Zeit hat ein neues Bürgerthum erschaffen.

* Alterthümer in der Schweiz.

Von befreundeter Hand geht uns ein Schriftchen zu, welches vor nicht langer Zeit unter dem Titel „Habitations lacustres de la Suisse" (Seewohnungen in der Schweiz) zu Lausanne erschienen, aber nicht in den Buchhandel gekommen ist. Der Verfasser, welcher es nur Befreundeten mittheilte, ist Herr Frédéric Troyon, der sich in der Schweiz eines Rufes als Alterthumsforscher erfreut und auch in Schweden und Rußland als solcher angesehen ist. Herr Troyon wohnt zu Eclépens bei La-Sarraz im Kanton Waadt und ist Vorsteher eines bedeutenden Töchterinstitutes, in welchem das deutsche Element vorherrschend ist. In seinem Schriftchen redet er von einem antiquarischen Funde, welcher in der Schweiz die Theilnahme der Sachverständigen erregt. Unter der Oberfläche mehrerer Seen fand man nämlich Trümmer menschlicher Wohnungen, deren Existenz über der Oberfläche in sehr alte Zeiten zurückzuverlegen ist, und welche sammt vielen industriellen Gegenständen auf eine vorgeschichtliche Periode hinweisen.

Die geschichtlich beglaubigten Ueberlieferungen aus der schweizerischen Vergangenheit beginnen bekanntlich erst kurz vor Chr. Geburt. Jene Alterthümer reichen jedenfalls in eine frühere Zeit hinauf, wo die Schweiz keine Geschichtschreiber, wohl aber eine Geschichte hatte. Die Instrumente, welche in den letzten Jahren in großer Zahl gefunden wurden, stammen offenbar aus jener älteren Zeit her, und man kann an ihnen das allgemeine Fortschreiten der Industrie durch die Perioden des Steins, der Bronze und des Eisens verfolgen. Der Verfasser stellt nun, indem er in das vorchristliche Zeitalter zurückgeht, einen Bericht auf, in dessen Einzelheiten wir ihm, — zum größesten Theile wörtlich —, folgen.

Den Ufern der Meere und Flüsse nachgehend, mögen die ältesten Einwanderer vom mittelländischen Meere her am Rhoneufer aufwärts ihren Weg genommen haben, vom Genfersee theils nach Wallis, theils nach dem Jura zu gewandert sein und sich in Bern niedergelassen haben. Auch nach dem Zürcher See und anderen Stellen der östlichen Schweiz verbreiteten sie sich. Die Erbauung

zahlreicher Hütten über der Oberfläche der Seen, welche auch durch Fischfang anlockten, führt uns zurück in jene alten Zeiten. Man suchte zur Erbauung dieser Seewohnungen an den Ufern Quellen auf, wo der Boden sich allmälig senkte, so daß man sich einige hundert Fuß vom Ufer entfernen konnte, ohne mehr als 15 Fuß Tiefe zu haben. War die Stelle einmal bestimmt, so rammte man eine große Anzahl Pfeiler längs des Ufers ein, deren oberer Theil einige Fuß das höchste Wasser überragen mußte. Man bedeckte diese Pfähle nach dieser ersten Arbeit mit einer Art rohen Fußbodens, worauf man Hütten errichtete, die als Wohnungen dienten. Diese Wohnungen wurden vermittelst einer schmalen, durch ähnliche Pfeiler gestützten Brücke mit dem Ufer in Verbindung gebracht; aber man verwandte auch Canots zu diesem Zwecke, die aus Baumstämmen gemacht wurden, welche man aushöhlte wie Tröge.

Die dem alten Helvetien eigenen Seewohnungen reichen in die zwei ältesten Perioden hinauf, worüber unsre Geschichte uns keine Aufklärung giebt. Ihre Zerstörung erfolgte schon vor der christlichen Zeitrechnung, auch sind nur noch Ueberbleibsel davon da, die mit dem Schlammgrunde der Seen gemischt sind.

Leicht ist es indeß, diese Plätze zu erkennen, wenn die Gewässer ruhig und durchsichtig sind; sie sind einige hundert Fuß von Ufer entfernt, und es finden sich dort eine große Anzahl mehr oder weniger hervorspringender Pfeiler, die man bisweilen für überschwemmte Wälder gehalten hat. Nimmt man diese Pfeiler heraus, so ist der aus dem Schlamm herausgezogene Theil noch so wohl erhalten, daß man alle mit der Axt gemachten Einschnitte erkennen kann, während der aus dem Wasser gezogene Theil abgenutzt und kleiner geworden ist. Man könnte an ihrem Alter zweifeln, fände man nicht daneben Ueberbleibsel von Töpferarbeit, aus grobem Lehm gemacht, der mit vielen kleinen, kieselartigen Steinchen gemischt ist, wie sie in der Schweiz in der römischen Epoche nicht mehr vorkommen. Man entdeckt neben dieser Töpferarbeit Waffen, Werkzeuge und verschiedene Zierrathen von nicht weniger alterthümlicher Art, sowie auch Thierknochen, Kohlen, Stücke halb verbrannten Holzes; kurz alles bezeugt uns das Dasein alter Wohnungen und ihrer Zerstörung durch das Feuer.

Im See von Moosseedorf, zwei Meilen von Bern, hat man eine der merkwürdigsten Entdeckungen dieser Art im Jahre 1856 gemacht. Eine große Strecke war durch die Ableitung vom Seewasser, welche zu Ackerbauzwecken unternommen worden war, trocken gelegt; dort fand man einige Ueberbleibsel von Pfählen; aber die Ausgrabungen haben gezeigt, daß die meisten derselben durch die Einwirkung des Wassers abgenutzt und mit einem unterseeischen Torfe bedeckt waren, welcher an Tausend Gegenstände der Industrie aus dem höchsten Alterthume enthielt. Die Werkzeuge sind alle von Stein oder Knochen ohne irgend eine Spur von Metall. Der Stein ist zu zahlreichen Aexten in Winkelform verbraucht, zu Scheeren, Hämmern, Messern, kleinen, sehr unvollkommenen Sägen und zu Pfeil- und Lanzenspitzen. Keine dieser Aexte ist durchbohrt, um einen Griff hineinzustecken, sondern dieser war so gespalten, daß er die Axt aufnehmen konnte, die durch Binden befestigt ward. Bei anderen Aexten dienen Stücke von Hirschholz als Griffe, die zu diesem Zwecke eingeschnitten sind. Die Werkzeuge aus Knochen sind vorzüglich Scheeren und Pfriemen, welche zum Nähen der Kleidung dienen mochten. Betrachtet man alle gefundenen Gegenstände, so sieht man, daß diese Ansiedelung ein Fabrikort war. Man findet mehrere unvollendete Stücke und andre, die kaum aus dem Groben gehauen durch einen unglücklichen Schlag zerbrochen wurden. Ueberbleibsel von verschiedenen Felsen, von Feuerstein, Stücke von Sandstein zum Poliren, Kalksteinstücke als Polirwerkzeuge angewendet, lassen keinen Zweifel, daß eine Fabrikation von diesen Instrumenten hier statt fand.

Diese ersten Bevölkerungen besaßen schon die Mehrzahl unsrer Hausthiere: den Ochsen, das Pferd, das Schwein, die Ziege, den Hammel, die Katze und Hunde verschiedener Art; das geht klar aus den Resten der Knochen von Thieren hervor, die in dieser Fabrik gebraucht wurden, oder die von den Mahlzeiten herrührten. Auch findet man das Elennthier, zahlreiche Hirsche, den Auerochsen, das Wildschwein, den Fuchs, den Biber und verschiedene Vögel. Unzweifelhaft lieferten Fischfang und Jagd die Hauptlebensmittel, aber der Ackerbau war nicht gänzlich unbekannt, denn man hat durch das Feuer verkohltes Getraide unter den Trümmern gefunden.

Die zahlreichen Kohlen und halbverbrannten Stücke Holzes, von denen diese Trümmer bedeckt waren, überzeugen uns, daß diese Wohnungen durch Feuer zerstört wurden. Ist die Epoche gleich schwer genau zu bestimmen, so ist sie doch, da die Art der Verfertigung der Instrumente den Charakter des höchsten Alterthums trägt, etwa in die Zeit zu setzen, da der Süden Europas seine Bewohner erhalten haben soll, also etwa 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung.

Eine Idee dieses hohen Alters kann uns eine im Oberthal gemachte Entdeckung geben. Der See zieht sich allmälig von Ifferten zurück, weil der Torf anwächst, und weil der Thiele und der Buron beständig anschwemmen und absetzen. Die Stelle, wo die jetzige Stadt liegt, war zu der Römerzeit noch ganz unter Wasser. Es gab sogar eine Zeit, wo das ganze Thal vom Wasser bedeckt war. Der Berg Chamblon bildete damals eine Insel, und am Ufer dieses Berges erhoben sich Seewohnungen aus dem Zeitalter des Steins, man findet deren Trümmer unter dem einige Fuß hohen Torf. Berechnet man nun gemäß dem Rückzug der Gewässer nach der Römer-Epoche die Zeit, die der See gebrauchte, um sich vom Fuße des Berges Chamblon an das jetzige Ufer zurückzuziehen, so ergiebt sich, daß das letzte Dasein dieser Wohnungen wenigstens bis ins fünfzehnte Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung hinaufreicht. Die Geschichte Galliens, wovon unser Land einen Theil ausmachte, erwähnt Bewohner schon ein Jahrhundert früher.

Wichtige Ueberreste von Wohnungen gleicher Art befinden sich auch Meilen gegenüber an den Ufern des Züricher Sees; aber diese Trümmer zeichnen sich vor denen in Moosseedorf durch eine vorgerücktere Industrie aus, obgleich sie noch immer in das Zeitalter des Steins hinaufreichen. Die Formen der Instrumente sind verschiedenartiger, ihre Arbeit ist vollendeter, und mehrere Aexte sind durchbohrt, um den Griff darin zu befestigen, was schon ein unbestrittener Fortschritt ist. Da die Alterthümer Meilens den letzten Momenten der ersten Periode angehören, kann man der Entwickelung der Industrie in diesem ersten Zeitalter folgen. Man fand mitten unter allen gesammelten knöchernen und steinernen Gegenständen ein kleines, bronzenes Armband, es war in der ganzen Entdeckung das einzige Metallstück, aber sein Vorhandensein an dieser Stelle zeigt die Anwendung eines neuen Stoffes, der den Stein bei allen schneidenden Instrumenten ersetzte.

Die Einführung des Kupfers in Europa veranlaßt uns zu der Frage, ob die Bearbeitung dieses Metalls im Westen entdeckt wurde, oder ob es vielleicht aus einer andern Gegend herrührte? Das Studium der Alterthümer erlaubt uns keinen Zweifel daran, daß diese Kunst durch den großen Einfall der Celten, die größtentheils die Urbevölkerung vernichteten, eingeführt wurde. Ob das zwischen Jura und Alpen zurückgezogene Volk dieser Verheerung entging, läßt sich schwer sagen, gewiß ist aber, daß die Anwendung der Bronze sich rasch in unserm Lande verbreitete, und daß die Seewohnungen sich während dieser ganzen Periode in großer Anzahl auf den Ufern unserer Seen gruppirten.

Man unterscheidet die Stellen dieser neuen Wohnungen auf den ersten Anblick von den vorhergehenden, weil die Pfeiler, welche die Hütten stützten, viel besser erhalten sind. Die Pfeiler des ersten Zeitalters sind durch den Einfluß der Gewässer bis auf die Oberfläche des Schlamms abgenutzt oder sogar von demselben bedeckt, diejenigen aus dem Zeitalter der Bronze sind noch hervorragend und

messen bisweilen noch 5 bis 6 Fuß außerhalb des Schlamms. Neben diesen Pfeilern zeigen andere sehr abgenutzte, daß diese Plätze während vieler Jahrhunderte bewohnt wurden, und es ist wahrscheinlich, daß die Trümmer der Wohnungen des zweiten Zeitalters die aus dem Zeitalter des Steins bedecken.

Des Steins bediente man sich noch zu verschiedenen Zwecken, als die Bronze schon allgemein gebraucht wurde. Man findet noch neben dem Metallhammer kleine Aexte der ersten Art, aber diese Stücke werden immer seltener. Die Bronze ist der Stoff für Degen, Dolche, Lanzen und Pfeilspitzen, Aexte, Scheeren, Messer und Sichel. Außer diesen Gegenständen findet man große, bronzene Nadeln, einige Nähnadeln, Pfriemen, zahlreiche, verschieden gestaltete Armbänder, verschiedene Ringe, Angeln und mehrere Gegenstände vom nämlichen Metall, deren Bestimmung schwer aufzufinden ist. Als Ausnahme kann man einen oder zwei goldene Ringe und einige Glasschmelzhalsbänder erwähnen. Alle Gefäße sind aus Thon, meistens auf der Drehscheibe gemacht, einige sind ein wahres Kinderspielzeug, andere von außerordentlichem Umfang und haben bis zu 2 und 3 Fuß im Durchmesser. Mehrere sind unbeschädigt geblieben; es giebt einige, die in eine Spitze auslaufen und einer Stütze bedurften, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man dazu die zahlreichen Ringe von gebrannter Erde in Form und Größe von Fackeln gebrauchte. Kleine kugelförmige Stücke von Thon einen Zoll im Durchmesser, mit einem Loch versehen und unter dem Namen von Spinnperlen bekannt, dienten der Spindel als Gewicht; auch läßt die Kleinheit der Nähnadelaugen uns nicht zweifeln, daß der Faden schon bekannt war. Auf einigen Stellen sieht man die Canots noch im Schlamm stecken; sie sind aus Baumstämmen gemacht wie die Pirogen der Wilden.

Gewöhnlich sind diese Instrumente von Bronze, die oft von bewunderungswerther Arbeit sind, wie auch die von Stein im Lande selbst gemacht worden. Meistentheils sind sie gegossen. Bei Morges hat man die Hälfte einer Gießform zu Aexten mitten zwischen den Pfählen herausgefunden. Im Kanton Zürich hat man unlängst eine Schmelzerei aus derselben Epoche entdeckt, und ganz kürzlich wurde im Hofe des Schlosses von Echallens in Folge von Erdarbeiten eine andere aufgefunden. Töpferarbeit wurde dort auch gemacht, das sieht man an den ins Wasser geworfenen, durch das Backen mißrathenen Gefäße, die deßhalb nicht in den Handel kommen konnten.

Mitten zwischen den Pfeilern ruhen diese verschiedenen Ueberbleibsel, mit Schlamm überzogen oder auf dem Kies gelagert, ohne mit Morast überdeckt zu sein. Die Brüche der Töpferwaaren sind noch eckig. So wie sie ins Wasser gefallen sind, findet man bisweilen noch die Bruchstücke desselben Gefäßes neben einander. Daraus ersieht man, daß diese Bruchstücke in einer gänzlichen Unbeweglichkeit geblieben sind, und daß die größesten Stürme die Gewässer nur sehr oberflächlich bewegen. Aus dieser Unbeweglichkeit geht hervor, daß diese Bauten niemals auf dem Ufer gewesen sind, und daß keine merkliche Erhebung über dem Spiegel der Seen statt fand. Man sähe nicht die Nothwendigkeit so zahlreicher Pfeiler ein, hätten diese gebrechlichen Hütten auf der Erde gestanden. Dann würden die auf dem Boden gefundenen Gegenstände zerstreut worden sein, und das steigende Wasser hätte sie in ihren Winkeln so herumgeworfen, daß sie eben so abgeschliffen wären wie die Strandsteine des Sandufers. Diese verschiedenen Gegenstände müssen demnach in sehr tiefes Wasser gesunken sein, um dem Herumrollen zu entgehen, und diese Hütten müssen oberhalb der Seeoberfläche erbaut sein, wie es noch einige der heutigen Völker thun. Der Fußboden, welcher diese Hütten deckte, mußte wenigstens 4 bis 5 Fuß über dem Hochwasser sein, so daß die Stürme unter den Pfählen durchgehen konnten, die den Wogen keinen Widerstand leisteten. Die ganze Länge dieser Pfähle, die größtentheils von Eichenholz sind, mißt auf mehreren Stellen 25 bis 30 Fuß.

Der Genfer-, der Neuenburger- und Bieler-See sind bis dahin am reichsten an diesen Ueberbleibseln von Wohnungen aus dem Zeitalter der Bronze. An den Ufern des Genfersees giebt es nicht weniger als 30 solcher Baustellen; die bei Morges, welche bei 1200 Fuß Länge 200 Fuß Breite mißt, ist sicherlich die bedeutendste. Der größeste Theil dieser Wohnungen ist vom Feuer zerstört worden. Im Bieler See findet man unter anderen Stücke Thons, der die innern Seitenwände der Hütten bekleidet hat, denn das Gezweige hat darin seine Eindrücke durch Vertiefungen gelassen. Dieser Thon kann im Wasser nur erhalten werden, wenn er gebacken ist, und diese Einwirkung des Feuers läßt sich nur durch eine Feuersbrunst erklären. Man ersieht aus diesen leicht gebogenen Stücken, daß diese Hütten rund waren und 12 bis 15 Fuß im Durchmesser hatten.

Man hat gefragt, ob dies nicht etwa die Flecken und Dörfer sind, welche die Helvetier vor ihrer bekannten Auswanderung verbrannten, um jeden Gedanken an Rückkehr abzuschneiden. Diese Auslegung ist aber nicht statthaft, denn dann hätten sie in ihren Wohnungen nicht Waffen, Instrumente und Schmucksachen zurückgelassen, die man unter den Trümmern der Feuersbrunst findet. Die Zerstörung war schnell und heftig. Außerdem hatten die Helvetier andere Waffen, andere Schmucksachen; sie wußten schon das Eisen zu bearbeiten, und die römischen Schriftsteller würden Seewohnungen erwähnt haben, hätte es deren zu Julius Cäsars Zeiten gegeben, während sie gänzlich über diesen Gegenstand schweigen, wogegen sie uns die Wohnungen der Gallier beschrieben haben. Die Zerstörung dieser Niederlassungen fand früher Statt, ja sie geschah vor dem allgemeinen Gebrauch des Eisens in unserm Lande, denn man hat nur wenige Gegenstände von diesem Metall an einer oder zwei Stellen des Bieler Sees aufgefunden, in den sie später hineingefallen sein können.

Die Helvetier selbst haben gewiß diese Wohnungen zerstört, als sie sich in dem Lande niederließen, dem sie den Namen gegeben, obgleich sie nicht die ersten Bewohner waren. Es ist sonach anzunehmen, daß die Zerstörung der Seewohnungen unsers Landes einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung geschah, und daß ihre Dauer einen beträchtlichen Zeitraum einnahm.

Haben gleich die Werkzeuge aus dem Zeitalter der Bronze große Aehnlichkeit mit denen der jetzigen wilden Völker, so ist doch ein bemerkenswerther Unterschied vorhanden. Der Wilde macht keine Fortschritte in seiner Industrie, während die erste Bevölkerung unseres Landes diese in ihrer Kunst machte, wie man dies beim Vergleich der Alterthümer von Moosseedorf und Meilen sieht. Der eigentliche Wilde kennt weder den Ackerbau, noch trägt er Sorge für Heerden; in Helvetien ist Getraide mit Knochen von Hausthieren mit den ältesten Trümmern untermischt. Die dem Leben des Einzelnen wie des Volkes nothwendige Entwickelung ist bei den Wilden nicht geschehen, und dieser Stillstand hat Feigheit und Entartung zur Folge, die der Beweis des Verfalls, oder nicht der Kindheit der Völker sind.

Man wird von der Arbeit überrascht, welche die Verfertigung der Instrumente und die Erbauung der Dörfer auf den Seen erfordert hat, wenn man bedenkt, wie sehr ein Volk in den Mitteln seiner Thätigkeit ohne die Kenntniß der Metalle beschränkt ist. Der Stein konnte nur mit dem Stein bearbeitet werden; ein Baum konnte nur mit dem Stein und mit Beihülfe des Feuers niedergeschlagen werden. Nur mit denselben Mitteln konnte er in ein Canot verarbeitet werden. Man bereitete Tausende von Pfählen von 23 bis 30 Fuß Länge; man erbaute Flöße und natürlich auch Baugerüste, um diese Pfähle in die Tiefe von 10 bis 15 Fuß Wassers einzurammen. Das Legen der Dielen folgte dann, die Zusammenfügung der Hütten, und alles das geschah mit Steininstrumenten ohne eine Säge zum Erleichtern der Arbeit.

Ein Volk, das so viele Schwierigkeiten mit beschränkten Mitteln überwand, mußte mit großer Energie begabt sein, aber es mußte auch namhafte Vortheile bei dieser Bauart finden, denn wie leicht

hätte es einen Ersatz an Hütten von Zweigen auf festem Boden haben können. Die Beweggründe, diese Schwierigkeiten zu überwinden, sind ohne Zweifel verschieden gewesen. Erstens mußte die Lage dieser durch viel Wasser vom Ufer getrennten Wohnungen eine große Sicherheit gegen wilde Thiere geben, die um so zahlreicher waren, da die Bevölkerung gering war. Während sich die kräftigen Männer auf die Jagd oder zu andern Beschäftigungen begaben, konnten sie mit aller Ruhe die Kranken, die Kinder und Greise in ihren Hütten lassen. — Diese Zufluchtsstätten waren ferner ein vortreffliches Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle vom Innern des Landes, als die Völker sich mehrten, was nicht ohne Feindseligkeiten abging. Diese Flecken, die der Feind nicht leicht ohne Canots erreichen konnte, wurden durch geworfene, brennende Körper bedroht, die ihren Untergang brachten. Einen wirklichen Vortheil hatten diese Wohnungen für die Familien, die hauptsächlich vom Fischfang lebten. Die Seen waren damals vermuthlich viel fischreicher als heutigen Tages, und es ist bekannt, wie sehr die Fische den Schatten suchen; so mußten sie von dem angezogen werden, den diese Wohnungen gaben. Wir können auch bei der Wahl dieser Baustellen die Vorliebe für das Wasser mit in Anschlag bringen, die der Kindheit der Völker wie der Jugend jedes Einzelnen eigen ist. Diese sonderbare Art von Bauten wird durch alle diese Gründe hinreichend gerechtfertigt.

Man sieht also, daß in unserm Lande schon in den ältesten Zeiten eine Bevölkerung lebte, deren Andenken gänzlich erloschen und deren Lebensweise ganz unbekannt war. Statt Nomadenbanden finden wir Familien mit festen Wohnsitzen. Fischfang und Jagd waren wichtige Mittel zum Lebensunterhalt, doch kannten diese Familien auch das Hirtenleben und etwas Ackerbau, was eine umherziehende Lebensweise ausschließt und eine gewisse gesellschaftliche Ordnung erfordert.

Die Entwickiung ist im Zeitalter der Bronze nicht weniger merkwürdig. Das Kupfer verbindet sich nicht nur auf der Stelle mit dem Zinn in unsern alten Schmelzereien, sondern man macht es in den Verhältnissen, die den verschiedenen Arten von Gegenständen entsprechen, die man verfertigen wollte. Das Zinn konnte nur aus England kommen, das Kupfer wurde wahrscheinlich eingeführt, Glasschmelz kam unstreitig aus dem Handel mit den Phöniziern an die Küsten Europas; aber man mußte mehr hervorbringen, als man verbrauchte, man mußte Mittel zum Tauschhandel haben, um Handelsverbindungen zu unterhalten.

Oft wird man, wenn man die Produkte der Metallarbeit untersucht, von der Schönheit der Formen überrascht, von der Feinheit der Gravirungen und von der Liebe zum Schmuck, die diesen alten Familien eigen ist. Die Spinnperle und die Nähnadel bezeugen uns, wenn auch nicht den Bau des Flachses, doch die Anwendung der Schafwolle und die Webekunst. Die Sichel ist uns ein neues Anzeichen des Ackerbaues und der zu sammelnden Ernten, die sich nicht machen lassen, ohne Wege zu eröffnen, deren Verlängerung der Handel erfordert.

Die große Anzahl von Hausthieren läßt auch eine Hauptbeschäftigung und Sorge für die Heerden zu. Ob das Pferd, der Ochse und Hammel in einem solchen Klima, wie die Schweiz es hat, sich im Winter selbst ihren Unterhalt suchen konnten, ist zweifelhaft. Zu der Anhäufung nothwendigen Vorraths in der schlechten Jahreszeit bedarf es einer Entwicklung des Ackerbaus, die man diesen Völkern gewöhnlich nicht zuschreibt. Das Hüten der Heerden mußte jedenfalls mit bewaffneter Hand geschehen, nicht nur wegen feindlicher Einfälle, sondern auch wegen zahlreicher, wilder Thiere, die das Land heimsuchten. Die Heerden mußten auch auf einen eingehegten Weideplatz getrieben werden, den man wahrscheinlich mit starkem Pfahlwerk umgab; denkbar aber ist es keineswegs, daß der Bewohner der Seedörfer sein Vieh bei seinen Hütten aufgenommen hat, es sei denn ausnahmsweise bei verzweifelten Kämpfen mit dem Feinde.

Aus den in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen von Alterthümern geht demnach das hohe Alterthum der ersten Bewohner der Schweiz klar hervor, wie auch ihre Lebensweise, die derjenigen ganz unähnlich ist, welche die Einbildungskraft heraufbeschworen hat. Um dies Gemälde zu vollenden, müssen wir indeß noch einen unentbehrlichen Zug hinzufügen: dies ist die Rohheit der Sitten und die Liebe zum Kriege. Die Vorliebe für Schmucksachen steht im Widerspruch mit der Dürftigkeit der Wohnungen; dies bezeichnet den Charakter eines in der Kindheit lebenden Volkes. Die Wohnung war vorzüglich eine Zufluchtsstätte gegen schlechtes Wetter und gegen feindliche Angriffe. Die Uebervölkerung einiger Stellen rief Auswanderungen hervor, die manchmal die Eroberung neuer Landstriche zur Folge hatten. Die zurückgedrängten Stämme trieben andere zurück, woraus fortwährende Bewegungen entstanden, die man bisweilen mit dem Nomadenleben verwechseln konnte. So kamen die Helvetier und ließen sich mit bewaffneter Hand zwischen dem Jura und den Alpen nieder und zerstörten die Wohnungen, die sich auf unsern Seen erhoben; aber als sie fortwährend von den Germanen beunruhigt wurden, wanderten sie aus und suchten ein neues Vaterland, das sie erobert hätten, wenn ihnen nicht Cäsar und die Macht Roms entgegengetreten wäre.

---

* Die deutschen Kunstschöpfungen des Jahres 1858.

Bremen, 20. Januar. In der durch die Anwesenheit eines großen Damenkreises verschönerten gestrigen Versammlung des Künstler-Vereins hielt Herr Dr. H. A. Müller einen Vortrag über die deutschen Kunstschöpfungen des verflossenen Jahres, beschränkte sich aber wegen der Reichhaltigkeit des vorliegenden Materials auf das Gebiet der Plastik. Nachdem er in einleitenden Worten auf die Fülle der errichteten und der noch im Werden begriffenen monumentalen Werke und insbesondere der Ehrenbildsäulen hingedeutet und sie als das Hauptgebiet der jetzigen plastischen Thätigkeit bezeichnet hatte, wies er ihre im Allgemeinen hervortretende reale Richtung als die herrschende der heutigen Generation in ihrer künstlerischen Berechtigung nach; eine Richtung, welche sich bereits fast ebenso sehr von der Idealisirung des Kostüms und von der Umhüllung durch den antiken Mantel, als von dem früher üblichen Allegorisiren und der Einmischung abstrakter Begriffe und Motive losgemacht hat. Von den Werken der einzelnen Bildhauer wurden zunächst die Berliner Drake, Kiß, Hagen, Bläser, Schievelbein, Albert und Wilhelm Wolff sowohl im Allgemeinen als Schüler Rauchs, wie im Besonderen in ihren neuerdings geschaffenen Werken charakterisirt, worauf sich nach gelegentlicher Erwähnung der Ursache des erkalteten Eifers für das Hermannsdenkmal der Vortrag zu der Münchener Schule Schwanthalers und ihrer plastischen Richtung wandte. Hier wurden von Halbig die Statue Platen's, von Brugger der Herzog Ludwig der Reiche und sein noch unvollendeter Max Emanuel, sowie von Widnmann die begonnene Reiterstatue des Königs Ludwig und sein Standbild Christofs von Schmid erwähnt. Wie ferner aus den österreichischen Kronländern insbesondere das neuerdings endlich aufgestellte Radetzky-Denkmal in Prag als das edelste des verflossenen Jahres näher beschrieben und in der Kürze der Thätigkeit Fernkorn's für die Kaiserhalle des Domes in Speyer gedacht wurde, so kamen aus Dresden natürlich vor Allen Rietschel in seiner Statue Karl Marias von Weber und seinem projectirten Reformationsdenkmal für Worms, und Hähnel in einigen seiner neuesten Werke zur Sprache. Endlich noch aus der Malerstadt Düsseldorf der erst vor wenigen Jahren auf den Schauplatz getretene Julius Bayerle, woran der Redner eine Schlußbetrachtung über die aus der heutigen „Denkmälersucht“ etwa hervorgehenden, aber ungegründeten Bedenken oder Befürchtungen für die Zukunft der deutschen Plastik knüpfte.

Feuilleton.

— * Neue literarische Anzeigen. Lieder von Robert Burns. Uebertragen von G. Pertz. — Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart. Von J. Fröbel. — Unvergessenes. Denkwürdigkeiten von Helmina von Chezy. Von ihr selbst erzählt. — Iwa, Rudolfs von Habsburg erste Jugendliebe. Historischer Roman von H. Ellrad.

— * Von dem Gutzkow'schen Roman „Der Zauberer von Rom“ wird bereits eine zweite Auflage gedruckt.

— * Vom Schlußhefte der „geographischen Mittheilungen“ von Petermann war schon in der Kürze die Rede. Dasselbe enthält auf Grund von wenig bekannt gewordenen Dokumenten des englischen Parlamentes eine ausführliche Abhandlung über die durch den Goldreichthum ihrer Flüsse, des Frazer und Thompson River die Aufmerksamkeit auf sich ziehende Colonie Britisch-Columbia. Diese im Sommer 1858 von den Hudsonsbay-Ländern abgesonderte englische Colonie an der Westküste von Nordamerika liegt in etwa denselben Breiten wie Norddeutschland, so wie auch die neuen russischen Besitzungen am Amur, und ist — nebst Vancouver-Island — dem Areal nach so groß, wie die pyrenäische Halbinsel. Sie wird von einer Karte von Britisch-Columbia, Vancouver-Island und dem nördlichen Theile von Washington-Territorium begleitet, welche von Dr. Petermann nach allen vorhandenen authentischen Quellen in bekannter Meisterschaft bearbeitet wurde. Von großer Bedeutung ist für Großbritannien die geographische Lage der Colonie, denn sie ist die einzige, welche es an der Ostküste des großen Oceans besitzt, und gewährt der Schifffahrt durch ihre außerordentlich reiche Küsten-Entwicklung, ihre vortrefflichen Häfen, ihre Kohlenlager und ihr ausgezeichnetes Bauholz die größten Vortheile. — Ein zweiter Aufsatz mit einer Karten-Skizze schildert die neuesten englischen Aufnahmen im mittleren Himalaya, in Kaschmir und im Korakorum, jenem gewaltigen Bergzuge im Norden Indiens, welchen der verschollene Reisende Adolf Schlagintweit überschritten hat. Wir erfahren aus diesem Berichte, daß man bereits achtzehn Gipfel des Himalaya kennt, die höher sind als der Aconcagua, der Culminationspunkt der neuen Welt. Der höchste von den Engländern in Korakorum bis jetzt gemessene Berg ist um mehr als 6000 Pariser Fuß höher als der Chimborasso.

— * Herr Vilmar, der bekannte Literarhistoriker, schlägt sich noch immer mit dem Teufel herum. Jüngst hielt er mit seinen Anhängern wieder eine Conferenz, in welcher namentlich von den neugebornen Kindern vor ihrer Taufe die Rede war. Ein geistlicher Herr schilderte, wie er ein solches Kind nicht ohne Schaudern ansehen könne, da es noch vom Teufel besessen sei.

— * Zur Erinnerung an den Sieg, welchen am 1. August 1759 Herzog Friedrich von Braunschweig, der Held des siebenjährigen Krieges, in der Nähe von Minden über die Franzosen erfocht, soll dort am 1. August des laufenden Jahres eine hundertjährige Jubelfeier stattfinden. Oberst von Etzel ist mit einer Denkschrift über jenen Sieg beschäftigt.

— * Herzog Paul von Würtemberg, der bekannte unermüdliche Reisende, ist aus dem Oriente zurück in Wien eingetroffen.

— * In den künstlerischen Kreisen Münchens erfreut man sich an einem schönen Gypsabgusse des Grabmonumentes Kaiser Heinrichs II. und der Kunigunde, welches bekanntlich den Bamberger Dom schmückt. Auf dem Deckel des Sarkophags erblickt man den Kaiser und seine Gemahlin in lebensgroßen Figuren liegend, während fünf die Seitenwände schmückende große Reliefs die bedeutendsten Momente aus dem Leben des kaiserlichen Ehepaars darstellen. Das Original wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts vom Bildhauer Riemenschneider aus Würzburg in Marmor vollendet und gehört mit zu den bemerkenswerthesten Grabdenkmalen, welche aus jener Zeit in Bayern erhalten sind.

— * Der Bildhauer Gasser in Wien ist von Seiten des Wiener Gemeinderathes mit der Ausführung des Mozart-Denkmals betraut worden und wird die Arbeiten bis Frühjahr in Angriff nehmen. Die Kosten des Denkmals sind auf 8000 Gulden veranschlagt.

— * In manchen Städten bereitet man sich schon vor auf das große Schillerfest im November dieses Jahres. In Stuttgart, wo es natürlich besonders großartig begangen werden soll, hat man einen Ausschuß gebildet, der ein dreitägiges Fest beabsichtigt. Am ersten Tage würde, abgesehen vom Empfang der Gäste, das Theater der Hauptmittelpunkt sein, der zweite Tag einen allgemeineren Character annehmen, am dritten eine Feier in dem nahen Marbach, dem Geburtsorte Schillers, stattfinden. Dabei wird dann das um jene Zeit ohne Zweifel zum Eigenthum des deutschen Volks gewordene Schillerhaus eine Rolle spielen.

— * Das Andenken Händel's soll zu Königsberg im Laufe dieses Jahres, und zwar in der Woche nach dem Pfingstfeste, durch ein großartiges Musikfest gefeiert werden. Es hat sich zu diesem Behufe bereits ein aus zehn Mitgliedern bestehendes Comité gebildet. Den vorläufigen Beschlüssen dieses Comité's gemäß, wird die Händel-Feier drei Tage einnehmen; für den ersten Tag ist die Aufführung des Oratoriums „Messias“ festgesetzt, am zweiten Tage soll ein historisches, für die Entwickelung Händel's charakteristisches Programm ausgeführt werden, und am dritten soll ein Künstler-Concert, wozu bereits auch an einige auswärtige musikalische Celebritäten Einladungen ergangen sind, den Beschluß des Festes bilden. Die Zeit, in welcher die Feier stattfinden soll, fällt zwar nicht genau mit dem hundertjährigen Todestage Händel's zusammen, aber sie begünstigt eine rege Betheiligung der Provinz und der mit Königsberg musikalisch verbündeten Nachbarstädte Danzig und Elbing, und es ist somit zu hoffen, daß das bevorstehende Händel-Fest den Manen des Componisten eine würdige Huldigung sein werde.

— * Die Leitung des in den Pfingsttagen dieses Jahres (12., 13. und 14. Juni) zu Düsseldorf stattfindenden niederrheinischen Musikfestes ist Herrn Kapellmeister Hiller in Köln übertragen worden.

— * Die Blätter bringen jetzt wieder hier und da eine Notiz über Richard Wagner aus Venedig, wo er seit mehreren Monaten lebt. Er soll eine neue Oper „Tristan und Isolde“ vollendet haben, die der Großherzogin Luise von Baden gewidmet, von ihr angenommen und zur Aufführung in Karlsruhe im September bestimmt sei. Von den „Nibelungen“, die bis über die Hälfte hinaus fertig sind, ist keine Rede. Wagner will das musikalische Publikum von Venedig durch Aufführung Beethovenscher Compositionen bilden. Wenn er da nur nicht mit der neunten Symphonie beginnt!

— * Herr Hans von Bülow in Berlin, der kecke und selbstbewußte Ritter der jüngsten musikalischen Schule, hat neulich wieder in seiner Weise eine Lanze für dieselbe gebrochen, aber zugleich schweren Aerger gehabt. Er gab ein Concert, dessen Programm nichts vom überwundenen Standpunkte, sondern nur Musik von Berlioz und anderen Auserwählten enthielt. Eine der symphonischen Dichtungen seines Schwiegervaters Liszt wurde von Manchen mit Beifall, von Anderen mit Zischen aufgenommen. Außer sich vor Zorn, vergaß Herr von Bülow sich so weit, vom Directionspult herab in die Versammlung hinein zu rufen: „Verlassen Sie den Saal, Zischen ist hier nicht Mode!“ Man ließ ihm diese — Keckheit hingehen, blieb aber ruhig sitzen.

— * In den Münchener Hofkreisen soll es unangenehm aufgefallen sein, daß neulich einige patriotische, gegen Frankreich gerichtete Stellen im „Testamente des großen Kurfürsten“ im Hoftheater mit unendlichem Jubel aufgenommen wurden.

— * Das fünfactige Trauerspiel „Sokrates“ von Ludwig Eckardt, welches bei Gelegenheit der Münchener Preisausschreibung eingeschickt und von den Richtern gelobt wurde, ist im Druck erschienen. Das Urtheil ging damals dahin, daß die Tragödie eine höchst achtbare, durch ihren Gedankeninhalt ausgezeichnete Dichtung sei, die sich vorzugsweise zum Lesen empfehle. Der Verfasser möchte sie nun gern auch auf der Bühne sehen und hat sie gekürzt. Der Grundgedanke ist der, daß in Sokrates eine die Entwickelung der Menschheit auf ganz neue Bahnen führende Weltidee aufgegangen sein. Dem großen Philosophen gegenüber steht der Komödiendichter Aristophanes.

— * Herr von Dingelstedt, von dem böswillige Leute wohl behauptet haben, daß die Bescheidenheit zu seinen hervorstechenden Eigenschaften gehöre, erläßt in Weimar wie früher in München einen Jahresbericht, worin er in das rechte Licht stellt, was er in 1¼ Jahren als Intendant in Weimar geleistet habe. Es geht daraus hervor, daß in dieser Zeit 17 Neuigkeiten gegeben wurden.

— * In den öffentlichen Gärten von Mailand hat man bei den Nachgrabungen eine Todtenstadt (Nekropolis) bloß gelegt. Es stellt sich zwar heraus, daß dieselbe schon früher, wahrscheinlich unter den Visconti's, ausgebeutet worden ist, doch finden sich noch zahlreiche und schöne Antiken.

— * Cervantes und die Spanier seiner Zeit. Einer in den „Unterhaltungen“ mitgetheilten biographischen Skizze von Karl Frenzel, welche den Dichter des „Don Quixote“ schildert, entlehnen wir folgende Bemerkungen: Zu Alcala de Henares ward Miguel de Cervantes Saavedra am 9. October 1547 getauft, das vierte Kind des Don Rodrigo und der Donna Leonor de Cortinas, eines Edelfräuleins aus dem Orte Barajas. Edelleute sind bekanntlich alle Spanier, vom Wasserträger bis zum Infanten hinauf, und Cervantes konnte sich

der Ahnen rühmen, die mit den ältesten christlichen Königen der Halbinsel verwandt waren und mit dem heiligen Ferdinand Sevilla erobert hatten. Ursprünglich wohnten sie, wohlbegütert, als Ricoshombres in Galicien, stiegen dann mit den Königen von Leon, in beständigen Maurenschlachten, von den Bergen nieder und verbreiteten sich in Castilien. Durch die Heirath eines ihrer Glieder mit einem Fräulein aus der Familie Saavedra brachten sie diesen Namen zu dem ihrigen und vererbten ihn auf ihre Nachkommen, aber der Güter nicht viel, da bei den zahlreichen Gliedern des Geschlechtes und vielfachen Theilungen drei Jahrhunderte hindurch den Letztgekommenen zwar Erinnerungen die Fülle, aber nichts weiter übrig bleiben konnte. Als Miguel Cervantes heranwuchs, ging ein Sprichwort durch aller Mund: Drei Dinge giebt es, reich zu werden: das Meer, des Königs Dienst und die Kirche. Natürlich, eine energische, ausdauernde Nation hagerer, starkknochiger Männer mit Feuerseelen, in guten wie in schlimmen Eigenschaften, war plötzlich, gerade vor fünfzig Jahren, unerwartet auf den Schauplatz der Welt getreten. Im ganzen Mittelalter hatte niemand ein einiges Spanien, eine spanische Nation gekannt; eingeschlossen vom Meer und den Pyrenäen, hatten die Castilier auf verhältnißmäßig beschränktem Raum, in Hinblick auf die großen Thaten der Franzosen, Engländer und Deutschen, um geringe Ziele gefochten; sie wußten von keinem Wilhelm dem Eroberer, keinem Hohenstaufen, keinem heiligen Ludwig; von allen Stämmen der Halbinsel waren die Catalonier allein in die Welt hinausgezogen, nach Italien, bis nach Kleinasien; im allgemeinen aber hatte sich schweigend und in der Stille eine höchst eigenthümliche Entwickelung des spanischen Volkscharakters vollzogen. Er kennt nur einen Gegensatz, den des Katholicismus gegen Ketzer und Mohammedaner, nur ein starkes, treibendes Gefühl — den Ehrgeiz; in seinen intellectuellen Fähigkeiten ist die Phantasie die vorherrschende, eine von arabischen Einflüssen, romantischen wie fanatischen Ueberschwänglichkeiten trunken gewordene Phantasie, welche diese hagern Gesellen mit kahlen Stirnen und eingefallenen Augen zuletzt zum Wahnsinn treibt, mögen sie nun Ignaz Loyola, Mendoza oder Don Quixote heißen. Seht sie euch an, diese schmalen, gleichsam zusammengekniffenen, schwarzgekleideten, immer ernsten Gestalten, voll Ceremonie in jedem Zuge, ob sie eine Liebeserklärung zu den Füßen ihrer Dame thun oder vom Fenster aus Egmont und Hoorn enthaupten sehen — schweigende, stumme, ceremoniöse Wesen mit Molochsfeuer im Herzen und im Kopf, alle an einer Verrückung des Gehirns leidend! Denkt an Columbus, an Kaiser Karl's Mutter, Juana, die ihres Gatten Leiche im Sarge neben sich hat, Tag und Nacht im Schloß zu Burgos! An ihn selbst; wenn nicht seine Leichenfeier bei seinen Lebzeiten begehend, doch über sich selbst im Kloster San-Yuste ein De profundis mitsingend! An Don Carlos, Don Juan d'Austria, an den Escurial Don Philipp's — eigene Menschen, jeder in seiner Weise ein Zwillingsbruder Don Quixote's. Dieser Nation nun öffnen sich, bald nach der Eroberung Granadas, der letzten Maurenstadt, wie mit einem Zauberschlage die Pforten der alten und der neuen Welt; ein ehrgeiziger, klug berechnender Mensch, Ferdinand von Aragonien, wirft sie auf Italien; ein Genius sondergleichen, Christoph Columbus, führt sie nach Amerika; ja noch mehr, ein günstiges Geschick macht die Habsburger zu ihren Königen und verflicht sie unlöslich in die großen Interessen des Kaiserthums und des wiederhergestellten Katholicismus. Fortan schien auch die europäische Welt eine Beute der Spanier zu sein: der Schritt spanischer Bataillone hallte von den Plätzen Mailands und Neapels wie von denen Brüssels und Antwerpens wieder. In dieser Armee, die in ihren langen Büffelhandschuhen, hohen, befranzten Stiefeln, mit Federbüschen, wallonischen Kragen und Hakenbüchsen bei jeder Hauptaction des Jahrhunderts gegenwärtig gewesen, brachte der Dienst leicht zu Ehren und Ruhm; die vornehmsten Herren wie die größten Poeten Spaniens hatten in ihren Reihen gestanden. Wem ihre strenge Zucht nicht gefiel, schiffte sich nach Amerika ein, dieser „Kirche der Zerstreuten", um dort im kleinen das Glück der Cortez und der Pizarros zu erwerben. Die Kirche endlich mit ihren zahllosen Klöstern und Kathedralen, Universitäten und Inquisitionstribunalen bot jedem, dem Begabtesten wie dem Rohesten, ihre helfende Hand; jenem einen Bischofssitz, diesem eine stille Zelle auf dem Montserrat. Auch Miguel Cervantes hatte zwischen ihnen zu wählen. Von Jugend auf ein munterer, lebendiger Knabe, ohne bestimmt ausgesprochene Vorliebe weder zum Kaufmann noch zum Gelehrten oder zum Soldaten, liebte er seit den „zartesten Jahren nur die süße Kunst der holden Poesie." Eine Neigung, die zwar früh Nahrung und Entwickelung empfing, aber doch zu ihrer vollkommensten Entfaltung merkwürdige Schicksalswechsel bedurfte. Denn vom Vater auf die Universität Salamanca am Tormes gesandt, um die Rechte zu studiren, half er seinem Lehrer, dem Professor Juan Lopez de Hoyos, bei der Beschreibung der Leichenfeier und den Elegieen auf den Tod der Königin Elisabeth, die ihm übertragen wurden, und der Name des einundzwanzigjährigen Cervantes wird so durch ein Klagelied und das Lob Hoyos', der ihn seinen theuern und vielgeliebten Schüler nennt, in die Literatur eingeführt. Nur ist damit in jenen Tagen weder Geld noch Ansehen zu erwerben, denn jeder Student reimt seine Romanze so gut wie Cervantes, hat auch wohl wie er den berühmten Lope de Rueda, der vom sevillanischen Goldschläger zum Komödiendichter geworden, seine Schäferspiele und Sprichwörter mit staunender Bewunderung aufführen gesehen. Der Gedanke, vom literarischen Verdienst zu leben, taucht selten in der spanischen Jugend auf; die Beschäftigung mit der Poesie ist mehr ein Ausruhen von den gewohnten Arbeiten des Tags als die Aufgabe des Lebens. Dazu kommt, daß die hervorragendsten Dichter Krieger, wie Garcilaso de la Vega, Staatsmänner, wie Don Diego Hurtado de Mendoza, angesehene und vielfach beschäftigte Geistliche, wie Fray Luis von Granada, sind. Im Lärm des Lagers, bei dem Klang der Glocken und der Orgel entstehen ihre Gedichte, ihre Elegieen, selbst ihre Romane; zuerst geben immer die Kirche und der Dienst des Königs, dann folgen die Musen. Freilich giebt es unabhängige Söhne Apolla's, Söhne und Töchter, auf allen Landstraßen Andalusiens und Castiliens, zu zweien oder in größern Gesellschaften, selbst mit Maulthieren, zu Wagen, mit zwei oder drei Bärten von Wolle, einigen bunten Lappen und anderm Flitterkram: wandernde Schauspieler, die ihre Stücke meist selbst verfassen und für ein Abendessen und wenige Pfennige in Schenken und Scheunen darstellen. Aber diese dramatische Kunst ist erst im Werden, ein Chaos von Talent und Rohheit, von unendlichen Hoffnungen und der widerlichsten Gegenwart, ein Thespiskarren, der noch buchstäblich im Schmutz des Weges steckt und die mächtige Hand herbeisehnt, die ihn herauszieht. Dazu war Cervantes nicht berufen; auf einer ganz andern Seite liegt, kaum von ihm selbst je recht verstanden, sein Ruhm, und so, da er bei seinen beschränkten Mitteln, seiner geringen Neigung zum geistlichen Stande im Vaterlande nicht in die Höhe steigen kann, versucht er es mit dem Herrendienst und schließt sich an den päpstlichen Gesandten, den Cardinal Julio Acquaviva an, den er in Madrid 1568, vielleicht durch sein Gedicht und Hoyo's Empfehlung, kennen gelernt hatte, und begleitet ihn 1569 nach Italien zurück. Er ist wie sein Licentiat, Thomas Rodaja, hinüber- und herübergeworfen, aus einem Stand in den andern; gleich ihm mag er Rom, die Königin der Städte und Beherrscherin der Welt, angestaunt und aus ihren Trümmern ihre ehemalige Größe geschlossen haben — „wie man an den Klauen des Löwen seine Größe und Wildheit erkennt." Ueberall, in allen italiänischen Städten, tönte damals Waffengeklirr, Trompetenklang; auf den Werften Genuas rüsteten die Dorias ihre Galeeren, auf den Plätzen von Parma und Rom hielten spanische Offiziere Musterung. Die Republik Venedig war mit Sultan Selim II. in einen erbitterten Krieg um die Insel Cypern gerathen, und der Papst sandte Bitten und Ermahnungen an die Fürsten der Christenheit, in diesem entscheidenden Kampfe das Kreuz nicht vor dem Halbmond erliegen zu lassen. Kein Volk aber war mehr berufen, der Streiter Gottes zu sein, als das spanische; sein Glaube hatte in der Bewegung der Reformation nicht einen Flecken erhalten, seine Könige zierte jetzt wie früher der Beiname der katholischen. Der große Kaiser Karl V. hatte Tunis über die Osmanen erobert, in der Burg von Goleta stand noch eine spanische Besatzung, sollte Don Philipp geringer im Angedenken der Menschen dastehen? Ein Bündniß mit Venedig und dem Papste Pius V. ward darum geschlossen, Don Juan d'Austria, der eben die Mauren in den Alpuxarren niedergeworfen, zum Oberfeldherrn ernannt. Eine fieberhafte, zuckende Spannung ging durch den Süden Europas, mit den neuen Kreuzfahrten wurden neue Kreuzfieber, neue Offenbarungen wach. Auch Miguel Cervantes ergriff diese erhöhte Stimmung, die Lust nach Abenteuern, Hoffnung auf eine große Zukunft. In dem Dienst des Cardinals ward es ihm zu enge; „für den Edeln", sagt er einmal, „ziemt sich kein anderes Handwerk als das der Waffen", und er trat in die Compagnie des Diego de Urbina, eines berühmten Haudegens aus Guadalaxara, der damals sein Standquartier in Neapel hatte. Nicht lange brauchte er nach Thaten zu dursten, denn schon im September des Jahres 1571 vereinigten sich die Schiffe des Papstes, der Venetianer und Spanier im Hafen von Messina. Wie gesagt, der ritterlichste Mann, den es damals in Europa gab, führte sie: Don Juan d'Austria, nicht viel älter als Alexander und wie der griechische Held von phantastischen Hoffnungen, von Plänen zur Eroberung des Orients genährt. Am Hauptmast seines Schiffs wehte eine gewaltige Kreuzesfahne, unter deren Stamm die Bilder des Papstes, des Königs Don Philipp und des Dogen von Venedig in die Seide gestickt waren. Im Kriegsrath wurde nach einigem Zwiespalt zwischen Don Juan und dem Venetianer Sebastian Veniero Aufbruch und Angriff der Osmanen, wo man sie fände, beschlossen. Es war an einem Sonntag, am 7. October 1571, als die beiden Flotten in dem Meerbusen, der das Festland von Hellas von der peloponnesischen Halbinsel trennt, bei Lepanto zusammenstießen. Miguel Cervantes befand sich auf einer neapolitanischen Galeere, auf dem rechten Flügel des Heeres, und lag fieberkrank in der Kajüte. Da hörte er, daß die Kreuzfahne aufgehißt sei, der Kampf nahe, und sprang auf, trotz aller Abmahnung seines Hauptmanns; an den gefährlichsten Posten sollte man ihn stellen, bat er. Sein Wunsch sollte ihm nur zu genau erfüllt werden; denn als die Galeere gegen das ägyptische Admiralschiff ihr Feuer begann, trafen von drüben her drei Flintenschüsse den vorkämpfenden Cervantes, zwei in die Brust, der dritte zerschmetterte ihm die linke Hand. Einhändig sein Lebenlang, aber einhändig geworden an dem glorreichsten Tage der Christenheit, wo diese osmanische Flotte, der Schrecken der Welt, wie Spreu vom Mittelmeer verweht ward; ein Gedächtniß, das niemals vergessen werden kann und in allen Dichtungen des Cervantes fortklingt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 5. Bremen, 30. Januar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Die Felsentempel von Ellora in Indien.

Von A. Bastian.

Indien ist das Land der Wunder, und das Wunder von Indien ist Ellora. Dort in öder Waldeinsamkeit schlafen die gigantischen Gestalten der Götter des Schaffens, Erhaltens und Zerstörens, dort liegt in verborgenen Felsrecessen die ganze bunte Welt der indischen Mythologie begraben. Der Islam, der seine einförmige Moschee über die weiten Ebenen Hindostani's gewölbt hatte, konnte in den südlichen Thälern der Halbinsel keinen festen Fuß fassen, obwohl auch dort manche der Herrscherfamilien sich zu ihm bekennen. Mahmud Toghluk faßte nach seinen Eroberungen den wahnsinnigen Plan, die Stadt Delhi nach Deogiri, wo schon in alten Zeiten der Handelsplatz Tagara blühte, zu verlegen und erbaute daneben Dowlatabad. Die Bewohner der alten Kaiserstadt erhielten Befehl sich dorthin zu verfügen. Jammernd verließen die Hunderttausende von Bürgern mit ihren Familien, Geräthschaften und Heerden die Heimath, wo sie geboren waren, und wurden durch die rohen Afghanenhorden auf einer Reise von hundert geographischen Meilen nach den heißen Provinzen des Dekkhan getrieben. Die Alleen der Lustgärten wurden umgehauen und auf die Landstraßen von Dowlatabad gepflanzt, die Paläste wurden ihres Schmuckes beraubt, um den neuen Günstling zu zieren. Ibn Batuta, der Delhi bald nach dieser Auswanderung (1340) besuchte, beschreibt das traurige Bild der Verwüstung und Zerstörung, die damals diese Stadt, die der Neid der Welt genannt worden war, darbot. Die weiten Ringmauern lagen verödet, die Moscheen verlassen, in den Häusern wohnten Schakale und Wölfe. Aber der Machtspruch eines Einzelnen konnte nicht die Wege der Geschichte verrücken. Schon nach wenigen Jahren mußte Toghluk sehen, wie die Bevölkerung nach dem Norden zurückkehrte, und Dowlatabad bietet jetzt denselben Anblick des Verfalles, wie ihn jener frühere Reisende von Delhi giebt.

Es war in dem zweifelhaften Lichte der Morgendämmerung, als wir sein eingestürztes Thor passirten und über Schutt und Trümmer in den winkligen Straßen unsern Weg nach Deoghiri suchten, der auf ihrem hohen Basaltfelsen uneinnehmbaren Götterburg. Nach Besichtigung dieser Festung, deren Beschreibung nicht hierher gehört, führte uns eine in ihren massigen Fundamenten noch hier und da erhaltene Kunststraße auf das Höhenplateau, an dessen Rande das ärmliche Dorf Roza („der Ort der Gräber“) liegt. Aurungzeb (Allumghir, der Eroberer der Welt), der das Großmogul-Reich zu dem höchsten Gipfel der Macht führte, aber vor seinem Lebensende schon den nahenden Untergang bekümmert voraussehen mußte, liegt dort begraben in einem unscheinbaren Mausoleum, das melancholisch contrastirt mit den prächtigen Gebäuden, die er in den Zeiten seines Glückes ausführte. Ueberall war die Ebene bedeckt mit den Ruinen zusammengesunkener Moscheen, größtentheils aus der Zeit der mohammedanischen Gouverneure, und in einem der besser erhaltenen Grabgewölbe richtete ich mich mit meinen Dienern ein, da der Meßbungalow der englischen Offiziere gerade durch eben angekommene Chuprassies für den Empfang einer am nächsten Tage erwarteten Vergnügungspartie vorbereitet wurde. Doch erhielt ich bald darauf, in Folge einer Empfehlung des in Aurungabad stationirten Obersten H., eine Einladung von einem in der Nähe ansässigen Engländer, Herrn Ralph, einem jetzt hochbejahrten Greise, der, seit seiner frühesten Jugend in Indien einheimisch, ein langes und wildbewegtes Leben an dem Hofe verschiedener Rajahs geführt und sich später dorthin zurückgezogen hatte. Er war bei seinem einsiedlerischen Leben ein höchst origineller Sonderling geworden, aber seine Unterhaltung bot viel Interessantes, besonders wenn er von den schönen Zeiten sprach, wo man in Indien nur den Pagodenbaum zu schütteln brauchte, um als Nabob nach Europa heimzukehren. Von seinem Garten blickte man in eine geschlossene Thalebene, die sich hufeisenförmig an dem Fuß des Plateaus herumzog, und ihre dunkeln Haine bedeckten den versteinerten Götterhimmel von Ellora.

Bei Felsentempeln kann natürlich von einem Total-Eindruck keine Rede sein, und überhaupt je wunderbarer und mächtiger man sich von der Pracht ihres Innern ergriffen fühlt, desto lebhafter empfindet man die Unmöglichkeit in einer Beschreibung ein nur irgend genügendes Bild davon zu liefern. Man unterscheidet buddhistische, brahmanische und Jain-Tempel, je nach den in ihnen enthaltenen Sculpturen, sowie nach dem Stile der Architektur, und in dem Streite über die Priorität des Brahmanenthums und des Buddhismus wurden sie von beiden Seiten geplündert, um Gründe zur Stütze der verschiedenen Ansichten zu liefern. Da Ellora Götterkreise aus allen Perioden der indischen Geschichte und aus allen Provinzen des Landes enthält, so hat aus ihnen alles Beliebige entnommen werden können, indem über die Zeit der Erbauung zu entscheiden kein einziges historisches Datum feststeht. Doch hat man sich jetzt mehr dahin geeinigt, ihr hohes Alterthum, (die Braminen sprechen sogar von 8000 Jahren), zu bezweifeln und ihnen eine relativ neuere Entstehung zuzuschreiben. Die jüngsten derselben scheinen ihre letzte Vollendung erst in dem 8. oder 9. Jahrhundert nach Chr. erhalten zu haben. In den verschiedenen Beschreibungen, welche die Erklärung ihrer Sculpturen versuchten, herrscht ein ziemliches Chaos, dessen Aufklärung kaum zu erwarten steht, so lange die Inschriften nicht mit größerer Sicherheit gelesen sind. Die Verwirrung der schon an sich verwirrten Mythologie Indiens ist noch bedeutend dadurch vermehrt worden, daß man stets feststehende Religionssysteme zu sehen glaubte und einander gegenübersetzte, wo nur verschiedene Entwicklungsstufen derselben Begriffe vorlagen. Die einfach großen Gesänge der einwandernden Arier, in denen „der Fromme den heiligen Somatrank preßt“, fanden schon einen vielgestaltigen Polytheismus der Eingebornen vor, und die Vedas wurden überwuchert

von den bändereichen Puranas, in denen jede Secte ihren Localheros feiert und über den ihrer Nachbarn zu erheben sucht. Die Brahminen, die als Staatsbeamte an den Höfen der Stammesfürsten nach Ansehen strebten, fanden meistens ihren Vortheil darin, den nationalen Götzendienst durch die Autorität ihrer heiligen Bücher zu stützen. Auch als später die Buddhisten die esoterischen Lehren der Priestercollegien öffentlich zu predigen begannen, nahmen sie vielfach die Volksgötter in ihre Bethäuser auf, die besonders in China das ungeordnetste Gemisch von Statuen enthalten.

Auf dem Wege von Roza nach Ellora kommt man an der heiligen Quelle vorbei, in der nach der Sage Rajah Eeloo, Gründer des seitlich liegenden Dorfes Ellora, seine Gesundheit wiederfand.

Die Tempel sind in einen felsigen Bergkranz, der sich etwa zwei englische Meilen in einem Halbmonde herumzieht, eingehauen, und die verschiedenen Grotten, deren Eingänge oft verschüttet oder kaum zugänglich sind, enthalten im Innern ein so unregelmäßiges Aggregat von Höfen, Corridoren, Treppen, Stockwerken, Gallerien, Balkonen, Felsbrücken, Zellen, Nischen und jeder Art von Baulichkeiten, daß es tagelanges Umherwandern erfordert, bis man sich zwischen diesen verzauberten Steinwänden, wo jeder Zoll benutzt ist, um irgend ein phantastisches Erzeugniß der indischen Mythologie hervorschauen zu lassen, einigermaßen zurecht findet. Einige der Tempel zeigen eine reich verzierte Thürfaçade, die meistens nach Westen schaut, und sind nach oben durch das Ausarbeiten frei stehender Monolithen durchbrochen, während man an andern, deren Säulenfenster das Epheu überrankt hat, unbeachtet vorübergehen würde, wenn nicht der Führer in das Innere der Höhle leitete, um die prächtige Ausstattung zu zeigen. Die Gänge und Nebenräume ordnen sich gewöhnlich um einen Hauptsaal an, dessen Decke von kurzschaftigen Säulen oder massiven Pfeilern in rechtwinkligen Durchschneidungen getragen wird. Ihren Reihen entsprechen an den Wänden vorspringende Pilaster, die Nischen für die Bildwerke zwischen sich einschließen. Weite Treppenflüge führen aus den Höfen zu den Gallerien und Balkonen der oberen Stockwerke. Das Tonnengewölbe der buddhistischen Grotten, die nicht wie die anderen nach außen geöffnet sind, schließt mit einem halbkugligen Aufbau, der mitunter Reliquien enthält. Die erste Grotte, zu der man von Norden beginnend gelangt, wird von den Führern, die allen Figuren brahmanische Namen beilegen, dem Jugganauth zugeschrieben, jener scheußlichen Entstellung des heitern Krischna-Dienstes, die noch jetzt ihren mörderischen Wagen bei den Festen der schwarzen Pagode rollt. Nach der ganzen Haltung der unbekleideten und mit der hohen Tiara bedeckten Figuren wird man sie indeß unter die Jaintempel rechnen müssen, zumal auch die Deckenmalereien für ihre jüngere Entstehung sprechen. Einige der Steinbilder haben selbst die Augen gefärbt. Das untere Stockwerk ist zum Theil verschüttet, das obere bildet ein längliches Rechteck, dessen Felsdach von acht viereckigen Pfeilern und in der Mitte von vier runden Säulen getragen wird. Die umlaufende Verandah ruht auf vier cannelirten Säulen, deren Kapitäle mit aufsteigenden Bögen geschmückt sind.

Ein Durchgang verbindet den Tempel des Jugganauth mit der Halle des Adnauth oder Sarswanatha, des Begründer der Jaina-Secte. Die Figuren der 24 Tirthakaras (Reinmacher) oder Patriarchen, die sich durch ihre Büßungen die Vergötterung erkämpft haben, werden stets unbekleidet dargestellt, da ihnen der Himmel das Kleid ist. Ihre Lehre kann als ein Auswuchs des Buddhismus angesehen werden, übertrifft aber in einigen Punkten noch die haarspaltende Scharfsinnigkeit der tibetanischen Lamas. Die Jains sind jedenfalls die extremsten aller Vegetarier. »Einige«, sagt ein mit ihnen wohlbekannter Reisender, »tragen beständig ein Stückchen Leinwand vor dem Mund, damit sie nicht etwa ein fliegendes Insekt verschlucken und ihm das Leben rauben. Andere führen überall eine zarte Bürste bei sich, um die Stelle abzukehren, wo sie sich hinsetzen wollen, damit sie nicht etwa ein Thierchen zerquetschen. Andere tragen ein Säckchen voll Mehl oder Zucker oder ein kleines mit Honig gefülltes Gefäß unter dem Arm, das sie auf die Nester von Ameisen und andern solchen Thieren streuen, damit es ihnen nicht an Nahrung fehle. Noch andere kaufen Thiere, die für die Fleischbänke bestimmt sind, und erhalten sie am Leben. Zuweilen bezahlen die Banyanen arme Leute, damit sie an Orten, wo es von Ungeziefer wimmelt, ihr Lager aufschlagen und sich von ihnen zerfressen lassen, um diesen armen Thierchen ihren Unterhalt zu verschaffen. Einer, dem man die Zusammensetzung des Wassers mit einem Mikroskope gezeigt hatte, durstete sich in Folge dessen zu Tode.«

Der von Löwen bewachte Thorweg der dritten Grotte leitet zu einem Hofraum, in dem sich ein ringsum mit Seulpturen überladener Pyramidentempel erhebt, einen viereckigen Altar einschließend, zu welchem elegante Säulenthüren führen; daneben steht ein reichverzierter Obelisk, der früher einen Löwen getragen haben soll, und an der andern Seite ein kolossaler Elephant. Die seitlichen Gewölbenischen und Wände der Corridore enthalten alle Arten von Bildwerken. Eine Treppe führt nach dem oberen Stockwerk, wo die gigantische Figur Indras, »der die dunkle Wolke mit dem Blitzstrahl spaltet«, auf einem knieenden Elephanten sitzt, und ihm gegenüber die ihm vermählte Göttin unter einem Mangoebaume, ein Kind auf dem Schoße haltend. Diener mit Fliegenwedeln, ein königliches Emblem im alten Indien, stehen zu beiden Seiten. Der Saal ist nach vorn offen. Durch Säulenreihen werden zwei ineinander geschachtelte Räume gebildet, von denen der innere einige Stufen über den äußeren erhaben ist. Kapitäle, Schafte und Fußgestelle sind auf das Reichste verziert, die Wände überall mit Figuren, religiösen Symbolen und Arabesken geschmückt. Von der Decke hängt ein zierlich verschlungenes Blumenbouquet herab, und auch der Fußboden ist vielfach ausgemeißelt. Zwei kleine Pfeiler in der Nähe des Thorweges geben beim Anschlagen einen eigenthümlich hohlen Klang und werden ihrer Zeit denselben Zwecken gedient haben, wie ähnliche Maschinerien, die mit den Orakelstätten Egyptens und Griechenlands verbunden waren.

Ein niedriger Eingang führt zu dem vierten Tempel, dem Parasu Rama's, des Vorkämpfers der Brahmanen, der die übermüthige Kriegerkaste einundzwanzig Male vernichtete. Er schenkte alle seine Eroberungen den heiligen Männern und erbat sich ein Stück Land von dem Meeresgotte, der Malabar für ihn trocken legte. Als ihm aber die Brahmanen auch dorthin folgten und mit ihren ungestümen Bitten nicht nachließen, bis sie diese Besitzung noch dazu erhalten hatten, zog er sich ins Concan zurück, wo er nach der Sage des Volkes noch heute lebt.

Der nächste Tempel heißt Dhurma Leyna von der großen Figur des Todtenrichters in der Unterwelt, der mit einer Keule am Eingange sitzt, gegenüber einem Gotte in tanzender Stellung, den der daneben stehende Stier Nundi als eine Repräsentation Sivas erkennen läßt. Der Corridor leitet zu einer aus der Felswand ausgehöhlten Kapelle, die selbst wieder im Innern ausgehöhlt ist, um einen Umgang um den frei in der Mitte stehenden Steinblock des Lingam zu gewähren. Der ganze Raum, von dem sie einen Theil ausmacht, ist 152 Fuß tief, 140 Fuß lang und 16 Fuß hoch. Die Säulen, die mit dem gewaltigen Gewichte seiner Decke noch eine sich bis 100 Fuß darüber erhebende Felsmasse zu tragen haben, sind von entsprechenden Proportionen, über 16 Fuß im Umfange. Ein Drittel der sonst einfachen Schafte ist cannelirt und zierlich ausgemeißelt, die Kapitäle sind flach kuglig. Unter den Bildwerken der Nischen finden sich zwei Gruppen, die Hochzeitsceremonien Mahadeva's und Paravatti's darstellend, von denen die eine durch die zehnhändige Figur Ravana's gestützt wird. Paravatti sitzt, wie gewöhnlich, mit eingeschlagenen Beinen auf dem Knie Mahadeva's, und verschiedene Götter, unter denen Vischnu und Brama zu erkennen sind, stehen umher. In der aufgeschlagenen Hand Mahadeva's liegt das Tschakra. Unter den übrigen Figuren tritt die des achthändigen Vira Budra hervor, der mit

der einen Hand den Körper eines Erschlagenen emparhält, mit der zweiten den Speer in einen anderen stößt, mit der dritten eine Schlange, mit der vierten ein Opfergefäß hält, mit der fünften den Elephanten Indras niederschlägt und mit zweien eine Consale unterstützt; die achte ist abgebrachen.

An einem über wildes Steingerölle herabstürzenden Wasserfalle varbei, um den Gallerien in den Felsen eingehauen sind, gelangt man zu Hymens Tempel (Januwassee), wa Brahma in verschiedenen Scenen handelnd auftritt, die ihn in seinem Charakter als schöpferische Kraft beurkunden. Neben einer Figur des Kriegsgattes Carticeya, der von Lakschmi, der Göttin der Schönheit, geliebkost wird, erscheint Vischnu in seiner Gestalt als Eber, der die untergesunkene Welt auf seinen Hauern stützt. Die theilweis eingefallene Gratte des Sri Ganesa enthält das Bild dieses elephantenköpfigen Ungethüms, des indischen Gattes der Weisheit, der von allen Dichtern und Schriftstellern vor dem Beginn ihrer Werke angerufen wird. Ja den niedrigen Hählen der Ghana (ader Delladen) stehen mehrere Lingams umher, die nach zuweilen Spuren der rothen Okerbemalung tragen, und in der Gratte Nilacantha sind die Figuren einiger Rischi's sowie Darstellungen Lakschmi's und Paravatti's bemerkenswerth. Die nächsten kleineren Tempel enthalten von dem Künstler sehr lebendig behandelte Gruppen, die sich in verschiedenen Wettkämpfen oder Spielen üben, eine derselben (Rama Warra) eine Scene zwischen Siva und Paravatti, welche die Götter in Gegenwart Narads (des Gattes der Zwietracht) in ihrem häuslichen Leben darstellt. Daneben feiert Janeka, der Vater Sitas, deren Entführung durch Ravana die Eraberung Ceylons zur Folge hatte, seine Vermählung, umgeben von einer graßen Menge van Persanen, die theils als Gäste zuschauen, theils ats Diener fungiren und die geweihte Cocosnuß übereichen.

Dann falgt der Glanzpunkt Elloras: Kailasa aber das Paradies. Durch ein reichverziertes Partal tritt man in einen aus dem Felsen gehauenen Tharweg, mit Nischen an beiden Seiten und einer Cisterne kristallhellen Wassers am Eingange. Oben springt eine Säulengallerie vor, und die Wände sind überall auf das mannichfaltigste ausgemeißelt. Diese geräumige Passage leitet in das Innere des Berges, wa man plötzlich in einen weiten Hofraum tritt, der nach oben dem Tageslichte geöffnet ist. In der Mitte desselben erhebt sich der prächtige Tempel Kailasa, der größte bekannte Monolith, eine freistehende Felsmasse, die ringsum von ihrer Umgebung abgelöst ist und mit derselben nur nach durch einige Steinbrücken, die sich zu den aberen Stackwerken hinüberschlagen, zusammenhängt. Er ist 103 Fuß lang, 56 Fuß breit und im Innern 17 Fuß hach ausgemeißelt, während über dem Sanctuarium noch ein pyramidaler Bau, kuppelartig gekrönt, mehr als 90 Fuß emporstrebt. Ringsum in lebendigen Kunstwerken hervarquellend, wird diese gewaltige Felsmasse von massiven Säulenreihen getragen und in den Ecken durch kolossale Elephanten gestützt. Daneben befindliche Steinblöcke, die ebenfalls frei losgelöst stehen, sind zu noch mächtigeren Darstellungen desselben Thieres ausgearbeitet, doch leider zum Theil beschädigt. Hinter ihnen steigen zierliche Obelisken zu einer Höhe von 40 Fuß und darüber auf. An der Oberfläche des Tempels, an den Wänden des Hofes, in den vielfach verschlungenen Corridaren der verschiedenen Stockwerke, in den unzähligen Nischen und Sanctuarien der aus allen Theilen Indiens hier versammelten Götter, in den Gallerien und Balkanen ist kaum ein Plätzchen des Gesteins unbenutzt geblieben, das sich in irgend eine Sculptur verwandeln ließ. Ueberall treten die riesigen Gestalten der Götter und Heroen aus den Felseingeweiden hervor, überall sieht man eine Episade aus der phantasiereichen Mythologie der Brahmanen sich abwickeln. Die Bildwerke zeigen durchgehends, abgesehen van den phantastischen Abschweifungen, einen edlen Farmensinn und feine Auffassung, abwohl, besanders bei den meditirenden Figuren der Buddhisten, eine weibliche Weichheit zu sehr überwiegt. Die Gewandung ist nur gering entwickelt und oft kaum als solche zu erkennen, desto vielfältiger aber die Ueberladung mit Ornamenten. Den verwickelten Grundplan des Tempels deutlich auseinander zu legen, würde ahne Hülfe von Zeichnungen unmöglich sein. Eine schwache Idee mag aus der folgenden Beschreibung Seeley's *) gewannen werden, die ich, da ich seine Maße benutzen muß, auch mit seinen Warten gebe: „Der Leser begreife, wenn er kann, das überraschte Staunen, wenn man plötzlich auf einen gewaltigen Tempel stößt, in der Mitte eines weiten, offenen Hafes, ausgehauen aus dem massiven Gestein, mit allen seinen Theilen vallkommen und lieblich, allein auf seinem Mutterboden stehend und ringsum van dem umgebenden Gebirge lasgetrennt, durch einen weiten Raum, fast 280 Fuß tief und 150 Fuß breit: und dann dieses Heiligthum, das seines Gleichen nicht hat, das sein felsiges Haupt zu einer Höhe von fast 100 Fuß erhebt, während seine Länge 145 (?), seine Breite 62 (?) Fuß ist, überall trefflich gearbeitete Thargänge zeigend, Fenster, Treppen zu den aberen Stockwerken, schöne, weite Säulen enthaltend mit glatten, palirten Wänden und regelmäßig durch Säulengänge abgetheilt: dann die ganze Masse dieses mächtigen, aus einem Stücke gehauenen Felsstücks von über 800 Fuß im Umfange, und, (sa sanderbar es auch scheinen mag), mit drei prächtigen Statuen-Gallerien aber Verandas, (jenseits des affenen Platzes), die von kunstgerechten Pfeilerstellungen getragen, in Gemächer abgetheilt, mit den Riesenfiguren der indischen Mythalagie gefüllt sind: dann diese drei Gallerien in ihrer Gesammtheit, die die Höfe einschließen und den fast unglaublichen Raum van beinahe 420 Fuß ausgehählten Felsens einnehmen, sie selbst im Durchschnitt etwa 13 Fuß 2 Zall breit in ihrem ganzen Umfange und 14½ Fuß hach —, während nun nach über allem Diesen weite, große Hallen ausgearbeitet sind. In der Mitte des Hofes steht Kailas, die Stalze, wunderbar emporstrebend, in einsamer Majestät, ein mächtiges Felserzeugniß, übertraffen von keinem Manument des Alterthums in der bekannten Welt.“ Es ist dem Beschauer, als ob er den Genius der indischen Dichtkunst in der sprudelndsten Fülle und Ueberschwänglichkeit seiner wunderbarlichen Phantasiegebilde rings um sich spielen sähe und plötzlich, wie von einem Zauberstabe berührt, das ganze Aethermeer der heraufbeschworenen Traumideen im Augenblicke ihrer abenteuerlichsten Verwirrung zu hartem Gestein erstarrt wäre.

Unter der ersten Steinbrücke, vom Eingange aus, sitzt auf einem Lotus, überschattet durch die Rüssel zweier Elephanten, Bhawani, die graße Göttin der Natur, die schaffende Gemahlin Parabrahmas für den Indier, der Menschenopfer fordernde Moloch dem wilden Khand. An den Wänden des Tempels prangt auf der einen Seite Rama, an der Spitze seines Heeres, gegen Ravana zu Felde ziehend, auf der andern wüthet der erbitterte Kampf zwischen den Geschlechtern der Kurus und Pandus. Die in den graßen Epen des Ramayana und Mahabharata fortlebenden Halbgötter Rama und Krischna haben jetzt meistens die alten Götter der Puranas verdrängt, indem der Cultus der Hindus größtentheils ein Heraendienst geworden ist, wie in der späteren Zeit des Hellenenthums. Beides sind Incarnatianen des Vischnu und traten besanders hervor, seit es Sankarya Acharya gelang die ketzerische Lehre Buddhas aus Indien zu verbannen. Der durch diesen Fanatiker wieder fester begründete Siva-Cultus hat seinen Hauptsitz noch immer in Benares, hat aber seit dem Uebertreten Ramanoojs (im 11. Jahrhundert) zu den Vaishnavas an Ausdehnung verlaren. Mit Ramanund (im 14. Jahrhundert) gewann die Verehrung des Ramas ihre weite Verbreitung, und auf dem Ganges hörte ich selten eine andere Begrüßung als Ram Ram, obwohl auch die Tempel Mahadevas nicht leer standen. Die Secten des Krischna treiben, wie die der Saktis, besonders im Dekkhan ihr Wesen, und ihre Feste arten durch die Verknüpfung mit dem sivaitischen Lingacultus aft in die ausschweifendsten Orgien aus. Die

*) The wonders of Ellora. Auch die meisten der übrigen Zahlenangaben sind diesem Werke entnommen, da der Verfasser wegen seines langen Aufenthaltes in Ellora die beste Gelegenheit hatte, die Messungen mit aller Sorgfalt vorzunehmen.

anderen Incarnationen des Vischnu — „Viel sind seiner vergangenen Geburten“ — sind größtentheils veraltet, doch sollen sich in den südlichen Ghats noch einige Tempel seiner Löwen-Avatara (als Narasinha) finden. Seine letzte Verkörperung, auf einem weißen Pferde reitend, (als Kalki), wird am Ende des Kalijugas (unseres jetzigen Zeitalters) erwartet; dann fällt Brahma in Schlaf, die Welt vergeht, bis der Ewige aufs Neue erwacht und die mächtige Schöpfungskraft sich verjüngt. Mit der Annäherung dieser Götternacht muß nach den Lehren der Tantras-Priester die Entwickelung des blutigen Kalidienstes zunehmen, der sich besonders in Bengalen festgesetzt hat. Während meiner Anwesenheit in Calcutta opferte sich ein Brahmane in dem Tempel dieser für 10,000 Jahre durch ein Menschenopfer erfreuten Göttin, indem er sich vor dem Altare die Kehle abschnitt, denn: „Was kann die Welt für Freude gewähren, wo Alles sich verschlimmert? Könige sind gestürzt, Ströme versiegt, Berge versunken, der Pol selbst hat seinen Ort verändert, Sterne sind aus ihrer Bahn gewichen, die ganze Erde ward durch eine Fluth heimgesucht und die Geister vom Himmel geschleudert.“ Da solche Anschauungen in den Veden verschiedentlich auftreten, so würden sie wohl schon früher zu jener letzten Entartung geführt haben, ohne die auf Asokas Concilien angebahnte Reformation. Wie tief verwoben sie mit dem Leben der alten Indier waren, zeigt ihre Wiederkehr auch in den epischen Gedichten. So sagt das Ramayana:

So wie die reife Baumesfrucht im Augenblicke fallen kann,
Muß dir, o Mensch, dein Erdenziel beständig in Gedanken sein;
Denn wie veraltet ein Gebäu, so fest es war, in Trümmer fällt,
So welkt der Sterblichen Geschlecht dem Tode unaufhaltsam zu.
Es kehret nimmermehr zurück die Nacht, wenn einmal sie entschwand;
Und mit des Ganges Wasser mischt ohn' Unterlaß sich Yamuna (Jumna).
Es schwinden unsre Tage hin, und aller Wesen Lebenshauch
Ist wie ein Dunst zur Sommerzeit, den aufwärts zieht der Sonnenstrahl.
Zur Seite wandert uns der Tod, kehrt ein mit uns von Jugend auf
Und wendet sich mit uns zurück, wenn wir am höchsten Ziele sind,
Wenn grau das Haar geworden ist, wenn eingeschrumpft die Glieder sind.
Es freuen sich die Menschen hier, wenn auf die Sonn' wenn niedergeht,
Sie freuen sich zur Frühlingszeit, wenn Alles jung und neu erscheint.
Ach, wie das Jahr der Zeiten rollt, so schwindet auch das Leben hin,
Wie dort am Lotusblatte sich ein Tropfen Thaues zitternd hält,
So ist dem steten Falle nah des Menschen zitternd Erdenglück
Und wie im großen Ocean ein Splitter Holz den andern trifft,
So treffen sich auf Erden hier die Wesen einen Augenblick.

(Nach A. W. Schlegel.)

In den aus dem Ramayana entnommenen Bildern von Kailasa ist Rama stets von seinem treuen Verbündeten Hanuman begleitet, in der Mitte seiner Affenbanden, und heilige Affencolonien finden sich mit vielen indischen Tempeln verbunden. Ich erinnere mich besonders einer in der Nähe von Benares. Hanuman selbst wird ebenfalls mehrfach verehrt und mag der Ejuruppa der Malaya Curadaru sein. Von Brahma steht dagegen in Indien nur noch ein verfallener Tempel an einem einsamen See Rajaputana's.

Die ganze Fülle der Figuren in den Ausgrabungen Kailasa's zu beschreiben, würden Bände nicht zureichen, und eine bloße Aufzählung ohne gleichzeitige Entwickelung der indischen Mythologie kaum verständlich sein. Auch sind diese Grotten noch immer nicht hinlänglich untersucht worden, um über den Charakter aller Figuren ins Klare zu kommen, und die ihnen von den unwissenden Führern beigelegten Namen bedeuten entweder nichts oder sind nur geeignet, irre zu führen. Manche der Bildwerke sind verstümmelt oder durch Rauch schwarz gefärbt, wahrscheinlich auf Befehl Aurungzeb's, der nach der Eroberung des Dekkhans längere Zeit in der von ihm gegründeten Thronesstadt (Aurungabad) verweilte und als bigotter Musulman die Monumente des indischen Heidenthums möglichst zu vernichten suchte.

In einem der oberen Stockwerke, das für sich allein ein ganzes Pantheon bildet, sind drei Gallerien mit 43 gigantischen Götterfiguren gefüllt, die in ihren Nischen neben einander stehen. Unter den bemerkenswertheren, die hier oder in anderen Corridoren Kailasas vielfach wiederkehren, sind zu nennen: Brahma, begleitet zuweilen von Sarawatti und Hansa, (der heiligen Gans); Siva, meistens mit vervielfachten Gliedern oder als Isvara, der strenge Büßer, der mit seinem flammenden Stirnauge Kama (den Gott der Begierden) zu Asche verbrennt; Anna Purna, die Göttin der Fruchtbarkeit; Govinda, der verliebte Hirtengott. Dystaseer im Streitwagen seinen Bogen spannend, Bhairava, der wilde Heros der Mahratten, Wittoba, ein jüngerer, aber hoffnungsvoller Himmelscandidat, Vbrign, Lakschman u. a. m. Vischnu (meistens charakterisirt durch die Hornmuschel) ist abgebildet mit Lakschmi, in der Fischgestalt, als Mannlöwe aus der Säule springend, um den ungläubigen König zu zerreißen; als Schildkröte, die den Berg Meru stützt; als dreischreitender Zwerg; als Krischna, der die schwarze Schlange (Kali Naga) zertritt; auf dem chimärischen Garuda reitend; in der Gestalt seiner Verehrer u. s. w. Ebenso erscheint er in der Schöpfung als die auf dem Milchmeere schwimmende Narayana, aus welcher der, den viergesichtigen Brahma tragende, Lotus hervorwächst. „Tausend göttliche Jahre schlummerte er auf der Schlange Adiseischa. Seine Begleiter waren Macht und Weisheit, denn das Verhängniß und die Dinge waren noch nicht vorhanden, sondern in seinem Schoße verschlossen.“ Nischen für Lingam und Yoni, Repräsentationen des Stieres Nundie, Episoden aus den Kämpfen der Sonne- und Mondgeschlechter oder aus den Puranas, Sphinge der mannichfaltigsten Gestaltungen trifft man bei jedem Schatten. Auch die Handthierungen des Thugs sind in einem der Gewölbe dargestellt, von dem ersten Ausziehen der Mörderbande bis zum Erdrosseln mit dem Roomal. „Dort (sagte einer der Gefangenen seinen englischen Richtern) sind die Geheimnisse des Handels und Wandels aller Menschen zu finden, denn es sind Werke Gottes, nicht von Menschen gemacht, und Thugs würden ihre Geheimnisse niemals kund gethan haben.“ Das Bild der Trimurti findet sich verschiedene Male, obwohl nicht in der kolossalen Ausführung wie in Elephanta. Früher hielt man es für eine Repräsentation der indischen Trias, als Brahma, Vischnu und Schiwa, jetzt aber stimmen die meisten Forscher überein, daß es gewöhnlich nur Siva in drei verschiedenen Wandlungen darstellt. Die Inschriften, die sich zum Theil auf den Körpern der Figuren selbst finden, sind meistens in dem alten Devanagiri-Charakter, doch erst zum Theil entziffert.

Die große Tempelhalle des Paradieses, deren Eingang von zwei Riesenbildern, den Chubdas (Hütern des Stillschweigens) bewacht wird, ist durch vier Reihen massiver Säulen zertheilt, die in der Mitte einen weiten Raum frei lassen. Die größeren Schäfte messen 11 Fuß im Umfange, die Kapitäle gleichen zusammengepreßten Kissen, und es hat das Ansehen, als ob die Säule durch das gewaltige Gewicht, das sie zu tragen habe, in der Mitte ausgebauscht sei. Die Decke ist in Nachahmung von Balken ausgearbeitet, die auf den Säulen zu ruhen scheinen. Eine zahlreiche Götterversammlung hat sich auch hier eingefunden, deren Aufzählung nur ermüden würde. Am fernsten Ende des Raumes steigt man zu der dunkeln Zelle empor, die den Lingam einschließt. Dieser kolossale Steincylinder, neben dem der Stier Nundie kniet, bildet gleichsam den Mittelpunkt des Tempels, um den sich alle übrigen Theile der Architektur wie eine Art Draperie anordnen. Die umlaufende Gallerie steht wieder mit fünf anderen Tempeln in Verbindung, deren jeder pyramidenartig abschließt. Die Steinbrücke, die früher den Haupttempel mit den Lanka (Ceylon) genannten Räumen, an der gegenüberliegenden Bergwand ausgebauen, verband, ist eingefallen.

Die Dimensionen des großen Hofes wurden von Mallet gemessen, als 247 Fuß lang und 180 Fuß breit; er ist umgeben von 100 Fuß hohen Felswänden. Die Göttergestalten sind oft 10 bis 12 Fuß hoch, die Elephanten über Lebensgröße. Einige der Wände sind spiegelblank polirt, doch beginnen sie durch die überall emporwuchernde Vegetation zersetzt zu werden.

Dicht neben Kailasa ist die Höhle der zehn Incarnationen (Das Avatar), die in ihrem oberen Stockwerk einen weiten Saal enthält,

der von acht Säulengängen getragen wird. Dann folgt der Tempel Teen Tal oder die drei Stockwerke. Das oberste derselben, an dessen Thür die Riesenbilder Rama's und Sita's sitzen, ist mit den Statuen der fünf Söhne Pondus angefüllt, unter denen besonders Arjun hervortritt, jene edle Heldengestalt, die mit so meisterhaften Zügen im Mahabbarata gezeichnet wird. Als nach vielen Jahren der erbittertsten Kämpfe sich die demselben Ahnherrn entsprossenen Stämme der Kurus und Tandus zur letzten Entscheidungsschlacht gegenüber stehen, und Arjoon schon auf seinem glänzenden Streitwagen heranbraust, um Tod und Verderben in die Reihen seiner Gegner zu tragen, da hemmt er plötzlich seinen Lauf, denn er erkennt die Gesichter seiner Verwandten, seiner früheren Freunde, und gedenkend, daß, wohin auch immer der Sieg sich neige, er ihn der Nächststehenden berauben würde, legt er schwermüthig Bogen und Pfeil zur Seite und sitzt im Wagen nieder, denn »für der drei Welten Herrschaft nicht« könnte er sich zum Kampfe entschließen. Um ihn dazu zu bewegen, bedarf es erst der Ermunterungen des Gottes Vischnu, der in der Gestalt Krischna's ihn als Rosselenker begleitet, indem er ihn, über den subjektiven Standpunkt des Gefühles hinaus, zur Ahnung der höheren Zwecke der Weltordnung führt, in jener berühmten Episode, die (nach Schlegel) beginnt:

Was nicht zu klagen ist, klagst du, redend doch nach der Weisen Spruch, u. s. w.

und sich mit der in der deutschen Uebersetzung weniger schwerfälligen Unterredung zwischen Diomedes und Glaukus vergleichen läßt, als sie im Schlachtgetümmel auf einander treffen (Ilias VI., 145):

Tydeus Sohn, du Muth'ger, was frägst du nach meinem Geschlechte? u. s. w.

Die drei großen Räume dieses Tempels, die übereinander emporsteigen, überraschen durch ihre gewaltigen Dimensionen. Capitän Seeley giebt die Länge des unteren auf 118 Fuß, seine Tiefe auf 41 Fuß an. Der oberste, zu dem man auf 48 Stufen emporsteigt, ist mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, und seine Decke oder vielmehr der Fels wird in 5 Reihen durch 40 viereckige Pfeiler gestützt. Zwischen diesen Säulenhallen hindurch schaut man aus dem Dunkel des Bergrecesses hinaus in das mit Licht übergossene Thal von Ellora, das in der Tiefe flimmert. An Teen Tal schließt sich die Aushöhlung des Do Tal (zwei Stockwerke.)

Die übrigen Grotten werden von den brahmanischen Führern nicht gerne betreten und als das Quartier der Verworfenen (Holalkhors) oder Dehr-Warra bezeichnet. Sie scheinen meistens Viharas oder Klöster der buddhistischen Mönche gewesen zu sein, enthalten eine geringe Anzahl von Figuren und oft an den Seitenwänden hinlaufende Steinsitze mit kleinen Zellen, die als Wohnungen gedient haben mögen. Zwischen ihnen erhebt sich, gleichsam als Dom, die Grotte des Visvakarman oder Dukhna (des Leidens), die ganz in dem buddhistischen Stile ausgeführt ist. Die Brahminen nennen es die Höhle des Zimmermanns, dem sie die Erbauung aller dieser Tempel innerhalb einer sechsmonatlichen Nacht zuschreiben. Um die eigenthümliche Stellung der Hände zu erklären, wie sie sich vielfach bei docirenden Figuren findet, sagen sie, daß, ehe er das Werk vollendet, er sich in den Finger geschnitten habe und die Wunde zuhalte. Durch solche Fabeln entstellt jetzt oft das gesunkene Geschlecht die großen Ideen der Vedanta. Die Decke des durch Säulengänge von dem flachen Umgange getrennten Hauptraums hat die Form eines Tonnengewölbes und wird im Hintergrunde mit dem halbkugligen Dagop geschlossen, der Wasserblase oder dem Symbole des Nirwana, worin alles Leben zerplatzt; eine Vergleichung, die sich schon im Samaveda findet. Es heißt dort: »Die Stoffe des Körpers gehen zu ihren Elementen zurück, der Geist aber empfängt den Lohn seiner Thaten, warum denn klagen? Es schwindet die Erde und der Ocean, ja die Götter selber vergehen, wie sollt' es nicht der Mensch, die Luftblase auf der Wasserfläche.« In der buddhistischen Anschauungsweise wiederholt sich dieses Bild häufiger, wie auch das des Lotos, auf leeren Meeren schaukelnd, als das Symbol der wirklichen Welt. Auf der unendlichen Wasserfläche sproßt die liebliche Blume auf, ihre Wurzeln ein Spiel der Wellen; sie entfaltet ihren glänzenden Kelch sie freut sich der belebenden Wärme der Sonne, dann welkt sie hin, sie vermodert, und nur die Einförmigkeit des grauen Horizontes bleibt wie zuvor. Der Orphiker singt vom Phanes: »Deine Thränen sind das unselige Geschlecht der Menschen, durch dein Lächeln hast du der Götter heiliges Geschlecht gezeugt«, aber der Buddhist blickt noch, über den glänzenden Olymp hinaus, in die Leere des Alls: »Wenn durch Buddha's Lächeln Lichtstrahlen durch die Himmel leuchten, so ertönt jedesmal eine Stimme: das ist vergänglich, das ist elend, das ist leer, das ist wesenlos.« »Der erhabenen Wahrheiten giebt es vier: der Schmerz, die Erzeugung des Schmerzes, die Vernichtung desselben und der Weg, der zur Vernichtung führt.«

Von der Decke springen Steinrippen vor, die der Krümmung des Gewölbes nach den Kapitälen der 28 achteckigen Pfeiler, der ganzen Länge nach, folgen. Der Architrav ist zu beiden Seiten mit männlichen und weiblichen Figuren ausgefüllt, und darüber ist der Fries in Felder abgetheilt mit kleinen und großen Bildwerken in unregelmäßiger Abwechslung. Die Balkone, die oben umher laufen, wurden nach den Angaben der Führer als Musikgallerien benutzt. Der ganze Saal diente wahrscheinlich zum Versammlungsorte der buddhistischen Mönche, die hier in großen Gesellschaften beisammenlebten und diese unterirdischen Bauten ausführten, wie die Schüler des heiligen Antonius die der Katakomben von Kiew, von derselben Begeisterung getragen, mit der in unserem Mittelalter Generationen an den großen Denkmalen der Kathedralen fortbauten. Der Tempel ist 80 Fuß lang, 42 Fuß breit, 35 Fuß hoch. Die ganze Tiefe, bis zu welcher die Grotte vom äußeren Eingange an ausgebauen ist, beträgt 166 Fuß. Am äußersten Ende der Säulenhalle sitzt, mit dem Gesichte nach der Thüre hingerichtet, vor der erwähnten Hemisphäre das kolossale Bild des Visvakarman auf einer steinernen Bank mit herabhängenden Füßen, die auf dem Boden aufstehen. Das mattenförmige Lockengeflecht bildet auf dem Scheitel durch Zusammenwinden der Haare eine kegelartige Erhöhung. Die Ohrläppchen sind durch schwere Ringe lang ausgezogen nach der Art der Orejones. Seine riesigen Begleiter zu beiden Seiten tragen hohe Tiaren und die dreifache Schnur. Auch durch das Aufzeigen der Handflächen und der verschlungenen Armbänder glaubt man sie als Gestalten aus dem Sivakreise charakterisirt, da der Gott, als Lehrer der Joga, oft in meditirender Stellung dargestellt ist. Doch wird, so lange die alte Religionsgeschichte und der wechselweise Einfluß der alten Lehrgebäude auf einander noch so wenig aufgeklärt ist, es besser sein, die Grotten, in denen der Dagop erscheint, vorläufig als buddhistische festzuhalten, um nicht durch zu viele Unterabtheilungen die Auffassung noch mehr zu verwirren. Die Bedeutung des Visvakarma, als Weltbaumeister, der, bekleidet von dem steingewirkten Peplon Elloras, an seine Rückwirkung bis auf die späteren Systeme der Gnostiker erinnert, ist im Zusammenhang mit dem hierophantischen Demiurgen von Eleusis und dem viertheiligen Architekten der egyptischen Priesterlehren aufzufassen. Die Mythen nennen ihn den Sohn Broma's. In buddhistischen Schriften tritt neben den drei großen Göttern Visvakarma auf, der bei dem Sarvamedha (dem großen Allopfer) erst alle Wesen und dann sich selbst opfert.

In einem der Corridore hatten ein paar Fakire (indische Bettelmönche) ihr Feuer zum Nachtlager angemacht, die einzigen menschlichen Wesen, die ich in diesem von der Heerstraße abgelegenen Thale sah, dessen Stille nur durch die umherfliegenden Vögelzüge unterbrochen wird. Die alten chinesischen Landreisenden sprechen von den unzugänglichen Götterbergen des Südens, wohin die frommen Buddha's durch die Luft getragen würden.

Schon manche Geschichtsepoche der arischen Völker in Indien war abgelaufen, ehe sie das Dekhan betraten. Der Ganges trennte das bewohnbare Land von den Wildnissen des Vindhya-Gebirges, dessen romantische Schönheiten die Epen so poetisch beschreiben. Rama zog sich dorthin zurück, als er den Hof seines Vater in Ayodhia (das

jetzige Oude) verließ und verlebte dort mit Sita die Jahre seiner Verbannung. Erst als er, den Raub seiner Gattin durch Ravana zu rächen, nach Ceylon aufbrach und das Festland bis zu der Südspitze durchzog, lernte er die fruchtbaren Thäler desselben und seine lieblichen Flüsse kennen. Er erbaute an ihren Ufern heilige Tirtha's, wo fromme Brahminen seiner Begleitung sich ansiedelten, um die rohen Eingeborenen zu civilisiren. Der Erfolg scheint kein großer gewesen zu sein, denn wenn später Helden sich in jene Wälder verirrten, wurden sie meistens von den heiligen Büßern um Hülfe gegen die bösen Rakschasas angerufen. Die Pandu-Brüder hatten solche mehrfach zu gewähren, und nach Einigen waren sie es, die bis Ellora vordringend, jene Tempelwunder erbauten. Als das Geschlecht der Heroen erloschen war, geriethen diese südlichen Niederlassungen mehr und mehr in Vergessenheit, und nur einzeln wanderte ein schuldbeladener Pilger zu den Wallfahrtsorten des Nerbudda und Tapti, um durch den Muth, mit dem er den drohenden Gefahren trotzte, sich ein um so höheres Verdienst zu erwerben. Während der erbitterten Religionskriege im Gangesgebiete führten die Priester neue Colonien nach den Ghats, die dort verschiedene Reiche stifteten oder sich in die einheimischen Dynastien eindrängten und zum Herrn aufschwangen. Dann fanden sie oft in abgelegenen Waldgründen die Tempelruinen jener ersten brahminischen Eremiten, und mit ehrfurchtsvoller Scheu richteten sie die umgestürzten Bildsäulen wieder auf und reinigten die Altäre von dem überwachsenden Jungle. Aber der Cultus, den sie herstellten, war nicht mehr der ihrer Väter. Sie konnten ihn nicht freihalten von dem blutigen Fetischdienst der Naturstämme, von denen sie umgeben waren, und der große Mahadeva, der von dem schneebedeckten Himalaya nach dem Dekkhan gewandert war, kehrte, als der wilde Siwa, aus dessen glühenden Tiefen zurück. Entsetzen erfaßte Brahma bei seinem Anblicke. »Wohl kenne ich dich, so rief er aus, du blutiger Gott, der du auf dem Stiere reitest, wohl kenne ich das Schicksal, das sich erfüllt.« Und er war ein blutiger Gott. Brahma's Häupter sanken unter seinen Schwerthieben, rings um Benares rauchten die Trümmer von Dörfern und Städten, Aryavarta verödete, und die Zahl der Schädelketten fand keinen Raum mehr auf dem Körper des Zerstörers. Aber immer weiter raste er fort in der Wuth des Vernichtens, noch war sein schrecklicher Durst nicht gestillt, und zuletzt in der höchsten Extase seiner Verblendung ergriff er auch Durga, seine treue Gefährtin, auch sie zerriß er und schleuderte ihre Glieder im wilden Tanze durch die Provinzen Indiens, wo sich später die Tempel der Kali auf diesen Reliquien erhoben. Kaum aber erwachte er aus seinem Traume, als er mit Grauen seine That erkannte, das Gefühl der rächenden Reue übermannte auch ihn, den Fürchterlichen, und im verzweiflungsvollsten Schmerze sank er an den Ufern des Ganges zusammen, seiner Unsterblichkeit fluchend, die ihn verhinderte, zu vergessen. Da schwebte Vischnu, der hehre Narayana, aus den Wolken nieder, Mitleid ergriff ihn beim Anblicke des Wehklagenden, und auch seine Augen füllten sich mit Thränen. Tröstend trat er heran und enthüllte, der Gott dem Gotte, die ewigen Geheimnisse der Maya, jene tiefe Religion der Wehmuth begründend, die seit Buddha's Incarnation ihr sanftes Licht über die weiten Gebiete Asiens ausgebreitet hat. In Indien sind ihre einzigen Monumente jetzt nur noch in den Felsentempeln erhalten, besonders dem von Karli, den ich einige Tage später auf dem Wege nach Bombay zu besichtigen Gelegenheit hatte. Doch ist auch dort die docirende Figur, die gegen den centralen Chettah zurücktritt, aufrecht sitzend und nicht in jener Körperstellung, die für den unter dem heiligen Bodhi-Baume über das mystische Aum meditirenden Sakyamuni charakteristisch ist. Der Tempel von Elephanta, an der Bucht von Bombay, zeigt meist nur Embleme des Sivaismus.

* Gedichte

von

A. von Lentrum.

Dem germanischen Museum.

Wenn außen noch im Kampf die Würfel schwanken,
Ob uns die Einheit werde oder nimmer —
Ist innen schon erweckt wie Morgenschimmer
Der Einheit Macht im Reiche der Gedanken.

So stehst du Friedenstempel an den Schranken,
Der erst nur klein und ohne Glanz und Flimmer,
Doch riesig wachsend, felsenfest für immer,
Um deutscher Einheit deinen Bau zu danken.

Der Einheit, die zu Thaten uns verpflichtet,
In der uns Kunst und Wissenschaft verbinden,
Bist du ein Zeichen mahnend aufgerichtet.

Nie mehr wird deutsche Einheit dir entschwinden
Und einst — wenn Mancher wähnt, sie sei vernichtet —
Von dir aus Oel im ganzen Deutschland finden.

Wander-Gedichte.

1.

Es rauschen die Wipfel
Am Berge umher;
Ich steige zum Gipfel —
Was will ich noch mehr?

Und wieder zum Thale
Geht wandernd mein Fuß;
Ich winke dem Strahle
Der Sonne den Gruß.

Hinauf und hinunter
Und nimmer zur Ruh —
So eile ich munter
Der Ferne stets zu.

Auf rüstigem Gange,
Was frage ich viel:
Wohin ich gelange.
Der Weg ist mein Ziel.

2.

Oftmals auf der schönsten Reise
Sehn' ich mich zurück nach Haus;
In der Meinen frohstem Kreise
Treibt es oftmals mich hinaus.

Glücklich, wenn auf Wanderpfaden
Winkt der Heimath schöner Stern;
Wer von heimischen Gestaden
Auch erreichen kann, was fern!

Läßt sich noch das Glück ergreifen,
In der Ferne Dämmerschein?
Selig will ich weiter schweifen,
Selig auch gebunden sein.

3.

Wenn du zum Süden lenkst die Reise,
Entführt dich nur dein Stern von hier;
Und ziehst du nach des Nordens Eise,
So nimmst du dein Geschick mit dir.

Was dir im Herzen dunkel thronet,
Dich hier vertreibt und dorthin jagt,
Ist dein Geschick, das in dir wohnet —
Ihm fordre Licht, und sieh', es tagt.

Dann ziehe hin nach Nord und Süden
Im Sonnenglanz der eignen Brust —
Was du gewollt, ist dir beschieden,
Und dein Geschick wird deine Lust.

4.

Auf der Eisenbahn.

Zieh'n die Körper, schwer beladen,
Pfeilgeschwind auf Schienen-Zügen —
D'rüber an metallnem Faden
Lichtschnell die Gedanken fliegen!

Doch wozu die tolle Eile,
Das Gerenn der Trödelbude?
Hat Mylord nur Langeweile,
Fragt nach Coursen nur der Jude?

Herrlich hat der Mensch gefunden
Seiner Freiheit beßre Stätte:
Raum und Zeit sind überwunden
Durch Gewalt der Eisenkette.

5.

Abschied.

Ihr Gefährten meiner Leiden,
Ihr Genossen meines Glücks —
Soll'n wir von einander scheiden
Fröhlich oder trüben Blicks?

Manches Leiden ist bezwungen,
Das gemeinsam uns gequält;
Manche Freude ist verklungen,
Die gemeinsam uns beseelt!

War es mehr, was wir erstritten,
Treu vereint in Sturmes Braus —
War es mehr, was wir gelitten?
Unsre Herzen sprechen's aus:

Das Erlebte ist verschwunden,
Schmerz und Freude tritt zurück —
Doch, daß es uns fest verbunden,
Ist für immer unser Glück.

6.

Die beiden Wanderer.

Dem Wandrer, der vom Fluch bezwungen
Jahrhunderte durchzieht die Welt,
Herrn Ahasver, dem alten Jungen,
Hat ein Gefährte sich gesellt.
Auch dieser ist ein junger Alter
Und zieht, die Pritsche in der Hand,
Der lust'gen Narrheit Reichsverwalter,
Stets segnend über Meer und Land.

Und wo der Eine steht und klaget
Und von dem alten Fluche träumt,
Da hat's dem Andern so behaget,
Daß ungern er die Stelle räumt.
Doch endlich muß der frohe Waller
Mit jenem ernsten Büßer fort,
Daß er zum steten Heile Aller
Verfolge ihn von Ort zu Ort.

Und kaum ist Ahasver erschienen
Den Thoren, die Mirakel schrei'n,
Stellt auch Hanswurst in Spöttermienen
Sich mit dem finstern Juden ein.
Er schlägt ihm mit gewalt'gen Hieben
Die Pritsche weidlich um das Ohr;
Kurz, Ahasver wird ausgetrieben,
Und Alles bleibt sowie zuvor.

Doch ist es dem Hanswurst gelungen,
Zu bauen sich ein lustig Haus,
Hat Ahasver so lang gerungen,
Bis er ihn wieder treibt hinaus.
Er tadelt erst sein leichtes Leben,
Dann seinen weltlichen Geschmack
Und, will sich Hans nicht fortbegeben,
Jagt ihn des Juden Bettelsack.

So lang es Menschen giebt auf Erden,
Zieht durch die Welt dies Wanderpaar;
Will je Hanswurst zu mächtig werden,
Bringt ihm der Jude gleich Gefahr;
Doch predigt Ahasver verwegen
Den alten Bann aus altem Buch —
Ist auch zur Hand der Narrheit Segen
Und tilgt der Narrheit großen Fluch.

7.

Der Wanderer.

(Siehe: „Der Wanderer“ von G. Ph. Schmidt von Lübeck)

Ich steige zum Gebirg empor,
Es tönt im Wald der Vögel Chor;
Mein Lied erklingt, bin frisch und froh —
Und jubelnd fragt die Seele: wo?

Die Sonne blickt hier wärmer d'rein,
Und ewig jung erblüht das Sein!
Nur Liebe strömt den Herzen aus —
Ich fühle mich im Vaterhaus.

Wo bist du, mein geliebtes Land,
Das ich gesucht und immer fand?
Du Land, das in der Hoffnung Licht
Sich stets mit Rosen neu umflicht?

Wo die Geliebten meinem Geist
Kein Todesengel mehr entreißt;
Das Land, das innig mich versteht,
Weil auch mein Wort von Herzen geht?

Mein Lied erklingt, bin frisch und froh —
Und jubelnd fragt die Seele: wo?
Im Geistesgruße tönt's zurück:
„Da, wo du bist, da ist das Glück.“

---

* Das Comité des Schillervereins zu Marbach a. N.

an

alle Verehrer Schillers.

Mit dem Jahreswechsel sind wir in das Jahr eingetreten, das uns in dem vorletzten seiner Monate die Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers nahelegt.

Aus unserer Ansprache vom Mai v. J. sind unsere Zwecke bekannt; für diejenigen, denen erstere nicht zu Gesicht gekommen, bezeichnen wir solche aufs Neue:

> „Erwerbung des Geburtshauses aus Privathänden, Wiederherstellung in den früheren Zustand und angemessene Ausstattung; — ein Denkmal, wenn auch bescheidenster Art, auf unserer freundlichen Schillershöhe.“

Mit großem Danke haben wir zu erkennen, daß uns so viele, und aus manchen Orten reiche, Gaben zugekommen sind; sie belaufen sich auf 2000 fl.; da uns aber die Erwerbung des Hauses in seinem gegenwärtigen Zustande allein 4000 fl. hinnehmen wird, so ist noch nicht die Hälfte unseres Bedarfs gedeckt.

Möchten deßhalb in dem angetretenen Jahr weitere Herzen unserer Sache sich zuwenden und wir in den Stand gesetzt werden, den zu erwartenden Tag in einer des großen Mannes würdigen Weise feiern und die Anstalten zu dieser Feier bald treffen zu können.

Wir ersuchen auch andere Blätter um gefällige Aufnahme.

Marbach am 3. Januar 1859.

Die Comité-Mitglieder:

Stockmayer, Oberamtmann, Vorstand.
Fischer, Rathsschreiber.
Fohr, Oberamtspfleger.
Klein, ref. Stadtschultheiß.
Mieckher, Dr., Apotheker.
Sigel, Rechtsconsulent und Stadtschultheiß.

Seit unserer letzten Anzeige erhielten wir folgende Gaben: D. 5 ℳ; J. B. 2 ℳ; H. J. 1 ℳ; so daß die Summe der uns zugegangenen Beiträge 161 ℳ 50 gr Gold beträgt. Fernere Gaben sind wünschenswerth und erwünscht, da etwa erst die Hälfte des Kaufpreises gedeckt ist.

Bremen, 27. Januar 1859.

Herm. Schaffert.
Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen sind zu nennen: Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirthschaft von J. von Liebig.

— * Im Decemberhefte des deutschen Kunstblattes nimmt Paul Heyse von den Lesern des Literaturblattes, welches eingeht, Abschied.

— * Die „Preußische Zeitung“ enthält einen, vermuthlich von Wilhelm Lübke verfaßten, Bericht über das neueste Marmorwerk des Bildhauers Karl Steinhäuser in Rom. Es ist ein Kandelaber von beträchtlicher Höhe (10 Fuß), den der Künstler für einen monumentalen und zwar kirchlichen Zweck ganz aus freiem Antriebe ohne Bestellung ausgeführt hat, und zwar aus weißem karrarischen Marmor von großer Feinheit und Güte. Er steht auf einer dreiseitigen Basis, deren Ecken kräftige Thiergestalten tragen, zerfällt aber selbst in zwei Abtheilungen; die untere wird gebildet von drei anmuthigen Engelsgestalten, die obere von einer schlanken, elastisch sich verjüngenden Säule.

— * Im Berliner Opernhause ist nun auch der „Lohengrin“ von Richard Wagner nach sehr sorgfältigen Vorbereitungen, mit großer Pracht und vor einem glänzenden Publikum am 24. Januar in Scene gegangen, und die Kritik ist in den Feuilletons sämmtlicher Berliner Blätter mit dem Werke beschäftigt. Die meisten und gewichtigsten Stimmen sprechen sich dahin aus, daß der Componist hinter seiner Aufgabe zurückbleibe, und auch die Aufnahme von Seiten der Zuhörer entsprach dem und war gleich am ersten Abend vollkommen die richtige. Der erste Akt erhielt die Zuhörermasse in lebhafter Spannung; im zweiten begannen die erregten Wogen merklich zu sinken; im dritten konnte Lohengrins Schwan über die stille Fläche der beruhigten Beifallswasser schon friedlich hinziehen. — Unter den Beurtheilungen, welche mit der vor Jahren in diesen Blättern niedergelegten übereinstimmen, heben wir die von Gumprecht in der Nationalzeitung hervor. Er sagt unt. And.: Wie alle Romantiker macht Wagner den Inhalt des eigenen Wesens zur objektiven Norm, sein Können erscheint ihm als der einzig gültige Maßstab für das musikalische Kunstwerk. Die Richtung, in der seine künstlerische Individualität sich allein mit Freiheit zu bethätigen vermag, gilt ihm als durch das innerste Wesen des musikalischen Drama geboten, die ganze bisherige Entwickelung der Oper als die Geschichte eines Grundirrthums, der erst eine Fülle der mannichfaltigsten Erscheinungen aus sich hervortreiben mußte, um als letzte Frucht die Erkenntniß der Wahrheit zu tragen. In Wagner vereinigen sich die Rollen des spekulirenden Aesthetikers und des schaffenden Künstlers, die sonst getrennt zu sein pflegen. Seine Ueberzeugungen treten mit der unmittelbaren Gewißheit und zugleich mit der unduldsamen Ausschließlichkeit innerer Erfahrungen und Erlebnisse auf. Seine Praxis ist nicht bei seiner Theorie in die Schule gegangen, sondern der Componist hat dem Schriftsteller die Feder in die Hand gegeben, ihm sein Glaubensbekenntniß dictirt. Von der Vereinigung der dramatischen Wahrheit und musikalischen Schönheit enthalten die Partituren Glucks, Mozarts und Beethovens auf jeder Seite Belege, aber die Verschmelzung dieser beiden Momente war seit jeher nur That und Kennzeichen der höchsten schöpferischen Genialität.

— * Freunde des Gesanges kennen das „poculum elevatum“, die Messe, welche in mancher musikalischen Gesellschaft zum Ergötzen der Zuhörer ausgeführt wird. Die Mainzer Liedertafel hat kürzlich erfahren müssen, daß der Gesang dieser Messe ein unerhörter Frevel ist. Die Ausführung derselben hat neulich die ehrenwerthe Geistlichkeit von Mainz in Harnisch gebracht und den Bischof sogar zu einem Hirtenbriefe veranlaßt. Aber selbst daran hatte der Zorn der frommen Männer noch nicht genug. Wie die Zeitungen berichten, hat das Mainzer bischöfliche Ordinariat eine Eingabe an das Ministerium gerichtet um den Vorstand der Mainzer Liedertafel in Anklagestand zu versetzen, und gegen zwei höhere Beamte einen amtlichen Tadel zu provociren. Gegen den Vorstand der Liedertafel soll die Anwendung des Art. 186 des Strafgesetzbuches (Correctionshausstrafe bis zu einem Jahr wegen Verletzung der Amts- und Dienstehre) beantragt werden. Der verlangte Tadel gegen die höheren Beamten stützt sich auf deren Anwesenheit bei dem Cäcilienfeste und auf das von ihnen beobachtete Schweigen zu dem als harmlos von ihnen erkannten Scherz. Es ist schwerlich anzunehmen, daß dem Antrag Folge gegeben werde.

— * Bremen, 26. Januar. Die Berichterstattung über die musikalischen Ereignisse dieses Winters ist dermaßen in Stocken gerathen, daß sich eine große Schuld angehäuft hat, die demnächst abgetragen werden soll. Das gestrige Privatconcert kann aber ein vorläufiges besonderes Wort in Anspruch nehmen, da es einen Fortschritt bezeichnet, der seit Langem erstrebt und nun endlich erreicht wurde, nämlich die Ausstattung des Vokaltheils durch Chorgesang. Herr Musikdirector Reinthaler machte die trefflichen und augenblicklich lebhaft angeregten Kräfte der Akademie den Concerten dienstbar und stattete den musikalischen Abend glänzend aus. Zur Aufführung kamen der Psalm 114 (Da Israel aus Egypten zog) von Mendelssohn, das Ave verum von Mozart und ein aus dem 15. Jahrhundert herrührender Chor a capella (alta trinità beata) von einfachgroßer Schönheit. Der Anfang war so vortrefflich, daß die Fortsetzung allseitig erwünscht sein wird. Das Publikum, das mit der Festouverture in C (Op. 124) von Beethoven empfangen, mit den majestätischen Klängen der Symphonie in C moll entlassen wurde, begrüßte einen lieben Bekannten in Herrn Concertmeister von Königslöw, welcher einst längere Zeit uns angehörte. Er erfreute die Zuhörer, welche die fast unerträgliche Hitze, die im Saale herrschte, standhaft ertrugen, durch das neunte Violinconcert (D moll) von Spohr, die Romanze in G von Beethoven und ein Andante von Ernst.

— * Bettina von Arnim. Am 20. Januar starb in Berlin im Alter von 73 Jahren Elisabeth (Bettina) von Arnim, die Gattin des 1831 verstorbenen Ludwig Achim von Arnim. Wäre nicht aus Anlaß Goethe's und des „Briefwechsels mit einem Kinde“ auch neuerdings bisweilen von ihr die Rede gewesen, so würde sie längst vergessen sein. Sie hat jetzt nur noch ein literarhistorisches Interesse. Hillebrand sagt von ihr in seinem bekannten Werke: In Bettina blitzt uns noch einmal der Flackerschein des romantischen Tages entgegen. Das Urtheil über diese vielbesprochene Frau hat sich in enthusiastischem Lobe wie in wegwerfendem Tadel auf- und absteigend vernehmen lassen und ihren Namen so ziemlich in alle literarischen Rubriken eingetragen. Treffend nennt sie Mundt, „die Sibylle der romantischen Literaturperiode.“ Was wir zunächst an ihr bemerken, ist das schöne Streben, womit sie die Idee in die Weltbeziehungen hinabzuführen sucht, indem sie dort in den Schmerzenswinkel irdischer Noth Tröstung bringt, lindernd nicht aus armseligem Mitleid, sondern in der Begeisterung eines edlen Gemüths, hier in tapferm Muthe die unvergänglichen Rechte der Freiheit vor den Fürsten und ihren Dienern vertheidiget. Gern übersehen wir bei solchem Wirken die philosophischen Schwelgereien, mit denen sie fast überall, namentlich aber z. B. in der „Günderode“ auftritt, ebenso die „musikalischen Ueberschwenglichkeiten“, wie solche in dem Briefwechsel mit Goethe vorkommen und sich an Beethoven knüpfen, der wohl den verwandten Geist in ihr ahnen mochte, als er sich in liebeseliger Entzückung ihr zuwandte. Auch ihre religiösen Phantasien lassen wir unbekrittelt, in welchen bei schöner Begeisterung die Ideen auf wunderliche unklare Weise durch einander spielen. „Gott ist die Leidenschaft“, schreibt sie an die Günderode, und variirt dieses Wort durch viele Phrasen hindurch, bis sie sich gemach wieder in den unendlichen Abgrund des einen Geistes, in die spinozistische Weltvergötterung versenkt, ohne jedoch die Säulen des Gedankens zu umfassen, auf denen dieses großen Denkers Gottanschauung ruht. In derlei pantheistische Ergüsse drangen sich dann die christlichen Reminiscenzen, Christus mit seinem Kreuze, neben den Bekenntnissen aus der Sphäre des Genius-Kultus sonderbar ein und dienen, das Evangelium Bettina's eben möglichst zu romantisiren. Dieses Evangelium soll eine neue Religion verkünden, „eine Schwebereligion“, wie die Stifterin es selber nennt, womit sie wohl, ohne es zu wollen, die eigene Unklarheit über das neue Christenthum andeutet. „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ (1835) ist das Urbuch ihres literarischen Ruhmes. Wir gestehen, nicht zu denjenigen zu gehören, die hier das echte Geheimniß der Poesie in der Unendlichkeit der Liebe geoffenbart finden wollen. Diese Liebe trägt viele Spuren des Gemachten und erinnert etwas an des Bruders Komödienwesen. Wir meinen, Goethe habe mit Recht dem Spiele nur zugesehen, statt sich in dasselbe ernstlich einzulassen. Wenn er dem vorgeblichen Kinde Manches nachsah, auch wohl liebevolle Zumuthungen mitunter freundlich empfing und erwiederte; so mochte ihn dazu ebenso sehr Bettina's geistvolles Erscheinen als auch die Erinnerung an die Jugendfreundschaft mit ihrer liebenswürdigen Mutter (einer Tochter der Sophie La Roche) bestimmen. Daß er nebenher durch Bettinen manche Nachricht über sein eigenes Jugendleben erhielt, welche ihr Goethe's Mutter mitgetheilt, mag ihn zugleich enger an sie hingetrieben haben. Alles Andere, was von seiner Liebe und den Liebes-Sonetten, die er an sie gedichtet haben soll, erzählt wird, ist wohl ersonnen, um den Roman zu vollenden. Seit 1811 war das Verhältniß zwischen ihr und Goethe so gut wie aufgelöst. Was uns nun an jenem wunderlichen Buche freuet, ist die Lyrik des Ausdrucks, die Musik der Sprache, welche vielfach wie die reinste Melodie erklingt, freilich aber auch ebenso oft in das phantastische Durcheinander unverständlicher Töne sich verliert. Das Tagebuch (der dritte Band des Briefwechsels) bietet diese Lyrik am vollendetsten. Hier redet die Dichtung an mancher Stelle mit ihren schönsten Worten, hier baut die Phantasie die frischesten, duftendsten Lauben aus den Erinnerungen an die Blumenwelt der Jugend, und die Muse der Erzählung führt uns mehr als einmal auf den freundlichsten Wegen. Gern vergißt man, wenn auch hier die Phantastik hin und wieder ihre Schwingen regt, und das Wort der Liebe oft das Ueberschwengliche sucht. Bettina phantasirt, und Phantasien sind nicht mit dem Maße strenger Composition zu messen. Diesem Spiele des Phantasirens, freilich aus einer andern Tonart, begegnet man auch in dem „Königsbuche“, wo das Thema über den freien Staat in allerlei freien Griffen variirt wird. Das Buch befriedigt mehr durch die Güte der Absicht und Gesinnung als durch die Kunst der Ausführung und Darstellung. Das sibyllinische Dunkel, welches der hochbegabten Frau überall wie ihr Schatten folgt, durchzieht auch diese Schrift,

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 6. Bremen, 6. Februar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Bruchstücke aus einem Drama: Chastelard *).

Von Wilhelm Kiesselbach.

Personen:

Maria Stuart, Königin von Schottland.
James Stuart, gekrönter Graf von Murray, natürlicher Sohn Jakobs V.
Gräfin Murray, seine Gemahlin.
Herzog von Aumale, Großprior, Oheim der Königin.
William Maitland, Laird von Lethington, Staatssecretär.
Lord Randolph, englischer Gesandter.
James Douglas, Earl von Morton,
Earl von Huntly,
Earl von Argyle,
Earl von Bothwell,
Earl von Errol,
Earl von Marishall,
Earl von Atthol,
Earl von Morton,
Earl von Montrose,
Earl von Glencairn,
Herzog von Chatellerault,
Lord Erskine,
} Mitglieder des königlichen geheimen Raths.
Chastelard,
Brantome,
} französische Edelleute im königlichen Gefolge.
Blanchefleur de Villemontois, Hoffräulein, Lieblingsdame der Königin.
John Knox.
Patrik Lindsay de Byres, ein Laird der Congregation.
Mary Seaton,
Mary Beatoun,
Mary Fleming,
Mary Livingston,
} Gespielen und Hofdamen der Königin, die mit ihr in St. Germain erzogen waren.
Ein Sheriff. Ein Priester. Hofdamen, Bürger, Bewaffnete, Pagen, Chorknaben, Jagdgefolge, Wachen, Volk.

Ort der Handlung: Edinburg. Zeit 1562.

Erste Scene des ersten Actes.

Freier Platz vor dem Königsschlosse Holyroodhouse in Edinburg. Nahe am Portal stehen französische Damen und Edelleute im Jagdcostüm. Auf dem Platze sind verschiedene Gruppen Bürger und Bürgerinnen zerstreut.

Erste Bürgerin.

Jetzt brauchen wir nicht mehr lange auf die Königin zu warten, da ist schon der Page, der ihr immer den Falken trägt.

Zweite Bürgerin.

Wie hübsch die fremden Herren und Damen alle einherschreiten; was haben die für kostbare Kleider! (treten wieder zurück.)

Blanchefleur.

(umherspähend, endlich Brantome erblickend, mit lebhafter Freude:)
Ah! — Chevalier Brantome!

Brantome.

Fräulein, Ihr? — —
Seid endlich Ihr von Frankreich eingetroffen!
Das segnet mir der heut'gen Sonne Licht! (küßt ihr die Hand.)

*) Siehe Brantome: das Leben der Maria Stuart.

Blanchefleur.

Ach, scheint denn wirklich hier die liebe Sonne?
Seit gestern weil' ich erst in Edinburg
Und habe schon der Thränen mehr vergossen
Als zu Paris in einem vollen Jahr —
So fremd, so streng, so düster ist hier Alles!

Brantome.

Mir fehlt ein holder Trostesspruch für Euch!
Denn wir, die viele Monden hier gehauset,
Noch heute fühlen wir's so schwer als Ihr.
Ja selbst die Königin ist umgewandelt . . . .
Schon auf dem Schiffe war sie still und ernst,
Wie niemals wir in Frankreich sie gesehen:
Die Reise dünkte mich ein Trauerzug,
Nicht eine frohe Kehr zu heim'schem Throne!

Blanchefleur.

Erinnert Euch — wir ruhten noch zu Rheims —
Daß oft die Herrin vor sich hingeseufzet,
Sie ließe für das Wittwenkleid in Tours
Von Herzen gerne Schottlands Königsmantel —
Doch nun erzählt, wie ging es her zur See,
Ich hab' bis jetzt noch Nichts davon vernommen!
(sie hängt sich in seinen Arm, beide gehen auf und ab.)

Brantome.

Ihr wißt, es war zuvor Herr D'Oysel
Als Bote zur Elisabeth gesendet,
Von ihr zu fordern sichres Weggeleit,
Daß über England wir die Straße nähmen.
Da meinte nun der schlaue Lord Cecil
Und mit ihm Heinrichs rothgelockte Tochter,
Erst müsse der Vertrag von Edinburg
Von unsrer Fürstin unterzeichnet werden,
Dann sollt' in Liebe sie getragen sein!

Blanchefleur.

Der ihr die Hälfte nimmt von ihren Rechten?!
(lachend:) Bei Gott im Himmel, das ist wohlgedacht
Von dieser theuren königlichen Schwester!

Brantome.

Stark ward deßhalb gerüstet auch die Fahrt,
Zu decken sie vor Londons Korsaren,
Die Königin, von ihren Ohmen drei:
— Der Großprior (der Herzog von Aumale),
Der Herzog von Elbeuf, der Herr von Anville —
Und ein Getroß von hundert Edelleuten,
So spannten wir die Segel zu Calais.
Ein bitterer Abschied! . . . . Lange blieb die Herrin
In Schweigen auf der Barke Zaun gelehnt,
Der Arme Ring geöffnet nach dem Strande,
Wie wenn das ganze Reich sie drin gefaßt,
Zum letzten Mal zu küssen seine Seele.
Dann folgt' ihr Blick der schaumbekränzten Fluth,
Und unaufhörlich rollten große Perlen
Aus ihrem Augenpaar hinab ins Meer,
Als gäb' sie jeder Woge traute Grüße,
Zu bringen noch dem heißgeliebten Land. . . . .
(hält ein wenig inne, Blanchefleur trocknet die Thränen.)
Die Sonne sank, da ließ am Maste sie
Von Teppich nur die Lagerstatt sich breiten

In freier Luft, damit der Steuermann
Sie wecke bei der Frühe schwächstem Schimmer,
Wenn noch zu spähn der weißen Küste Saum . . . .
(Pause)
So schlief sie mählig, mählig auch der Wind,
Wir rückten kaum mit Rudern von der Stelle,
Dann sprang bei Morgengrau'n sie wieder auf,
Als eben schwand des Ufers schmaler Streifen:
„Frankreich, leb wohl, leb wohl, mein Jugendland!
Auf ewig wohl, ich sehe nie dich wieder!“

Blanchefleur.

So weinet Jeder, der es lassen muß!

Brantome.

Wie dort das Scheiden trübe — trüb das Landen!
Dicht hier vor Leith befiel uns noch der Sturm;
Und als dann endlich Anker wir geworfen,
War zum Empfange Nichts, auch Nichts bereit.
Man wußte gar nicht, daß die Fürstin nahe . . .
Neugierig lief der Pöbel nur herbei;
Von keiner Lippe klang ein warm Willkommen.
Mit Müh' erhielt die Königin ein Pferd
Und für's Gefolge kleine Bergeszelter,
Geschirrt wie zu Paris kein Bauergaul —
Ja, Viele mußten gar zu Fuße wandern.
Ich sehe noch den steifen Großprior
Im kurzen Trab auf einem lahmen Schecken;
Vergeblich rang auf seinem Angesicht
Des Priesters Würde mit dem harten Sattel;
Weiß Gott, es war ein gar erbärmlich Bild!
Die Herrin schluchzte, da sie das gewahrte — —
So ging's hinein zum Haus von Holyrood.

Blanchefleur.

Ganz ohne Glockenläuten, Schaugepränge? . . .
Schlief denn die finstre Stadt am hellen Tag?

Brantome.

Oh, hätte Tag und Nacht sie fortgeschlafen!
Doch Abends spät — es pflog die Königin
Im Bette schon der langersehnten Ruhe —
Zog feierlich die Bürgerschaft hier auf;
Zu spielen ihr auf alten tauben Geigen
Als Schlummerliedchen einen Bußchoral — —
Gut war der Wille, gräulich das Geschnarre,
Sie sangen nicht, sie heulten ihren Psalm . . . .
Ein frommes Volk, doch schlechte Musikanten!

Blanchefleur.

Man braucht die Menschen auch nur anzuseh'n.
(Sie gehen plaudernd in den Hintergrund)
Mehrere Bürger kommen im Gespräch vor.

Kaufmann.

Das mag ganz richtig sein, was Ihr da meint. Viel eitel Wesen ist mit der Königin über's Meer gekommen, das sehen wir ja täglich! Aber das Geld bleibt doch immer im Lande.

Zunftmeister.

Schwatzt nicht so einfältig, Herr Gevatter! Wenn Ihr in Eurem Laden einem Freunde eine Mark Silber schenktet — ich will einmal annehmen, Ihr thätet das, denn in Wirklichkeit gebt Ihr auch Niemandem einen Pfennig — angenommen also, Ihr schenktet mir eine Mark Silber, damit ich Euch dafür Tuch abkaufte oder Strümpfe oder Pfeffer von Flandern; so bleibt auch das Geld in Eurem Hause, aber Eure Waaren sind beim Teufel, ich will sagen, sie sind fort! Merkt Ihr nun, was es heißt, die Steuern bleiben im Lande?

Goldschmied.

Man spricht doch davon, die Königin habe jährlich sechszigtausend Livres als Wittwe von Frankreich zu beziehen, die das Herzogthum Touraine ihr bezahlt — davon könnten schon viele ehrliche Leute in Edinburg ihr Brod verdienen.

Zunftmeister.

Ja, wenn diese Fremden nicht alle ihre Sachen von Frankreich kommen ließen! Und ob die französischen Thaler ordentlich einlaufen, wissen wir nicht. Das wissen wir jedoch nur zu gut, daß unsre arme Stadt ihr schon ein Eßgeschirr für zweitausend Mark gekauft hat . . .

Goldschmied (einfallend.)

Das war für die schöne Arbeit wahrhaftig nicht zu theuer; es ist Alles ächt Silber und dick vergoldet.

Zunftmeister.

Weiß das, Gevatter, weiß das! Und das Banquet bei ihrem hinterher gehaltenen feierlichen Einzug, oder wie die französischen Herren das genannt haben, bei ihrem Triumph, kostet uns auch viertausend Mark! Wo soll das noch hinaus! Und doch sind ja bloß die Ausländer bei ihr geehrt — unser Einen schaut sie gar nicht an . . . wir sind, wie sie sagen, ein Volk von Wilden!

Metzgermeister.

Nun, den Einzug hätte sie uns damals wohl gern geschenkt. Daß das Kind von Knox' Schwester als kleiner Engel vom Himmel herunterstieg und ihr die Schlüssel von Edinburg, eine Bibel und ein Psalmbuch darreichte — das ließ sich freilich ganz schön ansehen; aber Gottes Strafe an Korah, Dathan und Abiram, die nebenan in der Straße die ehrbare Schusterzunft aufführte, schien ihr nicht sonderlich zu gefallen. Es war auch gar fürchterlich!

Zunftmeister.

Sie hatte ja nicht nöthig, nach Schottland herüberzukommen, wenn ihr unsere Gottesfurcht nicht gefällt. Habt Ihr es denn nicht bemerkt, wie sie damals die Stirn kraus zog, als sie die Bibel nehmen sollte; nachher hat sie das heilige Buch dem Lord Erskine hingegeben, dem verruchtesten Papisten im ganzen Königreiche! Ja, Edinburg mußte seit jenem Tage ernten, was es gesäet hat — die Bürger haben sich ihr aber freigebig gezeigt. Und weil solcher Honig süß war, hat sie noch öfter davon geleckt — ihr wißt schon, was ich meine: die Königin kann nicht verderben, wenn die Unterthanen noch einen Heller im Sack haben. Aber seht, da ist der fromme Knox! So lange der lebt, sind unsere Freiheiten wohl gewahrt.

Die Bürger (zusammen.)

Guten Morgen, ehrwürdiger Vater, guten Morgen!
Knox kommt mit Patrik Lindsay von der linken Seite.

Knox.

Daß Gott uns Sündern allen gnädig sei! Amen!
Die Bürger gehen in den Hintergrund, die Königin erscheint an der Hand von Lord James im Schloßportal in Begleitung vom Großprior und der Gräfin Murray; sie trägt ein Jagdkleid; ihr folgt Chastelard.

Volk (durch einander rufend.)

Die Königin hoch! es lebe Maria Stuart, hoch! die Königin hoch! hoch!
(Königin bleibt, dankend, noch einen Augenblick im Hintergrunde)

Knox. (zu Lindsay.)

Da hört Ihr's, Sir Patrik, . . . die dumme, verblendete Menge! Nein! Ich sage Euch, es geht so nicht weiter! Alle Saat, die wir aus Gottes Hand empfangen und ausgestreut haben, wird durch die sündige Gaukelei wieder zertreten — darum, wenn die Königin zur Jagd geritten ist, Sir Patrik, haltet mit Euren Leuten die Masse hier zurück; ich will zu dem Volke reden!

Lindsay.

Wohl, ehrwürdiger Herr, und möge Gott Euer heiliges Wort stärken!
Beide gehen wieder nach links ab, die Königin mit dem gesammten Gefolge schreitet in den Vordergrund.

Königin.

Wie schad', daß Ihr nicht mit uns reitet, James,
Nach Roslin Moor zur lust'gen Reiherbeitze — —

James.

Des Reichs Geschäfte kreuzen meinen Wunsch:
Lord Randolph ist von London angekommen,
Bedeutsam scheint mir seiner Botschaft Ziel;
Denn heute noch verlangt er, mich zu sehen.

Großprior.

Wahrscheinlich bringt er neue Säcke Geld,
Womit die britt'sche Fürstin sich erkaufet
Der schott'schen Unterthanen Hochverrath.
Schon hat sie zwanzigtausend Pfund gespendet . . .
Man kennt die Hände wohl, die zugelangt,
Von Knox an bis hinauf . . . (mit einer Bewegung gegen James.)

James.

Was ich empfangen,
Bin ich mit Euch zu theilen gern bereit.
Nein, Monseigneur, man kann mit mir nicht feilschen;
Das hab' ich Euch in Frankreich schon gesagt,
Als mir die Guisen, Eure lieben Vettern,
Statt meiner armen Pfründe Saint Andrews
Der römischen Kirche rothen Hut versprochen
Und reichen Grundbesitz . . .

Königin.

Mylords, genug!
Wo sich der Bruder mit dem Ohme streitet,

Wie kann die Schwester und die Nichte da
Als Königin des Volkes Ruhe wahren?
Wir geben willig von der Jagd Euch frei —
Wenn Ihr jedoch mit Randolph unterhandelt,
Vergesset nicht mein gutes Erbenrecht,
Das gerades Wegs auf Englands Krone zeiget!
— Vom heil'gen Papste Paul mir jüngst verbrieft
Verbürgt von Spaniens und von Frankreichs Hofe —
Wohl eine Thörin wär' ich, im Betrug
Ein falsches Eingebinde wegzuschenken! (James geht in den Palast zurück)

(Die Königin dann zu Blanchefleur.)

Ich glaube gar, mein Kind, du hast geweint?
Die weiße Blume senkt ihr zartes Köpfchen? — —
Bald trockn' ich deiner Wangen Thränenthau —
Du sollst an meiner Brust die Heimath finden . . . .

(auf die vier Hofdamen zeigend)

Und sieh', der Mädchenbund von Saint Germain,
Da hast du meine vier Marien wieder.

Blanchefleur.

So wirkt die Sonne Eurer Majestät
Mir unsres Südens lachend blauen Himmel
Auch über dieses wilde nord'sche Reich.

Gräfin Murray.

Was wißt Ihr wohl von Schottlands grünen Halden
Und ihrer starken Söhne stolzem Sinn? . . . .
Wenn rings im Nebelflor die Geister weben,
Und auf den tiefen, klaren Bergesseen
Die Wellen von der Sage Wunder rauschen,
Echo zu hallen in der Barden Sang . . . .

Königin.

Die liebe Schottin darfst du nicht erzürnen!
Sonst schickt sie dir aus dunklem Tannenhag
Ein neckisch, tolles Heer von list'gen Elfen.
Drum such' dir einen muth'gen Cavalier,
Zu schützen dich nach art'gem Ritterbrauche.
Ich lade heut Messire Chastelard,
Den Dichter, auf der Jagd an meine Seite;
Dann tönt in unsrer Rosse lautes Huf
Mir oft ein grüßend Lied aus Frankreichs Auen!

Chastelard.

Oh, stürmte so der Ritt an's End' der Welt,
Des vollen Herzens Weisen all' zu künden!

Königin.

Nun, meine schöne Damen, geht und wählt!

Gräfin. (zum Earl d'Argyle)

Mein werther Bruder, Ihr!

Blanchefleur. (zu Brantome.)

Ich bitte freundlich!

(Die anderen Paare ordnen sich; nur der Grosprior bleibt allein.)

Königin.

Und jetzt zu Pferd! Ja, wär' ich doch ein Mann
Im schmucken Wamms mit Schwert und Schild und Sporen!
Ich föchte meine Schlachten selber aus —
So träge fällt die Frauenschleppe nieder!

(geht von Chastelard geführt ab, das Gefolge hinterher. — Fanfaren)

Blanchefleur. (zu Brantome, der sie wegzuleiten will)

Schnell sagt mir noch: wer war der schwarze Herr?

Brantome.

Graf Murray, mit der Fürstin Halbgeschwister,
Er hält des Staates Zaum in kräft'ger Hand,
Als wär' er selbst der Schotten ächter König.

Blanchefleur.

Und Chastelard?

Brantome.

Mein tapfrer, edler Freund? . . . .
(bedeutsam) Genießet ihrer höchsten Gunst und Gnade! — —
Das ist so fast der Edinburger Hof;
Nur eines wär' mir übrig Euch zu melden,
Was hier von allergrößter Wichtigkeit . . . .

(Blanchefleur sieht ihn gespannt an.)

Wenn Ihr's vergönnt, das Mündchen Euch zu küssen,
Vergeß' ich um mich her die ganze Welt . . . .

Blanchefleur.

Wie kühn Ihr seid, ei, ei, mein Herr Brantome!

(Beide gehen der Königin nach; noch einmal Fanfaren hinter der Scene Stimmen vom)

Volk.

Die Königin hoch, es lebe die Königin!

— — — — — — — — — — —

Vierter Act.

Erste Scene.

Garten um Holyroodhouse. Abenddämmerung, man sieht das erleuchtete Schloß

Chastelard. (im Mantel verhüllt.)

Wie traulich blinken aus des Saales Bögen
Die Kerzen zu des Parkes Schattennacht,
In Wette mit der Veste Goldgefunkel — —
So winkt mir oft der Liebe frohes Licht,
Um das gebannt in einer Bahn ich kreise . . . .
Dann treibt's mich fort von ihrer Strahlennäh',
Hinausgeschleudert durch geheime Mächte,
Zu schweifen in der Oede dunklem Feld . . .
Und wieder reißt's mich hin im jähen Wirbel,
Als sollt' ich von des Himmels einem Pol
Mit Sturmesflucht in ihre Gluthen jagen,
Um sprühend meines Glastes Feuerkern
In ihrem Flammenmeere zu verlodern . . . .

(versinkt in Träumerei)

Ein Sternentod im Weltensonnenschooß!

(man hört hinter der Scene singen.)

Die Klinge so blank,
Den Rappen so frank,
Im zeroigen Arm
Das Liebchen so warm!

Chastelard. (lüftet den Mantel)

Das ist Brantome, ich hör's am Reiterliede —
Brantome, nur ein Wort!

Brantome. (hervorkommend.)

Wie? . . . . Chastelard! . . . .
Auf's Neue mir in Edinburg willkommen!
Graf Murray gab noch gestern streng Befehl . . . .

Chastelard.

Nicht ferne kann ich von der Herrin leben!
Ich folgt' ihr durch die ganze Grafschaft Fife
Als Bauersmann im groben Linnenkittel,
Ob sich mir böte guter Stunde Gunst,
Zu flehen um ihr königlich Vergeben.
Doch traf ich sie bei keiner Jagd allein —
So will ich nun am Schlosse hier es wagen.

Brantome.

Die Fürstin hält dich gnädig wohl im Sinn,
Die Rückkehr ohne Säumen zu gestatten;
Lord James verwehrt's!

Chastelard.

Oh, ständ' ich neben ihm
Am Ruder auf des Königschiffes Borde!
Im Wagensturz gestrafft der Sehnen Strang,
Wo jetzt der Finger nur die Saiten rühret.
Ich wär' ihr Hort' . . . . Nun lieb' ich sie ja nur . . . .
Und doch wie seelig fühl' ich meine Liebe!

Brantome.

Ja, liebtest du sie wirklich „seelig“ nur,
Und nicht als schlankes Weib mit süßen Augen
Und weichem Mund und brauner Lockenzier —
Denn s e e l i g darf man Königinnen lieben.

Chastelard.

Wann trennte Liebe jemals Seel' und Leib?
Was ist ein Aug' mir ohne Geistesleuchten,
Und was ein Herz, vom Bösen nicht umschwellt?
Geläng' es erst, mich klüglich selbst zu spalten,
Dann liebt' ich sie wahrscheinlich Seel' um Seel' . . . .
Ein eitel Spiel! — So kann ich gar nicht denken!

Brantome.

Es macht die Liebe vor Gefahr dich blind!

Chastelard.

.ie mir die Wimper vor Gefahren?
„Ohne Furcht und Fehl!“ das ist der Spruch
ayard, meinem ritterlichen Ohme.

Brantome.

Bedarfst du meiner, dieser Arm ist dein! — —
(bedeutsam:) Und sollt' auch ich es mit dem Tode büßen.

Chastelard.

Brantome, in deiner Adern kecker Well'
Hat nie der Puls der Ehre doch gewechselt;
So faß' ich deine Hand! — —
Jetzt sage mir,
Was locket dich hierher als — Dämmerfalter?

Brantome.

Ein zart Geheimniß eben, lieber Freund,
Das deiner Hut ich schüchtern anvertraue:
Bald schleicht herab zum Garten Blancheflour,
Um erst zu schwinden, wenn die Sterne bleichen.
Heut' ist kein Hof, es hat die Königin
Versammelt ihrer Krone hohe Räthe,
Ob sie den Dudley nähme zum Gemahl.

Chastelard.

Man zwingt die Königin sich zu vermählen?
Sie liebt den Grafen nicht! . . . .

Brantome.

Das glaub' ich auch,
Seit Wochen hangen ihre feuchten Lider
Wie trübe Wolken auf der Wangen Schnee.

Chastelard. (für sich)

Gedenkt sie mein? —

Brantome.

Und fern von ihren Damen,
Verträume sie Tag und Nacht im Erker da;
Wo man ein Schlafgemach ihr eingerichtet,
Ganz wie sie zu Paris es einst besaß
Aus König Franzens reicher Hochzeitgabe . . . .
Die schöne Wittib!

Chastelard.

Könnt' ich weilen dort,
Mein Leben würf' ich hin für eine Stunde!

Brantome.

Schwing dich an dieser Mauer kühn empor —
Auf des Gedankens losem Flügelwehen;
Denn anders möcht' es sehr gefährlich sein . . . .
Das Epheublatt, es trägt nur — Schmetterlinge! . . . .
Doch nun gehab' dich wohl, als Cavalier
Laß nie zu wonn'gem Stelldichein ich warten! (ab.)

Chastelard.

(der lange sinnend die Mauer betrachtet hat.)

Er geht zu seinem, ich — zu meinem Lieb!
(ab nach der Mauer zu.)

(Die zweite Scene des vierten Aktes folgt in der nächsten Nummer.)

* Kunstbericht aus Bremen.

Von F. Pletzer.

In der vorigen Nummer ward die Abtragung einer großen Schuld versprochen, die wir in unserer Eigenschaft als Berichterstatter über die künstlerischen Ereignisse in der guten Stadt Bremen haben anwachsen lassen. Da der geneigte Leser dieser Blätter uns nicht vorwerfen kann, daß wir ihn häufig mit einem Detailbericht über die Art, wie dieses oder jenes Fräulein eine Rolle gespielt oder eine Arie gesungen habe, belästigen, so werden wir in gewohnter Weise jetzt einmal einen etwas größeren Raum für einen Ueberblick in Anspruch nehmen dürfen. Da nur die Anfänge der Wintersaison beleuchtet worden sind, so harrt eine große Zahl von Menschen und Dingen eines kritischen Wortes, und nicht wenige Einheimische sowie mehrere auswärtige Künstler dürfen ein Anrecht auf ein solches geltend machen. Steht doch Bremens Presse fast in dem Rufe, daß sie gegen die Fremden, die zu Zeiten ihrer künstlerischen Leistungen uns theilhaftig machen, sich gleichgültiger verhalte, als billig ist, und daß sie nicht wohl daran thue, so viel zu schweigen, während an anderen Orten so viel geredet werde. Man müsse daraus nothwendig schließen, daß hierorts in Sachen der Kunst wenig geschehe, oder daß die wackere Stadt wenig Kunstsinn habe. Gegen beide Annahmen müssen wir protestiren. An sich ist es zwar wohl kein Unglück, wenn von Bremen in demselben Maße zu wenig die Rede ist, als andere Städte zu viel von sich reden machen; diese letzte Neigung artet leicht aus, und es kann dann ein Rückschlag nicht ausbleiben. Der Ruf einer Stadt ist auch in künstlerischen Dingen ein Gut, das sorgfältig zu wahren und keusch zu erhalten ist; es geht damit wie mit den Frauen, die besten sind diejenigen, von denen am wenigsten die Rede ist. Die Berichterstatter hier zu Lande sind also vielleicht deßhalb gerade zu loben, daß sie die zarteste Rücksicht üben und im Schweigen größer sind denn im Reden. Doch wollen wir zugeben, daß sie häufiger als ritterliche Fürsprecher auftreten sollten, da sie bei der Fülle des trefflichsten Stoffes nicht der Gefahr des Prahlens verfallen würden. Bremen und sein Publikum theilen das Schicksal der Maria Stuart; diese kühne Vergleichung bezieht sich nicht auf die Schönheit der schottischen Königin, sondern auf ihre Aeußerung, daß sie besser sei als ihr Ruf. Wir könnten übrigens, bedürfte es noch einer Vertheidigungsrede, die mit Freude gegebenen Zeugnisse vieler künstlerischen Notabilitäten beibringen, welche zu einem Gastspiel auf der Bremer Bühne mißtrauisch eintrafen und schließlich überrascht gestanden, daß sie nicht überall so viel Sinn für die Kunst und so viel Verständniß gefunden.

So wäre denn der Uebergang zum Theater gemacht, und es möge uns zunächst beschäftigen, wenn auch nur für einen kleinen Streifzug. Der größere Theil unserer Leser ist von vornherein überzeugt, daß hier von großen Dingen nicht die Rede sein kann, wiewohl die städtische Bühne Bremens immerhin in besserer Verfassung ist als die mancher größeren Städte. Indem wir daher nur kurz bemerken wollen, daß die wiederholte Aufführung und gute Aufnahme von Dramen wie „Heinrich von Schwerin“ und „Das Testament des großen Kurfürsten“ günstig für das Publikum spricht, mag die Betrachtung einigen Persönlichkeiten gelten, welche hier und da zu einem Gastspiel erschienen sind. Es ist ja das Schicksal der Directionen kleinerer Bühnen, gelegentlich einen glücklichen Wurf in dieser Hinsicht thun zu müssen. Für die unsrige ist die Hofbühne zu Hannover eine Segenspenderin, welche ihre reichen Schätze, — die besten vielleicht, die ein deutsches Theater augenblicklich besitzt —, bereitwillig uns mittheilt. Das Bremer Publikum hat sonst grade keine Veranlassung, dem Nachbarstaate und seiner Regierung dankbar zu sein; von der außerordentlichen Vorliebe aber, welche der hannoversche Hof den Dienern der Thalia zuwendet, zieht es gern seinen Nutzen. Man weiß, wie hoher Gunst die „Spitzen“ des Schauspiels und der Oper sich in den allerhöchsten Kreisen Hannovers zu erfreuen haben, und wenn von dem, was der Hof täglich haben kann, an uns Bürgerleute gelegentlich einmal etwas gelangt, so wird das mit Freuden begrüßt, wiewohl wir dabei fein bürgerlich in unserem Ideenkreise bleiben. Fräulein Marie Seebach und Herr Niemann haben uns je einen Abend gewidmet. Jene gab die Maria Stuart, Dieser sang den Masaniello. Richtiger wäre es vielleicht zu sagen, daß er ihn gespielt habe, wenigstens streitet man vielfach darüber, ob der gefeierte Tenor mehr Sänger oder mehr Darsteller sei. Er selbst betont Beides und feiert nach beiden Seiten seine Triumphe, die er indeß so keck und sorglos erstrebt oder besser an sich reißt, daß man besorgt werden könnte, es möchte ihm nicht lange mehr vergönnt sein so schnelle und vollständige Siege zu feiern. Auch die Verehrer von Fräulein Seebach haben oft die Befürchtung geäußert, daß die Künstlerin sich ein viel zu hohes Maß von Aufregung zumuthe, daß ihre angestrengte Thätigkeit und deren Ausbreitung auf alle möglichen Fächer, daß ihr oft wiederholtes

Gastspiel neben dem ständigen Engagement mit seinen Ansprüchen die ohnehin nicht sehr starke Natur übermäßig angreifen und allzufrüh schwächen werde. Bis jetzt scheint eine solche Furcht unbegründet zu sein, denn Fräulein Seebach spielt unausgesetzt neben dem Gretchen die Grille, ja sogar die Fenella und den Puck. Das ist ohne Zweifel, ganz abgesehen von der Anstrengung und Ueberreizung, welche eine Thätigkeit auf so entgegengesetzten Gebieten mit sich bringt, eine Verirrung, in welche eine in ihrer eigentlichen Sphäre so bedeutende Künstlerin nicht hineingerathen sollte, und welche einmal aufreibend, sodann aber auch geradezu verderblich wirken muß, indem sie den schon vorhandenen Hang der Darstellerin zur Ausstattung ihrer Rollen mit äußerlichen Dingen befördert. Solche Neigungen finden freilich in dem realistischen Hange, der ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist, einen fruchtbaren Boden, auf dem sie üppig wuchern, wie denn an der Nebenbuhlerin von Fräulein Seebach, der Frau von Bärndorf, nicht bloß, daß sie eine schöne Frau und ausgezeichnete Salondame sei, mit Entzücken gepriesen, sondern auch ausdrücklich und als ganz besonders glänzende Eigenthümlichkeit hervorgehoben wird, daß sie nur echte Stoffe und echte Steine trage. Eine andere Gefahr, die in so bedenklicher Vielseitigkeit lauernd liegt, die Gefahr in Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit zu gerathen, ist bei Fräulein Seebach nicht eingetreten, denn ihre Darstellung der Maria Stuart war ein Muster von sorgfältiger Arbeit, vortrefflich gedacht und meisterhaft ausgeführt, nur daß eine Neigung zum Dehnen, zu übertriebener Ausdeutung der dankbaren, besonders der weichen und der schwärmerischen Stellen sich weit mehr als früher und in einer den Gesammteindruck beeinträchtigenden Weise geltend machte.

Zwei andere Mitglieder des hannoverschen Hoftheaters haben uns jüngsthin wiederholt kurze Besuche abgestattet, wofür wir ihnen den besten Dank zu sagen haben: die Herren Grimminger und Schott, von denen Jener seit Kurzem, Dieser seit mehreren Jahren dem Personal jener Bühne angehört. Herr Schott verschaffte uns zunächst die Freude, Mozarts „Entführung" und in derselben eine ausgezeichnete Darstellung des prächtigen Osmin zu genießen. Es möchte wenige Rollen geben, in denen die gewaltige Baßstimme und die gewichtige Figur des geschätzten Gastes sich so vortrefflich zur Lösung ihrer Aufgabe vereinigen. Auch die treuherzige, männlich-derbe Erscheinung des Marcel in den Hugenotten mit seinem trotzigen und dabei doch gutmüthigen Auftreten wird von Herrn Schott charakteristisch und wirksam hingestellt. Weniger schon eignet sich seine Natur, welche offenbar das Markirte liebt und mit kräftigem Pinsel malt, für den Cardinal in der „Jüdin." Aeußerlich erschien zwar der Kirchenfürst so stattlich, wie sich nur die Phantasie einen Pfaffen ausmalen kann, auch waren die mächtigen Töne von großer und zum Theil schöner Wirkung, allein in den getragenen Stellen wäre eine größere Correctheit des Gesanges, im Spiel mehr Würde zu wünschen gewesen.

Die Bekanntschaft mit Herrn Grimminger war uns eine ganz neue, und zwar eine recht angenehme. Der Künstler, welcher bei uns den Raoul und den Eleazar sang, war ursprünglich Bildhauer, seine schöne Stimme erregte Aufmerksamkeit und führte ihn der Bühne zu, für welche er von dem einst gefeierten Tenoristen Härtinger in München vorbereitet wurde. Nach den ersten Versuchen auf der bayrischen Hofbühne war Herr Grimminger mehrere Jahre am Theater zu Karlsruhe, also in der Schule Eduard Devrients, — der besten Schule, die ein dramatischer Künstler haben kann —, und ist seit einigen Monaten in Hannover. Der geehrte Gast macht zunächst, — und das ist in unserer Zeit an der betreffenden Stelle schon sehr viel —, den Eindruck eines feingebildeten Mannes, der sich nicht den Eingebungen vermeintlicher Genialität überläßt, sondern jedes Einzelne nach reiflicher Erwägung, Alles mit Maß und Würde thut, ohne dabei steif und pedantisch zu werden. Bekanntlich sind die meisten Sänger, indem sie ohne tüchtige Vorstudien auf den Brettern erscheinen, ungeschickte Darsteller und bleiben es, so lange die Gabe der Stimme vorhält; zu lernen und fleißig zu sein beginnen sie in der Regel zu einer Zeit, wo mittlerweile die Stimme abhanden gekommen ist. Das Wesen des Herrn Grimminger berührt wohlthuend durch die geregelte und durchdachte Anwendung seiner schönen Mittel und zugleich durch das Feuer, das an der rechten Stelle zum Ausbruch kommt, durch richtige Vertheilung von Licht und Schatten, wirksamen Gegensatz der Halbstimme und der Vollkraft des Organs, das ihn zwar nicht in dem Grade wie seinen Collegen Schott in den Stand setzt, das Orchester in einer modernen Oper niederzuschmettern, als säße ein halbes Dutzend Geiger allein da unten, jedoch vollkommen gewichtig genug ist. Der Charakter des Tenors ist indeß von der Art, daß er besonders in der lyrischen Oper vorzüglich schön wirken muß, wenn sie nicht etwa den Künstler dazu verleitet, einer offenbar vorhandenen Neigung zum Tremoliren so wie zum Dehnen und zur Ausdeutung melodiöser Stellen sich hinzugeben. Auch macht sich eine allzu große Gleichförmigkeit der Handbewegungen bemerkbar, die leicht zur Manier wird und das übrigens richtige und gute Spiel beeinträchtigt. — Das Gastspiel beider Herren fand nicht so großen Anklang, wie es verdient, wenigstens nicht in der „Jüdin." Die Anwesenden folgten zwar mit dem lebendigsten und wärmsten Interesse, allein ihre Schaar war nicht groß. Wenn unser Publikum von Anbeginn an der „Jüdin" wenig Theilnahme geschenkt hat, so daß selbst Rager diese Kälte nicht ganz besiegen konnte, so liegt darin eine Geschmacksäußerung, die durchaus nicht als eine verkehrte bezeichnet werden soll. Allerdings ist dabei zu erwägen, daß die Halevysche Oper in ihren guten Seiten nur dann gewürdigt werden kann, wenn sich zur sicheren Beherrschung der Hauptrollen ein ausgezeichnetes Orchester und ein voller, fester Chor gesellen. Und damit ist's bei uns traurig bestellt. Wir sind während der Vorstellungen der „Hugenotten" und der „Jüdin" wiederholt erschrocken über den verwahrlosten Zustand des Orchesters, das nicht allein mehrere tüchtige Mitglieder eingebüßt, sondern in jeder anderen Beziehung Rückschritte gemacht hat. Und die biederen Erscheinungen des Chors würden selbst dem fünfzehnten Jahrhundert als schlechte Musikanten erschienen sein; und nun gar erst dem verwöhnten neunzehnten. Wenn die Regie eine Schaar unter sich hat, welche so wenig ihrer Aufgabe gewachsen ist, so muß sie zu Auslassungen greifen. Wie kann ein solcher Trinkchor im ersten Akte der „Jüdin" irgend eine Wirkung üben, es sei denn die der beabsichtigten entgegengesetzte!

Wir müssen weiter eilen, um wenigstens Einiges von dem Vielen, was zu besprechen ist, zu erledigen. Schon verbieten es die Raumverhältnisse, heute näher auf das Reinthalersche Oratorium „Jephta" einzugehen, dem ein besonderer Artikel gewidmet werden muß. Auch die durch starken Besuch ausgezeichneten Soireen für Kammermusik und die aus verschiedenen Gebieten Interessantes heranziehenden musikalischen Abende des Künstlervereins können wir nur mit einem flüchtigen Worte berühren, um zu dem zu gelangen, was augenblicklich im Vordergrunde steht. Dem Chorgesange wenden sich in höchst erfreulichem Maße der Eifer der musikalischen Kreise und die Theilnahme des Publikums zu. Während früher oft geklagt ward über laues Wesen der bestehenden Gesangvereine, ist jetzt ein Eifer in dieselben gefahren, von dem man bisher keine Ahnung hatte. Geht's auch dabei nicht ohne Reibungen und feindselige Berührungen ab, so kann doch das Ganze nur gewinnen, wenn's überall sich regt und rührt. Der Zustand, in welchem sich Jahre lang die Akademie befand, war von dem des Schlafes kaum zu unterscheiden, und ihre jüngere Schwester, der Cäcilienverein, hätte mit ihrer Fülle frischer Stimmen sich auch häufiger vernehmen lassen können. Als sie einen Ansatz dazu machte, erhob sich mit der Miene der Entrüstung die ältere stattliche Dame, und es gab ein Rencontre, bei dem durch eifrige Secundanten mit Mühe ein Unglück abgewehrt wurde; es entlud sich über dem Händel-Denkmal, und das ihm Zugedachte

ward so empfindlich geschmälert. Seitdem ist das Wrack der Akademie mit aller Anstrengung neu in Stand gesetzt und fährt nun mit vollen Segeln, ein stattlich Schiff erster Klasse, einher. Die Gesellschaft hat die frische Lebenskraft, welche sie errungen hat, so glänzend im „Jephta“ bewährt, daß eine zweite Aufführung für den Schluß der Saison mit sicherer Aussicht auf großen Erfolg angesetzt werden konnte; daneben werden das Requiem von Mozart und die neunte Symphonie von Beethoven studirt. Diese ist für eins der bevorstehenden Privatconcerte bestimmt, und es ist nunmehr der große Fortschritt, der durch die Einführung des Chorgesanges in die Programme dieser Concerte gemacht wurde, als ein dauernder zu bezeichnen. Wir haben ihn spät errungen, und es war nicht leicht, die Scheu der Dilettanten vor der Mitwirkung im Concertsaale zu besiegen. Dem traurigen Einerlei der unvermeidlichen beiden Arien wird also das Institut jetzt weniger oft verfallen, vielmehr hat es sich ein Gebiet erobert, auf dem die köstlichsten Schätze in Fülle aufgehäuft sind. Auch in dem, was das Orchester allein beiträgt, ist unendlich mehr Leben und gesunde Kraft, und fehlt es zwar nicht an Lücken bei diesem und jenem Instrumente, so ist doch das Ganze fortgeschritten, es ist zuversichtlicher, fester, belebter geworden. Die drei Prachtwerke Beethovens, die Symphonieen in Es (eroica), C moll und A erhielten eine feurige und treffliche Ausführung, welche einen erhöhten Eifer der Mitwirkenden verrieth. Hierzu gesellten sich noch Mozarts reizende Symphonie in G moll und die bedeutendste der Orchester-Compositionen von Robert Schumann, die Symphonie in B dur. Die Solovorträge mögen in einem späteren Artikel besprochen werden, da mit einer kurzen Aufzählung nichts gewonnen wäre.

Für die nächste Zeit ist Manches in Aussicht gestellt. Zuerst eine Aufführung der Schumannschen Tondichtung „Das Paradies und die Peri“ durch den Engelschen Gesangverein, der ruhig und tüchtig seinen Weg fortgeht. Es ist in ihm ein reger Eifer, der das Beste erwarten läßt und der Gesellschaft bereits eine bei ihrer Jugend auffallende und höchst achtungswerthe Sicherheit verliehen hat. So wird es ihr denn auch gelingen, dem allerdings sehr schwierigen Werke Schumanns, an welches sie sich gewagt hat, gerecht zu werden. Der erhöheten Thätigkeit dieses und der übrigen Vereine verdanken wir Aufführungen der „Walpurgisnacht“ von Mendelssohn, der „Lorelei“ von Ferdinand Hiller und der Ballade „Erlkönigs Tochter“ von Niels Gade. An alle diese aber haben wir, da die Aufführungen vor einem eingeladenen Kreise von Zuhörern stattfanden, kein Anrecht.

* Die Kunst des Vortrags.

Bremen, 3. Februar. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Dr. Wilhelm Meyer einen Vortrag, in welchem er Andeutungen gab über die Kunst des Vortrags in musikalischer und rednerischer Hinsicht. Nachdem in der Einleitung auf die Wichtigkeit eines guten Vortrages sowohl in musikalischer als in rednerischer Hinsicht hingewiesen war, wurden die Vorzüge und Erfordernisse eines guten Vortrags nach zwei Seiten hin betrachtet. Zu den äußeren Erfordernissen wurden gerechnet die Klarheit und Deutlichkeit, welche besonders durch genaue Articulation und durch richtige Betonung erreicht wird, sodann die Flüssigkeit und Elasticität der Töne oder Wortreihen und Sätze, welche zum Vortrage kommen. Durch die zuletzt angeführten Vorzüge werde besonders den Anforderungen der Fertigkeit entsprochen.

Es wurde sodann gezeigt, daß diese äußeren Vorzüge jedoch keineswegs hinreichen, um allen Anforderungen Genüge zu leisten, daß vielmehr das Wesen eines guten Vortrags vornehmlich auf dem inneren Verständniß des Kunstwerks beruhe, auf der Liebe und Selbstverleugnung, mit der der Vortragende auf den Gehalt des Kunstwerks einzugehen und sich zum Organ des Dichters oder Componisten zu machen verstehe. Dies führte dann auf die Wärme und Innigkeit, die dem Vortrage eigen sein soll, auf die Darstellung des Affektes und der Leidenschaft. Der Vortrag solle nicht nur Licht und Schatten, sondern auch Farbe haben.

Aber die Wärme und das Pathetische des Vortrags könne auch übertrieben werden; daher sei dem Vortragenden besonders das Maßhalten zu empfehlen. Die Herrschaft über den Stoff in Verbindung mit der Selbstbeherrschung und Besonnenheit sei daher das letzte Erforderniß, wenn der ausübende Musiker, der Redner, Vorleser oder Schauspieler, ohne die Gesetze der Schönheit zu verletzen, durch seinen Vortrag das erreichen wolle, was ihm mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erreichen möglich sei.

* Das Comité des Schillervereins zu Marbach a. N.

an

alle Verehrer Schillers.

Mit dem Jahreswechsel sind wir in das Jahr eingetreten, das uns in dem vorletzten seiner Monate die Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers nahelegt.

Aus unserer Ansprache vom Mai v. J. sind unsere Zwecke bekannt; für diejenigen, denen erstere nicht zu Gesicht gekommen, bezeichnen wir solche aufs Neue:

„Erwerbung des Geburtshauses aus Privathänden, Wiederherstellung in den früheren Zustand und angemessene Ausstattung; — ein Denkmal, wenn auch bescheidenster Art, auf unserer freundlichen Schillershöhe.“

Mit großem Danke haben wir zu erkennen, daß uns so viele, und aus manchen Orten reiche, Gaben zugekommen sind; sie belaufen sich auf 2000 fl.; da uns aber die Erwerbung des Hauses in seinem gegenwärtigen Zustande allein 4000 fl. hinnehmen wird, so ist noch nicht die Hälfte unseres Bedarfs gedeckt.

Möchten deßhalb in dem angetretenen Jahr weitere Herzen unserer Sache sich zuwenden und wir in den Stand gesetzt werden, den zu erwartenden Tag in einer des großen Mannes würdigen Weise feiern und die Anstalten zu dieser Feier bald treffen zu können.

Wir ersuchen auch andere Blätter um gefällige Aufnahme.

Marbach am 3. Januar 1859.

Die Comité-Mitglieder:

Stockmayer, Oberamtmann, Vorstand.
Fischer, Rathsschreiber.
Föhr, Oberamtspfleger.
Klein, ref. Stadtschultheiß.
Rieckher, Dr., Apotheker.
Sigel, Rechtscons. und Stadtschultheiß.

Im Laufe dieser Woche erhielten wir ferner noch folgende Gaben: E. 36 Gr. Frau H. M. 10 Thlr. Gold. — Zusammen mit den früheren Beiträgen: 172 Thlr. 14 Gr. Gold.

Bremen, 5. Februar 1859.

Herm. Schaffert.
Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Erinnerungsblätter von A. von Sternberg. Fünftes Bändchen. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Von Hermann Grimm. — Luther und seine Zeit. Kulturhistorischer Roman von Th. König.

— * Die zweite Lieferung der neuen Ausgabe des Heyse'schen Fremdwörterbuchs ist ausgegeben. Sie enthält die Artikel „Capitell" bis „empaquetiren."

— * Bei Wiedemann in Leipzig erscheint in diesen Tagen „Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik" von Eduard Sobolewski, Kapellmeister am Theater zu Bremen.

— * Von dem ausgezeichneten Werke von Ludwig Häusser: „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" liegt der erste Band der zweiten veränderten und vermehrten Ausgabe vor. Sie ist zugleich eine wirklich verbesserte. Seit vier Jahren sind die Memoiren von Marmont, Sandt und Eugen, außerdem so manche einschlagende Monographieen erschienen, welche der Verfasser neben authentischen Mittheilungen aus den Familien betheiligter Personen benutzte. Sodann hat er vielfach an der Form gefeilt, ein größeres Ebenmaß zwischen den ersten und letzten Bänden des Werkes hergestellt.

— * Der jetzt in Berlin weilende Heinrich Barth hielt dort in der Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag. Er berichtete in freier Rede über seine letzte Reise nach Kleinasien, welche er aus Gesundheitsrücksichten unternommen, damit zugleich aber auch den Zweck verbunden habe seine früheren Forschungen an den Küsten des Mittelmeeres, in Nordafrika ꝛc. dadurch zu ergänzen (vergl. sein 1849 zu Berlin in einer Stärke von vierzig Bogen bis jetzt nur in einem ersten Band erschienenes Werk: „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den Jahren 1845 bis 1847, erster Band: das nordafrikanische Gestadeland." Barth hatte auf diesen Reisen das Mißgeschick von Beduinen geplündert und all seiner Papiere beraubt zu werden). Barth war also voriges Jahr die Donau abwärts nach Konstantinopel, von da nach Trapezunt und dem Norden von Anatolien gereist, zunächst nach Kara-Hissar, sodann am Lycus entlang nach Tokat, Amasia, Jüskat, nach dem Berge Argäos (Erdschisch), Kaisarijeh, Kir Schehr, Angora, von da wegen des schlechten Wetters direct zurück nach Skutari. Barth schlägt die Anlegung deutscher Colonien in Inner-Kleinasien vor. Diese hätten sehr erfreuliche Aussichten und wären gewiß willkommen, nur setzt er voraus, daß die türkische Regierung vorerst ein Colonisationsgesetz erlassen müsse zur Sicherung des freien Grundbesitzes, ehe man seinen Landsleuten zur Auswanderung nach diesem Lande rathen könne.

— * Die Angelegenheit des Schillerhauses zu Marbach ist um einen guten Schritt vorgerückt, indem Leipzig vor Kurzem an 1300 Gulden spendete. Diese Summe wurde fast ganz vom kaufmännischen Leseverein, welcher 17 Mitglieder zählt, bei einem Diner auf Anregung des Professors Wächter, jetzigen Rectors der Universität Leipzig, zusammengebracht. Wächter ist geborner Würtemberger.

— * König Ludwig von Bayern will die Büste Zschokke's in der Walhalla aufstellen lassen.

— * In einem Bericht aus Dresden heißt es: Director Bendemann hat einen großartig angelegten Carton: „Die Zerstörung Jerusalems durch Nabuchodonosor", vollendet. Eine reiche Composition, lebendig in den Gruppirungen, schön in den Linien. Bildhauer Rietschel arbeitet rüstig an dem Modell des für Worms bestimmten Luther-Denkmals, und Professor Hähnel hat das Grabdenkmal des verstorbenen Königs Friedrich August in Auftrag erhalten. Wie man vernimmt, soll dasselbe im Stile des Denkmals Kaiser Karl's IV. in Prag gehalten werden.

— * Der Ausschuß für das Luther-Denkmal zu Worms hat kürzlich seinen zweiten Jahresbericht ausgegeben. Das Resultat seiner Wirksamkeit ist ein höchst erfreuliches: die Summe der Beiträge ist in dem letzten Jahre, bei dessen Beginn sie nur 51,402 fl. betrug, um 71,680 fl. gestiegen, so daß sie, nach Abzug nothwendiger Ausgaben, gegenwärtig 120,531 fl. (ungefähr 68,875 Thlr.) erreicht. Es giebt fast kein von Protestanten bewohntes Land mehr, das nicht sein Scherflein zu dem Unternehmen gegeben hätte. Die Sammlungen sind noch nicht geschlossen. In den meisten deutschen Staaten sind sie ganz oder doch nahezu beendigt; allein da in einigen, namentlich in Preußen und Sachsen, die Kollekten noch im Gange sind, und durch die Thätigkeit eines im Monat November v. J. in Berlin zusammengetretenen Comité's die Luther-Denkmals-Angelegenheit einen neuen Aufschwung genommen hat, so läßt sich das vollständige Resultat der Sammlungen auch in Deutschland noch nicht übersehen. Unter verschiedenen Staaten hat bis jetzt das Großherzogthum Hessen am meisten beigesteuert, nämlich 17,459 fl., demnächst folgt Hannover mit 14,793 fl., Preußen mit 10,802 fl., Rußland mit 10,072 fl., Bayern mit 8928 fl., Oesterreich mit 8340 fl., Sachsen mit 7233 fl. Deutschland hat bis jetzt im Ganzen 93,757 fl. gegeben, wogegen die Beiträge der nichtdeutschen Staaten sich auf 20,282 fl. belaufen, darunter England nur mit 105 fl., Schweden und Norwegen dagegen mit 4193 fl.

— * In Reinbeck bei Hamburg starb am 1. Februar der in weiten Kreisen bekannte Schriftsteller C. F. Wurm, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Hamburg. Sein Tod erfolgte in der Reinbecker Wasserheilanstalt, wohin er sich noch in den letzten Tagen hatte bringen lassen, in Folge einer gänzlichen Nervenerschlaffung und eines darauf eingetretenen Schlages. Seit seiner Rückkehr von London, wo er zu den aus Hamburg einberufenen Auskunftspersonen über den Stader Zoll gehörte, war seine Kränklichkeit in das Siechthum übergegangen, das den erst im 57. Lebensjahre stehenden Gelehrten dahin raffte. Wurm kam 1828 aus dem Würtembergischen nach Hamburg, ward 1835 zum Professor des akademischen Gymnasiums ernannt, zeichnete sich als Schriftsteller und Geschichtsforscher aus und war 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments.

— * Vom Saale der Minnesänger und der Sängerlaube auf der Wartburg sagt Dr. Hugo von Ritgen, unter dessen Leitung der Restaurationsbau steht, in den Westermannschen illustrirten Monatsheften: „Das heitere Fest auf der Wartburg, welches am 5. September 1857 den festlichen Tagen von Weimar folgte, hat dem alten Stammsitze der Landgrafen von Thüringen eine erhöhte Aufmerksamkeit wieder zugewendet. Das schon fast gänzlich wieder hergestellte Landgrafenhaus verfehlte nicht, einen ergreifenden Eindruck zu machen, indem es die glänzende Zeit Hermanns I., der heiligen Elisabeth und des Sängerkampfes recht lebendig in die Erinnerung rief. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich jedoch sehr auffallend, wie viele Irrthümer über die Baugeschichte der Burg und über die ehemalige Bestimmung und Benutzung ihrer Räume noch im großen Publikum bestehen. So z. B. ist der Glaube fast allgemein, es sei der die ganze dritte Etage des Landgrafenhauses einnehmende große Fest- und Waffensaal zugleich auch der Saal gewesen, worin die Sänger aufzutreten pflegten. Zu diesem Irrthum trägt wesentlich bei, daß auf mehreren deutschen Bühnen eine Nachbildung des großen Festsaales als Decoration zu der Oper Tannhäuser gewählt ist und als wahres Abbild des Sängersaals ausgegeben wird. Dem ist aber nicht so. Das Landgrafenhaus war ursprünglich nur zweistöckig, und die zweite Etage desselben enthielt außer einem Zimmer, welches das Wohn-, Sitzungs- und Arbeitszimmer der Landgrafen war, und welches daher bis auf den heutigen Tag unverändert die ausdrückliche Bezeichnung: Landgrafenzimmer behalten hat, nur noch einen ziemlich geräumigen Saal, zu welchem man auf der noch vorhandenen alten Steintreppe unmittelbar aus den Räumen der untern Etage emporstieg. Dieser Saal war der ursprüngliche Festsaal, und in ihm führten die Dichter ihre Gesänge auf, wie aus den Spuren der frühern Anordnung des Raumes unzweifelhaft hervorgeht. Von dem Landgrafenzimmer bis zum südlichen Giebel des Palastes reichend, bildete dieser Saal ein Ganzes, von dem nur ein kleiner Theil, über der aufsteigenden Treppe, durch eine offene Bogenstellung in der Weise geschieden war, daß dadurch eine schmale erhöhte Bühne, Laube genannt, entstand, und diese Laube eben war der Ort, wo die Sänger auftraten. Ihr gegenüber an der Südseite des Saals befand sich eine um drei Stufen erhöhte Estrade, die Brücke genannt, welche der Sitz der Landgrafen und ihrer hohen Gäste war. — Ein Fenster von zwei Bogenöffnungen erhellte Treppe und Laube, während vier große dreibogige Fenster an der Ostseite und zwei kleinere an der Südseite dem Saale volles Licht gaben. Dieses war die ursprüngliche Einrichtung des Sängersaales, und sie erhielt sich auch da noch, als Landgraf Ludwig III., durch Kaiser Lothar gefürstet, eine größere, glänzendere Hofhaltung einführte und zu diesem Zwecke die dritte Etage des Landgrafenhauses als einen einzigen großen Fest- und Waffensaal erbaute. Es ist also der Saal der dritten Etage der Festsaal, während der Saal der zweiten Etage der Sängersaal blieb. Erst als der Blitz im Jahre 1317 das Landgrafenhaus bedeutend beschädigt hatte, ließ Friedrich der Gebissene im Jahre 1319 den südlichen Theil des Sängersaals abtrennen und den dadurch erhaltenen Raum zur Kapelle einrichten. — Schon dadurch verlor der Sängersaal viel, aber um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ward er ganz verändert, indem er durch eine angebrachte Zwischendecke in zwei Etagen geschieden und jede dieser Etagen zu drei Zimmern eingerichtet ward. Zugleich wurden damals alle Fenster umgeändert oder vermauert, neue Thüren unten und oben gebrochen und alles Frühere fast unkenntlich gemacht. Bei der Restauration des Landgrafenhauses mußte die Kapelle bleiben. Es erscheint daher gegenwärtig der Sängersaal zwar wieder in seiner ursprünglichen Anordnung, jedoch um ein Drittel kleiner, da ihm die fürstliche Brücke fehlt."

— * **Zur Charakteristik Max Waldau's.** Das „Deutsche Museum" enthält in seiner Nummer vom 20. Januar einen Artikel „Zur Erinnerung an Max Waldau" von Robert Prutz. Wir entlehnen dieser Charakteristik des am 20. Januar 1855 gestorbenen Dichters Folgendes: „In diesen Tagen sind es vier Jahre, daß Max Waldau durch einen plötzlichen Tod seinen Freunden, die ihn so zärtlich liebten, und der Literatur, die mit Recht so große Hoffnungen auf ihn setzte, entrissen ward. Vier Winter haben ihren Schnee, vier Frühlinge ihre Blüthen auf seinen vorzeitigen Hügel gestreut: aber sein Gedächtniß lebt noch frisch und kräftig unter uns, und welche bessere und würdigere Feier dieses ernsten Tages könnten wir somit veranstalten, als indem wir hier versuchen, das literarische Bild des Dahingeschiedenen in flüchtigen Umrissen festzuhalten, einer spätern Zeit eine vollständige und erschöpfende Darstellung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, seines Wollens und Strebens, seiner Versuche und Leistungen überlassend? Wenn dabei unser schließliches Urtheil vielleicht in manchen Stücken nicht ganz so enthusiastisch klingt, wie der begeisterte Nachruf derer, die ihm im Leben nahe gestanden, im Augenblick seines Scheidens erklang, ja wenn wir auch das Unvollendete und Fragmentarische in der Wirksamkeit unsers dahingegangenen Freundes nicht verschweigen, so sind wir uns bewußt, eben damit erst recht im Sinne desselben gehandelt — das heißt nur der Stimme der Wahrheit gehorcht zu haben, soweit dieselbe uns irgend zugänglich und verständlich ist. Man ehrt seine Todten nicht allein durch Lob und Thränen, man ehrt sie am meisten, indem man ihr Thun zu begreifen und ihr Wesen zu verstehen sucht. Max Waldau war bekanntlich ein geborener Schlesier; und zwar hatte er besonders die Rastlosigkeit, das Leichtbewegliche, unruhig Hin- und Herspringende geerbt, das dem Schlesier und seinem stark mit polnischen Elementen versetzten Blute innewohnt. Bei Max Waldau wurde diese allgemeine Rastlosigkeit des schlesischen Naturells noch erhöht theils durch die Zeit, in der er lebte, theils durch ganz bestimmte persönliche, selbst körperliche Eigenschaften. Max Waldau war eine durch und durch pathologische Erscheinung, sogar im medicinischen Sinne des Wortes: und wenn dies einerseits als ein Verhängniß auf ihm gelastet und ihn trotz seiner reichen Begabung und trotz seines ernsten, ja leidenschaftlichen Strebens verhindert hat, jene höchsten Ziele der Kunst, deren er sich selbst so deutlich bewußt war, nun auch wirklich zu erreichen, so war er andererseits auch eben durch dies Pathologische seiner Erscheinung zum eigentlichen Dichter unsrer Zeit in einem Grade berufen wie kaum ein zweiter neben ihm. Denn daß unsere Zeit eine innerlich zerrüttete und tiefkranke ist, das wird niemand leugnen, der irgend eine Empfindung hat von der Atmosphäre, in der er selbst lebt. Es ist eine Zeit großer Ideen und kleiner Thaten, kühner Anläufe und schwachen Vollbringens; mit der deutlichsten Einsicht in das, was ihr eigentlich noth thut, fehlt ihr doch die Kraft, eben dies Nothwendige aus sich zu erzeugen, und so greift sie denn, unzufrieden mit sich selbst und geängstigt durch das Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht, bald hierin, bald dahin, erschöpft alle Theorien und stellt die verschiedenartigsten Experimente an, um den Punkt aufzufinden, von dem aus sie die Welt ihrer Hoffnungen und Ideale in Bewegung setzen könnte, und der doch, für Völker wie für Individuen, immer nur im eigenen Innern liegt. Daß eine solche Zeit nicht im Stande ist, in der Kunst etwas Gesundes und in sich Harmonisches zu schaffen, liegt auf der Hand. Wohl aber werden gerade krankhaft reizbare Gemüther, Talente von übermäßiger, krankhafter Spannung besonders befähigt sein, diesem krankhaften Inhalte der Zeit zu künstlerischem Ausdruck zu verhelfen. Und darin eben liegt die große und dauernde Bedeutung, welche Max Waldau für die Literatur unserer letzten zehn Jahre in Anspruch nimmt. In einer Zeit des Widerspruchs lebend, ist er selbst der eigentliche Dichter des Widerspruchs. Begabt mit einer wunderbaren Empfänglichkeit, mit der eine fast ebenso große Productivität Hand in Hand geht, nimmt er an allen Richtungen seines Zeitalters den lebhaftesten Antheil; in dem wilden Chaos dieser revolutionären Epoche ist kein Ton, der nicht in seinem Herzen nachklänge, keine geistige Bewegung taucht auf, für die er nicht ein rasches und glückliches Verständniß hätte. Allein diese allzu große Empfänglichkeit verhindert ihn nicht nur, sich einer bestimmten Richtung so ganz und vollständig anzuschließen, wie es der einheitliche Ton des Kunstwerks erfordert, sondern sie läßt ihn auch nicht zu jener Objectivität und Ruhe der Darstellung gelangen, ohne die ein wirkliches Kunstwerk überhaupt nicht gedacht werden kann. Wenige Dichter haben in so jungen Jahren bereits eine solche Universalität der Bildung und der Interessen gezeigt wie Max Waldau; mit dem ganzen titanenhaften Ungestüm der Jugend, dabei von rastlosem Fleiße, suchte er sich jede Art von Kenntniß anzueignen und jedes Wissen zu erschöpfen. Allein grade diese Vielseitigkeit, in welcher er wiederum ein getreuer Repräsentant unserer Tage ist, wurde verhängnißvoll für ihn; in einer Zeit, wo jeder, auch der Dichter nothwendig Partei ergreifen und eine Fahne bekennen muß, zu der er sich hält, schwankte er zwischen den Parteien hin und her — oder vielmehr er gehörte allen und zugleich keiner an, die Universalität seiner Bildung begegnete überall verwandten Fäden und ließ ihn andererseits auch überall schwache Stellen entdecken, von denen er sich zurückgeschreckt und abgestoßen fühlte. Seine philosophischen Studien hatten ihn dem Radicalismus in die Arme geführt; er schwärmte für jenes Ideal allgemeiner Brüderlichkeit, das unter den Stürmen des Jahres Achtundvierzig zum Theil auf so wunderliche Art ins Leben gerufen werden sollte und von dem wir dann, nicht ohne unsere Schuld, wieder so weit weggeschleudert worden sind. Aber zugleich verstattete sein scharfer kritischer Verstand ihm nicht, sich über die Unzulänglichkeit dieser radicalen Doctrinen, noch über die Schwächen und Thorheiten ihrer Vertreter zu täuschen, während andrerseits sein poetisches Gemüth und vielleicht auch gewisse persönliche Neigungen und Gewöhnungen von dem Glanze der wie es schien dem Untergange geweihten Aristokratie sich aufs lebhafteste ergriffen und angezogen fühlten. Das alles brachte ihn denn, ungeachtet seiner praktischen Tendenzen und wiewohl er selbst die innigste Verwandtschaft der Literatur mit dem Leben als eine nothwendige Voraussetzung der erstern betrachtete, nichtsdestoweniger in eine gewisse abstracte Stellung, die vielleicht sehr geeignet war, scharfsinnige Reflexionen und Betrachtungen über den Gang der Zeit anzustellen: allein um Kunstwerke von allgemeinem Werthe zu schaffen, war der Boden dieser Weltanschauung denn doch zu beweglich und aus zu widersprechenden Elementen gemischt. Dazu kam nun, daß Max Waldau sich — und leider, wie der Erfolg gezeigt hat, mit nur allzu richtigem Vorgefühl — einem frühzeitigen Tode verfallen glaubte; er litt an einem organischen Herzfehler, der ihn zu Zeiten mit heftigen körperlichen Beschwerden heimsuchte und, mitten in einer scheinbaren Fülle von Kraft und Gesundheit, sein Leben jeden Augenblick mit einem jähen Ende bedrohte. Max Waldau selbst hat das Eigenthümliche derartiger Herzkrankheiten an einem seiner Romanhelden geschildert; sie verleihen demjenigen, der daran leidet, gleichsam zum Ersatz für die fortwährende Todesgefahr, in der er schwebt, eine gesteigerte Empfänglichkeit für alle Eindrücke der innern und äußern Welt, die krankhafte Reizbarkeit des Körpers erzeugt eine wunderbare Steigerung der geistigen Kräfte, das Lebensöl, dessen Tropfen schon gezählt sind, quillt eben deßhalb um so mächtiger und brennt mit um so glänzenderer Flamme, gleichsam als wüßte es selbst die Nähe des Augenblicks, wo diese Flamme auf ewig verlöschen soll ...... Es ist ferner eine allgemeine Schwäche der Jugend, daß sie, einmal zum Worte gelangt, auch glaubt, bei jeder Gelegenheit und mit jedem Worte, das sie spricht, alles sagen zu müssen, was sie nur irgend auf dem Herzen hat. Die Jugend weiß noch nicht oder glaubt noch nicht daran, daß kein Baum auf den ersten Streich fällt; so oft sie das Schwert zieht, will sie auch gleich die ganze Welt erobern; in der Gluth ihrer Begeisterung, berauscht von ihren eigenen Idealen, meint sie noch, der Sieg der Wahrheit könne gar nicht zeitig und nicht vollständig genug errungen werden, und weist mit Geringschätzung jene Abschlagszahlungen zurück, mit denen der Mann, belehrt durch die Erfahrungen eines mühevollen Lebens und denen, die nach ihm kommen, auch etwas vertrauend, sich wohl oder übel zufrieden giebt; selbst ein Kind des Augenblicks, glaubt die Jugend auch die Geschicke der Welt noch an den Erfolg des Augenblicks gebunden und fürchtet die ganze Zukunft zu verlieren, wenn sie auch nur einen Moment der Gegenwart scheinbar ungenützt vorüberläßt; ihre Hoffnungen und Träume an die Stelle der Wirklichkeit setzend, kennt sie noch nicht jene herbe und doch so nöthige Tugend der Entsagung, zu welcher wir älteren allmälig in der strengen Schule des Lebens erzogen werden. Dieser allgemeine Drang der Jugend mußte bei Max Waldau noch um ein Bedeutendes gesteigert werden durch das Bewußtsein seines körperlichen Leidens und die Ahnung des vorzeitigen Endes, dem er entgegenging. Er hatte in der That keine Zeit zu verlieren; schon berührt von der Hand des Todes, mußte er eilen, diese ganz reiche Welt von Entwürfen, Anschauungen und Gedanken, die er in sich verschlossen trug, künstlerisch zu verkörpern und ihnen eben dadurch eine Dauer zu sichern, die über die kurze Spanne seines eigenen Daseins hinausreichte. Daher diese fieberhafte Hast seiner Production; daher diese sich überstürzende Fülle der Entwürfe, die nicht selten so groß war, daß eins über dem andern liegen blieb, darunter zum Theil gerade diejenigen Werke, die ihm am meisten am Herzen lagen und denen er selbst den größten Werth beimaß, wie denn z. B. sein großer auf fünf Bände angelegter historischer Roman „Der Jongleur", der wiederum nur der poetische Vorläufer einer ausführlichen, aus den Quellen bearbeiteten „Geschichte der Troubadoure und ihres Zeitalters" sein sollte und von dem er in Briefen und Gesprächen wie von einem längst fertigen Werke zu reden pflegte, unvollendet geblieben ist. Daher aber auch — mit wenigen leichterkenntlichen Ausnahmen, zu denen wir besonders seine 1850 erschienene Canzone „O diese Zeit!" rechnen — in dem, was er wirklich zu Stande brachte, diese Unfertigkeit und Zerflossenheit der Form; daher diese vielfachen Episoden und Abschweifungen, die oft völlig aus dem Rahmen des Kunstwerks herausfallen; daher überhaupt dieser Mangel an Selbstbeschränkung und dieser echt jungdeutsche Trieb, alle Fragen der Zeit mit einem kurzen Machtspruch zu lösen und bei jeder Gelegenheit über alles und noch einiges zu sprechen. Es ist diese Erscheinung um so merkwürdiger, als wenige Dichter der Gegenwart theoretischerweise eine lebhaftere Empfindung von der Nothwendigkeit einer geschlossenen Kunstform besaßen und überhaupt eine größere Ehrfurcht vor den strengen und keuschen Forderungen der Schönheit hatten als Max Waldau. Allein das ist ja eben der Fluch dieses in sich zerfahrenen Zeitalters, daß wir, selbst mit dem redlichsten Willen und der klarsten Einsicht, gleichwohl hinter unsern eigenen Idealen zurückbleiben und den Weg nicht finden können, der aus der grauen Steppe der Theorie auf die grüne Wiese der Wirklichkeit hinüberführt; es ist ein rasch lebendes Jahrhundert, das, von Tantalusqualen gepeinigt, von Versuch zu Versuch fortaumelt und seine eigenen Pflanzungen wieder einreißt, bevor sie noch haben Wurzel schlagen können."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redakteur: Dr. J. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

№ 7. Bremen, 13. Februar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

---

* Bruchstücke aus einem Drama: Chastelard.

Von Wilhelm Kiesselbach.

Vierter Act.

Zweite Scene.

Der Saal der Königin. Man sieht auf dem Corridor Wachen aufziehen. Dann treten Graf Murray und Lethington im Gespräch herein.

James. (Graf von Murray.)

Ihr achtet nicht der Zukunft, Lethington!
Wohl dien' in Lehn ich meiner hohen Schwester;
Doch gilt mir höher noch der Insel Heil.
Sie muß den Damm der Picten niederreißen,
Sonst kann sie nicht dem Festland widerstehn.

Lethington. (Lord Maitland.)

Die Insel schirmt das Meer, das wird gewiß
Noch manches fremden Herrschers Gier bezähmen.
Auch sind im deutschen Reich der Freunde viel
Von Luther's, Zwingli's und Calvin's Genossen . . .

James.

Wer Frieden will, der rüste sich auf Krieg!
Die Römer, Angeln, Dänen und Normannen
Trug schon die falsche See zum brit'schen Strand;
Und Deutschland blickt nach uns um Freundeshülfe,
Ihm stöhnt die Brust vom spanisch-röm'schen Alp!

Lethington.

Es sträubt sich mir, den Schotten aufzugeben;
Denn anders ist das Volk von Engelland,
Von anderm Blut, Gesetze, Kirche, Sitte —
Der Heimath Seele schiene mir entflohn,
Wenn leer das Königsschloß von Edwinsburg.

James.

Dem Schotten bleibet, was ihm eigen ist,
Ob auch e i n Staat umfaßt die grüne Insel,
E i n Fürst, e i n Parlament, ein einzig Heer
Und e i n e r Flotte holzgefügte Mauer.
Gewalt'ger Art erbaut sich jetzt das Reich,
Seit durch Columb die Welt so groß geworden:
Des Landes Lage, seiner Aecker Mark,
Die freien Straßen seiner blauen Ströme,
Der Küste Häfen und der Berge Wall
— Wie sich zum starken Ganzen Alles rundet,
Vom Zufall nicht, gefügt von Anbeginn —
Schließt auch zu ganzem Volk die alten Stämme,
In dessen Leib die treu verbundne Kraft
Belebend alle Glieder frisch durchströmet. — —
Und solche klippensteile Wogenburg
Giebt's keine zweite wieder auf der Erden!
Das hat die graue Sage wohl erschaut,
Die dunkel vom Phönikergotte meldet,
Er sei nach Sidon's und nach Tyrus' Fall
Zum fernen Westen trauernd ausgezogen
Und schlafe nun auf einem Inselpaar
Im weiten, nie befahrnen Oceane . . . .
Des Gottes Eiland ist Brittania!
Die Stunde naht, um Kronos aufzuwecken,
Daß seines Banners rothes Doppelkreuz
Auf allen Meeren stolz im Winde wiege;
Und wer die See beherrscht, beherrscht die Welt! —
Laßt auch die Schotten diese Flagge hissen!

Lethington.

Mylord, mir schwindelt fast vor Eurem Ziel! . . . .
Was aber wird Maria dazu sagen,
Daß sie der Unterthanen künft'gen Glanz
Bezahlen soll mit Steinen ihrer Krone,
Mit Zähren aus des Frauenherzens Quell?

James.

Dies ist der einz'ge Weg, um sie zu retten —
Ich sehe für die Schwester nur die Wahl:
Als K ö n i g i n dem Wort der Zeit zu folgen,
Als W e i b zu weichen von der Väter Thron.
Denn glaubt, von keinem Panzer wird der Busen
Gezwängt wie von dem flamm'gen Hermelin.
Wohl keucht und seufzt der Mensch in engen Schranken,
Geschmiedet an die Kette seiner Noth;
Doch ringt er mit der Hände harten Schwielen
Dem Hunger seiner Seele Freuden ab . . . .
Wen aber hoch das Schicksal hat gehoben,
Befreit von niedrer Erdensorge Wucht;
Deß Hirn gehört dafür dem Geisteskampfe,
In dessen Schläfen pocht des Staates Schlag.
Die Brust, dem eignen kleinen Schmerz verschlossen,
Gehorchet nur des Reiches Athemzug,
Des ganzen Landes Leiden auszutragen,
Und jauchzt und bricht mit seines Volks Geschick —
So wäget Gott die Schalen gleich hienieden.

(Bei den letzten Worten ist der Großprior eingetreten.)

Lethington.

Der Großprior! — Mylord, wir sind belauscht!

Großprior. (Herzog von Aumale.)

Mir hat die liebe königliche Nichte
Dem Rathe beizuwohnen heut gewährt,
Daß unter meinem Schutz sie sicher wandelt
Auf ihrem rauhen Gang zur zweiten Eh'.

James.

Wohl, Monseigneur! Nur mögt Ihr Euch erinnern,
Daß Ihr in Schottland, nicht in Frankreich seid —
Der Guisen Damen spinnen gerne Fäden,
Gelegentlich zu drehen sie zum Tau.

(Es treten ein vom Corridor die Mitglieder des geheimen Raths: Herzog von Chatelleranlt, Earl von Morton, von Marschall, von Huntly, D'Argyle, Bothwell, Erral, Montrose, Glencairn, Lord Erskine — dann schließt sich der hintere Vorhang.)

Königin.

(in schottischer Nationaltracht kommt von links in Begleitung der Gräfin Murray.)

Ich bitt' Euch herzlich, meine gute Gräfin,
Wenn diese weisen Männer sich entfernt,

Dann kommt mit Eurer Davidsharfe wieder
Und singet vor dem nahen Schlafengehn
Mir noch ein Lied von Elanor und Tlawine.
(Gräfin Murray nach einem Handkuß links ab.)

Räthe.

Lang lebe Schottlands holde Königin!

Königin.
(im Gehen dankend:)

Und Gottes Segen ruh' auf unsern Gauen!
(dann steht sie an ihrem Sessel, rechts James, links der Großprior, die Räthe im Halbkreise vor ihr.)

Ihr habt uns oft erzählt, gewerthe Herrn,
Von unsrer frommen Mutter letzten Stunde,
Als sie, zermalmt durch der Regentschaft Last,
Euch hier im Schloß an's Sterbebett gerufen
Und unter Thränengüssen dann beschwor,
Englands wie Frankreichs Truppen wegzuweisen;
Daß endlich nach dem blut'gen Bürgerkrieg
Der Schotten Macht zu neuer Knospe treibe —
Was damals Ihr mit Kuß und nassem Aug'
Gelobet so Marien von Lorraine,
Das wollt erfüllen nun in guter Treu
Maria Stuart, König Jacob's Tochter,
Wenn jetzt mit Euch ich kiese den Gemahl! (sie setzt sich.)

James.

Wir haben All nach redlichstem Gewissen
Des Reichs gewicht'ge Frage lang geprüft,
Der Königin, des Landes Beste wahrend,
Und bitten ehrfurchtsvoll die Majestät,
In Hulden Ihr Gehör uns zu verleihen —
Lord Maitland wird verlesen den Bericht. (die Königin nickt zustimmend.)

Lethington. (liest von einer Papierrolle.)

Wie schon der theuren Herrin kleine Wiege
Umschwärmt gewesen von der Prinzen Schaar,
Darunter Heinrich, Englands mächt'ger König,
Mit Ungestüm für Eduard von Wales
Des neugebornen Mädchens Hand gefordert;
Bis endlich Franz von Frankreich zu Paris
Der beiden Reiche Herrschaft mit ihr theilte —
So wird auch jetzt die königliche Frau,
Die kaum entfernt die weißen Trauerflore,
Umworben von der Fürsten edlem Kreis . . . .
Europa harrt gespannt der Hochzeitfeier!
Zuerst gemeinet Philipp's junger Sohn,
Don Karl von Spanien, zu des Vaters Erbe,
Das schier umstrickt die Hälfte dieser Welt,
Zu Mailand, Niederland, den zwei Sicilien
Und zu der alten Freigrafschaft Burgund
Auch noch die schott'schen Berge beizufügen —
Wir würden für Madrid da zur Provinz,
Worin das Nordlicht unsrer Winternächte
Verblaßte vor der Scheiterhaufen Loh'!
Ingleichen hat dem Cardinal von Guise
In Innspruck jüngst der Kaiser Ferdinand
Den Erzherzog von Oestreich vorgeschlagen —
Katholisch, machtlos, ohne Geld und Heer . . . .
Was kann ein solcher Mann dem Lande nützen?
Dann strebet Eric, Schwedens eitler Fürst,
Weil ihm Elisabeth die Hand verweigert,
Zu schreiten mit Maria zum Altar —
Man sagt, er sei zuweilen wirr im Geiste.
Zuletzt noch ist vom Herzog von Nemours,
Graf Arran und dem Herzog von Ferrara
Zum mindesten Erwähnung hier zu thun —
Die kleinen Herren suchen reiche Bräute.
Dagegen schätzt der Krone treust'ter Rath
Den Antrag Eurer staatserfahrnen Muhme,
In tiefster Ehrfurcht, Eurer Einsicht werth . . . .
(hält inne, da die Königin schweigt, fragt er weiter:)
Vielleicht geruhen Eure Majestät,
Hier selber den Gesandten zu vernehmen?
Lord Randolph bringt der Liebe wärmstes Wort.

Königin.

Ich weiß das! — Gut! — Er möge vor uns treten
Und finden hier der Liebe — gleiches Maß!
(Ein Rath geht durch den hinteren Vorhang ab und tritt mit Randolph wieder ein.)

Randolph.
(läßt sich vor der Königin auf's Knie nieder, sie winkt ihm aufzustehen und zu reden.)

Im Namen meiner gnädigsten Monarchin,
Die mich mit dieser Sendung hat beehrt,
Entbiet' in Demuth ich der Base Grüßen
Dem Herzen Eurer hohen Majestät.
Und weil Elisabeth im Schrein des Busens
Das Wohl von Euch und Eurem Lande hegt,
So bittet sie, daß reiflich Ihr erwäget,
Ob Ihr nicht würdig haltet als Gespons
Lord Dudley, Graf von Leicester, ihren Vetter,
Der Mannesschönheit und der Bildung Preis . . . .

James.

Der Gatte wird mit England uns vereinen;
So glättet beiden Völkern sich die Bahn.

Großprior.

In London ist er Burleigh sehr im Wege,
Drum schickt er ihn nach Schottland auf den Thron.

Königin.

Mylord, Ihr seid am Hofe gern empfangen;
Doch eh' wir hören Eurer Botschaft End,
Laßt klar und ohne Hehl zuvor mich wissen,
Wie steht in Windsor jetzt mein gutes Recht?
Ich beuge mich der Königin Ermessen —
Im weichen Willen ein gehorsam Kind —
Als wär' sie meine Mutter oder Schwester:
Nach ihrem Wunsch besetzt' ich meinen Rath
Und tilgte gar der brittischen Krone Zeichen,
Die lang geführet König Franz und ich,
In meinem schottisch-fränk'schen Waffenschilde . . . .
Von ihr geleitet, tausch' ich meinen Ring.
Nur muß sie mich als Erbin anerkennen —
Im dritten Gliede weist auch mir der Stamm
Zu Heinrich Tudor, unsrer Beider Ahne . . . .
Wie steht in England jetzt mein gutes Recht?

Randolph.

Elisabeth wird ohne Kinder bleiben;
Da trotz der liebesiechen Freier Zahl,
Die schmachtend stets sich drängt vor ihren Füßen,
Mit keuschem Sinn sie lange schon beschloß,
Einherzugehn in jungfräulichen Ehren,
Diana's fleckenreines Ebenbild.

Großprior.

Ha! Ha! Honny soit, qui mal y pense.

James.

Was saget Ihr, mein würdiger Großprior?

Großprior.

Ich wähne nur, daß Englands neue Lehre
Doch klug gemacht, der Königin Geburt
In eignen guten Rechten nachzuhelfen.
Sonst wüßte ja dem Kinde der Boleyn
(mit einer höhnischen Bewegung gegen James:)
Sich auch ein Balken durch das Wappen schieben.
So fragt indeß das Land sie nicht genau,
Mit welchem Reis der Königsbaum gezweiget? — —

James.

Man hat sich das von Frankreich wohl gemerkt:
Es war gewiß ein sehr bewährtes Mittel,
Das dünn gewordne königliche Blut
Mit einer Kaufmannstochter aufzufrischen,
Geboren im Kontor der Medici!

Königin.

Noch laßt Ihr mich der offnen Antwort harren,
Erkennt Elisabeth mein Erbinrecht?
Ich will es endlich ohne Hehlen wissen!

Randolph.

Die Jahre fördern wohl, was Ihr begehrt,
Doch heute redet nicht von ihrem Erben;
Denn immer gellt ihr das verhaßte Wort
Gleich schrillen Todtenglocken vor den Ohren!

Großprior.

Wahrhaftig, ja, noch denkt sie nicht ans Grab
Und putzt der Jugend zweifelhafte Reste;

Wie jüngst geschildert Melvil's „Staatsbericht“,
Daß oft des Tags die „königliche Jungfrau“
— Trotz ihrer allbekannten Sparsamkeit,
Graf Murray weiß Euch mehr davon zu sagen —
Dreimal in andern Kleidern sich ihm zeigt:
Bald als Französin, bald nach Englands Trachten,
Bald knüpft sie wie die Mädchen von Florenz
Das „goldne“ Haargewind in Seidennetze,
Dann spielt sie Harfe, führt den Reigen an,
Damit der frauenkund'ge Lord entscheide,
Weß Nacken weißer, feiner wessen Hand,
Wer leichter tanze, besser Laute schlage,
Wer schöner von Gesicht, ob Ihr, ob sie?

Königin. (steht auf.)

Und was entgegnet' ihr mein Abgesandter?

Randolph.

Es schwebt in jedem Reiche, Majestät,
Ein hehrer Schein vor allen andern Damen
Um seiner Königin gesalbtes Haupt;
So kniet der Schotte vor der schönsten Fürstin,
So blicket England auf Elisabeth!

Königin.

Wenn Melvil's Wendung ähnlich hat gelautet,
Weiß sie durch ihn so Viel, als ich durch Euch!
— — Halt! . . . . Eben wird mir Alles hell im Geiste:
Nun sendet sie den Grafen Leicester her,
Daß ihr der Buhle sichre Kunde spüre,
Verrathe dann sein ehgetrautes Weib! . . . .
Drum soll ich ihren Unterthanen wählen,
Ich — Schottlands, Frankreichs, Englands Königin!
Nein, nein, Mylords, das wollet nicht verlangen,
Nein, nein, Mylords, nein, nein, das kann ich nie!

(Allgemeine Bewegung unter den Räthen.)

Randolph. (zu James.)

Ist so der Fürstin gültig Wort gesprochen?

Großprior.

Da habt Ihr Eurer Werbung Endbescheid!

James.

Noch hoff' ich einen bess'ren Euch zu geben.
Doch lassen wir die Herrin jetzt allein;
Die Gräfin ruft mit milder Harfenstimme
Zu Ruhe bald ihr rasch erregt' Gemüth.

(Während sich die Räthe James, Randolph und der Großprior verabschieden, steht die Königin sinnend da.)

Königin.

Wo längs der Seine grünem Ufer
Zu Saint Germain der Ulmenhain sich dehnt,
Da lehrte Ronsard mich die Kunst der Dichter,
In Sehnsuchtbeben quoll der Busen auf.
Es kos'te mir der schwanken Gipfel Flüstern
Ein Ahnen zu von Liebesseligkeit,
Und mich umschwirrten fröhlich die Gespielen,
Libellen gleich, auf silberkrausem Bach.
Ein jeder Morgen brachte thau'ge Kränze,
Ein jeder Abend frohen Sang und Scherz . . . .
Hier schrecket vor der Menschen finstren Mienen
Zurück der scheuen Kelche würz'ger Hauch:
Die Lilien sind zur Diestel mir geworden,
Das ist zu Schottlands dornenstarres Bild.
Mit meines Reiches giftgeballtem Drachen
Kämpft nun des Jugendtraumes Lichtgestalt —
Wem wird zuletzt der Sieg die Palme reichen? . . . .

(Gräfin Murray tritt von links mit einer kleinen Harfe herein.)

Ach, theure Gräfin, laßt an Eurem Hals
Mein einsam zitternd Wehe satt sich weinen!

Gräfin.

Heut' sind der Hochlands Mährchen wohl zu schwach,
Euch sanft der Seele Trauer einzuwiegen;
Drum will ich kühlend um die heiße Stirn
Des Lebens frische Blumenranken flechten.
Noch kennt Ihr nicht des Weibes heil'ge Weih',
Die jubelnd übertönet jede Klage,
Wenn Ihr, erkauft von Eures Grabes Rand,
Den Erben an des Busens Bronnen tränket . . . .
Es lösen in des Säuglings erstem Blick
Der Mutter alle Räthsel sich auf Erden.

Königin.

Ja, wenn in Ihres Kindes Augenstern
Das Lächeln des geliebten Gatten spiegelt;
Sonst senket sich der Eltern Zwietrachtsfluch
Auch in den Keim der jungen Pflanze nieder;
Daß oft ihr erst des späten Herbstes Eis
Der Wurzel fressend bösen Wurm vernichtet.
Und welches Schicksal winkt dem Königssohn,
Da keine Krone darf um Liebe werben?!
Geht heim, Mylady, raubt die Stunde hier
Den wachen Sorgen nicht um Euren Knaben . . . .
Dem Himmel Dank, der schwere Tag ist aus — —
Erst bet' ich noch für meines Volkes Frieden,
Dann träum ich mich nach Frankreich — gute Nacht!

(geht nach links ab.)

Gräfin.

Und mögen Schottlands Elfen Euch umgaukeln!

(James kommt aus dem Hintergrunde herein, man erblickt beim Zurückschlagen der Portiere auf dem Corridor Wachposten.)

James.

Ich komme, dich zu holen, liebes Herz!

Gräfin.

Mylord, wie sündig hab' ich oft gehadert,
Daß König Jacob nicht in zücht'ger Ehr'
Lochleven's schöne Tochter, Eure Mutter,
Zu sich gesetzt auf Robert Bruce's Thron —
Dann wäret unser König Ihr geworden!
Nun lernt' ich Gottes Fügung erst versteh'n:
Im Purpur schlängen Eurer Arme Bande
Sich nicht so innig um die trunkne Brust!
Was einst in Gram der Mutter ging verloren,
Gewann für sich der Gattin stilles Glück . . . .
Das lindert wohl der Wunden Brand ein wenig?

(schmiegt sich an ihn.)

James.

Mein liebes Weib!

Königin. (von rechts hinter der Scene.)

Zu Hülfe, Hülfe, hei!
Ein Mörder! hinter'm Bette, Hülfe, Hülfe!

(James zieht den Degen nach rechts stürzend.)

James.

Zurück, Mylady! He! die Wache her!

Königin.

(flüchtet von rechts heraus, Chastelard hält sie umschlungen.)

Ein Mörder! Stoßt ihn nieder! Hülfe! Hülfe.

Chastelard.

Maria! Herrin! einen Gruß der Huld! . . . .
Habt Ihr so völlig Chastelard vergessen? . . . .

(läßt seinen Mantel fallen.)

Königin.

(ihn erkennend.)

Oh, Chastelard! — —

(bricht zusammen, die Gräfin um sie beschäftigt.)

James. (die Wache ist eingetreten.)

Den Degen, Chevalier! — —
Ihr seid Gefangener jetzt von Schottlands Staate!

(Chastelard reicht ihm seinen Degen.)

Und morgen hält der Sheriff Euch Gericht.
Der Königin im Schlafgemach zu lauern,
Das kostet Euch den Kopf durch Henkers Beil!

Chastelard.

(sieht nur die Königin an, die bei den letzten Worten die Augen aufschlägt; dann, indem er abgeführt wird:)

Sie lebt, sie lebt, ich hab' sie nicht gemordet!

(Vorhang fällt.)

Berichtigung. In der vorigen Nummer, Seite 43, Sp. 2, Z. 15, ist statt: in einer Bahn, in irrer Bahn zu lesen.

* Alterthümer in der Schweiz.

Vom Genfersee, im Februar.

Sie haben vor Kurzem Ihre Leser mit den Resultaten der Untersuchungen bekannt gemacht, welche der Naturforscher Troyon über die antiquarische Ausbeute der letzten Jahre angestellt hat. Da dieser Gelehrte, abweichend von dem Verfahren der meisten Alterthumsforscher, welche dergleichen Dinge mit ermüdender Ausführlichkeit zu behandeln pflegen, seine Beobachtungen mit aller Kürze in kleinen französischen Schriftchen giebt, so werden Sie vielleicht auch den folgenden, auf Thatsachen sich beschränkenden und nur kurze Winke beifügenden Berichten einen Platz einräumen.

„Die Zahl der in Bel-Air entdeckten Gräber beläuft sich auf 300. Meine Nachforschungen haben Veranlassung zu verschiedenen Beobachtungen gegeben, wovon einige historische Wichtigkeit haben.

Drei Lagen Gräber haben sich klar ergeben. Die älteste Lage, die 5 bis 6 Fuß Tiefe hat, ist, nachdem sie den ganzen Raum des Kirchhofs eingenommen hat, nicht durch spätere Beerdigungen zerstört worden, wie das heutigen Tages fast allgemeiner Gebrauch ist. Man machte, als man zum zweiten Male dies Gräberfeld durchging, Gräber von geringerer Tiefe; so blieben die ersten unberührt. Eine dritte Lage wurde auf gleiche Weise gebildet, doch war eine neue obere Schicht unmöglich, da man nur einen oder zwei Fuß von der Erdoberfläche entfernt war; auch sind mehrere Gräber dieser oberen Lage geöffnet worden, um neue Todte darin beizusetzen; hiervon kann man sich leicht überzeugen, denn man findet in demselben Grabe bei einem in gehöriger Lage liegenden Skelette, übereinander geworfene Knochen eines andern menschlichen Skelettes.

Die Alterthümer, die man in diesen drei Lagen aufgefunden hat, gehören derselben Kunstart an. Die Formen der Waffen und der Zierrathen sind nach denselben Vorbildern gefertigt, und die Leichengebräuche sind ganz ähnlich. Der Fortschritt in der Industrie ist aber von einer Lage zur andern unverkennbar; außerdem sind die unteren Gräber viel weniger reich an Zahl als an Ausschmückung der Gegenstände.

Man findet einige römische Münzen in den drei Lagen, die aber zu historischer Bestimmung nicht genügend sind. In den zwei oberen Lagen hat man aber Namenszüge der Merovinger entdeckt; und eines der neuesten Gräber, das zu einer neuen Grablegung geöffnet wurde, enthielt zehn Münzen Karls des Großen, die bei dem Becken des Skelettes lagen. Diese Münzen waren an verschiedenen Plätzen geschlagen. Man hatte sie in einen Stoff gewickelt, von dem noch einige Spuren vorhanden waren.

Wenn man alle entdeckte Gegenstände zusammen beobachtet, so muß man annehmen, daß die Gräber von Bel-Air aus der Zeit vom fünften bis zum neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen; es ergiebt sich ferner, daß die auf einander folgenden Generationen, die hier in dieser Periode beerdigten, nur die Helvetier und Burgunder sein konnten. Aehnliche Gräber sind noch an mehr als 40 Stellen im Waadtlande vorhanden.

Die in den aufgefundenen Gräbern, sowohl in der Schweiz als in Deutschland und Frankreich, gesammelten Gegenstände haben sehr unterscheidende Merkzeichen. So herrscht die zweischneidige Streitaxt bei den Franken vor, das lange Schwert bei den Allemannen, der kurze, breite Säbel bei den Burgundern. Bei den Einen bewundert man den Reichthum in den Glassachen, bei den Andern in den Spangen, und bei den Letzten ist einer der charakteristischen Züge die Schönheit der Damascirung und die Anzahl christlicher Symbole. Dem entsprechen die Resultate von Nachgrabungen in Deutschland, England mit Frankreich vom Jura bis zu den nördlichen Departements. Der Abt Cocher hat die Ergebnisse seiner unermüdlichen Nachforschungen in der Normandie veröffentlicht. Gosse hat die männlichen Gräber am Fuße des Saleve in Savoyen aufgefunden.

Es ist zu bemerken, daß die Geographie dieser alten Gräber durch die Grenzen des alten, römischen Reiches bestimmt wurde, und daß die Hauptelemente, die bei dieser neuen Kunstoffenbarung mitwirken, dieselben sind, die der modernen Gesellschaft als Grundlage dienen. Der Römer wirkt auf die Rohheit des Siegers zurück, der Barbar bringt seinen Theil Energie dazu, das Christenthum seine civilisirende Macht. Heiße das Volk, das in diese Mitte gestellt wird, Sachse oder Burgunder, so wird es dem allgemeinen Einfluß unterworfen werden und in gewisser Weise das Siegel seiner Eigenthümlichkeit demselben aufdrücken.

Die Monumente derselben Epoche werden außerhalb dieser Daseinsbedingungen fortfahren den Ausdruck des alten, heidnischen Lebens an sich zu tragen; und wenn einige scandinavische Formen nach dem Süden übergehen, z. B. zu den Angelsachsen, so haben sich südliche Vorbilder mit dem Christenthum im Norden eingeschlichen. Im zehnten Jahrhundert räumen sie den Producten einer neuen Industrie den Platz ein, und man begegnet ihnen nur noch als seltenen Ausnahmen.

Diese Entdeckungen, die uns bis zum Ursprung der modernen Gesellschaft zurückführen, verdienen es, die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers zu erregen. Der ununterbrochene Zusammenhang und die Uebereinanderfügung der Gräber von Bel-Air zeigt uns schon die ersten Spuren der Civilisation vom fünften bis neunten Jahrhundert n. Chr. Das Ganze dieses großen Friedhofs und alle ähnlichen Monumente bieten uns neue Documente zum Studium der ersten Jahrhunderte des Mittelalters dar.

Eine kürzlich im Walde von Bernand-Dessous vorgenommene Untersuchung hat eine neue Scene helvetischer Sitten ans Tageslicht gebracht, die uns an die barbarischen religiösen Gebräuche der Gallier erinnert; mehrere Stellen alter Schriftsteller erwähnen dieselbe. Die Gallier brachten nicht nur Menschenopfer auf den Gräbern dar, sondern sie ordneten auch Opfer an, um Unglück abzuwenden, von dem sie bedroht waren, oder um sich die Götter geneigt zu machen. Sie nahmen Unschuldige, wenn sie weder Gefangene noch Schuldige hatten.

Eine dieser letzten Ceremonien fand über den Schluchten der Mexbre statt. Ein Hügel von 6 Fuß Höhe und 120 Fuß Umfang bedeckte unter dem Schatten der Eichen von Bernand-Dessous die Ueberbleibsel von 12 menschlichen Skeletten, die ohne Ordnung von der Tiefe bis zur Höhe des Grabes reichten, umgeben von der Erde, welche die untere Schichte des Hügels bildete, und Kieseln, die man darüber angehäuft hatte. Die große Zersetzung der Gebeine erlaubte nicht immer gehörig die Lage der Körper würdigen zu können; doch zeigte sie etwas unregelmäßiges, sobald man die Spuren derselben verfolgen konnte. Die Hirnschale des einen ruhte auf den Knieen; andere waren nicht regelrecht ausgestreckt: einer unter andern, der auf der linken Seite lag, hatte den Kopf dermaßen zerschmettert, daß die Kinnlade einen Fuß von dem äußersten Theil des Hirnschädels entfernt war; die beiden Ellenbogen desselben Skelettes berührten sich, und während der rechte Vorderarm schräg am Körper nach vorne gebracht war, war die rechte Hand derart auf die Schulter zurückgelegt, daß die Armspindel und Ellbogenröhre auf der ganzen Länge des Achselbeins desselben Armes ruhten; endlich war das Rückgrat gekrümmt und die Beine zurückgebogen. Hinzufügen müssen wir auch, daß die von den schlecht erhaltenen Skeletten aufgefundenen Zähne jungen Leuten angehörten. — In allen Theilen des Grabes waren zahlreiche Kohlen und Bruchstücke von Töpferwaaren herumgestreut sowie auch an einigen Stellen Ueberbleibsel von verkalkten Thierknochen, aber nirgend fand man eine Aschenurne noch ein Hauptbegräbniß.

Ein anderes charakteristisches Merkmal dieses Hügels war, daß man ihn um einen erratischen Block (den man offenbar auf seinem Platze gelassen) errichtet hatte. Derselbe ist 5 Fuß hoch und 11 Fuß lang; sein oberer Theil besteht aus einem länglichen Kamm, von

dem der Stein fast senkrecht nach Osten und nach Westen in geneigter Fläche hinabreicht. Dieser Block, auf dem man keine Spur von Menschenarbeit entdecken kann, ist sehr außergewöhnlich. Es ist ein Puddingstein, der solchergestalt durchlöchert ist, daß er 14 Löcher oder Vertiefungen zeigt; mehrere unter ihnen haben Aehnlichkeit mit denen, die man auf einige Altäre einschnitt. Unter anderm senkte sich eine lange, natürliche Fuge längs der geneigten Seite des Blocks; am Fuß derselben befand sich eine halbkugelförmige Vase, die nur Erde enthielt. Die ganze Form des Blockes, die Fuge und die an ihrem Fuße befindliche Vase rufen uns einen jener Altäre ins Andenken, die man beim Eintritt in das Heiligthum der Hertha auf der Insel Rügen findet. Dieser, der aus Granit besteht, ist nicht zufällig wie unser Puddingstein, aber er hat auch zwei Abhänge, und am Fuß des am meisten gesenkten ist ein Stein von kleineren Verhältnissen, der zu einem Becken verarbeitet ist, in ähnlicher Form wie die Vase des Waldes von Vernand. Die Sage berichtet uns, daß auf der andern Seite des Steins das niedergebeugte Opfer der Art erwürgt wurde, daß sein Blut einen Theil des Altars benetzte, ehe es in das Becken floß.

Hat der Puddingstein des Grabhügels von Vernand-Dessous als Altar gedient, — und die zwölf um denselben aufgehäuften Opfer geben uns das Recht zu dieser Annahme, — so fragen wir, wie kam es, daß man ihn mit Erde bedeckte und ihn außer Gebrauch setzte? Können wir auch nicht auf diese Frage eine ganz genügende Antwort geben, so wird es hinreichend sein, ein neues, ähnliches Beispiel anzuführen. Man entdeckt im Thale des Mississippi zwischen dem mexikanischen Golfe und dem oberen See auf verschiedenen Stellen und selbst unter den für jungfräulich gehaltenen Wäldern Grabhügel, an deren Fuße alte Altäre mit Menschenskeletten sich befinden. Diese Altäre sind auch überschüttet, und man weiß nicht, zu welchem Zwecke; gewiß ist aber, daß die Alterthümer Amerikas zahlreiche, schlagende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit denen Europas haben.

Die vorher erwähnten Einzelnheiten können nur im Bezug mit dem Zeitalter stehen, das der römischen Herrschaft in Helvetien voranging. Wir brauchen, um alle Zweifel in dieser Hinsicht zu beseitigen, nur einen Blick auf einige Gegenstände zu werfen, die man bei den Skeletten gefunden hat. Das sind fünf Armbänder, eine Schnalle und ein großer Ring, alles von Bronze, die ungeachtet ihrer Verstümmelung und eine Art von Kunst beweisen, die der römischen Epoche gänzlich fremd war. Vor allen Dingen ist die Töpferarbeit von einer außerordentlichen Grobheit, aber zwei Fragmente von eisernen Ringen erlauben uns nicht weiter als zu den Helvetiern zurückzugehen, die indeß nicht die ersten Bewohner des Landes waren, dem sie ihren Namen hinterlassen haben.

Diese ganze Entdeckung führt uns also um 200 Jahre vor Chr. Geburt zurück und läßt uns einer der religiösen Ceremonien der alten Helvetier beiwohnen. Wir denken uns eine zahlreiche Menge versammelt, die ihre Opfer auf eine der Hochebenen schleppen, welche die Abhänge der Mezdre beherrschen. Ein Scheiterhaufen erhebt sich. Verschiedene Thiere werden geopfert und in die Flammen geworfen, ein Theil derselben wird für das Opfermahl aufbewahrt. Nun vergießen die Druiden das Blut von zwölf Menschenopfern, es fließt auf den Block, den man anfängt mit Kieseln und Erde zu bedecken, indem man um ihn herum die Körper der Opfer wirft. In dem Maße wie die Umstehenden den Hügel erhöhen, überstreut man den Grabhügel mit den Kohlen des Scheiterhaufens sammt den verkalkten Knochen der Thiere; nun streut man auch die Gefäße umher, deren man sich beim Opfermahle bedient hat, die Splitter der Gefäße mischen sich mit den Kieselsteinen. Der Grabhügel ist nun vollendet, und die Menge zerstreut sich in dem Glauben, den Zorn der Götter besänftigt zu haben.

Ob der Platz, den man zu dieser Ceremonie wählte, schon mit einem Walde bewachsen war, läßt sich nicht bestimmen. Man hat kürzlich römische Ziegel unter den Wurzeln alter Eichen nahe beim Grabhügel gefunden. An mehreren Stellen des Waldes hat man ähnliche Entdeckungen gemacht, die nicht daran zweifeln lassen, daß in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung da Wohnungen standen, wo sich später Eichen erhoben. Uebrigens giebt es in unserm Lande mehr als einen Wald, der die Trümmer römischer Bauwerke und älterer Monumente bedeckt.

Christian Friedrich Wurm.

* In der vorigen Nummer wurde mitgetheilt, daß am 2. Februar Professor Wurm in Hamburg gestorben sei. Die wissenschaftlichen und politischen Kreise Deutschlands werden die Kunde von dem Hinscheiden des ausgezeichneten Mannes mit Betrübniß vernehmen. Sein Wesen und seine Verdienste werden in der Nationalzeitung in folgender Weise beleuchtet.

Christian Friedrich Wurm war im Jahre 1803 in einer kleinen Stadt Würtembergs geboren; mehrere seiner nächsten Verwandten gehörten dem geistlichen Stande an, und auch er selbst hatte Theologie studirt, sich aber schon im Jünglingsalter dem Studium der Geschichte und der Staatswissenschaften zugewandt, welchem er bis zu seinem Tode treu blieb.

In den Jahren 1825—1827 besuchte Wurm zum ersten Male England, und aus dieser Zeit rührte seine vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte und den Verfassungszuständen Englands her, von welcher er öfter in den öffentlichen Vorlesungen, die er seit langen Jahren am akademischen Gymnasium zu Hamburg (das hauptsächlich auf seine Anregung vor einigen Jahren zu einem akademischen und Realgymnasium erweitert wurde) vor einem sehr zahlreichen gemischten Zuhörerkreise hielt, glänzende Proben ablegte. Seit fast einem Menschenalter bereitete Wurm die Herausgabe einer populären Geschichte Englands vor, die eine Art Gegenstück zu dem selbst von den Engländern so hochgeschätzten gelehrten Werke Lappenbergs über dasselbe Thema zu bilden berufen war; aber erst im vorigen Jahre wurde die Veröffentlichung dieser langjährigen Arbeit durch die Ankündigung, daß dieselbe einen Theil des von Professor Biedermann in Weimar beabsichtigten historischen Sammelwerks ausmachen würde, in nahe Aussicht gestellt.

Wurm war ein unermüdet thätiger und ungemein belesener Mann, so wie ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Seinem amtlichen Berufe gemäß behandelte er mit besonderem Eifer die Geschichte der Hansestädte überhaupt, und Hamburgs insbesondere, und es muß in der That Erstaunen erregen, wie er, ein geborner Süddeutscher, sich mit den eigenthümlichen Verfassungszuständen Hamburgs in älterer und neuerer Zeit so vertraut zu machen wußte, daß er, der erst im Jahre 1828 nach Hamburg gekommen und 1835 Professor am akademischen Gymnasium geworden war, schon zur Zeit des großen Brandes (1842) den gründlichsten einheimischen Kennern und Forschern auf diesem Gebiete an die Seite gestellt werden konnte. Den Beweis dafür lieferte er in zahlreichen Programmen und Gedächtnißschriften des akademischen Gymnasiums, in vielen Beiträgen zu der Zeitschrift des Vereins für Hamburger Geschichte, so wie in den an jenem Gymnasium und in diesem Vereine gehaltenen Vorträgen. Aber er begnügte sich nicht damit, die auf diese Materie bezüglichen Druckschriften zu benutzen, sondern er machte auch umfassende Quellenstudien in den Archiven und öffentlichen Bibliotheken Hamburgs, Lübecks und anderer deutscher Städte, namentlich in den Sommerferien, wie er denn erst vor einigen Jahren, also in ziemlich vorgerücktem Alter, die holländische Sprache erlernte, um die im dortigen Staatsarchive und in den bedeutendsten Bibliotheken des Landes aufbewahrten Urkunden zur Geschichte der früheren diplomatischen Beziehungen zwischen Holland und den Hansestädten auszubeuten und zu excerpiren. — Wurms Sprachkenntnisse waren über-

haupt sehr umfangreich, denn außer in seiner Muttersprache besaß er ein gründliches Wissen im Französischen und in den nordischen Sprachen und sprach und schrieb das Englische sehr geläufig. Auch im Lateinischen, gegen dessen alten herkömmlichen Gebrauch in den Programmen und Gedächtnißschriften des akademischen Gymnasiums er sich sehr sträubte, wußte er sich, wenn auch nicht gerade klassisch, so doch recht fließend auszudrücken.

Dennoch war Wurm unseres Erachtens als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber weniger bedeutend, denn als Publizist und Journalist. In letzterer Beziehung ragte er unter unseren Zeitgenossen als eine seltene Erscheinung hervor. Besonders wußte er staats-, völker- und seerechtliche, handelspolitische und diplomatische Fragen mit vielem Glück und Geschick zu behandeln. Wir erinnern an seine Beiträge zu Rottecks und Welckers Staatslexikon, zur „Hamburger Börsenhalle", zur „Weserzeitung" und zu der, während der Zeit des deutschen Parlaments erschienenen, später wieder eingegangenen „deutschen Zeitung", vorzugsweise aber an seine Flugschriften über den Sundzoll, den Staderzoll, die Donauschifffahrt, die schleswig-holsteinische Angelegenheit, den deutschen Zollverein u. s. w., wie er sich denn überhaupt nicht bloß über die hamburgischen, sondern auch über die allgemein deutschen und europäischen Verhältnisse bei jeder passenden Gelegenheit aussprach. Im Jahre 1858 wurde er von dem Parlaments-Comité für den Staderzoll nach London eingeladen, um ihm Auskunft über den Stand der Sache zu geben.

In Hamburg redigirte Wurm eine kurze Zeit die kritischen Blätter der Börsenhalle und (1828—1830) den „Glaner." Außerdem enthielten in den ersten Jahren nach 1848 englische Zeitungen häufig Artikel aus Wurms Feder über die schleswig-holsteinische Frage, und im Jahre 1850 ließ er in London unter dem Titel: A letter to Viscount Palmerston concerning the question of Schleswig-Holstein (deutsch Hamburg 1850) eine Flugschrift erscheinen, welche von vielen Bunsen zugeschrieben wurde.

An dem öffentlichen Leben nahm Wurm besonders in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts einen sehr regen Antheil. So war er einer der Verfasser des Commissionsberichts, welcher durch den großen Brand des Jahres 1842 angeregt, Vorschläge zu einer Reform der Hamburgischen Verfassung und Verwaltung machte. Er war ferner Mitglied des Juristen-Vereins in jener Periode (1847—1848), als dieser Verein unter dem Vorsitze des damaligen Advokaten Dr. Heckscher, nachherigen Reichsministers und jetzigen Hamburgischen Ministerresidenten in Wien, zu den Vorkämpfern der hiesigen Reformbestrebungen gehörte. Im Jahre 1848 von einem würtembergischen Wahlbezirke ins deutsche Parlament gewählt, schloß sich Wurm den sogenannten Gothaern an, mit deren Koryphäen er in sehr intimen Beziehungen stand.

Im persönlichen Umgange war Wurm ein sehr liebenswürdiger und gefälliger Mann.

---

* Die deutschen Kunstschöpfungen des Jahres 1858.

Bremen, 10. Februar. Wie der neuliche Vortrag des Herrn Dr. H. A. Müller im Künstler-Verein sich über die jüngsten Schöpfungen der Plastik verbreitete, so war der gestern von ihm gehaltene den Hauptleistungen der deutschen Architektur und denen der monumentalen und historischen Malerei des Jahres 1858 gewidmet, oder vielmehr nur denjenigen Leistungen der letzteren, welche als Vertreter bestimmter Fächer oder Richtungen anzusehen sind. Nachdem als die architektonische Aufgabe unserer Zeit die Rückkehr zum Wesen der antiken und mittelalterlichen Formen unter Anwendung derselben auf das Bedürfniß der Gegenwart bezeichnet war, begann der Vortrag mit den einer Restauration unterworfenen Hauptgebäuden mittelalterlichen Stils, wobei in Köln der Dom und der Gürzenich, in Xanten die projectirte Restauration der St. Victorskirche, sowie die projectirte oder bereits begonnene Restauration, resp. Vollendung der Dome zu Regensburg und Wien zur Sprache kamen. Aus Mangel an vorzulegenden großen Zeichnungen überging der Redner die Fortführung des Baues der neuen Wiener Votivkirche und wandte sich nach München, wo die Neubauten der Maximiliansstraße, die Fortführung der Propyläen, die Restauration der Frauenkirche und das neue Museum der Erzgießerei kurz berührt wurden. Ebenso wurde aus Berlin als Hauptfrage für die künftige bauliche Thätigkeit die Wiederaufnahme des Dombaues erörtert, sowie über die katholische Michaeliskirche und die Gedenkhalle des prinzlichen Palais berichtet.

Nachdem mit kurzer Erwähnung des jetzigen Zustandes der Wartburg die Architektur geschlossen war, begann die Beschreibung und Würdigung der neusten Werke der Malerei mit Steinle's Cartons für die Fresken des neuen Museums in Köln und für die Aegidienkirche in Münster, an welche sich andere monumentale am Rheine (Aachen, Stolzenfels), und die Wiener Vertreter der religiösen Richtung, Kupelwieser und Führich, in ihren Malereien der Altlerchenfelderkirche anschlossen. Nachdem sich der Faden des Berichtes durch das in seiner Weise isolirt dastehende neue Deckengemälde „Apollo als Sonnengott", von Gegenbauer in Stuttgart den Uebergang zur historischen Staffeleimalerei gebildet und über die Vielseitigkeit ihrer Richtungen verbreitet hatte, wurden noch Leutze in seiner Rückkehr Friedrichs des Großen aus Küstrin, Lessing in seinem Heinrich V. und Paschalis, sowie die Schlachtenmaler Kotzebue, Bleibtreu und Dietz hervorgehoben. Zum Schlusse die ganz in antiker Weise behandelte „Nausikaa" von Bendemann, und als neueste Arbeiten von Kaulbach seine Schlacht bei Salamis und seine Iphigenie, jede in ihrer Weise vom Stile der Wandgemälde des Meisters abweichend.

---

* Das Comité des Schillervereins zu Marbach a. N.

an

alle Verehrer Schillers.

Mit dem Jahreswechsel sind wir in das Jahr eingetreten, das uns in dem vorletzten seiner Monate die Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers nahelegt.

Aus unserer Ansprache vom Mai v. J. sind unsere Zwecke bekannt; für diejenigen, denen erstere nicht zu Gesicht gekommen, bezeichnen wir solche aufs Neue:

„Erwerbung des Geburtshauses aus Privathänden, Wiederherstellung in den früheren Zustand und angemessene Ausstattung; — ein Denkmal, wenn auch bescheidenster Art, auf unserer freundlichen Schillershöhe."

Mit großem Danke haben wir zu erkennen, daß uns so viele, und aus manchen Orten reiche, Gaben zugekommen sind; sie belaufen sich auf 2000 fl.; da uns aber die Erwerbung des Hauses in seinem gegenwärtigen Zustande allein 4000 fl. hinnehmen wird, so ist noch nicht die Hälfte unseres Bedarfs gedeckt.

Möchten deßhalb in dem angetretenen Jahr weitere Herzen unserer Sache sich zuwenden und wir in den Stand gesetzt werden, den zu erwartenden Tag in einer des großen Mannes würdigen Weise feiern und die Anstalten zu dieser Feier bald treffen zu können.

Wir ersuchen auch andere Blätter um gefällige Aufnahme.

Marbach am 3. Januar 1859.

Die Comité-Mitglieder:

Stockmayer, Oberamtmann, Vorstand.
Fischer, Rathschreiber.
Fohr, Oberamtspfleger.
Klein, ref. Stadtschultheiß.
Rieckher, Dr., Apotheker.
Eigel, Rechtsconf. und Stadtschultheiß.

Feuilleton.

— * In Kurzem erscheint der achte Band der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ von Varnhagen von Ense. Er enthält die Charakteristik Metternichs, um deren willen Varnhagen den Band zurückhielt.

— * Das in Aussicht gestellte raschere Erscheinen des großen deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm geht endlich vor sich. Soeben wird das erste Heft des dritten Bandes, die Artikel „E“ bis „Eindbe“ enthaltend, ausgegeben. Die Schlußlieferung des zweiten Bandes und die zweite des dritten sollen bald folgen.

— * Eine Schrift von Adolf Stahr „Aristoteles und die Tragödie“ befindet sich unter der Presse.

— * Das Denkmal zur Erinnerung an den Sieg deutscher Waffen unter Ferdinand von Braunschweig bei Minden im Jahre 1759 kommt zu Stande. Es soll 40 Fuß hoch im byzantinischen Stil ausgeführt und auf dem Marktplatze zu Minden aufgestellt werden.

— * Nach Berichten aus Newyork geht man dort mit dem Gedanken um, eine höhere Kunstschule, eine Art Akademie zu errichten; die obere Leitung derselben soll dem Maler Leutze, vor kurzem noch in Düsseldorf, anvertraut werden. Leutze's Washington-Bilder haben in der Union die vollste Anerkennung gefunden. Den Stich seines Uebergangs über den Delaware findet man fast in jedem Hause, sind die Yankees auch sonst nicht sehr wählig, was den Zimmerschmuck angeht, es muß nur in die Augen fallen. Weßhalb denn auch die europäischen Gemälde-Kopiefabriken in der Union bedeutenden Absatz haben.

— * In Berlin giebt man jetzt wieder nach mehrjähriger Ruhe Mozarts reizende Oper „Cosi fan tutte“, deren Text bekanntlich stets der Musik hinderlich gewesen ist. Auch der von L. Schneider gemachte Versuch einer Bearbeitung ist nicht recht gelungen, und nur die wundervolle Musik Mozarts vermag der Oper noch einige Lebenskraft zu geben. Aus Anlaß der letzten Aufführungen in Berlin bemerkt Gumprecht in der Nationalzeitung: „Glaubt man einmal aus dramatischen Rücksichten den Originaltext umgestalten zu müssen, so erscheint es am Zweckmäßigsten, den folgenden Vorschlag Ulibischeffs dabei zu Grunde zu legen; man ändere das zweite Finale dahin ab, daß durch die Wahlverwandtschaften, mit denen es die Musik ohnehin Ernst nimmt, die früheren Verbindungen wirklich gelöst und neue angeknüpft werden. Ein kurzer eingeschobener Dialog könnte es motiviren, daß die Betheiligten in der frühern Wahl sich getäuscht und erst jetzt den wahren Zug ihres Herzens erkannt hätten. Um diese Lösung vorzubereiten, brauchte man in der Exposition des Stücks nur noch ein paar Worte einzulegen des Inhalts, daß die beiden Verlobungen in aller Eile nach dem ersten flüchtigen Eindruck geschlossen wurden. Die ganze folgende Handlung müßte auf solche Weise alles Anstößige verlieren und die an sich ziemlich leichtfertige Wette sich in eine ernste Prüfung verwandeln.“

— * Der dritte Februar als der Geburtstag Felix Mendelssohns ist an vielen Orten begangen worden. Es wäre der fünfzigste Geburtstag des bereits im Jahre 1847 gestorbenen Meisters gewesen. Die Leipziger Gewandhausconcerte, die er einst leitete, feierten sein Andenken durch den ersten Theil des „Paulus“ und die vierte Symphonie von Beethoven (B dur). In London, wo Mendelssohn einst so viele Verehrung genoß, war ein Riesenconcert in Martins-Hall bei übervollen Räumen. Man führte nur Mendelssohnsche Werke auf.

— * Der alte Auber componirt wieder eine Oper, die vierundachtzigste, für welche ihm Scribe den Text macht. Sie soll zum Herbste fertig sein.

— * In den Tagen vom 10. bis zum 12. März wird im Industriepalaste zu Paris das originelle Riesen-Musikfest von 7000 Orpheonisten aus allen Gegenden Frankreichs stattfinden. Elf Chöre von Besozzi, Mendelssohn, Mozart, Meyerbeer, Marcello, Lacombe, David, Kücken, Nicolo u. s. w. werden von allen Vereinen zusammen vorgetragen werden. Den „Willkomm an die Sänger aus der Provinz“ führen die Orpheonisten von Paris aus.

— * Der einst von Robert Schumann so warm empfohlene und als außerordentliches Genie bezeichnete junge Musiker Johannes Brahms hat kürzlich, nachdem seinem ersten öffentlichen Auftreten, das jenen Lobpreisungen nicht entsprach, eine längere Pause gefolgt war, einen neuen Versuch gemacht, sich Geltung zu verschaffen. Brahms trat mit einem Clavierconcert hervor, welches er in Hannover und Leipzig öffentlich vorgetragen hat. Der Erfolg entsprach aber auch dies Mal den gehegten Erwartungen nicht, und während der Componist in Hannover unter dem Schutze von Joachim leidlich durchkam, sprach sich das Leipziger Publikum sehr entschieden gegen den vermeintlichen Mesitas aus. Die „Signale für die musikalische Welt“ schreiben: Das Concert ist gar nicht darnach angethan, daß es irgend eine Befriedigung und einen Genuß gewähren könnte: nimmt man den Ernst des Strebens und die Tüchtigkeit der musikalischen Gesinnung hinweg, — und diese sollten doch bei Keinem eigentlich noch als Verdienste hervorgehoben zu werden brauchen —, so bleibt eine Oede und Dürre, die wahrhaft trostlos ist. Die Erfindung hat auch an keiner einzigen Stelle etwas Fesselndes und Wohlthuendes; die Gedanken schleichen entweder matt und siechhaft dahin, oder sie bäumen sich in fieberkranker Aufgeregtheit in die Höhe, um desto erschöpfter zusammenzubrechen; ungesund mit einem Worte ist das ganze Empfinden und Erfinden in dem Stücke. Geben nun diese blassen und schemenhaften, nur hin und wieder von hektischer Röthe angehauchten Gedanken an sich schon einen traurigen Anblick, so wird die Sache noch trübseliger durch die Art und Weise, wie sie verarbeitet und verwendet werden. Theils werden sie mit Gewalt ausgerenkt, daß ihnen die armen Glieder knacken, theils wird ihnen die Brust zusammengeschnürt, daß sie nur mit Mühe athmen können; hier müssen sie die verwunderlichsten Capriolen machen und die ausgelassensten Streiche treiben, dort wieder müssen sie wie arme Sünder einhergehen und die kläglichsten Mienen annehmen. Und alles dies geschieht unvermittelt neben und durcheinander; von einer organischen Entwickelung und einem logischen Fortspinnen ist gar selten die Rede: wie die Infusorien in einem unter dem Mikroscop besehenen Wassertropfen verschlingen die Gedanken einer den andern, kaum geboren, vergehen sie auch schon wieder. Und dieses Würgen und Wühlen, dieses Zerren und Ziehen, dieses Zusammenflicken und wieder Auseinanderreißen von Phrasen und Floskeln muß man über Dreiviertelstunde lang ertragen! Diese ungegohrne Masse muß man in sich aufnehmen und muß dabei noch ein Dessert von den schreiendsten Dissonanzen und mißlautendsten Klängen überhaupt verschlucken! Mit vollstem Bewußtsein hat überdies auch Herr Brahms die Prinzipalstimme in seinem Concerte so uninteressant wie möglich gemacht; da ist nichts von einer effectvollen Behandlung des Pianoforte, von Neuheit und Feinheit in Passagen, und wo irgend einmal etwas auftaucht, was den Anlauf zu Brillanz und Flottheit nimmt, da wird es gleich wieder von einer dichten orchestralen Begleitungskruste niedergehalten und zusammengequetscht. Zu bemerken ist endlich noch, daß als technischer Clavierspieler Herr Brahms nicht auf der Höhe derjenigen Anforderungen steht, die man heutzutage an einen Concertspieler zu machen berechtigt ist.

— * Bremen, 10. Februar. Das vorgestrige achte Privatconcert that sich mehr durch die Solovorträge als durch die vom Orchester ausgeführten Nummern hervor. Einen Pianisten von Bedeutung und von den allerbesten Eigenschaften lernten wir in Herrn Musikdirector Eduard Franck aus Köln kennen; seine Vorträge (Beethovens Concert in C moll, Präludium und Fuge von Bach, lyrisches Stück eigener Composition) entsprachen durchaus dem guten Klange, welchen der Name des Gastes in der musikalischen Welt hat. Sein Spiel ist mit allen Vorzügen der neueren Schule ausgestattet, ohne in das äußerliche Prunkwesen der neuesten zu verfallen; es steht auf der Höhe der technischen Anforderungen, ohne mit ihrer Erfüllung sich breit zu machen, sucht vielmehr seine eigentliche Aufgabe in der schmucklosen, der Sache sich unterordnenden Ausführung der besten Erzeugnisse unserer Glanzepoche, welche in solider Weise, würdevoll und mit echter Wärme vorgetragen werden. Unter solchen Umständen bereitete das Beethovensche herrliche Concert, bei dem sich der Ausführende nirgends hervordrängte, den Zuhörern eine wahre Freude. Herr Musikdirector Franck trat denselben auch als Componist gegenüber, indem er neben jenem lyrischen Stück eine Ouverture „Der Carneval von Rom“ zu Gehör brachte. Sie wurde als das Werk eines tüchtigen Musikers anerkannt, brachte aber keine bedeutende Wirkung hervor. Die Gedanken sind klar und schließen sich zu einem Ganzen zusammen, könnten jedoch in Charakter und Ausführung bedeutender und edler sein. Schwerlich möchte man übrigens das Thema als für eine Ouverture passend bezeichnen können. — Der Tenorist Herr Schneider gewann durch den schönen Klang seiner Stimme und die seit seiner letzten Anwesenheit außerordentlich vorgeschrittene Ausbildung derselben rasch das Publikum, welches ihn durch den herzlichsten Beifall auszeichnete. Die Wahl der Vorträge war nicht nur eine vom Standpunkte des Sängers sehr kluge, sondern auch im Allgemeinen erfreuliche. Die Cavatine „Sei getreu“ aus dem „Paulus“, die wundervolle Pylades-Arie aus der „Iphigenie in Tauris“ und der Beethovensche Liederkreis „An die ferne Geliebte“ sagen dem Sänger außerordentlich zu und wurden auch vortrefflich wiedergegeben. — Das Orchester trug außer der Franckschen Composition die Jubel-Ouverture von Weber und Gade's dritte Symphonie (A moll) vor. — Im Theater trat am 7. die überall Triumphe feiernde Frau von Bärndorf vor einem „ausverkauften Hause“, wie der allerneueste Kremsenstil sich ausdrückt, in Scribe's „Frauenkampf“ und den „Eifersüchtigen“ von Benedix auf. Sie stellte in jenem die Gräfin, in diesem die eifersüchtige Luise mit reizender Natürlichkeit und vollendeter Sicherheit, dabei äußerlich unter Verwendung aller Mittel, welche eine elegante Erscheinung und glänzende Toilette bieten, dar. Die Wahl einer bedeutenden und gewichtigeren Rolle würde der Künstlerin wohl noch größere Erfolge eingetragen haben; ein für den März bevorstehendes längeres Gastspiel wird dazu Gelegenheit bieten.

—* **Eduard Bulwer Lytton.** Der neue Bulwersche Roman „What will he do with it“ veranlaßt die „Grenzboten“ zu einer Charakteristik des Dichters, der eine Zeitlang in Deutschland unbillig erhoben, dann ebenso unbillig herabgesetzt wurde. Einen großen Dichter wird ihn wohl niemand mehr nennen, aber er vertritt eine wesentliche Stufe unserer europäischen Kulturentwicklung, und er vertritt sie mit Anstand. Er hat viel Verfehltes geschrieben, aber auch in seinen schlechtesten Schriften erkennen wir den gebildeten Mann heraus und haben das Gefühl, uns in guter Gesellschaft zu bewegen. Er besitzt ferner eine Eigenschaft, die man heutzutage zu gering anschlägt, die aber nothwendig ist, wenn man eine nachhaltige Wirkung auf seine Zeit ausüben will, im hohen Grade: die Fruchtbarkeit. Er ist jetzt 56 Jahre alt und hat 20 große Romane geschrieben, außerdem epische und lyrische Gedichte, Theaterstücke, weitläufige politische und gelehrte Werke u. s. w.; daneben sitzt er seit seinem 28. Jahr mit geringen Unterbrechungen im Parlament und lebt in Mitte der feinsten Gesellschaft. Unter seinen zahlreichen Schriften sind wenigstens einige, die im Augenblick ihres Erscheinens ein außerordentliches Aufsehen machten und die noch jetzt mit Interesse gelesen werden können; fast durchweg regen sie zum Nachdenken an und verrathen ernsthafte Studien. Das alles sind Eigenschaften, die ihm in der Literaturgeschichte einen Platz sichern, und in der That, so reich die englische Romanliteratur ist und so groß die Zahl talentvoller Schriftsteller, so sind es doch nur vier, die man als eigentliche Führer bezeichnen muß, und zu diesen ist unzweifelhaft Bulwer zu rechnen. Die drei andern sind Scott, Dickens und Thackeray; jeder von ihnen versinnlicht eine neue Physiognomie der Gesellschaft und des Lebens. Bulwer ist 1803 geboren, aus einer sehr ansehnlichen, wenn auch bürgerlichen Familie. Seine ersten Gedichte und Erzählungen erschienen 1826, von ihnen ist nur die eine Erzählung, Falkland, von Interesse, weil sie den Kernpunkt seines Schaffens im Gegensatz zu seinem nächsten Vorgänger W. Scott charakterisirt. Es betrifft die Theorie der „gemischten Charaktere“, von der auch in Deutschland viel die Rede gewesen ist, ohne daß man sich indeß klar gemacht hätte, was diese Bezeichnung heißen soll. Wenn man einfache Charaktere im tadelnden Sinne diejenigen nennt, die nur eine abstracte Eigenschaft ausdrücken, so läßt sich dieser Vorwurf auf W. Scott gewiß nicht anwenden. Wir dürfen nur auf seinen Ludwig XI. oder auf seinen Alterthümler aufmerksam machen, um zu zeigen, wie mannichfaltige, ja anscheinend entgegengesetzte Eigenschaften er in seinen Figuren zu einer lebensvollen Einheit zu verknüpfen versteht. Aber grade auf diese Einheit bezieht sich der Vorwurf. W. Scott, der die Farben seiner Schilderungen fast durchweg aus der Beobachtung des wirklichen Lebens oder aus der Geschichte nimmt, weiß sich sehr schnell und entschieden in den innersten Kern eines Charakters zu versetzen, oder was bei der Dichtung dasselbe sagen will, diesen Kern zu erfinden. Von diesem Kern aus versteht er seinen Charakter in allen scheinbaren Widersprüchen, in allen labyrinthischen Windungen seines Handelns vollkommen, es bleibt ihm nichts in seinem Herzen unklar, und diese Klarheit verbreitet er auch über seine Leser. Damit hängt aufs engste zusammen, daß ihm sein Sittengesetz feststeht; in hohem Grade mild und tolerant, ist er doch keinen Augenblick zweifelhaft, ob und wie weit eine bestimmte Handlung zu loben oder zu tadeln sei. Darum legt man fast durchweg seine Romane, auch wo sie einen gräulichen Ausgang haben, mit einem versöhnten Gefühl aus der Hand, denn dem ungebildeten Leser kommt es doch hauptsächlich darauf an, daß Recht Recht bleibt. Mit einem Wort, W. Scott ist ein gläubiger, aber was dasselbe sagen will, ein innerlich geordneter Geist, der nicht erst nöthig hat, sich beim Anfang seines Schaffens ein Register aufzusetzen, um jedesmal nachzusehen, ob er nicht gegen seine ursprüngliche Anlage einen Verstoß begehe. So wie äußerlich seine Landschaften in seiner Phantasie so feststehen, daß man sie nicht bloß abzeichnen, sondern in einem Grundriß bis auf alle Details wiedergeben könnte, so ist es auch mit dem innern Leben seiner Menschen, und darum hat man oft den Uebermuth mißverstanden, mit dem er sich selber über den Leichtsinn seines Schaffens ausspricht. Gegen diese Ordnung des Geistes hat man neuerdings einen schweren Vorwurf erhoben: man klagt ihn des Mangels an Tiefe an. Es soll eine gewisse Nüchternheit und Beschränktheit verrathen, sowohl wenn man über einen Charakter vollkommen klar ist, als wenn man an die Festigkeit des Sittengesetzes glaubt. Bis zu dem Hexenspruch „schön ist häßlich“ erhebt man sich zwar selten, aber je näher ein Dichter demselben kommt, für desto tiefer sieht man ihn an. Schon zu den Zeiten W. Scotts gab es in England eine Schule, die darauf ausging, in der wohlgeschaffensten Seele den Abgrund nachzuweisen, in dem der Böse sein Spiel treibt, und auf das Sittengesetz Goethes Worte anzuwenden: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage; weh dir, daß du ein Enkel bist!“ Der Führer dieser Schule war Godwin, Shelleys Schwiegervater; sein Hauptroman Caleb Williams erschien 1794, und W. Scott, der sonst in seinen Recensionen außerordentlich mild ist, bekämpfte ihn mit jener Bitterkeit, die aus dem Bewußtsein eines entgegengesetzten Princips hervorgeht. Erst durch Bulwer gewann diese Schule einen Platz in der allgemeinen Literatur, wobei freilich in Anschlag zu bringen ist, daß vorher bereits Lord Byron das Publikum daran gewöhnt hatte, beim Urtheil paradoxe Gesichtspunkte geltend zu machen. Der erste Erfolg, durch den sich Bulwer Bahn brach, bezog sich freilich mehr auf das äußerliche als auf das innere Leben. Sein Pelham oder die Abenteuer eines Gentleman erschien 1828, also in einer Zeit, wo Scott den Culminationspunkt seines Ruhms bereits überschritten und wo Cooper mit seinen Indianerbildern den Reiz der Neuheit verloren hatte. In Bezug auf Composition war der Roman ebenso schwach wie später das Erstlingswerk von Dickens, „die Pickwickier“; überhaupt ist es bemerkenswerth, daß nicht grade die künstlerische Form über den Erfolg eines Werks entscheidet, das eine neue Richtung einschlägt; auch Vanity-Fair läßt in dieser Beziehung sehr viel zu wünschen übrig. Was bei Pelham die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, war die neue Form, in welcher sich die sociale Aristokratie dem bürgerlichen Publikum vorstellte. Zwar hatten schon in früherer Zeit die Damen aus der feinern Gesellschaft dafür gesorgt, Enthüllungen über ihre Kreise dem uneingeweihten Auge mitzutheilen, und so finden sich namentlich bei Lady Charlotte Bury und der Gräfin Blessington Dinge, die man in dem Roman einer Dame kaum erwarten sollte. Aber einmal waren diese Werke nicht recht durchgedrungen, und dann waren es doch nicht grade die idealen Figuren, die man als gemischte Charaktere darstellte. Pelham enthält nicht bloß eine Satire gegen die vornehme Welt im Allgemeinen, die übrigens zum Theil sehr treffend ist, sondern der Held selbst, das Ideal des Dichters, trägt eine Maske und zwar die Maske eines Gecken; sieht man freilich näher zu, so kommt man bald dahinter, daß es nicht bloß Maske ist. Ueber diese Bilder gerieth nun das lesende Publikum in ein ungeheucheltes Entzücken. Zum Theil galt dies der unverkennbaren Naturwahrheit, zum Theil aber auch dem glückseligen Gefühl, wie leicht es sei, sich als vornehm zu zeigen. Die Welt erfüllte sich seitdem von Pelhams, die sich nach der neuesten Mode kleideten, der Gesellschaft bald durch ungeheure Fadaisen, bald durch Citate aus dem Horaz imponirten, die sich nicht bloß im Rapier, sondern auch im Knittel übten, und die möglichst viel Unverschämtheit zur Schau trugen. Bulwer hatte für Recepte gesorgt; wie z. B. die Geschichte mit der Uhr, daß ein Gentleman keine Uhr brauche, weil die Dame, die ihn zum Rendezvous bestelle, auch auf ihn warten könne. Der alte englische Gentleman aus der Schule W. Scotts war schwerer nachzuahmen, denn um vornehm zu scheinen, mußte er auch vornehm sein. Guy Mannering (1815) ist zwar ein entschiedener Tory, er giebt sehr viel aufs Blut, hat für alte Familiensitze eine romantische Vorliebe und behandelt unverschämte Lakaien wirklich als unverschämte Lakaien; aber nicht darin liegt seine Vornehmheit, sondern in der Abwesenheit alles leeren Scheins, in jener Mischung von Stolz und Bescheidenheit, die jede offene ehrliche Natur anerkennt und nur der Heuchelei gegenüber ihre Verachtung nicht verhehlt. Ueberhaupt ist es ein sonderbares Vorurtheil, wenn man W. Scott der aristokratischen Gesinnung beschuldigt, wenigstens wenn man diese Beschuldigung im schlechten Sinn nimmt. Grade als offener gläubiger Tory ist er in dieser Beziehung viel unbefangener, als manche moderne Demokraten, die zwar gern den gesammten Adel ausrotten möchten, denen aber nicht bloß jeder Edelmann, sondern jeder Stiefel eines Edelmanns imponirt. Man stelle einmal Sir Robert Hazlewood neben Sir Leicester Dedlock. Beide sollen den einfältigen hochmüthigen Landjunker darstellen, aber W. Scott, der Anhänger der Aristokratie als einer gesellschaftlichen Einrichtung, der die Bedeutung des Adels keineswegs an die Gentilität aller Landjunker geknüpft sieht, schildert ihn ganz unbefangen als einen Hanswurst, während Dickens, der leidenschaftliche Feind der Aristokratie, der von demselben Bestreben ausgeht, wider seinen Willen endlich dahin getrieben wird, den Baronet, dessen Stand ihm mehr imponirt als er selber glaubt, zuletzt als den einzigen Gentleman inmitten der Canaille darzustellen. So ist der Unterschied. Früher hielt man auf die Einrichtung der Aristokratie, ohne an eine mystische Einwirkung derselben zu glauben. Gottfried Bertram ist ein Dummkopf, Robert Hazlewood ein Einfaltspinsel; gleichviel! ihre Söhne sind so gute Edelleute, als wenn sie die geistreichsten Eltern von der Welt gehabt hätten. Heute haßt man die Aristokratie, hat aber eine abergläubische Scheu vor ihrer Wirkung. Und es ist namentlich dem Vorbild Pelhams zu danken, daß man, wie schon bemerkt, in jedem Stiefel eines Edelmanns ein „je ne sais quoi“ entdeckt, welches der Roturier trotz des geschicktesten Schusters nie erreichen wird. In Frankreich hat namentlich Balzac, in Deutschland die Gräfin Hahn-Hahn für diesen Cultus des aristokratischen Scheins Propaganda gemacht. Auf Pelham folgten 1829 zwei Romane, die zwar auch Beifall fanden, aber doch ihren Vorgänger lange nicht einholten: der Enterbte und Devereux. Im ersten ist eigentlich nur ein Nebencharakter von Interesse, Talbot, der als ein vortrefflicher Mann dargestellt wird, der aber doch vor Eitelkeit fast den Verstand verloren hat. In diesen und ähnlichen Charakterproblemen zeigt sich recht deutlich, wie einseitig Bulwers gemischte Charaktere gedacht sind. Den springenden Punkt des Lebens hat er freilich nicht gefunden und insofern bleibt etwas Räthselhaftes, aber die Form der Seltsamkeit, des Widerspruchs ist so mit dem Verstande ausgeklügelt, daß das Ganze aussieht wie eine Reihe von Variationen über ein gegebenes Thema. Im Devereux begiebt sich Bulwer auf das historische Gebiet, er schildert die Zeit der Königin Anna und bemüht sich, von den Berühmtheiten jener Periode ein vollständiges Gemälde zu entwerfen. Hier ist nun freilich viel mehr historische Localfarbe als bei W. Scott, der immer nur Fresco malt und sich damit begnügt, die Celebritäten, die nicht wirklich zur Handlung gehören, flüchtig zu erwähnen. In neuerer Zeit ist das Raffinement viel weiter gegangen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieger. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 8. Bremen, 20. Februar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Johann Friedrich Warnick.

Eine Skizze von E. Gerber.

Der Nestor der deutschen Theaterfriseure ist todt! — Berlin verlor eins seiner herrlichsten Originale.

Mit dem »alten Warnick« sank der letzte Sprosse einer der blühendsten Kunstepochen Berlins in's Grab. Das bewegliche, immer freundliche, immer dienstfertige, mit grauem Puderrock, grauen Hosen, Weste, Gamaschen und weißem Halstuch bekleidete Männlein, das im Sommer und Winter, in Regen und Sonnenschein, in bloßem stark gepuderten Kopfe und die graue Mütze stets in der Hand, Kamm und Brenneisen in der linken Rocktasche, erschien, sieht keiner mehr durch die volksbelebten Straßen lustig, lustig und eilend dahinfliegen; von manchem vornehmen Herrn traulich begrüßt, von mancher jugendlichen Schönen günstig angelächelt, von den Schulkindern schon über ein starkes halbes Säculum hinaus umschwärmt, denen es kopfnickend dankte, des lästigen Hut-, später Mützenabnehmens überhoben. Niemand wird sich mehr an seiner rührigen Geschäftsthätigkeit und unverzagten Laune, die oft von überfließender Ergötzlichkeit war, erfrischen; mit ihm ist der lebendigste Theater-Anekdotenschatz versiecht, der schalkhafteste Humor fortgegangen, der selbst dann nicht erlosch, wenn ihn öfters das huldreich milde Auge seines von ihm so heiß verehrten Königs beglückte: machte er doch die Erinnerung um keinen Preis der Welt hingeben, daß er noch einer von den wenigen Straßenbuben war, der von dem hochberühmten historischen Krückstock des Einzigen eins abgekriegt hatte, wenn sie ihn umjubelten und am Zügel seines Schimmels zerrten. Das graue Männlein ließ alle seine Kunden im Stich, arme und reiche, niedere und hohe —; wer mag sagen, ob es nicht einem höhern Auftrage Folge leistete, denn es sang wohlgemuth:

Stets bleib' ich treu der alten Weise
Und trag' auf meiner Lebensreise,
Wie sich's gebührt, den Puderrock,
Geh' stets zu Fuß und ohne Stock.
Was ich verdiene mit dem Kamm,
Wend' ich für Frau und Kinder an
Und freue mich der schönen Welt,
So lange, wie es Gott gefällt!

Johann Friedrich Warnick wurde am 27. August 1768 in Berlin geboren. Sein Vater war ein eben so armer als ehrlicher Schuhmachermeister, und wenn es gleich auf dessen Tisch nur sehr sparsam zugehen konnte, so wurde Hänschen doch ein ganz munterer Bursche. Schon in seinem siebenten Jahre mußte er bei einem Seidenwirker auf die Arbeit gehen, wodurch er seinen Eltern wöchentlich einen halben Thaler verdiente. Hänschen sollte, nach dem Wunsche seines Papa's, dessen Handwerk erlernen, aber die vertraute Bekanntschaft, welche sein Rücken schon oftmals mit dem Knieriem gemacht hatte, brachte ihm einen Widerwillen gegen die edle Kunst eines Hans Sachs bei. Er wollte lieber die Köpfe als die Beine der Menschen bearbeiten, und da er fest entschlossen war, ein Friseur zu werden, so wurde er 1781 bei dem Perrükenmacher Gillmuth in seinem dreizehnten Jahre als Lehrbursche untergebracht. Gillmuth war ein überaus harter Mann; er behandelte Hänschen ganz nach damaliger militärischer Sitte, und es verging kein Tag, wo er nicht derbe und herbe Prügel bekam. Sechs Monate ertrug Hans mit aller Geduld eines Perrükenmacherburschen die härtesten Behandlungen; dann aber beklagte er sich darüber bei seinem Vater und bewies demselben durch die Löcher in seiner Jacke die Heftigkeit der empfangenen Schläge. Der zärtliche Papa tadelte zwar nicht die Schläge, sagte aber zu dem Meister Gillmuth, die Jacke müsse doch dabei nicht leiden. Nun kam Hans aus dem Regen in die Traufe, und dafür daß er sich beklagt hatte, erhielt er jetzt von seinem Lehrherrn schon Morgens, wenn er noch im Bette lag, die ihm für den Tag über zugedachten Prügel. Hierdurch wurde nun zwar seine Jacke weniger, sein Rücken aber um desto mehr angegriffen. Wie viel Uhr es war, konnte er jeden Morgen, wenn sein Meister ihn weckte, aus der Zahl der Streiche abnehmen, welche ihn oft wie heranziehendes Gewitter, am meisten wie Donner, Blitz und Einschlag, begrüßten. Das Geschrei, welches Hans dabei erhob, und sein durchbläuter Rücken gingen endlich den Gesellen seines Meisters zu Herzen; dieselben machten ihm deßhalb Vorstellungen, und weil diese nichts fruchteten noch änderten, so gaben sie unserm Warnick den Rath, fortzulaufen, den er auch auf der Stelle befolgte. Hans lief zu seinen Eltern, zeigte ihnen seinen schwarzblau gefärbten Rücken, und da sich sogar in seinen Hemden Löcher vorfanden, wurden diese den empfangenen Schlägen zugeschrieben. Mehr die Hemden als sein Rücken bewogen seine Eltern ihn so lange wieder bei sich aufzunehmen, bis er einen andern Lehrherrn gefunden haben würde. Hierzu fand Hans die Gelegenheit um so schneller, da sein Meister, außer den Prügeln, ihm doch auch schon recht gute Kenntnisse im Frisiren beigebracht hatte.

Am 2. October 1782 erhielt er von dem damaligen General Rammin seinen Geburtsbrief ausgefertigt und wurde hierauf bei dem Friseur Branse als Bursche eingeschrieben. Dieser Meister behandelte ihn ganz nach Wunsch, und da derselbe ihn nur bis zum Nachmittage beschäftigte, so blieben ihm die Abende zu freier Verfügung. Mittlerweile war er mit dem Friseur Rik bei dem Döbbelin'schen Theater bekannt geworben, und am 7. October 1782, wo dort die Oper »Die schöne Arsene« aufgeführt wurde, betrat Johann zuerst seine Theaterlaufbahn dadurch, daß er Herrn Rik beim Frisiren des Theaterpersonals helfen mußte. Demoiselle Nikolas gab an jenem Abend die schöne Arsene, Herr Langerhans den Kohlenbrenner, und Hans war der Glückliche gewesen, welcher bei den Frisuren dieser Hauptpersonen hülfreiche Hand geleistet hatte. Ein Zweigroschenstück war der Lohn für seine gern gebotene Hülfe, und dieser kleine Verdienst machte ihn so froh, als ob er die Ein-

nahme der Opervorstellung zum Benefiz erhalten hätte. Noch nicht ganz vierzehn Jahre alt, machte er nun das Theater zu seinem Elemente; er träumte Nachts von nichts als Kaiserperrücken, Banditenbärten, Heldenzöpfen und Furienflechten, und um nur jeden Abend nach dem Schauspielhause kommen zu können, arbeitete er Tags über für seinen Meister mehr, als sonst wohl die Lehrbuben zu thun pflegen. Den Schauspielern leistete er alles, was er ihnen an den Augen absehen konnte. Dieselben hatten ihn gern, und selbst der Director Döbbelin war so zufrieden mit ihm, daß er ihn zu seinem Leibfriseur ernannte.

Im Jahre 1787 wurde die Döbbelin'sche Theaterdirection aufgelöst, das königliche National-Theater errichtet, und der Meister Dälke als Theaterfriseur, der Meister Knust als Ballelfriseur angestellt. Bei jenem war er als Geselle in Condition getreten und frisirte nun fortwährend die darstellenden Künstler, zugleich auch das Balletpersonal bei den Aufführungen auf dem National-Theater, unter dem Chef der großen italiänischen Oper, Baron von der Reck, der gewöhnlich den Anfang einer jedesmaligen Vorstellung bei seinem Erscheinen damit bezeichnete und anzeigte, daß er in seiner Loge dreimal mit einem großen Stocke fest aufstieß, worauf augenblicklich der Vorhang emporschnellen mußte. Geschah dies nicht mit der strengsten Pünktlichkeit, so wurde der, dem die Vernachlässigung zu Schulden kam, bestraft.

Die Direction des königlichen National-Theaters führte zuerst der geheime Finanzrath von Beyer mit den Professoren Engel und Rammler; demnächst der Geheimerath von Warsing, und später Iffland. Johann frisirte den Theaterdirector Professor Engel. Er verspürte einstmals große Lust Komiker beim Theater zu werden, nur schien er seinem Gedächtniß nicht allzu fest zu vertrauen, und um darüber ins Klare zu kommen, brachte er sein Anliegen dem Professor Engel vor. Derselbe sah ihn eine Weile an, dann sagte er: Lieber Warnick, will er guten Rath annehmen, so hänge er sich heute auf, und werde morgen Schauspieler. — Johann, dem der gute Rath nicht zusagte, blieb für immer Friseur. Engel hob im Jahre 1790 das Gesellenverhältniß, worin Warnick zu dem Friseur Dälke stand, gänzlich auf, stellte ihn als zweiten Theaterfriseur an, und ohne daß er nach damaliger Sitte erst auf die Wanderschaft gehen mußte, verschaffte ihm Engel das Meisterrecht, damit er ungehindert auch in der Stadt seine Kunst ausüben konnte. Um diese Zeit machte ihm auch A. von Kotzebue ein recht vortheilhaftes Anerbieten für das Petersburger Hoftheater, welches er jedoch ausschlug, weil sein Herz zu sehr an Berlin hing. — Unter der Direction Iffland's erfolgte die Auflösung der großen italiänischen Oper. Die Kapelle und das Ballet, mit dem Nationaltheater vereinigt, erhielten nun den Namen: Königliche Schauspiele. Nachdem Dälke pensionirt, Knust entlassen war, übertrug Iffland, den er täglich frisirte, ihm allein die sämmtlichen Frisurgeschäfte bei den königlichen Schauspielen, wozu er noch einen Gesellen hatte und die benöthigten Hülfsfriseure annehmen mußte. In demselben Dienstverhältniß blieb er bei den königlichen Schauspielen zu Berlin, Potsdam*) und Charlottenburg auch unter der Direction der General-Intendanten, des Grafen von Brühl und des Grafen von Redern, unter dessen würdevoller Leitung Warnick sein fünfzigjähriges Dienst-Jubiläum am 7. October 1832 feierte. Dasselbe wurde in solenner Weise begangen.

Schon ganz am frühen Morgen wurden von dem Kronprinzen (dem jetzigen Könige), den Prinzen Wilhelm (jetzigem Regenten), Karl und Albrecht so wie von dem Herzog Karl von Mecklenburg dem Jubilar ein Paar reiche sehr kunstvoll verzierte silberne Leuchter, und von der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin (der jetzigen Großherzogin Wittwe) und der Prinzessin Luise (der jetzigen Prinzessin der Niederlande) ein werthvoller Zuckerkasten und Fruchtkorb, Alles in schwerem Silber, übersandt. Jeder der Leuchter stellte mehrere schön ciselirte Haarflechten, Locken und Köpfe mit Bärten und herabwallenden Haaren dar, die sich oben in der Mitte und am Fuße derselben befanden, nebst den Attributen der Frisirkunst: Kamm, Brenneisen, Puderquast u. s. w. — Alles war von dem damaligen Kronprinzen selbst entworfen und nach dessen besonderer Angabe angefertigt worden. Der verstorbene König hatte ihn bei dieser Gelegenheit zum Hoffriseur ernannt. Das Patent darüber und ein königliches Gnadengeschenk wurde ihm Vormittags um 10 Uhr in einem der Säle des Schauspielhauses durch den Grafen von Redern übergeben, welcher seinerseits eine goldene Denkmünze zur Belohnung geleisteter treuer Dienste beifügte, die mit der Inschrift versehen war:

»Dem, der fromm und still und redlich dient,
Lohn und Dank im Kranz der Treue grünt.«

Die Rede, die Warnick darauf zu improvisiren gedachte, kam vor lauter Ueberraschung und innerer Bewegung nicht zu Stande. Er sagte: »Herr Graf — ich bin so glücklich — so gerührt — daß mir die Worte fehlen.«

Frau Schröck und der liebenswürdige Beschort übergaben dem nunmehrigen Hoffriseur Warnick einen geschmackvoll gearbeiteten silbernen Pokal mit der Inschrift: »Dem königlichen Hof- und Hof-Theater-Friseur Herrn Warnick, den 7. October 1832, als Zeichen des Antheils und der Achtung; die darstellenden Mitglieder der königlichen Schauspiele.«

Eben zu dieser Zeit reiste auch der bekannte, jetzt verstorbene, Maler Krüger nach Rußland, um dem Kaiser Nicolaus sein großes Gemälde, eine militärische Parade vorstellend, zu überbringen, auf der unter den Zuschauern im Vordergrunde Warnick's allbekannte Figur auf besonderes Verlangen des Kaisers einen originellen Platz erhalten hatte, während eine große Zahl anderer Berliner Berühmtheiten sich gedrängt im Hintergrunde verstecken. Damit Krüger ihn im Reußenlande nicht vergessen sollte, schickte er ihm bei seiner Abreise folgende joviale Zeilen:

Mein hochgeehrter Herr Professor!
Die Spitze Ihres Bleistifts brach,
Als ich mit Ihnen von mein Jubiläum sprach,
Drum melde ich, in größter Devotion,
Ich fei're es den siebenten November schon.
Fünfzig Jahre diene ich dann
Bei'm Theater mit dem Kamm.
Erhalte Gott den Kaiser und die Kaiserin
So lange noch, als ich Friseur schon bin.
Frägt Sie nun kaiserliche Majestät,
Wie es hier mit dem alten Warnick steht,
So sagen Sie ein Wort zu meiner Gunst,
Denn ich gehör' ja auch so halb und halb zur Kunst.
Ein solches Wort, am rechten Ort, zur guten Zeit,
Hat manchen schon gar hocherfreut. —
Von Herzen wünschet Sie gesund zurück
Ihr Diener der Friseur Warnick. —

Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland ließen ihm eine kostbare goldene Repetiruhr mit Kette, an welcher ein schöner Goldtopas hing, zu seinem Ehrentage übersenden.

Am 1. November 1840 beging Warnick seine goldene Hochzeit und fünfzigjährige Bürger- und Meisterfeier in dem bescheidenen Kreise seiner Familie.

Der selige König, welcher ihm sehr gewogen war, sagte einst bei einer passenden Gelegenheit zu ihm: er möchte sich eine Gnade ausbitten. Warnick antwortete: »Majestät wollen allergnädigst mich in meinem Berufe sterben lassen.« So sehr es nun auch sein Bestreben sein mochte, dieser Gnade theilhaftig zu werden, so peinigte ihn jetzt auf eine fast unerklärliche Weise der Gedanke, daß er seinem Fache nicht mehr ganz gewachsen sei, und so oft er Nachmittags nach dem Theater ging, sagte er ängstlich: »ich will froh sein, wenn

*) Die Touren von Berlin nach Potsdam oder Charlottenburg, wenn dort Schauspiel war, machte er jedesmal hin und zurück zu Fuße ab; und das lag in dem Grunde, daß er auf diese Weise pünktlich dem Dienste und seinen Stadtkunden gerecht werden konnte, außerdem in der Sparsamkeit.

dieser Abend erst vorüber ist.« — Erschienen nun gar im Laufe der Zeit neue Opern oder Schauspiele, so hatte er weder Tags noch Nachts Ruhe. Diese Angst nahm in einem so hohen Grade zu, daß er selbst um seine Pensionirung einkam, die ihn der anscheinend überwältigenden Last entheben sollte, nachdem Herrn von Küstner vor mehreren Jahren die Direction der königlichen Schauspiele anvertraut war. Im November 1846 wurde Warnick mit Belaß seines ganzen Gehaltes in den Ruhestand versetzt. Er diente demnach unter vier Königen Preußens und unter zehn Chefs der königlichen Theater und erlebte 1851 noch den neuen Directions-Antritt des Kammerherrn von Hülsen.

Die quecksilbergleiche Rührigkeit und Behendigkeit Warnick's war bewunderungswürdig; wenn er z. B. im vollen Feuer und Leben Trepp' auf, Trepp' ab, blitzartig durch die vielen Garderoben fuhr, seine Gehülfen antrieb, damit Alles vor Anfang des Stücks fertig war. Es ist oft vorgekommen, daß ein Künstler mit einem Gehülfen Warnick's haderte und die von ihm selbst gewählte Perrüke nicht aufsetzen wollte; Warnick kam plötzlich hinzu, lächelte, daß man sich einer Perrücke wegen ärgern könne, nahm dieselbe und rief dem Gehülfen zu: »Flink, flink! wo anders hin, wo's zu thun giebt, keine Zeit versäumt, befleißigen Sie sich immer der Kürze der Lacedämonier!« — Dann ging er einen Augenblick hinaus, klopfte die Perrücke ein paar Mal auf's Knie, kam wieder und setzte die nämliche dem Künstler verkehrt auf, — und sie paßte prächtig. Das Ganze nahm den Zeitraum weniger Minuten hin. — Der Schauspieler Stich rief einstmals in Extase aus: »So einen Friseur, wie Warnick, kriegt unser Theater nie wieder!«

Von den großen Künstlern und Künstlerinnen, welche er zu den verschiedensten Zeiten frisirte, seien nur erwähnt die Herren: Döbbelin, Langerhans, Fleck, Wurm, Unzelmann, Beschort, A. P. Wolf, Ambrosch, Blume, Rüthling, Gern, Iffland, L. Devrient und Seydelmann. — Die Damen: Döbbelin, Baranius, Schröck, Unzelmann, Bethmann, Wolf, Milder, Crelinger und von Hagn.

Aber die darstellenden Künstler nicht allein hatte er frisirt, auch geborne Fürsten und königliche Prinzen war er so glücklich in der Stadt, oder wenn Schauspiele vom Hofe aufgeführt wurden, zu bedienen. — Vom frühesten Morgen bis spät Abends mußte er zwar auf den Beinen sein und sein Brod im Schweiße des Angesichts verdienen, da er aber als Knabe schon zum Fleiße gewöhnt wurde, von der Natur den heitern Sinn und die nöthige Geduld eines Friseurs erhalten hatte, so fühlte er sich doch zufrieden, wenn nur Abends im Theater die Frisuren gepaßt und er bei seinen Stadtkunden weder zu früh noch zu spät gekommen war.

So war er 64 Jahre, begleitet von seinem treuen Kamm und Brenneisen, dem erwählten Berufe nachgegangen. Sein Aussehen war immer munter, gutmüthig und schalkhaft, sein Wesen bei manchen Gelegenheiten von unerschöpflichem Humor. Doch mußten die Anlässe dazu gegeben und die Zuhörer der Sache würdig sein, denn er war eher zurückhaltend als aufdringlich mit seinen Geschichten und wußte klug und einsichtsvoll Ort und Zeit und überhaupt seine Leute genau zu unterscheiden. Die Gunst, das Vertrauen, die ihm oft von den höchsten Herrschaften erwiesen wurden, mißbrauchte er nie; er hörte manches bedeutende Wort, das er nicht gehört haben wollte. Dagegen wußte er, wenn er befragt wurde, die eigene Meinung gut anzubringen und sagte dann schlicht und trocken eindringliche Wahrheiten. — Geduldig und stoisch hörte er die Klagen und Leiden seiner Freunde und Bekannten an. Wollte aber das Lamentiren nicht enden, fanden seine Trostsprüche gar kein Gehör und wußte er keinen Rath mehr, dann sagte er wohl lakonisch:

Halte aus und schreie,
Das ist die beste Arzeneie!

Die Freuden hatten ihn niemals übermüthig, die Leiden nicht kleinmüthig gemacht. Selbst die härtesten Schläge des Schicksals, als er seinen ältesten Sohn, welchen er als freiwilligen Jäger eingekleidet hatte, im Kriege verlor *), und später seine Frau, ertrug er mit Ergebung und tröstete sich mit den vielen Vätern und Gatten, denen ein gleiches Loos widerfahren. — Warnick war der Schwiegervater des bekannten Theaterdirectors J. C. Gerber.

In den letzten Monaten sah man ihn noch öfters unter den Linden, seinem Lieblingsspaziergange, an zwei Stöcken gehen, da es ihn nicht zu Hause duldete. Alles mochte er ertragen, nur keine Ruhe. Arbeit war sein Leben, und als eine große Körperschwäche ihn an's Zimmer fesselte, sagte er ruhig: »es bleibt mir wohl nichts mehr übrig als zu sterben; ich kann nicht mehr fortlaufen.«

Warnick starb am 9. October 1851.

Sein Leichenbegängniß bewies, welcher großen Theilnahme und Liebe der Verstorbene sich in den verschiedensten Kreisen Berlins zu erfreuen hatte, und wir wollen mit seinen eignen Worten, die über seinem Roccoco-Spiegel mit goldnen Buchstaben standen, schließen:

Zufrieden sein ist große Kunst,
Zufrieden scheinen großer Dunst,
Zufrieden werden großes Glück,
Zufrieden bleiben Meisterstück!

* Die neunte Symphonie von Beethoven.

Von Karl Reinthaler.

Bremen, 17. Februar.

Es steht im Laufe der nächsten Zeit die Aufführung der neunten Symphonie Beethovens mit Chören bevor, nachdem dieselbe eine Reihe von Jahren geschlummert hat und dem größten Theile des hiesigen Publicums so gut wie unbekannt geworden ist.

Nicht nur die Größe des Werkes, dessen Umfang das Maß der übrigen Symphonieen bei Weitem übersteigt, die riesigen Dimensionen in seinem organischen Bau, sondern vor Allem die ihr eigenthümliche Verbindung mit Chor und Sologesang haben das Verständniß dieser Symphonie lange auf einen kleinen Kreis beschränkt. Man hielt die Chöre für unausführbar, da sie die Kraft der menschlichen Stimme zu übersteigen schienen, man hielt das Ganze für unorganisch, indem man sich in der Größe des Wunderbaues verirrte, ja man nannte die Gedanken trivial, wunderlich und des großen Mannes unwürdig, und heute noch giebt es eine Anzahl kunstverständiger Verehrer Beethovens, die sich mit dieser Symphonie und ihrem Finale nicht versöhnen können. In der That, sieht man die Sache äußerlich an, so muß man zugeben, daß die Ausführung der Chöre durchaus nichts Verlockendes hat, daß sie die menschliche Stimme in außerordentlichster Weise in Anspruch nehmen; wer sich je an ihrer Ausführung betheiligt, hat erfahren, daß es nach bestem Studium doch nur einem allgemeinen Aufschwung der Gemüther, einer Art von Begeisterung gelang, die Idee des Werks zur Klangerscheinung zu bringen. Nur ausgezeichnete Kräfte mit voller Hingebung an die Sache können die Schwierigkeit der überhoben Tonlage überwinden.

Trotz dieser Hindernisse hat die Symphonie immer weiteren Boden gewonnen und ist nach wiederholten Aufführungen auch da eingebürgert, wo man ihr Anfangs mit Scheu und Abneigung entgegentrat.

Dieser Umstand rechtfertigt vielleicht den Versuch, die geehrten hiesigen Leser des Sonntagsblattes auf den Geist vorzubereiten, der

*) Warnick bezeichnet man auch als den Autor der freilich später in sehr verschiedenem Sinne gebrauchten Berliner Redensart: »'s ist auch 'ne schöne Jegend!« — Nach den Jahren 1814 und 15 nämlich begegnete ihm einmal eine ihm befreundete Frau, die er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte, und indem sich Beide des Wiedersehens freuten, klagten sie einander auch ihr Leid und ihre schweren Verluste. »Ach, sprach die Frau, Sie besitzen doch noch mehrere Kinder, ich habe aber meine beiden einzigen Söhne verloren; der eine starb in Deutschland.« Das ist recht traurig, erwiderte Warnick, glauben Sie mir, ich fühle Ihren Schmerz mit, denn dort blieb auch mein Kind. Und wo starb Ihr zweiter Sohn? — In Holland, antwortete die Frau. — Nun, 's ist auch 'ne schöne Jegend, sagte Warnick.

ihnen in der neunten Symphonie erscheinen wird. Er wird uns an den Geist gemahnen, der einst dem Faust zurief:

„Bist du es, der von meinem Hauch umwittert
In allen Lebenstiefen zittert?“ —

Wohl müssen Schauer der Ehrfurcht jeden ergreifen, der mit hingebendem und offnen Sinne diesem erhabenen Geist entgegentritt.

Beethoven schrieb diese Symphonie unter eigenthümlichen Verhältnissen. Seit Jahren hatte seine immer zunehmende Taubheit ihn vom Umgang mit Menschen geschieden, er hatte diesem dem Musiker doppelt furchtbaren Uebel, das ihn anfangs zu überwältigen drohte, mit edler Kraft getrotzt, „er hatte dem Schicksal in den Rachen gegriffen“ und es bezwungen; in abgeschiedener Stille war sein Geist gewachsen und gestählt. Die großartigsten Kunstgebilde waren in überreicher Fülle ihm entsprossen, die Welt der Instrumente hatte er belebt; mit jeder neuen Symphonie die sich aus der reichen Umgebung kleinerer Instrumentalwerke emporhoben, wie ein Berggipfel über Hügel und liebliche Gebirgsthäler hervorragt, hatte er ein neues Gebiet des Tonlebens mit seiner räthselhaften Beziehungen zum Wesen des Geistes geoffenbart. Die Idee des Heldenthums, die der Liebe und heiterer Lebenskraft, der Sieg männlichen Willens über jedes Geschick, die reine Freude am Naturgenuß, die romantischen Träume der Märchenwelt, wunderbare Sagen, Laune, Lust, Scherz und wilde Freude, Alles in der höchsten Neuheit und Formenschönheit, ähnlich dem geheimnißvollen Triebe, der in der Natur webt —, das hatte der einsame in sich verschlossene Mann geschaffen —, aber er war nicht glücklich. „Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, so ist für mich die Hoffnung dürre geworden... O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist der wahren Freude inniger Wiederhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wiederfühlen? — Nie? — Nein, es wäre zu hart!“

So hatte Beethoven geschrieben, als er sich unrettbar taub sah, und dieser wehmüthige Zug, auf Zeiten männlich zurückgedrängt, kam immer wieder. Undank und Treulosigkeit hatten den Glauben an die Menschen in ihm erschüttert und ihn noch scheuer gemacht. Die Zeitgenossen hatten sich von ihm abgekehrt, sie ergötzten sich an dem Sinnenreiz Rossinischer Klänge und ließen den Einsamen im einsamen Geistesfluge. In dieser Zeit, etwa 1819 und in den folgenden Jahren, hatte er neben anderen Werken auch die „große Messe“ geschrieben, ein Werk, das er selbst als „sein größtes und gelungenstes“ bezeichnete. Es war ein Riesenversuch, die Geheimnisse der Offenbarung in Tondichtungen auszusprechen, nicht sowohl im Sinne der katholischen Kirche, als wie sie der freie forschende Geist im hoffnungsvollen Emporblick zum ewigen unenthüllten Quell des Lebens ahnend schaut.

Von dieser Höhe gläubigen Schaffens —, Zeitgenossen versichern, sie hätten Beethoven nie vorher noch nachher in einem solchen Zustande absoluter Erdenentrücktheit gesehen als damals —, wandte er sich noch einmal auf das ihm eigenste Herrschergebiet zurück, zur Schöpfung der letzten und größten Symphonie.

„Noch einmal“, so sagt A. B. Marx in seinem geistvollen Werk „Ludwig van Beethoven“, „sollten wir aus dem Element des Schalles eine Welt beseelter handelnder Wesen hervorgehen sehen, die das ewige Kampf- und Klagelied singen, das Leben heißt, und den einzigen Trost finden: sich unter einander zu lieben, wie die Kindlein des heiligen Johannes.“

„Ob Beethoven dunkle Ahnungen vom Ende seiner Laufbahn angeweht, — wer kann es wissen? Nur das ist sicher, daß ein eigenthümlicher Grundklang aus dem Werk uns anweht; er ist so mächtig, so riesengewaltig! und dabei so weich und trauervoll.

Eine Gestalt, den Engeln ähnlich,
Doch mit finsterem Blick und trübem Ausdruck
Erhaben geistiger Natur — *)“

*) Byron im „Kain.“

Der erste Satz rollt vor uns ein düsteres unheimliches Tongemälde auf. Ist es das Schicksal, das aus der Nacht leise schleichend herantritt, das Glück des Lebens zu zerstören? Wehmüthig beugt sich der Mensch unter seinem ehernen Fußtritt, aller Trost ist ihm entschwunden, nur Seufzer und bange Schmerzenslaute ertönen; wir folgen diesem Labyrinth der Noth, diesem Strom der Klage, diesem unaufhaltsamen Vordrängen feindlicher Macht, die sich riesengroß erhebt und alles Leben zu vernichten scheint, mit bangem, schwindelndem Gefühl. Dem Hörer soll man nicht vorgreifen, ob er nur Tongebilde hören will, oder ob ihn hier die geheimnißvolle Verbindung zwischen Tonbild und Leben in das dunkle Reich der Nacht, in die Räthsel des menschlichen Daseins hinausführt. Männer wie Marx, Richard Wagner in seiner Weise u. A. sind hierin geistvolle Führer. Als an einem Tongebilde aber müssen wir an diesem Satze eine Größe der Gedanken, eine organische Entwicklung der Formen, eine polyphone Freiheit und Ordnung bewundern, die von keinem andern Werke übertroffen wird; nur mögen beim ersten Anhören die weiten Strecken, welche die Motive in ihrer consequenten Entfaltung durchwandern, der Reichthum des Inhalts den Ueberblick und das Verständniß für den Zusammenhang des Ganzen verhindern.

Ohne Frieden und Versöhnung — kaum dringt ein einzelner Lichtstrahl in die Nacht — ist Alles vorübergeströmt; noch einmal hat sich zum Schluß jene düstere Gestalt in furchtbarer Majestät aufgerichtet, in ihrem unheilvollen anschwellenden Gang alles mit sich fortreißend. —

Der zweite Satz erklingt. Die luftigen Tongeister, denen so gern der Zauberer gebot, erscheinen wieder zum nächtlichen Tanz, noch immer voller Laune, Spott und unergründlicher Neckerei! leisen und gleichen Trittes beginnen sie den Reigen, schatten- und seelenlose Wesen tauchen auf und nieder, verführen und reizen das Ohr des Sterblichen, der in ihre Mondnacht gedrungen, umspinnen ihn mit heimlichen Netzen, daß er nimmer den Ausgang zu finden meint. Da auf einmal ändert sich Alles. — Ein Kinderlied erklingt, einfach wie die vergessenen Spiele im ländlichen Vaterhause, man glaubt unter frohen Menschen in grünen Fluren zu wandeln. Doch es ist nur ein Bild, vorüberfliehend und unhaltbar; jene Geister erscheinen wieder wie einst dem Faust, ihn umgaukeln Traumgestalten, unerschöpflich sich verwandelnd, ewig im Wechsel sich gleich. Der Zauber ist vorbei.

Andre Weise stimmt jetzt der Meister an. Was in treuem Hoffen und Sehnen ein Herz bewegt, scheint aus diesem großen und reinen Lied herauszuklingen. Eingetaucht in Wehmuth, als gält' es einem Abschied vom Liebsten auf der Welt, wird es gesungen und wiederholt und — wie sich Liebende nimmer ausreden — in süßem Wechsel wieder erneuet. Und dies Alles schwingt sich rein und heilig wie Gebet in einsamer Stunde zum Himmel empor. Dazwischen ertönt zweimal eine andere milde versöhnende Weise. Auch dieser Gesang, größer und tiefer als alle früheren, der Schwanengesang der Liebe, ist geendet.

Da ertönt beim Beginn des vierten Satzes ein wilder, langer Schmerzenschrei des Orchesters wie aus zersprungenem Herzen. Die Instrumente versuchen zu reden wie Menschenstimmen; doch die Sprache ist ihnen versagt. Jene erste furchtbare Gestalt taucht auf. Wieder wollen sie weiter reden, angstvoll und traurig. Die Geister des zweiten Satzes erscheinen, — nein, auch diese nicht — das süße Lied klingt an. — Auch das wird verneint; sie suchen nach einer Weise, die sie nicht finden können. Da lassen sich neue sanfte Töne vernehmen. Das ist es ja, das freudenvolle und weihevolle Lied, wonach das Herz verlanget. Und nun klingt es daher, leise, leise, wie aus alter vergangener Zeit, wie Brüder, die sich von Herzen lieben, traulich und anspruchslos dahin wandeln. Neue Stimmen treten hinzu, umwinden es sinnig, wie man das Haus zum Feste mit Kränzen schmückt, und verwandeln es in einen festlichen sieg-

reichen Weihegesang. — Doch mitten hinein tönt wieder der Schmerzensschrei, der Alles zerreißt.

Da aber erhebt sich die Menschenstimme selbst, und der Meister läßt die rührenden, in ihrer Einfalt großen Worte sagen: »O Freunde, nicht diese Töne — sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere.«

Und nun wird das Lied der Freude angestimmt, die allen Menschen vom Vater »überm Sternenzelt« beschieden ist, nicht im »feuertrunkenen Jubelton«, sondern still und innig. Es weht uns aus diesem Liede das Wort der Schrift an: »Sobald ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.« — Der Stimme des Mannes, die der Chor wiederholt, schließen sich andre Solostimmen an, die das Glück der Liebe besingen.

»Wem der große Wurf gelungen —
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen —
Mische seinen Jubel ein.«

Und nun schwillt es an bis zu den Worten:

»Und der Cherub steht vor Gott.«

Ein geheimnißvoller, seltsam feierlicher Marsch ertönt wie aus weitester Ferne, — da wo die Sterne ihre Bahnen wandeln —, zu den Worten:

»Froh wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn —«

und das Orchester führt diese seltsam verschlungenen Bahnen weit hinaus und zurück zur allgemeinen Jubelhymne. Plötzlich schweigt Alles: feierlich beginnt im Kirchenton der Männerchor: »seid umschlungen, Millionen«, und es erklingt von Allen wiederholt wie der Gesang der festlichen Gemeinde im hohen Dom. Man fühlt die Gegenwart des Allerhöchsten. In den leisen schimmernden Accorden des Orchesters glaubt man hinaus über diese Welt zu schauen, über die Sterne, die in stiller Klarheit funkeln, bis zum Vater des Lichtes. —

Es ist die Spitze des Werkes. — Und wie der Schmerz unendlich schien, so giebt es nun einen überströmenden reich verschlungenen Freudehymnus der Versöhnung und Menschenliebe. — Beide Melodieen, die feierliche und die wonnevolle, begegnen sich, heben sich zur höchsten Höhe und wieder hernieder zur Erde mit ihrer Lust und ihrem süßen Leben, selig und nun »feuertrunken« bis ans Ende.

So schließt die neunte Symphonie, die letzte, die Beethoven geschrieben. Ueber die Bedeutung des vierten Theiles kann kein Zweifel obwalten, der Meister hat selbst die Worte gesprochen. In die innere Werkstatt seines Geistes kann man nicht schauen: »was in mir vorgeht, ist unaussprechlich«, daß ihm aber die Musik zwar vor allem Musik, doch aber etwas anderes noch war, ein Ausdruck, ein Abbild des innersten Geisteslebens, das hat er vielfach angedeutet und bethätigt. Es ist das eben die Zaubermacht der Tonkunst, daß sie vorerst sie selbst ist, ein Wunderbau, aufgerichtet nach dem geheimnißvollen Gesetz, das in den Tönen lebt, und dann, daß sie auch ohne das erläuternde Wort unwillkürlich anregt, das Leben in ihr zu sehen, so daß jeder sein besonderes Dasein und Empfinden in demselben Bilde wieder zu erblicken meint.

Es ist wohl sicher, daß Beethoven zu diesem Werk in einem noch innigeren, gleichsam persönlichen Verhältniß steht als zu andern, daß er hierin die geheimste Tiefe seines Gemüthes, sein Unglück und seinen Trost, seine »Religion« ausgesungen hat.

Die ersten drei Sätze werden im nächsten Concert schon gegeben werden, um auf das Ganze hinzuführen, da eine zweimalige Aufführung des Ganzen die Raumverhältnisse der Concerte nicht gestatten. Es ist diese Anordnung gewiß im Sinne des Publikums; nach dem ersten Hören muß der dringende Wunsch entstehen, sich noch einmal in diesem Riesenwerk orientiren zu können.

* Der neue Roman von Levin Schücking.

Paul Bronckhorst oder die neuen Herren. Roman von Levin Schücking. Leipzig, Brockhaus, 3 Bde.

Der Name Levin Schücking erfreut sich seit langer Zeit eines guten Klanges bei dem deutschen Lesepublikum, welches den Arbeiten dieses Schriftstellers mit einem günstigen Vorurtheil, aber auch mit ziemlich hochgespannten Erwartungen entgegen zu kommen pflegt. Wir freuen uns, sagen zu können, daß diese in dem vorliegenden neuen Roman in gewohnter Weise befriedigt werden, wenngleich wir in demselben, neben allen Vorzügen des beliebten Autors, auch seine Mängel wiederfinden. Die letzten gehen hauptsächlich aus einer gewissen Kälte und Trockenheit hervor, die sich ernüchternd um die Darstellung legen; es fehlt dem Verfasser selbst an der rechten Wärme für seine, übrigens fein und geistvoll gezeichneten Figuren; deßhalb weiß er auch uns kein lebhafteres Interesse für sie einzuflößen, und wir werden für diesen Mangel nur unvollständig entschädigt durch den liebenswürdigen Humor seiner Darstellungsweise.

Der Held der Geschichte, welche im Anfange dieses Jahrhunderts, also grade zur Zeit der Säcularisation, in dem Fürstbisthum Münster spielt, ist der Sohn des westfälischen Barons Eggenrode aus einer Ehe mit einem zwar adligen, aber ihrem Gatten nicht ganz ebenbürtigen Fräulein, der von seinem mütterlichen Großvater schon in zarter Jugend für todt ausgegeben und in der Obhut eines treuen Bauern unter dem Namen Paul Bronckhorst aufgewachsen ist. Ueber die Beweggründe des alten Baron Eggenrode zu dieser Handlungsweise und über die eigenthümliche Lebensstellung des jungen Paul hören wir am besten die Ansicht des zum Mitbewahrer des Geheimnisses bestellten Notarius Moorhahn, wie er sie dem Sohne jenes alten Bauern mittheilt: »Die von Eggenrode, müßt Ihr wissen, Lambert, sind nicht von so gutem, vollbürtigen Adel, wie es die Schlattendorf sind. Es hat einmal, vor langen Jahren, ein Eggenrode eine italiänische Gräfin geheirathet, deren Vater erst geadelt worden ist; und darum sind die Eggenrode, welche von der schönen Italiänerin abstammen, nicht stiftsfähig, wie man das nennt, das heißt, sie können wohl Feldmarschälle, kaiserliche Ambassadeure und Minister, ja sie können sogar wohl Papst werden, wenn sie das Zeug dazu haben und in den geistlichen Stand treten, aber sie können nicht Domherr werden. Und deßhalb sind die Eltern des Barons Schlattendorf gegen die Heirath gewesen, und sie haben obstinat nicht versprechen und schriftlich machen wollen, daß sie, trotz ihrer Hausstatuten, die Kinder aus der jungen Ehe als vollbürtig betrachten, dieselben auch in das Schlattendorfsche Familienfideicommiß folgen lassen würden. Darüber aber ist der alte Eggenrode grimmig zornig geworden und hat seine Tochter nicht eher von sich geben und in das Haus ihres Mannes ziehen lassen wollen, als bis der junge Ehemann, unser Baron, das ganz in Richtigkeit gebracht.«

Der Notarius erzählt dann weiter, wie, nachdem die junge Frau, wahrscheinlich aus Kummer über den Unfrieden um sie her, bald nach der Geburt eines Knaben gestorben sei, das Verhältniß des Baron Schlattendorf zu seinem Schwiegervater sich mehr und mehr verschlimmert, und wie dieser aus Haß gegen seinen Tochtermann, das Kind heimlich bei Seite, d. h. zu dem Wehrfester Werdekoping geschafft und gegen alle Welt für todt ausgegeben habe; wie aber nach einer Reihe von Jahren, nachdem dem Baron Schlattendorf aus einer zweiten vollbürtigen Ehe auch nur ein Sohn erwachsen sei, der alte Baron Eggenberg dem Notarius und dem Wehrfester die Weisung gegeben habe, in dem Fall, daß dieser zweite stiftsfähige Sohn ohne Erben versterben sollte, mit ihrem Geheimniß hervorzutreten. »Wenn, so hat er gesagt, der stiftsfähige Clemens, das war immer sein Ausdruck, Todes verbleichen sollte, bevor er für das Schlattendorfsche Fideicommiß andere stiftsfähige Erben erweckt hat, dann soll Er, Notarius, oder Er, Wehrfester Werdekoping, auftreten und sagen, wer Paul Bronckhorst ist. Dann ist es an der

Zeit, denn dann folgt mein Enkel in das Majorat. So lange aber stiftsfähige Brüder oder Neffen da sind, folgt er nicht, und so lange soll niemand von ihm wissen; so lange soll er nicht als ein unnützer Junker umherlungern, dem das Leben verbittert ist, weil er, obwohl der Aelteste, doch nicht zum Erbe seines Vaters kommen kann; der wie eine Art Bastard betrachtet wird, weil er aus dem Blute der Eggenrode stammt; der wie eine lebendige Schandsäule für mein Wappen und meinen Namen umhergeht, obwohl mein Wappen und mein Name so gut sind, wie die von einem in Lande.«

Paul Bronckhorst ist indessen in der Verborgenheit zu einem vielversprechenden jungen Manne und tüchtigen Juristen herangewachsen und tritt in die Dienste des Herzogs von Anglure, eines kleinen Fürsten, der durch die freigebige Hand des französischen Kaisers für anderweitig verlorene Besitzungen mit einem Stückchen deutscher Erde entschädigt, auf diesem als Fürst von Emsa-Ravenstein schaltet und seine Souveränetätsrechte am liebsten in Bestimmungen über die Form der Möbeln und die Farbe der Tapeten in seiner fürstlichen Residenz ausübt. Als geheimer Cabinetssecretär dieses Fürsten verliebt sich nun Paul sterblich in dessen Prinzessin Tochter, um deren Hand sich sein Stiefbruder Baron Clemens bewirbt, welcher mit den Schlattendorfschen Geldern den zerrütteten Finanzen derer von Emsa-Ravenstein aufhelfen soll; das Geheimniß seiner Geburt wird den Betheiligten zu einer Zeit offenbaet, als Paul, durch eine Verkettung von Umständen, des Mordes an eben diesem Baron Clemens, also eines Brudermordes dringend verdächtig erscheint. Gerade der Entsetzlichkeit eines solchen Verdachtes bedarf es aber, um ihn in den Augen seiner Geliebten völlig zu reinigen. »Ich bin ein schuldvoll eitles Geschöpf«, sagt Prinzessin Leonie zu sich selbst, »so lange alle diese Menschen mich glauben ließen, Paul habe ein Verbrechen aus Leidenschaft für mich begangen, glaubte ich an seine Schuld, glaubte an das falsche Gerede, das lügenhafte Zeugniß Antoines. Sie mußten das Wort Brudermord aussprechen, ihn zum gemeinen Meuchelmörder stempeln wollen, bevor der ganze Wahnsinn ihrer Anklage mir klar wurde.« Der sorgenden Liebe Leonies und der Thatkraft seines Busenfreundes Reinhard von Tondern gelingt es denn auch, Pauls Unschuld durch die Auffindung des wahren Mörders zu beweisen, und jener erhält, als nunmehriger einziger Sohn und Erbe des Baron Schlattendorf, die Hand der Tochter Gastons du Merle-Blanc-Buisson, Herzogs von Anglure, Grafen von Egaville und Fürsten zu Emsa-Ravenstein, deren Herz er schon vorher besessen hat.

Das sind die flüchtigen Umrisse einer Erzählung, welche bedeutend genug angelegt ist, um den Leser durch drei mäßig starke Bände zu fesseln. Die handelnden Personen sind, wie schon gesagt, fein und lebenswahr gezeichnet, wenn sie auch des warmen Kolorits entbehren, welches ihnen nur das Gemüth des Dichters verleihen kann. Eine der gelungensten Figuren ist die des alten Bauern Weedekoping, und wenn wir auch, seit Immermann uns seinen köstlichen Hofschulzen vorgeführt hat, ein Bißchen allzu oft solchen biedern Schulzen, Wehrfestern und Hofbauern begegnen und allzu häufig den Hochzeiten ihrer Söhne und Töchter beiwohnen müssen, so lassen wir uns doch diese markige tüchtige Bauernnatur gern noch einmal gefallen und ergötzen uns an dem Zusammenstoß des westfälischen Elements mit dem märkischen in der Person des Korporals Plantebitzel vom siebenten königlichen Husarenregiment von Zitzewitz mit'n Dodtenkopp, und zwar mit um so mehr Harmlosigkeit, da der Verfasser im ersten Kapitel sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß »aus einer objectiven und unbefangenen Schilderung von Dingen, die der Geschichte angehören«, Folgerungen für die Gegenwart gezogen werden sollen. Der geschichtliche Hintergrund der Erzählung, welcher derselben ihren zweiten Titel »Die neuen Herren« giebt, hätte etwas lebhafter gehalten und mehr detaillirt werden dürfen. Es mag einem Autor, der auf seinem Felde durchaus orientirt ist, leicht begegnen, sich sein Publikum als ganz vertraut mit Thatsachen vorzustellen, von denen dieses wenig oder nichts weiß, und doch könnte er mit einiger Umsicht, so gut als er dem Leser eine Lücke in seiner Bildung fühlbar macht, diese mit geschickter Hand unmerklich ausfüllen und ihn mit dem befriedigenden Bewußtsein ausgebreiteten Wissens entlassen.

William Prescott.

Am 28. Januar ist zu Newyork der berühmte Geschichtschreiber Prescott, der Verfasser der Werke über Philipp II. und die Eroberung von Mexiko und Peru, im Alter von 63 Jahren plötzlich gestorben. William Hickling Prescott wurde am 4. Mai 1796 zu Salem im Staate Massachusetts geboren. Sein Vater, William Prescott, gestorben 1844, war ein geachteter Rechtsgelehrter, sein Großvater, der Oberst William Prescott, hatte die amerikanischen Truppen in der Schlacht von Bunkershill befehligt. Als der junge Prescott sein zwölftes Jahr angetreten, zog seine Familie nach Boston, wo er den schon in seiner Vaterstadt begonnenen Unterricht in den classischen Sprachen unter der Leitung des Dr. Gardiner, eines Zöglings des berühmten englischen Philologen Parr, fortsetzte. Bereits 1811 ward er zur Aufnahme im Havard-College reif befunden, wo er seine Studien mit Auszeichnung vollendete und 1814 promovirte. Zum Juristen bestimmt, schien sich ihm eine glänzende Laufbahn zu öffnen; allein noch auf der Universität hatte er durch einen Zufall ein Auge verloren, die Sehkraft des andern ward bald durch anhaltende Arbeit geschwächt, und nach einer schweren Krankheit, während der er dem völligen Erblinden nahe war, sah er sich genöthigt, seinen juristischen Beschäftigungen und allen damit verknüpften Hoffnungen zu entsagen. Zwei Jahre verbrachte er in Europa, wo er die Hülfe der berühmtesten Augenärzte von London und Paris aufsuchte. Er kehrte zwar mit gestärkter Gesundheit in sein Vaterland zurück, ohne jedoch für sein Hauptleiden einige Linderung gefunden zu haben. So von aller öffentlichen Thätigkeit abgeschnitten, beschloß er, sich ganz den Wissenschaften und namentlich dem Studium der Geschichte zu widmen, die ihn stets besonders angezogen hatte. Unter den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihm sein Zustand entgegensetzte, sammelte er zehn Jahre lang die Materialien zu seiner „History of Ferdinand and Isabella“, einer Periode der europäischen Geschichte, die ihm noch nicht hinreichend bearbeitet schien und die für Amerikaner durch ihre Beziehung zur Entdeckung der neuen Welt besonderes Interesse hat. Das Werk erschien 1838 gleichzeitig in Boston und London (5. Aufl., 3 Bde., London 1849), wurde auf beiden Seiten des atlantischen Meeres mit anerkennendem Beifall aufgenommen und in mehrere Sprachen übersetzt (deutsch, 2 Bde., Leipzig 1842). Während dieser Beschäftigung hatte sich das Sehvermögen Prescott's etwas gebessert, so daß er nicht mehr gezwungen war, sich beim Lesen und Schreiben ganz auf fremde Hülfe zu verlassen, und die „History of the conquest of Mexico“ (3 Bde., Boston 1843; deutsch, 2 Bde., Leipzig 1845), obwohl meistens nach handschriftlichen Quellen bearbeitet, wurde daher unter geringeren Anstrengungen zu Stande gebracht als sein erstes Werk. Durch Stil und Inhalt gleich ausgezeichnet, befestigte sie den literarischen Ruf des Verfassers, der von mehreren gelehrten Societäten Europas, unter andern vom französischen Institute, zum Mitgliede erwählt wurde. Seine „History of the conquest of Peru“ (3 Bde., Boston 1847; deutsch, 2 Bde., Leipzig 1848) bietet dieselben Vorzüge dar, welche alle historischen Leistungen Prescott's bezeichnen: fleißiges Quellenstudium, pittoreske Darstellung und eine Wärme des Gefühls, die jedoch der objectiven Ruhe des Geschichtsschreibers nur selten Eintrag thut. Seitdem beschäftigte sich Prescott mit seiner Geschichte Philipps II. von Spanien. Seine Beiträge zum „North american review“ wurden unter dem Titel „Biographical and critical miscellanies“ (London 1843), andere kleinere Arbeiten in den „Critical essays“ (London 1852) gesammelt.

*** Das Comité des Schillervereins zu Marbach a. N.**
an
alle Verehrer Schillers.

Mit dem Jahreswechsel sind wir in das Jahr eingetreten, das uns in dem vorletzten seiner Monate die Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers nahelegt.

Aus unserer Ansprache vom Mai v. J. sind unsere Zwecke bekannt; für diejenigen, denen erstere nicht zu Gesicht gekommen, bezeichnen wir solche aufs Neue:

„Erwerbung des Geburtshauses aus Privathänden, Wiederherstellung in den früheren Zustand und angemessene Ausstattung; — ein Denkmal, wenn auch bescheidenster Art, auf unserer freundlichen Schillershöhe.“

Mit großem Danke haben wir zu erkennen, daß uns so viele, und aus manchen Orten reiche, Gaben zugekommen sind; sie belaufen sich auf 2000 fl.; da uns aber die Erwerbung des Hauses in seinem gegenwärtigen Zustande allein 4000 fl. hinnehmen wird, so ist noch nicht die Hälfte unseres Bedarfs gedeckt.

Möchten deßhalb in dem angetretenen Jahr weitere Herzen unserer Sache sich zuwenden und wir in den Stand gesetzt werden, den zu erwartenden Tag in einer des großen Mannes würdigen Weise feiern und die Anstalten zu dieser Feier bald treffen zu können.

Wir ersuchen auch andere Blätter um gefällige Aufnahme.

Marbach am 3. Januar 1859.

Die Comité-Mitglieder:

Stockmayer, Oberamtmann, Vorstand.
Fischer, Rathsschreiber.
Fohr, Oberamtspfleger.
Klein, ref. Stadtschultheiß.
Kiecker, Dr., Apotheker,
Sigel, Rechtsconf. und Stadtschultheiß.

Feuilleton.

— * Unter den jüngsten literarischen Erscheinungen ist zu nennen das neueste Buch von Riehl „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten.“ Es ist eine Sammlung von Studien zur Kulturgeschichte des siebenzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, die unter sich verbunden sind durch die Art des Stoffes wie der Arbeit; sie sind im Laufe von acht Jahren entstanden und nun zu einem Ganzen zusammengestellt.

— * Im ersten Hefte des laufenden Jahrganges der „geographischen Mittheilungen“ von August Petermann findet sich eine Abhandlung von C. F. W. Dieterici in Berlin über die Bevölkerung der Erde nach ihren Totalsummen, Racenverschiedenheiten und Glaubensbekenntnissen. Herr Dieterici hat mit seiner bekannten Meisterschaft auf statistischem Gebiete eine Arbeit geliefert, welche sich durch kritischen Scharfblick und Umsicht auszeichnet. Zu größerer Veranschaulichung gab Petermann eine Kartenskizze bei, die zwar große Schwierigkeiten haben mag und auch nur einen ungefähren Eindruck gewähren kann, die aber doch sehr interessant ist, da z. B. daraus auf den ersten Blick erhellt, daß eine vorwiegend dichte Bevölkerung nur in China, Indien, einigen Theilen von Europa und im nördlichen Winkel von Nordamerika besteht. Das ganze nordamerikanische Festland hat nur 36 Millionen Einwohner, also kaum so viel wie Frankreich oder Oesterreich; ganz Central- und Südamerika nur 23 Mill., also nicht so viel wie Italien; das europäische Rußland hat mit seinen 60 Mill. also etwa eben so viel Einwohner, wie ganz Amerika, Australien und Polynesien zusammen. In London wohnen mehr Menschen als in ganz Australien und Polynesien; das eigentliche China hat mehr Bewohner als ganz Amerika, Australien und Afrika zusammen, und Indien beinahe dreimal so viel Bewohner als die ganze neue Welt. Das Hauptresultat, die Totalbevölkerung der Erde, stellt sich hiernach auf 1288 Millionen Menschen, und es gehören davon in runder Zahl 522 Millionen zur mongolischen, 369 Mill. zur kaukasischen, 200 Mill. zur malayischen, 196 Mill. zur äthiopischen und 13 Mill. zur amerikanischen Race. Nach den Glaubensbekenntnissen gehören 335 Mill. zur christlichen Religion, 5 Mill. zum Judenthum, 600 Mill. zu asiatischen Religionen, 160 Mill. zum Mohamedanismus und 200 Mill. zum Heidenthum. — Sehr gehaltreich ist auch der zweite Artikel dieses Heftes über das asiatische Rußland und die Handels-Verhältnisse am Amur, so wie der dritte, der von der geographischen Verbreitung indischer Kulturprodukte handelt und mit einer Kulturkarte begleitet wird.

— * In Dresden hält Professor Hermann Hettner Vorlesungen über die Geschichte der Malerei mit besonderer Rücksicht auf die Dresdener Galerie.

— * Der König von Sachsen hat den zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurtheilten Leutnant von Glümer, Bruder der Schriftstellerin Claire von Glümer, die einst einen Versuch machte ihn aus der Haft in Waldheim zu befreien, begnadigt. Es befinden sich jetzt dort noch 22 Verurtheilte vom Mai 1849, darunter Heubner, Theodor Oelckers und Röckel.

— * König Max von Bayern hat wieder namhafte Summen für wissenschaftliche Zwecke ausgesetzt, indem er die Vorschläge der von ihm niedergesetzten wissenschaftlichen Commission genehmigte. In Folge dessen erhält Dr. Karl Gödeke in Celle eine Unterstützung von 2000 fl. zur Fortsetzung seines Werkes: „Grundriß der deutschen Literatur“, eben so viel erhält der Privatgelehrte Dr. H. Holland in München behufs der Ausarbeitung einer Geschichte der Dichtkunst in Bayern; 7000 fl. sind für die Bearbeitung einer bayerischen Kriegsgeschichte bestimmt, welche fünf Offizieren aufgegeben ist; Hofrath Dollmann hat den Auftrag, eine Geschichte der Gesetzgebung in Bayern, und die Professoren Dr. Sighard in Freising und G. Marggraff in München eine Geschichte der Kunst in Bayern auszuarbeiten. — Ferner hat der König dem bekannten Reisenden Moritz Wagner abermals 2000 fl. zugeben lassen, welche er zur Bereisung und Erforschung von Südbrasilien und den La-Plata-Staaten mit besonderer Rücksicht auf deutsche Einwanderung verwenden soll.

— * Hinsichtlich des sechsten großen Freskobildes im neuen Museum zu Berlin ist nunmehr bestimmt worden, daß Kaulbach nach seinem ursprünglichen Plane die Reformation und die Reformatoren zu ihrem Gegenstande machen wird. Die Sache schwebte seit mehreren Jahren, weil der Director der Museen, Herr von Olfers, sich gutachtlich dahin geäußert hatte, daß dieser Gegenstand nicht gewählt zu werden verdiene, weil Luther und die Reformation nur ein Versuch und eine vorübergehende Erscheinung sei! Herr von Olfers ist Katholik, aber seine Ansicht war doch so weit maßgebend geworden, daß die Frage anfangs unentschieden blieb und später an die Stelle der Reformation der Kaiser Maximilian und die Einführung des Reichsfriedens gesetzt werden sollte, worauf Kaulbach nicht eingehen wollte. Jetzt ist nach einer abermaligen Verhandlung mit ihm und dem Herrn von Bethmann-Hollweg die obige Entscheidung durch den Prinz-Regenten zur allgemeinen Befriedigung getroffen worden.

— * Heinrich Laube hat kürzlich die Wiener mit einem neuen Drama überrascht, dem Trauerspiele „Montrose“, mit welchem eine ähnliche Komödie gespielt wurde wie mit dem „Grafen Essex.“ Man erfuhr, das betreffende Stück werde zur Aufführung kommen, doch wurde der Verfasser nicht genannt. Was aber schon ein lautes Geheimniß gewesen, ward Gewißheit durch die Darstellung, denn man erkannte aus der Verarbeitung, den Gestalten, ja fast aus jeder Zeile den Autor des „Essex.“ Aber derselbe hatte dies Mal keinen glücklichen Wurf gethan, wie die Kritik sagt. Das Werk ist nicht poetisch empfangen. Montrose, der Champion der Stuarts, ist als bewußter Vertheidiger des Königthums von Gottes Gnaden, des historisch und naturgemäß gewordenen, des Gesetzes und der Kultur aufgefaßt, als der Ritter, welcher Alles seiner Ueberzeugung, mehr noch seinem Worte zu opfern jeden Augenblick bereit ist. Ihm gegenübergestellt ist Cromwell, als der Mann der Revolution, zugleich aber auch als Vertreter der Unbildung, als der Eigennützige, Herrschsüchtige, keines großen Gedankens fähige; und die gemäßigten Covenanter, als die Leute des Juste-Milieu, endlich das Gros der Cavaliere, deren Ideen an der Form kleben, welche den höhern Aufschwung ihres Führers nicht begreifen können. Die Charakterisirung der verschiedenen Parteien, so viel gegen dieselbe auch vom geschichtlichen Standpunkt einzuwenden wäre, ist sehr gelungen, und der erste Akt, welcher alle diese Verhältnisse darlegt, der beste im Stück. Aber im weiteren Verlauf nehmen die politischen Auseinandersetzungen zu sehr überhand, die menschlichen Beziehungen werden in den Hintergrund gedrängt, und das Ganze muthet uns an wie eine staatsrechtliche, aber in populärem Ton gehaltene Broschüre. Um der hiermit nothwendig verbundenen Trockenheit das Gegengewicht zu halten, hat der Verfasser Alles aufgeboten, was irgend auf der Bühne Wirkung machen kann, und hat in dieser Beziehung entschieden zu viel gethan, ohne doch seinen Zweck zu erreichen. Verschiedene effectvolle Scenen, manches Wort, das auch für die Gegenwart seine Bedeutung hat, fand lebhaften Beifall, der Verfasser wurde mehrmals verlangt, aber einen wirklichen Erfolg hatte „Montrose“ nicht. Beigetragen hat dazu ohne Zweifel die ganz verunglückte Darstellung des Cromwell.

— * **Wagners Lohengrin.** Wagners Musik und seine Stellung zur Entwickelung der Oper sind augenblicklich so sehr die Hauptfrage des Tages, daß wir immer wieder darauf zurückkommen müssen. Der Lohengrin hat die preußische Hauptstadt nicht zu erobern vermocht, seine Aufnahme in Berlin kam vielmehr einer Niederlage so ziemlich gleich. Diejenigen, welche von Anfang an die Begeisterung für diese Oper auf das rechte Maß der Anerkennung und unparteiischen Würdigung zurückzuführen suchten, haben die Genugthuung, ihr Urtheil immer mehr bestätigt zu sehen. Wir selbst haben unlängst das unsrige durch das des Wiener Aesthetikers **Hanslick** ergänzt. Gleiche Unterstützung finden wir in der Kritik Berlins; die der Nationalzeitung z. B. stimmt so sehr mit der des Sonntagsblattes von 1856 überein, daß wir die den Gang der Oper verfolgende Besprechung hier wiedergeben. Das erste Drittel des ersten Acts bietet dem Componisten noch keine irgend bedeutenden Momente. Bei der Exposition des Dramas, für welche Heinrich und Telramund sorgen, fällt der Musik naturgemäß nur eine untergeordnete Rolle zu. Wagner begnügte sich, wie es jeder deutsche Componist von einiger dramatischer Befähigung ebenfalls gethan haben würde, den Text mit angemessenen Recitativen zu begleiten. Sobald Elsa die Bühne betritt, streift ein frischer Hauch die Partitur. Auf die Naturlaute der Empfindung, die sich aus dem Herzen der fürstlichen Jungfrau emporringen, antworten die Instrumente mit ihrem zartesten Wohllaut. Schmerzlich süß rauscht und zittert es durch das ganze Orchester. Diese Scene und der Anfang der folgenden bilden, abgesehen von der Introduktion, den musikalischen Höhepunkt der gesammten Oper. Bei den Worten: „Einsam in trüben Tagen“, ferner „In lichter Waffen Scheine“ und dem weiterhin folgenden „Des Ritters will ich wahren“ tritt an die Stelle trockener Deklamation innerlich beseelte Melodik. Zu rührender Beredsamkeit steigert sich der Ausdruck bei der Stelle: „Mein lieber König, laß dich bitten u. s. w.“ Der Ton, der hier vom Componisten angeschlagen wird, ist keineswegs neu, aber darauf kommt es nicht an, wenn er nur dem Wesen der darzustellenden Charaktere und Situationen entspricht. Wie überhaupt Wagner in allen rein musikalischen Beziehungen der Weberschen Weise sich aufs Engste anschließt, so zeigt auch seine Erbin von Brabant den deutlichen Familientypus jener jungfräulichen holden Gestalten von echt deutschem Gehalt, mit denen der Componist des Freischützen und der Euryanthe die Oper bereichert. Bei dem zweiten Anruf Elsas bringt bereits das in die Ferne blickende Orchester die Kunde von dem nahenden Abgesandten des Grals. Während Lohengrin erscheint, umgeben die Violinen sein Haupt mit einer blendenden Strahlenglorie. Je weiter er in den Vordergrund tritt, um so mehr verschwindet der überirdische Glanz, und das Orchester vertauscht zuletzt die Gralmelodie mit einem marschartigen Motiv von romantisch ritterlichem Charakter. Es ist auch hier derselbe Ausdruck, dem wir zuerst in der Euryanthe begegnen, und den Wagner schon im Tannhäuser mit Glück nachahmte. Die Chöre: „Seht, seht! welch' seltsam Wunder!“ ferner: „Steh' ab vom Kampf!“ sind voll dramatischen Lebens. In dem Nachruf Lohengrins an den Schwan, mit dessen Wiedererscheinung im dritten Akt dieselbe Wendung Note für Note zurückkehrt, können wir dagegen nur melodisches Gemeingut entdecken. Das Gebet vor dem Gottesurtheil ist nicht ohne Wohlklang, zeigt aber durch seine rein harmonische, auf alle individuelle Charakteristik verzichtende Haltung, daß dem Componisten die Herrschaft über den wahrhaften Ensemblestil, diese höchste musikalisch dramatische Form, durchaus abgeht. Ohne Rücksicht auf die psychologische Entwickelung werden die Stimmen wie in unzähligen Vokalquartetten gewöhnlichsten Schlages nach rein äußerlichen Convenienzen behandelt. — Das große Duett zwischen Ortrud und Telramund bewegt sich innerhalb jener Romantik des Häßlichen, die nach unserer Auffassung außerhalb der Grenzen aller künstlerischen Darstellung liegt. Diese wilden abgerissenen Interjectionen der Leidenschaft sind freilich des nervenreizenden Eindrucks sicher, nur hat dieser mit der Aufgabe der Kunst nichts mehr gemein. Als ideales Widerspiel der realen Welt soll sie die Natur durch den Adel der Form läutern und vergeistigen, nicht, wie hier geschehen, die Wirklichkeit durch abenteuerliche Verzerrungen noch zu überbieten suchen. Diese Richtung, welche die Kunst zuletzt in ihr völliges Gegenbild verkehrt, theilt Wagner nicht nur mit Meyerbeer, Berlioz und Halevy, wir begegnen ihr auch auf andern Gebieten des Geistes, in den extremen Bestrebungen der romantischen Poesie, in deren ästhetischem Katechismus der Ausspruch der Hexe: „Schön ist häßlich, häßlich schön“ als höchstes Dogma gilt. In der Musik erscheint dieser Grundsatz noch weit verderblicher als in der Wortdichtung, weil hier nicht nur Verstand und Phantasie des Hörers, sondern zugleich auch seine Sinne mißhandelt werden. Wohl kann die Tonkunst auch die Sprache des Hasses reden, und zwar energischer als es je Worte vermögen, Klytämnestra und die Furien in der Armide haben es zur Genüge bewiesen; von dem idealen Hauch, der jene Gestalten umfließt, von der unheimlichen Schönheit und Majestät, der sie ihre künstlerische Berechtigung verdanken, ist aber bei Wagners Ortrud nichts zu finden, nur in dem Schluß des Duetts glauben wir statt einzelner leidenschaftlicher Pointen einen gewissen musikalischen Zusammenhang zu entdecken. Daß sich hier die beiden Stimmen im öden Unisono zusammenschließen, erscheint in doppelter Beziehung gerechtfertigt, einmal, weil es sich darum handelte, die ganze Armuth und Sterilität der rachsüchtigen Bosheit darzustellen, dann aber auch, weil Friedrich alle Kraft des Willens, gleichsam die eigene Persönlichkeit verloren hat, in seinem gesammten Denken und Empfinden durch die an geistiger Kraft und wilder Energie ihm weit überlegene Ortrud bestimmt wird. Während der folgenden Scenen, in welchen der Gegensatz zwischen unendlichem Haß und unendlicher Liebe, tückisch lauerndem Fanatismus und jungfräulicher Demuth, Milde und Innigkeit, einem productionskräftigen Componisten eine Fülle von Anregungen geboten hätte, begnügt sich die Musik wieder mit der trockenen Sprache rein verstandesmäßiger Deklamation. Statt sich den Gehalt der Charaktere und Situationen wahrhaft innerlich anzueignen und in Klang und Ton zu neuem erhöhten Leben zu erwecken, beschränkt sie sich darauf, die Accentuation der gesprochenen Rede äußerlich zu steigern und wortklauberisch gewisse hervortretende Einzelheiten zu pointiren. Die Berührung mit Elsa hatte diesmal ihren wunderthätigen Zauber verloren, nicht zum zweiten Mal vermochte sie in der Brust des Tonsetzers die Gluth schöpferischer Liebe zu entzünden. Starr und theilnahmlos begleitet er die Handlung, sein Gemüth bleibt dabei leer, seine Phantasie unthätig. Im Finale des zweiten Akts, wo die Situation durchaus die Elemente zu einem dramatischen Tongemälde in großartigem Ensemblestil enthält, fällt Alles spröde auseinander. Nirgends unterbricht ein zusammenhängender melodischer Zug mit dem Ausdruck ächter Empfindung das frostige Pathos aufgebauschter Rhetorik. — Der Marsch, der den dritten Akt einleitet, trägt den Charakter gewöhnlicher Operndekorationsmusik. Reicher ausgestattet erscheint dagegen der folgende Hochzeitschor, ein wenn auch nicht durch selbständigen Gehalt hervorragendes, doch der Situation angemessenes und melodisch ansprechendes Tonstück. Die nun folgende Scene zwischen Lohengrin und Elsa bewegt sich fast von Anfang bis zu Ende in einer Gefühlssphäre, an die Worte nur kümmerlich hinanreichen, in der Musik als unumschränkte Königin waltet. Zum ersten Mal stehen sich die Neuvermählten allein gegenüber; nicht mehr eingeengt vom Zwange des Ceremoniels, von keinem Ohr belauscht dürfen sie sich ganz dem einen Gefühl hingeben, das sie erfüllt. Keine schönere Gelegenheit konnte einem Componisten von Gottes Gnaden geboten werden, um von dem überschwänglichen Liedesreichthum seiner Kunst Zeugniß abzulegen, um in vollströmender Melodik, dieser Muttersprache aller echten Empfindung, die süßesten und verborgensten Geheimnisse des Herzens zu verkünden. Wagner war dieser Aufgabe nicht gewachsen, seine Liebenden müssen sich in dem hastigen Geschäftsstil des gewöhnlichen Opern-Recitativs begnügen, der hier und da mit einigen welken Weberschen Gesangsblüthen verziert wird. Auch der Abendstern aus dem Tannhäuser wirft manchmal von fern her einen matten Schimmer auf die Gruppe. — Verglichen mit dem unbändigen Trompetengeschmetter bei dem folgenden Auftritt erscheint Alles, was an wüstem Getöse von früheren Opernlärmkünstlern aufgeboten wurde, maßvoll und bescheiden. Während die betäubende Wirkung noch durch alle Nerven der Hörer zittert, öffnet Lohengrin seine Lippen zu dem entscheidenden Wort, das die gesammte Handlung erklären soll. Wohl hätte die Tonkunst den dramatisch unhaltbaren Charakter in diesem wichtigen Augenblick nachträglich zu retten vermocht. Vollbrachte sie, die unter allen Künsten allein die Fähigkeit besitzt, dem gestaltlosen Jenseits Leben und Ausdruck zu leihen, doch schon manches ähnliche Wunder. Man denke nur an die sämmtliche Opernschöpfungen vorher und nachher überragende Erscheinung des steinernen Gastes, der seiner heimischen Sphäre der Musik entrückt von Rechtswegen auf das Puppentheater gehören würde. Wir brauchen jedoch nicht bis zu Mozart empor zu steigen, die Partituren Spohrs, Webers, Mendelssohns und Marschners enthalten unzählige Beispiele von dem Vermögen der Tonkunst, einen transscendenten Inhalt zu gestalten. Der Gesang Lohengrins erhebt sich nun aber keineswegs zu der Sphäre überirdischer Wonne und Erhabenheit, von der er Kunde bringen soll, sondern bewegt sich ausschließlich in jenen nüchternen deklamatorischen Wendungen, die einst den spiritualistischen Wartburgsängern so geläufig waren. Nur dem Orchester liegt es hier wie an so vielen anderen Stellen ob, durch den Glanz des Kolorits den Mangel aller eigentlichen musikalischen Substanz zu ergänzen. — Fassen wir alles Gesagte in ein paar Worte zusammen, so verdankt das Werk seine für die Bühnen der Gegenwart nicht zu leugnende Bedeutung zunächst dem geschmackvollen scenischen Arrangement, ferner einer Reihe dramatischer Züge, die über die Partitur zerstreut sind, und von denen die meisten der erste Akt enthält, endlich vor allem Andern dem Nothstand, der in unsern Tagen auf dem Gebiet des musikalischen Dramas herrscht. Noch vor dreißig oder zwanzig Jahren wurde dem Componisten des Tannhäuser und des Lohengrin ein weit bescheideneres Loos geworden sein, als Bellini und nach ihm Donizetti mit vollen Händen üppigen Wohllaut spendeten, als Auber, Halevy und Meyerbeer rüstig für das Repertoir der großen Pariser Oper sorgten, als Spohr und Marschner noch nicht von der Bühne zurückgetreten waren. Wie jetzt die Dinge stehen, mag Wagner kühn nach dem höchsten Preise seine Hand ausstrecken, denn an dem Einzigen, das ihm denselben mit Erfolg streitig machen könnte, fehlt es, an der That.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1 1/3 ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 9. Bremen, 27. Februar. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Die Sagen der Indianer Nordamerikas *).

Von J. G. Kohl.

Ich befand mich während des Sommers 1855 an den Ufern jenes großen Süßwassermeeres Nordamerikas, welches die Eingeborenen Kitschigami, wir Europäer aber Lac Superior oder den oberen See nennen, und das von Osten nach Westen mehr als 80 deutsche Meilen lang ist.

Die ursprünglichen Anwohner dieses Sees gehören den Stämmen der sogenannten Chippeways oder, wie sie sich selbst nennen, Odjibbeways an. Da unter diesen Leuten damals gerade sogenannte Payments stattfanden, d. h. da der ihnen von der amerikanischen Regierung stipulirte Tribut für abgetretene Ländereien u. s. w. in baarem Gelde und Lebensmitteln ausgezahlt wurde, so waren die Ufer des Sees ziemlich belebt. Von nahe und fern, — mehrere hundert Meilen weit —, waren die verschiedenen Stämme der Odjibbeways herbeigezogen. Und da sie alle in Folge der **erwünschten** Veranlassung ihres Kommens bei guter Laune und Muße waren, so benutzte ich, angezogen von dem Anblick dieser interessanten Menschen, die treffliche Gelegenheit und ließ mich an verschiedenen Punkten des Sees — ein Mal auf einer kleinen Insel, ein Mal in der Nähe eines Katarakts, ein ander Mal in dem Verstecke einer großen Seebucht — häuslich unter ihnen nieder, um das Treiben dieser Leute zu beobachten, um mich über ihren Charakter, ihre Sitten, Gewohnheiten, Leiden und Freuden aus dem Augenschein zu unterrichten.

Von allen ihren geselligen Unterhaltungen interessirten mich besonders ihre Vereine zum Vortrage von alten Geschichten, Traditionen und Märchen. Ehe ich selbst in dieser Richtung einige Erfahrung machte, hatten mir die canadischen Voyageurs und die französischen und amerikanischen Pelzhändler davon gesprochen. Recht häufig, so hatten sie mir gesagt, versammeln sich die Familienmitglieder und Nachbaren an den langen Winterabenden, wo sonst eben nichts gethan werden kann, und bitten einen geschickten Geschichten-Erzähler, ihnen alte Sagen und Märchen vorzutragen. „Diese Sagen unserer Indianer", so hatten mir manche behauptet, „geben den berühmten Märchen der Scheherazade nichts nach. Sie sind eben so unterhaltend, abwechselnd und phantastisch. Sie sind auch beinahe in demselben Stile." Einige schienen sich sogar einzubilden, daß unsere arabischen Märchen den amerikanischen Indianern entnommen seien. Andere begründeten wenigstens auf die angenommene Aehnlichkeit der Geschichten die Vermuthung, daß die Indianer durchaus von Asiaten abstammen müßten. „Wir haben noch jetzt die „Tausend und Eine Nächte", so sagten sie, „hier bei uns, und wie sollten sie anders hierher gekommen sein als aus Asien?"

Die canadischen Voyageurs und coureurs des bois wußten vermuthlich schon seit den ersten Zeiten um diese geistigen Lebensquellen unter den Indianern und erfreuten sich daran, wie die Indianer selbst. Aber es spricht nicht sehr für die poetische Empfänglichkeit und den literarischen Geschmack der christlichen Missionäre und der alten Reisenden, die über diese Länder geschrieben haben, daß das große Publikum so wenig und so spät von der Existenz jenes merkwürdigen Schatzes unter diesen wilden Stämmen gehört hat. Von den früheren Schriftstellern berührt kaum einer diesen Gegenstand, den vermuthlich die Missionäre zu unheilig hielten, um sich mit ihm zu beschäftigen.

Ueber die jüdische oder nichtjüdische Abstammung der Indianer, über ihre Kriege, blutigen Sitten und ähnliche Gegenstände sind zahllose Bände geschrieben. Aber mit der Untersuchung ihres eigentlichen psychischen Lebens, wie es unter anderem in ihren Dichtungen, Sagen und sonstigen Produkten ihrer Phantasie sich ausspricht, hat man sich seltener befaßt, vermuthlich weil die Entdecker Amerikas, jene stolzen und vorurtheilsvollen Christen, diesen sogenannten Wilden von vornherein alle **Psyche** absprachen.

Herr Schoolcraft ist der erste, der in seinen sogenannten Algic researches (Untersuchungen über die Algonkins) eine Anzahl von Sagen und Märchen der nordamerikanischen Indianer in einem besonderen Werke zusammengestellt hat, und der berühmte amerikanische Dichter Longfellow hat dann in seinem „Hiawatha" einen schönen Kranz solcher Sagen für die europäische Welt gestaltet.

Es ist aber noch eine große Ernte auf diesem kaum bearbeiteten Felde zu machen. Ich selbst habe nur eine sehr kleine Blumenlese darauf halten können.

Die Schwierigkeiten dieser Art des Herbarisirens sind nicht gering. Es ist überhaupt nicht leicht die Indianer zur zutraulichen Unterredung und Mittheilung zu bringen. Ueber manche Dinge, die mit ihren religiösen Ansichten oder ihrem Aberglauben zusammenhängen, lassen sie sich sehr ungern aus. Es ist anfänglich schwierig, sich in ihre eigenthümliche Auffassungsweise hineinzudenken und diese für den europäischen Leser genießbar wiederzugeben. Selbst für den Sprachkundigen ist ihre Ausdrucksweise oft nicht leicht verständlich, und zuweilen müssen einzelne Worte einer langen Diskussion unterworfen werden, um hinter die eigentliche Pointe der Geschichte zu kommen. Dazu ist die Art und Weise ihres Vortrags ein wenig einförmig. Sie haben zwar alle das Talent zu erzählen. Sie sprechen auch gewöhnlich äußerst geläufig, ohne Stocken und Stottern, aber auch ohne viel Belebung des Vortrags, ohne Affekt und Pathos. Man glaubt, man höre das Rieseln eines Baches oder das Säuseln

---

*) Die hier folgenden Mittheilungen sind dem Vortrage entnommen, welchen Herr **Kohl** im vorigen Monate im Bremer Künstlerverein hielt, und in welchem er die Zuhörer in höchst anziehender Weise über jene merkwürdigen Völkerstämme unterhielt, welche jetzt „wie der Schnee vor dem übermächtigen Andrange der Angloſachsen dahin schwinden und vergehen." Das Kohl'sche Werk, welchem diese Mittheilungen angehören, wird demnächst im Verlage von C. Schünemann in Bremen erscheinen. A. d. R.

des Windes. Der Faden spinnt immer so fort, als hätten sie die Sache geahnt und memorirt, daher auch das einförmige Metrum, welches Longfellow für seinen „Hiawatha“ gewählt hat, diese ordnungslose und scheinbar farblose Vortragsweise der Indianer sehr gut nachahmt. Die eigenthümliche Farbe und das Leben, das im Innern der Erzählung, in ihren originellen Einfällen, in ihren erfinderischen Wendungen, in dem tief verhüllten Kerne der Poesie oder Moral der Geschichte steckt, entgeht dem Hörer sehr leicht. — Die Freude des Sammlers ist daher schon nicht gering, wenn er glaubt, daß es ihm gelang, auch nur einige wenige dieser Blumen zu entdecken, zu pflücken; sie zu putzen oder doch nicht auszuputzen, den Kern in ihnen zu finden und doch nichts Fremdartiges hineinzulegen und sie in seinem Herbarium möglichst vorsichtig so aufzuspeichern, daß die Leser nachher die der wilden Pflanze eigenthümliche Physiognomie einigermaßen wieder erkennen oder errathen können. — Wenn ich mir erlauben will, einige Proben aus meiner Sammlung mitzutheilen, glaube ich noch eine vorläufige Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen: Meine kleinen Mittheilungen werden, wie ich sagte, nur einen einzigen Stamm der amerikanischen Indianer, den der Odjibbeways, betreffen. Man darf aber nicht vergessen, daß die sogenannten Indianerstämme der neuen Welt sich alle nicht nur in den Hauptzügen ihres psychischen wie moralischen Typus und Habitus, sondern auch oft in den Details ihrer Gebräuche und in den Productionen ihrer Phantasie in äußerst hohem Grade gleichen.

Wer bei uns in Europa die kleinen Ereignisse, Sitten und Gewohnheiten in einem Dorfe studirt, der macht eben nur Studien, die gerade für das in Rede stehende Dorf gelten. In dem Nachbardorfe ist Alles schon wieder ganz anders. Wer dagegen einen dieser Indianerstämme beobachtet, der beschäftigt sich zugleich gewissermaßen mit der ganzen Familie. Die Ergebnisse seiner Beschäftigung reichen über ein weites Gebiet, man kann beinahe sagen: vom Nordpol bis zum Südpol. Ja wer das Porträt eines dieser Völker recht lebhaft und vollständig zu malen vermöchte, der ließe auch längst verschwundene und untergegangene Brudervölker gleichsam aus dem Grabe erstehen und könnte der Geschichte alsdann nicht geringe Dienste erweisen. — Ein Kenner der indianischen Ethnographie fühlt sich auch unter den Odjibbeways auf Schritt und Tritt an die ersten Berichte und Bemerkungen des Columbus über die Urbewohner seiner Inseln erinnert, ja er erkennt selbst in den Schilderungen der Anwohner der Patagonischen Straße seine nördlichen Freunde wieder. — Ich werde drei Gegenstände aus dem bezeichneten Gebiete hervorheben:

1) Die Sage von Menaboshu und der Sündfluth.
2) Die indianischen Jugendfasten und Lebensträume.
3) Die Sage vom indianischen Paradiese.

Die Sage von Menaboshu und der Sündfluth.

„Die Poesie ist Gold, ein weniges vom holden
Metall, mit Kunst gedehnt, reicht Welten zu vergolden.“
Rückert.

Wie in andern Welttheilen so ist auch in Nordamerika wohl kein Volk, das nicht einige Bemerkungen über verschiedene Umwälzungen in der Schöpfung gemacht hätte. Sie sprechen von wiederholten Zerstörungen der Welt durch das Wasser und von einer Wiedergeburt der Erde aus dem feuchten Elemente.

So verschiedentlich auch bei den Indianern die Geschichte von diesen Umwälzungen und Wiedergeburten vorgetragen wird, so spielt dabei doch immer ein gewisser mythischer Heros oder Halbgott, der bei den Irokesen Hiawatha, bei den Odjibbeways Menaboshu heißt, die Hauptrolle. Dieser Menaboshu, wenn er auch nicht der Urschöpfer des Weltalls ist, wird doch als der Urheber des jetzigen Zustandes der Erde, des Laufs der Flüsse, der Gestaltung und Zerklüftung der Berge, so wie wir sie nun haben, betrachtet. An fast alle gewaltsamen Durchbrüche von einem See zum andern, an fast alle große Katarakten des Landes knüpft sich eine Geschichte von Menaboshu, der am oberen See dieselbe Rolle spielt wie Roland in den Pyrenäen oder Prometheus und Hercules bei den Griechen. Wie Prometheus ist er auch der Schöpfer und erfinderische Wohlthäter der Menschen, der ihnen die Natur zum Wohnsitze zurichtet, der ihnen das Feuer bringt, der sie Bogen und Pfeile schnitzen lehrt. Er ist auch ihr Gesetzgeber und der Ordner aller ihrer geselligen Verhältnisse. Selbst die Entdeckung solcher kleinen Dinge wie die Auffindung des indianischen Rauchtabacks, der sogenannten Kimmelkanik, des Blattes einer amerikanischen Weide, wird dem Menaboshu zugeschrieben und eine launige Mythe von der Art und Weise dieser Entdeckung erzählt.

Der indianische Menaboshu zieht sich nicht, wie wohl die Weltschöpfer in anderen Mythenkreisen, gleich nach Vollführung seines Werks in den Himmel zurück. Er bleibt vielmehr selbst auf der Erde, auf der er wie ein Indianer und auch unter den Indianern, ihnen zum Muster dienend, fortlebt und allerlei Abenteuer besteht. Die Odjibbeways verflechten in seine Sage alle Ereignisse, Zustände und Phasen ihres eigenen Lebens, freilich oft auf eine sehr phantastische und groteske Weise. In den Leiden, Nöthen und Anfechtungen, die sie ihren Menaboshu bestehen lassen, erkennt man die Leiden, Nöthen und Anfechtungen, die ein indianischer Jäger Jahr aus Jahr ein auf seinem rauhen Lebenswege selbst zu ertragen hat.

In dem Muthe, den Menaboshu entfaltet, in den Listen und Kniffen, mit denen er sich aus Verlegenheiten hilft, gewahrt man ein treues Bild des Muthes und der List, deren ein Indianer fähig ist. Die Zaubermittel, die jener anwendet, sind dieselben Mittel, an die der Indianer glaubt, und die Ungethüme und bösen Geister, von denen der mythische Held bedrängt wird, sind auch dieselben, die der abergläubische Indianer als seine eigenen Feinde im Walde, Wasser und in Felsen versteckt zu erblicken vermeint. —

Menaboshu ist mit einem Worte der wahre Ur-Indianer, — er erinnert oft an unsern Rübezahl, mitunter auch an unsern Eulenspiegel, — und wer alle Menaboshu-Sagen sammeln und zu einem Ganzen gestalten wollte, könnte diesem Werke ohne Weiteres den Titel geben: „Les Indiens peints par eux mêmes.“ —

Zur Probe und zu einem Belege des Bemerkten will ich die Sage von der Sündfluth geben, wie sie mir einmal von einem alten Indianer am oberen See erzählt wurde. Zu ihrem Verständnisse muß ich nur noch bevorworten, daß die Indianer das böse Prinzip gewöhnlich in die Tiefe des Wassers verlegen. Der böse Schlangen- oder Fischkönig, der Beherrscher der Gewässer, der Kröten, Amphibien, Eidechsen und aller anderen Wasserthiere ist daher fast in einem unaufhörlichen Streite mit dem guten Nationalhelden, dem Menaboshu, und beide bekämpfen sich in unzähligen Vermummungen wie Ariman und Ormuzd.

Die vierfüßigen Thieren aber und die Vögel, das waren vor Jahren die Verwandten und Vettern des Menaboshu. Er konnte mit ihnen reden und lebte in großer Freundschaft mit ihnen. Einstmals hatte er sein Jagdlager mitten im Walde entfernt von aller Welt aufgeschlagen. Er hatte schlechte Zeiten. Die Jagd war unergiebig. Er fastete, hungerte und darbte.

In der schlimmsten Noth ging er hinaus zu den Wölfen und sprach zu ihnen: „Meine lieben kleinen Brüder, wollt ihr mir zu essen geben?“ Die Wölfe sprachen: „Ja!“ und gaben ihm.

Da er ihre Speise gut fand, sprach er weiter: „Wollt ihr erlauben, daß ich mit euch auf die Jagd gehe?“ Sie erlaubten es, und so ging Menaboshu mit den Wölfen auf die Jagd, campirte mit ihnen und theilte ihre Mahlzeiten.

Sie wirthschafteten auf diese Weise zehn Tage mit einander. Da eines Tages kamen sie an einen Kreuzweg. Die Wölfe wollten einen Nebenweg einschlagen. Aber Menaboshu wünschte die große Straße zu verfolgen. Hierüber entstand ein Zwiespalt der Meinungen und eine Berathung unter ihnen. Da jede Partei eigenwillig auf

ihrem Sinne bestand, so beschlossen sie endlich sich zu trennen. Menaboshu aber sagte, der jüngste der Wölfe müsse wenigstens jedenfalls mit ihm gehen. Diesen jungen Wolf liebte er außerordentlich, und er pflegte ihn sein Brüderchen zu nennen. Auch der Kleine wollte den Menaboshu nicht gerne verlassen, und so gingen beide mitsammen ihres Weges, während die übrigen Wölfe den andern Weg einschlugen.

Menaboshu und sein Liebling richteten ihr Jagdlager mitten im Walde auf und jagten zusammen. Zuweilen ging auch der kleine Wolf allein auf die Jagd.

Menaboshu, der sehr besorgt für ihn war, sagte zu ihm: „Mein lieber kleiner Bruder, hast du den großen See gesehen, der hier in der Nähe von unserem Lager im Westen liegt. Gehe nie dahin! Betritt nie das Eis dort. Hörst du?“ — Menaboshu that dies mit Fleiß, denn er wußte wohl, daß in dem See der Schlangenkönig, sein ärgster Feind, wohne, der Alles aufbieten würde, ihn zu ärgern und zu betrüben.

Der kleine Wolf versprach zwar, zu thun und zu lassen, was sein Freund ihm geboten und verboten hatte. Aber er dachte doch bei sich: „Warum verbietet mir Menaboshu wohl, auf den See zu gehen. Vielleicht denkt er, daß ich dort mit meinen Brüdern, den Wölfen, zusammentreffen könnte. Aber ich liebe doch meine Brüder!“

So sprach er zu sich den einen Abend, so sprach er auch den folgenden Abend. Und am dritten Morgen ging er hin auf den See und tummelte sich auf dem Eise herum, um zu sehen, ob seine Brüder da seien. Als er aber in die Mitte des Sees hinaus kam, brach das Eis. Er versank im Wasser und ertrank.

Menaboshu erwartete seinen Bruder den ganzen Abend lang vergeblich. Er kam nicht. Er erwartete ihn auch den folgenden Tag. Aber vergeblich. So wartete er fünf Tage und fünf Nächte lang. Dann fing er an zu jammern und zu klagen und schrie so laut nach seinem Brüderchen, daß man's am andern Ende des Waldes hörte.

Er verlebte den ganzen Rest des traurigen Winters in Einsamkeit und Betrübniß. Aber er wußte wohl, wer seinen Bruder getödtet hatte. Es war der Schlangenkönig, dem er jedoch im Winter nicht beikommen konnte.

Als endlich Frühling geworden war, ging er an einem schönen warmen Tage zu dem See hinaus, in welchem sein Brüderchen umgekommen war. Den ganzen Winter hatte er sich nicht entschließen können, diesen Trauer- und Schreckensort zu besuchen. An einer Stelle im Sande, die vom Schnee nicht bedeckt gewesen war, fand er noch die Spuren und Fußstapfen des Kleinen. Und als er sie sah, brach er wieder in laute Klage aus, so daß man es weit und breit hörte.

Auch der Schlangenkönig hörte es, und da es ihn neugierig machte zu sehen, was es sein möchte, so tauchte er mit seinem gehörnten Haupte aus dem Wasser hervor. — „Ah! da bist du ja!“ sagte Menaboshu für sich, indem er sich die Thränen mit seinem Aermel aus den Augen wischte. „Jetzt sollst du mir deine Missethat büßen!“ — Schnell verwandelte er sich in einen Baumklotz und pflanzte sich in dieser Gestalt am Rande des Wassers auf.

Der Schlangenkönig und seine ganze Sippschaft, die hinter ihm her zum Vorschein kam und neugierig war auszumachen, wer die Wehklage erhoben habe, fanden nichts als diesen Baumstumpf, den sie zuvor nicht an ihrem See gesehen hatten. „Halt!“ sagte eine von ihnen, „nehmt euch in Acht. Dahinter steckt etwas. Vielleicht ist es gar unser Feind, der verschmitzte Menaboshu.“ — Der König der Schlangen befahl einem seiner Trabanten hinzugehen und die Sache zu untersuchen. Und diese riesige Schlange wand sich mit ihrem 20 Ellen langen Körper um den Baumklotz und preßte und zwängte ihn, um zu sehen, ob es etwas Lebendiges oder ob es bloßes Holz sei.

Dem Menaboshu knackten die Glieder im Leibe. Aber er hielt aus, gab keinen Laut von sich, und so beruhigten sich die Schlangen und sprachen: „Nein, er ist es nicht! Wir können unbesorgt schlafen. Es ist nichts als Holz!“ Da es ein sehr heißer Tag war, so legten sie sich daher auch alle auf dem Sande des See-Ufers hin und schliefen ein.

Kaum hatte die letzte Schlange ihre Augen geschlossen, so schlüpfte Menaboshu aus seinem Baume hervor, griff zu seinen Waffen und entsandte seine tödtlichen Pfeile. Er schoß den Schlangenkönig nieder. Auch drei seiner Söhne durchschoß er mit Pfeilen. Da wachten aber die übrigen auf und schrieen, indem sie ins Wasser zurückschlüpften: „Wehe! Wehe! Menaboshu ist unter uns, Menaboshu tödtet uns!

Sie machten einen entsetzlichen Lärm im ganzen See und peitschten das Wasser mit ihren langen Schwänzen. Die unter ihnen, welche am stärksten in der Zauberei waren, holten auch ihre Zauberbeutel hervor, banden sie los und streuten den ganzen Inhalt, alle ihre Zaubermittel am Ufer und ringsumher im Walde und in der Luft aus.

Da fing das Wasser in trüben Wirbeln an zu kreisen und zu schwellen. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken, und heftige Ströme von Regen schossen aus der Höhe herab. Die ganze Umgegend, die halbe Erde wurde überschwemmt, am Ende die ganze, weite Welt. Der arme Menaboshu war längst, bis in den Tod erschreckt, geflohen. Er hüpfte von einem Hügel zum andern, wie ein scheues Eichhörnchen, und wußte sich nirgends zu lassen. Denn die schwellenden Fluthen folgten ihm überall hin. Endlich entdeckte er einen sehr hohen Berg, auf den er sich rettete. Aber auch dieser Berg wurde bald überfluthet. Auf seinem äußersten Gipfel stand ein 100 Ellen langer Tannenbaum, und an diesem stieg nun Menaboshu empor. Er kam bis in die letzte Spitze, das Wasser ihm immer nach. Es reichte ihm schon bis an den Gürtel, bis über die Schultern, bis an den Mund. Da plötzlich stand es still, entweder weil die Schlangen ihre Zaubermittel und Hülfsquellen erschöpft hatten, oder weil sie dachten, es sei nun genug, und Menaboshu könne ihnen nirgends mehr entwischt sein.

Allein Menaboshu, so ungemächlich auch seine Lage sein mochte, hielt aus und stand fünf Tage und Nächte auf seiner Tanne, zerbrach sich aber vergebens den Kopf darüber, wie er sich forthelfen solle. Endlich am sechsten Tage sah er einen einsamen Vogel — es war ein Loon — auf dem Wasser schwimmen. Er rief ihn zu sich und sprach zu ihm: „Bruder Loon, du geschickter Taucher! Thue mir den Gefallen und tauche einmal in die Tiefe, und sieh nach, ob du die Erde, ohne die ich nicht leben kann, noch zu finden vermagst, oder ob sie gänzlich ersäuft ist.“ — Der Loon that es. Er tauchte mehrere Male unter. Aber er konnte nicht tief genug hinabgelangen und kam immer wieder unverrichteter Dinge hervor, indem er die Trauerbotschaft brachte, die Erde sei nicht zu finden.

Menaboshu wäre beinahe verzweifelt. Doch sah er am folgenden Tage den erstarrten Körper einer kleinen Moschusratte von den Wellen zu sich herangetrieben. Er haschte sie, nahm sie in die Hand, und indem er sie warm anblies, brachte er sie wieder zum Leben und sprach zu ihr: „Brüderchen Ratte. Wir können beide ohne Erde nicht leben. Tauche hinab ins Wasser und bringe mir, wenn du kannst, etwas Erde herauf. Wenn es auch nur wenig ist, wenn es auch nur drei Sandkörner wären, ich werde dir und mir schon etwas daraus zu bereiten wissen.“

Das gefällige Thierchen tauchte alsbald hinab und kam nach langer Zeit wieder zum Vorschein. Aber es war todt und schwamm auf dem Wasser. Menaboshu fing den Körper ein und untersuchte die Pfötchen. In dem einen krampfhaft geschlossenen Vorderpfötchen entdeckte er Paar Sand- oder Staubkörner. Er nahm sie heraus, trocknete sie in seiner Hand an der Sonne und blies sie dann weg übers Wasser, und wo sie hinfielen, da blieben sie schwimmen und wuchsen und vergrößerten sich in Folge der Kraft des Erdreiches, die ihm entweder angeboren oder von Menaboshus Zauber-Odem eingeblasen war.

Es entstanden erst kleine Inselchen. Diese wuchsen schnell zu größeren aneinander. Endlich konnte Menaboshu von seinem unbequemen Baumsitze aus auf eine dieser Inseln hinausspringen. Er schiffte auf ihr wie auf einem Floße umher, half den andern Inseln sich zu nähern, schob sie zusammen, und es wurden am Ende große Länder und Continente daraus.

Emsig und thätig marschirte er nun hin und her, um Alles wieder einzurichten und die Natur in ihrer früheren Schönheit herzustellen. Er fand hie und da kleines Wurzelwerk und Pflänzchen, die das Wasser anspülte. Er pflanzte sie ein, und so kamen wieder Grasfelder und Gebüsche und Wälder. Auch wurden viele der erstarrten Körper von Thieren ans Ufer gespült. Menaboshu sammelte sie alle sorgfältig auf, blies sie an und machte sie lebendig. Er redete zu ihnen und sprach: „Gehe nun ein Jeder an seinen Platz.“

Und so ging ein Jedes an seinen Platz. Die Vögel nisteten in den Bäumen. Die Fische und Biber wählten sich die kleinen Waldseen und Flüsse, und die Bären und andere Vierfüßer streiften auf dem Festlande.

Menaboshu hatte eine große Meßschnur in der Hand, und er ging hin und lief auf der ganzen Erde herum und maß Alles aus. Er bestimmte die Länge der Flüsse, die Tiefe der Seen, die Höhe der Berge und die Gestalt der Länder, damit Alles in guter Proportion sei.

Diese neue Erde, welche Menaboshu so bereitet hatte, war dann nun auch auf der Welt das erste Land, das die Indianer zu bewohnen kamen. Die frühere vom Wasser ersäufte Erde hatten bloß Menaboshu und die Wölfe und der Schlangenkönig mit seinen Ungethümen bewohnt.“ —

Menaboshu ist nicht nur der Wiederhersteller der großen Welt und Natur im Allgemeinen, sondern er hat sie auch so zu sagen ganz im Detail ausgearbeitet.

Jede auffallende Naturerscheinung, so bedeutend oder unbedeutend sie auch sein mag, wird auf ihn zurückgeführt. Den engen Kanal, der jetzt aus dem oberen in den Huronen-See hinüberführt, grub einst Menaboshu, als er den Biberkönig abfangen wollte. Die blutroth gefärbten Felsen am oberen See, die unter dem Namen „the pictured rocks“ bei den amerikanischen Reisenden berühmt sind, erhielten ihre Farbe einst durch Blut, welches Menaboshu vergoß. Die erratischen Blöcke, die hie und da im Lande in wilden Gruppen umherliegen, sind Rudera der Kampfgeschosse, welche der Titan Menaboshu gegen seine Feinde schleuderte.

Ja, alle die kleinen Eigenthümlichkeiten, die der Indianer im Bau der Thiere, im bunten Gefieder der Vögel, in der Bildung ihres Schnabels oder ihrer Füße entdeckt, sind seiner Sage nach bei irgend einer Veranlassung oder einem Ereignisse im Leben des Menaboshu und nicht ohne sein Zuthun entstanden. Wie er den Indianern das Tättowiren oder das bunte Bemalen ihres Angesichtes lehrte, so machte er auch dem Rothkehlchen die Toilette. Der große Vogel Loon erhielt seine Schwanzlosigkeit und seine wunderlich nach hinten verschobenen und kurzen Beine bei Gelegenheit eines berühmten Fußtritts, den ihm einst Menaboshu im Zorn von hinten versetzte.

Die Menaboshu-Sagen sind demnach so zahlreich und mannichfaltig wie die Natur-Gegenstände selbst, und eine alte Indianerin, die mir einmal bis Mitternacht von Menaboshu erzählt hatte, und die ich befragte, ob sie nun mit ihm fertig sei, versicherte mir, wenn ich auch den ganzen Winter bei ihr bliebe, so wolle sie mir jeden Abend eine neue Geschichte von ihm erzählen.

Von den großen Jugendfasten und den Lebensträumen der Indianer.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Ein recht merkwürdiges Kapitel in der Psychologie und Ethnographie der Indianer ist das ihrer Träume.

Es ist mit dem ihrer Sagen verwandt oder fast identisch. Denn jene Sagen von Menaboshu und anderen Nationalhelden haben sich in ihrem Kopfe und in ihrer Phantasie so festgesetzt, daß sie dieselben oft in ihren Träumen reproduciren. Und zuweilen, wenn ein Indianer eine wunderbare Geschichte erzählt, weiß man nicht zu sagen, ob es das jüngste Produkt seiner eigenen Einbildung sei oder eine uralte Ueberlieferung, die er sich aneignete und mit wenigen Abänderungen seinen eigenen Umständen anpaßte.

Das Wort Träume hat bei ihnen überhaupt eine andere Bedeutung als bei uns. Der Begriff ist ein sehr ausgedehnter. Es scheint, daß sie fast alle Arten von inneren Regungen und Sensationen damit bezeichnen. Ihre ganze Geistesthätigkeit, ihr ganzes Seelenleben ist ein Träumen. Alles, was wir Eingebungen, Offenbarungen, Ahnungen, gute oder böse Einfälle nennen, schreibt der Indianer dem Traumgotte zu. Statt der Gedanken und Ideen hat er nur Träume. Ja sogar Ueberlegungen, Berechnungen, Pläne für die Zukunft, die offenbar nur ein Resultat der Anstrengung seiner Verstandeskräfte sind, kleidet er als Träume ein.

Das Wort Idee findet man in dem ausgezeichneten Lexikon der Odjibbeway-Sprache des Bischofs Baraga gar nicht. Dagegen sind darin ein Dutzend Gattungen von Träumen aufgeführt, und doch versicherte einst dieser treffliche Herr, daß er noch bei weitem nicht die Hälfte aller indianischen Kunstausdrücke für die Bezeichnung der verschiedenen Traumarten gesammelt habe.

Wenn ein Indianer seinen Vetter oder Onkel darüber zu Rathe zieht, welchen Namen von guter Bedeutung er seinem neugeborenen Sohne geben solle, so verspricht ihm dieser, er wolle ein Mal darüber seine Träume befragen, und nach einigen Tagen kommt er mit dem Namen, den er geträumt hat.

Wenn ein Indianer auf die Jagd gehen will, so sieht er nicht vor allen Dingen nach Wind und Wetter aus, sondern vor allen Dingen legt er sich auf sein Büffelfell und fängt an zu träumen. Im Traume schaut er, welches Wetter es morgen geben wird. Er sieht im Traume deutlich die Spuren des Wildes im Schnee und erblickt die Fährte, die er zu verfolgen hat, um den Bären in seinem Lager zu treffen. Und am Tage der Jagd läßt er sich von seinen Träumen leiten.

Wenn ein Indianer-Häuptling auf Krieg sinnt und seinen Feldzugsplan für den nächsten Frühling machen will, so zieht er sich in die Einsamkeit zurück, sondert sich im Walde in einer besonders dazu erbauten Strauchhütte ab. Dort fastet er, kasteit sich, singt Zauberlieder, schlägt die Zaubertrommel und beschwört die Geister, — denn dies Alles gehört dazu, um helle, klare und zuverlässige Träume zu haben, — und dann schaut er in seiner Verzückung deutlich die Marschroute, die er einschlagen muß, — Monat, Tag und Stunde, zu welcher er ausmarschiren muß, — er sieht, wo, mit welchen Verrichtungen beschäftigt, und in welcher Anzahl er die Feinde antreffen wird. — Er erfährt auch den Erfolg des Kampfes, und wie viele Skalps er mit nach Hause bringt. Und ist er ein tüchtiger Träumer gewesen, so trifft dieß nachher Alles genau so ein, wie er es träumte.

Ein Mann von starken Träumen, ein großer Clairvoyant heißt bei den Indianern so viel als bei uns ein heller und kluger Kopf. Von einem Tropfe sagen sie: „Seine Träume sind nichts werth.“

Sie stehen sich daher auch gegenseitig mit ihren Träumen bei, wie wir mit unseren guten Rathschlägen, und wenn Jemand auf

ein gefährliches Unternehmen sinnt, so sucht er vor allen Dingen einen Mann von starken Träumen in sein Interesse zu ziehen, mit dem er sich dann abschließt, und der ihm beim Fasten und Träumen hilft. —

Mir erzählte ein Indianer, er habe einmal vergebens getrachtet einem Bären auf die Spur zu kommen. Tag für Tag sei er ausgezogen, ohne ihn finden zu können, und sei jeden Abend verzweifelt und ohne Wild zu seiner Hütte, wo schon Hunger und Mangel herrschte, zurückgekehrt. Endlich habe ihm sein Sohn, ein tüchtiger prächtiger Bursche von äußerst gesunden Träumen, aus dieser Noth geholfen. Derselbe schwärzte sich das Gesicht, setzte sich hin, schlug die Zaubertrommel, fastete drei Tage für seinen Vater und träumte dann, daß der Vater an den und den See gehen müßte, und daß er dort an dem südlichen Ufer des Sees, hinter einer gewissen Felsenecke, die er genau beschrieb, das Bärenlager finden würde. Es sei eine Bärin, sagte der Sohn, und sie habe zwei Junge, 4 Wochen alt. — Der Indianer sagte mir, er sei den Träumen seines Sohnes gefolgt, habe Alles genau so gefunden, wie derselbe es beschrieben, und sei dann bald reich mit Beute beladen nach Hause zurückgekehrt.

Wie die Privat- und Familienangelegenheiten, so werden auch die der Gemeinde oder des Stammes oft durch Träume regulirt. Regierungsmaßregeln werden getroffen, Verträge werden unterhandelt, Krieg und Frieden beschlossen in Folge und mit Hülfe von Träumen. Als die Flatheads, ein Indianerstamm im fernen Westen, es für gut fanden, sich zum Christenthum zu bekehren und die „Robes noires" (Schwarzröcke, d. h. die christlichen Missionäre) zu sich einzuladen; — da hatte zuvor einer ihrer vornehmsten Häuptlinge oder Jossakids (Propheten) einen Traum. Ein weißer Hirsch erschien ihm und redete zu ihm, — offenbarte ihm, daß das Reich des Heidenthums zu Ende gehen müßte, zeigte ihm von fern die Robes noires, die am Missouri-Strome heraufzogen, befahl ihnen, denselben einen guten Empfang zu bereiten und ihre Lehre anzunehmen. — Diese Unterredungen des alten Propheten mit dem Geiste des weißen Hirsches dauerten Wochen oder Monate lang, bis endlich der weiße Hirsch sagte, er erschiene nun zum letzten Male und würde nimmer wieder kehren, und bis dann in einer Rathsversammlung des Stammes beschlossen wurde, eine Deputation den Missouri-Strom hinabzusenden und die Christen einzuladen.

Ich mag hier daran erinnern, wie es aus der Geschichte der Cortes bekannt genug ist, daß auch Moctezuma nachher behauptete, die Ankunft der Spanier in Mexiko sei ihm schon lange zuvor von seinen Propheten vorhergesagt und beschrieben.

Bei einem Volke, das dem Gesagten nach so viel um Träume und daher auch die Quelle und das Mittel zu allen guten hellen Träumen, — ein ausdauerndes Fasten, Kasteien und Entsagen — giebt, kann man sich daher nicht wundern, daß beides, Träume und Fasten, auch ein wichtiger Gegenstand ihrer Jugenderziehung geworden ist, und daß ein junger Mann, der an die Schwelle seiner Lebenscarriere getreten ist, dieselbe ebenso mit einem strengen Fasten und einem Traume antritt, wie ein Jäger oder ein Krieger mit einem solchen seine Jagd oder seinen Krieg beginnt.

Diese merkwürdigen Jugendfasten und Lebenträume sind ungefähr dasselbe bei den Indianern, was bei den Spartanern die öffentliche strenge Prüfung, bei den Römern das Anlegen der toga virilis, bei uns die Confirmation war und ist. — Wer tüchtig und heldenmäßig fasten kann, ist bei den armen Indianern, die so oft fasten müssen, und die aus der Noth eine Tugend machen, ein gemachter Mann. Und wer während seines großen Prüfungsfastens schöner Träume und Anschauungen theilhaftig wird, der kann diese Träume als Offenbarungen des ihm geneigten Geschicks betrachten und getrost seinen Lebensweg betreten.

Ueber diese großen Fasten und Lebensträume der indianischen Jugend hörte ich unter den Odjibbeways die wunderbarsten Dinge, die mir anfänglich fast unglaublich vorkamen. In der That, was kann man Außerordentlicheres vernehmen als Erzählungen von Kasteiungen und Plagen, denen sich junge Knaben in einem Alter von 13 oder 14 Jahren unterwerfen? Bloß um einer Idee oder eines Traumes willen. Bloß um eine Frage an das Schicksal zu thun.

Unter welchem alten Volke hat man sonst davon gehört, daß Knaben oder auch Mädchen im zartesten Alter wie diese Indianer sich für eine Reihe von Tagen um eines höheren Zweckes willen streng alle Genüsse versagten, sich der abgeschlossensten Waldeinsamkeit überlieferten, Hunger und Durst und alle Anforderungen unserer Natur überwanden und ihren ganzen Geist der Art auf überirdische Dinge richteten, daß sie in übernatürliche Verzückungen verfielen und zu einer gesteigerten Anschauungsfähigkeit sich erhoben, die sie im Alltagsleben nicht besaßen. Welcher Muth, welche Selbstbeherrschung, welche Entsagungsfähigkeit setzt das bei diesen wilden Spartanen voraus!

Wie gesagt, ganz unglaublich würden die mir darüber gemachten Mittheilungen, wenn diese Sache nicht am oberen See als eine ganz notorische behandelt würde.

Es ist übrigens nicht ganz leicht, den Inhalt und die begleitenden Umstände eines indianischen Jugend- und Lebenstraumes in Erfahrung zu bringen. Die Indianer halten damit sehr geheim. Sie sinnen über eine solche Offenbarung ihr ganzes Leben lang wie über ein Mysterium nach. Sie verzeichnen zwar das gehabte Gesicht mit rohen Zügen auf Birkenrinden, die sie aufbewahren. Sie graben ihre Gespräche mit den Geistern in rohen Hieroglyphen auch auf ihren Pfeifen, Tomahawks oder andern Utensilien ein. Aber sie sprechen nicht mit anderen darüber und geben oft selbst an ihre nächsten Verwandten keine Erklärung davon. — Einem Fremden gelingt es aus verschiedenen Ursachen wohl sogar noch eher sie zur Erzählung des ganzen Herganges zu bewegen, und ich habe daher mehrere solcher Erzählungen erhalten, von denen ich zur ferneren Aufhellung dieses merkwürdigen Themas mir erlauben will, eine mit allen begleitenden Umständen mitzutheilen.

In einer kleinen Indianer-Mission hatte ich die Bekanntschaft eines alten Indianers, Namens Agabé-gijik, gemacht und mich über verschiedene Dinge mit ihm unterhalten. Da ich mit diesem Alten das Gespräch auch wieder auf die Träume brachte und viel Interesse dafür zeigte, so versprach er mir auf meine Bitte, er wolle mir die Geschichte seines Jugendfastens und seines Lebenstraumes erzählen, wenn ich ihn in seiner Hütte, wo wir dann vertraulich beim Feuer sitzen könnten, besuchen wollte.

Der Name Agabé-gijik bedeutet buchstäblich übersetzt so viel als: „das Ende der hervorragenden Wolke." Man sieht zuweilen am Himmel hellbeleuchtete Wolkenzipfel wie strahlende oder weißbeschneite Vorgebirge hervorragen. Auf eine solche Erscheinung am Himmel ist in jenem Namen angespielt, wie denn überhaupt die Indianer sehr scharfe Beobachter der Vorgänge am Himmel und namentlich auch der oft dräuenden und finsteren, oft lichtvollen und anmuthigen Wolkenbildungen sind. Sie haben sogar manche Ausdrücke, man könnte sagen Kunstausdrücke für oft wiederkehrende Formen der Wolken und charakteristische Züge der Himmelsphysiognamie, für die man in den europäischen Sprachen vergebens nach einem Aequivalent sucht. So haben die Odjibbeways einen eigenen festen Ausdruck für die Erscheinung des Sonnenlichts zwischen zwei Wolken. So haben sie auch eine besondere Benennung für die kleinen bläulichen Farben-Oasen, die zuweilen am Himmel zwischen finsteren Gewölken erscheinen. Sie nehmen von solchen am Wolkenhimmel beobachteten Phänomenen dann auch zuweilen die Namen ihrer Helden her. So heißt z. B. einer der bekanntesten Häuptlinge am oberen Mississippi: „der helle Fleck am dunkeln Wolkenhimmel." Die Indianer geben dies mit einem einzigen bezeichnenden Worte, was die Engländer mit „Hole in the day" („Loch im Tage" oder „Loch im Himmel" — denn Tag und Himmel ist in der Indianer-Sprache ein und

dasselbe). — übersetzt haben. „Hole in the day“ ist ein Chef, der weit und breit berühmt ist. — Ein anderes Beispiel ist nun dieser mein »Agabé-gizik«, dessen Namen man dem Gesagten nach etwa mit »das leuchtende Wolkenhaupt« übersetzen könnte. Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, wie und warum dies offenbar sehr bezeichnende und sehr poetische Namen für hervorragende Männer des Volkes sind.

Mein altes »Wolkenhaupt« wae ein Heide, hatte aber einige Verwandte in der christlichen Mission, und er war mit anderen Familienmitgliedern, gleichfalls Heiden, aus dem Innern des Landes herangekommen, um jene christlichen Verwandten in ihrem Dorfe zu besuchen. Er war schon über zwei Jahre hier »auf Besuch« und hatte sich seine Hütte und sein Feuee etwas abseits von der Mission an einer offenen Uferstelle des dichten Waldes eingerichtet.

Wir machten uns eines Tages gleich nach Mittag zu ihm auf und schifften uns dazu in unseeem Birken-Kanoe ein, da man in diesem pfadlosen Lande alles besser zu Wasser als auf der Terra firma abmacht. Ich hatte von Haus aus mehr eine Tendenz zu Lande zu gehen, um immer nebenher ein Bißchen vom Inneren der Länder ansichtig zu werden. Aber die Leute dort hatten stets eine Tendenz, mich bei jeder kleinen Visite ins Kanoe zu packen, zu dem sie mit derselben Behendigkeit greifen, wie wir zu unseren Ueberschuhen.

Wie schossen in unserem federleichten Fahrzeuge wie auf dem Rücken eines Fisches dahin, streiften längs der Felsenwände und Waldungen und kamen bald bei der Lichtung an, die man uns als den Sitz des »leuchtenden Wolkenhauptes« bezeichnet hatte.

Das hohe Ufer fiel nach dem Wasser etwas schroff ab. Oben auf dem Rande desselben sah ich drei weiße Flaggen an langen Stangen wehen. Sie bezeichneten drei Gräber von solchen, die schon während der zweijährigen Anwesenheit der Familie gestorben waren. Die Gräber waren sorgfällig gehalten und in gleichen Distanzen hart am erhabenen Uferrande vertheilt, so daß der Wind vom See her sie frisch anhauchte und die drei Flaggen in beständigem Flottern erhielt. An einer der Stangen baumelte auch ein Haarschopf, ein Sioux-Scalp, den sie aus dem Innern des Landes als eine Familientrophäe mitgebracht und einem ihrer Verstorbenen gewidmet hatten.

Als wir oben ankamen, eröffnete sich eine kleine freundliche Wald-Oase, in deren Hintergrunde dee Wigwam, die Hütte aus Birkenrinde, lag. Und rings herum stand, wie eine hohe Mauer, der dichte dunkle Wald.

Die ganze Scene war recht ansprechend und dabei ganz eigenthümlich. Besonders gefielen mir die drei Gräber in Front und die drei beweglichen Flaggen darüber. Wie zärtlich, das Gedächtniß der lieben Dahingeschiedenen stets so noh vor Augen haben zu wollen! Diese stets flackernden, stets lebendigen Flaggen über den Gräbern erschienen mir äußeest symbolisch. Sie deuten ohne Zweifel auf ein Fortleben nach dem Grabe, auf die Unsterdlichkeit der lebendigen Seele hin.

Ein so reinliches und äußerst nett gehaltenes Wigwam, wie das des alten »Wolkenhauptes«, hatte ich noch selten gesehen. Boden und Wände, Sitze und Lagerstätten waren mit einer Fülle von frischen hellfarbigen Matten austapezirt, die dem Ganzen ein sehr freundliches Ansehen gaben. Ein dicker Holzblock mit Zweigen und Knorren glimmte und flackerte unter der Esse, und das alte Wolkenhaupt saß ganz stille daneben im Winkel, erhob sich auch nicht, als wir eintraten und ihm unser „Bojo!“ wünschten, dankte auch nicht, als wir ihm ein Päckchen Taback und dazu ein Paar Ellen geblümten Kattuns zu einem Hemde, das er sich als Preis bedungen hatte, in den Schooß legten, obwohl er das letzte beifällig betrachtete, rasch bei Seite kramte und sagte: »Es wäre gut.« —

(Schluß folgt.)

* Neue Romane und Novellen.

Bernd von Guseck. Amely Bölte. Karl Altmüller. Fr. Friedrich.

Bernd von Guseck, welcher die Stoffe zu seinen Romanen sonst meistens aus den höheren Schichten der modernen Gesellschaft zu nehmen pflegt, tritt uns in zwei Bänden des Koberschen »Album« mit einer Erzählung aus der bewegten Zeit der Regierung Kaiser Friedrichs des dritten entgegen. Während der selbst der Aristokratie angehörende Verfasser in seinen Salongeschichten seine Standesgenossen mit sichtlichee Vorliebe behandelt und es manchmal scheinen will, als ob er wirklich an eine höhere Begabung derselben glaube, giebt er uns in dem vorliegenden historischen Roman das Bild eines jungen Mannes, dee, als der vermeintliche Sohn eines Edlen aufgewachsen, bei dem Tode desselben plötzlich erfährt, daß er nicht der Erbe eines adligen Besitzes und Namens, sondern ein gestohlenes Kind, einer Wiener Bürgerfamilie angehörend, ist, und der daeauf »aus eigener Kraft«, wie der Titel des Romans besagt, aus einem verzogenen und anmaßenden Jüngling ein tüchtiger Mann wird. Durch getreues, allen Verlockungen widerstehendes Festhalten an seinem Kaiserhause und durch große Dienste, die ee in bescheidener Stellung diesem leistet, erwirbt er sich die Ehren wieder, welche ohne Berechtigung zu behaupten, er zu viel wahres Ehrgefühl besaß. Vom Kaiser selbst zum Rittee geschlagen, gewinnt er die Hand eines edlen Fräuleins, dessen Herz er in der Zeit seines ersten unverdienten Glückes durch eitle Anmaßung fast verscherzt hätte. Die Zeit, in welchee der Sohn des Waffenschmieds Maishelser aus der Landeskrongasse sich zum Helfer von Landskron emporzuschwingen vermag, eine Zeit schwerer Bedrängnisse und großer Soegen für das habsburgische Haus, weiß Guseck mit lebhaften Farben uns vor das Auge zu führen; die edlen Gestalten des ritterlichen Erzherzogs Maximilian und seiner schönen und geistvollen Schwester Kunigunde erscheinen uns in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, während der gutmüthige, aber den Anforderungen seiner Zeit nicht gewachsene Kaiser Friedrich, wie in der Wirklichkeit so auch hier, vor dem Bilde seines Sohnes in den Schatten tritt. Mit sichtlicher Voeliebe ist auch der Ungarkönig Mathias Corvinus gezeichnet, ein Held voll großherziger Gesinnung, edel genug, um an dem Diener seines Feindes die Treue gegen das angestammte Heerscherhaus zu achten. Ueberhaupt ist die ganze Haltung und Durchführung des Romans eine entschieden wohlthuende, die uns wünschen läßt, daß es dem beliebten und fleißigen Verfasser gefallen möge, sich öfter dem historischen als dem von ihm mit Vorliebe behandelten Salon-Roman zuzuwenden.

Mit geringerer Befriedigung können wir von den drei ersten diesjährigen Bänden des Kobeeschen »Album« berichten, in denen Fräulein Amely Bölte unter dem Titel »Frau von Stael, biographischer Roman« ein ganz ähnliches Machwerk bringt, wie die sogenannten historischen Romane sind, mit denen Frau L. Mühlbach das Publikum massenweise erfreut, und wie sie leider von diesem auch massenweise verschlungen werden; um gerecht zu sein, müssen wir freilich hervorheben, daß ein Mittel, durch welches diese Dame ihren Romanen einen pikanten Reiz zu geben sucht, das Ausmalen schlüpfriger Scenen und Bilder, von Amely Bölte verschmäht worden ist; im Uebrigen giebt sie uns dasselbe unerquickliche Gemisch von wahren, halbwahren und frei erfundenen Thatsachen und Aussprüchen berühmter Persönlichkeiten und versäumt nicht uns auf die ersteren in Noten besonders aufmerksam zu machen; dagegen sehen wir keine Spur von Charakterzeichnung oder interessanter psychologischer Entwicklung, wenn wir nicht etwa die verschrobene Art, in welcher die kleine Germaine Necker von ihrer Mutlee erzogen wird, dafüe nehmen sollen; keine Spue von tiefeeem Eingehen in den Geist jener Zeit, deren Vorgänge sie erzählt, kurz keine Spur von irgend welcher künstlerischen Intention. Wir bezweifeln nicht, daß der vorliegende Roman von Fräulein Bölte sehr bald einen

großen Leserkreis finden wird, dennoch aber ist es Pflicht der Kritik, einer solchen Buchmacherei auf das entschiedenste entgegen zu treten, indem durch dieselbe nicht allein der Geschmack des Publikums verflacht, sondern auch der Talentlosigkeit ein Feld eröffnet wird, durch dessen Anbau wenn auch nicht eben viel Ehre, doch ein gewisser Erfolg zu gewinnen ist, der für Manche, eben wegen der Leichtigkeit, mit der er zu erlangen ist, Reiz genug haben dürfte.

Vor dieser Sucht nach Erfolg, ohne den guten Willen, ihn durch Fleiß zu verdienen, möchten wir insbesondere einen, anscheinend noch jungen Autor warnen, dem wir in einem einbändigen Roman „Die Iranischen“ (Göttingen, Wigand) zum ersten Male begegnen; die ziemlich farm- und geschmacklose Arbeit, von der wir nur bedauern, daß sie nicht im Pulte des Verfassers liegen geblieben ist, bekundet gleichwohl ein nicht unbedeutendes Talent, und bei ernstem Streben und strenger Selbstprüfung wird es Herrn Karl Altmüller vielleicht gelingen, den ehrenvollen Platz in der Literatur zu gewinnen, auf den er schon jetzt mit Bestimmtheit zu rechnen scheint.

Eine eigenthümlich unerquickliche Art von Dorfgeschichten lernen wir in den „Erzählungen aus dem Volksleben“ von Fr. Friedrich (Prag, Bellmann) kennen; wir möchten nur Liebhabern des Gräßlichen diese sieben Erzählungen empfehlen, in denen vorzugsweise die Nachtseiten des menschlichen Lebens und des menschlichen Herzens geschildert werden, und die mit Mord und Todschlag, Verführungen, Verstoßungen und Verfluchungen reichlich ausgestattet sind. Vielleicht ist es kein blaßer Zufall, daß schon der Druck dieser beiden Bände uns eigenthümlich unschön und ungemüthlich erscheint.

Die Nordpol-Expeditionen.

* Bremen, 24. Februar. Wir haben noch über einen Vortrag zu berichten, den am 16. Februar Herr Dr. Hartlaub im Künstlerverein über die Nordpol-Expeditionen hielt. Die erste Hälfte des reichhaltigen und in hohem Grade anziehenden Vortrags bewegte sich auf dem Gebiete der alten und älteren Geschichte arctischer Schifffahrt. Es wurde der merkwürdigen Küstenfahrt des Pytheas, eines Zeitgenossen des Aristoteles, gedacht; ferner der Rolle, welche im frühen Mittelalter Grönland gespielt; dann noch der nordischen Fahrt des candischen Venetianers Pietro Quirino und dessen Schiffbruchs an der Loffoden-Insel Rist. Nach der Wiederentdeckung Amerika's habe sich bald die chimärische Ueberzeugung gebildet, es müsse auf nordöstlichem Wege in kürzester Frist das Goldland Indien zu erreichen sein. Der Vortragende berichtet etwas ausführlicher über die uns von Hacluyt überlieferten frühesten und sehr abenteuerlichen Versuche der Engländer in dieser Richtung. Specielle Erwähnung geschah der Reise Sir Hugh Willughby's und Richard Chancellor's unter Eduard VI., sowie der uns Deutschen bekannteren Nordfahrten des Niederländers Willem Barentz. Als älteste Durchfahrtsversuche in nordwestlicher Richtung wurden die in so hohem Grade tragischen Unternehmungen der edlen portugiesischen Familie Cortereal hervorgehoben. Dann aber habe England jene Mission übernommen und dieselbe mit seltener Ausdauer bis auf unsere Zeit fortgeführt, wo denn endlich Maclure das Räthsel von 350 Jahren gelöst habe. Unter den zahlreichen hier namhaft zu machenden Reisen erfuhren die Martin Frobisher's, John Davis' und Henry Hudson's näher eingehende Berücksichtigung.

Von neueren arctischen Entdeckungsfahrten, als deren Höhepunkt und natürlichen Abschluß man den Cyclus von Unternehmungen zur Rettung Sir John Franklin's und seiner 140 Genossen zu betrachten hat, wird nur derjenigen ausführlicher gedacht, auf welcher unter der Führung des englischen Commander Maclure die so lange gesuchte nordwestliche Durchfahrt vom atlantischen zum stillen Ocean wirklich entdeckt ward. — Nachdem sodann die geographischen Resultate aller dieser Anstrengungen in der Kürze veranschaulicht waren, kam der Vortrag auf die beiden jüngsten, in ihren Erfolgen noch unentschiedenen arctischen Expeditionen zurück; also einmal auf die, welche Lady Franklin als letzten Versuch unter der Führung des vielerfahrenen Maclintok zur Rettung der Vermißten entsendet hat, und auf eine neue rein wissenschaftliche, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter Dr. Arthur Hayes zu baldigem Ausbruch ausrüsten; hauptsächlich in der Hoffnung, die vielseitig angezweifelten und verdächtigten Entdeckungen Kane's in dem obern Theile des Smith-Sundes bestätigen und dessen offene Polarsee befahren zu können. — Bei dieser Gelegenheit sprach sich der Vortrag für die Wahrscheinlichkeit der Annahme eines wärmeren Klimas am Nordpol aus und berührte dann noch das interessante physicalische Problem, wie wohl im Falle der wirklichen Erreichung des Pols der Rückweg von dort zu finden sein würde, da sich die Magnetnadel aller Wahrscheinlichkeit nach schlaff und unthätig verhalten müßte. — Das einzige Motiv, welches zu ferneren Unternehmungen dieser Art leiten könne, bleibe übrigens die Wissenschaft als solche; an commercielle Vortheile erheblicher Art kann der Vortragende nicht glauben.

Der Schluß der Mittheilung hob den Einfluß hervor, welchen in jüngster Zeit die großartige Entwickelung der Naturwissenschaften auf das Gedeihen und den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft ausgeübt habe, und erinnerte an die merkwürdige präfigurative Vision Bako's von Verulam, wie sie uns in der „neuen Atlantis“ dieses großen physicalischen Denkers aufbewahrt sei, und welche unserer Zeit gleichsam die Verwirklichung jenes philosophischen Traumes als Aufgabe gestellt habe.

* Vierzeilen.

Priorität.

Hast du Neues vorzutragen:
Thu' es bald, sonst thut's ein Andrer;
Denn es geht in unsren Tagen
Gleichen Weg gar mancher Wandrer.

Quelle der Sehnsucht.

Nach den Bergen sehnst du dich, den fernen,
Nach dem Himmel, nach den goldnen Sternen —
Ach, du suchest Erd- und Himmelwärts
Ewig nur — ein Menschenherz.

Unverzeihlich.

Warum trotz dem besten Streben
Dich die Andern doch verschreien?
Daß du ohne sie willst leben,
Können sie dir nicht verzeihen.

Stoffwechsel.

Sein Silber und Gold ist zerronnen
Beim Glase.
Nur Kupfer hat er gewonnen
Auf der Nase.

D. A. C. B.

Feuilleton.

— * Dem zweiten Bande der deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, also 1786—1815, von Ludwig Häusser ist rasch der zweite der neuen Auflage gefolgt. In diesem Theile beginnt die Erzählung mit dem Baseler Frieden von 1794 und schließt mit der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt im Jahre 1806. Der dritte Band des Werkes wird im April, der vierte und letzte im August erscheinen. Bei der Vortrefflichkeit des Buches und der von echt deutscher Gesinnung geleiteten Darstellung eines Zeitraumes, in welchem die gegenwärtigen Verhältnisse Deutschlands wurzeln, wird die neue Ausgabe ohne Zweifel große Verbreitung finden. Der Preis für die vier starken Bände beträgt 6⅔ Thaler.

— * Der berühmte Theologe Professor Baur in Tübingen hat eine Schrift über die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart herausgegeben.

— * Die Verlagshandlung von Justus Perthes in Gotha will eine kleinere zweibändige Auszugs-Ausgabe von dem großen Werke Heinrich Barths in Afrika erscheinen lassen; ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Der Preis wird sich auf etwa 3 Thaler stellen. An die Stelle der Tagebuchform soll die der zusammenhängenden Erzählung treten, das gelehrte Material im populären Sinne verarbeitet, manche Einzelheit nachgetragen werden. Da ein „bewährter Gelehrter" die Bearbeitung übernommen hat, so ist zu erwarten, daß auch die Form, welche in dem großen Werke eine unerlaubt formlose ist, sorgfältiger gehandhabt wird.

— * Eine neue zweibändige Sammlung von Erzählungen und Bildern Hackländers unter dem Titel „Krieg und Frieden" wird in Aussicht gestellt.

— * Wieder ist ein Band des „neuen Pitaval", der siebenundzwanzigste, erschienen.

— * Theodor Mundt hat die jetzigen italiänischen Zustände zur Veranlassung genommen, um über dieselben ein dreibändiges Werk zu schreiben. Der erste Theil behandelt Piemont und Rom, der zweite Rom und Pius IX., der dritte Neapel und König Ferdinand.

— * Die „Europa" theilt mit, Emil Palleske beabsichtige nach Beendigung seines Buches: „Schiller's Leben und Werke", von dem gegenwärtig noch nicht mehr als der erste Band erschienen ist, ein Leben „Karl Augusts", des fürstlichen Freundes Goethes und Schützers Schillers, zu schreiben. Zur Abfassung dieser Lebensbeschreibung dürfte der Dichter sich in Weimar niederlassen.

— * Der hundertjährige Geburtstag des großen Philologen Friedrich August Wolf ist an manchen Orten am 15. Februar von der gelehrten Welt begangen worden; z. B. in Berlin vom Verein der Gymnasiallehrer. Professor Ranke gab ein Bild des Lebens und der Verdienste des großen Hellenisten. Er erinnerte daran, daß Wolfs Jugend in die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege gefallen sei, wo die Größe preußischen Ruhmes und Siegesglanzes eine tiefgährende Begeisterung in ganz Deutschland weckte, so daß auch Wolf keinen sehnlicheren Wunsch kannte, als unter Friedrichs Scepter zu leben und zu lehren. Winckelmann erschloß die Tiefen der klassischen Kunst, Lessing schwang die Schneide der Kritik, Kant untersuchte die Prinzipien des menschlichen Denkens, überall regte sich ein vorher nie gekanntes Drängen und Treiben, das auch auf Wolfs Studien seinen Einfluß nicht verfehlte. Von Natur mit eisernem Fleiß und eminentem Gedächtniß ausgerüstet, beschämte er schon im fünfzehnten Jahre durch Gelehrsamkeit seine Lehrer und bekleidete mit vierundzwanzig Jahren eine der einflußreichsten Professuren an der Universität Halle, von der sein König wünschte, daß er sie noch heben sollte. Er trat in Verbindung mit Wilhelm von Humboldt, Goethe, beiden Schlegel, Wieland, Hermann und wurde Gründer einer philologischen Schule. 1807 kam er nach Berlin und wurde Professor, hatte aber nicht mehr die innere Freudigkeit wie in Halle, ward in Streitigkeiten verwickelt und kränkelte. Er starb 1824 auf einer Erholungsreise. Bernhardi arbeitet an einer Biographie Wolfs. — Die Theilnehmer der Versammlung blieben zu einem fröhlichen Festmahle zusammen. — Am 17. Februar ergötzte sich die gelehrte Welt Berlins an einer Aufführung des „Trinummus" von Plautus in lateinischer Sprache durch Studenten. Die mit unendlicher Mühe vorbereitete Darstellung war ausgezeichnet und wurde vom Vortrage Horazischer Oden begleitet, welche Taubert componirt hatte, während Strack und Gropius Dekorationen geliefert.

— * Bremen, 25. Febr. In der vorgestrigen Versammlung des Künstlervereins, an welcher auch eine große Anzahl von Damen sich betheiligte, sprach Herr Pastor Nagel „über die Eigenschaften, welche den Beruf zum Dichter bekunden." Der Vortragende zeigte, daß der Dichter die Eigenschaften besitzen müsse, welche im Allgemeinen zu jeder Kunstschöpfung erforderlich sind. Da nun aber derselbe das Wort als Mittel zu gebrauchen habe, so sei ihm zuerst die Beherrschung des Sprachschatzes nothwendig, was ihn neben den Redner und Schriftsteller überhaupt stelle; dazu komme das Vermögen der Anschaulichkeit, wodurch er dem Maler und bildenden Künstler verwandt werde; ebenso müsse er im Wohllaut das Musikalische vertreten, und in der Ordnung des Ganzen lehne er sich an das dem Baukünstler zukommende Talent. Mit einigen Worten über den umfassenden Beruf des Dichters schloß der Vortrag. (Wir werden denselben demnächst vollständig mittheilen.) — Hierauf vereinigten sich die Herren Mertel, Böttjer und Cabisius zu einer trefflichen Ausführung des zweiten Pianoforte-Trio von Mendelssohn (C moll), die Sänger des Vereins sodann zum Vortrage der Schubert'schen Composition von Goethe's „Gesang der Geister über den Wassern." — Wir können noch ein kurzes und vorläufiges Wort über die gestern erfolgte Aufführung der Tondichtung „Das Paradies und die Peri" von Robert Schumann durch den Engel'schen Gesangverein hinzufügen. Dies Wort ist zugleich ein Dank für die treffliche Leistung, welche dem Verein, besonders hinsichtlich der Chöre, deren das Werk leider nicht viele hat, zur Ehre gereichte. Das Publikum, dem Schumanns Composition neu war, begleitete die Ausführung dieser Chöre und der Solopartieen, deren wichtigste durch Frau Caggiati und Herrn Grimminger aus Hannover vertreten waren, mit großem Interesse und lebhaftem Beifall.

— * Tristan und Isolde. Wir haben berichtet, daß Richard Wagner eine Oper „Tristan und Isolde" vollendet und die von ihm verfaßte Dichtung in den Druck gegeben habe. Dieselbe findet in der Kölnischen Zeitung folgende Beleuchtung: „Wir haben der deutsch-patriotischen Kundgebungen in letzter Zeit viele gehabt, gereimte sowohl, wie ungereimte. Ueberboten aber werden sie sämmtlich, im Gereimten sowohl, wie im Ungereimten, durch das von Richard Wagner verfaßte Zukunfts-Buch: „Tristan und Isolde." Das Libretto ist zwar nur klein, indem es nicht mehr als 110 Seiten füllt; doch enthält es des Merkwürdigen viel. Eine solche fanatische Altdeutschthümelei, eine solche jedenfalls gut gemeinte Gliederverrenkung der deutschen Sprache ist uns noch nicht vorgekommen. Da soll z. B. die Magd Brangäne Herrn Tristan vor die holde Isolde bescheiden. Brangäne fragt:

Soll ich ihn bitten,
Dich zu grüßen?

worauf Isolde antwortet:

Befehlen ließ'
dem Eigenholde
Furcht der Herrin
ich, Isolde.

Wie die Botschaft an Tristan gelangt, sagt oder singt derselbe:

Von meiner Herrin?
Ihr gehorsam
was zu hören
meldet höfisch
mir die traute Magd?

Darauf die traute Magd:

Mein Herre Tristan,
Dich zu sehen
wünscht Isolde,
meine Frau.

An einer andern Stelle sagt dieselbe „traute" Magd:

Tristan, mein Herre,
was höhnst du mich?
Dünkt dich nicht deutlich
die thör'ge Magd,
hör meiner Herrin Wort! 2c.

„Frau Minne", Ausdrücke wie „minnig" und „Maid", spielen eine große Rolle in dem Gedicht, und auch der „Herre" fehlet nicht. Schön ist auch: „der Tag, der Tag, der dich umgliß." Die Dichtung athmet ein ideales Deutsch, ein Deutsch, wie es weder irgend ein Mensch in unserem materiellen Jahrhundert versteht, noch wie es irgend Jemand in dem Jahrhundert, in welchem Gottfried von Straßburg „Tristan und Isolde" schuf, gesprochen, verstanden oder gedacht haben wird. Die Anweisungen, welche Herr Wagner dem Regisseur ertheilt, sind mitunter recht merkwürdig. So kommt in dem Texte eines nur 21 Seiten langen Duetts zwischen Tristan und Isolde eine „mit zurückgesenkten Häuptern lange schweigende Umarmung Beider" vor, und der Schluß des Ganzen ist folgender: „Wie verklärt sinkt sie sanft in Brangäne's Armen auf Tristan's Leiche. — Große Rührung und Entrücktheit unter den Umstehenden. Marke segnet die Leichen. — Der Vorhang fällt langsam." Das Wort Entrücktheit erinnert an ein anderes ähnlich lautendes Wort, welches sich jedenfalls des Vorzugs größerer sprachlicher Reinheit erfreue."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hakfilzeestraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 10. Bremen, 6. März. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Berliner Kritik und Kritiker.

Mit dem Zurücktreten der rein literarischen Interessen hinter die materiellen, industriellen, praktischen im deutschen Vaterlande und mit dem allmäligen Heranreifen der preußischen Hauptstadt zu dem Range einer Weltstadt ist das „ästhetische Berlin" (einschließlich seines ästhetischen Thees mit dünnen Butterschnitten) zur Mythe geworden; dagegen hat das „kritische Berlin" die Umwandlung der Geister überdauert und seinen Ruf oder Verruf sich treu bewahrt. Der erste Charakter war ein partieller, von einzelnen, damals vorwiegenden Gesellschaftsklassen ausgehender, der sich verlieren mußte mit dem Uebergehen der Herrschaft des Tons an andre Klassen; der letzte ist durchgehend und liegt in der Race, im Boden, im Wasser, in der Luft; die Kritik ist der Hauptbestandtheil der Berliner Natur.

Die weite Verbreitung, deren sich der Ruf der Berliner Kritik erfreut, überhebt uns jedenfalls der Versicherung, daß diese Kritik weit ab liegt vom Grämlichen, Grübelnden, Ernsten, Schwerfälligen; im Gegentheil ist Leichtigkeit, sogar Leichtsinn, Offenheit und Heiterkeit immer die Grundstimmung derselben, und im ungefälschten, naturwüchsigen Zustande tritt sie stets in der Gestalt des Witzes auf. In diesem Zustande fließt ihre Quelle am reichlichsten bei den niederen Volksklassen, die sich, wie es scheint, eigends für sie ihren Dialekt gebildet haben, und unter diesen wieder bei der edlen Straßenjugend.

Es ist bekannt, daß der Genius eines Volkes sich in seiner Sprache offenbart; deßhalb muß auch das Produkt dieses Genius, soll es in seinem ganzen Werthe erkannt werden, in der ihm eigenthümlichen Sprache erscheinen; die südliche Sonnenglut der Leidenschaft in einem Sonette Petrarka's kühlt sich in der Uebersetzung zum Mondschein, und den natürlichen millefleurs-Duft in der Sprache Lesage's wird der deutsche Uebersetzer im besten Falle nur durch den von eau de Cologne ersetzen können, mit allem Respecte vor dem deutschen Uebersetzungsgenie sei es gesagt. Genau so kann ein Berliner Witz seine eigentliche Wirkung nur im Berliner Deutsch erreichen.

Da, wie gesagt, das Temperament der Berliner Kritik das leichtblütige ist, so schuf das Bedürfniß, ihr die höhere Würze des Witzes beizufügen, bei den höheren Klassen den Gebrauch, in dieser Beziehung beim Volke Anleihen zu negociiren. So ist es gekommen, daß der Volkswitz, natürlich in seinem ursprünglichen Dialekte, sich unter allen Ständen einer großen Beliebtheit erfreut; ja er wendet sich sogar, wo er als Kunstprodukt auftritt, also in der Lokalposse und Witzliteratur, vorzugsweise an die höheren Stände, die im Parquet und im ersten Range des Theaters eine bedeutende Majorität gegen die Insassen des Paradieses ausmachen.

Für die Ergründung der Berliner Gemüthsart gäbe es kein so tiefgreifendes und an Ausbeute so reiches Studium als den Vergleich zwischen einer Wiener und einer Berliner Lokalposse. Aus rührsentimentalen und moralisirenden Substanzen bereitet der Wiener Possendichter das Lieblingsgericht seines Publikums und überzieht dasselbe, zur schließlichen Würze, mit einem Zimmt- und Zuckergestreu von harmlosem „Spaß" und von Caricatur, die nur auf sich selbst Beziehung hat. — Aus den Substanzen seines Gerichts macht sich der Berliner wenig, aber die prickelnde, beißende, essigscharfe, das Wasser in die Augen treibende Sauce von Kritik an Personen, Umständen und Begebenheiten, mit welcher der Koch sein Gericht begießt, macht seine Wonne. Die Berliner Posse ist in Wien nicht beliebt, und dem Wiener Stücke von bewährtester Zugkraft kann es in Berlin wiederfahren, daß das Publikum, von der Wuth der Langenweile gepackt, sich selbst zum Dichter aufwirft und auf die Wiener Posse eine zweite improvisirt, deren Dialog sich in mehr als lebhafter Weise in sogenannten schlechten Witzen, (die aber dabei ganz gut sein können), in Hohnlachen, Pfeifen und Trommeln abspinnt.

Der Preuße begegnet im deutschen „Auslande", namentlich im südlichen, vielfach Antipathieen; ganz speziell unliebsam, seiner Kritik wegen, ist aber dort der Berliner. Dagegen erfreut sich in der dortigen Witz- und Anekdotenliteratur seine Figur eines großen und dauernden Beifalls. Der Berliner Tourist in den „fliegenden Blättern", welcher am Rigi nur den einen, aber bedeutenden Mangel findet, daß er nicht bei Berlin liegt, ist eine ganz drollige Figur und amüsirt in Berlin kaum weniger als in München, was um so anerkennenswerther ist, als manche seiner Charakterzüge, namentlich aber die Sprache, vermuthen lassen, daß der Verfasser der Figur seine Kenntnisse von Berlin und den Berlinern weniger an Ort und Stelle erworben hat als vielmehr aus dem einschlagenden Literaturzweige. Indessen geht doch aus dem allgemeinen Anklange, den das Bild findet, hervor, daß der eine darin hervorstechende Zug, das Kritisiren von Allem und Allen, schon hinreicht, um eine gewisse Aehnlichkeit des Porträts herzustellen. Der Münchner und Wiener Caricaturist ist in seinem Rechte, aber ob es ihm wohl noch Ernst mit seiner Caricatur bleiben würde, wenn er die Beobachtung seines Reisenden in dessen Heimath fortsetzte, wenn er ihn hier die Mangelhaftigkeit dieser und jener Zu- und Umstände und noch mancher andrer seiner Vaterstadt mit den Vortrefflichkeiten andrer Städte und Gegenden vergleichen hörte, wenn er ihn in Berlin unbarmherzig durchhecheln hörte, was er draußen auf Reisen als göttlich, magniperbe, kraßartig, einzig u. s. w. pries? Dem Berliner ist es gleichgültig, wen und was er kritisirt, wenn er nur kritisiren kann; ja, viele Anzeichen sprechen dafür, daß er am allerliebsten sich selbst und sein Berlin kritisirt und persiflirt, wohlverstanden in Berlin selbst, nicht im Auslande, wo er unter allen Umständen für den Ruhm seiner Vaterstadt einzustehen sich verpflichtet hält. — Alles in Allem genommen sind der Berliner und seine Kritik bon enfant.

Einiges Gute oder doch Erträgliche war also, bei einigem guten Willen, doch noch an der Berliner Kritik herauszufinden, sogar vielleicht noch mehr, wenn der Verfasser nicht gefürchtet hätte, bei seinen Lesern in den Verdacht zu gerathen, daß er selbst ein Berliner sei, und damit die Unparteilichkeit seines Urtheils in Zweifel gezogen zu sehen.

Nicht ganz so gemüthliche Züge bietet das Porträt des Berliner Kritikers, des officiell bestallten, des in seinen und seines Publikums Augen sach- und fachkundigen Referenten bei den verschiedenen Organen der öffentlichen Meinung, den großen politischen Tagesblättern oder den mehr oder weniger der kunst-ästhetischen und belletristischen Unterhaltung gewidmeten Wochenblättern. Harte, dunkle, nichtssagende, lächerliche Züge ließen sich in dem Porträt anbringen, ohne der Aehnlichkeit allzugroßen Abbruch zu thun, zumal wenn wir uns unter den Exemplaren in natura ausschließlich eins der schlimmsten zum Modell sitzen lassen wollten. Doch hier, wie in dem vorigen Bilde, werden wir uns, theils aus Naturell, theils aus Klugheit, einer gewissen Mäßigung befleißigen, letzterer wieder in Rücksicht auf unsre Leser, von denen hier abermals die Aufrichtigkeit unsrer Meinungen Anfechtung erleiden könnte, diesmal durch den Verdacht, die Farben auf unsrer Palette so dunkel gemischt zu haben, weil wir selbst schon einmal oder mehrmals unter dem kritischen Messer dieser Anatomen (von den Marsyassen unter ihnen gar nicht zu reden) geblutet hätten.

Die Streiter für die Interessen der Kunst und Poesie, für die Wahrung des Geschmacks und des kritischen Rufes der Hauptstadt der Intelligenz zerfallen in zwei Haupt- und eine Art von Unterabtheilung, welche letzte jedoch, — ein ungeordneter Haufen von literarischen Train-Angestellten, (um nicht Knechten zu sagen), Marodeuren u. s. w., der namentlich in den kleinen Blättern der Theateragenten sein Wesen treibt, — hier außer Betracht gelassen werden. Die erste Abtheilung kämpft in den Feuilletons der großen politischen Blätter mit den schweren Waffen des Ernstes, der Aesthetik und Wissenschaft, die zweite, in den größeren und kleineren Wochenblättern gemischten Inhalts, versieht Plänklerdienst, indem sie in leichtem Unterhaltungstone, der hin und wieder von Laune, Witz oder Satire nüancirt wird, auftritt, der jedoch immer durch seine Zuversichtlichkeit den Rückhalt schwerer Argumentations-Waffen mindestens vermuthen läßt.

Wenn wir das Alter als den Maßstab für die Respectabilität der Person und des Amtes aufstellen, so kann dem ehrwürdigen Rellstab der Platz an der Spitze der Berliner Kritiker nicht vorenthalten werden. Den Zeitpunkt genau anzugeben, in welchen sein erstes Auftreten in der Vossischen Zeitung fällt, wäre ein Ansinnen, das man nur unbilligerweise an die jetzt blühende Generation stellen könnte. Sicher ist jedoch, daß er in wenigen Jahren seine goldne Hochzeit mit der „Tante Voß“ feiern wird. So hat sich denn allmälig mit seinem Namen der Begriff des Vorsündfluthlichen, Mammuthartigen verbunden. Die physische und moralische Unverwüstlichkeit sind gleich staunenswerth an dem Manne. Da sind, in Bezug auf jene, die Uebersetzung und Redaction der französischen Artikel in der Vossischen Zeitung, die Ueberlesung einer Last von zu recensirenden Büchern und Musikalien, Recensionen über das musikalische Ereigniß oder die Ereignisse des Vorabends. — Da ruft die Oper oder ein oder zwei Concerte oder auch Oper und zwei oder drei Concerte. Da sind ferner seine Gesangsstunden (er bildet Sänger und Sängerinnen aus, von denen jedoch keiner und keine dauernden Ruhm begründet hat); da sind seine selbständigen Arbeiten, Romane und Novellen, da sind die Weihnachtswanderungen in der Vossischen. Da waren in früheren Zeiten die Probefahrten auf neu eröffneten Eisenbahnstrecken, deren pittoreske Reize er dem Publikum anzuempfehlen hatte. Da sind endlich die Visiten von fremden Sängern, Sängerinnen, Virtuosen und Virtuosinnen, die in Berlin aufzutreten die Absicht haben, die Visiten von mehr oder weniger stimmbegabten Individuen, welche seine Meinung über ihre Kunstbefähigung und seine Rathschläge in Anspruch nehmen, natürlich ohne weder den einen beizustimmen noch die andern zu befolgen, wenn sie ungünstig ausfallen. Selbst die Sommerferien bringen keine Ruhe; der Vielgeplagte tritt zwar eine Reise an, aber bandwurmartig ziehen sich viele Wochen lang Reiseartikel durch die Zeitung, welche die Eisenbahn-, Dampfschiff- und Gasthofs-Abenteuer des Flüchtlings schildern.

Ein Gleiches ist es mit der moralischen Unverwüstlichkeit Rellstabs. Schon die rein körperliche Absolvirung der vorhin aufgezählten Thätigkeiten hätte einen Andern in der Hälfte der Zeit, während welcher Rellstab nun schon funktionirt, pensionsberechtigt gemacht; aber auch auf seine Geisteskräfte scheinen jene Strapazen keinen merklichen Einfluß ausgeübt zu haben, denn die allerdings merkliche Abnahme derselben, die besonders hervortritt, wenn ihn sein Verhängniß zu einem Sonntagsritt in die Gefilde des Humors verleitet, muß mehr seinen Jahren als den Anstrengungen zugeschrieben werden. Zu dieser Seite seiner Unverwüstlichkeit gehört noch die Behauptung seiner literarischen Stellung gegenüber den unzähligen Anfechtungen, die er fortwährend zu erleiden hatte. Eine Menge von Brochüren und unzählige Artikel sind gegen ihn gerichtet worden, gegen seine Thätigkeit im Allgemeinen und gegen jede einzelne derselben, sie sind vielfach gelesen, vielfach gebilligt worden, aber von allen Angriffen hat keiner die geringste Wirkung auf das Publikum, — wohlverstanden: auf sein Publikum —, hinterlassen. Selbst die Pfeile des Kladderadatsch, die oft hageldicht auf ihn einflogen, verfehlten hier ihre gewohnte Wirkung. Das Publikum der Vossischen Zeitung ist die große Masse des Spießbürgerthums, des gebildeten und ungebildeten, dem in dem Augenblicke eine ihm sonst unbekannte Eigenschaft, Energie, anfliegen würde, wo ihm die Zumuthung gestellt würde, selbständig zu denken oder auch nur für einen Augenblick von der gewohnten Gedankenheerstraße abzuienken, auf der Allewelt einhertrabt. Die Vossische Zeitung, von dem politischen Leitartikel an ihrer Spitze bis zu den „Eingesandts“ von Bullrich und F. von Bülow in der Beilage, sagt dasselbe, was ein jeder, und soviel, als ein jeder ihrer Leser ungefähr bei sich selbst denkt oder denken würde, wenn er in den Fall käme zu denken. Eine solche Zeitung muß ein großes Publikum finden, und die Vossische hat auch demgemäß die stärkste Auflage von allen Berliner Zeitungen, vielleicht von allen deutschen, etwa die „Augsburger Allgemeine“ ausgenommen. Rellstab ist die incarnirte Vossische Zeitung. Daß er den Kunstinteressen nachhaltig geschadet hätte, kann man mit Recht nicht behaupten, wohl aber sind ihm mannichfache Verdienste um dieselben nachzuzählen. Dahin gehört die Vertheidigung der Sontag gegen die boshaften Angriffe Saphirs, die Bekämpfung der Bellini'schen und Donizetti'schen Zuckerwassermusik, der modernen französischen Effektmacherei, (Halevy), und neuerdings des Zukunfts- und Programm-Musikspektakels, der von den Anhängern Wagners vollführt wird. Einen wirklichen Flecken auf den sonst unschuldig weißen Blättern seines Lebenshauptbuches bildet die Intrigue, die allen Anzeichen nach von ihm gegen Spontini angezettelt wurde, und die in den schmachvollen Exceß auslief, in Folge dessen der große Maestro für immer das Directionspult im Opernhause verließ. — Das dem Greisenalter eigenthümliche Anklammern an die Autorität der wirklichen oder vermeintlichen Größen der eignen Blüthezeit ist auch an Rellstab zu beobachten.

Ebenfalls ins Dunkel der Zeiten gehüllt ist das erste kritische Auftreten von Rellstab's Collegen in der Vossischen, dem alten Gubitz, dem Recensenten für Drama und Literatur. Schon im Jahre 1812 beschäftigte er sich mit dramatischen Versuchen, von denen einige zur Aufführung bei der königlichen Bühne kamen, und mit Aufsätzen über das Theater. Einige Jahre später erhielt er wohl erst seine feste Anstellung bei der Zeitung. Die literarischen Produktionen Rellstabs aus seiner besten Zeit geben immerhin Andeutungen von dem Vorhandensein eines wirklich poetischen Funkens;

dagegen lassen sich die von Gubitz kaum anderswohin als unter die Rubrik der „gutgemeinten“ bringen. Mit der undenklich langen Beobachtung der Theaterpraxis und mit dem vielfachen eignen Produciren und dem dabei unumgänglichen Studium fand sich natürlich mit der Zeit ein gewisses Verständniß für den Werth einer dramatischen Dichtung, für die Charakteristik der Gestalten, sogar für die poetische Idee; die letzten beiden Seiten seiner Erkenntniß beschränkten sich jedoch auf den Kreis der Ideen, welche die Zeit seiner besten Erinnerungen beherrschten, die auf Schillers Autorität fußende Idealepoche. Für das Charakteristische in der Schönheit, das unsre Zeit — manchmal im Uebermaß — kultivirt, und für die Repräsentanten dieser Richtung unter den Schauspielern und Dichtern hat er kein aufmunterndes Wort. Es ist uns unbekannt, ob es Grausamkeit der Redaction oder eigner Wille des Veteranen ist, daß er noch nicht zur Ruhe gesetzt ist. Seit längerer Zeit sind einzelne seiner Referate sowohl in der Satzbildung als in der Ideenverknüpfung absolut unverständlich und würden unbegreiflich sein, wenn das hohe Alter des Verfassers nicht den Schlüssel des Räthsels lieferte. Bedeutende Verdienste hat sich Gubitz auf einem andern Felde seiner Thätigkeit, in der Holzschneidekunst erworben, die er stets als seine Hauptbeschäftigung trieb, und deren neueres Emporblühen zum großen Theil ihm zu verdanken ist.

Die Recensionen über bildende Kunst in der Vossischen Zeitung schreibt Dr. Max Schaßler. Seine Freunde rühmen ihm nach, daß er viel gelehrte Kenntniß besitze und sich mit einer großen Leichtigkeit in die verschiedensten Fächer der Wissenschaft hinein zu arbeiten vermöge. Wir unterschätzen keineswegs die Büchergelehrsamkeit, sondern halten sie für eine unentbehrliche Grundlage des praktischen, lebendigen Wissens; allein der eigentliche, innerste Kunstsinn, der Blick für die Schönheit ist eine für sich selbst dastehende Begabung, welche sich anzueignen selbst das riesenhafte Wissen eines Lessing nicht vermocht hätte. Es sind nun bald zehn Jahre, daß Schaßler, genöthigt durch die Folgen seines politischen Auftretens im Jahre 1848, seine erste Carriere zu verlassen, sich mit aller Energie auf die Ausübung der Kunstkritik warf und zur Orientirung auf dem neuen Felde, wie wir überzeugt sind, sich mühsame Vorstudien nicht verdrießen ließ. Trotzdem finden am heutigen Tage seine Kritiken nur bei denen Beifall, welche Phrasen- und Wortschwall für Tiefe halten. Künstler und wirkliche Kenner, darunter ihm selbst befreundete, haben ihm längst den Blick für den Kernpunkt im Kunstwerk und in der Schönheit abgesprochen. Nicht selten ist es um die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen, wenn er über unbedeutende oder gar ganz verfehlte Werke in seitenlangen Ergießungen seiner Bewunderung und Anerkennung Luft macht. Eine positive Thatsache mag darthun, ob wir in unsern Behauptungen zu weit gingen. Auf einer der früheren Ausstellungen in der Akademie waren von einem Bildhauer drei plastische Werke eingesendet, die Schaßler in seinem Ausstellungsberichte als Werke, die von großartiger Schönheit durchweht und von bedeutsamster Originalität geschaffen seien, gefeiert hatte, während Rauch beim Anblick derselben sich in derber Weise gegen die Nachsicht der Ausstellungs-Commission bei Zulassung von Werken ausließ. Dieser Thatsache muß noch die andre hinzugefügt werden, daß Schaßler mit seinem Urtheile in Bezug auf jene Werke in der großartigsten Einsamkeit dastand. Unter seiner selbständigen Redaction erscheint das Kunstblatt, „Die Dioskuren“, das sich durch Vielseitigkeit und oft durch Gediegenheit seiner Correspondenzen auszeichnet.

Wenn wir die gewohnte Ideenverknüpfung des Berliners nicht aufgeben wollen, so müssen wir in unsrer Reihenfolge den Platz zunächst der Vossischen der Spenerschen Zeitung anweisen. Beide nennen sich mit Stolz die altbegründeten Organe, (bis 1848 waren sie die einzigen politischen Blätter Berlins), und diese Zusammengehörigkeit in Verbindung mit ihrem Charakter hat ihnen die Benennung: „Tante Voß und Onkel Spener“ eingebracht.

Genau genommen, ist die Existenz der Spenerschen Zeitung in der Berliner Welt eine bloße Gewohnheitssache; in ihrem allgemeinen Charakter, wenn sie einen solchen besäße, würde sie mit der Vossischen übereinstimmen, wie auch ihr Publikum fast dasselbe ist. Nach der politischen Seite hin ist das Blatt die reine Wetterfahne, die sich bei dem leisesten Luftzuge noch jeder beliebigen Richtung der Windrose hindreht. Die Kunstkritiken des Blattes zählen mit im Chorus der übrigen, sind aber von geringem Einflusse. Für das Schauspiel referirt der alte Rötscher, der vor etwa fünfzehn Jahren durch ein dramaturgisches Werk von sich reden machte. In der Folge siedelte er von Bromberg, wo er Professor am Gymnasium war, nach Berlin über und trat in die Stellung bei der Spener'schen Zeitung ein. Der schöne Wahn, durch sein Werk bildend auf die Schauspieler und das Publikum einzuwirken, mag sich wohl mit der Zeit bei ihm verloren haben. Er mag sich mit Lessing trösten, sollte er auch kein Lessing sein. Wir können hier das Geständniß nicht umgehen, daß wir nur hin und wieder, aus Veranlassungen, die unserm Gedächtnisse entfallen sind, Rötschersche Kritiken durchgelesen haben. Wir würden uns energische Vorwürfe machen — nicht wegen dieser Unterlassungssünde — sondern wegen des Artikels über Berliner Kritiker überhaupt, wenn jene wenigen gelesenen Kritiken uns nicht die moralische und positive Ueberzeugung gäben, daß der Ausfall einer ausführlichen Charakteristik Rötschers der Vollständigkeit unserer Schilderung keinen großen Abbruch thun werde. Des einen am häufigsten gegen ihn gerichteten Vorwurfs sei hier noch gedacht, daß er bei der Beurtheilung von Schauspielerinnen und von Produktionen dramatischer Dichterinnen nur allzuleicht seine sonst geltend gemachten Prinzipien verleugne. Andrerseits ist die Welt wieder nur allzuschnell bereit, Professoren und Schulmänner des Mangels an Galanterie anzuklagen. Wie soll man es aller Welt recht machen?

Etwas consequenter gehalten als die Rötscher'schen Kritiken, wenn auch nicht interessanter, sind die musikalischen des Dr. Engel, eines ehemaligen Philologen, der jetzt Domsänger und Musiklehrer ist. Wir wissen nicht, ob der Eindruck seiner Kritiken bei Andern derselbe ist, wie bei uns. Mißmuth und Verstimmung schienen uns immer, so zu sagen, die Grundstimmung derselben zu sein. Dazu kommt noch eine gewisse Trockenheit, welche der allgemeinen Erfahrung nach nur selten Leuten, die dem Schulfache angehören, nicht eigenthümlich ist. Andeutungen jenes schönen Enthusiasmus, der doch die Grundbedingung jeder Beschäftigung mit der Kunst ist, unterbrechen nie die geschäftsmäßige Absolvirung der Referate. Zur Entschuldigung des Kritikers in Bezug auf die erwähnte Grundstimmung, die in seinen Kritiken, ja sogar in seinem Gesange durchklingt, muß erwähnt werden, daß dieselbe allerdings nur allzu begründet ist in den widrigen und dabei unverschuldeten Umständen, die ihn nöthigten, seinen früheren Beruf aufzugeben.

Einen besonderen Referenten für bildende Kunst besitzt die Spenersche Zeitung nicht, und zwar aus Sparsamkeitsrücksichten. Dafür druckt sie öfter Notizen über Kunstvorkommnisse, die ihr gelegentlich zugesandt werden, und mit denen sie sich häufig vermöge der darin enthaltenen Irrthümer und Ungereimtheiten gründlich compromittirt.

Indem wir zur Berliner Tagespresse, d. h. der nach 1848 entstandenen, übergehen, fällt zuerst die Nationalzeitung ins Gewicht. Wenn sie in ihrem politischen Theile nicht mehr ganz auf ihrer ersten Höhe steht, hat sie sich dagegen in ihrem Feuilleton ihre frühere Gediegenheit unvermindert erhalten. Ihre Kritiken über Literatur, Theater und bildende Kunst schreibt der Dichter Titus Ulrich, dessen Standpunkt in der Literatur durch seine beiden Werke „Das hohe Lied“ und „Victor“ längst festgestellt ist. Der Kritiker ist hier zu gleicher Zeit Kritiker und schaffendes Genie, nicht nur in der Dichtkunst, sondern auch in der Malerei, für die Ulrich ein recht hübsches Talent besitzt. Somit bleibt bei ihm über das Kapitel der Sach- und Fachkenntniß nichts zu sagen übrig. Was

neben der Schärfe des Urtheils seinen Kritiken einen großen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß er sich als Künstler an ihnen bewährt, daß er aus ihnen ein Kunstwerk schafft und, wo das nicht möglich ist, wenigstens eigne und geistvolle Gedanken produeirt. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch der humane und taktvolle Ton, der ihn selbst bei dem entschiedensten Tadel nie die Rücksichten des Anstandes, weder in Bezug auf sich selbst noch auf den Behandelten, bei Seite setzen läßt.

Wenn auch nicht gestützt durch die Autorität, welche das eigne Schaffen giebt, doch kaum minder anziehend sind die Berichte von Otto Gumprecht über Oper und Concerte. Der Kritiker ist blind, und damit ist der größte Theil seiner Geistesthätigkeiten auf die Musik gerichtet. Sein Mißgeschick hat ihn nicht mit der Welt verfeindet, sondern, nach Art der edleren Geister, veredelt und gehoben. Seine Urtheile sind entschieden und gut motivirt, weil sie auf festen Prinzipien und auf einer soliden Grundlage von musikalischen und literarischen Kenntnissen beruhen; dabei milde in der Form und nur gegen absolut Schlechtes und Kunstfeindliches herbe. Freie Richtung und Gediegenheit finden im Feuilleton der Nationalzeitung ihre Vertretung, und wenn sein Publikum ein kleineres ist als das der Vossischen Kunstartikel, so ist es dafür durch Bedeutung ein einflußreicheres.

Eine ganz selbständig und dabei eine ziemlich einsam dastehende Figur in der Berliner Kritik ist der Redacteur der „Berliner Montagspost", Ernst Kossak. Seine Kritik besitzt alle Eigenschaften, welche den gewöhnlichen Begriff der Berliner Kritik ausmachen, aber dazu fügen sich noch ein paar andre, welche wieder etwas ganz Andres aus ihr machen. Sie ist scharf, keck, witzig, ironisch, blasirt, rücksichtslos, dabei aber oft bitterernst gemeint, gallig und mit Vorliebe an den Nacht- und Schattenseiten des Lebens herumleuchtend. Wo sie es will, ist sie vernichtend. Wiewohl Alles in den Kreis seiner Besprechungen ziehend, befaßt er sich doch schon seit Langem nicht mehr mit der eigentlichen ernsten Kritik. Auf der Nachmittagsseite des Lebens angelangt, — wie er sich neulich selbst ausdrückte —, hat er Alles gesehen und Alles eitel gefunden. Schade um das Talent Kossaks, das in Folge häuslichen Mißgeschicks und verfehlten oder nicht erreichten Lebenszieles einen durchunddurch hypochondrischen, ja misanthropischen Charakter angenommen hat. Sein Urtheil, auch auf Gebieten, in denen er sich selbst als Laie hinstellt, ist immer das richtigste und treffendste. Allbekannt sind seine humoristischen Federzeichnungen des Berliner Lebens. Keine Seite desselben, kein Stand, der ihm nicht schon Stoff oder Figuren zu diesen Federzeichnungen geliefert hätte. Einzelne derselben, namentlich aus der neuesten Zeit, streifen an's Triviale, andre und viele sind von feiner reizender Ironie durchzogen und lassen uns oft Einblicke thun in die verborgensten Falten des menschlichen Herzens. — Kossak steht im Anfang der fünfziger Jahre, hat aber das Aussehen eines Sechszigers. Außer der „Montagspost", die er fast ganz allein schreibt, die aber nur einmal in der Woche erscheint, schreibt er noch die Correspondenzen in den Feuilletons der Schlesischen, Kölner, Königsberger und Hamburger Zeitungen. Ist es das Uebermaß im Produciren oder der Widerwille, mit dem er arbeitet, oder das vorrückende Alter —, das Pikante in seiner Schreibweise erscheint in der letzten Zeit in einer kleinen Abschwächung.

Um die Reihe der großen politischen Tageblätter zu vervollständigen, sei hier noch der kritische Theil der „Neuen Preußischen Zeitung" (Kreuzzeitung) erwähnt. Das Blatt der früher „kleinen und mächtigen", jetzt nur noch kleinen Partei hat bekanntlich in seinem unteren Raume eine nichtpolitische Abtheilung, den bekannten oder berüchtigten „Zuschauer", in welchem es sich des lästigen Zwanges äußerlicher Anständigkeit entledigt, den es in der oberen Abtheilung nothdürftig beobachtet, und sein wahres Gesicht zeigt. Den Schluß des Zuschauers bilden in der Regel die ziemlich kurz und allgemein gehaltenen Theater-Referate von Abami. In ihrem gemäßigten, verständigen und, wo es angebracht ist, nachsichtigen Tone nehmen sie sich etwas fremdartig in ihrer sonstigen Umgebung aus. Freilich verschweigen sie viel, wo es sich um die königlichen Theater handelt, und soweit der Chef derselben, Herr von Hülsen, irgendwie betheiligt erscheint, da Abami's Frau am königlichen Theater in kleinen Rollen auftritt, seine eigne Stellung eine vom Intendanten durchaus abhängige ist. Abami war früher, zur Zeit der Nachblüthe des königstädtischen Theaters, Mitglied desselben und hat auch eine Anzahl von Stücken für die Bühne geschrieben und übersetzt, die niemals durchgefallen sind. Zu Festtagen des Königshauses liefert er noch jetzt patriotische Vorspiele und Prologe.

---

* Die Sagen der Indianer Nordamerikas.

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Wir zündeten unsere Pfeifen an und sprachen dann zu unserem Wirthe: „Also, Agabé-gijik, du erinnerst dich, daß du uns gestern versprochen hast, uns deinen Lebenstraum und dein großes Jugendfasten mit allen begleitenden Umständen zu erzählen. Willst du jetzt dein Versprechen erfüllen?"

„Ach", hob nach einem langen Stillschweigen und Nachdenken das helle Wolkenhaupt an, indem er seine Pfeife ausklopfte und bei Seite stellte, „als Gott seinen großen Wigwam *) reinigte und ausfegte, da wurde ich als ein unnützes Staubkorn ausgekehrt, als ein Schmutzflicken in den Winkel geworfen. Da der ganze Saal zum großen Feste ausgeputzt war, lag ich mein Leben lang in der Ecke in Armuth und vergessen, während die übrigen tanzten. Ich bin über Nacht alt geworden. Was kann ein Mensch wie ich Großes verrathen?" —

Nachdem der Alte dies gesprochen, versank er wieder in Stillschweigen und streckte seine braunen Glieder beim Feuer aus. Was er sagte, war eine bescheidene Einleitung zu seiner Erzählung, eine captatio benevolentiae nach indianischer Art.

„Du sprichst wohl wahr", erwiederten wir ihm. „Wir Menschen sind alle so. — Die Natur ist ein großer Festsaal, in welchem der Mensch mehr leiden zu müssen scheint als alle übrigen Geschöpfe. Und besonders wenn wir älter werden, kommt es uns vor, als wenn die Menschheit rings um uns her uns völlig vergäße. Aber wir Christen sagen vom großen Geiste, daß er selbst die Haare auf unserem Haupte zählt, und bei ihm sind wir Alle verzeichnet. — Sprich! Wurde dir schon in deinem Jugendtraum eine Andeutung, eine Lebenslehre, eine Offenbarung zu Theil? Erzähle uns, was schautest du bei deinem großen Fasten?"

„Kitschi Manito", hob unser Alter nach einiger Zeit wieder an, „sandte uns unsre Midäs aus Osten, und seine Propheten machten es dem Indianer zum Gesetz, daß sie ihre Kinder, so wie sie sich dem Mannesalter nähern, in die Waldeinsamkeit führen sollen, und daß sie ihnen zeigen sollen, wie sie fasten und ihre Gedanken auf das Höhere leiten müssen, und es ist verheißen, daß ihnen dann da ein Traum geschickt werden solle, zur Offenbarung ihres Schicksals, zur Stärkung in ihrem Berufe, zum ewigen Angedenken und zum guten Omen auf ihrem Lebenswege."

„Ich erinnere mich, daß mein Großvater, als ich zum halb erwachsenen Knaben gereift war, schon zuweilen im Laufe des Winters zu meinem Vater sprach: nächsten Frühling wird es für den Knaben Zeit sein, daß wir ihn in den Wald führen, und daß er faste. Doch

---

*) Es ist nicht ungewöhnlich, daß die Indianer die ganze Welt mit ihrem ausgespannten Himmelszelte darüber „Gottes Wigwam" nennen. Insbesondere habe ich auch wohl die Odjibbeways ihren Lake Superior mit dem dazu gehörigen Stücke der Welt einen von Gott für ihre Nation bereiteten „Wigwam" nennen hören.

wurde in diesem Frühling noch nichts daraus. Als aber der darauf folgende Frühling kam, nahm mich dann der Großvater bei Seite und sprach zu mir: „Jetzt ist es hohe Zeit, daß ich dich in den Wald führe, und daß du fastest, damit dein Gemüth sich befestige, damit Etwas für deine Gesundheit geschehe, und damit du deine Zukunft, dein Alter und deine Bestimmung erfahrest.“

„Der Großvater nahm mich daher bei der Hand und führte mich tief in den Wald hinaus. Hier suchte er eine hohe Tanne aus, eine Rothtanne, und bereitete mit mir in den Zweigen derselben das Lager, auf dem ich mich zum Fasten niederlegen sollte. Wir hieben Büsche ab und flochten diese in den Tannenzweigen durch einander. Dann rupfte ich mir Moos, mit dem ich das Flechtwerk bedeckte; ich warf die Matte, die meine Mutter mir für den Zweck geflochten hatte, darauf und dann mich selber dazu. Einige Zweige des Baumes durfte ich auch über meinem Haupte zu einer Art von Schutzdach gegen Regen und Wind zusammenbinden.“

„Alsdann sagte mir der Großvater, ich dürfte unter keiner Bedingung etwas genießen, weder essen noch trinken, keine Beeren pflücken, auch nicht das Regenwasser, das vielleicht fallen möchte, auflecken. Auch müßte ich mich überhaupt nicht von meinem Lager erheben, immer stille liegen, Tag und Nacht, mich ganz auf mich selbst beschränken und geduldig der Dinge harren, die da kommen würden.“

„Ich versprach dem Großvater dies. Aber leider! ich erfüllte mein Versprechen nicht. Drei Tage hielt ich das Liegen, Hungern und Dursten aus. Aber als ich am vierten Tage einmal vom Baume ins Gras hinabblickte, sah ich die säuerlich und erquicklich schmeckenden Blätter eines kleinen Krautes neben der Tanne wachsen. Ich konnte nicht widerstehen, ich rupfte die Blätter und aß sie. Und da ich einmal einige gekostet hatte, so wurde meine Begierde so groß, daß ich im ganzen Walde umherging und an eßbaren Frühlingspflanzen, Moosen und Schwämmen Alles zusammensuchte, was ich nur finden konnte, und mich ganz voll aß. Dann schlich ich mich nach Hause und gestand dem Großvater und dem Vater Alles.“

„Wurdest du hart bestraft?“ fragte ich dazwischen.

„Nicht weiter, als daß sie mir es verwiesen und daß ich mich schämte, und daß sie mir sagten, es sei übel gethan, und da ich das Fasten gebrochen, so sei es nun mit meinem Traum vorbei, und in diesem Frühlinge könne nichts mehr geschehen, und ich müsse es im nächsten Frühlinge wieder versuchen, ich hätte schon gleich ein gemachter Mann sein können, und nun wäre ich noch ein ganzes Jahr hindurch ein unnützer Mensch, was für mein Alter eine Schande sei.“

Ich: „Ich bitte, halt ein wenig an und erlaube mir hier, wo wir nun wieder ein Jahr vor uns haben, einige Zwischenfragen. Warum leitete dich dein Großvater zu allen diesen Dingen an, warum war es nicht dein Vater?“

Die Wolke: „Mein Vater war noch ziemlich jung. Der Großvater war alt. Und in allen solchen Angelegenheiten haben bei uns die Alten mehr Kunde und tiefere Kenntniß. Und dann machen sie sich auch mehr Sorgen darum, daß die Kinder in der Familie belehrt werden, und daß sich Alles nach dem alten Herkommen richte.“

Ich: „Ferner sage mir, wie hoch macht Ihr Eure Traumlager in den Bäumen?“

Die Wolke: „Meistens 10 oder 12 Fuß hoch über dem Boden. Manchmal aber auch wohl mehr als 20 Fuß hoch. Gewöhnlich sucht man dazu die schönsten höchsten Bäume aus.“

Ich: „Warum macht Ihr diese Lager überhaupt in den Bäumen? Warum baut Ihr nicht eine Hütte am Boden?“

Die Wolke: „Dieß geschieht wegen Matschimanito!“

Die Wolke setzte weiter nichts zur ferneren Erläuterung dieser lakonischen Antwort hinzu und überließ es meinem eignen Nachdenken, mir auszumalen, wie vermuthlich nach indianischer Ansicht hoch in der Luft die guten Geister und die heilbringenden Traum-Genien walten, wie aber unten am Boden Matschimanito (der Böse) herumwandelt und die Leute neckt. Freilich hat derselbe da auch seine Schlangen, Kröten und andre Thiere, gegen die der Träumer, da er nicht zur Jagd und Vertheidigung vorbereitet ist, sich nicht schützen kann. —

Ich mag hier gleich noch die fernere Zwischenbemerkung einschieben, daß, wie durch einen Bruch des Fastens, so auch durch das Alpdrücken oder durch einen „bösen“ Traum die ganze Operation des Träumens unterbrochen und für den jeweiligen Frühling unmöglich gemacht wird. Die Knaben werden nun angeleitet, sowie ein Alpdrücken oder ein „böser“ Traum sie befällt, die Sache sogleich aufzugeben, von ihren Bäumen herunterzusteigen und nach Hause zurückzukehren, um es dann zu einer späteren Zeit wieder so lange zu versuchen, bis der ächte Glückstraum kommt.

Die Wolke: „Als der Frühling im nächsten Jahre wieder nahe war, sagte mein Großvater, obwohl noch viel Schnee und Eis im Walde lag, es sei nun Zeit, daß ich wieder hinausginge zu fasten und meinen Traum zu versuchen. Da ich mich aber noch vom vorigen Frühjahre her meiner Niederlage schämte, und da ich mir vorgenommen hatte, dies Mal die Sache selbst durchzuführen, so bat ich ihn, er möchte mich nun allein gehen lassen, ich wüßte nun schon Bescheid, wolle selbst für Alles Sorge tragen und würde nicht eher heimkehren, als bis ich meinen guten Traum richtig erhascht hätte. Ich hatte mir auch im Voraus eine mir bekannte Waldstelle ausgesucht, wo ich mich betten wollte. Es war in einer kleinen, mit hohen Bäumen bewachsenen Insel mitten in einem See der Waldung. Ich beschrieb und bezeichnete diese Gegend den Meinigen, damit sie mich im Nothfalle, wenn mir etwas zustoßen sollte, wieder finden könnten, und machte mich auf den Weg.“

Ich: „Warum wähltest du gerade die bezeichnete Waldpartie?“

Die Wolke: „Weil ich wußte, daß ein anderer meiner Verwandten und Jugendfreunde damals eben auch in derselben Waldgegend auf seinem Traumlager lag.“

Ich: „Hattest du denn die Absicht, mit deinem Freunde während der Fasten- und Traumzeit zu communiciren?“

Die Wolke: „Das nicht; dazu war er auch noch immer weit genug von mir entfernt, eine oder zwei Meilen weit. Aber auch, wenn ich meinen Freund nicht sehen oder hören konnte und auch nicht sprechen durfte, so schien mir doch ein kleiner Trost darin zu liegen, daß ich ihn in meiner Nähe und mit denselben Dingen beschäftigt wußte, denen ich mich hingeben wollte.“

„Es war noch Eis auf dem kleinen See, und ich gelangte zu meiner Insel über die Eisdecke hinweg. Ich bereitete mir mein Lager wie das erste Mal in einer hohen Rothtanne und legte mich auf den Zweigen und dem Moose nieder.“

„Die ersten drei oder vier Fasttage waren mir so schrecklich und anstrengend wie das erste Mal, und ich konnte die Nächte vor Hunger, Kälte und Durst nicht schlafen. Aber ich überwand es, und am fünften Tage fühlte ich nicht viel Plage mehr. Ich verfiel in einen träumerischen und halb starren Zustand und schlief ein. Aber bloß mein Körper schlief; meine Seele wurde frei und wachte.“

„In den ersten Nächten zeigte sich mir Nichts; es war Alles still; aber in der siebenten Nacht da vernahm ich auf ein Mal ein Rauschen und Weben in den Zweigen. Es war, wie wenn ein schwerer Bär oder ein Elenthier durch die Gebüsche und Wälder bricht. Mich überfiel eine große Furcht. Ich dachte, es wären ihrer zu viele, eine ganze Menge, und ich wollte Anstalten zur Flucht machen. Der aber, welcher sich mir näherte, wer es immer gewesen sein mag, errieth meine Gedanken und sah meine Furcht schon von ferne, und er ließ es daher, indem er ganz zu mir heranschwebte, gemacher und stiller angehen und ließ sich sanft und milde auf die Zweige meines Baumes mir zu Häupten nieder. Darauf fing er an mit mir sich zu unterreden und fragte mich, „Fürchtest du dich, mein Sohn?“ — „Nein“, erwiederte ich, „jetzt schon nicht mehr.“ —

„Warum bist du hier in diesem Baume?“ — „Um zu fasten.“ — „Warum fastest du?“ — „Um Stärke zu erlangen und mein Leben zu wissen.“ — Der Geist: „Das ist gut; denn es fällt trefflich mit dem zusammen, was eben jetzt anderswo für dich geschieht. Es steht ganz in Harmonie mit dem Auftrage, den ich an dich habe. Gerade in dieser Nacht hat man sich über dich und dein Wohl berathen; und ich bin gekommen, dir zu sagen, daß der Rathschluß dir sehr günstig war. Ich bin beauftragt, dich einzuladen, damit du selber schauest und vernehmest. Komm, folge mir!“ Der Geist schwebte mir voran nach Osten. Ich ihm nach. Mit dem ersten Schritte, den wir thaten, erreichten wir den nächsten Baum.

Es war eine Epinette blanche, eine Weißtanne. Als wir auf den Gipfel dieses Baumes traten, zitterte er, bog sich nieder, und ich fürchtete, er würde uns nicht halten und zusammenknicken. „Fürchte dich nicht“, sagte er, „tritt fest zu. Der Baum wird uns halten.“ Dann schwenkte er mit dem andren Fuße vor, und wir erreichten mit dem zweiten Schritte den Gipfel einer lang aufgeschossenen jungen Birke. Diese schwankte wieder sehr und bog sich herab, und ich fürchtete, sie würde uns zu Boden fallen lassen. „Fürchte dich nicht“, sagte mein Freund wieder, „tritt fest zu. Der Baum wird halten.“ Und so schritten wir noch einmal wieder aus und kamen mit dem dritten Schritte am Fuße eines hohen Berges an. Was mir aber nur wie drei Schritte vorgekommen war, waren in der That drei Tagereisen gewesen, bei denen wir zwischendurch in den Nächten auf den Gipfeln der Bäume gerastet hatten, und viele Länder, Wälder und Fluren und Prärien lagen bereits hinter uns.“

„Als wir auf dem Gipfel des Berges standen, fragte er mich: „Kennst du das Gebirge?“ Und da ich es verneinte, erwiederte er: „Es ist das Gebirge des Herzens des Hirsches.“ Er winkte mit der Hand. Da öffnete sich der Berg, und wir blickten durch eine lange lange Kluft, an deren anderem Ende das Sonnenlicht hell strahlte. Wir gingen durch den Felsenspalt. Am anderen Ende traten wir in eitel Licht und Sonnenschein hinaus. In der Mitte des Glanzes stand ein Wigwam. „Hier tritt ein“, sagte der Geist. Die Thüre öffnete sich, und ich trat ein, er aber blieb draußen zurück.“

„Ich fand drinnen ein überschwängliches Licht und bedeckte die Augen mit meinem Mantel. Ich zitterte vor Furcht und Erwartung. Endlich fing eine Person, die im Hintergrunde des Raumes saß, an, zu reden und sagte: Agabé-gijik, ich habe nach dir geschickt und habe dich holen lassen. Sei mir willkommen! Tritt näher! Du kannst nun sehen, wie ich wohne, und wie es bei mir aussieht.“

„Nachdem ich mich ein wenig an das Licht gewöhnt hatte, schaute ich mich um. Ich fand anfangs nichts als eine Lampe, die in der Mitte des Hauses hing, und die ein mächtiges Licht von sich strahlte. Es war die Lampe der Sonne. Die Sonne selbst saß dahinter und sprach weiter zu mir: „Blicke dich um!“ Da sah ich unter der Lampe einen weißen Stein. Und um denselben saßen vier Männer herum. Sie luden mich ein, auf dem weißen Steine in ihrer Mitte Platz zu nehmen. Kaum aber hatte ich mich niedergelassen, so fing der Stein an zu schwinden, und es kam mir vor, als wolle er mit mir in den Boden versinken. — „Halt“ sagte einer der Männer, „warte ein wenig! wir haben die Unterlage vergessen.“ So redend, holte er eine weißgegerbte Rehhaut hervor und bedeckte den Stein damit, und als ich mich nun wieder darauf nieder ließ, hielt er ganz fest wie ein Baum, und ich saß gut.

„Als ich da saß und mich wieder umblickte, da erkannte ich denn nun auch eine Menge anderer Gesichter rings um mich her. Der Wigwam war sehr groß und mit Personen angefüllt. Es war eine außerordentliche Rathsversammlung. Einer der Viere nahm das Wort und gebot mir, hinab zu blicken. Als ich es that, sah ich unter mir die ganze Erde, tief, tief und weit, weit vor mir ausgebreitet.“

Sie hatte vier Zipfel. Alsdann nahm ein Anderer der Viere das Wort und befahl mir, aufzublicken. Ich sah empor und sah den ganzen Himmel über mir, ganz nahe. Es war eine entzückende Pracht und herrlich anzuschauen. Ich blickte lange, lange hinauf und vergaß fast, wo ich war. Darauf nahm ein Dritter der Viere das Wort und sprach: „Du hast geschaut. Nun sage, wohin willst du jetzt; unten hinab, woher du kommst, oder dort oben hinauf? Die Wahl ist dir frei.“ — „Ja, ja, antwortete ich, „ich will oben hinauf; denn dafür habe ich ja gefastet.“ —

Die vier Männer schienen sich über meine Antwort zu freuen, und der Vierte sagte zu mir: „Steige empor!“ Er wies auf die Lehne meines steinernen Sitzes hinter mir, und ich sah, daß dieselbe gewachsen war und sich unermeßlich in die Höhe ausgedehnt hatte. Es waren Absätze darin, und ich konnte auf ihnen wie auf einer Leiter emporsteigen. Ich erhob mich klimmend und kletternd immer höher und höher; und endlich kam ich zu einem Platze, wo rund um die Säule herum vier weißbehaarte Greise in freier Luft saßen. Eine blendend glänzende Kuppel wölbte sich über ihnen. Ich fühlte mich so leicht und wollte noch höher steigen. Aber „Halt an!“ riefen die vier Greise wie aus einem Munde, „höher darfst du nicht. Zu Weiterem haben wir nicht Erlaubniß für dich. Aber dir ist schon genug Schönes und Großes bestimmt. Schau' dich um. Du findest hier bei uns alle guten Gaben des großen Geistes: Gesundheit und Stärke und langes Leben und alle Geschöpfe der Natur. Blicke unsre weißen Haare an; auch dein Haar soll so werden. Und damit du Krankheit vermeidest, empfange diese Büchse mit Medicin. Gebrauche sie in der Noth; und bist du in Bedrängniß, so erinnere dich deiner Verzückung und sei unserer eingedenk und Alles dessen, was du bei uns siehst. Wenn du zu uns betest, so wollen wir dir helfen und dir beistehen beim Meister des Lebens. Blick noch ein Mal um dich! Schaue und vergiß nicht! Alle die Vögel und Adler und wilden Thiere und alle die anderen Thiere, die du in unserem Wigwam in Fülle flattern und laufen siehst, wir schenken sie dir. Du sollst ein tüchtiger Jäger werden, und du sollst sie alle schießen.“

„Ich staunte eine Zeit lang die unermeßliche Fülle von Gewild und Vögeln an, die sich in dieser Himmelskuppel drängten, und war ganz verloren in dem Anblick. Dann sprachen die vier alten Männer zu mir: „Deine Zeit ist abgelaufen, höher kannst du nicht dringen, wandle zurück. Doch schenken wir dir noch zum guten Omen und zum Andenken an deinen Besuch bei uns jenen Adler, der dort hoch über uns schwebt, und diesen weißen Bären mit messingenem Ringe.“ —

Ich stieg dann wieder an meiner langen steinernen Leiter hinab. Die mir geschenkten Thiere folgten mir. Wir mußten uns aber tüchtig dazu halten, denn ich bemerkte, daß der Stein unter meinen Füßen zu schwinden anfing und schnell, wie ein Eiszapfen neben dem Feuer, wegschmolz. Als ich unten wieder auf meinem weißen Steinsitze eintraf, hatte derselbe seine früheren Dimensionen wieder angenommen. Der große Rath war daselbst noch beisammen, und die vier Männer beim Steine bewillkommneten mich und sagten mir: „Gut, Agabé-gijik, du hast Kühnes unternommen, du hast Schönes und Großes geschaut. Wir werden Alle für dich zeugen, daß du es ausführtest. Vergiß nichts von dem, was man dir sagte. Und Alle, die hier herumsitzen, werden auch deiner gedenken. Sie sind allesammt deine Schutzgeister und werden für dich beten.“

„Darauf nahm ich auch hier Abschied und ließ mich in mein Nest oder Lager auf der rothen Tanne hinab. Ich fand, daß vier Tage darüber vergangen waren. Während dieser ganzen Zeit hatte mein Körper daselbst ganz starr und bewußtlos wie ein Leichnam gelegen. Nur meine Seele war so frei in den lichten Räumen gewandelt. Dann athmete ich auf, seufzte und regte mich, wie einer, der aus einem tiefen Schlafe erwacht. Als ich die Augen aufschlug und um mich blickte, fand ich die grünen Zweige des Baumes angenagt und ausgesogen, und ich errieth, daß mein lechzender Körper in meiner Abwesenheit und in seiner großen Noth die Rinde abge-

bissen und den Saft der grünen Tannenzweige beleckt und benascht hatte. Dies war mir ein Zeichen des tiefen Elendes, zu dem mein Körper herabgekommen war, während meine Seele auf der Wanderung war. Auch fühlte ich mich so schwach, daß ich mich nicht rühren und bewegen konnte.«

»Alsbald vernahm ich eine Stimme, man pfiff mir und rief meinen Namen. Es war mein Großvater, der am zehnten Tage gekommen war, mich zu suchen. »Steige herab«, sagte er, »mein Sohn, und komme herüber.« — Ich konnte ihm nur mit schwacher Stimme erwiedern, daß ich mich nicht zu rühren vermöge, und daß ich auch nicht über den See zurückkommen könne. Ich war vor zehn Tagen über das Eis gelaufen, aber jetzt hatte das warme Wetter alles aufgethaut, und ich war auf meiner Insel abgeschnitten. Der Großvater lief schnell nach Hause und kam mit dem Onkel wieder. Sie brachten ein Kanoe, trugen mich vom Baume herab ins Boot und ruderten mich über den See. Von da an mußten wir zu Fuße gehen. Ich konnte mich anfangs kaum bewegen, doch ging es noch und noch besser.«

»Auf dem Heimwege begegnete uns ein Bär. Der Onkel wollte ihn schießen. Aber der Großvater und ich sagten: »Halt, das darf nicht sein. Auf dem Heimgange von seinen Träumen und seinem großen Fasten darf Niemand das Blut eines Geschöpfes vergießen und selbst noch drei Tage nachher kein Thier erlegen.« Ich trat dann dem Bären entgegen und redete zu ihm: »Bär, mein Vetter«, sagte ich, »ich habe große Kraft. Ich habe eine starke Medicin. Ich komme von den Geistern. Ich könnte dich auf der Stelle umbringen, aber ich will es nicht thun. Gehe deiner Wege.« Der Bär hörte mich an und lief stracks in den Wald. Wohl mochte er sich auch vor meinem miserabeln Anblicke erschrecken; denn ich war hager, bloß und abgemagert.«

»Zu Hause machten sie mir ein weiches Mooslager, auf das ich mich wie ein Patient niederlegte. Erst am folgenden Tage fing ich wieder an, Etwas zu genießen. Und nach drei Tagen war ich wieder hergestellt und bei guten Kräften. Und von da an war und blieb ich denn ein gemachter Mann.«

»Der weiße Bär mit messingenem Ringe und der Adler sind seitdem immer meine Gedenkzeichen und Schutzgeister gewesen. Auch habe ich in meinem späteren Leben wohl manche junge Adler eingefangen, sie groß gezogen und darnach wieder frei in die Lüfte entlassen als Gruß an die Geister und zum Andenken an meinen Jugendtraum.«

Stätten der Erinnerung an Maria Stuart.

* In Berlin hielt kürzlich der Dichter Theodor Fontane einen Vortrag, der sich auf einen Ausflug nach Schottland stützte und die Stätten der Erinnerung an Maria Stuart schilderte. Es wurden deren vier vorgeführt: Das jetzt in Trümmern liegende Schloß Linlithgow, Maria's Geburtsort, etwa vier deutsche Meilen westlich von Edinburg gelegen, der Palast Holyrood in Edinburg selbst, das dortige Kastell und endlich die Ruinen des Kastells von Loch-Leven, fünf deutsche Meilen nördlich von Edinburg auf einer kleinen Insel dieses Sees liegend. Die verödeten Trümmer des Residenzschlosses zu Linlithgow, reich an anderen historischen Erinnerungen, gewähren uns in Bezug auf Maria nur den Anblick des mit Schutt bedeckten Zimmers, in welchem sie das Licht der Welt erblickte. Ihr Sohn, Jakob VI., der so wenig zu ihrer Befreiung that, hatte nach dem Tode seiner Mutter die bequeme Laune, das Zimmer, worin sie geboren wurde, durch Stiftung eines Prachtfensters kenntlich zu machen, das nun längst aufgehört hat, ein solches zu sein. Häßliches, gelbes Unkraut wächst in den Winkeln und Mauerritzen des Zimmers, und nur der Blick durch das Fenster auf die Formen der sanften, grünen Hügel und den See, der sich vor dem Schloß ausbreitet, gewähren der Phantasie die Unmittelbarkeit eines Unveränderlichen gegenüber der Verwüstung innerhalb dieser Räume.

Desto beredter sprechen noch die Dinge, die der Edinburger Palast Holyrood uns aufbewahrt; wo die schöne Königin mit ihrem Gemahl Lord Darnley lebte und auf dessen Geheiß Zeugin der Ermordung des Sängers Rizzio sein mußte. Dieser Palast, vor dem östlichen Thore der Altstadt Edinburgs in einem Thal zwischen dem mit Häusern, Gärten und hohen Monumenten bedeckten Calton-Hill und den großartig geformten Felsmassen der Salisbury-Crags liegend, dient noch jetzt der Königin Victoria, wenn sie auf ihren Reisen nach dem schottischen Sommerschloß Balmoral Edinburg passirt, zum Aufenthalt. Wand an Wand neben dem Viereck dieses in mäßigen Proportionen erbauten Palastes, der an zwei Frontecken von vier Spitzthürmen flankirt wird, steht die Ruine seiner gleichnamigen Kapelle, Holyrood-Chapel, in welcher Marie mit Darnley getraut wurde. Man sagt, daß sie dabei ein schwarzes Kleid trug, dasselbe, das sie am Begräbnißtage ihres ersten Gemahls getragen hatte. Das Hauptinteresse des Ortes knüpft sich indeß an jenen grauen Nordwestthurm, der der Zeuge der Ermordung Rizzio's war und dessen einst von Marie und Darnley bewohnte Räumlichkeiten in zwei Etagen liegen: im Hochparterre die Zimmer Darnley's, eine Treppe hoch die Marias. Eine steinerne Wendeltreppe führt von Darnley's Zimmern zu denen der Königin. Diese enge Treppe benutzten die Verschwörer gegen Rizzio am 9. März 1565, indem sie Mann hinter Mann, wie beim Erklimmen einer Sturmleiter, in die Zimmer Marias eindrangen, die in einem kleinen Thurmgemach, dem supping-room, neben ihrem Schlafzimmer, mit sechs Personen, unter denen Rizzio, am Abendtisch saß. Man war in diesem, 10 Fuß langen, 8 Fuß breiten Raum auf Dolche angewiesen. Aber die draußen Stehenden waren entschlossen, Platz zu schaffen. Zuerst erschien Darnley, setzte sich neben die Königin und schlang seinen Arm um ihren Leib, um sie fest zu halten. »Es gilt nicht Euch, hohe Frau«, rief Lord Ruthven, einer der Begleiter Darnley's, »es gilt nur jenen Schuft da.« Rizzio sprang auf und barg sich hinter der Königin: »Gebt ihn heraus«, schrie Kers von Falkonside und legte sein Pistol auf die Königin an. Da traf Douglas' Dolch, über die Schultern der Königin hinweg, den dahinter geborgenen Sänger. Er sank zusammen; man zog ihn hervor, zerrte ihn durch das Schlaf- und Audienzzimmer und vollendete draußen an der Treppe das Werk mit sechsundfünfzig Dolchstichen. — Die Möbel in Marias Zimmer, die Gobelintapeten, die sie aus Frankreich mitgebracht hatte, ihr hohes Himmelbett, ihr Sessel in dem Audienzzimmer, wo sie die berühmte Unterredung mit dem schottischen Reformator John Knox hatte, sind noch wohl erhalten und beleben die Erinnerung an die folgenreiche Zeit ihres dortigen Aufenthalts.

Das Kastell von Edinburg, hoch auf einem mächtigen Felsen die Stadt überragend, gewährt einen so malerischen Anblick, daß es in dieser Beziehung den schönsten derartigen Bauten in Europa beigezählt werden darf. Thürme, Gebäude, Festungsmauern und Wälle geben dem Profil des ganz isolirt liegenden Felsblocks bald gerade, bald mannichfach gezackte Linien, während sein Fuß von Gärten und Bäumen begrenzt ist. Dort in jenem Thurm auf der höchsten Spitze des Felsens gebar Maria, in einem einfenstrigen engen Zimmer, ihren Sohn, Jakob VI. Der Neugeborene, den die Gegner der Königin schon damals in ihre Gewalt zu bringen trachteten, wurde dort aus dem Fenster in einem Korbe herabgelassen und unten am Fuß des Berges von Marias Anhängern in Empfang genommen.

Das Insel-Kastell von Loch-Leven war Marias Gefängniß nach der Niederlage ihres Gemahls, des Grafen Bothwell, bei Carberry-Hill. Sie schmachtete hier zehn Monate, bis es ihren Anhängern, namentlich durch Unterstützung eines im Schlosse dienenden, der schönen Königin ergebenen Pagen gelang, sie zu befreien. Der mitten im See liegenden Insel zurudernd, hört man auf die Erzählungen eines bescheidenen Führers, der für jene Ruine begeistert ist und alle Lieder auswendig weiß, die je auf Loch-Leven und Marias Befreiung gedichtet worden sind. Zwei Thürme des Schlosses beschäftigen uns zumeist. Jener schlanke, runde wurde von der Gefangenen bewohnt. Die Decken der einzelnen Stockwerke existiren nicht mehr, wohl aber das Fenster, aus welchem die schönen Augen einst sehnsüchtig nach dem Ufer blickten, von dem sie Hülfe erwarteten. Jener geräumige, viereckige enthielt die Wohnung der Familie Douglas, in deren Besitz das Schloß sich befand. Hier war es in dem großen Speisezimmer, wo der 16jährige Willy Douglas, jener Page, am Abend des 2. Mai 1561 durch List die Schlüssel zum Burgthor, die sich immer in den Händen der alten Lady Douglas befanden, zu erhaschen wußte. Er allarmirte die Tischgesellschaft durch den Ruf: Feuer in Kinroß! — der am Ufer des Sees liegenden Stadt, nahm die Schlüssel, als alle nach dem Fenster eilten, vom Tisch, öffnete der schon auf diesen Fall vorbereiteten Königin, die verkleidet aus ihrem Thurm trat, das Thor und ruderte sie über den See. Indeß entschied sich ihr Schicksal bald darauf am 15. Mai an jenem Unglückstage von Langside. Willy Douglas bezahlte seine Liebe mit seinem Leben; die Königin floh nach England.

Feuilleton.

—* Man sieht einem wichtigen Beitrage zur Goethe-Literatur entgegen in den Briefen, welche Herder mit seiner Gattin während seines Aufenthaltes in Italien wechselte. Goethe war damals ein treuer Hausgenosse von Karoline Herder, und die Briefe enthalten wichtige Winke zur Beleuchtung des Goetheschen Verhältnisses zur Frau von Stein und der Auflösung desselben.

—* Das Forterscheinen des Conversations-Lexikons für die bildende Kunst ist gesichert, indem Professor Hermann Hettner in Dresden die Leitung des Werkes übernommen hat.

—* Eine Sammlung von Kanzelreden des Consistorialraths Karl Schwarz in Gotha wird unter dem Titel „Predigten der Gegenwart" bei Brockhaus in Leipzig herauskommen.

—* Franz von Sickingen ist abermals zum Helden eines Trauerspiels gemacht worden, dessen Verfasser F. Lasalle ist.

—* Der gute Erzherzog Johann hat bekanntlich während seines langen Lebens viele schwere Erfahrungen durchzumachen gehabt. Jetzt steht ihm in seinen alten Tagen noch das Schicksal bevor, von Frau L. Mühlbach als Romanheld verarbeitet zu werden. Der arme Mann soll den Stoff zu einem Roman von zwölf Bänden hergeben. Das Riesenwerk zerfällt in vier Abtheilungen, deren erste unter dem Titel „Erzherzog Johann und Andreas Hofer" im wunderschönen Monat Mai das Publikum beglücken soll. Die zweite heißt „Erzherzog Johann und Fürst Metternich oder die Karlsbader Beschlüsse", die dritte stellt den Erzherzog mit dem Herzog von Reichstadt zusammen, die vierte verfolgt ihn sogar bis zum Frankfurter Parlamente von 1848.

—* Lieder eines Verbannten. Von Benno Tschischwitz. Bremen, J. G. Heyse's Verlag. (Zum Besten des Schillerhauses in Marbach.) — Es war einem deutschen Leser oder Kritiker kaum zu verdenken, wenn er in der letzten Zeit eine Sammlung lyrischer Poesieen nur mit Besorgniß oder gar mit einer Art von Widerwillen in die Hand nahm. Steht nach unsrer Ueberzeugung die Lyrik der Periode, welcher wir angehören, auch höher als die der früheren, Goethe und Schiller natürlich immer ausgenommen, so haben doch unsre Tage auf diesem Gebiete gar zu viele Produktionen erblickt, die nicht bloß durch den Inhalt unbedeutend und werthlos waren, sondern auch, was bei der Ausbildung unserer Sprache noch mehr mit Verwunderung und Unwillen erfüllen mußte, eine ganz vernachlässigte Form zeigten. Von der vorliegenden Sammlung gilt weder das eine noch das andere; wir haben sie mit stets zunehmendem Interesse gelesen und zuletzt sie mit vollständiger Befriedigung aus der Hand gegeben. Es sind Lieder, die einem Schleswig-Holsteiner in den Mund gelegt werden; er hat gegen die Dänen gekämpft, er hat sein Vaterland verlassen müssen und trägt nun seinen Schmerz in die fremden Gegenden mit hinein, denen er, heimathslos geworden, sich zuwendet. Es lag, namentlich wenn der Cyklus sich ausdehnte, die Gefahr einer gewissen Einförmigkeit dabei nahe, aber der Dichter hat sie glücklich zu vermeiden gewußt, er hat es verstanden, die Gedanken und Gefühle des Verbannten mit den verschiedensten Situationen in Verbindung zu bringen und in den mannichfachsten Bildern sie darzustellen. Eine Art von epischem Element wird später noch hinzugebracht durch das Erscheinen eines Polen, der, schon vor der Geburt verbannt, sein Vaterland nie gesehen und mit den Tscherkessen gegen die Russen gekämpft hat, durch das Erscheinen eines Ungarn, der, ebenfalls verwiesen, sein tragisches Schicksal in einem ächt magyarisch gehaltenen Liede uns kund giebt, und vor allem durch den Schluß, durch das ergreifende Ende des Flüchtlings vor den Mauern von Sebastopol. Es sind bei aller Wehmuth, welche die Sammlung durchdringt, ernste, männliche Gedanken, die wir hier ausgesprochen sehen, und besonders hat uns ein schönes Maßhalten, ein Fernhalten von allem Uebertriebenen, allem Prahlen mit dem Deutschthume wohlthätig berührt; es sind wahre, warme und innige Empfindungen, die uns hier entgegenwehen, und namentlich gewahren wir auch eine reiche, lebendige Einbildungskraft, der man es deutlich ansieht, daß sie in einer herrlichen Natur, in einer Wald- und Gebirgslandschaft erwachsen ist. Eint sich nun schließlich damit noch eine harmonische, kraftvolle Sprache, so darf eine Sammlung, die so vieler Vorzüge sich erfreut, wohl mit Recht gelobt und empfohlen werden, und wir thun das, obwohl dem Dichter nahestehend und befreundet, auch unbedingt, indem wir die Ueberzeugung hegen, daß jeder unbefangene und urtheilsfähige Leser unserer Ansicht beistimmen und von aller Parteilichkeit uns freisprechen wird. F. R.

—* Professor Rötscher hat eine Anzahl seiner Kritiken und dramaturgischen Abhandlungen, die während der letzten Jahre entstanden sind, zu einem Buche zusammengestellt. Marie Seebach ist unter den so entstehenden Künstlerporträts.

—* Mit dem Zustandekommen des Weber-Denkmals in Dresden scheint es nicht besonders zu gehen. Es fehlt noch viel Geld und will nicht recht zusammen kommen. Ein Concert, an dem Liszt sich betheiligen sollte, kam nicht zu Stande. Dawison hat zum Besten des Denkmals Shakspere's Heinrich IV. vorgelesen.

—* Am 28. März begeht die Münchener Akademie der Wissenschaften ihr hundertjähriges Jubiläum. Es sind drei Tage dafür angesetzt; Festdiners und Gastvorstellungen im Theater, das eine Gluckische Oper und des Sophokles „Oedipus auf Kolonos" aufführen will, stehen in Aussicht.

—* In Leipzig giebt man mit Erfolg zwei neue Stücke des blinden Dichters Theodor Apel, ein einaktiges Lustspiel „Ein Abenteuer Ludwig Devrients" und ein dreiaktiges Schauspiel „Die Tochter des Präsidenten."

—* In Weimar giebt man ein neues Volksschauspiel „Wahrspruch" von Berthold Auerbach. Es wurde günstig aufgenommen, der Dichter, welcher selbst zugegen war, mehrmals gerufen.

—* Wir meldeten im vorigen Jahre, daß zu Paris eine Commission von Musikern beauftragt sei, auf Mittel zu sinnen, um in allen musikalischen Instituten Frankreichs eine gleichmäßige Stimmung herzustellen. Dieselbe hat dem Staatsminister unterm 1. Februar ihren Bericht eingesandt. Dieses Schriftstück füllt nahe an sechs Spalten des Moniteur. Mit Zugrundelegung der darin ausgesprochenen Ansichten hat der Minister die Einführung einer „Normal-Stimmgabel" verfügt, bei welcher für das stimmangebende A 870 Schwingungen auf die Secunde kommen. Das mustergültige Exemplar dieses Instrumentes findet seinen Platz im kaiserlichen Conservatorium der Musik und Deklamation. Jede vom Staate autorisirte musikalische Anstalt muß mit einer solchen Stimmgabel versehen sein. Die Anwendung des „diapason normal" tritt in Paris mit dem 1. Juli und in den Departements mit dem 1. December in Kraft.

—* Der schöne Dom zu Salzburg ist unter der Leitung des Architekten Georg Schneider in München in der Restauration begriffen und wird von dem Unwesen des Zopfes, der ihm anhaftete, befreit.

—* Die theologische Wissenschaft hat wieder einen neuen Verlust erlitten durch den plötzlich erfolgten Tod des Professors Bleek, des Seniors der theologischen Fakultät zu Bonn.

—* Zu Halberstadt starb am 26. Februar der Lehrer am Gymnasium Karl Elis. Er hat sich als Maler und Archäolog Verdienste um die Kunstschätze der alten Bischofstadt und um die Kunde des Harzgebirges erworben. Auch das Bremer Sonntagsblatt hat mehrere Beiträge des Verstorbenen gebracht. — Der Großherzog von Weimar will die in Halberstadt befindliche Luther-Bibliothek ankaufen, um dieselbe auf der Wartburg aufstellen zu lassen.

—* In Wien ist in diesen Tagen der Schuldirector Ferdinand Schubert gestorben, der Bruder des großen Liedercomponisten Franz Schubert. Der jüngst Verstorbene war auch ein talentvoller und eifriger Musiker.

—* In Florenz starb kürzlich in hohem Alter eine Frau von berühmtem Namen, Carlotta Lenzoni Medici, welche ihrem Namen durch Liebe für Literatur und Kunst Ehre machte. Ihr Haus war der Versammlungsort aller Leute von höheren Interessen; sie hat Boccaccio's Wohnhaus zu Certaldo hergestellt und seine Erhaltung gesichert.

—* Der Geograph Professor Ritter in Berlin las am 5. Februar in der Sitzung der dortigen Gesellschaft für Erdkunde über die Pfahlbauten aus der Stein- und Bronzezeit an den Seeufern der Schweiz, von denen kürzlich das Sonntagsblatt berichtet hat. Berliner Blätter sagen Folgendes über den Vortrag Ritters. An den aufgefundenen Resten lassen sich zwei ganz verschiedene Perioden deutlich erkennen, die Pfahlbauten aus der Stein- und die aus der Bronzeperiode. Jene bestehen aus Eichenbäumen, deren Spitzen ohne Metall bearbeitet sind, und befinden sich etwa 100 Fuß vom jetzigen Ufer entfernt. Herodot's Mittheilungen dienen zur Erklärung der Verhältnisse, in denen die Bewohner dieser Bauten sich befunden haben. Die der zweiten Periode entsprechenden Bewohner müssen jene der ersten verdrängt haben, man findet in der Nähe Ueberbleibsel ihrer Arbeiten von Bronzemetall. Während man aus beiden Perioden Geräthschaften aus Stein und Knochen gefunden hat, sind die der zweiten Periode entsprechenden weit zierlicher, als die aus der ersten stammenden. Goldbleche und Korallen hat man einmal am Bieler See gefunden. Ihre Hütten waren wahrscheinlich rund geformt und hatten 15 Fuß im Durchmesser. Man hat Spuren derartiger Bauten am Bieler, Neufchateller, Genfer und Kleinen Seen in Bern entdeckt, allein auch entfernter von diesen Gewässern, jedoch nicht auf den Höhen, hat man Reste von Wohnungen gefunden. Die Völker, welche vor diesen beiden Perioden einer dritten, nämlich der Eisenperiode, angehört haben, sind ganz unbekannt. Herr von Ledebur fügte diesem Vortrage die Bemerkung hinzu, daß man auch an 17 Stellen des Bodensees Spuren derartiger Bauten der beiden ersten Perioden entdeckt habe.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilzerstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 11. Bremen, 13. März. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Die Sagen der Indianer Nordamerikas.

Von J. G. Kohl.

Die Sage vom indianischen Paradiese.

„Wohl ihm, er ist heimgegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen
Der von selber sprießt.“

Schiller

Die Objibbeways, und nicht bloß sie, sondern fast alle Indianer Nordamerikas, verlegen ihr Paradies nach dem Westen.

Manche europäische Schriftsteller haben die Meinung aufgestellt, daß die Indianer dies deßwegen thäten, weil dort im fernen Westen die herrlichen blumigen Prärien lägen, die weiten Jagdgründe, auf denen die Büffel-Heerden streifen, und wo ein so paradiesischer Ueberfluß von Wild und von Jagd-Abentenern sei.

Mir wollte zuweilen dieser Grund nicht ganz stichhaltig vorkommen, und es schien mir aus verschiedenen Rücksichten, daß die Ursache und Veranlassung zur Versetzung des Paradieses nach Westen — zum Theil wenigstens ganz anders wo und viel höher gesucht werden dürfte.

Zuerst setzten die Objibbeways, wenn sie mir vom Paradiese sprachen, nie die „Prärien“ hinzu. Sie sagten nicht „westwärts in den Prärien“, sondern „gegen die sinkende Sonne am äußersten Ende der Welt liege ihre Heimath nach dem Tode.“

Diejenigen Stämme, die in den Präeien aufgewachsen sind, sich an die dort nöthige Lebensweise gewöhnt haben und die Hülfsmittel, welche die Prärien darbieten, zu benutzen verstehen, mögen zwar auch die Prärien als ihre Heimath besonders lieben. Aber warum alle die in den östlichen Waldgegenden lebenden Völkerstämme eine so große Idee von den Prärien haben sollten, ist kaum zu ergründen. Die werthvollsten Pelze, Nahrungs- und Handelsthiere, die Bären, die Biber, die Rehe, die Hirsche, die Elenthiere, Füchse, wilde Katzen, Marder, Eichhörnchen &c. &c. leben meistens in den Wäldern. Nicht nur die zahlreichen Pelzthiere, sondern auch die Holzgattungen ihrer Wälder sind jenen Indianern vielfach unentbehrlich. Wie ihre Kanoes, so haben sie auch ihre Wohnungen und fast alle Utensilien aus dem Walde. Ja, in den Waldungen finden sie sogar einen großen Theil ihrer besten und heilsamsten Nahrung, den Ahornzucker, von dem sie sich in schlimmen Zeiten nähren. Ich kann mir kaum ein Paradies der Objibbeways denken ohne Zucker-Ahorn-Pflanzungen, in denen sie die munterste Zeit des Jahres zubringen.

Die Prärien, so blumig sie dem Europäer im Frühlinge erscheinen mögen, wenn er wohlverproviantirt darüber hingaloppirt, legen denen, die Jahr aus Jahr ein darin hausen, unendlich viele Entbehrungen auf. Sie sind im Winter der rauheste und schutzloseste Strich in Amerika. Und da es hier im Norden wenigstens 6 Monate lang Winter ist, so wüßte ich kaum, warum ein Objibbeway, wenn er bei einem guten Feuer und unter dem Obdach schützender Bäume sitzt, für die öden Prärie-Wüsten, auf denen die Schneestürme walten, schwärmen sollte.

Die Amerikaner haben jetzt fast alle die Reste der Waldvölker des Ostens westwärts in die Prärien oder ihre Nachbarschaft hinausgebannt. Wären die Indianer so verliebt in die westlichen Prärien, so müßten sie sich ja gewissermaßen für diese Verbannung in ihr altes ersehntes Paradies bedanken. Allein, als ich einmal am St. Petersflusse zu den Siaux hinauskam, die eben ihr Waldland abgetreten hatten und nun am Rande der Prärien hausten, da hörte ich alsbald, daß diese Leute nichts mehr beklagten als den Verlust ihrer Waldungen, und daß alle ihre Gedanken und auch oft ihre Schritte aufwärts zu den sogenannten „Bois forts“ gewandt seien.

Mir scheint es, man kann dasselbe von sämmtlichen jetzt westwärts angesiedelten Oststämmen sagen. Sie fühlen sich dort alle mehr oder weniger unheimlich. „Das Land, das sie mit der Seele suchen“ — wenigstens das irdische Land — liegt ihnen allen ohne Ausnahme ostwärts an den Zweigen des Mississippi und an den großen Seen und an den zahllosen Flüssen der Alleghany-Gebirge. Und dennoch verlegen sie alle eben so ohne Ausnahme ihr himmlisches Paradies nach Westen, ans Ende der Welt.

Jetzt mag die Jagd in den Präeien vielleicht ergiebiger als in den Wäldern, in denen nun der Weiße überall seine Städte gebaut hat, sein. Aber gewiß war dies doch ehemals, zur Zeit als sich die religiösen Anschauungen und Traditionen der Indianer gestalteten, nicht der Fall. Aber selbst wenn wir uns auch die büffelreichen Prärien als ein Paradies für den Jäger vorstellen wollten, so will es mir auch noch fraglich erscheinen, ob wirklich, wie man ziemlich allgemein annimmt, die Jagd einen wesentlichen Zug des himmlischen Paradieses der Indianer ausmache. Für uns Europäer ist das Jagen mehr oder weniger ein Zeitvertreib, für die Indianer aber ist es Arbeit und nothwendiger, gewöhnlich höchst beschwerlicher Lebensberuf. In manchen indianischen Sprachen sind die Worte „Jäger“ und „jagen“ identisch mit „Arbeiter“ und „arbeiten.“ Ein „guter Jäger“ ist ein tüchtiger, fleißiger Arbeitsmann. Da nun nach der Vorstellung der meisten Völker das Paradies mühe- und arbeitslos sein soll, so ist es mir mehr als zweifelhaft, ob sie die Jagd als ein Element ihrer paradiesischen Existenz betrachten. Von den Objibbeways namentlich habe ich nie gehört, daß sie diese Vorstellung haben. Ich fragte einmal einen Mann von diesem Stamme, der mir sein Paradies schilderte und die Jagd dabei gar nicht erwähnte: „Nicht wahr, und dann geht ihr dort jeden Tag auf die Jagd und erlegt eine unsägliche Fülle wilder Thiere?“ — „O nein“, erwiederte er mir trocken, „Jagd und Arbeit giebt es im Paradiese nicht.“ Daß die Indianer ihren Todten gern eine Flinte und Pulver mit ins Grab geben, beweist nichts dagegen. Denn auf dem langen Wege zum Paradiese haben sie diese allerdings noch nöthig, um sich zu nähren.

Endlich ist der Umstand hier wohl bemerkenswerth, daß auch die Völker, die hinter den Prärien, jenseits der Rocky Mountains, in Californien wohnen, ihr Paradies ebenfalls nach Westen verlegen. Erschienen die Central-Prärien des Continents den Indianern so herrlich, so müßte bei jenen californischen Stämmen doch umgekehrt der Magnet nach Osten weisen. Es scheint mir darnach, wie gesagt, wahrscheinlich, daß das Gemüth der ganzen amerikanischen Race bei diesen Vorstellungen einem anderen und höheren Impulse folgte, daß sie das Paradies weit über die Prärien hinaus, wie sie selbst sagen, „ans Ende der Welt“ verlegen, und daß ihre Phantasie es sucht und findet, indem sie dabei der glänzenden Laufbahn der Sonne und Gestirne am Himmel folgt. Daß auf diese Weise die ganze Vorstellung, um mich so auszudrücken, einen astronomischen Ursprung hat, scheint mir auch noch darin angedeutet, daß die Indianer die Milchstraße „den Weg der Todten“ oder „den Weg der Seelen“ nennen. Bei den Odjidbeways heißt die Milchstraße „Tschibékana“, welches Wort die angegebene Bedeutung hat *). Sie würden sich wohl kaum mit ihrem Seelenwege so hoch versteigen, wenn sie ihre Todten bloß in die Prärien gelangen lassen wollten, und wenn sie nicht vielmehr der untergehenden Sonne damit nacheilten.

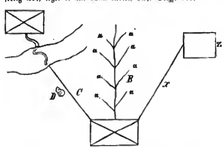
Wir Europäer haben uns so daran gewöhnt, die Idee des Paradieses mit dem Oriente und mit der aufgehenden Sonne zu verbinden, daß wir anfänglich einige Mühe haben der entgegengesetzten Vorstellungsweise der amerikanischen Aborigines zu folgen. Wir denken uns gleichsam die rosenfarbige Eos jeden Morgen frisch und neu aus den Gärten des Paradieses sich erheben, und zudem liegen alle Wurzeln unsrer Geschichte und Urtraditionen im Osten, der Heimath aller europäischen Stammesvölker und Völkerpatriarchen. Aber die westliche Richtung der indianischen Phantasie ist nicht minder schön und natürlich und vielleicht auch wie unsre ostwärts gerichtete Sehnsucht in der Geschichte begründet. Sie vergleichen ihren Lebenstag mit dem der Sonne. Wie die Sonne im Westen, wenn sie dahinstirbt, sich noch einmal schöner verklärt und schmückt, wie dort ein Abglanz wundervoller Gegenden sich zu offenbaren scheint, so lassen sie auch die Seelen ihrer Verstorbenen ihr nachschweben und mit ihr im Aether untertauchen, in jenen paradiesischen Gefilden, in denen sie sich zur Ruhe begiebt.

Vielleicht mögen auch, sage ich, alte historische Traditionen, den unsrigen in gewisser Beziehung entgegengesetzt, dem amerikanischen Gemüth diese Wendung gegeben haben. Vielleicht mag die ganze Race ihr uraltes Heimathland im Westen haben, wie wir es im Osten besitzen, und vielleicht mögen wir Beide, die Völker der alten Hemisphäre, wie die der neuen, dann auf diese Weise aus entgegengesetzten Richtungen in demselben Bestimmungsland wieder zusammentreffen, sowie wir in entgegengesetzten Richtungen aus demselben alten Heimathlande hervorgingen. — —

„Doch, lassen wir diese und andre Vielleicht jetzt einmal alle bei Seite und laßt uns zu spецielleren Fragen über Euer Paradies kommen, auf die Ihr mir vielleicht eine bestimmte Antwort finden könnt“ — so sprach ich zu einigen Indianern, mit denen ich einst an den Ufern einer kleinen Bucht des großen Sees diese Dinge verhandelte. „Sagt mir doch, wie stellt Ihr Odjidbeways Euch die Sache vor, und was habt Ihr namentlich für Traditionen von der Wanderung Eurer Verstorbenen zum Paradiese und von den Dingen, die ihnen da unterwegs begegnen; sowie von denen, die ihrer beim Eintritte harren?“

Hierauf fingen meine Leute an, mir von einem großen geraden Weg und seinen Zweig- und Nebenwegen, von einer großen Erdbeere, die am Seelenwege läge, von einem Flusse und einer Schlange vor dem Eingange des Paradieses zu erzählen. Ich begriff nicht gleich Alles, und endlich sprach Einer derselben zu mir: „Ach, hättest du nur einen Bleistift und ein Papier, so könnte ich dir dies Alles ganz genau zeichnen, und ich könnte dann viel deutlicher darüber sprechen.“

Ich gab ihm das Verlangte, und mein Mann fing dann an, ganz emsig und stille, nach seiner Weise, zu zirkeln und zu messen und Linien zu ziehen, als wollte er eine Landkarte construiren. Als er fertig war, legte er mir dann endlich diese Skizze vor:



„Höre nun“, sagte er, „und siehe! Dies ist die Erde (A, ein rechtwinkliges Parallelogramm). Auf die Erde hat Gott sein Gesetz gepflanzt, wie einen Baum gerade auf, oder wie einen Weg, gerade hinaus. Die Einen wandeln auf dem Hauptwege (B) gerade aus. Viele aber gerathen auf Nebenwege des Gesetzes (a, a, a, a). Diese gehen in die Wüste.

„Wenn nun die Menschen sterben, dann wandeln sie alle nach dem Tode auf dem Seelenwege (C) hinaus. Auf der Mitte dieses Weges (bei D) siehst du zur Seite „die Erdbeere“ liegen. Sie ist erstaunlich groß und soll sehr süß schmecken. Es steht Jemand dabei, der die Vorüberwandelnden zum Kosten einladet. Man darf es aber nicht annehmen. Denn, welche Seele es thut, die ist gleichfalls verloren. Die, welche widerstehen, setzen ihre Reise glücklich fort, bis sie in die Nähe des Paradieses kommen. Da tritt ihnen ein großer breiter Fluß entgegen. Darüber führt keine ordentliche Brücke. Es liegt nur etwas quer darüber, was wie ein großer Baumstamm aussieht. Derselbe ist mit seinen Wurzeln an dem jenseitigen Ufer festgewachsen. Zu dem diesseitigen ragt er mit dem Kopf herüber, doch gelangt er nicht ganz zum Lande. Es bleibt eine kleine Kluft, welche die Seelen überhüpfen müssen. Auch ist der Baumstamm in beständigem Schaukeln begriffen. Die meisten Seelen springen und balanciren gut und kommen richtig hinüber. Die aber, welche zu kurz springen oder nachher auf der Brücke ausgleiten, fallen ins Wasser und werden in Kröten oder Fische verwandelt. Daher ist es auch nicht gut, wenn man die Gestorbenen an ein Brett festbindet, damit sie sich frei bewegen und vielleicht noch, womöglich, durch Schwimmen retten können. An ein Brett festgebunden, würden sie nur zu leicht den Fluß hinuntergeflößt werden. Auch den kleinen Kindern geht es hier meistens recht übel, weil sie gemeiniglich nicht gut springen können, und sie kommen bei der Brücke in großer Zahl um. Deßhalb sind auch unsere Mütter immer untröstlich, wenn ihnen die Kinder noch vor der Zeit sterben, ehe sie sich auf der Reise zum Paradiese selbst helfen können.“

„Das Paradies (Wakui oder Wakwi) hat Menaboshu gemacht. Er hatte schon zuvor dem großen Geiste bei der Schöpfung der Welt beigestanden, und zuerst hatten beide hierbei an kein Paradies gedacht. Die Menschen, so war die Bestimmung, sollten auf der Erde selbst glücklich werden und in diesem Leben Befriedigung finden. Da aber der böse Geist dazwischen trat und Bosheit, Krankheit, Tod und Unglück aller Art unter sie brachte, da irrten die armen Seelen verlassen und trostlos umher. Als dies der große Geist sah, da jammerte es ihn, und er befahl Menaboshu, daß er im Westen das

*) Wie viel schwungvoller, ernster und anpassender erscheint mir diese von den armen canadischen Wilden erfundene Benennung jenes prachtvollen Sternengurtels, als der bei uns übliche und von den Griechen entlehnte Name, der auf jene — vergleichsweise fast alberne Geschichte von der Verspritzung der Milch Juno's begründet ist.

Paradies für sie bereiten solle, damit sie sich daselbst sammeln könnten. Menoboshu machte es sehr schön, und er selbst war bestimmt, sie daselbst zu empfangen. Sie sind dort immer fröhlich, glücklich und zufrieden, schlagen den ganzen Tag das Tambourin und tanzen. Sie nähren sich von einer Art Champignon und von einer anderen Speise, die wie Glimmholz, das man in den Wäldern leuchten sieht, anzuschauen ist.«

Ich: »Giebt es auch Jagd da?«

Mein Indianer: »Nein, der Krieg und die Jagd sind da zu Ende.«

Ich: »Aber was ist denn das für ein Weg und ein Viereck, welches du da zur Rechten (bei X und Z) gemacht hast?«

Damit, sagte mein Indianer, habe er das Paradies der Christen bezeichnen wollen. Die Christen, sagte er, hätten auch ein Paradies, in das aber die Indianer nicht hineinkommen könnten. Von seiner Beschaffenheit wisse er zwar nichts; der Vollständigkeit wegen hätte er mir es aber doch auf dem Bilde mit andeuten wollen.

Ich erinnerte mich bei diesem Anblick von beiden mir vorgemalten Paradiesen der doppelten Kirchhöfe, wie man sie häufig in den Missionsdörfern am oberen See sieht; eines Kirchhofs für die christlichen und eines Kirchhofs für die heidnischen Bewohner des Orts. Es schien mir, als hätte mir mein Indianer den Plan eines solchen Dorfes gezeichnet, die Erde gleich dem Dorfe, die beiden Paradiese gleich den beiden Kirchhöfen, die Seelenwege dahin gleich den Kirchhofswegen.

Die Reise zum Paradiese muß nach der Vorstellung der Indianer wohl sehr lange dauern, da sie oft noch Wochen oder Monate lang Speisen oder Taback auf die Gräber tragen, die dem Verstorbenen auf seiner Wanderung dienen sollen. Auch lassen sie die Flinte, die sie dem Verstorbenen mitgeben, damit er sich auf der Reise etwas Wild zur Nahrung erlegen könne, wohl Monate lang und, bis sie gänzlich verrostet ist, im Grabe stecken.

Die verführerische Erdbeere am Seelenwege kehrte in den Schilderungen, welche die Odjibbeways mir von diesem Wege machten, regelmäßig wieder. Wer der Verführer ist, der bei der Erdbeere steht, ob „Matchi-Manitou" (der Böse) selbst, wurde mir nicht gesagt. Auch sagte man mir nicht genau, was aus den naschhaften Seelen würde, die von der Erdbeere kosteten.

»Nach der Erdbeere«, so bemerkte einer meiner Gesprächsgenossen, »liegt noch ein Hund am Wege. Dieser Hund, wenn er sitzt, ist so groß wie ein Haus. Er bewacht den Weg, läßt jeden ungehindert westwärts passiren, aber er leidet es nicht, daß Jemand zurückkehrt aus der Seelenwelt nach Osten.« —

Derselbe Indianer, der mir diesen Hund ins Gemälde fügte, machte mir auch noch eine Bemerkung über die Natur der Brücke des Unterweltflusses. — Es sei, sagte er, eigentlich kein Baumstamm, sondern es sähe nur so aus. In der Wirklichkeit sei es eine große Schlange, die mit ihrem Schwanze an dem jenseitigen Ufer verschlungen sei und die mit ihrem Kopf zum diesseitigen Ufer herüberblicke. Auf diesen Kopf müßten die Seelen springen. Die Schwankungen des sogenannten Steges oder Holzes wären auch nichts als die beständigen Schlängelungen und Windungen des Schlangenkörpers, und daher wäre es auch eben so schwierig, hinüber zu kommen. — Daß die kleinen unschuldigen Kinder bei dem indianischen Styx so viele Gefahr laufen, erschien mir im höchsten Grade unbarmherzig. Aber meine Freunde waren in diesem Punkte eigensinnig und wollten mir nicht zugeben, daß für die Kinder besondere Vorkehrungen getroffen seien. Wer sich auf dem Seelenwege nicht selbst helfen könne, der sei eben übel d'ran. Meistens aber, sagten sie, träfen die Kinder schon am Wasser oder auf dem Wege mit einer barmherzigen erwachsenen Seele zusammen, von der sie unterstützt würden. Es sei, sagten sie, daher sehr gut, daß, wenn in einer Familie ein Kind stürbe, schnell hinterdrein auch ein Onkel, Vetter oder sonst ein erwachsener Verwandter derselben Familie aus der Welt ginge, damit er seinem kleinen Neffen oder Cousin beistehen könne. Sie erzählten mir von einer indianischen Frau, deren Kind und Gatte schnell hinter einander starben. Als ihr Säugling starb, schrie und weinte die Mutter entsetzlich; als aber ihr Mann gleich darauf auch starb, trocknete sie ihre Thränen, zeigte sich getröstet und zufrieden. Da man sie über die Ursache dieses sonderbaren Benehmens fragte, erwiederte sie: »Ja, ich bin nun so froh, weil mein Mann jetzt hinter meinem Kinde her ist. Er hat Kraft und ist ein tüchtiger Jäger. Er wird für den Kleinen schon Sorge tragen, daß er unterwegs nicht vor Hunger umkommt. Auch wird er ihn sicher übers Wasser bringen. Ich bin nun außer Sorge um ihn.«

Ob die Seelen, die bei der Erdbeere verloren gehen, oder die auf der Brücke ausgleiten und im Wasser in Kröten verwandelt werden, die Seelen der Bösen und Missethäter, und ob die, welche glücklich ins Paradies hinüberbalanciren, die Guten und Tugendhaften sind, oder ob hier Alles nach indianischer Weise bloß von Geschicklichkeit und Stärke abhängt, habe ich nicht recht ausmachen können. Ich glaube aber, daß das Letzte der Fall ist. Ich fragte meine indianischen Freunde darüber, und sie erwiederten mir: »Wir wissen es wohl, daß Ihr Christen einen Unterschied zwischen Bösen und Guten macht, und daß Ihr am Ende der Welt einen besonderen Platz für diese und einen anderen für jene habt. Wir Indianer machen diesen Unterschied nicht. Wir haben für Alle nur einen Platz, und wir wissen nicht, ob der große Geist einen solchen Unterschied macht, und wie und auf welche Weise er Gute und Böse scheidet.« — Ich muß gestehen, ich lobte die guten Leute in gewisser Hinsicht dafür, daß sie sich über diesen Punkt kein Urtheil anmaßten und die Frage offen ließen. Vielleicht denken sie dabei, ja sie deuteten es mir geradezu an, daß, was wir hienieden loben oder verdammen, vom großen Geiste ganz anders beurtheilt werden mag. (Dazu kommt freilich noch, daß bei ihnen die Begriffe von Bösem und Gutem, von Missethat und Heldenthat, sich natürlich mehr vermischen als bei uns).

»Kommen auch Eure Todfeinde, die Sioux, in Euer Paradies?« — »Ja«, sagten sie zu meiner Verwunderung, »wir haben dir schon gesagt, daß nach dem Tode aller Krieg aufhört. Es giebt nur Ein Paradies für alle Wilden und Heiden. Dort sind die Indianer alle Verwandte!« — Ist dies die richtige Ansicht, und ist sie allgemein angenommen, so ist es wohl bemerkenswerth genug, daß diese so rachedurstigen Wilden doch fähig sind, die Idee einer allgemeinen Aussöhnung nach dem Tode zu fassen.

»Wie wißt Ihr aber dies Alles über die Beschaffenheit des Seelenweges, da Niemand je von dort zurückgekehrt ist?« — »O«, sagten sie, »es sind doch schon manche von uns dort gewesen und sind auch zurückgekehrt. Wenn einer stirbt, so machen unsere Jossakids ein Fest, und in ihren Verzückungen versetzen die Geister sie auf den Seelenweg und ins Paradies. Sie wissen die Wachsamkeit des großen Hundes zu täuschen, und kommen sie wieder, so halten sie eine Rede und erzählen uns von dem Geschauten. Auch mancher von unsern Jägern ist schon da gewesen, wenn wir glaubten, daß er todt war, sondern wieder zum Leben kam.«

Ich: »Wißt Ihr die Geschichte von einem solchen Jäger, der beim Scheintode in die Unterwelt stieg, genau?«

Sie: »O ja, hier lebte unter uns einer, der es uns oft genug erzählt hat. Er ist noch am Leben, und wenn er hier wäre, könnte er dir es selber erzählen.«

Ich: »Was sagte er Euch, und wie war der ganze Hergang?«

Sie: »Dieser Jäger war krank, sehr krank. Er nahte sich seinem Ende. Er schien todt, und seine Seele ging auf die große Wanderung. Er ging geraden Weges nach dem Westen gegen die untergehende Sonne. Zuerst mußte er sich durch eine unsägliche Menge von Wald, Gestrüpp und Wildniß hindurch arbeiten. Es war keine Bahn da. Dann sah er zuletzt Fußspuren und kleine Wege. Diese kleinen Wege kamen von allen Seiten. Es waren ihrer sehr viele,

die Pfade aller der gestorbenen Seelen aus allen Stämmen und Dörfern der Indianer, die sich zuletzt sämmtlich in einen einzigen großen und breiten Weg vereinigten. Da fing er an, im Geschwindschritt zu marschiren. Vor Kurzem war auch sein Vetter und Freund verstorben, und er hoffte ihn noch einzuholen. Er wußte, daß sein Vetter weder eine Flinte noch einen Kessel zum Kochen mitgenommen hatte. Er selber aber hatte zwei Flinten und zwei Kessel bei sich, und er wollte gern eins davon seinem Vetter mittheilen. Daher sputete er sich.«

»Endlich kam er bei der großen Erdbeere an. Neben derselben stand eine Person, die in das schwarze Gefiedee eines Raben eingehüllt war. Der Rabe sprach zu ihm: »Wohin gehst du?« Er antwortete: »Bis ans Ende meines Weges.« Der Rabe: Du bist müde, warte doch ein wenig.« — Jäger: »Ich will nicht!« — Der Rabe: »Du bist hungrig. Koste doch dies, nimm!« — Der Jäger: »Nein, ich will wandern, wandern bis ans Ende meines Weges.« Er ging gerade durch. Ohne seinen Bettee zu finden, kam er an dem großen Fluß an, der das Paradies umgiebt. Er irrte lange am Ufer umher und konnte die Brücke nicht finden. Endlich hörte er ein Geschrei und ein Rufen: »Komm hierher! komm hierher!«

»Er ging dem Rufe nach und fand, daß es nicht, wie er geglaubt hatte, eine Person war, die so schrie, sondern der große Baumstamm, der mit seinen Wuezeln angefesselt daselbst vor Anker lag und bei seinem Auf- und Niederschaukeln einen solchen quiekenden Ton von sich gab, wie ihn die alten Bäume im Walde, wenn der Wind sie schaukelt, und wenn sie sich an anderen Bäumen reiben, wohl von sich zu geben pflegen, einen Ton, der genau so klingt wie das indianische »Komm hieher!« Er sprang und balancirte glücklich hinüber und kam ins Land der Seelen. Es war ein erstaunlich großes Dorf. Ueberall weit und breit, so weit man blicken konnte, waren auf den Wiesen und längs der Flüsse und an den Hügelabhängen Hütten und Zelte aufgeschlagen in dicht gedrängten Haufen. Man konnte kein Ende absehen. Schon von weitem hörte er das Gesumme und Gemurmel der Gesänge und der zahllosen Trommeln, die geschlagen wurden. Ueberall sah er Vergnügungen und Spiele aller Art. Auf den Wiesen spielten sie das jeu à la crosse (das Ballspiel)« das beliebteste Spiel der Indianer.

»Der Jäger aber suchte in all dem Getümmel seine verstorbenen Eltern, und obwohl er anfänglich glaubte, daß er nicht im Stande sein würde, sie herauszufinden, so gesellten sie sich doch bald zu ihm. Die Mutter zeigte sich hoch erfreut. Der Vater aber war ernst, runzelte die Stien und fragte: »Was willst du hier, mein Sohn?« Er wollte ihn auf der Stelle wieder zurückschicken. Aber die Mutter wehrte dem Vater und hielt den Sohn fest und führte ihn in ihre Hütte. »Du siehst recht krank aus, mein Sohn!« sagte sie mitleidig zu ihm. »Abee du bist noch nicht gestorben, wie wir! Komm herein, erhole dich und iß.« Dann gab sie ihm eine kleine schwarze Frucht zu kosten und auch etwas, was wie getrocknetes Fleisch aussah. Doch es schimmerte wie Glimmholz und wollte ihm nicht schmecken. — »Was willst du hier?« schalt dann der Vater wieder dazwischen, »du hast noch dein Weib und deine Kinder zu Hause. Es wird noch lange Zeit dauern, bis du hier für immer weilst.« Auch seine beiden Oheime, die längst verstorben waren, kamen herbei und sprachen ebenso: »Warum bist du hierher gekommen? Gehe hin und nimm deiner Kleinen wahr!«' — Und so mußte er endlich gehen. Die Mutter nahm sehr betrübten Abschied von ihm und wickelte noch etwas, was roth wie Zinnober aussah, in ein Papierchen, steckte es in ein Kästchen und gab es ihm, indem sie sagte: »Das wird dir gut thun, mein Sohn!«

»Der Rückzug war von weit mehr Schrecknissen begleitet als der Hinweg. Als er zum Flusse kam, da sah er die Gewässer desselben schäumen und aufgeregt wie im Sturme. Seine Ufer waren mit einer großen Menge von Holztrümmern bedeckt. Es waren die Rudera zahlloser gescheiterter und zerbrochener Kinderwiegen, die er beim Hingange gar nicht bemerkt hatte. Auch hörte er die Brücke nicht schreien: »Komm hieher!« wie zuvor. Statt dessen vernahm er ein Rasseln und Zischeln wie von Schlangen und sah, daß der Holzsteg in eine große Schlange verwandelt war. Sie wälzte und bäumte sich hin und her, so daß ihm bange wurde. Allein er mußte hinüber, um, wie sein Vater gesagt hatte, zu seinen Kindern zurückzugelangen. Er sprang hinauf, und mit Mühe und Noth erreichte er das jenseitige Ufer.«

»Als er zu der Erdbeere kam, war auch sie verwandelt. Was ihm früher eine rothe Frucht schien, war nun eine rothglühende Masse. Dabei stand auch nicht mehr der freundlich einladende Rabe, sondern ein großer und wilder Mann, der einen schweren Hammer in der Hand schwang und ihn bedräute. Doch der Jäger ließ sich nicht in Schrecken setzen, sondern geradeswegs und unbewegt ging er weiter.«

»Nach einigee Zeit fand er auch endlich seinen Vetter am Wege, der wohl sehr langsam marschirt sein mußte, und bei dem er auf dem Hingange in seiner eifrigen Eile, ohne ihn zu bemerken, vorbeipassirt war. Er wollte ihn anfänglich übeereden, mit ihm zurückzukehren. Allein der Vetter wollte nicht. Er war wirklich verschieden und todt und mußte ins Land der Seelen. Der Jäger theilte ihm daher einen seiner Kessel und eine Flinte mit, gab ihm auch sonst noch einige gute Rathschläge und ließ ihn wandern.«

»Am Ende verlor er auch noch seinen Weg. So lange der Pfad breit war, ging es gut. Aber als die vielen kleinen Nebenstege sich abzuzweigen anfingen, da konnte er den »Trail« (Indianer-Pfad) seines Dorfes nicht herausfinden. Er verierte sich in der Prärie und sah sich plötzlich von Rauch und Flammen umgeben. Denn die Prärien waren überall angezündet. Er fürchtete, er würde seine Kinder nie wieder eereichen. Doch warf er sich mitten in das Flammenmeer hinein. Angst und Schrecken bewegten aber seine Brust dermaßen, daß er tief aufathmete und — endlich erwachte.

»Als er die Augen und Ohren ein wenig öffnete, da hörte er um sich herum schluchzen und weinen. Es waren seine Kinder und seine Frau, die an seinem Bette standen und um ihn wie um einen Gestorbenen traueeten.«

»Ich bin im Lande der Seelen gewesen. Ich habe meine Mutter gesehen, aber ich bin zu Euch zurückgekehrt«, sprach er tröstend zu ihnen. Und dann, indem er sich sogleich des Zaubeemittels erinnerte, das seine Mutter ihm gegeben hatte, bat er seine Frau, einmal nachzusehen, ob er nichts in seiner Tasche habe. Er selbst war noch zu schwach dazu. Die Frau zog ein kleines Kästchen von Biekenrinde hervor, und darin fand sie ein Blättchen und in dem Blättchen etwas eingewickelt, wie ein zierliches kleines purpurrothes Schwämmchen. Er behielt dies Mittel bei sich, genoß davon und lebte dann nachher noch lange mit seiner Frau und seinen Kindern.«

Ich gebe hier diese Geschichte gerade so, wie sie mir erzählt wurde. Wollte man sie aber einiger rauhen indianischen Zuthaten entkleiden, wie die griechischen Dichter den Traum irgend eines thracischen Bauern seiner rauhen Zuthaten entkleidet und ihn zu dem Epos vom Herabgange des Orpheus zu seiner Eurydice in die Unterwelt umgestaltet haben, so würde man wohl sagen, daß sie hohe rührende Motive enthält, und daß sie uns etwa Folgendes vorführeen soll: wie ein armer Jäger todtkrank danieder liegt, — wie im Fiebertraum ihm seine Mutter erscheint, — wie ihm diese Erscheinung Heilung und Genesung bringt, — wie Liebe zur Mutter ihn zwar zur andern Welt zieht, wie aber das Pflichtgefühl, das ihn an seine Kinder knüpft, ihn wieder heim treibt; alle Gefahren auf dem Wege überwinden läßt und ihm Kraft und Stärke zurückgiebt, als sorgsamer Jäger und Hausvater hienieden weiter fortzuleben.

---

* Eine Hofkapelle.

Von E. Gerber.

Ein jüngst erschienenes interessantes Schriftchen: „Die großherzogliche Hofkapelle, deren Personalbestand und Wirken unter Ludwig I., Großherzog von Hessen und bei Rhein“, von dem Darmstädtischen Hofkapellmeister und Militär-Musikdirector G. S. Thomas zusammengestellt, umfaßt das musikalische Walten eines kunstsinnigen, für die Entwickelung seiner Kapelle strebenden Fürsten, das eine auf Urkunden gestützte Uebersicht eines fünfzigjährigen Zeitraums (1780—1830) bietet und als schätzbares Material für eine „Geschichte der deutschen Oper“ zu betrachten ist. Alle Regenten Hessens, von dem Landgrafen Georg I. bis auf Ludwig IX., waren eifrige Beschützer der edlen Tonkunst. Nur der Letzte hatte seine Kapelle schon mehr der Zukunftsmusik seiner Tage angepaßt, indem sie, außer einem Oboistencorps von 8 Oboebläsern, 4 Trompetern und 4 Fagottisten, aus Pfeifern, Pauken und Tambours bestand. Die Oboen und Fagotte, damit sie recht grell und schreiend würden, hatte man mit messingenen Stürzen und Bechern versehen, und weil Ludwig IX. nur Märsche liebte, so mußten die Trompeter immer die Melodie, und zwar auf einer F-Trompete, mitblasen. Saiteninstrumente waren verbannt, da sie sich nach des Landgrafen Ausdruck nur für „Kirmeßfidler“ schickten. Er, Componist von unendlich vielen Märschen, war selbst ein berühmter Pauken- und Trommelschläger, und der Tambour empfing von ihm das gnädigste Lob, der die meisten Felle zerschlug. In Aachen hörte er einstmals einen Marsch von Pfeifern und Tambours, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn, ohne jedoch darum bitten zu wollen, zu besitzen wünschte. Er blieb daher so lange in Aachen, bis er die Melodie pfeifen und die Trommelschläge schlagen konnte. Der Wirth überreichte ihm bei seiner Abreise eine Rechnung von 6000 Gulden, weßhalb der Marsch den Namen „6000-Gulden-Marsch“ erhielt. Sein Minister von Hesse, ein gefühlvoller Mann, wurde einmal von ihm aufgefordert, einen Marsch für die Oboisten zu setzen, und indem dieser dem Befehle nachkam, brachte er in demselben abwechselnd einige Piano's, Crescendo's 2c. an. Bei der, jeden Morgen in dem Vorzimmer des Landgrafen gehaltenen Probe erinnerte Hesse die Oboisten immer wieder an das Piano. „Der Teufel, der Teufel, Herr Geheimerath“, kommt Ludwig IX. aus seinem Zimmer gestürzt, „der Marsch ist recht hübsch, aber der Teufel hat das Piano erfunden, und Sie werden mir meine Oboisten damit verderben.“

Die erste Uniform der Hofkapelle bestand in einem dreieckigen schwarzen Hut mit weißer und rother Cocarde, goldnen Schleifen und Cordons, worunter grüne Seide gemischt war; weißer Halsbinde, grünem Frack mit roth-tuchenem Kragen und Aufschlägen und rothem Schooßfutter. Dazu trug man weiße Kasimirweste und weiße kurze Beinkleider mit silbernen Knieschnallen; weiße seidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen, militärischen Degen mit Portepee von Gold, mit untermischter grüner Seide. (Jetzt trägt die Kapelle einen schwarzen Anzug.) — 1780 erschien der erste Hofkapellmusik-Etat des Erbprinzen Ludwig von 4000 Gulden jährlich, dem folgender Erlaß hinzugefügt war: „Wenn die Kasse durch genaue ökonomische Einrichtung und durch alle dabei mögliche Ersparung die ausgesetzten 4000 Gulden nicht ganz ausgiebt, so bleibt der Ueberschuß der Kasse auf die künftigen Jahre so lange zu gut, bis eine Summe von etwa circa 1000 Gulden erspart worden ist, die alsdann des Herrn Erbprinzen Durchlaucht zu Reisen oder auf eine andere Art zu Höchstderoselben Nutzen verwenden können.“ Daß eine Ersparung niemals eingetreten ist, beweist der Etat unter dem nachmaligen Großherzog Ludwig I., der schon 1826: 58,890 Gulden betrug. Alle Theater-angelegenheiten, insbesondere die Kapelle, standen unter Ludwigs I. specieller Leitung, er nannte sich selbst ihren „Ober-Hof-Kapellmeister“, und kam zuweilen die Rede auf Hof-Theater-Intendanten, so äußerte er immer: „Die Adeligen haben ihren Adelstolz und die Künstler ihren Künstlerstolz, und beide Elemente harmoniren nicht zusammen. — Graun's „Der Tod Jesu“ wurde von 1801 an jedes Mal am Charfreitage in der Stadtkirche aufgeführt, wo bei den Proben Ludwig I. mit der Partitur und dem Taktstab auf der Kanzel stand, und wenn es Noth that, abklopfte und nach eigenem Ermessen Correcturen machte. Als sich 1813 mehrere Kapellisten zum freiwilligen Kriegsdienst meldeten, erklärte er den Bittstellern auf einer Probe: „Er erkenne zwar das Anerbieten dankbar an, ihrem Verlangen könne aber deßhalb nicht willfahrt werden, weil er nicht zugeben könne, daß das Kunstinstitut zerrissen werde.“ Eine fernere derartige Eingabe verbot er bei seiner Ungnade. Die häufigen Proben in der Woche strengten aber Orchester und Sängerpersonal gleich sehr an, und man bat den Großherzog den Montag zu einem Ruhetag zu bewilligen, was er auch mit der Bemerkung genehmigte: „Er wisse wohl, den Damen und Herren gelte es bloß darum auch einen blauen Montag zu haben.“

Ludwig gab nie oder doch nur mit großem Widerwillen die Erlaubniß, daß Mitglieder seiner Kapelle oder Sänger in Privatzirkeln musiciren durften, selbst wenn es die ersten der Residenz waren. So wurden, nachdem das Hoftheater 1810 neu hergerichtet, auch bei der Erbprinzessin Wilhelmine Singspiele, Operetten u. dgl. aufgeführt, wobei Sänger und Orchestermitglieder mitwirkten. Als es jedoch der Großherzog erfuhr, gab er sofort Befehl, es solle sich Niemand mehr, weder Sänger noch Orchester, unterstehen, anderswo zu singen oder zu spielen als bei ihm; er habe sein Orchester für sich, und wenn andere Personen dergleichen Privatunterhaltungen wünschten, so sollten sie sich Sänger und Kapelle selbst anschaffen. Wer seine Leute, so bemerkte er einmal später, hören wolle, möge die Proben und Vorstellungen besuchen; es gezieme sich nicht für Künstler sich auf solche Weise mißbrauchen zu lassen; die Herrschaften lüden sie nur zu ihrem Vergnügen ein, sonst aber wollten sie nichts von ihnen wissen —, und er gebrauchte dabei so starke Ausdrücke, daß daraus hervorging, wie sehr er auf Selbstachtung seines Künstlerpersonals hielt und dasselbe auch von Andern geehrt wissen wollte.

Das Orchester hat nach und nach folgenden Bestand gewonnen: 12 erste und 11 zweite Violinen, 9 Bratschen, 13 Violoncelle, 7 Contrabässe, 1 Harfe, 4 Flöten, 3 Oboen, 4 Clarinetten, 1 Bassethorn, 3 Fagotte, 6 Hörner, 4 Trompeten, 4 Posaunen, 1 Ophicleide, 1 Triangel, 1 kleine und 1 große Trommel, 1 Pauke. — Von den Sängern erwähnen wir den Tenorheros Wild und den Bassisten Delcher; von Sängerinnen: die Krebs, Madler, Schönberger, Krüger-Aschenbrenner 2c. Von musikalischen Notabilitäten, die der Kapelle angehörten, genügen die Namen: Sartorius, Mangold, Rinck, Thomas, Abt Vogler.

Vogler war der tägliche Tafelgast Ludwigs I., bei dem er sich besonders den Burgunder munden ließ. Der Abt war eine weltberühmte Persönlichkeit und einer der größesten Orgelspieler. Wenn er diesem Rieseninstrumente die tiefsten Klänge des Schmerzes und des Jubels entlockte, dann lauschte Alles voll andächtiger Bewunderung, und er selbst war öfters von seinem eigenen Spiel so ergriffen, daß es ihm Thränen auspreßte, die er sich verstohlen von den Augen wischte. Er war Lehrer von K. M. Weber, Meyerbeer und Anderen. Seine Erscheinung war klein und korpulent mit langen Armen und Fingern, die so groß ausgefallen, daß er beinahe zwei Octaven in ihrer vollen Ausdehnung damit umspannen konnte. Sein Anzug bestand aus einem kurzen weitschößigen schwarzen Frack, schwarzen Atlas-Beinkleidern, rothen Strümpfen und Schuhen mit goldnen Schnallen. Das ihm verliehene Großkreuz des Ludwigsordens, dessen Stern er gedoppelt, den einen vorn auf der linken Brust, den andern hinten auf der rechten Oberseite des Rückens trug, war an seinem schwarzseidenen Abbémäntelchen, das ihm bis in die Kniekehlen reichte, angeheftet. 1807 war er nach Darmstadt gekommen und starb daselbst 1814. Die Großherzogin Luise ließ

seinen Sarg mit einem Lorbeerkranz schmücken, den eine Poesie Zimmermann's ehrte.

Ueber die Leistungen des Orchesters, das noch jetzt unter Schlösser's Leitung seinen ehrenvollen Ruf behauptet, und des Opernensemble's spricht sich Paganini, der in Darmstadt ein Concert gab, in einem Schreiben an den Verfasser des Büchleins unter dem 9. September 1829 folgendermaßen aus: „Schon das Gerücht verkündigte mir, wie vollkommen von diesem Orchester die schwierigsten Compositionen ausgeführt werden; aber in hohe Verwunderung wurde ich in der That versetzt über die Vortrefflichkeit, mit welcher am verflossenen Sonntage die so herrliche Oper (Nurmahal) von Spontini dargestellt wurde. Gestern Abend nun mußte sich in mir das Gefühl der höchsten Freude mit dem der größten Dankbarkeit vereinigen wegen der Reinheit und Meisterhaftigkeit, mit welcher mein Concert begleitet wurde. Ihnen vorzüglich und insbesondere dem ersten Violinisten danke ich, sowie allen andren Mitgliedern der Kapelle Sr. kgl. Hoheit. Ferneren innigen Dank muß ich Ihnen noch abstatten für die ehrenvolle Serenade, welche ich mit unaussprechlichem Vergnügen genossen habe. Ewig werde ich das lebendigste Andenken davon bewahren, und bin bereit, jede Probe von diesen meinen Gesinnungen zu bestehen.“

* Gedichte

von

P. J. Willatzen.

Hartwig Reventlau.

I.

„Du, der uns herbeschieden, trittst nun gewappnet herein,
Das Antlitz streng und steinern; jedoch wie Wetterschein
Ist jach und wild das Feuer, das deinem Aug' entlodt:
Sprich, was du von uns heischest! Gilt's Kampf —: dein bis zum Tod!“

Und durch die Halle tönet des Ritters Stimme rauh:
„Es lud zur grimmsten Rache euch Hartwig Reventlau!
Mein Herz, dürr wie die Haide, nach Thau lechzt es, nach Blut!
Die Seele will mir verschmachten in einer Hölle Gluth!

„Mir blühte eine Tochter, des Landes Lust und Stolz,
Mit Wangen wie junge Rosen, mit Locken flüssigen Golds —
Sie ist für mich verloren: ich stieß sie von mir fort
Und gab ihr mit ihr Erbtheil, meinen Fluch als letztes Wort.

„Der oft mein Gast zum Jagen, zum frohen Mahle kam,
Voll Huld mein junges Söhnlein zu Hof' als Pagen nahm,
Graf Adolf auf der Siegburg, der so mir Freundschaft log,
Der war's, der gottvergessen mich um die Tochter betrog.

„Und ob sich Erd' und Himmel dawider empören mag,
Ich hab's geschworen, den Frevel zu strafen noch vor Tag!
Der Rache ist mein Leben, der Rache nur geweiht;
Habt ihr Muth, getreue Sippen, wohlan, so gebt mir Geleit!“

Und hinaus und über die Haide fortsprengend naht der Troß
Durch stille Ginsterstrecken dem Segeberger Schloß:
So nahet das Verhängniß, gehüllt in Finsterniß,
Mit Fittigen des Geiers — geräuschlos, doch gewiß.

II.

Der Graf schläft in der Kammer. Im Vorsaal am Kamin,
Da sitzt ein junger Page, der Schlaf umfängt auch ihn.
Die Augen schließt er müde — das dämmernde Ampelnlicht,
Kaum zeigt es sein im Traume stillselig lächelnd Gesicht.

Urplötzlich schallt und wettert und schmettert Schwertgeklirr!
Auf springt der Knab' erschrocken und lauschet angst und wirr.
Drin hört er Sterberöcheln — „Himmel! das ist der Graf!
O heil'ge Mutter Gottes, wie sündhaft war mein Schlaf!“

Und aus des Grafen Kammer tritt Ritter Hartwig nun.
Erstarrt läßt auf dem Pagen er seine Blicke ruhn;
Im Auge des Wahnsinns Flammen steht er wie festgebannt,
So geisterbleich die Wange, so blutigroth die Hand.

„Mein Söhnlein, liebes Söhnlein, sprich, hast denn du die Wacht
Bei deinem Herrn, dem Grafen, in dieser Unglücksnacht?
Wie er mußt du denn sterben, daß du nicht seist entehrt,
Indeß der Tochter Schande gesühnt mein gutes Schwert.

„Sonst wird die Welt dich schelten und des Verraths dich zeihn,
Du wirst verhöhnt im Leben, geschmäht im Tode sein.
Knie' hin, mein lieber Knabe, knie' hin und bete du
Für dich und mich, doch schließe die treuen Augen zu.

„Schließ deine treuen Augen, denn wenn sie offen stehn,
Dann ist's, als wenn zwei Schwerter mir durch die Seele gehn!“
Und der Vater küßt den Knaben und läßt dann niederwärts
Die breite Klinge blitzen in's tiefaufseufzende Herz.

Trost.

Was klagst du, Herz, mit Trauern,
Daß alle Freude flieht
Und länger nie mag dauern
Als ein verhallend Lied?

Als jene kleinen Ringe,
Die beim Vorüberflug
Der Möve leichte Schwinge
Im Wasserspiegel schlug?

Daß Wagen gleich zerstiebe,
Daß wie im März der Schnee
Die Wonne sel'ger Liebe,
Der Freundschaft Glück zergeh'?

Was klagst du, Herz, mit Bangen?
Was trauerst du, mein Herz?
Wie Glück und Glanz vergangen,
Vergehn auch Leid und Schmerz.

Der Trost sei dir zu Theile,
Daß Nichts auf Erden währt,
Und daß nach einer Weile
Auch jeder Schmerz verjährt.

Wo deine Thränen fließen,
Mag's über kurz geschehn,
Daß junge Rosen sprießen
Und voll in Blüthe stehn.

Und decken sie auch Grüfte
Mit ihren Zweigen zu:
Im Hauch der süßen Düfte,
Mein Herz, vergissest du.

O.

Vierzeilen.

Ansichten.

Heiterkeit der Heiterkeiten!
Juchzt die Jugend lebensfroh.
Eitelkeit der Eitelkeiten!
Gähnt der alte Salomo.

Wandlungen.

Sechs Sklaven zogen einst an ihrem Siegeswagen;
Sie kam zum Einspänner herab.
Von der Drasine der Herbstfrömmelei getragen,
Kutschirt sie selbst sich nun zu Grab.

Gift.

Die Schönheit, die man ehrlich preist,
Sie wird's wie Honigseim vertragen.
Schmeichelei, gewürzt durch Geist,
Verdirbt den stärksten Magen.

Am Strande.

Entzückt rief Hermann: o, das Meer!
O, Majestät der Wellen!
„Yes, und wie nützlich ist er“
Ergänzte Mistreß Ellen.

A. C. Z.

Feuilleton.

— * Von Ludmilla Assing, der Nichte Varnhagens von Ense, erscheint demnächst eine Biographie von Sophie la Roche, der Freundin Wielands.

— * Der vierte Band der Koberschen Romansammlung „Album“ von diesem Jahre enthält eine Erzählung von Theodor Mügge, welche betitelt ist „Täuschung und Wahrheit.“

— * Den Titel „Des Knaben Lust und Lehre“ führt eine neue Zeitschrift welche von Hermann Masius herausgegeben wird und bei Flemming in Glogau zu erscheinen begonnen hat. Wir können dies „Album für das reifere Jugendalter“ mit Freude und mit den besten Erwartungen begrüßen. Der Name des Verfassers der feinsinnigen und reizenden „Naturstudien“ an der Spitze der Zeitschrift verbürgt eine sorgfältige und liebevolle Leitung derselben, und es hat sich ihm bereits eine Anzahl trefflicher Mitarbeiter, unter denen Tschudi, Osterwald, Menzzer hervorzuheben sind, angeschlossen. Das Album ist auch mit Abbildungen ausgestattet und hat einen ungemein billigen Preis, indem der Jahrgang von zwölf starken Monatsheften nur wenig über 2 Thaler kosten wird.

— * In Heidelberg wird man im Frühjahr in besonders großartiger Weise das Jubiläum des Professors Mittermaier als Universitätslehrer begehen.

— * In dem Cyclus von Vorträgen, welche bei Liebig in München in jedem Winter gehalten werden, sprach neulich Dr. Hermann Schlagintweit. Er verband mit seiner Vorlesung über die ethnographischen Verhältnisse Indiens und Hochasiens eine reiche Ausstellung von Karten, bildlichen Ansichten, galvanoplastischen Nachbildungen und andern auf seinen Reisen gesammelten Merkwürdigkeiten und gab zunächst eine Uebersicht der Routen, welche er und seine beiden Brüder während ihrer im Jahre 1854 begonnenen Reise in Hindostan, im Himalaya, in Tibet und Turkestan zurückgelegt haben. Nach einer kurzen Hindeutung auf die wichtigsten wissenschaftlichen Forschungen, zu denen jene Reise Veranlassung bot, ging er auf die Schilderung der Racenunterschiede in einer Reihe noch völlig rein erhaltener Stämme Indiens über, welche durch getreue galvanoplastische Nachbildungen von zahlreichen Köpfen, auch Händen und Füßen jener Ureinwohner unterstützt wurde, und knüpfte hieran interessante Mittheilungen über dortige Sitten, Gebräuche und den religiösen Cultus. Der Redner schließt seinen Vortrag mit der Bemerkung, daß, nachdem der erste Theil des bezüglichen Reisewerks, welcher die magnetischen und astronomischen Beobachtungen behandle, bereits vollendet sei, in nicht allzu ferner Zeit auch der zweite Band, in welchem die ethnographischen Gegenstände besprochen werden, nachfolge. Herr Dr. H. Schlagintweit ist bereits nach Berlin zurückgekehrt, wo bekanntlich im Schloß Monbijou die von ihm und seinen Brüdern während ihrer Reise gesammelten naturwissenschaftlichen und ethnographischen Schätze zur Ausstellung gelangt sind.

— * In Weimar werden die Vorbereitungen zu einer großen Schillerfeier getroffen, welche bereits im Juni stattfinden soll, und zwar vom 11. bis 30., in welche Zeit auch der Geburtstag des Großherzogs (24. Juni) fällt. Sie besteht aus einer Vorführung sämmtlicher dramatischer Originalwerke des Dichters von den Räubern bis auf Tell, die unter Heranziehung bedeutender Gastspielkräfte zu den Mitteln der Weimarschen Hofbühne erfolgen soll. Eingeleitet werden die theatralischen Darstellungen durch eine Vorfeier am 9. Juni, mittelst eines Festspiels, dessen Dichtung Friedrich Halm, so wie die dazu gehörige musikalische Composition Franz Liszt übernommen; und welchem, zur Vervollständigung des Theater-Abends, Beethoven's neunte Symphonie mit den Chören: „Freude, schöner Götterfunken“, ausgeführt durch verstärkte Vocal- und Instrumentalkräfte hinzugefügt wird.

— * Man hat neulich den in Paris lebenden Rossini vermocht, seiner „göttlichen Faulheit“ zu entsagen und ein „Ave Maria“ zu componiren, welches der Kaiserin Eugenie gewidmet ist und in der Tuilerieen-Kapelle aufgeführt wurde.

— * Die symphonischen Dichtungen von Liszt. Die Musikschule von Weimar ist trotz allen Niederlagen unermüdlich in immer neuen Versuchen, für die Compositionen ihres Herrn und Meisters Liszt neue Gebiete zu gewinnen. In allen bedeutenden Städten sind Vorkämpfer der Richtung postirt, welche namentlich sich Mühe geben, die symphonischen Dichtungen des großen Virtuosen zur Aufführung zu bringen. Der thätigste unter diesen Vorkämpfern ist Hans von Bülow in Berlin; nachdem er neulich den Aerger mit den „Idealen“ gehabt, daß die Zuhörer dieselben ungünstig aufnahmen, kam Liszt kurz darauf nach Berlin und dirigirte die Symphonie selbst. Die Berliner Kritik verhält sich noch immer abwehrend und will den Componisten nicht als musikalischen Messias anerkennen. Sehr richtig urtheilt Gumprecht über jene Dichtungen, indem er neben den „Idealen“ auch die „préludes“ und den „Tasso“ im Auge hat, folgendermaßen: Merkwürdig ist es, daß, während Liszt als ausübender Künstler die ideale Seite des Virtuosenthums repräsentirt und sein Clavierspiel sowohl wie seine Transscriptionen und Bearbeitungen der Schubert'schen Lieder, Beethoven'schen Symphonien und Bach'schen Fugen mit wunderbarer Genialität den tiefsten geistigen Gehalt der Aufgabe erfassen, seine selbständigen Werke gerade das Kehrbild von alledem darstellen, und daß dieselbe Individualität, die sich bei der Reproduction so treu und innig dem Gegenstand hingiebt, in eigenem Schaffen alle Launen gewähren läßt und die Willkür als höchstes Gesetz anerkennt. Diese symphonischen Dichtungen sind Paenden der Virtuosität, die nur die Form wechselte und ihren Lieblingstummelplatz, die Tasten des Claviers, mit dem Orchester vertauschte. Liszt ist der Vollender des modernen Clavierspiels. Er hat jenem abstracten, schattenhaften Instrument etwas von der Fülle, Schallkraft und dem lebendigen Colorit des Orchesters mitgetheilt, dafür aber dieses selbst zu einem arbeitenden Mechanismus herabgesetzt. Er spielt Clavier mit dem Chor der Instrumente, und wenn wir es dem einzelnen Pianisten allenfalls gestatten, sich selbst zum Gegenstand und Helden seiner Leistungen zu machen, so erscheint es, schon ganz äußerlich betrachtet, als eine unbillige Verschwendung von Athem und Muskelkraft, ein ganzes Orchester aufzubieten, nur um das Ich des Componisten zu feiern. Der eigentliche Inhalt des Virtuosischen ist der schrankenlose Despotismus jener Willkür, welcher die Objectivität für schlechthin rechtlos gilt und die in Allem außer sich nur Mittel zum Zweck sieht. Mechanisirung und Vernichtung alles Lebendigen und Organischen ist ihre vornehmste Aufgabe, denn kein selbständiges Dasein hat neben ihr Raum. Dieses Streben tritt denn auch in den Liszt'schen Werken offen zu Tage. Zunächst zeigt es sich in der Art und Weise der Modulation, die sich fast ausschließlich in der sogenannten chromatischen Tonleiter bewegt, denn diese ist weiter nichts als ein mechanischer Apparat, die äußerliche Sammlung aller möglichen Intervalle, während die diatonische Scala einen geschlossenen melodischen und harmonischen Organismus umfaßt. In der Folge der Halbtöne liegen die schroffsten Contraste unmittelbar neben einander, und man kann in ihr mit aller Bequemlichkeit von einem Ende des Tonreichs in das entgegengesetzte hinüberspringen. Außerdem thut nach unausgesetzter chromatischer Mißhandlung ein einfaches Stück der Dur- oder Mollscala Wunder und scheint dem gepeinigten Ohr und Gemüth eine melodische Erlösung voll himmlischen Wohllauts und Poesie. Mit kecker Hand greift der Componist in die harmonischen Beziehungen, trennt, was naturgemäß vereinigt ist, und zwingt zusammen, was sich dem innersten Wesen nach widerstrebt. Launenhaft, abenteuerlich und formlos ist der Charakter dieser Musik, im Ganzen und im Einzelnen betrachtet, sie verschmäht alle symmetrische Gliederung und polyphone Arbeit; statt dessen phantasirt der Componist umher, beschäftigt sich mit einem Einfall, bis er dessen müde geworden, bringt dann etwas Neues, wiederholt gelegentlich das Alte, alles nach Willkür und zufälliger Eingebung. Die wunderbare Architektonik unserer Orchestermusik, in der sich die volle Energie und ernste Größe des deutschen Geistes offenbart, wird als lästige Erbschaft und verächtliches Formenwerk bei Seite geworfen, nur damit der Inhalt der eigenen Subjectivität den freiesten Spielraum habe. Um aber dahin zu kommen, mußte zuvor das Orchester Beethoven's und Haydn's uniformirt und demoralisirt werden. Die Instrumente sind keine unterthänigen Sclaven, sondern Wesen von selbständigem Charakter, die jedem Beginnen hartnäckig widerstreben, welches sie ihrer ursprünglichen Sphäre zu entrücken sucht. Nur dem Tondichter folgen sie willig, der liebevoll nach ihren Stimmen hinhorcht und in ihr Verständniß eindringt. Naturhörner und Naturtrompeten mit ihrer lückenhaften Scala, aber um so energischeren Klangfarben wurden unbequem, und an ihre Stelle trat die dienstbeflissene Schaar der Ventil-Instrumente, commandirt von der stierstimmigen Tuba und begleitet von großer und kleiner Trommel, Triangel und Becken und dem übrigen Schallapparat, der mit dem Tonreich nichts mehr gemein hat und nur noch Geräusch macht. Jene wilden Schaaren vom Exercierplatz trugen nun aber den ganzen Tumult der Militärmusik in den Concertsaal, das Streichquartett und die Holzinstrumente mußten sich ihrer brutalen Gewalt fügen, und der kunstvolle Bau des alten Orchesters wurde zertrümmert. Faßt man Alles zusammen, so erscheint dieses ganze Streben, das sich für einen neuen Fortschritt und die Vergeistigung der Tonkunst ausgiebt, als ein Untertauchen in jenes uranfängliche Schall- und Klangreich, aus dem sich durch die Arbeit von Jahrtausenden endlich die Musik der neuen Zeit als jüngste Schöpfung des Menschengeistes auf dem künstlerischen Gebiet emporhob. Man löst die Kunst in eine zusammenhanglose Reihe wilder Naturlaute und roher Interjectionen auf und vernichtet so ihr innerstes Leben.

— * Norddeutschland und Süddeutschland. Das von uns erwähnte neue Buch von W. H. Riehl „Culturstudien aus drei Jahrhunderten“ enthält eine Sammlung jener Zeichnungen im klein und fein ausmalenden Genrestil, den der Verfasser mit so viel Glück handhabt. Diese Studien reflectiren gleichsam den ganzen schriftstellerischen Entwicklungsgang Riehls, indem sie nach und nach im Laufe von acht Jahren entstanden sind. Zwar sind sie sämmtlich im Blick auf das Ganze, welches sie nun ausmachen, neu durchgebildet, sind vom Carton zum Gemälde geworden, doch hat überall die erste Anlage ihr Recht behauptet. Zu den jüngsten Bildern der Gruppe gehört eins der zweiten „Volkskunde der Gegenwart“ betitelten Abtheilung, welches die Ueberschrift „Der Geldpreis und die Sitte“ hat. Ein Ausflug nach dem Norden, dessen Hauptzweck ein Besuch bei Hermann Allmers, dem Sohn und Dichter der Marschen, war, führte den Verfasser im Jahre 1857 an die Niederungen der Weser und gab einer Betrachtung über den Gegensatz des Südens und Nordens die Entstehung. Einer näheren Betrachtung dieses Buches mag ein Abschnitt der betreffenden Studie vorangehen: „Mit melancholischen Betrachtungen über das theuere Pflaster der norddeutschen Städte wanderte ich zu Fuß von Vegesack nach Bremerhaven. Der einförmige Weg ließ mir Muße genug, meine Gedanken über den Unterschied süd- und norddeutschen Geldpreises zu ordnen und über den Widerspruch von alten Volksmeinungen und moderner Nationalökonomie. Es giebt ja nicht bloß religiösen und poetischen, sondern auch nationalökonomischen Volksaberglauben und Volksgespenster, — wie z. B. der Wucher. Sollte es auch ein solcher Volksaberglaube sein, daß man im Guldenlande mit dem Gulden so weit reiche, als im Thalerlande mit dem Thaler? — ein solches Volksgespenst, daß das süddeutsche Volk sich förmlich fürchtet vor den Thalern, weil es glaubt, die norddeutsche Theuerung sei ihnen aufgestempelt? Der oberländer Reisende kann freilich beim Eintritt in den rheinischen Südwesten sein Budget getrost verdoppeln, beim Eingang in die norddeutschen Städte verdreifachen, und so die Lehre von der Dreitheilung Deutschlands recht mit Händen greifen. Andererseits erhitzt sich der Groll des altbayerischen Spießbürgers gegen alles Norddeutsche gelegentlich an der Kunde, es habe irgend ein Berliner im hellen Staunen über die billigen Zechen des oberbayerischen Gebirgs den Wirthen gesagt, sie möchten doch keine so naiven Esel sein und ihre Preise so lächerlich niedrig stellen. Der Nationalökonom wird diesen Unterschied des Geldpreises durch den entwickelteren Handel und Verkehr des Nordens zu erklären suchen, durch das Vorwiegen größerer Städte und den Einfluß Englands an den Nordseeküsten, wohl auch durch die höhere Regsamkeit des norddeutschen Volkes, welches — materiell und geistig — weniger Kapital ruhen läßt und schon dadurch überall mehr Kapital zu besitzen scheint als der langsamere Süden. Allein diese Gründe erklären zwar Vieles, doch nicht Alles. Denn auf ganz verkehrsarmen Haiden und Hochrücken des mittleren und nördlichen Deutschlands zehrt man in eben dem Grade theuer, als billig an mancher reichbelebten uralten Hauptstraße des oberdeutschen Hochgebirgs. — Unter diesen Erwägungen wurde ich vom Dunkel überrascht und mußte in einer ziemlich einsamen Schnapskneipe am Saume der Geest Nacht machen. Die Wirthsstube erinnerte mich auf ein Haar an ähnliche abgelegene Herbergen in unseren magern mitteldeutschen Bergstrichen; aber als mein Abendbrod bereitet war, servirte mir der Wirth selbst im Staatszimmer, das ganz städtisch eingerichtet und ausgeputzt erschien, wie mans bei uns in einer Bauernschenke mit einem Strohdach niemals finden wird, und legte mir gar zweierlei Brod vor und, ganz vornehm, zweierlei Teller für Schinken und Eier. In sonst völlig ebenbürtigen Schenken meiner mitteldeutschen Heimathberge müßte man statt solchen Tafelluxus vielmehr gewärtigen, daß die Wirthin Einen fragte, ob man auch ein Messer brauche, und wo wir so unglücklich wären, keines in der Tasche zu führen, da putzt sie das schmutzige, schartige Ding erst vor unsern Augen an ihrer Schürze ab. Ich notirte mir im Gedächtniß diese Thatsache für meine Betrachtungen über den Unterschied nord- und süddeutschen Geldwerthes. Denn es war ja natürlich, daß ich bei der gegen eine süddeutsche Kneipe gleichen Schlages allerdings bedeutend höheren Zeche nicht nur die Speisen und Getränke, sondern auch die Polsterstühle und Wollenvorhänge der Staatsstube mitgenossen und mitbezahlt hatte und zweierlei Teller und die Gabel mit dem unerbetenen Messer, dessen Reinigung ich nicht mitanzusehen verdammt war. So trat mir der Gedanke nahe, der Preisunterschied zwischen Süd und Nord dürfe doch nicht so groß sein, als er sich ohnehin darstelle, wofern man nur mit vollkommen gleichartigen Größen gegen einander rechne. Der Unterschied der Sitte erschwert es uns aber freilich gar sehr, die wirklich gleichartigen Größen herauszufinden. Des andern Morgens wanderte ich in die fetten Wesermarschen hinaus und spazierte so in einer heitern und lehrreichen Woche durch die Osterstader Marsch und das Land Wursten und Hadeln um die Spitze von Cuxhafen herum und durch das Land Kedingen hinüber zur Mündung der Elbe. Obgleich mich auf dieser vergnüglichen Wanderung die Gastfreundschaft alter und neuer Freunde eigentlich kaum recht erfahren ließ, ob man mit süddeutschem Geldbeutel hier theuer oder billig lebt, so wurde mir doch durch die höchst originellen Zustände gerade dieses Küstenwinkels recht deutlich, daß der Urgrund nord- und süddeutschen Geldpreises viel mehr ein socialer als ein wirthschaftlicher ist. Um historisch zu beginnen, fange ich auf dem Kirchhofe an. Bei einer altromantischen Tuffsteinkirche im Lande Wursten sah ich Grabsteine von Bauern aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert. Die alten Bursche waren nach ihrer ganzen Länge im Relief ausgehauen — im spanischen Mantel, mit dem Barett auf dem Kopfe und dem Degen zur Seite, auf dessen Knauf die Hand so trotzig ruhte, als sei der Mann ein Graf oder Herr und nicht einfacher Wurster Bauer gewesen. Es ist also etwas altüberliefertes, wenn die Bauern dieser Marschen auch heute noch als Herren sich kleiden und als Herren leben. Noch wohnen sie freilich im uralten Sachsenhause mit dem mächtigen Strohdach, und der Haupteingang führt durch den Kuhstall, als die eigentliche Prunk- und Schatzkammer. Aber hintendran kommen auch noch ganz andere Prunkgemächer, mit dem reichsten städtischen Comfort ausgerüstete Zimmer, geschmückt mit Teppichen und Mahagony-Möbeln, prächtigen Spiegeln und Bildern, so recht städtisch herrenmäßige Räume nach dem neuesten Geschmack, in denen manchmal selbst eine elegante kleine Bibliothek nicht fehlt. Und der Garten hinter dem Hause ist kein Bauerngarten, sondern ein anmuthiger kleiner Herrengarten, dessen verschnittene Linden und Taxusbäume wiederum bezeugen, daß auch vor hundert Jahren schon diese Bauern vornehme und feine Leute gewesen sind. Die Wollenvorhänge, welche mich bei jener Schenke an der Geest im Staatszimmer überrascht hatten, fand ich hier in der Küche wieder. Einen solchen Großbauer nennt man einen „Hausmann“, wenn man aber sieht, was bei ihm Küche und Keller zu leisten vermag, dann kann man den herkömmlichen Sinn des Wortes „Hausmannskost“ nur noch wie lucus a non lucendo nehmen. Man denkt wohl zunächst, weil die landschaftlich so einförmige, oft unwegsame, dem stäten Kampf mit Wind und Wasser preisgegebene Marsch den Menschen gar wenig aus dem Hause lockt, so haben die reichen Leute ganz klug daran gethan, ihr Haus und ihren Garten möglichst reizvoll auszuschmücken, und wenn sie ihr Haus gleich den Engländern und ihren Garten gleich den Holländern halten, so müssen's ihnen auch die Engländer bezahlen. Der englische Zuchtstier mit seinem gedruckten und wohlbeglaubigten Stammbaum von vier und mehr Ahnen wandert in die Marsch herüber, und das englische Zuchtschwein, eine wandelnde Fettwalze mit vier winzigen Beinen, dessen Nachkommenschaft haarsträubend rationell gezwungen wird, seine Zeit bloß zwischen Fressen und Liegen zu theilen; — dafür gehen dann aber auch die Mastochsen der Marsch, so kunstreich ausgefüttert, daß man ihre hintere Fronte mit einem Holzklaftermaß ins Quadrat messen kann, nicht umsonst in ganzen Dampfschiffsladungen nach London zurück. Nun drängt sich aber die weitere Frage auf, ob denn diese Hausleute mit ihrer Großwirthschaft, mit städtischem Luxus und städtischer Bildung noch wirkliche Bauern genannt werden könnten? Man kann nicht rundweg mit Ja oder Nein antworten. Ohne Zweifel repräsentiren sie die sociale Macht des Bauernstandes im ganzen Lande; denn der neben ihnen sitzende kleine Mann, der „Köthner“, der freilich noch in vollkommen bäuerlicher Naivetät dahin leben mag und mitunter, — von Gardinen an den Kirchenfenstern ganz abgesehen, — nicht einmal einen Kamin oder Schornstein besitzt, sondern gleich den Lappen, Finnen und etlichen Spessarter Bauern den Rauch zu Thüre und Fenster ausströmen läßt und darum seine Schinken zur Noth in der Wohnstube oder im Kuhstall räuchern konnte — dieser Köthner entbehrt noch immer jeder selbständigen socialen Geltung. Die bäuerliche Gesittung also findet in der That ihre Träger in den reichen Hausleuten. Diese aber haben seit alter Zeit städtische Bildung und städtischen Luxus auf das Land verpflanzt, d. h. eine Menge von idealen und eingebildeten, wichtigen und nichtigen Bedürfnissen sind landläufig geworden und eben damit ward das Leben theuerer. Nicht die Dinge an sich stiegen zunächst im Preise, sondern die kostspieligen Nebenbedürfnisse mehrten sich. Ergiebt sich aber die ganze tonangebende Gesellschaftsschichte solchen Bedürfnissen, so werden sie zur Sitte des Landes und selbst bei den einfachsten Gegenständen der Lebensnothdurft thatsächlich so gut als im Preise mit eingerechnet. Die Volkssprache bezeichnet diesen Zustand höchst logisch und treffend mit dem Ausdruck: „das Leben wird theuerer.“ Denn in der That steigt zunächst gar nicht der Preis an sich und das Geld wird nicht wohlfeiler, sondern die Lebensart wird kostspieliger, die Sitte anspruchsvoller, wodurch dann in zweiter Linie allerdings neben der scheinbaren auch eine wirkliche Preissteigerung eintreten muß. In dem üppigen Waizenlande des Donaugaues zwischen Regensburg und Passau kann man noch einen Feststaat der reichen Bäuerinnen sehen, der an Kostbarkeit gewiß nur bei dem Putz der vornehmsten Damen seines Gleichen sucht. Denn Häubchen, Rock und Mieder sind von den schwersten Seidenstoffen, mit Goldstickerei bedeckt, das Mieder mit goldnen Ketten, Medaillen und anderem massiven Schmuck behangen, Haube, Mieder und Schuhe aber manchmal gar mit ächten Edelsteinen besetzt. Allein das Ganze ist doch ein standesmäßiges Bauernkleid, durchaus nicht vergleichbar dem Herrenkleid jener alten Wurster Bauern, und die Bäuerin, welche einmal im Jahr einen solchen Rock anlegt, beschränkt sich an allen übrigen Tagen auf einfache Bedürfnisse und lebt billig trotz jener ungeheuern Verschwendung.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 12. Bremen, 20. März. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Firdusi, ein persischer Dichter.

Von Karl Frenzel.

Wenn der Wanderer vom Südostufer des Kaspischen Meeres zum Indus hinunterzieht, bald durch Steppen und Gebirgsschluchten, bald durch immergrüne Thäler, wo am Bergabhang Tulpen und Anemonen das ganze Jahr hindurch blühen, in der blauduftigen Ferne die Gipfel der Gebirgsketten wolkennah über ihm emporragen, begegnen ihm auf allen Wegen Spuren der ältesten persischen Sage. Die Felswand sieht er von wunderlichen, rohen und halbverwischten Skulpturen bedeckt — Rustems Bilder nennt sie das Volk; durch Dörfer pilgernd und nach dem Namen der Ortschaft fragend, erfährt er von den Einwohnern, er sei in Rustems Gau; in unwirthbarer Wüste liegen gewaltige Quadersteine, in fast gleichmäßiger Entfernung aufeinander folgend; sie wurden Pottinger als die Wegspur von Rustems Kameel gezeigt. Am 31. August erlebte Morier in dem kleinen, jetzt fast verfallenen Demawend ein großes Volksfest. Im wilden Jubel, unter dem Lärm der Heerpauken ritten die Männer um ein altes Gemäuer am Fuße des Berges, der über die Stadt hinschaut, und Nachts flammten Freudenfeuer auf allen Höhen. So begingen sie festlich den Jahrestag der Befreiung von der Herrschaft des Sohak, des Schlangenkönigs, der dort vor Jahrtausenden in seinem Palaste den Schlangen, die aus seiner Schulter wuchsen, Menschen geopfert, jetzt aber besiegt in der tiefsten Schlucht des Berges jammert.

Des Abends aber, wenn der Reisende in das Zelt des Kurdenhäuptlings oder das Haus des Richters im Dorfe, um Gastfreundschaft bittend, tritt, wird wohl zu seinen Ehren der Sänger gerufen, und auf den Teppichen liegend, rauchend, hört er die alten Heldengeschichten in wohlklingenden, bald zarten, bald schlachtmuthigen Versen. Die bekanntesten singen die Knaben, das Volk; es sind die Verse des Firdusi, des Paradiesischen, Episoden seines hochgefeierten, wunderbaren Buches der Könige; eines Werkes, welches für Vorderasien das geworden, was für uns die Lieder des Homer sind, und das die Größe wie die Beschränktheit des orientalischen, dichterischen Geistes in seiner umfassendsten und vollendetsten Schöpfung zugleich offenbart.

Den beiden indischen Epen fehlt die bestimmte, scharf hervortretende Individualität des einen, der sie gedichtet, wie sie jeder Gesang der Iliade, jedes Abenteuer der Nibelungen aufzeigt; sie gleichen einem Schlosse, das mit prächtiger Außenseite, mit goldenen Kuppeln, Zinnen und Thürmen täuscht, drinnen aber jeden seiner hundert Baumeister nach Belieben den leeren Raum vertheilen läßt, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang. Denn der Verlauf eines Dichterwerkes ist doch nicht mit der chronologischen Folge von Thatsachen zu vergleichen, er entspringt aus der Entwickelung, nicht aus der historischen Auseinanderlegung des Stoffes. Wenn auch nicht vollkommen, so überwindet Firdusi's Königsbuch in seinem ersten Theil diesen Grundfehler der epischen Dichtung bei den Orientalen bis zu einem gewissen Punkt; es wird das Streben sichtbar, seiner Schöpfung jene Innerlichkeit und nothwendige Verknüpfung zu verleihen, die allein das Heldengedicht von der noch so farbenbunten und strahlenden Geschichte in Versen unterscheidet. Und dann, dieser Firdusi ist ein eigener, seines Ziels und seiner Kraft sich bewußter, selbstdenkender Genius, eine ganz andere, auch im geistigen Sinne greifbare Persönlichkeit als jene schattenhaften, brahmanischen Sänger, zu denen die Götter hinabsteigen, ihnen die Kunst des Gesanges durch Zauber und Wunder zu lehren. Mögen einige Lieder des Mahabharata immerhin von ritterlichen Sängern angestimmt worden sein, im Wesen giebt das indische Epos nur die allgemeine, priesterliche Auffassung der alten Volkssage, der ersten Kämpfe der einwandernden Hindus mit den Bewohnern des Gangesthales, der adligen Geschlechter wider einander. Firdusi aber hat die überkommenen Traditionen der Iranier aus den Thälern des alten Bactrien mit dem Hauche seines Geistes beseelt, diesen an sich gleichgültigen Geschichten eine tragische Tiefe verliehen und sie durch seine Weltanschauung zur Bedeutung erhoben.

Ja, er besaß eine königliche Seele, dieser Firdusi, eine Großherzigkeit ohne gleichen, wie Rustem, der Lieblingsheld seiner Lieder. Eines Abends, zu Ghasna, der damals prächtigen Hauptstadt des Sultans Mahmud, der weiter in Indien vorgedrungen als Alexander der Große, befand sich Firdusi, schon ein siebenzigjähriger Greis, im Badhause. Vor wenigen Tagen hatte er sein Gedicht beendigt und es dem Sultan überreicht; der Sage nach 60,000 Doppelverse, welche „die Welt von meinem Ruhm erfüllt“, wie der Dichter selbst sagt. Eine Arbeit von fünfunddreißig Jahren voll Mühen, vielen Enttäuschungen und verlorenem Glück, die der Sultan, als er entzückt einige ihrer wohllautenden Verse gehört, reichlich zu belohnen versprochen, jedes Distichon mit einem Goldstück. Jetzt aber, wo er das Werk vollendet in Händen hielt, beredete ihn einer seiner Hofleute und des Dichters Neider, Hassan Maimendi, seiner Großmuth Schranken zu setzen. Und so sieht Firdusi jetzt in der Halle des Badhauses statt eines Elephanten mit Goldstücken zwei Sklaven auf sich zukommen und ihm den Lohn des Sultans darreichen — 60,000 Silberstücke. So gekränkt und verletzt er war, der Dichter faßte sich. Im Beisein der Sklaven theilte er das Geld in drei Theile, zwei gab er an die Badewärter, mit dem dritten kaufte er sich ein Glas Fukaa.

Ein stiller, in sich gekehrter, im Erkennen irdischer Nichtigkeit doch seinen Werth fühlender Mann, der vor Jahren aus Chorasan zufällig an den Hof des Sultans gekommen. Dort, nahe bei Tus, der Hauptstadt der Provinz, wo noch jetzt aus bunten, glasirten Backsteinen ein Kuppelbau die Grabstätte des Dichters bezeichnet, ward Firdusi um das Jahr 940 im Dorfe Schadab geboren. Sein eigentlicher Name war Hasan ben Ishâk ben Scherefschah, im

Arabischen Abul Kasim Mansur; sein Vater, wenn auch zur Klasse der Grundbesitzer, der Dehkan's gehörend, doch wenig begütert, lebte von dem Ertrag eines Gärtchens am Ufer eines der Kanäle, die den Fluß von Tus weiterhin durch die Gefilde leiteten. Hier, am Gestade des immer fließenden Baches, finden wir zuerst den Knaben, sinnend dem Spiel der Wellen lauschend, vielleicht schon damals mit der schönen, schwärmenden Phantasie der Jugend ein unvergängliches Werk inmitten dieser vorüberfliehenden Welt der Erscheinungen träumend. Denn:

Wo kam der Thron des größten Königs hin?
Wo sind die Großen all von Heldensinn?
Wo sind die Weisen all und die Gelehrten,
Die rastlos ihren Geist mit Wissen nährten?
Wo sind mit ihrer Stimme sanftem Ton
Und ihrem Reiz die Schönen hingeflohn?
Sie wurden allgesammt des Todes Beute —,
Heil dem, der nur die Saat des Guten streute.

(Schack, epische Dichtungen des Firdusi, I. 178.)

Im Orient ist das Leben des Einzelnen, sei er noch so begabt, für die Nachkommen kaum mehr als ein in der allgemeinen Dämmerung immer mehr erblassender und entschwindender Punkt. Wo eine willkürliche Macht, das Schicksal und der Wille des Schahs, unbeschränkt über Jeden waltet, verliert der Wechsel des Daseins jenen Werth und die Bedeutsamkeit, die wir ihm zuschreiben, als entsprungen aus unserm Willen und unseren Thaten. Still wächst Abul Kasim zum Jüngling und zum Manne heran, schon früh mit dem „schneidigen Schwert“ wie der „duftigen Rose“ des Perserwortes vertraut, im Umgang mit dem Dichter Asedi. Seine Heimath war reich an alten Schloßruinen, an zerstörten Brückenbogen, die im Glauben des Volkes alle auf die ersten iranischen Helden zurückgeführt wurden; noch machten von Zeit zu Zeit türkische Horden vom Ufer des kaspischen Meeres auf ihren Rossen „mit der Schnelle des Orkans und fast noch geschwinder“ Plünderungszüge in die reich angebauten persischen Thäler und erneuerten so das Angedenken an jenen Weltkrieg zwischen Iran und Turan. Der alte Glaube, die Anbetung des Feuers und Zoroaster's Lehre von den zwei feindlichen Kräften Ormuzd und Ahriman, die um die Welt und in ihr streiten, ist dem Islam und dem Lanzensturm der Araber nicht ganz gewichen. In die Flammen kann ein trotziger und finstrer Khalif, — wie Omar, der Eroberer Persiens, auf seinem rothhaarigen Kameel, im schmutzigen Mantel, es war, — die heiligen Bücher schleudern, aber die Flammen auf den Spitzen des Elburs und den Vorbergen des Hindukosch nicht auslöschen. Sie brennen noch jetzt, zu Sari in Masenderan stehen bis auf den heutigen Tag hochverehrt Tempel des heiligen Feuers. Wie mochte vor nun neunhundert Jahren erst auf diesem Boden alte Sitte und alte Gottesverehrung lebendig sein! Das Freiheitsgefühl des persischen Volkes hatte sich in seiner Losreißung vom Khalifat zu Bagdad bewiesen und nacheinander mehrere fürstliche Geschlechter auf den nationalen Thron gehoben. Diese Schahs der Tahiriden und Soffariden begünstigten im Gegensatz zu dem arabischen Wesen den Aufschwung einer echt persischen Kultur und Sprache; wenn auch alle im Glauben des Islam erzogen, an ihm und der Mittlerschaft Ali's bei dem Propheten am Tage der Auferstehung festhaltend, zeigen sie gegen die Feueranbeter meist eine große religiöse Duldung, die zum Theil von der Politik geboten sein mochte, theils aber aus ihren eigenen wohlwollenden Gesinnungen und der Vorliebe für das altpersische Wesen entsprang. Damals, erzählt eine Chronik, „fehlte es in keiner Stadt, keiner Provinz an Feuertempeln, welche fromm verehrt wurden, denn der Ritus und die Schriften des Feuerdienstes waren noch vorhanden.“ Aber nicht nur die heiligen Zendschriften, auch die Lieder von Rustems Kämpfen und den Abenteuern des stählernen Isfendiar waren der Vergessenheit entrissen worden.

Es spricht von dem innigsten Verwachsensein des Volkes in den östlichen Thälern des Reichs mit diesen Gesängen wie von der Ereignißlosigkeit seiner späteren Geschichte, daß sie Jahrhunderte lang im Munde der wandernden Sänger, ohne je gesammelt worden zu sein, sich fortpflanzten. Als Pisistratus die Rhapsodieen des Homer vereinigte, waren vielleicht fünfhundert Jahre seit dem Tage vergangen, wo der erste ihrer Verse vom Zorn des Achill auf der Lippe des Sängers erklang; diese persischen Sagen aber durchliefen ungekannt und ungenannt von den Königen und Gelehrten in Babylon und Persepolis ein Jahrtausend, ehe sie unter der Herrschaft der Arsaciden in bestimmteren Umrissen erscheinen. Kein Grieche hat von ihnen Meldung gethan, sie selbst wissen von keinem Cyrus, nicht von des Darius und Xerxes Zügen und Niederlagen. Den Sassaniden erst waren ihre Helden, die Schah's der Kajaniden, das Geschlecht des Neriman, verwandt, sie kamen aus der Ostheimath dieser Lieder, in ihnen setzten sich gleichsam die alten Helden wieder auf den iranischen Thron. Und nun geht durch das Morgenland die Kunde dieser Mythen und Schlachtgesänge. Die armenische Chronik spottet über die unglaublichen Fabeln, die von Rustem und seinem Rosse, Reksch, dem Blitze, verkündigt werden, und Mohammed erhebt sich im Prophetenеifer in einer Sure des Korans gegen alle, „welche die Menschen vom Wege Gottes durch solche Märchen ablenken.“ Er denkt an die arabischen Kaufleute, die von ihren Handelszügen nach Persien auch die Heldensage heimgebracht und damit des Abends ihre Landsleute entzücken und begeistern. Damals hat Chosru Nuschirwan, der prächtigste der Sassaniden, die Lieder zum ersten Male sammeln lassen, und unter seinem Enkel Jesdidschird III. trägt Danischwer sie und andere Sammlungen alter Traditionen in ein „Königsbuch“ zusammen, das glücklich den Sturm der arabischen Eroberung übersteht, seinem größern Theil nach von Ibn el Mukaffa sogar in der Sprache der Sieger übersetzt wird und jetzt, kurz vor der Geburt des Firdusi, am Hofe der Samaniden auftaucht.

Das Bild Persiens im 10. Jahrhundert gleicht genau dem unsres eignen Vaterlandes; auf den steilen Höhen überall hochragende Burgen und Kastelle, ritterliche, aber auch räuberische Häuptlinge darin, denn noch setzt der eine dieser Begriffe den andern voraus; eine landbauende Bevölkerung, die zwischen einer ewig bedrohten Freiheit und harter Leibeigenschaft schwebt; hier und dort durch den Handel und die indischen Karavanenzüge reich gewordene, volkreiche Städte, deren Gebieter sich gegenseitig bekriegen und einen Theil des umherwohnenden Landadels zu immer bereiten Kampfgenossen haben; über allen endlich der Schah in seinem goldenen Palast, auf dem Thron von Elfenbein, in äußerer Pracht und Herrlichkeit unvergleichlich, aber nicht selbst ein gewaltiger und siegreicher Krieger, an wirklicher Machtfülle noch geringer als der deutsche König. Darum gelingt es auch jedem Kühnsten und Glücklichsten, diese Krone so leicht zu erobern, kein innigeres Band knüpft die Geschicke der herrschenden Familie an das Volk, weder an die Bürger der Städte noch die frei umherziehenden Kurdenstämme. Die mächtigen Vasallen lassen sich heut von dem Erbkönig, morgen von dem Sohn eines Sklaven, der vom Bandenhäuptling zum Kaiser emporgestiegen, ihre Lehnsbriefe bestätigen, zufrieden, wenn sie selbst nicht bei diesem Wechsel von ihren Sesseln geworfen worden.

Solchen Zeiten und Menschen in beständiger Bewegung ist das Heldenepos willkommen, es spiegelt in erhöhtem Glanze ihre Abenteuer und Feste wieder, es preist unter fremden Namen im Grunde nur sie, ihre Schwertstreiche, die Schnelligkeit ihrer Rosse. So suchten die Samaniden einen Dichter, der das Königsbuch in Parsi-Verse brächte; in die damals geläufige, von arabischen Worten noch wenig entstellte Volkssprache, die sich aus dem Pehlwi der Sassanidenzeit entwickelt. Einer ihrer Veziere, Belami, glaubte den Tauglichsten in einem jungen Mann gefunden zu haben, einem Anhänger der Religion Zoroaster's, Dakiki genannt. Mit dem Feuer der Jugend begann er die Arbeit, vollendete 1000 Doppelverse, die Geschichte des Guschtasp, des letzten heroischen Königs der Iranier; aber leichtsinnig und unstät wie er war, erschrack er zuletzt vor dem scheinbar Riesenhaften des Unternehmens, vernachlässigte die Dichtung, um sich ganz wüstem Lebensgenuß hinzugeben, und starb von einem Sklaven erschlagen.

Wie hätte von dieser Bewegung, so vielen wenn auch mißlungenen poetischen Bestrebungen die Seele des Firdusi unberührt bleiben können? Hier war Ehre und Unsterblichkeit zu gewinnen. Seine Neigung für die Vergangenheit seines Volkes, seine Kenntniß der alten Sprache, seine unvergleichliche Gabe des Dichtens schienen ihn vor allen zu diesem Werke zu bestimmen. Aber er war ein Mann schon über dreißig Jahre hinaus, verheirathet, und mehr als einmal hielt ihn der Gedanke zurück, die Dichtung nicht vollenden, nur Trümmer wie Dakiki von ihr zurücklassen zu können und sein Leben umsonst daran gewandt zu haben. In solcher Stimmung hielt nur ein Freund, den er in Tus besaß, seinen gesunkenen Muth aufrecht, er verschaffte ihm das Buch des Danischwer und ermahnte ihn unablässig, »den Pfad seines Ruhmes zu verfolgen.« Einmal entschlossen, hat dann Firdusi dreißig Jahre mit unermüdlichem Fleiß und ungeschwächter Phantasie an seiner Dichtung gearbeitet; was er einen Sänger von Mesenderan sagen läßt: »so weit die Landschaft sich auch ausdehnt, überall ist sie mit Gold, Seide und Juwelen bedeckt«, gilt von seinem Liede in viel besserem Sinne. Der erste, der von der Absicht des Dichters erfuhr und seinen Genius anerkannte, war Abu-Mansur, der Statthalter Chorasans. Der edle Jüngling rief Firdusi in seinen Palast zu Tus und sprach zu ihm: »Was begehrst du zu der Vollendung deines Liedes? Ich will es dir geben.« In dieser heitern, sorgenlosen Muße entstand der Anfang des Schahname; denn machte auch der Dichter später am Hofe zu Ghasna Aenderungen in seinem Werke vornehmen, vielfache Zusätze in das schon vollendete einflechten, wie das Lob des Sultans Mahmud, das so oft wiederkehrt, bis zur Geschichte des Kai Chosru hat er seinen Stoff in Tus ausgeführt. In der ihm eigenthümlichen Schwermuth beginnt er diese Episode:

»Wem über's Haupt, das tief die Zeit gebückt,
Sein Schwert das sechzigste der Jahre zückt,
Dem gieb nicht Wein, denn welk und hingesunken,
Ist er schon von der Zahl der Jahre trunken!
Mir gab das Alter statt des Zaums die Krücke,
Verarmt bin ich, verlassen ganz vom Glücke — —
Den Becher meiner achtundfünfzig Jahre
Leert' ich und denke nur noch an die Bahre!«

(Schack, epische Dichtungen I. 255.)

Zuletzt ermannt er sich und bittet Gott, ihm nur den einzigen Wunsch seines Herzens, die Vollendung seines Liedes, zu gewähren. Und gerade in diesen Augenblicken der schmerzlichsten Entsagung an alle Freuden der Welt sollte sein Stern am Strahlendsten aufsteigen. Denn jetzt erhebt sich bei dem Sturz der Samaniden in Kabul ein Mann von seltner Herrschergröße, wie immer im Orient ein schlaglustiger Krieger mit Welteroberungsgedanken, Mahmud, aus turkomannischem Geschlecht, dessen Vater noch als Soldat in den Heeren der früheren Fürsten gedient. Bei aller tyrannischen Willkür, der steifen Pracht und Unnahbarkeit eines morgenländischen Sultans, besitzt er doch eine anziehende Persönlichkeit, Sinn und Theilnahme für die Schöpfungen der Kunst. Vom kaspischen Meer herrscht er bis tief hinein in das Gangesthal, seine mächtige Hand hält die trotzigen Vasallen und die Häuptlinge der türkischen Reiterschaaren in den Steppen des Gihon in strenger Zucht, den Unruhigsten giebt er Beschäftigung und Abenteuer in seinen indischen Feldzügen. Das Streben in großartigen Bauten, Städtegründungen, im Entfalten außerordentlicher Pracht mit seinen Vorgängern zu wetteifern, theilt er mit allen Fürsten Asiens; seine Hauptstadt Ghasna in dürftiger und trauriger Landschaft sucht er durch Anlage von Palästen, Gärten und Moscheen zu jenen Wunderwerken der Welt zu erheben, wie sie in der märchengenährten Phantasie der Morgenländer glänzen, einen Kreis von Dichter versammelt er um sich, als dessen König Anßari, sein Liebling, erscheint, Aerzte und Gelehrte unterstützt er mit seinen Wohlthaten; zunächst ist auch ihm die altpersische Heldensage ein kostbares Vermächtniß der Vergangenheit. Zu der Chronik des Ibn Mukaffa sammelt er neue Beiträge; ein Einwohner der Stadt Merw berichtet ihm die Geschichte des Sam und Sal, von denen er abzustammen behauptet, ein letzter Enkel der Sassaniden, Ader Bersin, lebt an seinem Hofe und erzählt den Hofleuten und Kriegern Ardeschir's, seines Ahnherrn, erste Heldenthaten.

Da führt der Zufall den Sänger aus Tus in den Palast Mahmuds. Sein Beschützer, Abu-Mansur, ist unter dem Dolch eines Mörders gefallen, und er kommt, um gegen die Bedrückungen des neuen Statthalters zu klagen, zweifellos auch mit der Hoffnung im Herzen, durch seine Dichtung die Huld des Sultans zu gewinnen. Leicht ward ihm bei so vielen Nebenbuhlern die Erreichung seines Zieles nicht, zuletzt macht Anßari, sein Freund, Mahmud auf ihn aufmerksam; einige Proben aus seinem Gedichte erregen die Bewunderung des Hofes, und als Firdusi dem Schah das Lied vom Fall und Untergang des Sijawusch vorliest, ruft dieser entzückt: »Wahrlich, du machst meine Wohnung zum Paradiese!« und befiehlt, für die tausend Doppelverse ihm tausend Goldstücke zu bezahlen.

Von den zwölf Jahren (999—1011), die Firdusi am Hofe zu Ghasna verlebte, gleichen die ersten einem trunkenen Traume des Glückes, einem farbenstrahlenden, arabischen Märchen. Der Feensitz zu Gangdis, den er durch einen seiner Helden, den braunäugigen Sijawusch sich erbauen ließ, er umgab ihn in herrlicher Wirklichkeit. Im Palast des Schah war ihm eine Wohnung eingerichtet, der Zutritt zu den Gärten gestattet. An den Säulen seiner Gemächer hingen buntverzierte Schilde, vergoldete Helme, Schwerter, Panzer, seidene Fahnen; auf den Tapeten der Wände prangten in schimmernden Farben die Gestalten der Könige und Feldherren, die Schlachten, die sie geschlagen, Festgelage, die sie gefeiert, Elephanten und Löwen, die sie bezwungen, die Frauen, die sie geliebt. Eine liebliche Einsamkeit umgab den Dichter mitten unter diesen Bildern, nur ein einziger Freund und der Sklave, der für seines Lebens Nothdurft sorgte, störten sie; von den Gärten dufteten Rosen und Jasmin, tönte der Gesang unzähliger Nachtigallen zu ihm hinein. Wenn er eine Sage vollendet, pflegte er sie des Abends dem Sultan vorzulesen, bei dem Glanz der Kerzen, dem Duft von Ambra und Moschus, vor ihm sitzend auf einem Kissen, während die Instrumente der Musiker und der Tanz der Mädchen den Rhythmus seiner Verse begleiteten. Scenen aus einem orientalischen Serail, berauschend und duftend wie Opium und die Phantasie in einem beständigen Rausch wiegend.

Wie immer, kam auch hier das Erwachen aus der Trunkenheit, mit vielen Schmerzen, mannichfachen Enttäuschungen. Firdusi verlor seinen Sohn, die Gunst des Schah's; Neider schrieben den Beifall, den sein Lied bei Allen gewann, dem glücklichen Stoffe, nicht seinem Verdienste zu; Andere beschuldigten ihn der Ketzerei, und es halfen ihm jene Worte nichts, die er gegen die Gottesläugner gesagt: »sie verdienten nicht Speise noch Schlaf, blind an Verstand und mit verdorrten Herzen sollten sie nicht zu den Menschen gezählt werden«; der Fluch dieser Anklage verfolgte ihn bis über seinen Tod hinaus. Als heftigster Feind erwies sich ihm Mahmuds Vezir, Hassan Maimendi; oft ließ er den Dichter am Nothwendigsten Mangel leiden und gab nur widerstrebend, was der Sultan in seiner Großmuth zugesagt. Indeß den Wechsel des Geschickes hatte Firdusi zu vielfach in dem Glück und Fall seiner Helden gesehen, um von ihm erdrückt zu werden; »es führt«, sagt er einmal in seiner originalen bilderreichen Weise, »das Schicksal in der einen Hand das Diadem, in der andern den Fangestrick.« Damit sich getröstend, blieb er der Dichtung treu und gedachte mit dem erwarteten, vom Sultan ihm versprochenen Lohn ein Werk auszuführen, dessen Plan er schon in frühster Jugend gefaßt. Des Frühjahrs hatte er oft den Kanal vor seines Vaters Garten, vom Bergschnee geschwellt, seine Ufer übertreten und die Gefilde der Stadt Tus verwüsten gesehen, und er hatte gewünscht, einmal so viel zu besitzen, um von seinem Reichthum einen Damm gegen die Wasserfluth erbauen zu können. Dazu bestimmte seine königliche Seele im Voraus die 60,000 Goldstücke; nie hatte er den kleinsten Theil davon für sich begehrt. Es weiß

nan Jeder, wie er auch in dieser letzten Hoffnung sich betrog; voll zornigen Schmerzes schrieb er ein flammendes Lied wider den Sultan, übergab es einem Freunde und gebot ihm, nach zwanzig Tagen es dem Schah zu reichen; er selbst im Kleid eines Derwisch, den Pilgerstab in der Hand, verließ bei nächtlicher Weile Ghasna und wanderte gen Westen.

Am zwanzigsten Tage nach seiner Flucht öffnete Sultan Mahmud die Rolle, die heftigste Satire, die vielleicht noch ein orientalischer Herrscher gelesen. Ich versuche von der schönsten Stelle des langen Gedichtes eine Nachbildung; sie mag den Schmerz des Firdusi und das hohe Selbstgefühl seines Werthes zugleich beweisen.

Ich hab' mit goldner Worte Klang besungen
Die alten Helden, wie sie kühn gerungen;
Jetzt, wo zum achtzigsten der Jahre schleicht
Mein Leben, ist mein Hoffnungsstern erbleicht.
Die Hinduschwerter und die Stierkopfkeulen,
Und Panzer, Helm und Schild voll Schlachtenbeulen,
Die wasserarmen Wüsten und die Meere,
Die Elephanten, wilder deine Heere,
Der Drachen und der Krokodile Wuth,
Die Krieger in des Kampfgedränges Fluth:
Ich hab', von denen Kunde kaum geblieben,
In sechszigtausend Versen sie beschrieben;
Ich hab' den Königen, die längst gestorben,
Für immer die Unsterblichkeit erworben.
Du selbst, o Schah, wirst durch der Zeiten Nacht
Nur durch das Lob, das ich dir dargebracht,
Als Leuchte wandeln — denn der Sonne Gluth,
Des Regens Tropfen, der Orkane Wuth,
Zerstören, was erschaffen deine Hände.
Mein Bau wird dauern an das Weltenende,
Vom Regen und vom Sturme nicht versehrt,
In Unermeßlichkeit und hochgeehrt;
Mein Wort von keiner Zeiten Last gebrochen,
Von jedem Klugen wird es nachgesprochen.
In Noth und Arbeit, Mühsal und Beschwerden
Verbracht' ich fünfunddreißig Jahr' auf Erden.
Nun ist's der herbste Schmerz, der in mir tobt,
Daß du nicht hieltest, was du mir gelobt.
Ein König schmückte mich mit gold'ner Krone,
Gäb' mir den nächsten Platz an seinem Throne;
Doch dieser Schah aus sklavischem Geschlecht
Weiß nichts von Stolz und edler Männer Recht.
Für meinen Schatz, d'ran ich gesetzt mein Leben,
Hat er ein Glas voll Fukaa mir gegeben. —
So pflanz' im Paradiese wohlverwahrt
Auf schönster Au den Baum von schlimmer Art,
Die Wurzeln, dürstend nach des Wassers Wellen,
Tränk' ihm mit Honigsaft aus Edens Quellen:
Zuletzt wird seine Art er doch beweisen
Und deine Müh' mit bittern Früchten speisen.

Die neun Jahre, die Firdusi noch vom Leben übrig bleiben, sind ein unstäter Wanderzug; von Masenderan, wohin er sich zuerst begeben, der Landschaft, die er am schönsten in seinen Versen verherrlicht, eilt er nach kurzem Aufenthalt nach Bagdad, zum Khalifen Kader Billah. Mit Ehren und Gunstbezeugungen wird er empfangen, im Palaste des Vezirs erhält er Wohnung und beweist in dem Gedichte von Jussuf und Suleicha, der aus dem alten Testament in die arabische Märchenwelt übertragenen Geschichte Josef's und der Potiphar, daß die Gluth seiner Phantasie noch nicht erloschen, das sieggewohnte Wort ihm noch auf der Lippe klingt. Allein die Rache des mächtigen Sultans streckt auch in dies Asyl ihre gewaltige Hand; zwar bricht der Khalif die gelobte Gastfreundschaft nicht, aber Firdusi muß von seinem Hofe nach Kuhistan, dem Lande der großen Salzwüste in Ostpersien, entweichen. Obwohl ein Vasall Mahmud's, hält ihn der Statthalter der Provinz Nasir Lek als dessen Freund, seinen Bemühungen scheint sogar eine gewisse Versöhnung zwischen dem Dichter und dem Schah gelungen zu sein. Wie gesagt, die Wolken verhüllen dies Leben und lassen es nur zuweilen einen schwachen Lichtschimmer in die Nachwelt hinauswerfen. So bei seinem Ausgange. Es ist wieder zu Tus, und der achtzigjährige Firdusi geht über die Straße und hört ein Kind Verse singen. Verse jener Satire wider Mahmud, die er längst vergessen geglaubt, und die sich nun in einer ihn tödtenden Unsterblichkeit zeigen. Vor Schrecken sinkt er nieder und stirbt an seinem eignen mächtigen Wort, er sollte es nicht umsonst so oft mit einem schneidigen Schwerte verglichen haben. Eine liebliche Sage will, daß in derselben Abendstunde, wo der Sarg des Dichters aus dem einen Thor der Stadt hinausgetragen ward, in das andere eine reichbeladene Karawane zog, mit Gold und Juwelen, seidenen und brokat'nen Gewändern; Sultan Mahmud, zur endlichen Erkenntniß des Schatzes gekommen, den er im Liede Firdusi's besaß, in milder Gesinnung die Beleidigung vergessend, wollte seine alte Schuld zahlen. Aber stolz wies die Tochter des Dichters, von königlichem Herzen wie er, die Schätze zurück; da gedachte eine Schwester Firdusi's seines größten Wunsches, sie bestimmte die Reichthümer zu dem Bau jenes Dammes und den Rest zur Errichtung eines Karawanserai. Derweilen ruhte Firdusi's Leiche noch in ungeweihter Erde in einem Garten; denn der Scheich von Tus weigerte sich über dem Grabe eines Ketzers, vielleicht ja eines Ungläubigen, die üblichen Gebete zu sprechen. In der Nacht indeß sah er im Traum Firdusi im Paradiese, eine smaragdene Krone auf dem Haupt, mit dem grünen Gewand der Gläubigen geschmückt, und auf seine Frage an den Himmelswächter Riswan, wie ein Irrgläubiger zu solchen Ehren komme, erscholl die Antwort: „Der Verse wegen, die er zu Gottes Lob gedichtet.“ Das ist die Welt; den Todten überhäuft sie mit Ehren, die sie dem Lebendigen versprach.

Die poetische That des Firdusi, das Schachname, was ist es, welche Stufe nimmt es unter den epischen Dichtungen der Völker ein?

Hammer, Görres, der in seinem „Heldenbuch von Iran“ einen vielfach vom Original abweichenden Prosaauszug gegeben, endlich Schack in seiner vortrefflichen Uebertragung der schönsten Episoden, haben ein unbeschränktes Lob über die Dichtung ausgesprochen, Sal und Rudabe wohl „Romeo und Julia der Urwelt“ genannt und den homerischen Gesängen nur den Vorzug größerer Klarheit und Durchsichtigkeit zugestanden; eine Meinung, die ich nicht theile. Firdusi steht in Hinsicht der Composition, also des eigentlichen künstlerischen Verstandes, weit hinter dem Sänger der Iliade, der Nibelungen, weit hinter den Kunstdichtern Virgil, Dante und Tasso zurück; der sagenhafte und mythische, wie der historisch-romantische Theil seines Werkes entsprechen genau der Reimchronik des Mittelalters, wie sie in den altfranzösischen chansons de geste, in der Chronik der Normandie, den Liedern von der Eroberung Antiochiens, im Ottokar von Horneck auftritt. Der Unterschied, — und Niemand läugnet, daß es ein bedeutender sei, — liegt in der höheren, farbenreicheren Poesie der persischen Sagen, die einen ursprünglichen Hauch voll Frische und Duft besitzen, und dem unvergleichlichen Darstellungstalent des Firdusi. Wenn man hier billig das Wesen des orientalischen Geistes in Betracht zieht, wird er mit den erleuchtetsten Dichtern um die Palme ringen dürfen. Der Kampf zwischen Rustem und Sohrab, Vater und Sohn, ist in seiner verhängnißvollen Verschlingung mit bewunderungswürdiger Kunst geschildert, über den Tod des jungen Helden eine ergreifende Schwermuth gebreitet, die vielleicht in ihrer echt menschlichen Bewegung das Pathos des Homer bei Hektors Ausgang übertrifft; das Entschwinden des Kai Chosru, der überdrüssig der Welt vom Thron steigt und lebend, wie ihm der Engel versprochen, in das Himmelreich tritt, der Untergang seiner Ritter im Schneesturm, machen gleichsam den buddhistischen Gedanken von der Irrfahrt des Menschen im Sonsara und sein endliches, seliges Eingehen in Nirvana, das Nichts, lebendig; wenn Rustem den Zweig vom Ulmenbaume bricht, der allein mit Pfeilspitzen versehen den stählernen Isfendiar tödten kann, ihn auf den Boden legt, obgleich demjenigen, der den letzten persischen Helden erlegt, zeitliches und ewiges Verderben bestimmt ist, und ihn losschießt, hat Firdusi's Wort den Klang der Tragödie: nur schätze man nie seinen Genius seinem Kunsturtheile

gleich; zwischen der Kraft seiner Phantasie, dem Wohllaut seines Wortes und seinem Compositionstalente bleibt ein Bruch. Die Einheit des Gedankens und der Handlung macht das Wesen des Epos aus, nach beiden hat Firdusi gestrebt; die Handlung hat er in den Kampf Turans und Irans gesetzt, den er als Symbol der ewig streitenden Mächte des Lichts und der Finsterniß begreift, den stäten sich durch alle Theile des Liedes durchziehenden Gedanken giebt er in den unzähligen lyrischen Betrachtungen, die er ganz aus seiner Rolle als Erzähler tretend an seine Hörer, sie anredend, richtet: es ist die Erkenntniß der irdischen Nichtigkeit, das „Alles ist eitel!“ des Salomo, bis auf die gute That, welche das Paradies und den Nachruhm erwirbt. Allein diese Handlung hat keinen Fortschritt, sie fixirt nur in unendlichen Variationen das eine Moment des Krieges zwischen Hirten und Ackerbauern, alle Siege Rustems sind zweifelhaft, wirkungslos, immer aufs Neue erheben sich die Turanier. Natürlich, Zoroaster hat den Dualismus, den er geschaffen, so wenig aufheben können, wie Firdusi den seinigen, den er selbst noch bei Einbrüchen türkischer Reiter in schrecklichster Wirklichkeit mochte gesehen haben. Ein Geschlecht folgt dem andern, sie lösen sich ab in Festen und Kämpfen; hier wird ein tragisches Ereigniß, dort die Feier einer Hochzeit erzählt; eine Reihe Bilder voll unendlicher Mannichfaltigkeit rollt sich auf, eines folgt wohl dem andern, doch nur in der losesten Anfügung, jegliche Verschiebung duldend, ohne den zwingenden Verlauf der Ilias, der Nibelungen; selbst die Abenteuer des Ariosto besitzen einen größeren innerlichen Zusammenhang. Zuletzt entschwinden vor diesen Wolken Staub, vor diesen Lanzen, die „zum Mond emporragen“, den Schlägen, die „den Auferstehungstag verkünden“, den Leichen, die „so hochgeschichtet wie die Berge“ liegen, in ihrer Einförmigkeit jene Klarheit der Gestalten, jener fortreißende Zug, der uns wie auf Windesschwingen von Siegfrieds Tod zu Chriemhildens Rache führt. So mächtig und tief die einzelne Episode des Firdusi ergreift, — ich nenne immer wieder „Rustem und Sohrab“, es ist die Perle des Gedichtes, — so wirr, unbestimmt wirkt schon das Durchblättern eines größeren Theils der Dichtung, und Schack irrt, wenn er zur Vertheidigung seines Lieblings sagt: „auch aus andern Epen, deren Einheit noch Keiner bestritten, könne man manche Episoden entfernen“, sich eben im Wesen des Schahname. Aus der Ilias und dem „Befreiten Jerusalem“ mag immerhin der Raub der Rosse des Rhesus und die Geschichte Sophronia's gestrichen werden, sie bleiben bei alledem ein unzertrennliches Ganzes; das Schahname aber löst sich in tausend Episoden auf, die der Dichter nothdürftig durch Flickverse aneinanderschweißt, oft auch ohne jede Verbindung läßt. Seine Geschichten beginnen alle wie die Märchen: „Es war einmal“, sie können wie die Amadisromane nach allen Seiten hin ausgedehnt und fortgesetzt werden.

Der Inhalt des Schahname sondert sich in zwei scharf gegliederte Abtheilungen; die erste, von der Erschaffung der Welt die iranische Heldensage bis zu Rustems Tode führend, enthält in mythischen und märchenhaften Zügen eine jetzt jeglicher Forschung entrückte Geschichte der Könige Ostpersiens, bis zu der Zeit, wo diese Landschaften als einzelne Provinzen in dem Weltreich des Cyrus und Darius verschwinden; die zweite bewahrt in der Schilderung von Alexanders Fahrten, den der Dichter für einen Sohn des letzten Darius und der Tochter des macedonischen Philipp hält, noch die epischen Anklänge, erwähnt im Umrisse der Herrschaft der Arsaciden, — Könige der Völker nennt er sie, — und verliert sich in eine breitangelegte, von Novellen im arabischen und Fabeln im indischen Geschmack überfüllte Chronik der Sassaniden bis auf den Sturz ihres Reiches durch die Schlacht bei Nehawend. Wenn von dem dichterischen Genius des Firdusi gesprochen wird, hat man mit Recht nur den ersten Theil des Schahname berücksichtigt, für den zweiten haben selbst seine größten Bewunderer die Unzulänglichkeit einer Vergleichung mit den europäischen Heldengedichten zugegeben. Doch ist das malerische Talent dieses Mannes sich immer gleich, immer bewunderungswürdig. Rustems Jagd hat er nicht anschaulicher geschildert als die Wolfs- und Löwenjagden der Sassanidischen Herrscher. Die Liebesabenteuer der ersten Heroen wiederholen sich in der Erzählung, wie Gülnare sich in Ardeschir verliebt, Behrampur mit der Tochter eines indischen Fürsten entflieht. Dazwischen finden sich einige wirklich historische Notizen, von Nuschirwan's Krieg mit Heraklius, dem griechischen Kaiser, von der Einführung des Schachspiels und der Fabeln des Bidpai aus Indien nach Iran. Sonst besitzt er weder ein Verständniß dieser persischen Dinge noch die geringsten geographischen Kenntnisse, sei's nach Westen oder Osten. Niemals hat er den Namen des Cyrus vernommen, von des Kambyses Schlacht bei Pelusium, des Xerxes Flucht von Salamis gehört, die Ruinen von Persepolis sind ihm der Thron des Dschemschid. Für ihn wie für seine Quellen sind die eigentlichen Umwandlungen des persischen Reiches nicht vorgegangen, von Bahman, dem letzten der Kajaniden, bis zum ersten Schah der Sassaniden wirbelt eine undurchdringliche Masse Staubes auf, durch die allein wie der Blitzstrahl der Name des Iskender fährt. Das Kostbarste, was diese Gebirgsthäler vom kaspischen Meer zum Indus an Erinnerungen besitzen, sind die Feuerzeichen, die Zoroaster auf ihren Höhen angezündet, die Lieder von Rustems Stärke und der Frömmigkeit des Kai Chosru — eine Welt, die bis auf diese Gesänge und die Königsnamen des Zendavesta für uns eine untergegangene, unerforschliche ist.

(Schluß folgt.)

---

* Neue Romane.

Otto Roquette. Franz Carion. Wilhelm Koch.

Der Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt“ tritt in dem vorliegenden dreibändigen Roman „Heinrich Falk“ (Breslau, Trewendt) zum ersten Male mit einer großen prosaischen Arbeit vor das Publikum, und es steht zu erwarten, daß von den Vielen, deren Herz der Verfasser durch jene echt poetische, von Jugendfrische und Jugendlust übersprudelnde Dichtung gewonnen hat, auch sein „Heinrich Falk“ mit Theilnahme begrüßt werden wird. Die Neigung, das Leben von der leichtesten, heitersten Seite zu nehmen, welche auch in diesem Buche vorherrschend ist, paßt freilich weniger für die Zustände der modernen Gesellschaft als für das liebliche Märchengebilde, welches grade durch sie einen so hohen Reiz erhält. Dieser Neigung gemäß läßt der Verfasser seinen Helden, einen armen Knaben aus einem thüringischen Gebirgsdorfe, mehr durch günstige Verhältnisse als durch eigne Energie zu der Lebensstellung gelangen, zu welcher er zwar durch sein Talent berechtigt, doch durch dieses allein nicht gelangt wäre. Durch diese bequeme Weise, in der er, eine kurze Zwischenzeit abgerechnet, durch das Leben geführt wird, geliebt und gefördert von fast Allen, mit denen er in Berührung kommt, schwächt sich einigermaßen unser Interesse für den sonst liebenswürdig angelegten Charakter ab, um so mehr, da die Gestalt seiner Jugendgespielin Sara wohl danach angethan ist, ihn in den Schatten zu stellen. Diese Sara, eine leidenschaftliche, energische Natur, edel, selbst in der unweiblichen Verirrung ihres Gefühls, die ihr verbietet, die Gattin des Geliebten zu werden, ist, wir läugnen es nicht, für uns die anziehendste Figur des Romans, wenngleich der Verfasser sie nicht eben mit Vorliebe behandelt zu haben scheint, so daß wir ihm fast zürnen möchten über die widerwärtige Art ihres Todes. Die übrigen Figuren, wie sie fördernd oder hemmend in den Lebensgang unsres Helden eingreifen, sind fast alle mit feiner Beobachtungsgabe, in voller Lebenswahrheit hingestellt; so erscheint uns in Falks Gönnerin, Franziska, eine jener, nicht eben bedeutenden, aber echt weiblichen Naturen, die im Sonnenschein des Glückes eine reiche und erfreuliche Blüthe entfalten, ohne daß wir uns darüber täuschen können, daß sie auf rauhem Boden, den Stürmen des Lebens ausgesetzt, verkümmern würden, während wir aus Gertruds stillem Walten im

kleinen Kreise die Seele einer Heldin leuchten sehen. Höchst gelungen ist die tragikomische Figur des kunstbegeisterten Barbiers Adebl Zadderklops und tief ergreifend die jugendliche Leidensgestalt Edgars von Wintersbach, der, mit den reichsten Geistesgaben ausgestattet, durch ein körperliches Leiden von allem Lebensgenuß fern gehalten wird, den er in der Entbehrung doppelt heiß ersehnt. Zu dem Verhältniß Edgars zu seinem Lehrer Stillfried erscheint es allzu befremdend, daß sein Vater, der den Sohn auf das zärtlichste liebt und für das Wohl desselben kein Opfer scheut, sich nicht früher von der Schlechtigkeit eines Menschen überzeugt, den er seinem Sohn zum Lehrer und beständigen Gesellschafter giebt, um so mehr da er diesem auf das äußerste verhaßt ist. Wir könnten von den Figuren des Romans noch manche gelungene hervorheben, bei allen haben wir das Gefühl, daß sie mit Lust und Liebe gezeichnet sind, und halten es deßhalb dem Autor gern zu Gute, wenn er sich's nicht versagen kann, selbst nach dem Abschluß der Erzählung noch einmal wieder mit mehreren Personen aus derselben im Eisenbahncoupé zusammen zu treffen und sich einen langen Brief Heinrich Falks vorlesen zu lassen; wir wollen aber schließlich unsre Ansicht nicht verhehlen, daß die überaus anmuthige und gefällige Darstellung bedeutend gewonnen haben würde, wenn sie knapper gehalten und der ganze Roman etwa in zwei Bände zusammengedrängt worden wäre.

Die Ankündigung eines früheren Romans von Franz Carion sagt von demselben, daß er sich den literarischen Schöpfungen von L. Mühlbach anreihe; dürfte nun gleich diese Beschuldigung für den vorliegenden: „Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit“ (Leipzig, Brockhaus) etwas zu hart erscheinen, so können wir doch nicht sagen, daß uns in demselben viel Erfreuliches geboten werde. Daß der Verfasser fleißige historische Studien gemacht hat, läßt sich nicht verkennen, aber er versteht es nicht, dieselben zu künstlerischer Gestaltung zu bringen. Die Fabel des Romans ist dürftig und uninteressant, die Charaktere und der geschichtliche Hintergrund, — Bayern unter der Regierung Karl Theodors, Kurfürsten von der Pfalz —, sind matt und farblos; die Bemühung, dem Stil durch häufige Einmischung des Dialekts des bayrischen Hochlandes Lebendigkeit und Frische zu verleihen, kann nur als eine verfehlte bezeichnet werden. In diesem Gespinnst wird der Leser, wenn er anders Geduld genug besitzt, durch drei starke Bände hindurch geschleppt, zu einem Ende, welches ebenso unbefriedigend ausfällt wie der ganze Roman, bei dem wir nur bedauern können, daß es dem Verfasser bei so viel Fleiß und Sorgfalt, die er unverkennbar aufgewendet hat, nicht gelungen ist ein erfreulicheres Resultat zu liefern.

Eine dritte Arbeit, die uns für heute zur Besprechung vorliegt: „Schloß Hohenwald“, Roman aus der Gegenwart, von Wilhelm Koch (Leipzig, Kollmann) erwähnen wir nur, um unsre Verwunderung auszudrücken, daß ein solches Buch überhaupt geschrieben, gedruckt und gelesen wird; daß das letzte nicht allzu häufig geschehen werde, glauben wir übrigens zur Ehre des Publikums behaupten zu dürfen. — Ein alter Edelmann, der das Schloß seiner Väter, das Erbtheil seiner Kinder, verspielt und durch seinen Diener eine Urkunde stehlen läßt; ein roher brutaler Junker, der sein Ehrenwort bricht, eine Müllerstochter verführt und ein Schloß anzündet; ein paar Schwestern, die in diesen Junker sterblich verliebt sind; diese anziehenden Gestalten finden sich, nachdem sie eine Zeitlang in einem borocken und ungelenken Stil durcheinander gewürfelt sind, mit Ausnahme der einen Schwester, welche an ihrer Liebe stirbt, am Schlusse des Romans gemüthlich zusammen; der Junker Brandstifter sagt zu seiner von ihm schmählich verlassenen und beleidigten Braut: „Margarethe, möchtest du den Verirrten zu dir erheben!“ — und wirft sich ihr zu Füßen. — „„Ich will's versuchen.““ — „Du machst mich glücklich, wo ich unglücklich zu sein verdiene.“ — Und der Spieler und Urkundendieb sagt: „Kinder, eilt der Zeit nicht in Warten voraus. Laßt uns um Sidonie willen ein volles Jahr trauern und so den Segen erflehen, den wir verscherzt haben. Nach dieser Zeit soll aus diesen Schloßruinen ein neues Gebäude sich erheben und in seinen Mauern ein Glück geboren werden, das wir im alten Schlosse verloren haben. Möget Ihr — du Oskar, und du Margarethe, — als die ersten Bewohner des neuen Schlosses dieses verlorene Glück des letzten Sprößlings der Familie Pfeil wieder finden, und möge aus Euch ein neuer Name entstehen, der dem Namen unserer Ahnen würdig sich anreihe und in seinem Grünen und Blühen dem alten gleich sei an Adel, Ehre und Tugend.“ —

---

* Afrikanische Reisen von A. Bastian.

Im Verlage von H. Strack in Bremen erscheint soeben ein Buch, welches betitelt ist. „Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo.“ Der Verfasser, Dr. A. Bastian in Bremen, bezeichnet sein Buch zugleich als den ersten Band afrikanischer Reisen, deren Herausgabe er beginnt, indem er darin die ersten Früchte seiner durch sieben Jahre fortgesetzten Reisen, auf denen er die wichtigsten Punkte aller fünf Erdtheile kennen lernte, niederlegt. Sein Besuch in San Salvador an der Südwestküste Afrikas ist einer der letzten Abschnitte seiner langen und reichen Wanderung, er beginnt aber mit demselben wohl aus dem Grunde, weil augenblicklich Afrika im Vordergrunde des geographischen Interesses steht. Das Verhältniß zu den neuesten Entdeckungen in diesem Erdtheil und den Schilderungen derselben ist dieses, daß das Bastiansche Buch sich an das des Engländers Livingstone, welcher jetzt auf seiner zweiten Reise durch den Süden Afrikas begriffen ist, ergänzend anlehnt. San Salvador (Ambassee), die Hauptstadt des Königreichs Congo, spielte schon in der ersten Zeit der Entdeckungen eine Rolle, und die Missionäre berichten über seine Macht und Größe, die jedoch bald schwonden. Livingstone erwähnt den König von Congo, hat ihn indeß nicht besucht, indem er sich östlicher hielt. Da seit langer Zeit kein Reisender diese Gegenden betreten hat, so ist schon dadurch dem Buche Bastians der Reiz einer gleichsam neuen Entdeckung gesichert, abgesehen von der Theilnahme, welche die Erlebnisse des Verfassers erwecken. Derselbe führt den Leser in der Einleitung auf die folgende Weise in sein Buch ein:

„Am Ende einer mehrjährigen Reise, die mich durch verschiedene Theile der fünf Continente geführt hatte, bot sich unerwartet im Juni 1857 am Cap der guten Hoffnung eine mit Hülfe meiner dortigen Freunde zu verwerthende Gelegenheit, die portugiesischen Besitzungen an der Westküste Afrika's vor meiner Rückkehr nach Europa noch zu besuchen, welche ich um so freudiger ergriff, da meine Blicke sich schon öfter dorthin gerichtet hatten. Meine damals beschränkte Zeit und der Mangel der nöthigen Vorbereitungen erlaubten mir nicht, an eine größere Unternehmung zu denken, aber ich wünschte selbst ein Feld überschaut zu haben, das gegenwärtig ein so lebendiges Interesse erregen muß, um je nach den Resultaten, die mir ein erster Versuchsschritt liefern würde, mich vielleicht später über eine weitere Bearbeitung desselben zu entscheiden. Nach Dr. Livingstone's kühnem Kreuzzuge durch den Süden des Continentes und Dr. Barth's sorgfältigen Forschungen in seiner nördlichen Ausdehnung, bleibt der zu beiden Seiten des Aequators in Afrika sich hinziehende Gürtel fast das einzige Gebiet, in dem der Fuß unserer furchtlosen Pioniere noch nicht vorgedrungen ist. Und doch ist es gerade hier, wo die wichtigsten der für die Geographie noch zu lösenden Fragen ihre Antwort zu finden haben. Dort allein können die Quellen des Nils und des nördlichen Congo den Durst des Forschers stillen, dort muß das Räthsel des Komr-Gebirges zur endlichen Entscheidung gebracht werden. Trotz solcher vielversprechenden Aussichten ist für diesen Theil Afrikas bis jetzt nur wenig geschehen. Den Besuchern Abyssiniens mochten die wilden Stämme der Gallas, die diese Inselfestung umwogen, ein weiteres Fortschreiten unmöglich.

Die schätzbaren Berichte der von Mombas ausgegangenen Missionäre erwarten zum Theil noch ihre letzte Bestätigung, und selbst der unternehmende Burton scheint in Afrika seines gewohnten Erfolges weniger sicher zu sein. Das Fehlschlagen der in Egypten unvorbereiteten Expedition ist höchlichst zu bedauern, war aber schon im Voraus kaum anders zu erwarten. Große Erwartungen durften gehegt werden von der Wiederaufnahme ihrer Projekte durch den Freiherrn von Neimans, einen alten Universitätsfreund, mit dem ich unerwartet in Kairo zusammentraf, und den ich (Januar 1857) in blühender Gesundheit und voll der kühnsten Pläne für die Zukunft verlassen hatte, nicht ohne Aussicht ihm noch einmal in Afrika zu begegnen. Jetzt streicht der Flug der Alles ebnenden Zeit schon über sein einsames Grab an den Ufern des Nils. Als ich bei meiner Rückkehr nach Deutschland die Blätter durchspähte, um ihn in seinen Erfolgen gefeiert zu sehen, traf mich die erschütternde Nachricht von seinem Tode, einem Tode, so plötzlich und unerwartet, so am wahren Vorabende seiner lang vorbereiteten Expedition, daß ich, ohne die Zeugnisse seiner ärztlichen Pfleger, Mühe gehabt haben würde, an die Wirklichkeit desselben zu glauben. Dem anerkennenden Nachruf, der ihm in Petermann's Zeitschrift geworden, wage ich meinerseits kein anderes Wort hinzuzufügen, doch sei ihm, dessen Name einer späteren Nachwelt würdig gewesen wäre, wenigstens dieses Zeichen trauernder Erinnerung geweiht.

An der Westküste hat der traurige Ausgang von Tuckey's so enthusiastisch begonnener Expedition jedes weitere Unternehmen gelähmt. Der Congo galt seitdem für das Grab des weißen Mannes, und die Sklavenhändler nährten eifrigst diesen Glauben, um jeden Eindringling fern zu halten. Von den Reisen der portugiesischen Kaufleute ist selten etwas laut geworden, und es war manchmal schwer, Dichtung und Wahrheit zu scheiden, in Beschreibung von Ländern, über welche die alten Missionäre schon in ihrer Art weit positivere Erfahrungen besaßen. Sie dehnten ihre Besuche für längere Zeit regelmäßig bis zu den Anzikos aus; ein Volk, das man jetzt kaum dem Namen nach kennt. Sie verlebten Jahre am Hofe Matiamba's, kannten also dessen Lage, die später ganz aus dem Gedächtnisse entschwand, so daß jene Stadt bis vor Kurzem ebenso in der Luft schwebte, wie die fata morgana des Centralsees. Sie durchzogen die inneren Provinzen Kakongo's und Loango's, an deren Küsten jetzt nur der einsame Sklaver kreuzt. Und Ambassee, das stolze S. Salvador, von dem herab der König von Congo die Nationen des Zaire-Gebietes beherrschte, was ist aus ihm geworden? Wo sind die zwölf Steinkathedralen, die die Dominikaner errichteten, wo ihre Klöster und Seminarien, wo die weiten Palläste, in denen die schwarzen Hidalgos und die verschleierten Duchas des fernen Afrika mit dem Hofe Lissabons an Eleganz und Pracht wetteiferten? Seit drei Jahrhunderten ist sie verschollen und in die Nacht der Barbarei zurückgetreten. Nur dann und wann in langen Zwischenräumen erscheint eine tributtragende Gesandtschaft vor dem Gouverneur von Loanda und bittet um die neue Ordination eines Priesters. Denn in schweren Unglücksfällen erinnert sich das Volk jenes mächtigen Gottes, den es einst in den jetzt verfallenden Tempeln verehrte, und hofft durch Nachzahlungen des sein Gedächtniß noch schreckenden Zehnten die Schuld der Vernachlässigung zu sühnen.

Der Einzige, der, wie ich in Loanda hörte, die Reise nach S. Salvador in neuerer Zeit gemacht hatte, war ein bald darauf nach Portugal zurückgekehrter Geistlicher, und die widersprechenden Gerüchte, die ich auf meine Erkundigungen über die Wege erhielt, überzeugten mich bald, daß ich mir meine eigene Reiseroute würde zu bilden haben. Daß mir dieses in einem mir unbekannten Lande schon in den ersten Wochen gelang, habe ich einzig der freundlichen Unterstützung des Herrn Ed. Gabriel, des Bevollmächtigten der englischen Regierung zur Unterdrückung des Sklavenhandels, zu danken, der nie ermüdete, mir mit der größten Uneigennützigkeit den Schatz seiner langjährigen Erfahrungen zu öffnen. Die herzliche Aufnahme, die ich bei meiner Ankunft in seinem Hause fand, die schönen Tage, die so traulich in unserm ruhigen Zusammenleben dahinflossen, werden für immer unvergeßlich bleiben.

Auf die gütige Verwendung Sr. Excellenz des Gouverneurs der Cap-Colonie, Sir George Grey, gestattete mir Sir Frederic Grey, der commandirende Admiral der afrikanischen Flottendivision, eine Passage in Ihrer Brit. Maj. Schiff Castor, auf dem er selbst seine blaue Flagge aufgezogen hatte.

Die Einzelnheiten dieser Reise übergehe ich hier, um so mehr, da ich auf unseren Besuch in St. Helena und besonders in Ascension, das unter seinem abschreckenden Aeußern viele anziehende Punkte birgt, bei einer andern Gelegenheit zurückkommen werde. Es giebt kaum eine schönere Ausspannung, als eine kurze Seereise unter den Tropen, und in der angenehmen Gesellschaft der Offiziere des Wardroom, die mich in ihre Messe aufgenommen hatten, schwanden die Wochen fast zu rasch dahin.

Wir befanden uns am Nachmittage an der Tafel des Admirals, der mit der freien Anschauung seiner großen Nation alle Fragen der Gegenwart mit gleichem Interesse zu besprechen pflegte, als der wachthabende Offizier ankündigte, daß das Land in Sicht sei. Ein schwacher Streifen zog sich die Küste Afrikas am Horizonte hin, trat aber in der Beleuchtung der untergehenden Sonne schon deutlicher hervor, und nachdem wir während der Nacht beigelegt hatten, wogte ein günstiger Wind am nächsten Morgen die stolze Fregatte in den Hafen Loanda's, dessen Fort sie mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßte.

Loanda, die Hauptstadt Angola's, ist gegenwärtig die einzige Besitzung von Bedeutung, die den Portugiesen geblieben ist. In jenen Zeiten, als Albuquerque sein glänzendes Reich aufrichtete und seine Flotten die Meere vom persischen Busen bis zur Straße Malacca's durchzogen, eilten die Entdecker ungeduldig an den armen Küsten der Negervölker vorüber und trotzten dem Wüthen des erzürnten Cap-Geistes, um in Indien und China Ruhm und Schätze zu sammeln. Jetzt dominirt eine kräftigere Race Europas über die Geschicke dieser Völker, und Macao und Goa zeigen nur den schwachen Schatten ihrer früheren Größe. Die Verbindungen mit Abyssinien, die die portugiesische Hülfe einst vom Untergange rettete, sind längst abgebrochen, und die schwachen Niederlassungen an der Ostküste, wo so mächtige Städte unter den Arabern blühten, können sich kaum noch der Angriffe der wilden Eingeborenen erwehren. Auf Loanda allein concentrirt sich jetzt die Aufmerksamkeit der portugiesischen Regierung. Und groß ist die Schuld, die sie demselben abzutragen hat. So lange noch Brasilien seine reichen Schätze in den Fiscus schüttete, blieb die schwarze Schwester jenseits des Meeres zur Dienerin erniedrigt. Um den anlockenden Boden Amerikas zu bebauen, entzogen die Portugiesen die Arbeitskräfte den afrikanischen Provinzen, die jetzt hinlänglich gezeigt haben, eine fast gleiche Productionsfähigkeit zu besitzen. Was würde aus Loanda geworden sein, hätte Portugal in den Zeiten seiner Größe nur die Hälfte der Sorgfalt darauf verwendet, die nutzlos mit den dadurch gepflegten Besitzungen verloren ging? Jetzt ist das Mutterland machtlos, aber schon ein geringer Schutz genügt, überall belohnende Erwerbsquellen hervorfließen zu lassen. Unter der Verwaltung des Marquis von Pombal reichte die Zuckerproduction der Insel St. Thomas allein für die Versorgung des ganzen Landes aus, und es ist nicht genug zu beklagen, daß diesem großen Manne ein ihm würdiger Nachfolger fehlte, um seine Ideen auszuführen.

Nach dem zweiten Artikel der constitutionellen Karte begreift das portugiesische Gebiet in West-Afrika: Angola und Benguela mit ihren Dependencien Cabenda und Molemba. Die jetzige Provinz Angola ist eine verhältnißmäßig neue Eroberung, besonders bezüglich der inneren Distrikte, da die Colonisirung für längere Zeit auf die Küste beschränkt blieb.«

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Bilder italiänischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner. Von O. Speyer. — Ueber die Anwendung des Programms zur Erklärung musikalischer Compositionen. Von C. Kossmaly. — Auf Vorposten. Lebens- und Campagnebilder aus Schleswig-Holstein. Von K. Vorberg. — Die Väter der Stadt. Roman von K. Wartenburg. 3 Bde.

— * Das neue Buch von J. G. Kohl, dem die von uns mitgetheilten Sagen der Indianer Nordamerikas angehören, erscheint binnen Kurzem in zwei Bänden in C. Schünemann's Verlage zu Bremen und hat den Titel: „Kitschi-Gami oder Erzählungen vom obern See; ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer."

— * Bei Janke in Berlin erscheinen im Mai die in den letzten Jahren entstandenen Romane von Fanny Lewald in vier Bänden.

— * Bei der jetzigen Lage der Dinge wird eine Geschichte Italiens, die als dritter Band der unter Karl Biedermanns Leitung erscheinenden Staatengeschichte der neuesten Zeit herauskommen soll, starken Absatz finden.

— ** Unter den im letzterschienenen Bande des „Pitaval" mitgetheilten Criminalgeschichten wird der vom Obergerichtsanwalt Dr. Karl Gölling in Hildesheim bearbeitete Fall sowohl hinsichtlich seines Stoffes als wegen einer vollständigen, actenmäßigen und wissenschaftlichen Behandlung nicht allein für die Liebhaber spannender Lectüre, sondern auch für die Juristenwelt einen dauernden Werth behaupten. Die verdienstliche Arbeit behandelt unter dem Titel: „Ein Doppelraubmord, ein Justizmord und ein Meineid" jenes zu seiner Zeit vielfach besprochene, furchtbare Drama, welches vor einigen Jahren in dem hannoverschen Städtchen Eldagsen und vor den Schwurgerichten zu Hannover und Hildesheim spielte, und in welchem durch die meineidigen Aussagen eines Zeugen zwei völlig Unschuldige zum Tode verdammt wurden, von welchen der eine als ein Opfer der Justiz Hand an sich selbst legte, während der andere in Ketten und Kerker zu Lüneburg schmachtete, bis endlich die Nemesis den wirklich Schuldigen erreichte und der verdienten Strafe überlieferte. — Sehr beherzigenswerth sind die Andeutungen des Verfassers über den zweifelhaften Werth von Leumunds- und Pastoralzeugnissen, und wir empfehlen dieselben sowie die gediegene und interessante Arbeit überhaupt unsern Lesern auf's Angelegentlichste.

— * Auf Grund der Anträge der wissenschaftlichen Commission in München und der Aussetzung von 2000 Gulden hat Karl Gödeke die Weiterführung seiner umfassenden Darstellung der neuesten deutschen Literatur übernommen und wird zunächst mit einer Darstellung der Geschichte der neuesten deutschen Literatur seit 1815 beginnen. Unabhängig davon erscheint im Laufe des Sommers der dritte Band von Gödeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, in welchem die Zeit von 1800 bis auf die Gegenwart nach Maßgabe der beiden früheren Bände behandelt ist, so daß beide Bücher sich gegenseitig ergänzen werden, jedes aber in sich abgerundet und abgeschlossen auftritt.

— * Das in Halle bestehende Comité für die Errichtung eines Händel-Denkmals auf dem dortigen Marktplatze macht bekannt, daß es ihm nicht möglich ist, und zwar hauptsächlich wegen einer Krankheit des Bildhauers Heidel, den 14. April als den zur Einweihung der Bildsäule angesetzten Tag einzuhalten, daß jedoch die Enthüllung im Juni oder Juli erfolgen werde. Es sind bis jetzt reichlich 5300 Thaler eingegangen, doch ist noch eine kräftige Unterstützung nothwendig, um die Nebenkosten zu decken. An manchen Orten bereitet man eine Händelfeier in großartigem Maßstabe vor. In Königsberg wird im Juni ein dreitägiges Fest gehalten, in Hannover soll um dieselbe Zeit „Israel in Egypten" von einem massenhaften Chor aufgeführt werden, auch in München wird dies Oratorium einstudirt.

— * Frau Wilhelmine Schröder-Devrient entzückt wieder die musikalischen Kreise Leipzigs durch ihren unnachahmlichen Vortrag von Liedern, namentlich denen Schuberts und Schumanns. Die merkwürdige Frau hat begonnen, Erinnerungen aus ihrem bewegten Leben niederzuschreiben, und will dieselben demnächst veröffentlichen.

— * Das Schauspiel „Wahrspruch" von Berthold Auerbach ist von der Weimarer Bühne, nachdem schon die zweite Aufführung angesetzt war, zurückgezogen worden. Es hatte sich über den Charakter des Stückes ein Streit erhoben, der die Intendanz befürchten ließ, das Drama könne bei der Wiederholung Unglück haben.

— * Bremen, 17. März. Im Künstlerverein hielt gestern Herr J. G. Kohl einen zweiten Vortrag über die Sagen der nordamerikanischen Indianer und besprach besonders solche, welche unter den Begriff des Mythus fallen. Den Mittelpunkt der Schilderung bildete Menaboshu, der Halbgott, der Prometheus der Indianer, dessen fortgesetzter Kampf mit den Schlangen und Schicksale im Bauche des großen Fischkönigs nebst anderen Abenteuern den Zuhörern mitgetheilt wurden. — Die Concertsaison neigt sich ihrem Ende zu; am 22. wird im letzten Privatconcerte Joachim spielen, dann folgen der Messias von Händel, der Jephta von Reinthaler und das Requiem von Mozart. — Im Theater drängt ein Gastspiel das andere, so daß sie alle buchstäblich ins Gedränge kommen. Großes Interesse nimmt augenblicklich das Publikum an den Darstellungen des Fräuleins Janauschek von Frankfurt, deren Merope im gleichnamigen Drama von Hersch wiederholt werden mußte. Bei einer zweiten Aufführung des „Essex" von Laube wird sich zur Elisabeth des Fräuleins Janauschek als Essex Herr Köckert von Leipzig gesellen, welcher den Hamlet, Uriel Acosta, Petruchio und mehrere andere Rollen folgen läßt. Der Gast steht von einem früheren Besuche her bei den Freunden des Schauspiels noch im besten Andenken.

— * **Das Schillerfest in Weimar.** Der Intendant des Hoftheaters in Weimar, Franz Dingelstedt, hat folgendes Circular erlassen: Deutschland begeht im laufenden Jahre die hundertjährige Geburtsfeier Schillers. Die Weimarische Hofbühne, als diejenige, welche die reifsten Früchte seines Genius sowohl zeitigte als erntete, hat nicht nur die Pflicht mit besonderer Pietät dieses Säcularfest mitzufeiern, sondern sie besitzt in ihren großen, kunstgeschichtlichen Erinnerungen das ausnahmsweise Ehrenrecht, für dessen Zweck die Unterstützung fremder Hofbühnen bittend anzusprechen. Unter solchen Voraussetzungen, sowie in der Ueberzeugung, daß auf Schillers Bühne die Jubelfeier Schillers nicht würdiger als durch Schiller selbst zu begehen ist, hat der Vorstand des großh. sächs. Hoftheaters den Plan gefaßt: zur Jubelfeier von Schillers Geburt Schillers sämmtliche dramatische Originalwerke in der Reihenfolge ihrer Entstehung unter der Mitwirkung namhafter deutscher Bühnenkünstler auf der Weimarischen Hofbühne zur Aufführung zu bringen. Als Zeitpunkt für dieses Schiller-Jubelfest in Weimar ist, — in Erwägung, daß der wirkliche Geburtstag, 10. November, in dem Beginn der guten Theaterzeit liegt und also jeder Bühne ihre eigenen Kräfte nothwendig macht, — der Monat Juni gewählt worden, weil in denselben, außer dem Pfingstfeste, auf welches der Anfang der Schillerfeier anberaumt worden, auch der Geburtstag Sr. kgl. Hoh. des Großherzogs von Sachsen-Weimar, 24. Juni, fällt, unter Höchstdessen besonderem und ausdrücklichem Schutze das ganze Unternehmen steht. Das Repertoir dieses Schillerfestes, welches letztere ohne Lästerung wohl mit dem Pfingstfeste zusammengelegt werden darf, in wiefern mit Schillers Geist ein wahrhaft heiliger Geist über die deutsche Bühne gekommen, ist, mit Rücksicht auf je zwei Theaterproben für jede Vorstellung, in folgender Weise festgestellt worden: Pfingstsonnabend den 11. Juni: „Die Räuber" (nach der Vorstellung: Festliche Beleuchtung der Dichterstandbilder vor dem Hoftheater; Fackelzug vom Theaterplatz zum Schillerhaus und vor das großherzogl. Schloß). Pfingstmontag den 13. Juni: „Fiesco." Mittwoch den 15.: „Kabale und Liebe." Freitag den 17.: „Don Carlos." Sonntag den 19.: „Die Glocke" (als lyrische Episode, mit Musik und lebenden Bildern); dazu: Goethe's „Epilog zur Glocke"; zum Beschluß: „Wallensteins Lager." Dienstag den 21.: „Die Piccolomini." Mittwoch den 22.: „Wallensteins Tod." Freitag den 24.: „Maria Stuart." Sonntag den 26.: „Die Jungfrau von Orleans." Dienstag den 28.: „Die Braut von Messina." Donnerstag den 30.: „Wilhelm Tell." Oben verzeichneten Darstellungen, elf an der Zahl, wird Donnerstag den 9. Juni als Vorfeier vorausgeschickt werden: ein Festspiel, dessen Dichtung Friedrich Halm, sowie die dazu gehörige musikalische Composition Franz Liszt freundlichst übernommen; und welchem zur Vervollständigung des Theaterabends Beethovens neunte Symphonie mit den Chören: „Freude, schöner Götterfunken", ausgeführt durch verstärkte Vokal- und Instrumentalkräfte, hinzugefügt werden soll. Zur Mitwirkung an diesen festlichen Bühnenvorstellungen haben sich mit erfolgter hochgeneigter Urlaubsgenehmigung ihrer verehrlichen Behörden schon einige der berühmtesten deutschen Bühnenkünstler der Gegenwart bereit erklärt; andere werden unstreitig hinzutreten, um den herrlichen Reigen so festlich und würdig als möglich zu machen. Den gesammten Kreis, von dem zuversichtlich erwartet werden darf, daß alle Mitglieder ihr persönliches Bewußtsein und noch mehr ihre äußerlichen Interessen dem großen Zwecke eines volksthümlichen und künstlerischen Jubelfestes freudig unterordnen werden, beabsichtigt der Vorstand in derselben Weise und nach den nämlichen Grundsätzen zu vereinigen und zu führen, wie solches im Jahre 1854 bei dem Gesammt-Gastspiele deutscher Bühnenkünstler in München, ihm selbst und allen Theilnehmern, wie allen Zuschauern unvergeßlich, der Fall gewesen. Wenn das jetzige Unternehmen demnach als eine Wiederholung des damaligen erscheinen kann, so wird, wiefern der Urheber derselbe ist, eine bloße Nachahmung darin nicht zu erblicken sein, während der festliche Zweck und die Richtung auf Einen Dichter, welcher in seiner Gesammterscheinung auf der Bühne wiedergeboren werden soll, der in dieser Art wohl niemals und nirgends versuchten Reihenfolge dramatischer Vorstellungen eigen eigenthümlichen Charakter und eine nationale Weihe bewahrt. Die finanzielle Basis des Unternehmens angehend, so liegt am Tage, daß die großherzogl. sächsische Generalintendanz des Hoftheaters und der Hofkapelle zu Weimar aus demselben eine Spekulation weder machen will, noch machen kann; indeß bestimmt sie ausdrücklich, daß der allerdings nicht wohl zu erwartende Ueberschuß zwischen der Schillerstiftung und der Perseverantia getheilt werden soll. Anderer Seits wird von den Mitgliedern auswärtiger Bühnen, welche dem Unternehmen beitreten, mit Zuversicht zu erwarten sein, daß sie, in Würdigung seines Zweckes und seines Charakters, ihre Honorarforderung nicht nach dem ihrer Stellung und ihrem Ruhme in der Theaterwelt entsprechenden Maße formuliren, sondern sich mit einem für alle Mitwirkenden gleichen Satze, fünfzig Thaler pr. Cour. für jede Rolle, um so mehr begnügen, als bei den bestehenden Communicationsmitteln und den hierorts giltigen Preisen in Voraussetzung, daß jedes Mitglied wenigstens drei Male auftritt, die Reise- und Aufenthaltskosten jedes Einzelnen gedeckt erscheinen. Außerdem behält sich Se. königl. Hoh. der Großherzog ausdrücklich vor, Höchstseiner eigenen gnädigsten Anerkennung einen besonderen Ausdruck zu verleihen, in denjenigen Fällen, wo der von der Generalintendanz dargebotene Ehrensold nicht genügend befunden werden sollte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 13. Bremen, 27. März. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Ueber die Eigenschaften, welche den Beruf zum Dichter bekunden.

Von W. Nagel.

Es ist vielleicht eben so schwer, die Eigenschaften zu bestimmen, welche den Dichter machen, als es Manchem leicht werden mag, sich für einen Dichter zu halten. Eine große Zahl Menschen — begabt und unbegabt — glaubt, wenigstens in einem bestimmten Lebensalter, etwas von einem Dichter in sich zu spüren. Verse werden gemacht und, je nach dem sonstigen Charakter, entweder veröffentlicht oder wie ein Heiligthum geheim gehalten; jedenfalls aber pflegt die Einbildung auf solche Erzeugnisse nicht gering zu sein. Viele nun der sonst wirklich Begabten wenden sich späterhin ihrem eigentlichen Berufe zu und lächeln über die jugendlichen Versuche, welche der Ueberfülle des Gefühls und der so nahe liegenden Verlockung durch die gern geübte Sprache ihren Ursprung verdanken. Andre weniger Begabte bleiben nicht selten in ihrer traurigen Einbildung hangen und laben sich ihr Lebenlang mit der Erzeugung von Wortzusammenstellungen und Reimfügungen, welche sie selbst für wirkliche Gedichte halten, und sammeln vielleicht eine Masse lyrischer, dramatischer oder epischer Manuscripte für den zweifelhaften Dank der Nachwelt. Und einige Wenige bleiben übrig, denen die Schwingen wachsen durch den Flug, und die stark genug sind, vom Aether aus, schwindelfrei, die Städte und Länder der Menschen zu betrachten.

Von diesen Wenigen soll die Rede sein, von dem, was ihnen innewohnt und eignet und sie zu Dichtern macht.

Wir könnten weit ausholen und erst beim Allgemeinen verweilen, um dann auch das Besondre näher zu bestimmen. Von der Kunst im Allgemeinen muß dann gehandelt werden, von deren Lichte ja die Poesie nur eine besondre Strahlenbrechung ist. Denn es versteht sich von selbst, daß Alles, was den Künstler überhaupt macht, auch dem Dichter innewohnen, der Dichter also Künstler sein muß. Wir haben darauf hinzuweisen, daß des Dichters Seele eine unmittelbare lebendige Anschauung der Ideen haben müsse, deren versuchte Verwirklichung die uns umgebende Welt ist, daß er mehr als gewöhnlich erregbar sei für die Eindrücke, welche die Dinge der Welt auf des Menschen Sinne und Gemüth üben, und empfindlicher gegen den Abstand zwischen seiner inneren Welt idealer Anschauung und der äußerlich dargestellten Wirklichkeit; daß ihm demzufolge eine unüberwindliche Sehnsucht innewohnt, diesen Abstand durch seine Hervorbringungen mehr oder minder auszugleichen und sich und Andren eine Genüge zu schaffen, wo die Welt umher dies versagt, oder daß das lebendig gefühlte und geschaute Schöne im Inneren des Dichters zu mächtig werde, als daß er es in sich verschließen könne, und daß selbst die Willigkeit und Leichtigkeit, mit der die Schöpfung von der Seele sich lös't, als müsse es so sein und als reife der Baum nur die Frucht, die schon vorbildlich in seinem Kerne ruht — ein wesentliches Merkmal des ächten Dichters sei, wobei freilich wieder die Schmerzen nicht zu übersehen sind, in denen seine wie jedes Künstlers Seele beim Widerstreit gegen die beschränkende Enge des endlichen Lebens ringt und die oft die Wiege der besten Werke werden: Alles dies, was im Allgemeinen jedem wahren Künstler zukommt, müßten wir dann des Breiteren erörtern, um noch das hinzuzufügen, was besonders, im Unterschiede von den andren Künsten, den Dichter macht. Aber wir überschlagen getrost das weitschichtige Buch von der Kunst und treten sogleich in das Haus des Dichters ein, um uns nach den besonderen Erfordernissen umzusehen, welche darin nicht vermißt werden dürfen.

Dichten? Sollen wir uns um die Etymologie des Wortes mühen? Es ist sicher mit dem „Tichten und Trachten" verwandt, und seine Grundbedeutung liegt im allgemeinen in dem Streben nach Etwas und in dem Sinnen auf Mittel, dies zu erlangen. Gleichviel! Es ist dies Wort so lange gebraucht, daß seine sinnliche Grundbedeutung längst vom Geiste überwunden ist und uns nicht mehr zu kümmern braucht.

Wir wissen, daß die Dichtkunst von den Schwesterkünsten durch das Mittel sich unterscheidet, mit dem sie wirkt, und daß dies Mittel das Wort ist. Der Mensch hat die ganze ihn umgebende Welt durch seine Vernunft unter gewisse Allgemeinbegriffe gebracht und diese mit bestimmten Lauten bezeichnet. Diese bilden das Wort, und in dieses Wort ist nun die ganze gemeinte Gattung von Dingen wie durch einen Zauber eingeschlossen und enthüllt sich dem, welcher in die Bedeutung des Wortes eingeweiht ist, sobald er es hört oder sieht. Wald ist doch ein einfaches Wort, und dennoch welch eine Fülle sinnlich wahrnehmbarer Dinge stellt es vor uns hin. Nehmt dazu Berg und Fluß — und eine ganze Landschaft breitet sich vor uns aus. Die in der Welt wahrnehmbaren Dinge haben Eigenschaften und Kräfte und Verhältnisse, die zunächst nur an und bei ihnen zu finden sind. Wir ziehen sie ab und, in das Wort befestigt, verwenden wir sie nach Belieben. Ja, wir entfernen uns zuletzt immer weiter von der greifbaren Wirklichkeit in die Welt des menschlichen Gedankens und Gefühls und verwerthen die für unentwickeltere Verhältnisse geschaffenen Worte für die feinsten, ausgebildetsten Zustände, zu denen wir uns überhaupt erheben können. Tugend, Sittlichkeit, Gerechtigkeit sind auch Worte, aber wie weit ist da schon die Entfernung von der sinnlich wahrgenommenen Welt!

Die ganze, dem menschlichen Bewußtsein zugängliche Welt ist also in der Sprache — so zu sagen — in Abkürzung wieder gegeben. Die Sprache ist wie eine Art Stenographie, durch welche die Menschen sich ihr Verständniß der Welt mittheilen und ihre Einzelheiten darstellen, auch wo sie nicht sind. Und was nun die bildenden Künste durch Farben und Gestalten und die Musik durch Töne unmittelbar thun, das thut die Dichtkunst mittelbar durch die Sprache,

welche nicht die den Dingen eigenthümlichen Gestalten, sondern nur die Zeichen uns vorführt, unter welchen die Menschen einig geworden sind, die Dinge sich vorzustellen, d. h. sie schreibt die Noten, welche wir als täglich geübte Schüler sogleich in die gemeinten Töne zu übersetzen haben.

Hieraus ergiebt sich schon ein bestimmtes Erforderniß für den Dichter, das er mit dem Redner und Schriftsteller überhaupt theilt. Er muß den Sprachschatz beherrschen, damit ihm nie das rechte Wort entgehe, bis zur feinsten Abschattung des Geschilderten. Je heimischer er ist in dem ganzen Reichthume der Bezeichnungen, welche der Volksgeist als Abbilder der wirklichen Welt in der Sprache ausgesprochen hat, desto leichter wird es ihm werden, zu veranschaulichen, zu rühren, zu schrecken, zu begeistern, wie es grade sein Gegenstand verlangt.

Dies ist aber nur Wenigen gegeben. Es giebt gewiß viele gebildete Menschen, welche in ihrer Muttersprache genügend geschult sind, ohne daß es ihnen gelänge, dem, was sie in sich lebend wissen, nach außen das richtige Wort zu verleihen. Haben sie vielleicht auch den Inhalt, so will die Form sich nicht finden. Bei dem Dichter muß Beides zugleich geboren werden. Zwischen seinem Gefühle, seiner inneren Vorstellung und dem Worte dafür ist die schnellste Verbindung; es läßt sich kaum bestimmen, was eher vorhanden ist, und er hat die Gabe, man möchte sie Inspiration nennen, die genaueste Bezeichnung zu finden, welche nicht leicht mit einer andern vertauscht werden darf, ohne den Sinn zu schädigen, und daher mit einer Art Nothwendigkeit an ihrer Stelle erscheint. Je weniger Spielraum für die Wahl gelassen bleibt, desto vollkommner ist das Sprachgebild, und es erscheint jene „Knappheit“ des Ausdrucks, die den Mann erkennen läßt, welcher seines Mittels Meister ist. Das ist eben der Vorzug des Dichters, daß er uns nicht den Eindruck macht, als suche er in dem großen Vorrath der Wörter umher und häufe lieber die Redensarten, bis sich vielleicht in der Masse endlich auch das Rechte finde, sondern als habe er von Anfang dies Rechte gefunden und uns mit dem einzig richtigen Ausdruck gleich in den klaren Sinn hineingestellt. Dazu gehört aber die Beherrschung des stets ihm gegenwärtigen Sprachschatzes, der allezeit willig darreicht, was Gefühl und Gedanke erfordern.

Um aber den Dichter von dem Redner und Schriftsteller überhaupt zu unterscheiden, stellen wir hier ein ferneres Erforderniß hinzu, das ihn wieder dem Maler und bildenden Künstler nähert. Er muß im Stande sein, den Inhalt, welchen er uns bietet, so **anschaulich** als möglich zu machen.

Er muß es verstehen, den Gedanken in Anschauung zu verwandeln. Denn er soll uns nicht Begriffe als solche darbringen — das gehört der Wissenschaft — sondern diese zu ihrem Ursprunge zurückleiten, wo sie noch Anschauungen in Erfahrung und Natur waren. Er hat daher, was er in seiner Darstellung giebt, selbst gleichsam gesehen, um es nun auch so beschreiben zu können, daß auch wir es nicht etwa durch einen Schluß begreifen oder mit Unterwerfung unter sein Urtheil glauben, sondern es durch ihn und mit ihm sehen oder anschauen können. Er muß so nahe, als es durch Vermittlung des Wortes möglich ist, an die Wirklichkeit herantreten und das, was sich im Aether des menschlichen Denkens verflüchtigt, bis zur höchstmöglichen Sichtbarkeit verdichten. Er wird also die Gabe besitzen müssen, den Begriff, welcher sich von der Wirklichkeit zu weit entfernt und gewissermaßen losgelöst hatte, rückwärts zu führen und in einem verwandten, der Natur entnommenen Bilde wieder zu geben. Darum muß ihm einestheils das Reich des Wirklichen mit seinen Kräften und Eigenschaften aufgeschlossen, anderntheils aber auch die stete Beziehung des Reiches der Begriffe auf dieses und sein Zusammenhang mit demselben allezeit gegenwärtig und geläufig sein.

Alle Abstracta als solche sind ihm zuwider. Er verwandelt sie in ein Concretes, damit er der sinnlichen Wahrnehmung so nahe komme, als es im Worte geschehen kann. Und grade hier ist das Haupteigenthümliche der Dichternatur zu erkennen. Ihr schlagen von selbst die Begriffe in anschauliche Bilder um. Ohne Wahl und Qual stellen sich diese vor die Seele, sobald es gilt, einer Idee, einem Gefühle Ausdruck zu geben. So hat sich denn freilich auch die Sprache mit einer Unzahl Bilder bereichert, welche wie gangbare Münzen von Hand zu Hand gehen. Und hierin liegt ein Punkt der Verlockung für viele Gebildete, die aus dem so reichlich ausgestreuten Bilderstoffe leichtlich ein Kleid zusammenweben und sich bei dem farbenschillernden Verse zweifellos für Dichter halten und von Vielen dafür gehalten werden. Man nehme aber die Bilder hinweg, welche wie gewöhnliche Worte überall leicht aufgelesen werden können, und zergliedere wieder andre genauer, die nur durch den Klang der Worte betäuben, aber nie etwas wirklich Geschautes geben: so wird der Ruhm gar vieler solcher sogenannten Dichter bald in den Schaum der Eitelkeit zerstieben. „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?“ sagt unser Schiller. Hier stehen genug Beispiele zu Gebote, daß Viele bei dem Gebrauche ihrer Bilder kein andres Bewußtsein haben, als daß sie gutklingende Worte zusammensetzen. Zur Vermeidung von Weitläuftigkeit stehe hier nur ein einziges. Jemand feiert einen verehrten Mann und wünscht ihm: „Mögen sich dir auf den Schwingen der Zeit noch viele Jahre erneuen.“ Nun betrachte man das Bild, ob der Dichter das wirklich gesehen hat. Die Zeit mit Schwingen darzustellen, ist etwas sehr Gewöhnliches. So wäre sie ein Vogel. Auf den Schwingen finden wir Federn. Was sind also die Jahre? Nothwendig Federn. Und ich unterdrücke das Wort, welches sich bei dem Erneuen dieser Federn von selbst an die Hand giebt.

Zu solchem Bombast würden sich aber sehr viele Gedichte uns enthüllen, wenn wir sie an dem Maßstabe messen, daß der Dichter jedes Bild, das er uns als Veranschaulichung bietet, selbst gesehen haben müsse, um nicht den getäuschten Leser auf der Schaukelwelle der Worte musikalisch einzuschläfern. Aber viele verrichten leider hier nur das Werk des Setzers. Sie greifen in den Kasten, wo Wörter und Bilder liegen, und legen die gesetzten Columnen abgepaßt in den Rahmen. Es sieht aus wie ein Gedicht, denken die Leute, aber sie sind in ihrem Gefühl und Bewußtsein um nichts reicher geworden.

Was nun im Einzelnen für die Art des dichterischen Ausdrucks (Stils) gilt, das fordern wir auch für das größere Ganze. Was der Dichter beschreibt, seien es Gegenstände der Natur oder der Menschenwelt entnommene Verhältnisse, Alles muß er mit dem Auge der Phantasie geschaut haben, um es so getreu als möglich, wie mit dem Pinsel des Malers oder dem Meißel des Bildhauers, im Worte wiederzugeben. Er wird überall freilich die Grenze des Wortes zu beachten haben, um das, was dessen Fähigkeit übersteigt, den Schwesterkünsten zu überlassen, dennoch aber wird er nie vergessen dürfen, daß es uns in der Dichtkunst um das Sehen des Geschilderten zu thun ist, und je mehr Leben seine entworfenen Scenen in sich tragen, je treuere Spiegel der Wirklichkeit sie sind, desto größer wird die Wirkung sein, die er auf uns übt, und desto zweifelloser sein Anrecht auf den Dichternamen.

Es ist aber nicht genug, daß die Sprache des Dichters das Wirkliche so nahe als möglich wieder gebe, er muß dieß auch in schöner, wohlklingender Weise thun; er muß in Worten Musiker sein. Der Darstellungstrieb durch Worte nähert sich hier in Rhythmus und Wohllaut dem Musikalischen. Wer nicht das feinste Ohr besitzt, das jeden härteren Laut schmerzlich empfindet und wiederum mit Wohllust in dem Durcheinandertönen wohlgefügter Wortlaute verweilt, ja, wer nicht vorzugsweise ein Wohlgefallen an dem Spiele und Klange der Worte hat und ein unwiderstehliches Verlangen, die Gefühle und Gedanken in Worten wie in Melodieen auszutönen und in die Harmonie der

Ruhe zu bringen, sie also auch für das Ohr zur Schönheit zu formen: der wird eines Hauptstücks der dichterischen Begabung ermangeln. Leisten die alten und die romanischen Sprachen durch sich selbst hierin schon Vorzügliches, so fehlt es doch auch der unsren keineswegs an innewohnendem Wohllaut. Beispiele aus unsren besseren Dichtern ließen sich hier zur Genüge anführen. Eins nur will ich mir nicht versagen. Wo ist z. B. mehr der Sache angemessene Schönheit des Ausdrucks, die als unsäglicher Wohllaut sich kund giebt und mit musikalischer Unmittelbarkeit uns zwingt, als in jenem bekannten Goethe'schen: Ueber allen Gipfeln Ist Ruh' — In allen Wipfeln Spürest du — Kaum einen Hauch. Die Vögel schweigen im Walde. Warte nur, balde Ruhest du auch! —

Hierhin gehört nun noch Alles, was von Versmaß und Reim zu sagen ist, worin der Dichter Meister sein muß.

Nimmt man mit solchen Anforderungen eine Gedichtsammlung zur Hand, so werden zwar auch manche Größen klein; aber im Grunde könnte man sagen, es werde, was Vers, Reim und Wohllaut betrifft, noch verhältnißmäßig ziemlich viel geleistet, und um hier zu wissen, ob man einen Dichter vor sich habe, muß man der übrigen Eigenschaften eingedenk sein, welche den Beruf des Dichters bekunden. Wo diese fehlen, da mögen die Verse noch so musikalisch fließen und die Reime noch so volltönend ineinander klappen, es ist doch nur das Spiel der Phrase, das sich zwecklos müht, den Schein von etwas Lebendigem zu gewinnen. Worte sind aber nicht bloß Töne und Laute, die das Ohr anregen, sondern sie sind bestimmt, Gefäße des Geistes zu sein. Die Gefäße sind da, zierlich und geschmückt; aber wo ist der Wein, der aus ihnen düften muß? —

Damit nun aber alle Künste zum Dichter steuern und die Dichtkunst gewissermaßen als die Blüthe und Krone aller erscheine, so dürfen wir endlich nicht außer Acht lassen, wie ein Dichterwerk als Ganzes in seiner Anordnung, in Vertheilung der Maße für das Einzelne, in der Symmetrie der Theile, an die Werke der Baukunst sich anlehne und allerdings sein Schöpfer noch etwas von der Begabung des Baukünstlers in sich tragen müsse. Das Kleinste wie das Größte verlangt seine richtige Stellung. Gruppirung und maßvolle Vertheilung, und die angemessene Form des Ganzen kann durch keinen noch so bedeutenden Inhalt erläßlich gemacht werden. Der ächte Dichter empfängt Beides zugleich, Inhalt und Form. Ihm stellen sich die Theile von selbst in die rechte Begränzung und die noch so große Mannichfaltigkeit schließt sich in der Rundung des Ganzen zur Einheit zusammen, um der allgemeinen Forderung der Schönheit zu genügen. Er empfindet die Architektonik seines Werkes mit derselben Bestimmtheit, als den Stil und den Gedankengehalt desselben und weiß, sie ist wesentlich, wenn das Ganze ein Kunstwerk sein soll.

Und so muß denn, neben den allgemeinen Erfordernissen der Kunst, der Dichter Eigenschaften des Redners, Malers, Musikers und Architekten vereinen, um durch das Wort — so weit es geht — die Mittel der Schwesterkünste zu ersetzen. Und wenn da auch allerdings jede einzelne Kunst in ihrem besonderen Gebiete beim Gebrauche ihrer Mittel Erleichterungen und Vorzüge besitzen wird, die der Dichtkunst fehlen: so hat hat diese doch im Allgemeinen das beste Theil erwählt und das weiteste Feld der Schöpfung sich erkoren.

Denn das Wort ist die am wenigsten sinnliche Hülle für Gefühl und Gedanken. Es hat den geringsten irdischen oder endlichen Beigeschmack. Es schmiegt sich am innigsten an die edelsten Gestalten, welche das menschliche Auge schauen kann, und giebt immer das Geistigste in der am genauesten umrissenen Form, weil es eben für sich nichts ist, sondern nur in Verbindung mit dem Gemeinten. Wohl dem Dichter also, der es würdig und meisterhaft zu gebrauchen weiß. Was kein Musiker in Tönen vermag, kein Pinsel des Malers, kein Meißel des Bildhauers, das steht dem Dichter offen: das Menschenherz, des Menschen Sinnen und Thun, die große, mannichfaltige Welt des Menschenlebens zu schildern, bis in das ätherische Gebiet des Gedankens hinauf, wohin keine andre Kunst je zu folgen wagen darf — bis in die geheimsten Fasern der Regung, welche zur That wird, in alle Himmel und Höllen des menschlichen Gemüthes. Die Dichtkunst rollt den Vorhang hinweg, und du siehst dein eigen Bild und folgst mit Staunen, mit Entsetzen, mit Bewunderung und Entzücken der auf- und absteigenden Handlung, die dich wiederspiegelt in deinem geheimsten Sein. Sie regt die Harfe der Andacht und feine, wie sie, rührt die Empfindung da, wo ihre Nerven in das Leben des Gedankens sich verzweigen, und weckt d'rum diesen und zieht ihn groß. Sie hat Alles geschaut, was im Bereich der menschlichen Entfaltung liegt, den Geist der Geschichte belauscht und auf seine Zukunft deutenden Sprüche gehorcht. Du hörst ihre Rede, und dem Sinnenden enthüllt sich der Gang unsres Geschlechts, und Kampf und Tod wird zu Sieg und Leben. Geschäftig sammelnd wandelt der Dichtkunst Geist umher in allen Gebieten der Forschung und Thätigkeit und, was er in sein Füllhorn getragen, streut er leichthin aus wie eines Gottes Reichthum, und wir alle empfangen und sättigen uns von seinem Geschenk.

Wie groß ist der Beruf des Dichters, wenn wir ihn so in seiner vollen Bedeutung erfassen. Und gerade, weil das Wort sein Werkzeug, in welches der Mensch seine ganze Welt niedergelegt hat, — wie weit ausgebreitet daher seine Wirksamkeit, wie kaum übersehbar sein Kreis!

Soll ich noch weiter fordern und deuten? Ich meine, es ist genug. Ein Dichter muß ein Genius sein, und gewiß — der größten Einer.

Plattdeutsche Gedichte.

Von Klaus Groth.

1. He much ni mehr.

Lévt harr he as en Christenminsch
Un arbeidt as dat hör,
He harr sin Lust, he harr sin Last:
He much toletz ni mehr.

He weer ni krank, un doch ni recht,
He leeg, un harr keen Rau,
De an sin Bett seet, weer sin Fründ,
Ok de weer old un grau.

He segg: Vertell mi wat, Jehann!
Do kloen de vun tovoern,
We se noch beide Bursseu weern,
Un Jungs, un halwe Goern.

He hör em to as na en Leed,
As wenn he Wunner hör,
He lév noch mal de schöne Tid
Un freu se noch mal doer.

Denn sä he: Nu i's 't nog, Jehann,
Ik föhl, nu kumt uns Herr! —
Do mak he sacht de Ogen to:
He much toletz ni mehr.

2. Weern wi dat?

. . . Dat Wedder war schön,
De Büscher warn grön,
Wa weer dat Fröhjahr warn?

Smuck war dat inn Garn,
Dat Unkrut dreef Ranken,
Käfer lepen, de blanken,
Fleerlinken danzen,
Tulken steken op as Lanzen.

Dar seten wi!
Slapri un dun
Seten de Spatzen in Tun.

Awer darachter weer en Hus
Oldmodsch un krus,
De Arkner*) hung scheef,
Dat Finster weer beklêvt. —
Awêr open keem dat,
Un herut keem en Kopp,
Mit Snipp un Schebdok**) op,
Ok noch en Hüll***)
Un en Brill.
Un en Ul lang herut,
Un stöv den kattun Voerhang ut.

Wo flogen de Spetzen!
Un wi vertelln vun de ol Schuhn,
Harr en Ul inne Hand, en Gesicht as en Fru,
Harr de Kralln as en Katt, inne Mund keen Tähn,
Un hal ell de Kinner de bös don dén.

Weer se dat?
Awer de Katt!
Ut Finster keem se,
Rilut neem se,
Langs Deck lank,
Dal in den Husgank!
Un hulterpulter
Smeet ol Hens Wulter,
De Nechtwächter, mit Hurrah
Er de Ul achterna.

Och we mak se uns bang!
Un lang
Seten wi dar un schudern inn Sünnschin!
Un verteiln vun de Nacht,
Un de Böse sin Macht,
Un de Tid, un den Dod,
Un den lewen lewen Gott.

Beben wahn he.
De Wolken trocken witt,
Unse Seel trock mit.

O Welt, wa büst du schön!
O Fröhjahr, we grön!
O Kinnerhart, we fram!
Un mehr as 't alltosam!

---

* Firdusi, ein persischer Dichter.

Von Karl Frenzel.

(Schluß.)

Wie gefärbt und auch in ihrem faktischen Inhalt von der einstigen Wirklichkeit verschieden diese Volkstraditionen in den Tagen Firdusi's auftraten, wie viel namenlose und vergessene Dichter ihre Kunst seit Jahrhunderten daran mochten geübt haben, in ihrem Kern und den äußern Umrissen ihrer Erzählungen bewahrten sie zweifellos die Anschauungen des iranischen Volkstammes, sein erstes Auftreten in der geschichtlichen Welt. Im Schahname weht der Hauch eines ersten Frühlings, dämmert eine erste Morgenröthe. Ueber der jüngst erschaffenen Erde waltet Kajumors, Menschen bildend wie Prometheus, beneidet und gehaßt von Ahriman, dem bösen Gotte, der seine Diener, die Diwe, gegen ihn und seine Nachkommen sendet. Die Söhne des Kajumors bestehen glücklich diese Kämpfe, der Engel des Ormuzd giebt ihnen den mächtigen Fangstrick und die Stierkopfkeule, Dschemschid führt das goldene Zeitalter herauf. Die Macht, welche die Sagen der semitischen Völker Salomo über die Geister zuschreiben, besitzt Dschemschid bei den Iraniern, in seinem Weltenbecher überschaut er die Erde und alle sieben Himmel, er ist der König der Geister. Sie erbauen ihm sein Schloß, auf ihren Rath theilt er die Menschen in Priester, Krieger, Ackersleute und Gewerbtreibende. Wie Salomo, überhebt er sich gegen Ormuzd in seinem Stolz und sendet sein Bild durch die Länder, göttliche Verehrung dafür fordernd; ein Zug, der an die babylonischen Könige erinnert. Damals wohnte in der Wüste Arabiens ein stolzer Fürst Sohak; der brach vom Satan verführt gegen Dschemschid auf und vertrieb ihn mit dessen Hülfe. Tausend Jahre, es ist die gewöhnliche asiatische Uebertreibung für einen längeren Zeitraum, regiert nun Sohak über Iran; ich vermuthe, daß in ihm, dem Eroberer, der von Arabien und Jerusalem kommt, eine letzte, halbverwischte Erinnerung an jenen Sesostris enthalten ist, der nach griechischen wie egyptischen Berichten Iran besiegt hat. Noch zeigt das Volk die Trümmer seines Schlosses, in dem er, grausam und gewaltthätig, ein Schrecken den Friedlichen, den Frommen ein Gräuel wohnte. Von dem Kusse des Satans auf seine Schultern sind Schlangen dort emporgewachsen, die er mit Menschenhirn füttert; täglich opfert er ihnen zwei, es klingt fast wie eine Andeutung des egyptischen Thierdienstes in rohster Form. Der langen Tyrannei müde, erhebt sich endlich der Schmied Kawe wider den fremden Unterdrücker, sein Schurzfell wird zur Fahne, um die sich die Unzufriedenen sammeln; ein junger Held Feridun, ein Nachkomme Dschemschids und wunderbar allen Nachstellungen des Sohak entgangen, vereinigt sich mit ihnen; im harten Kampfe wird Sohak bezwungen und von Feridun in eine Felsschlucht geschleudert, wo er kettengebunden sitzt bis zum jüngsten Tage. König Feridun ist nun Herr der Welt und vertheilt seine Reiche den Söhnen. Selm erhält den Westen, Tur den Norden, und Iredsch, sein Liebling, Iran. Als ob man die Chronik von Kaiser Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen läse! Selm und Tur beneiden Iredsch seines Antheils wegen, sie ziehen gegen ihn und den greisen, schwachen Vater; Selm ist der Kopf, Tur die Hand. Ohne Heer geht ihnen Iredsch entgegen. „O König“, sagt er beim Abschied zu Feridun, „gedenk der Hinfälligkeit des Lebens, über uns weht es dahin, wie der Wind. Warum sollte sich ein kluger Mann betrüben? Die Zeit wird die Rosenwange bleichen und den Glanz des Auges trüben. Der Anfang des Lebens ist Wonne, sein Ende Qual . . . zuletzt wird unser Bett doch die Erde und ein Stein unser Kissen sein; warum heut einen Baum pflanzen, der mit Blut getränkt als Frucht die Rache tragen würde?“ Ist es nicht die Rede des Buddha von der Eitelkeit der Welt, die sich hier wiederholt? In das Zelt der Brüder tretend, sucht Iredsch umsonst sie zu beruhigen; der wilde Tur trifft seine Schläfe mit dem Fuß eines Sessels und tödtet ihn vollends mit einem Dolchstoße. Die Abgerissenheit, das Sprunghafte der Tradition beweist sich schon an dieser Stelle; ohne jede weitere Unternehmung auf Iran kehren Selm und Tur in ihre Länder zurück, Jahre vergehen, bis Iredsch's Sohn Minutschehr herangewachsen und die Rache an seinen Oheimen vollzieht. Die Blutrache ist das erste Element des ewigen Krieges zwischen Turan und Iran. Zunächst aber wendet sich die Sage nach dem Süden des Landes, den Steppen um den Hirmendstrom, zu dem Geschlecht des Neriman, ihren Lieblingen, Sam, ein tapferer Drachenbezwinger, erzeugt einen Sohn Sal, der zum Verdruß des Vaters weißes Haar hat und von dem Zornigen, trotz aller Vorstellungen der Weisen, in den Schluchten des Elburs ausgesetzt wird. Dort findet ihn die Simurg, der Vogel Roch der arabischen Märchen, trägt ihn nach ihrem Horste und erzieht ihn zur Stärke und Schönheit mit ihren Jungen. Kaufleute, die vorüberziehen, sehen den Herangewachsenen auf den Felszacken und tragen die Kunde zu Sam; es ist klar, daß sich Vater und Sohn nun vereinigen und versöhnen.

Die folgende Erzählung ist wesentlich von späteren Einflüssen beherrscht, nicht nur in ihrer Form, sondern dem größeren Theil ihres Inhalts nach von Firdusi erfunden; sie handelt von der Liebe Sal's zu Rudabe. Zu Mihrab, einem Häuptling in Kabul, dem Sam tributpflichtig, kommt im prächtigen Aufzuge Sal; bei den Festen, die Mihrab ihm zu Ehren feiert, erfährt Sal von Rudabe,

*) Erker, Ausbau.
**) Alte Art Kopfbedeckung.
***) Mütze

seiner schönen Tochter, und diese wieder von Sal, dem schönen Jünglinge mit weißem Haar. Es ist für Firdusi's Auffassung des Weibes entscheidend, daß gleich die erste Frauengestalt, die er mit Vorliebe schildert, ihre Dienerinnen aussendet, Sal zu sich einzuladen. Ob seine Frauen ferner nun Tehmine, Sudabe, Menische heißen, alle sind dieselben cypressenschlanken, mondgesichtigen, von Moschuslocken umwallten, geistig unbedeutenden, sinnlichen Geschöpfe, die sich dem Manne in die Arme werfen, gleichviel ob er sie am nächsten Morgen verläßt. Der Orientale faßt die Schönheit in dem Begriff des Reizes zusammen, wie er nichts von dem Adel, weiß er auch nichts von der Leidenschaft einer weiblichen Natur, eine Iphigenia kennt er nicht, und zu welcher Niedrigkeit und Häßlichkeit seine Phädra hinabsinkt, wird die Geschichte der Sudabe zeigen. Von den Sklavinnen verlockt geht Sal zur schönen Prinzessin, eine Haremsscene folgt, mit der ganzen Meisterschaft Firdusi's in Colorit und pathetischen Ausrufungen wiedergespiegelt, nur sollen diese Worte nicht, weil sie hier und dort ähnlich klingen, mit jenen Versen Shakspere's verglichen werden, worin die Liebe ihr Wesen ausgeathmet; Firdusi versteht phantasievoll den sinnlichen Genuß zu schildern, von dem geistigen Zug in »Romeo und Julia« besitzt er selbstverständlich nicht einen Hauch. Indeß bedrohen viele Gefahren und Hindernisse das Glück der Liebenden; Mihrab schleift seine Tochter an den Haaren umher, als er von ihrem Einverständniß mit Sal hört, andererseits widersetzen sich Sam und der Schah Minutschehr der Verbindung eines vornehmen Iraniers mit einem Mädchen aus Sohak's Geschlecht. Ein Kriegszug gegen Kabul wird beschlossen; doch während Sindocht, die kluge Mutter der Rudabe, Sam gewinnt, versöhnt Sal durch seine Klugheit im Räthsellösen und seine Tapferkeit im Turnier den Schah.

Sal und Rudabe sind die Eltern Rustems, des Wunderkindes, das die Milch von neun Ammen aufnährt. Schon als Knabe erschlägt er einen wüthenden Elephanten und wird bald der Schrecken Turans, der Mittelpunkt des Gedichtes, der zu den Schahen etwa steht, wie in den Liedern Roland zu Karl dem Großen. Sal scheidet bald aus den Kriegen und nimmt die Rolle des weisen Rathers an, dem die tausendjährigen Erfahrungen seines Lebens die erste Stimme im Divan der Fürsten, sein Verkehr mit der Simurg, die Verbindung mit dem Geschlechte Sohak's, Ruf und Namen eines großen Zauberers verleihen. Die Geschichte Irans bietet fortwährend die alten, zusammenhangslosen Kämpfe mit Turan, in denen das Königsgeschlecht der Pischdadier nach einer Herrschaft von 2441 Jahren untergeht und ein zweites, das der Kajaniden, mit Kai Kobad den Thron besteigt. Sein Nachfolger ist unter allen diesen schattenhaften Erscheinungen auf Elfenbeinthronen und weißen Elephanten eine fesselndere, originale Persönlichkeit. Im Glücke hochmüthig, daß er wohl junge Adler aufzieht und sich, wenn sie stark geworden, von ihnen auf seinem Thronsessel gen Himmel tragen läßt, wie die Sagen auch von Alexander berichten, im Unglück so ohnmächtig, daß seine Vasallen ihn wie den niedrigsten Knecht behandeln und Rustem in seinem Frauengemache seiner geliebten Königin Rudabe das Haupt abschlägt, zeigt Kai Kawus die Unbeständigkeit, Launenhaftigkeit und den raschen Schicksalswechsel, die sich im Leben so vieler Fürsten des Orients wiederholen. Durchaus ein sultanischer Herr, zieht er heute, von einem Diw bethört, nach dem Zauberland Masenderan, wo er mit Blindheit geschlagen sammt seinem Heer in Gefangenschaft geräth; morgen, kaum daraus erlöst, verliebt er sich in die listige Sudabe, die Tochter des Königs von Hamaveran, bei dem ihn abermalige Gefangenschaft trifft. Aus allen Nöthen rettet ihn Rustem; in Masenderan erlebt er seine berühmten sieben Abenteuer, feiert er seine Siege über die Diwe, zehntausend erschlägt er in einer Nacht, und wenn sie sich in Felsen verwandeln, die Elephanten nicht von der Stelle bewegen können, trägt er sie auf seinen Schultern davon zum Zelt des Schah. Er ist ein Mann, groß »wie der Berg Bisutun«, jedes menschliche Maß schwindet hier, wir sind in der Märchenwelt der Riesen Gog und Magog, wider die übrigens Firdusi seinen Alexander einen Wall aufführen läßt. Die seltsamsten und rührendsten Begebenheiten sind in diesem Theile des Gedichtes enthalten, auf Rustems Jagd in Turan, sein erstes Gefecht mit König Afrasiab, folgt der Untergang des Sohrab, die Geschichte des Sijawusch.

Unter den Söhnen des Kai Kawus ragt an edlem Sinn und hoher Schönheit Sijawusch hervor, der braunäugige. Zufällig sieht ihn seine Stiefmutter Sudabe, sieht und liebt ihn. Leicht überredet sie den schwachen Vater, dem Jüngling den Eintritt in die Frauengemächer nicht allein zu gestatten, sondern dem Widerstrebenden zu befehlen. So gezwungen naht sich Sijawusch der gefährlichen Frau. Unwillkürlich gedenkt man bei den folgenden Schilderungen Josef's im Hause Potiphars und der Leidenschaft der Phädra. Die naive Form, in der die Bibel Suleicha's Verführungsversuche darstellt und die anfangs auch die persische Sage hatte, ist unter Firdusi's Hand in eine reiche, strahlende, aber hier und da gesuchte Künstlichkeit verwandelt, als ob auf Blumen, ihren Duft zu erhöhen, Wohlgerüche geträufelt worden wären. Die Scenerie, Ambra und Myrrhen, die in »unendlichen Massen« verbrannt, Edelsteine und Perlen, die »becherweis« ausgestreut werden, Sudabe mit ihrer Rubinenkrone: Alles ergreift uns sinnlich, berauschend, und nun sehe dagegen die Phädra des Euripides, sterbend im Waldesschatten sitzend und die Spuren seines Wagens mit erlöschendem Auge suchend, um den ganzen Unterschied, aber auch die Hoheit des hellenischen Geistes über den orientalischen in einem Zuge zu erfassen. Sudabe ist eine schöne Sklavin, Phädra eine im tiefsten Schmerz verklärte, ideale Gestalt. Da Sijawusch von der Mutter sich wendet, klagt sie wider ihn vor dem Schah und weiß durch Listen und Ränke, wie sie nur der Harem gebiert, ihm den Sohn zu verdächtigen. Ein Gottesurtheil soll entscheiden; zu Pferd, im lichtweißen Gewande reitet Sijawusch unverletzt durch zwei flammende Scheiterhaufen und bittet in edler Männlichkeit für die schuldige Sudabe um Gnade, als die Großen des Reichs sie zum Tode verurtheilen. Doch beharrt Sudabe in ihrem Haß, die Natur der Orientalinnen ist in dieser Gestalt in typischer Vollendung von Firdusi gezeichnet worden; besser, als sie je einem Maler in seiner Semiramis oder Potiphar gelungen ist. Bei einem Feldzuge des Sijawusch gegen Afrasiab von Turan bricht der alte Groll verhängnißvoll aus. Kai Kawus verwirft den Frieden, den Sijawusch geschlossen, so vortheilhaft er ist, und fordert von ihm, sein gegebenes Wort zu brechen und die turanischen Geißeln an seinem Hof zum Tode zu schicken. Entrüstet über solche Zumuthung eilt Sijawusch mit tausend Begleitern hülfeflehend zu Afrasiab. Freudig aufgenommen, reich beschenkt und mit einer Provinz belehnt, erbält er die Hand der Ferengis, der Tochter des Schah's, und erbaut das prächtige Schloß von Gangdis. So viel Glück erweckt Neider, ein geheimes Mißtrauen herrscht trotz aller scheinbaren Freundlichkeit in der Seele des Afrasiab, ängstigende Träume steigern es noch mehr, sein Bruder Gersiwes, der Ganelon der Sage, erinnert ihn beständig an das Wort des Weisen, daß der junge Löwe, stark geworden, zuerst seinen Erzieher zerreiße. Hin und her jagend von einem zum andern, überzeugt der Verräther den Schah von der Treulosigkeit des Sijawusch, der seine Provinz den Iraniern in die Hände geben wolle, den Sijawusch, daß Afrasiab beschlossen, ihn zu tödten. In diesem Wahne flieht Sijawusch — die verfolgenden Reiter Afrasiabs erreichen ihn bald, seine Begleiter fallen um ihn, und der Schah befiehlt im Auflodern seines Zornes auch ihn, den Heldenjüngling zu erschlagen. Kaum gelingt es dem verständigen, edeldenkenden Vezir, Piran Weise, Ferengis und die Frucht in ihrem Schooße vor dem Wüthenden auf sein festes Schloß zu retten. In ihrer Mannichfaltigkeit, dem Reichthum ihrer wechselnden Bilder, dem Rührenden ihres Ausgangs ist das eine der schönsten Episoden

des Schahname, fast ganz frei von jenen Schwertstreichen, welche die Welt zersplittern, ihre Gestalten nicht wie sonst in Umrissen, sondern in feiner und sorgfältiger Ausführung gezeichnet.

Eine zweite Blutschuld hat Turan auf sich geladen, wieder beginnt der Rachekrieg Irans. Kai Kawus tritt in den Hintergrund, wie die letzten Merovinger nur bei Staatsaktionen auf ihrem Ochsenwagen, so zeigt er sich auf seinem Elephanten. Das Regiment führen die Großen; ein hartes, gewaltthätiges, aristokratisches Regiment sprengt die ursprüngliche despotische Staatsverfassung Irans. Die Helden schlagen den Königinnen das Haupt ab, führen den Krieg gegen Afrasiab, senden einen aus ihrer Mitte Giw, den Sohn des Guders, aus, den Sprößling des Sijawusch, Kai Chosru, in Turan zu suchen. Chosru ist trotz der Aehnlichkeit seines Namens und seiner Geschicke nicht auf Cyrus zu deuten; nur möchte ich den Einfluß der späteren Sagen von Cyrus und Astyages auf die uns vorliegende Darstellung nicht bestreiten. Wie dem sei, Chosru wird wie Cyrus bei Hirten erzogen, von Piran, seinem Harpagus, geschützt, von seinem Großvater Afrasiab bedroht. Nach vielen Mühen findet ihn Giw in den Ruinen von Gangdis und führt ihn glücklich über den Oxus nach Iran. Die Großen erkennen den jungen Königssohn erst nach vielen Streitigkeiten als Schah an, und wie immer hebt damit das Schlagen der Kriegspauken und die ganze Ungeheuerlichkeit der Schlachtbilder von Neuem an; dieselbe dramatische Lebendigkeit, dieselbe grelle, aber wirkungsvolle Malerei, dieselbe Eintönigkeit, wie ich sie schon einmal angedeutet. Es ist gut zur Ernüchterung der Phantasie in Fraser's modernem persischen Roman „Kisilbasch“ ein Gefecht der Turkomannen nach Firdusi's Schlachtgesängen zu lesen; welch' gemeine, klägliche Wirklichkeit hat da dem Dichter zum Stoff gedient! Die einzelnen Thaten dieser Kriege sind zahllos, manche Züge vortrefflich. Firud, der Bruder Chosru's, der in Turan geblieben, von einer Felskuppe das anrückende persische Heer sieht und von seinem Begleiter sich die Helden an ihren Fahnen zeigen läßt, erinnert an Helena auf dem skäischen Thor; Menische offenbart in ihrer Liebe zu Bischen die opferfreudige Treue eines Weibes, Rustem ist immer hoch und herrlich vor Allen. Der Tod des Afrasiab bringt die entzweiten Völker zum Frieden, Kai Chosru überträgt die Herrschaft der beruhigten Welt seinem Schwiegersohne Lohrasp und entschwindet den Augen der Sterblichen. Die Geschlechter der Helden sind ausgestorben, Sal und Rustem ziehen sich ohne Huldigung vor dem neuen Schah nach ihrer Burg am Hirmend zurück. Hier greift nun sichtbar die priesterliche Legende in die bis jetzt durchaus kriegerische Ueberlieferung ein. Nicht umsonst hat Dakiki, ein Anhänger der Feuerreligion, die folgende Episode bearbeitet. Guschtasp, der Sohn und Nachfolger des Lohrasp, ist der Beschützer des Serduscht, Zoroasters. Der Prophet verkündigt die gereinigte Lichtreligion und errichtet überall dem Feuer die heiligen Altäre. Sein Zögling Isfendiar, von ihm gestählt, bekämpft schon die „Ungläubigen“, und zu seinen Ehren entnimmt die Legende aus der Kriegersage mehr als ein Abenteuer Rustems und überträgt es auf ihn. Beide wandeln den „Weg der sieben Abenteuer“, Rustem befreit als Kaufmann verkleidet den Bischen, so Isfendiar seine Schwestern; beide überfallen bei nächtlicher Weile das Schloß des turanischen Königs. Wenn sie zuletzt feindlich aneinander gerathen und Isfendiar im Kampf erliegt, so fällt er nicht durch des Gegners Kraft, sondern durch die Zaubereien Sam's. Die Heiden erheben sich gegen den reinen Glauben. Im Allgemeinen ist Firdusi's poetische Gestaltungsmacht damit erschöpft, die Erzählung von Rustems Fall in eine Grube voll Lanzen und Schwertern ist matt und farblos, ein solcher Tod überhaupt des Helden unwerth. Guschtasp ist der Vistaspa der Zendschriften —, und — mag er nun der Hystaspes des Herodot, der Vater des Darius sein oder nicht — gewiß der letzte, unabhängige König Ostpersiens. Mit ihm hört die Heldensage auf, Bactrien verschwindet als ein kleiner Theil in dem großen Perserreich, dessen Kämpfe und Bestrebungen sich alle nach Westen richten.

Ich versuchte in scharfen Strichen das Gerüst der iranischen Sagen annähernd darzustellen; den Reichthum im Einzelnen zu schildern, würde vergebens, für unsere Anschauungen nur ermüdend und verwirrend sein. Eine andere Frage drängt sich auf: was ist die Arbeit des Firdusi an seinem Stoff? Daß er seine Quellen ordnete, Störendes ausschied, Gleichartiges zusammenschmolz, ihren Berichten größere Harmonie, die ganze metrische Einkleidung gab, begreift sich, allein er ist weiter gegangen, er hat nicht nur den Zusammenhang des iranischen Epos, sondern auch den Inhalt vieler Episoden aus seinem Genius ergänzt und geschaffen. Nie konnte ein Volkslied die Liebe Sal's zu Rudabe, die Tugend des Sijawusch im Kampfe wider seine Stiefmutter, nur annähernd in der Pracht und Herrlichkeit der Ausführung, in dem lyrischen Pathos schildern, in denen sie uns vorliegen, hier zeigt jede Doppelzeile die Kunstpoesie; ein Blick auf die Erzählung der Bibel von Jakobs Liebe zu Rahel, von Josef's Keuschheit, auf die älteste indische Sage von Sakuntala, genügt, den Unterschied zu erfassen. Firdusi übertrug die Welt seiner Anschauungen, das Leben, wie es ihn umgab, wie er aus Schriften verschiedener Art es kennen gelernt, in sein Gedicht. Ihm noch sitzt der erste Schah wie der letzte auf einem Thron von Rubinen, er unterscheidet keine Entwickelungsstufen in Sitte und Kunst während der drei Jahrtausende, die er besingt. Alles blitzt und funkelt in den Palästen seiner Könige, Ströme von Rosenwasser, Wolken von Moschusdüften umfluthen und umwehen dich dort, Perlen werden wie Tulpenblätter berghoch über die Teppiche gestreut, Ehrenkleider und Juwelen mehr verschenkt, als je alle Könige des Orients zusammen besessen: die Uebertreibung abgezogen, erblickst du beständig das Schloß Mahmuds zu Ghasna, den Saal, wo der glückselige, in seinen Phantasieen trunkene Dichter auf dem persischen Kissen sitzt, die Flöten ihn schmeichlerisch süß umklingen und indische Bajaderen in weißen, flatternden Gewändern, Kränze und Perlen in den Haaren, in den Schwingungen anmuthiger Tänze den rauschenden Fall seines Verses nachahmen. Dort gehen die stolzen, turkomannischen Reiteroffiziere des Sultans, die den indischen Feldzug mitgemacht, in stählernen Rüstungen und mit vergoldeten Helmen in den Hallen umher und reden und prahlen von ihren Abenteuern, der eine und der andere tritt wohl in des Dichters Zimmer, erzählt ihm von Schlachten und Kriegslisten im Gangesland, oder sie turniren auf dem Meidan der Stadt, werfen die Lanzen und schleudern den Ball. Bei Abu-Mansur und Nasir Lek trifft er die Hofhaltung des Schah im kleineren Maßstabe wieder, findet bei ihnen jene selbstbewußte, wenn auch im Gewand tiefster Demuth auftretende, aristokratische Unabhängigkeit, die seinen Rustem und Tus auszeichnet; der Untergang der Samoniden zeigte ihm, wie diese in Demuth vor dem Elfenbeinthron liegenden Hauptleute sich in einem Augenblick zu trotzigen Empörern verwandeln und ihres Schwertes sicher den Schah bei den Haaren am Boden umherschleifen können. An der Spitze der turkomannischen Krieger standen verschlagene, verzweifelte Gesellen, in den morgenländischen Gefechten unvergleichliche Haudegen, mit denen der Sultan so willfährig und sanft verfahren mußte, wie Kai Kawus mit Rustem. Nun besitzen freilich die Zustände des Orients ihrer Wesenheit nach eine größere Unbeweglichkeit, als die europäischen, in den Reisebeschreibungen der Engländer sind die Meidanspiele der heutigen Perser genau so beschrieben, wie sie Firdusi sah und besang, allein Niemand wird glauben, daß es im Anfang aller Tage Städte wie Ispahan, Schlösser wie das Harun al Raschid's in Bactrien gegeben habe; ja noch mehr, der persische Hof, den die Griechen kennen, hat keine Aehnlichkeit mit dem des Schahname, die Alexanderschlachten keine mit denen Rustems. Welch' lebhafte Handelsverbindung mit Indien setzen allein die „Heere von Elephanten“ voraus, die Firdusi am Oxus kämpfen läßt; wo kämen in den ältesten Traditionen eines Volkes gemalte Tapeten, diese Tausende von Seidenkleidern aus China vor? Der Schluß ist nicht abzuweisen: die Scenerie des ganzen Gedichtes gehört dem Genius

des Firdusi. Zuweilen nimmt er die Ueberlieferung ohne jeden Schmuck auf, so die Erzählung von Rustems Tod, die Beschreibung des Kampfes mit den Diwen, wie Sam das Drachenthier erlegte, die Fabel von der Simurg und Manches dem Aehnliche; die Verse des Dakiki hat er wörtlich seinem Werke einverleibt, die Novellen aus der Sassanidenzeit vielleicht nur aus der überlieferten Prosaform in die metrische gebracht; Lieder aber wie die oben genannten, die von Sohrab, Firud, Bischen und Menischa, von Kai Chosrus Entschwinden und Isfendiars Fall, entspringen in dieser Form nie der Volkspoesie, sondern sind Erzeugnisse eines künstlerischen Verstandes, sie verhalten sich zur Tradition, wie Shakspere's Dramen zu seinen Quellen, den Märchen und Geschichten.

Die Weltanschauung des Firdusi ist eine ernste, tragische. Sie kann bei Festen und dem Leeren mächtiger Pokale in rauschenden Jubel ausbrechen und den Lebensgenuß bald im bacchantischen Wirbel feiern, bald in den Worten der Greise mit milder, salomonischer Weisheit empfehlen, im Grunde wendet sie sich ab von dem unheilvollen Wechsel des Daseins und ruft wie der Buddha darüber: „Sonsara!“ Tiefer mag nie eines Dichters Herz von dem Gefühl der Allvergänglichkeit erfüllt gewesen sein, immer klingt es uns schmerzlich ergreifend aus traurigen, wunderbar harmonischen Versen an. „Was ist“, sagen alle seine Helden, „was ist das Leben als ein Athemholen?“ Die uns umgebende Welt ist ein Schein; Gutes vollführend und in rühmlichen Thaten strebend suchen wir nach der Wahrheit, die wir dahinter verborgen glauben, nach dem Paradies in der Ewigkeit, dem Angedenken bei den Nachkommen — den einzig wahren Gütern, die uns bestimmt sind; der Weise jedoch bleibt auch diesem Wahne fern, schmerzlich sich zusammenfassend und aller Täuschung frei, wünscht er am Ganges, in Hellas wie in Iran nur das eine:

„— — er wäre nie geboren,
Ihn hätte nie im Erdenfrost gefroren
Und niemals ihn die Gluth versengt;
Unheil nur wird durch die Geburt verhängt.
Nur Wechsel herrscht und Trübsal hier auf Erden,
Drum ist es besser, nicht gezeugt zu werden.“

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Zur Chronik Dresdens. Von K. von Weber. — Mutter und Kind. Gedicht in sieben Gesängen von F. Hebbel. — Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. Von Hoffmann von Fallersleben. — Karl Martell. Tragödie in fünf Akten von F. A. Muercker. — Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Von Adolf Stahr. — Advokat Schnobeles. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben von J. Gundling. 2 Bde.

— * Von dem noch im Erscheinen begriffenen Werke von Lewes „The physiology of common life“ wird bereits eine deutsche Uebersetzung bei Brockhaus gedruckt.

— * Von Otto Müllers Erzählung „Der Stadtschultheiß von Frankfurt“ ist eine zweite Auflage herausgekommen.

— * In diesen Tagen erscheint ein fünfactiges Trauerspiel „Die Fabier“ von Gustav Freytag.

— * Ueber die weite Verbreitung und den fast beispiellosen Erfolg des Romans „Soll und Haben“ berichtet die „Gartenlaube“ Folgendes: „Soll und Haben“ erschien zuerst Ende April 1855 in einer Auflage von 1000 Exemplaren. Schon im Juli desselben Jahres folgte eine zweite, nicht ganz zwei Monate darauf eine dritte Auflage, jede von 750 Exemplaren. Acht Wochen später verließ die vierte, wieder 1000 Exemplare stark, die Presse, und ehe ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten verflossen war, wurde eine fünfte nöthig, welche in 1500 Exemplaren abgezogen wurde. Man konnte nach den bisherigen Erfahrungen annehmen, daß damit der Bedarf des Publikums, welches fünf Thaler für einen Roman zahlen kann, so ziemlich erschöpft sein werde. Es war nicht so, und im November veranstaltete der Verleger eine sechste Ausgabe, welche 2000 Exemplare stark war. Inzwischen war der Wunsch laut geworden, der Roman möge auch den weniger bemittelten Schichten des Volkes zugänglich gemacht werden. Diesem Wunsche entsprach die Ausgabe, welche in der Ostermesse 1858 die Presse verließ. Sie war zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr. zu haben, und daß sie ein Bedürfniß erfüllte, bewies sich dadurch, daß binnen sechs Wochen die 5000 Exemplare, aus denen sie bestand, abgesetzt waren. Eine weitere Auflage, ebenfalls 5000 Exemplare stark, war fast eben so rasch vergriffen, und soeben verläßt die dritte, wiederum in 5000 Abzügen, die Presse. So sind denn binnen $3^1/_2$ Jahren nicht weniger als 7000 Exemplare der Ausgabe zu 5 Thlr. und 15,000 der Volksausgabe von „Soll und Haben“ auf den Büchermarkt gelangt — ein Phänomen, welches allerdings kein absoluter Beweis für den Werth des Buches, wohl aber ein entschiedener Beweis dafür ist, daß dasselbe mit seiner Sprache den Geschmack und mit den in ihm verkörperten Gedanken und Bestrebungen die Gedanken und Bestrebungen eines sehr großen Theils unserer Nation, und zwar nicht bloß der Vornehmen und Reichen, getroffen hat. Der Erfolg von „Soll und Haben“ hat sich aber nicht auf Deutschland beschränkt. Zunächst erschienen sehr bald nach den ersten Leipziger Auflagen mehrere Nachdrucke in Amerika. Der erste war der in H. Börnsteins „Anzeiger des Westens“, welcher den Roman im October 1855 brachte. Ein zweiter erschien im März des nächsten Jahres in der von G. Schneider und Daniel Hertle redigirten „Täglichen Illinois-Staatszeitung“, und ein dritter um dieselbe Zeit als Band für sich in der Buchhandlung von Ed. Bühler u. Comp. zu St. Louis. Letzterer, 1 Band in einer Art Lexikonformat, ist auch in typographischer Beziehung ein Muster der Art, wie man nicht drucken soll. Inzwischen machte der Roman auch im Auslande von sich reden, und bald hörte man von verschiedenen Uebersetzungen. Zuerst erschien 1856 bei Heckenast in Pesth eine ungarische, dann folgte 1857 eine schwedische, in demselben Jahre eine französische im „Moniteur“, die dann auch apart in 2 Bänden erschien, im Herbst desselben Jahres drei englische, denen 1858 noch eine vierte folgte, die später von einer Newyorker Firma nachgedruckt wurde. Neuerer Zeit sind noch eine holländische und eine italiänische Uebersetzung angekündigt.

— * Mit dem Unternehmen der großen deutschen Ausgabe von Händels Werken steht es jetzt besser. Man schreibt darüber aus Leipzig: Der König von Hannover hat eine jährliche Unterstützung von tausend Thalern gewährt, die dem Directorium der deutschen Händel-Gesellschaft für die ganze Dauer der Veröffentlichungen zur Verfügung gestellt sind. Es ist schön, daß sich auf diese Weise die nach Deutschland zurückgewendete hannoversche Königsfamilie mit dem rückwandernden Tonmeister in eine Verbindung setzt, wie sie dem lebendigen Verhältniß entspricht, das einst zwischen beiden, als sie nach England ausgewandert waren, bestand. Die Ausgabe der Händel'schen Werke wird durch diese königliche Freigebigkeit, die man auf eine Zeichnung von 120 bis 130 Exemplaren anschlagen darf, gesichert, obwohl die Herstellungskosten dadurch noch immer nicht völlig gedeckt sind. Es ist übrigens kaum ein Zweifel, daß eben diese Sicherung der Aussicht auf die Vollendung der Ausgabe die Subscription nun wesentlich fördern wird, und namentlich in England, wo die Ausgabe der Händel-Society mitten im Werk stecken geblieben ist, und wo jeder Unterzeichner begreiflicherweise mißtrauisch geworden war gegen jede ähnliche Unternehmung. Würde sich jetzt noch die Zeichnung zu der Höhe heben, die man anfangs gehofft und in Aussicht genommen hatte, so könnte die Ausgabe dann in einer erfreulichen Raschheit zu Ende geführt werden.

— * Die Jubelfeier der Akademie der Künste in München wird in den Tagen vom 28. bis zum 30. März nach folgendem Programm begangen: 1) Montag den 28. März um 9 Uhr kirchliche Feier. Hochamt in der St. Michaelskirche und Gottesdienst in der protestantischen Kirche. Um 11 Uhr öffentliche Sitzung in der Akademie. Vorträge des Herrn Staatsrath von Maurer, als Stellvertreter des Vorstandes der k. Akademie der Wissenschaften Herrn Geheimenraths von Thiersch, und des Secretärs der ersten Klasse Herrn Professors Marcus Josef Müller. Um 3 Uhr Festmahl im Bayerischen Hof. Um $6^1/_2$ Uhr Theater: die Brüder des Terenz nach der Uebersetzung von Einsiedel. Nach demselben Reunion im Bayerischen Hof. 2) Dienstag den 29. März: Um 11 Uhr öffentliche Sitzung in der Akademie. Vorträge der Herren Secretäre der zweiten und dritten Klasse, Geheimerath von Martius und Archivdirector von Rudhart. Um 3 Uhr Festdiner in der k. Residenz. Um $6^1/_2$ Uhr Theater: Oedipus auf Kolonos. Nachher Reunion im Bayerischen Hof. 3) Mittwoch den 30. März Besuch der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Schluß des Festes. Abendunterhaltung im Rathhaussaal, veranstaltet durch den Magistrat der Residenzstadt München. — Den Antheil, welchen die akademische Säcularfeier, wie in Bayern,

so im deutschen Vaterland und der ganzen gelehrten Welt findet, bezeugen schon jetzt nicht nur zahlreiche Anmeldungen von Seite der großen verwandten wissenschaftlichen Körperschaften, von Wien und Berlin, Göttingen und Leipzig, von Brüssel und Amsterdam, ingleichen von einzelnen auswärtigen Mitgliedern — sondern auch vielfache Zusendungen von Diplomen, Schriften und Geschenken. Unter letztern befindet sich eine Tamulische Uebersetzung des neuen Testaments auf 86 Palmblattstreifen; dann ein Meteorstein (durch Dr. Barth in Calw eingesandt), welcher in Afrika in dem Wanika-Lande unter 4° südl. Br. 1853 gefallen ist und von den abergläubischen Völkern als Götze verehrt ward, dann aber nach einer Seuche an die christlichen Missionäre veräußert worden ist, nebst vielen andern ausländischen Merkwürdigkeiten.

— * Der Großherzog von Weimar geht damit um, seinen Hof abermals zum Sammelplatz von Dichtern und Künstlern zu machen, hat schon manche herangezogen und steht mit anderen in Verhandlung. Eine Correspondenz aus Weimar enthält folgende Bemerkung: „Die Besuche fremder Maler an unserem Hofe, welche mit den Planen des Großherzogs in Bezug auf bildende Kunst in Zusammenhang stehen, dauern noch immer fort. So befanden sich auf Einladung des Großherzogs u. A. kürzlich Adolf Schmitz von Düsseldorf, dessen von der „Verbindung für historische Kunst“ gekröntes Werk während derselben Zeit in Köln ausgestellt war, und der kaiserlich russische Hofmaler von Kotzebue, als jüngster Sohn des Schauspiel-Dichters ein geborner Weimaraner, seit einer Reihe von Jahren in München lebend, hier zu Gaste. Der junge Componist Peter Cornelius, dessen Oper: „Der Barbier von Bagdad“ unlängst zu so verdrießlichen Streitigkeiten in der Tagespresse Veranlassung wurde, ist aus dem hiesigen Künstlerkreise geschieden, um in Wien einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Einen poetischen Scheidegruß hinterläßt er in dem soeben erschienenen „Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde.“ Das Wirken dieser Künstlerin wird in zwölf Sonetten gefeiert, deren jedes die charakteristische Schönheit einer bestimmten Rolle, wie sie aus ihrer Auffassung sich gestaltete, darzustellen versucht. Die, welche er sich zur Verherrlichung auswählt, gehören mit Ausnahme der vier: Agathe, Euryanthe, Leonore und Alceste, fast sämmtlich der neuesten Richtung an. Es sind: Elisabeth (im „Tannhäuser“ und in Lassen's „Landgraf Ludwigs Brautfahrt“), Senta (im „Fliegenden Holländer“), Elsa (im „Lohengrin“), Genovefa (in Rob. Schumanns gleichnamiger Oper), Theresa (im „Benvenuto Cellini“ von Hector Berlioz), Kamala (in der gleichnamigen Oper von Sobolewski).

— * Auf der **Wartburg** denkt man an rüstige Fortsetzung der Restaurationsbauten. Aus Eisenach wird vom 17. März geschrieben: Maler **Welter** aus Köln ist seit einigen Tagen hier, um mit dem Baumeister der Wartburg, Herrn von Ritgen, das Nähere über die weitere Ausschmückung der neu aufgeführten Kemenaten oder Herrschaften-Wohnung zu besprechen. Der Künstler wird auf ein paar Jahre zu uns übersiedeln, da ihm die Ornamentation des ganzen Neubaues übertragen ist. Den großen Bankelsaal hofft er auch in diesem Jahre zu vollenden. Mit dem Umbau der Vorburg oder des Ritterhauses, in welchem das Luther-Zimmer gelegen, wird auch noch in diesem Jahre begonnen werden; es soll dieselbe mit einer Reihe von Fresken aus Luthers Leben geschmückt werden.

— * In Minden hielt am 14. März der Ausschuß für die Errichtung eines Denkmals an den Sieg Ferdinands von Braunschweig bei Minden im Jahre 1759 eine Zusammenkunft. Die Regierungen von Hannover und Lippe-Schaumburg betheiligten sich durch Abgeordnete, aus Braunschweig, Hessen, Detmold gingen zustimmende Schreiben ein. Nachdem der Vorsitzende des engeren Ausschusses, Präsident von Bardeleben, die Mittheilung gemacht hatte, daß bis jetzt, fast nur aus der Stadt und dem Landkreise Minden, die Summe von 1500 Thalern zur Errichtung des Denkmals gezeichnet worden wären, daß also mit Sicherheit darauf zu rechnen sei, auch die noch weiter erforderlichen 1500 Thaler eingehen zu sehen, wurde über die Art und den Platz des zu errichtenden Denkmals Beschluß gefaßt. Die Versammlung beschloß mit großer Majorität die Errichtung eines gothischen Bauwerks auf der Höhe des Thalrandes der Weser, in der Nähe des sogenannten Wallfahrts-Teiches, nicht nur, weil dies der am weitesten sichtbare, landschaftlich hübscheste Punkt des Schlachtfeldes ist, sondern es begann und endete in dieser Gegend auch der Kampf. Die definitive Bestellung des Denkmals wurde dem Ausschuß überlassen. Vorläufig genehmigte die Versammlung die Form des gothischen Bauwerks, geziert mit den Medaillen-Bildern des Herzogs Ferdinand, des Erbprinzen von Braunschweig und des Grafen Wilhelm von Bückeburg, und den Namen der Regimenter, welche an der Schlacht bei Minden und dem Gefechte von Gohfeld betheiligt waren.

— * Der jetzt der komischen Oper in Paris angehörende Sänger **Julius Stockhausen** kam auf seiner Triumphreise durch Deutschland auch nach Bremen und entzückte im Privatconcert am 22. März die Zuhörer durch den Vortrag von Arien Mozarts und Boieldieus und von Schubertschen Liedern. Der Sänger ward 1826 in Paris in einer deutschen Familie geboren, studirte dort unter Garcia und gilt seit 1849, wo er in Exeterhall in London plötzlich die Partie des Elias in dem gleichnamigen Oratorium von Mendelssohn übernahm, um sie zur Bewunderung der Zuhörer durchzuführen, für einen der besten Sänger der Gegenwart.

— * Die **Kulturgeschichte** und die kulturgeschichtliche Literatur Deutschlands in der neuesten Zeit wird in einem Aufsatze des fünfundzwanzigsten Heftes von „Unserer Zeit“ (Leipzig, Brockhaus) von **Karl Biedermann**, dem Präsidenten des 1857 in Weimar gestifteten kulturgeschichtlichen Vereins, beleuchtet. Der Verfasser beginnt mit der Bemerkung, daß die Kulturgeschichte im Laufe der letzten Jahre beinahe als eine ganz neue Wissenschaft in die Reihe der übrigen Wissenschaften eingetreten sei, aber bereits in den weitesten Kreisen als ihren älteren Schwestern, der politischen Geschichte und der Alterthumswissenschaft, ebenbürtig anerkannt, vom Publikum und einer täglich wachsenden Anzahl von Fachmännern mit auszeichnender Vorliebe behandelt werde. Mit diesen raschen äußeren Erfolgen hat die innere Entwickelung der Kulturgeschichte, namentlich was ihre Methode betrifft, kaum Schritt zu halten vermocht, und es bedarf der ernstesten Anstrengungen, daß sie nicht hinter den gehegten Erwartungen zurückbleibe, und Mangel eines klaren Einverständnisses über Zwecke und Mittel, Aufgabe und Bedeutung sich verzettele und zersplittere. Einen Beitrag zur Erreichung dieser Aufgabe giebt der Verfasser in seiner Abhandlung, indem er mit einem Rückblick auf ihre bisherige Entwickelung beginnt. Anfänge findet man schon im vorigen Jahrhundert bei Meiners, Iselin, Eggers, Gotsch, Weißhaupt, Herder, Kant, einzelne Zweige sind vertreten durch Heeren, Fischer und Andere, doch waren diese Anfänge meist einseitig und ohne wahren geschichtlichen Pragmatismus. Dagegen begannen um den Anfang des laufenden Jahrhunderts die schon eben erwähnten Ansätze einer wirklich kulturgeschichtlichen Betrachtung, wie sie uns in den Werken von Spittler, Heeren, Fischer und anderen begegnen, sich zu planmäßigeren Bearbeitungen des kulturgeschichtlichen Elements zu verbreitern und zu verdichten. Der Geschichte des deutschen Handels von Fischer schließen sich die Werke von Hüllmann über das deutsche Städte- und Ständewesen an; dem Vorbilde Spittlers folgt theilweise Rotteck in seiner „Allgemeinen Geschichte“, worin namentlich die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft besondere Abschnitte bilden, eingehender und zu ungleich größerer Bereicherung dieses Geschichtszweiges aber Schlosser in seiner berühmten „Geschichte des 18. Jahrhunderts.“ Allmählich sehen wir sodann die Kulturgeschichte zu einer selbständigen Existenz und zugleich zu einer immer größern Allseitigkeit emporstreben. Auf einen kürzeren, von vorwiegend Rotteck'schem Standpunkte aus unternommenen Versuch dieser Art von F. Kolb (in Speyer) folgten ausführlichere Werke der gleichen Richtung, vor allen W. Wachsmuth's „Europäische Sittengeschichte“ und „Allgemeine Kulturgeschichte“ — Werke, in welchen ein außerordentlicher Schatz von Gelehrsamkeit und Belesenheit, eine Fülle von Daten sowie von Verweisungen auf geschichtliche Quellen erster und zweiter Hand, behufs weiterer Belehrung, aufgehäuft ist. In engere Grenzen schränkte Johannes Scherr seine Behandlung der Kulturgeschichte ein, indem er lediglich das deutsche Vaterland zum Gegenstande derselben nahm. Seine „Geschichte deutscher Kultur und Sitte“ (von der kürzlich eine zweite Auflage erschien) schildert viele Seiten des deutschen Kulturlebens höchst anschaulich, wogegen sie freilich andere unberührt läßt oder nur leichthin streift. Völlig abweichend davon behandelt die Kulturgeschichte Gustav Klemm in Dresden. Im Besitze eines äußerst reichen, durch mehr als dreißigjährigen Sammlerfleiß zusammengebrachten Materials, bestehend aus allen möglichen Erzeugnissen menschlicher Kultur, von den einfachsten bis zu den vorgeschrittensten und kunstreichsten, aus allen Zeiten und aus allen Zonen, lag es ihm nahe, seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf diese äußerlichen Produkte und Symptome eines sich mannichfaltig gliedernden Kulturprocesses bei den verschiedenen Völkern hinzulenken. Von diesem Standpunkte aus hat Klemm in mehreren umfänglichen Werken — der „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit“, der „Allgemeinen Kulturwissenschaft“, den „Kulturgeschichtlichen Briefen“ u. s. w. — einen reichen Stoff interessantester Einzelheiten in Wort und Bild zusammengestellt, wobei jedoch, aus leicht begreiflichen Gründen, gerade die mehr innerlichen, höhern Entwicklungsformen des Kulturlebens der Völker weniger zur Geltung gelangten. Vielleicht wäre hier auch an ein älteres Werk, nämlich an E. M. Arndt's „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“, zu erinnern, worin die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Hauptkulturvölker in allgemeinen Zügen, mehr jedoch nach der Seite ihrer angeborenen Stammeseigenthümlichkeiten, als nach den daraus selbstthätig entwickelten Bildungsunterschieden, geistvoll und scharfsinnig charakterisirt sind. Wieder ganz anderer Art sind die kulturgeschichtlichen — oder, wie er selbst sie lieber nennt: „kultur- und social-politischen“ — Bestrebungen W. Riehls in München. Seine Methode hat mit derjenigen der sogenannten „Philosophie der Geschichte“ das gemein, daß auch für ihn die Entwickelung geschichtlicher Thatsachen nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Bewahrheitung und Veranschaulichung gewisser, von vornherein als zweifellos angenommener politischer, gesellschaftlicher, sittlicher und religiöser Axiome ist. Von einem unbefangenen geschichtlichen Pragmatismus ist bei ihm fast ebenso wenig als bei der geschichtsphilosophischen Schule die Rede.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Strack**. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von **Heinrich Strack**.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt. incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 14. Bremen, 3. April. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Der Gefangene von Chillon.

Von

Lord Byron.

Uebersetzt von

Otto Gildemeister.

Sonett an Chillon.

Odem der Seele! heller nie zu finden
Bist du, o Freiheit, als in Kerkerwällen,
Dort kehrst du ein in Herzen, deren Schwellen
Die Liebe nur zu dir vermag zu binden

Und wenn die Fesseln deine Söhn' umwinden,
Fesseln und feuchtes Grauen lichtloser Zellen,
Dann wird ihr Märtyrthum die Feinde fällen
Und Flügel findest du auf allen Winden

Chillon! zum Tempel wird die Kerkernische,
Und zum Altar die Flur, an deren Pfannen
Einst Bonnivard, als wär' es Rasenfrische,

Die Spuren seines Schrittes mußte bannen.
Daß niemand dieses Wundenmal verwische!
Es schreit gen Himmel wider die Tyrannen.

Mein Haupt ist grau, — doch nicht die Jahre,
Nicht eine Nacht,
In Angst durchwacht,
Bleichten so weiß die dunklen Haare.
Nicht Arbeit beugte meine Kraft,
Sie ist in schnöder Ruh verrostet;
Sie war ein Raub der Kerkerhaft,
Und alles Leid hab' ich gekostet,
Für welches Erde, Sonn' und Wind
Versperrt, verbotne Speise sind.
Doch für des Vaters Glauben bot
Ich Ketten Trotz und warb um Tod.
Der Vater starb am Pfahl zuvor,
Weil er die Wahrheit nicht verschwor;
Und seine Söhn' um Gleiches fanden
Obdach in Finsterniß und Banden.
Wir waren sieben, — nun noch Einer,
Sechs noch jung und Einer alt,
Dulder Alle, treulos Keiner,
Stolze Opfer der Gewalt.
Drei in Feld und Flammenglut
Zeugten laut mit ihrem Blut,
Wie ihr Vater that, für Gott
Wider seiner Feinde Spott, —
Drei im Kerker, — von den Sieben
Ist dieses Wrack nur übrigblieben.

In Chillons Kerker tief und grau
Stehn sieben Pfeiler von gothischem Bau,
Stehn sieben Säulen, dick und schaurig,
Und drüber hin irrt matt und traurig
Ein eingesperrter Sonnenstrahl,
Ein Schimmer der durch Spalt und Riß
Der dicken Wand zu diesem Sitz
Der Schrecken sich hinunter stahl.
Schaurig schlich er durch die Feuchte
Wie des Sumpfes Irrwisch-Leuchte.
An jedem Pfeiler ist ein Ring,
In jedem Ring ist eine Kette;
Dies Eisen ist ein nagend Ding,
Noch zeigt mein Fleisch des Zahnes Stätte,
Und diese Spur verliert sich nicht,
So lang' ich schau das neue Licht,
Das nun die Augen schmerzt, — sie sahn
So lange nicht der Sonne Bahn,
Daß ich, wie lang es war, vergessen.
Ich gab es auf die Zeit zu messen,
Als mir mein Bruder starb, der Zweite,
Und ich lag lebend ihm zur Seite.

Sie banden uns jeden an einen Stein,
Und wir waren drei, doch jeder allein;
Wir konnten keinen Schritt weit gehn,
Keiner des Andern Antlitz sehn,
Oder in fahler Dämmrung schienen
Unkenntlich doch und fremd die Mienen.
Und so vereint-getrennt gebettet,
Die Herzen eins, der Arm gekettet,
War's Labsal noch, in solcher Gruft,
So fern von Licht und Lebensluft,
Zu lauschen auf des Andren Reden,
Und Jeder hatte Trost für Jeden,
Bald eine neue Hoffnung, bald
Lieder und Sagen kühn und alt;
Doch ward auch dies um Ende kalt.
Selbst unsre Stimme schien zu trauern,
Ein Widerhall der Kerkermauern,
Ein heiser Ton, — nicht frisch und voll,
Wie sie in bessren Tagen scholl, —
Mir war's — ich kann es nicht erklären, —
Als ob es fremde Stimmen wären.

Ich war der Aelteste der Drei,
Und meines Amtes war's, die Beiden
Durch Trost zu stärken für ihr Leiden,
Und Jeder stand dem Andern bei.
Der Jüngste, den mein Vater herzte,
Weil sein der Mutter blondes Haar
Und himmelblaues Auge war,
Sein Loos mich in die Seele schmerzte.
Schlimm war, wie sich wohl denken läßt,
Für solch ein Vöglein solch ein Nest.
Holdselig war er wie der Tag,
(Als uns wie jungen freien Aaren
Die Tage noch holdselig waren),
Ein Tag am Pol, der keine Nacht
Kennt, eh' sein Sommer nicht entflohn,

Sein Sommer schlummerloser Pracht,
Der Sonne schneeverhüllter Sohn.
Und so war er, so rein und hell,
So fröhlich, ihm gab die Natur
Thränen für fremden Kummer nur.
Dann aber flossen sie so schnell
Wie im Gebirg ein Wasserquell,
Wenn er umsonst zu lindern strebte
Den Schmerz der Welt, vor dem er bebte.

Der Andre auch war rein und gut,
Doch mehr für Kampf und Krieg geschaffen,
Von Gliedern stark und kühn von Mut.
Gern wider eine Welt in Waffen
Hätt' er getrotzt und froh sein Blut
Vergossen in der Vorderhut.
Doch so in Ketten dazuliegen . . .
Ihr Klirren lähmt' ihm Herz und Hauch;
Ich sah ihn langsam, stumm versiegen,
Und ich vielleicht versiegte auch;
Doch zwang ich mich, um noch im Scheitern
Die theuren Trümmer aufzuheitern.
Er war ein Jäger, Wolf und Reh
Hatt' er verfolgt durch Wald und Kluft;
Ihm war Gefangenschaft die Gruft,
Ein Fuß in Ketten tödtlich Weh.

Der See an Chillons Mauern liegt,
Und tausend Fuß tief unterm Wall
Fließt seiner Wasser mächt'ger Schwall;
So weit hinab ließ man das Blei
Von Chillons schneeiger Bastei,
Die rings umher die Wog' umschmiegt, —
Zwiefacher Kerker! — Wand und Welle
Macht zum lebend'gen Grab die Zelle.
Und unterm Wasserspiegel lag
Die dunkle Wölbung, wo wir hausten;
Wir hörten droben Nacht und Tag
Eintönig seinen Wogenschlag,
Und oft durchs Gitterfenster fühlte
Ich Winterschaum, der mich bespülte,
Wenn über uns die Stürme brausten
Und jubelnd freie Höhn durchsausten.
Dann wars, als ob der Fels zersplittre,
Ich zitterte nicht und fühlt', er zittre, —
Denn lächelnd hätt' ich um die Zeit
Den Tod begrüßt, der mich befreit.

Mein nährer Bruder, sag' ich, krankte;
Sein starkes Herz erlag und wankte,
Voll Ekel schob er weg sein Mahl,
Nicht weil es grob war oder fahl;
Wir aßen oft des Waidmanns Brot,
Und dies war unsre kleinste Noth.
Zwar, statt der Milch der Berggeis gaben
Sie Wasser aus dem Festungsgraben,
Und unser Brot dasselbe war,
Wie es Gefangne tausend Jahr'
Mit Thränen angefeuchtet haben,
Seitdem der Mensch den Menschen hier
In Käfig' einsperrt wie Gethier.
Doch uns und ihn schlug das nicht nieder,
Nicht dies zernagt' ihm Herz und Glieder;
Des Bruders Geist war andrer Art:
Er wär' im Königsschloß erstarrt, —
Daß Lust und Freiheit ihm verdarb,
Um Wald und Berg sein Heimweh warb,
Das war's — was red' ich viel? — er starb
Ich sah's — und konnte sein Haupt nicht halten,
Nicht die erstorbnen Hände falten,
So wild mit Fäusten und Gebiß
Ich auch an meinen Ketten riß.
Er starb, — sie lösten seine Kette
Und schürften ihm sein letztes Bette;
Die kalte Erd' im Kerker gab
Zum Schluß ihm noch ein flaches Grab.
Ich bettelte für sein Gebein
Um eine Ruhstatt die der Schein,
Des Tags erreicht, — ich armer Tropf,
Es lag mir einmal so im Kopf,
Daß selbst im Tod in Kerkererde
Sein freies Herz nicht ruhen werde.
Verschwendet war mein thöricht Wort,
Sie lachten kalt, und er blieb dort.
Die rasenlose Erd' umgiebt
Das Wesen, das wir so geliebt;
Die leere Kette hängt herab,
Des Mordes Denkmal, auf sein Grab.

Er aber, unsre Blum' und Licht,
Der Liebling schon von Kindesbeinen,
Der Mutter gleich von Angesicht,
Die frühste Liebe all der Seinen,
Des Vaters Glück, mein letztes Gut,
Für welches ich mit meinem Blut
Gegeizt, damit er einstens frei
Und jetzt nicht allzu elend sei, —
Auch er, bis dahin unerschlafft,
Durch eigne oder höhre Kraft,
Auch er brach ab, er welkte auch,
Allmälich wie die Blum' am Strauch.
O Gott! ein Anblick ist's voll Grauen,
Der Seele letzte Flucht zu schauen,
Ob stark ob schwach, ob bös ob gut:
Ich sah sie hingeschwemmt in Blut;
Ich sah sie in geschwollnen Krämpfen
Auf wilder Meeresbrandung kämpfen;
Ich sah die Sünde krank und hager
Tobend vor Angst auf ihrem Lager, —
Doch dieses Graun, dies Wehe war
Von andrer Art, langsam und klar.
Er welkte still und allgemach,
So sanft erschöpft, so lieblich schwach,
So thränenlos, doch so voll Herz,
Um nichts betrübt als meinen Schmerz,
Indeß der Wange blühnder Duft
Zu spotten schien der nahen Gruft,
Denn leiser ihre Tinten starben
Als eines Regenbogens Farben.
Sein Auge, ganz durchsichtig helle,
Erleuchtete beinah die Zelle.
Und kein Gemurr, kein Wort der Klage
Um solch ein Loos so junger Tage, —
Etwas Gespräch von alter Lust,
Ein Bißchen Hoffnung, mich zu trösten,
Denn ich versank, — stumm, unbewußt
Vor diesem Schlag, dem letzten, größten.
Und nun, — der Seufzer banger Hauch,
Der von den matten Lippen bebte,
Den er zu unterdrücken strebte,
Ward schwerer, — ach! und leiser auch.
Ich lauschte — hatte nichts gehört, —
Ich schrie, von wilder Angst verstört;
Ich wußt', es half nicht, was ich that,
Doch Angst blieb taub für solchen Rat.
Ich schrie, — mir war's als regt' es sich —
Ein ries'ger Sprung — die Kette wich,
Ich stürzte hin, — er war nicht mehr.
Nun ist es um mich todt und leer;
Nur ich lebendig, ich allein
Atme des Kerkers Pesthauch ein!
Das einz'ge, letzte, liebste Glied,
Das mich vom ew'gen Abgrund schied,
Mich band an mein versinkend Haus,
Gebrochen lag's in Nacht und Graus!
Auf der Erd' und unter ihr,
Zwei todte Brüder neben mir.
Ich nahm die stille Hand, — die meine,
Ach, war nicht minder kalt als seine;
Ich war gelähmt, kaum daß ich bebte,
Doch fühlt' ich deutlich, daß ich lebte, —
Qualvoll Gefühl, wenn's in uns spricht:
„Sie die wir liebten, leben nicht.“
Ich weiß nicht, wie's
Mich leben ließ, —
Ich hoffte nichts mehr, — doch verbot
Mein Glaube mir selbstsücht'gen Tod.

Was mit mir ward in nächster Zeit,
Von allem wußt' und weiß ich nichts;
Erst kam Verlust der Luft, des Lichts,
Nun auch der Dunkelheit.
Gefühl, Gedanken hatt' ich keinen,
Ich stand ein Stein bei andren Steinen,
Ohne Bewußtsein und Begriff,
Wie nebelgrau ein nacktes Riff.
Leer, fahl und öde Alles lag,
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war selbst nicht das Kerkerlicht,
Dies Grauen für mein stumpf Gesicht;
Nur Leere ohne Raum und Zeit,
Nur starre Regungslosigkeit,
Nicht Erd' und Sterne, Maß und Schranke,
Kein Ziel, kein Wechsel, kein Gedanke,
Nur Schweigen, atemloses Weben,
Das weder Sterben war noch Leben,
Ein Meer versumpfter Ruhe bloß,
Blind, endlos, stumm, bewegungslos.

Ein Licht fuhr in mein Hirn hernieder:
Es war ein Vöglein, welches sang, —
Es schwieg, und dann begann es wieder;
Nie hört' ein Ohr so süßen Klang,
Und meins war dankbar, bis die vollen
Thränen der Lust dem Aug' entquallen, —
Denn noch nicht sah es wieder klar,
Daß ich des Grams Gefährte war;
Dann aber kamen träg' und leise
Die Sinn' in ihr gewohntes Gleise.
Ich sah von Kerkers Flur und Wand
Mich deutlich wie zuvor umspannt;
Ich sah der Sonne flücht'gen Schimmer
Vorüberschleichen, matt wie immer;
Doch in den Spalt, durch den er kam,
Flog jener Vogel, fromm und zahm,
Und zahmer als in Wald und Flur.
Die Flügel waren wie Azur;
Sein Lied erzählte tausend Dinge,
Als ob er sie für mich so singe.
Seins Gleichen sah ich nie vorher,
Seins Gleichen seh' ich nimmermehr.
Er schien wie ich so ganz allein,
Doch nicht so hoffnungslos zu sein,
Und war gekommen mich zu lieben,
Der ohne Lieb' allein geblieben,
Und weckt' in mir durch süße Lieder
Gedanken und Empfindung wieder.
Ich weiß nicht, war er immer frei?
Kam er aus seiner Haft in meine?
Doch ich, bekannt mit Sklaverei,
Mein Vöglein, wünschte nie die deine.
War er wohl gar, im Federkleid,
Ein Flüchtling aus der Ewigkeit?
Denn — Gott verzeih' mir's — doch ich dachte,
Was lächeln mich und weinen machte,
Es könne wohl dies Vögelein
Die Seele meines Bruders sein.
Nur flog's am Ende fort, und mußte
Von Erden sein, wie ich nun wußte;
Er hätte nie an Flucht gedacht
Und doppelt einsam mich gemacht, —
Einsam wie Leichen in der Gruft,
Wie eine Wolk' in klarer Luft,
Die einz'ge Wolk' am blauen Zelt,
Wenn rings umher der Himmel lacht,
Ein Flecken auf des Aethers Pracht,
Der nutzlos sich zu schaffen macht
Im goldnen Glanz der schönen Welt.

Ein Wechsel kam in mein Geschick;
Denn meine Schließer wurden milder, —
Ich weiß nicht, wie es kam, — ihr Blick
War doch gewöhnt an Jammerbilder.
Genug, sie schlossen nicht die Glieder
Meiner zerbrochnen Kette wieder,
Und Freiheit wars nach allen Seiten
Den Kerker auf und ab zu schreiten,
Nun hier, nun da, die Kreuz und Queer,
Und überall und immer mehr,
Und um die Pfeiler ein bei ein,
Und dann von vorn von Stein zu Stein — —
Nur eins blieb meinem Fuß verboten:
Das kahle Grab der theuren Todten,
Und wenn ich glaubte, sorglos habe
Mein Fuß geruht auf ihrem Grabe,
Dann ging mein Athem schwer und dumpf,
Mein Herz in mir ward krank und stumpf.

Ich macht' ins Mauerwerk des Walles
Mir eine Stufe, — nicht zum Fliehn:
Begraben lag ja Eins und Alles,
Was mir an Liebe je erschien;
Für mich war jetzt die Erdenflur
Ein weiteres Gefängniß nur;
Nicht Vater, Bruder, Kind war mein,
Nicht ein Genoß in Gram und Pein;
Ich freute mich, wie ich's bedachte,
Weil Schmerz um sie mir Wahnsinn brachte.
Doch trieb es mich hinanzusteigen,
Ans Gitter; einmal mußt' ich noch
Auf der Gebirge hohes Joch
Den stillen Blick der Liebe neigen.

Ich sah sie, — jung wie immer, nicht
Gealtert wie mein Angesicht, —
Hoch lag ihr tausendjähr'ger Schnee,
Und vor mir weit und lang ihr See,
Die blaue Rhone, stolz wie je.
Ich hörte Rauschen manches Quells
Durch buschigen Bruch und hohlen Fels, —
Ich sah die weiße Stadt am Strand
Und weißre Segel ausgespannt.
Dann war ein kleines Eiland da,
Das lächelnd mir ins Auge sah,
Das einz'ge weit umher:
Ein kleines grünes Eiland nur,
Kaum breiter als des Kerkers Flur,
Doch drauf drei Bäume hoch und schön,
Und drüber blies der Hauch der Höhn,
Und neben ihm die Wasser flossen,
Und Blumen jung am Ufer sproßen,
Von süßen Düften schwer.
Die Fische schwammen am Kastelle
Spielend und lustig durch die Welle;
Auf Sturmgewölk hinflog der Aar,
Mich dünkte, sein Gefieder war
So schnell noch nie, — und Thränen wieder
Flossen aus meinen Augen nieder.
Ich fühlte Angst, — ich wollt', ich hätte
Nie mich getrennt von meiner Kette,
Und als ich stieg von meiner Stätte,
Senkte des Kerkers Dunkel sich
Wie eine schwere Last auf mich.
Es war, als ob des Grabes Enge
Ein gern gerettet Haupt verschlänge,
Und meine müden Augen hatten
Doch ein Bedürfniß fast nach Schatten.

Es mochten Jahre, Monde sein, —
Ich hielt nicht Buch, ich gab nicht Acht;
Ich hoffte nicht von Staub und Nacht
Je diese Wimpern zu befrein.
Am Ende kamen Männer her,
Man gab mich frei — ich weiß nicht wer, —
Ich fragte nicht warum und wann;
Mir war hinfort es einerlei,
In Ketten oder kettenfrei,
Weil ich selbst meine Sklaverei
Am Ende lieb gewann.
Und so als sie am Ende kamen
Und alle Bande von mir nahmen,
Da schienen mir die düstren Wälle
Mein eigen, — meine Klausnerzelle!
Fast's war's, als würde meinem Haupt
Ein zweites Vaterhaus geraubt,

Wo ich mit Spinnen Freundschaft machte
Und still ihr leis Geschäft bewachte,
Wo Mäus' im Mondschein um mich spielten,
Und wir gemeinsam Wirthschaft hielten, —
Und sollt' ich nicht bekümmert sein?
Ich war der König Aller, — mein
Die Macht zu tödten, — wunderbar
Daß doch mein Reich so friedlich war.
Selbst meine Ketten lernt' ich lieben, —
So von Gewohnheit wird getrieben
Des Herzens Zug: — Ich seufzte, ja,
Als ich mich so in Freiheit sah.

• Zur Geschichte des deutschen Handels.

Von G. Wendt.

Johannes Falke, Geschichte des deutschen Handels. Erster Theil. Leipzig, Gustav Mayer. 1859.

Ein Kenner deutscher Geschichte, der freilich eine besondere Vorliebe für das deutsche Ritterwesen hat, sagte uns einmal: „Die Städter des Mittelalters haben das Schurzfell nie abgethan.“ Man kann das Wort sich gefallen lassen, wenn es auch einen Tadel enthalten soll; es hat in der Tiefe einen besseren Sinn, als es haben soll. In der That haben die Bürger des Mittelalters überall und immer geschafft und gearbeitet, sie haben nie bloß genießen, auch nicht besitzen wollen, ohne es sich sauer werden zu lassen. Hätten sie bei der schweren Arbeit die Weite des Blickes und den Schwung des Gedankens eingebüßt, so wären sie allerdings nichts mehr als Spießbürger gewesen; aber sie waren nicht nur fromme, bescheidene Leute, sondern auch von staatsmännischer Bildung, nicht nur friedliche Handwerker, sondern auch tapfere Streiter im Gefecht; um ihren Geschmack und Schönheitssinn zu begreifen, mag man nur nach Nürnberg gehen, und wer an ihrem Gemeinsinn, ihrer Hingebung an das Allgemeine zweifelt, den kann manche kleine Stadt mit ihrem stattlichen Rathhause, neben dem die engen und kleinlichen Bürgerhäuser stehen, noch heute eines Besseren belehren. Freilich Phantasten waren sie nicht. Wenn die Blüthe der Ritterschaft in das gelobte Land zog, um es von den Ungläubigen zu befreien (und dabei doch fand, daß auch der Besitz ganz artig sei), so fuhren die Hanseaten nach Liefland in der ausgesprochenen Absicht die Bewohner sowohl zu bekehren als für ihren Handel zu benutzen. Was wäre aus den Städten geworden, wenn die Kaiser weit genug gesehen hätten um ihre Blüthe zu pflegen!

Bei den Historikern großen Stils, auch der neueren Zeit, giebt sich oft unverholen eine Abneigung gegen die städtische Entwickelung kund; und zuzugeben ist, daß ein bestimmter politischer, staatsmännischer Gedanke aus der kurzen Blüthe der Städte auf die Folgezeit nicht vererbt ist. Wie aus dem 14. und 15. Jahrhundert als positive Thatsache nur der Aufbau der Landesherrlichkeit und Fürstensouveränetät übrig geblieben ist, so hebt sich die Bedeutung der Städte erst nach der kaiserlosen, schrecklichen Zeit, also erst als der Glanz deutscher Macht und Einheit verschwommen ist. Beides hat wohl jene Ungunst gegen die Städte hervorgebracht; man hat den Städten selbst zur Last gelegt, was der Fehler der anderen Stände ist, oder man schiebt ihnen zu, daß sie nicht halfen das zu erreichen, was sie allein nicht schaffen konnten, ohne zu berücksichtigen, daß ihnen nur Isolirung und Verfolgung kleinerer Zwecke übrig blieb, als sie mit ihrer Hingabe an größere Ziele ohne Resultat geblieben waren. Es ist Schade, daß selbst ein so fein angelegter Kopf wie Droysen in seiner Geschichte der Preußischen Politik (Band 2) sich deßhalb von den Städten abwendet, weil er in ihnen keinen fruchtbaren Samen für die Zukunft zu entdecken scheint. Gerade Droysen wäre der Mann einen erheblichen Fortschritt in der Erkenntniß der städtischen Politik zu inauguriren; leider ist er durch die Formel des Ghibellinismus, nach der er die ganze Entwickelung des 14. und 15. Jahrhunderts berechnet, davon abgezogen worden.

Wir wollen mit diesen kurzen Worten andeuten, daß wir Ursach haben uns über das Erscheinen eines Buches zu freuen, welches eine Seite der deutschen Geschichte herauskehrt, die, abgesehen von den Arbeiten von Hüllmann, Barthold und Hirsch ziemlich stiefmütterlich behandelt ist. Der Leser wird in demselben finden, daß auch die Schattenseiten der großen Handelsbündnisse nicht verschwiegen werden, aber wir hoffen auch, daß bei weiteren und genaueren Untersuchungen sich im Laufe der Zeit wohl noch herausstellen wird, daß man bisher nicht ganz mit Recht für das Mittelalter nur auf Hierarchie oder Feudalität oder auf die Einheit der Kaisergewalt den Ton gelegt hat, daß vielmehr das Bürgerthum einmal auch ein sehr wichtiges Element desselben geworden ist. Dabei sei uns noch die Bemerkung erlaubt, daß wir nicht Untersuchungen im Auge haben, die nur auf die sogenannte Kulturgeschichte geben; — eine Name, der, wenn er nicht durch besonnene Gründlichkeit und durch Eingehen auf den Gedanken in der Geschichte gereinigt wird, mit seinem Anhang von populärer Darstellung allmälig anfängt in Mißcredit zu gerathen. Eine kulturhistorische Auffassung und Darstellung muß etwas mehr geben, als was man heutzutage in schlechter Nachahmung Macaulay's unter diesem Titel zu bieten pflegt.

Wir machen von dem Letzteren sofort eine Nutzanwendung, indem wir den Verfasser unseres Buches bitten, für die Zukunft dem Leser die Quellen, denen er seine Daten entnimmt, nicht vorzuenthalten. Ohne zu verkennen, daß diplomatische Genauigkeit und Vollständigkeit diejenige Schwerfälligkeit zur Folge haben würde, der er nach den Worten in der Vorrede ausweichen will, behaupten wir doch, daß sich ein gewisses Maß recht gut mit der Lesbarkeit des Buches vertragen würde.

Herr Falke theilt sein Buch in zwei große Abschnitte, deren erster die Gebiete, Wege und Waaren des Handels enthält, während in dem andern die Formen und Einrichtungen desselben besprochen werden; überhaupt erstreckt sich der Inhalt dieses ersten Theils nur bis zum Ausgange des Mittelalters. Natürlich zerfallen beide Abschnitte je nach den Jahrhunderten wieder in verschiedene Abtheilungen, und so lesen wir denn von den Handels-Wegen und Waaren unter den Römern, unter den Karolingern, unter den Saliern und Hohenstaufen und schließlich von der Blüthezeit des Handels bis zur Entdeckung neuer Wege. Im Allgemeinen werden die meisten Leser sich für die beiden ältesten Perioden weniger interessiren. Es ist ja nicht ohne Werth zu erfahren, wie sich der friedliche Verkehr unserer Vorfahren mit den Römern gestellt hat, oder zu wissen, wie Karl der Große auch auf diesen wichtigen Zweig des Völkerlebens sein Augenmerk richtete; allein abgesehen davon, daß uns aus jenen Jahrhunderten nur wenig überliefert ist, und daß damals immer nur ein Anfang gemacht werden konnte, beginnt rechtmäßiger Weise des Lesers eigentliche Theilnahme nicht eher, als bis ein wirkliches Deutschland existirt. Leider bedingt es der Gegenstand, daß sich hier der Inhalt etwas zersplittert; wie der Kaufmann selbst, so hat der Leser bald diese Straße zu ziehen, bald auf jenem Flusse zu fahren. Vielleicht wäre ein vollerer Eindruck erreicht worden, wenn es Herrn Falke gefallen hätte, nur ein wenig mehr in die Breite zu gehen und den Leser sich so auf den verschiedenen Handelsplätzen etwas besser zurecht finden zu lassen; wenn also bei Augsburg oder Nürnberg bestimmter auf die natürliche Nothwendigkeit verwiesen wäre, warum sie so bedeutend geworden, (ähnlich wie es erst neulich Riehl in seinen Studien bei Augsburg versucht oder vielmehr gewagt hat), wenn die einzelnen Handelsartikel weniger en gros debitirt worden wären. Auch wundert man sich darüber, weßhalb bei der Darstellung des Landhandels überall von der Donaustraße ausgegangen wird, da doch der Rhein — es gab ja noch ein großes Deutschland links vom Rhein — unzweifelhaft der erste und bedeutendste Verkehrsweg war. Dagegen ist der Beginn der Hanse, wenn auch im Ganzen kurz, doch zweck-

mäßig und lichtvoll auseinandergesetzt. Ueberhaupt giebt es des Bemerkenswerthen genug. Wer möchte es glauben, daß unsere ehrwürdigen Vorfahren, die doch orthodoxer und fast apostolischer waren als wir und noch keine Zuckerplantagen zu bearbeiten hatten, einen ausgedehnten Sklavenhandel trieben; und zwar waren es weiße Sklaven, die auf den Markt gebracht wurden. Ebenso ist der Schleichhandel nicht modernen Ursprungs, obwohl es noch keine Zollpolizei in den Häfen gab. Im 12. Jahrhundert verboten die Päpste den Verkehr mit den Ungläubigen, — eine natürliche Folge der Kreuzzüge. Nichts desto weniger, und obwohl sie gerade durch die Kreuzzüge ungeheuren Verdienst hatten, setzten die Venetianer den Verkehr mit den Feinden der Christenheit fort, heimlich und öffentlich und mit größtem Gewinn; Genua, Pisa, Barcelona folgten dem Beispiel, gleichfalls nicht zu ihrem Schaden, wobei denn die Araber den Waarentransport von Kalkutta nach Dscheddah übernehmen. Ueberhaupt wurden schon damals die großen Karavanenstraßen, die zum Theil noch heute gangbar sind, durch die rege Betriebsamkeit der Lombarden aufgesucht. Oder, um eine Notiz herauszuheben, die den hohen Norden angeht, wie hochfliegend müssen die Pläne, wie bedeutend muß die Stellung Heinrichs des Löwen gewesen sein, wenn wir sehen, daß von ihm ein Handelsvertrag mit Schweden geschlossen wird, als er eben Lübeck nur etwas gehoben hat. Und welche Umkehr der Verhältnisse! König Sverrir vertreibt die Deutschen von der Rhede Bergens, weil sie Weine bringen und die einfachen Norweger zum Trunke verführen, wogegen er die Engländer, die Altvordern der jetzigen Opiumschmuggler, willkommen heißt, weil sie nur Weizen, Honig, Tuche gegen Fische und Butter vertauschen.

Im zweiten Theile des Buchs berichtet Herr Falke vom Großhandel und seinen Niederlassungen, von dem Kleinhandel und den Märkten, endlich vom Geldhandel. Die Darstellung des Großhandels ist viel belebter und anschaulicher als die übrigen Partieen des Buchs, sie ist die gelungenste desselben, schon deßhalb weil sie auf die Besonderheiten der einzelnen Niederlassungen eingehen muß. Der Verfasser bemerkt ganz richtig, daß, weil es in jenen Zeiten mit der Betreibung des Handels anders bestellt war als heute, weil er von allen Außenstehenden angefeindet und geschädigt ward, folgerechter Weise auch der Kaufmann engherziger ward, und daß ebendeßhalb die inneren Einrichtungen der Handelsgesellschaften vielmehr auf einen strengen Zusammenschluß als auf eine umfassende, weit greifende Ausdehnung berechnet waren. In dieser Beziehung hat erst die Auffindung neuer Weltbahnen Aenderung und Besserung gebracht, obwohl ja auch noch heute über den kleinlichen Egoismus einzelner Handelsvölker mannichfach geklagt wird. Es ist jene Concentration, die in der Berührung mit fremden Reichen sich darin äußerte, daß der gesammte Activ- und Passivhandel sich auf einen einzigen Markt zusammenzog, für die Hanse ein Hauptmittel zur Beherrschung des ganzen Verkehrs geworden, sie hat die Handhabung ihrer strengen, bis ins Einzelne gehenden Handelsgesetze ermöglicht, sie wurde aber auch ein Hauptgrund zum Verfall ihrer Herrschaft, als die Einrichtung zu lange festgehalten worden.

Von den Comptoren — so heißen jene hervorragenden Märkte in überseeischen Landen — wird zunächst das von Nowgorod geschildert, wo die strengste Abgeschlossenheit den Gast, d. i. den Kaufmann, von den diebischen Russen trennte, wo der Hof und die Kirche von St. Peter Tag und Nacht durch geregelte Wachen sicher gestellt wurden. Alles war hier auf Kommen und Gehen der Kaufleute eingerichtet, ein Heimischwerden oder nur eine bleibende Faktorei war unmöglich gemacht, jeder mußte abreisen, sobald er seinen Eintausch gemacht und seine Waaren abgesetzt hatte; es durfte jeder nur verkaufen, was er auf einmaliger Fahrt mitgebracht hatte. — Anders das kleinere Comptor in Kowno. Salz und Holz waren die Hauptartikel, jenes ward hin-, dies zurückgeschafft, nebenbei gingen alle Erzeugnisse der Hansischen Städte sowie die Feld- und Waldprodukte Lithauens diesen Weg. Die Danziger Kaufleute waren die Herren dieser Niederlassung. Aber hier war kein eng zusammengedrängter, geschlossener Hof, die Gäste wohnten in abgesonderten Haushaltungen oder auch bei den Bürgern zu Kost und Miethe. Alles war mit größter Bequemlichkeit, mit Rücksicht auf ein längeres Bleiben eingerichtet, der abwesende Kaufmann hatte seine Faktoren oder Lieger, die in seinem Auftrag kauften und verkauften, Niemand dachte daran jeden Handel gleich ins Reine zu bringen. — Noch eigenthümlicher waren die Verhältnisse bei den Niederlassungen auf Schonen. Hier handelte sich Alles um ein einziges Thier, den Häring, der zuerst seinen Lieblingsaufenthalt an den pommerschen und rügischen Küsten gehabt hatte, später jedoch sich zu den schonischen Küsten wendete und hier der Hanse zu einem äußerst vortheilhaften Handelsbetriebe verhalf. Lange Zeit ward den Hanseaten das Fangrecht von den Dänen bestritten, doch ruheten sie nicht, bis sie die Schlösser Skanor, Falsterbo, Malmoe und mit ihnen die günstigsten Uferstellen an sich gebracht hatten. Eine Strecke von einer halben Meile Länge war durch Gräben in eine Menge Antheile geschieden, die bestimmten Städten oder Städteeinungen gehörten und Vitten hießen, wie denn auch das Ganze das hansische Vittenlager genannt ward. Auf jeder Vitte galt unter Leitung eines Vogtes das Recht der besitzenden Stadt, über allen das lübische; denn der gemeinsame Hansetag von Lübeck hielt die Engländer und Brabanter von hier zurück, bestimmte das Maß der Tonnen, die Bereitung der Fische, Art und Gebrauch der Netze, regulirte die Circulation der Münzen. Von Ende Juli bis Ende October war hier das regste Leben; dann füllte sich der einsame Strand mit tausend Schiffen, auf dem Lande wurden die Fische geräuchert, gepackt, geprüft, Böttcher, Zimmerleute, Seiler, Schmiede fanden sich ein; war die Fangzeit vorüber, so ward das Ufer wieder öde, nur der Vogt und die Wächter blieben zurück. — Das Comptor zu Bergen war am umfassendsten organisirt, weil es die meisten Ankömmlinge für die Zeit ihres Lebens festhielt. Nach langen Schwankungen gelang es den Hanseaten hier festen Fuß zu fassen; als die Geldmächtigen drängten sie die Bürger von dem Hafendamme, der sogenannten Brücke, in entlegenere Theile, baueten auch die Brücke nach einem großen Brande 1476 neu wieder auf. Zwischen Brücke und Bürger drängten sich dann deutsche Handwerker, deren jede Zunft ihre Gasse bewohnte, und mit den Kaufleuten zusammen war dies eine so bedeutende Macht, daß sich kein Eingeborener auf den Victualienmarkt wagen durfte, ehe nicht die Deutschen eingekauft hatten. Die Brücke bestand aus 21 selbständigen Höfen, deren jeder einen bestimmten Namen hatte und durch festes Zaumwerk oder Mauern von seinem Nachbar geschieden war; nach der Wasserseite lag an jedem Hause eine große Brücke, an welcher die größten Schiffe unmittelbar ihre Ladung löschen konnten. Der untere Stock dieser langgestreckten Gebäude enthielt die Aufstellungsbuden und Waarengewölbe, der zweite Stuben und Kammern und den sogenannten kleinen Schütting, die Feuerstätte und das Wohngemach der einzelnen Hofangehörigen. Im hinteren Theile lagen die Gewölbe für die kostbaren Waaren, im obern Stock der große Schütting, der gemeinsame Eß- und Versammlungssaal sämmtlicher Familien für die Winterzeit. Jeder Hof war von ungefähr 15 Familien bewohnt, größere Städte hatten auch wohl mehrere Höfe für sich; daher der Name Bremerhof. Ein Husbonde stand an der Spitze aller Hoffamilien und hatte die Aufsicht über Diener, Bootsknechte u. s. w.

Wir glauben dem Leser mit diesem kurzen Auszuge ein Bild von dem gegeben zu haben, was er in dem Buche in breiterer Ausführlichkeit findet. Auf den Kleinhandel und den Geldwechsel, der schon damals in der Hand der Juden war, gehen wir nicht weiter ein; bemerken wollen wir nur noch, daß der Landhandel ebenso beschränkt war (man denke nur an die einzelnen Hinderungen, Zölle, Geleitszwang, Straßenzwang, Grundruhr, Niederlagsrecht, Stapelrecht!) als der Handel zur See großartig. Es ist überhaupt ein gemischtes Gefühl, mit dem wir auf das Herrschen der Hanse in

den nordischen Meeren zurückschauen; wir freuen uns der großen Vergangenheit, in der der deutsche Bürger daselbst Alles galt, und beklagen es, daß heute dort das ganze deutsche Volk ohne Ansehen ist.

* Rom und die Nationen.

Rom und die Nationen. Von einem Laien. Bremen, C. Schünemann.

Der Eifer, mit dem sich die moderne Zeit historischen Forschungen hingiebt, ist eins ihrer charakteristischen Merkmale. Es ist aber nicht mehr, wenn anders nach den zahlreichen gediegenen Erscheinungen der letzten Jahre zu urtheilen gestattet ist, Hauptzweck der historischen Wissenschaft, mit philologischer Emsigkeit aus dem Schutte der Trümmerwelt Einzelerscheinungen ans Tageslicht zu ziehen, um mit den so gewonnenen Formen den verfallenen Organismus eines längst entschwundenen Staats- und Völkerlebens künstlerisch zu reconstruiren, sondern es spürt der moderne Historiker vielmehr mit scharfsichtigem Auge die Adern auf, welche in jenen Staatsorganismen pulsirten; er weist die Bedingungen nach, unter welchen diese nur erblühen und gedeihen konnten, und stellt an dem durch die Weltgeschichte sich ziehenden Urgedanken den vernünftigen Zusammenhang dar, der Jahrhundert an Jahrhundert und diesen Tag an den ersten, von dem die Geschichte überhaupt redet, knüpft; und indem er so dem suchenden Auge die Fäden bloßlegt, durch welche die moderne Kultur mit der Kultur entfernter Zeitalter zusammenhängt, wirft er von dem Standpunkte der Gegenwart aus deutliche Lichtblicke in das Dunkel der Vergangenheit, Lichtblicke, die sodann ihre Wirkung auch auf die noch dunklere Zukunft nicht verfehlen, ja oft sogar weitsehende Perspektiven in dieselbe eröffnen.

Ein solcher Blick ist die Broschüre, die unter dem Titel „Rom und die Nationen, von einem Laien" im Schünemannschen Verlag in Bremen (71 S. in 8) erschienen ist.

Wir haben das Buch, welches von der ersten Seite an bis zur letzten in gleich hohem Grade fesselt, mit Vergnügen durchgelesen und Belehrung und reichlichen Stoff zum Nachdenken darin gefunden. Zwar dürfen wir nicht verschweigen, daß der Verfasser, der sich gedrängte Fülle zum strengen Gesetz macht, die Schulsprache, d. h. die Sprache Schlossers redet; daß er überall mit Thatsachen calculirt, die er als bekannt aber zugegeben voraussetzt, und daß er mit der ganzen Sicherheit und dem vollen Bewußtsein eines Führers unbedingtes Vertrauen für sich in Anspruch nimmt; ein Umstand, der ihm leicht den Vorwurf zuziehen kann, daß er sich an zu vielen Stellen der historischen Beweisführung überhebe, für welchen wir jedoch in der oben erwähnten Rücksicht auf Kürze einen genügenden Erklärungsgrund finden.

Der Verfasser dehnt seine Untersuchungen auf die ganze Zeit der christlichen Bildung aus und lenkt unser Auge vorzüglich auf das Verhältniß zwischen Kirche und Staat bei den germanischen Völkern hin, wie es sich in Folge der socialen Umwandlungen verschieden gestaltete, bis sich in der heutigen Zeit durch die Emancipation des dritten Standes, die den Begriff des Staatsbürgerthums ins Leben ruft, die Trennung von Staat und Kirche naturgemäß vollzieht; eine Trennung, die in alle Zeit hinaus keine dauernde Einigung mehr erwarten läßt.

Um den ausgedehnten Stoff mit Klarheit zu bewältigen, hat der Verfasser drei Gesichtspunkte aufgestellt, von denen aus er ihn beleuchtet. I. Das Grundwesen der römischen Kirche. II. Kirche und Staat. III. Das Dogma und die moderne Bildung.

Nach einer allgemeineren Einleitung, in welcher die Entstehung der christlichen Lehre vom historischen Standpunkte aus nachgewiesen und als „Vereinigung der geistigen Strahlen des Alterthums" hingestellt ist, wird der Leser mit den socialen Veränderungen bekannt gemacht, die das Christenthum durch die Lehre von der Kindschaft des Menschen zu Gott im antiken Staatsleben nothwendig hervorbringen mußte. In anschaulicher Weise wird dann im Folgenden dargelegt, wie im byzantinischen Reiche sich der Staat durch die Verbindung mit der Kirche wirklich national gestaltet, während die Kirche Roms den kosmopolitischen Charakter des Christenthums bewahrt und sich ein reiches Feld der Wirksamkeit bei den Barbaren des Nordens eröffnet. Diesem Princip, welches der Verfasser ausschließlich aus der universellen Bedeutung der christlichen Lehre ableitet, (das aber sicherlich seinen Grund ebenso gut im Bewußtsein der ehemaligen Weltherrschaft Roms, das sich in seinen Bischöfen traditionell erhalten hatte, zu suchen ist), wird die Kirche als entschiedene Gegnerin alles nationalen Lebens und jeder staatlichen Organisation im Mittelalter dargestellt. Dieser Streit, welcher von Gregor VII. eröffnet, in der streng feudalen Zeit zwar limitirt, aber nicht beendigt wurde, zieht sich bis zum Beginn des eigentlich nationalen Staatslebens hin, d. h. bis zu der Zeit, wo der dritte Stand vollständig zur Geltung kommt und als siegreiche Macht aufzutreten beginnt. Eine Fülle von Gedanken eröffnet uns die Broschüre durch die Hinweisung auf das Verhältniß, in welches Rom zu den sich bildenden Bürgerstaaten tritt, als deren Muster England erscheint. „Zunächst sind es die nationalen Kräfte, welche die auf der kosmopolitischen christlichen Lehre aufgebaute römische Kirche in den einzelnen Gegenden unseres Erdtheils auseinandersprengen. Das zeigt sich ganz deutlich bei einem Vergleiche der Wege, die England, Frankreich und Deutschland bei diesem Processe eingeschlagen haben." Dieser Vergleich, den nun der Verfasser im Folgenden durchführt, beweist einen seltenen historischen Scharfblick, und treffender können die Beweisgründe, warum Deutschlands politische Entwickelung hinter seiner geistigen so weit zurückgeblieben sei, nicht dargelegt werden, als es auf Seite 23 ff. geschehen ist, nur daß zu noch größerer Evidenz etwa an dieser Stelle die von Wendel Hippler in den Bauernkriegen entworfene Heilbronner Reichsverfassung hätte erwähnt werden können, um zu zeigen, wie nahe Deutschland schon daran war, sich national und einheitlich zu gestalten.

Im Ganzen genommen führt uns die Deduktion, für die vielleicht in diesem Theile etwas reichlich viel Material herbeigeholt ist, am Schluß zu der Ueberzeugung, daß sich im Protestantismus so wie überhaupt in der Opposition gegen Rom die Keime des deutschen Nationalbewußtseins entwickeln, und daß dieses Nationalbewußtsein in der modernen Zeit seine tüchtigsten und würdigsten Träger in dem zu Wohlstand, Selbständigkeit und Intelligenz sich herausarbeitenden dritten Stande finde; eine Behauptung, deren thatsächlicher Beweis uns eben noch in diesen Tagen schlagend genug geliefert worden ist.

Im zweiten Theile: „Kirche und Staat" beleuchtet die Schrift die Ansichten, die sich innerhalb der historischen Forschung und der höheren Politik über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat bereits geltend gemacht haben. Ein endgültiges Urtheil darüber versagt sich der Verfasser indessen selbst, indem er auf eine, für die Lösung dieser Frage förderliche, jedoch noch zu begründende Wissenschaft, die sociale Anthropologie, hinweist.

Ueber die Art, wie die neu zu gewinnende Wissenschaft die erwähnte Frage ihrer endlichen Lösung entgegen führen könne, dünkt uns indessen zu wenig gesagt zu sein, und es entsteht an dieser Stelle in uns leider das Gefühl mangelhafter Befriedigung, das eine offen gelassene Frage in einer interessanten Abhandlung immer hervorrufen wird. Denn grade diesen Mangel ausgenommen, zeichnet sich der zweite Theil, obgleich, wie schon oben bemerkt, der Verfasser durchweg die Schulsprache redet, durch größere Wärme und eine plastischere Form vor dem vorigen aus. Der Verfasser geht hier mit dem ganzen Ernste, den die Würde des Stoffes nothwendig einflößen muß, an die Entwickelung seiner Ideen und eröffnet uns Gesichtspunkte, die uns mit nicht geringerer Achtung vor seinem gediegenen Wissen als vor seiner Ueberzeugung und seiner Gesinnung

erfüllen. Ein Hinweis auf die drohende Gefahr, welchen die »Umkehr der Wissenschaft«, d. h. das Zuwillensein der Regierungen den Ansprüchen Roms gegenüber, die dadurch absichtlich bewirkte geistige und politische Verkümmerung des dritten Standes, das daraus resultirende Mißverhältniß der Staatsbürger zu ihren Regierungen und die so von oben herab geweckten und von unten auf genährten revolutionären Stimmungen nothwendig hervorrufen muß — schließt diesen lehrreichen, tiefdurchdachten Abschnitt.

Den Schluß des Werkchens bildet die Abhandlung über das Dogma und die moderne Bildung. Wir gestehen, daß wir dem Verfasser, »einem Laien«, anfänglich ungern auf dieses Feld gefolgt sind; das griechische Wort erinnert uns an gar zu viel Unerquickliches, und selten ist davon anders die Rede als auf der einen Seite mit salbungsvoller Anmaßung oder auf der andern mit Geringschätzung und Frivolität. Der sittliche Ernst, mit welchem der Verfasser von vorn herein an die zu lösende Frage herantritt, half uns jedoch bald das Gefühl des Unbehagens überwinden. Mit scharfer Dialektik wird uns die Entstehung des Dogmas aus historischen Ursachen erklärt, und wir halten grade diesen Theil für die glänzendste Partie der ganzen Abhandlung. Die Stellung des ursprünglich auf rohe Verhältnisse und auf ein eben so rohes Begriffsvermögen berechneten Dogmas der modernen europäischen Bildung gegenüber wird in höchst verständlicher Weise beleuchtet und durch das Beispiel des katholischer Seits neu eingeführten Symbolons von der unbefleckten Empfängniß, so wie des von »dem armseligen katholisirenden Protestantismus« zu großem Ergötzen unserer Schulknaben im Katechismus wieder zu Recht eingesetzten Teufels, der Beweis geliefert, wie die beiden Kirchen innerhalb ihrer starren Dogmen immer mehr und mehr aus den Grenzen der siegreich vordringenden europäischen Intelligenz heraustreten. Und in der That beweist uns die Geschichte der letzten zehn Jahre deutlich genug, wie sich der starre und inhaltlose, das warme Menschenherz kalt und gefühllos berührende Dogmatismus selbst durch Polizeimaßregeln nur momentan und dann auch immer nur scheinbar geltend machen kann. Dieser Gedanke ist es ungefähr, zu dem uns der Verfasser in dem Folgenden führt, nachdem er die ganze Bedeutung des modernen Staatsbürgerthums auseinander gesetzt und ihm ein glänzendes Prognosticon gestellt hat. Wir vermochten von dem vortrefflichen Werkchen nicht zu scheiden ohne ein warmes und aufrichtiges Gefühl der Dankbarkeit gegen den in allzu großer Bescheidenheit anonym gebliebenen Verfasser. Wie sich auch die Weltverhältnisse in dieser bewegten Zeit gestalten mögen, die Lektüre der vorliegenden Schrift hat nicht wenig dazu beigetragen, uns über die Frage zu beruhigen, ob Europa, sei es nun durch polizeilich decretirte Umkehr der Wissenschaft, sei es durch ultramontane oder moskowitische List und Kunst, jemals wieder in den Zustand der Barbarei zurücksinken oder auf dem siegreich betretenen Wege der Intelligenz zum freien Staatsbürgerthume fortschreiten werde; damit wir aber auch unseren Lesern gerecht werden, dürfen wir an dieser Stelle die Worte nicht verschweigen, mit denen die Abhandlung schließt:

»So lange noch eine deutsche Frau, und sei es auf einsamem Gehöfte in stiller Nachtstunde, von den Häschern unbelauscht, ihrem Knaben den einfachen Grundsatz: »Thue Recht und scheue Niemanden« einprägen kann, so lange noch ein deutscher Mann in Ehrlichkeit und Biedersinn durchs Leben geht, und, wenn auch die wiederhergestellte Inquisition ihm jede Aeußerung unmöglich macht, doch in eigener freier Welt- und Gottesanschauung in sich denkt: »Was geht es Euch an, wie ich selig werde?«; so lange noch ein Greis nach einem in Liebe und Arbeit verbrachten Lebenslaufe dem Geschwätze des an sein Todtenbett sich drängenden Priesters das innere Ohr verschließt, um ruhigen Gemüthes für sich der Gottheit die Seele zurückzugeben, die er im ehrlichen Ringen hienieden ausgebildet hat, und der Geist eines solchen Todten im Kreise seiner Hinterbliebenen fortwaltet — — so lange habt Ihr nicht gesiegt! So lange lauft Ihr Gefahr, daß der auch bis ins Herz der Menschheit zurückgedrängte letzte Lebensfunken doch wieder, um sich greifend, in Flammen ausschlage und das künstliche Gefängniß verzehre. Denn »die Menschen haben für Wahrheit ein tief innerstes Vermögen!« Ist es Euch jedoch gelungen, in Folge eines überall beherrschten Jugendunterrichtes die Menschennatur wirklich in ihrem innersten Wesen umzuändern, habt Ihr sogar jenen letzten geistigen Lebensfunken im Schooße der Familie ausgelöscht, liegt die ganze europäische Menschheit wie ein völlig ausgebrannter Aschenhaufen vor Euch.... ja, dann habt Ihr gesiegt! Dann wollen wir an den Teufel glauben und Euch gerne die unbedingte Herrschaft über Europa gönnen, das, durch den Fleiß seiner Bürger allmählig zum blühenden Garten umgeschaffen, fortan sehr bald wieder die alte Wildniß, eine einzige große Campagna Romana, werden wird. Das Menschengeschlecht stirbt zwar an keiner Stelle der Erde aus; aber Asien giebt die Lehre, was es heißt: todte Völker!«

Für Schillers Geburtshaus in Marbach.

Zu unserer Freude erhielten wir noch ein »in einer vergnügten Gesellschaft gesammeltes Sümmchen von 9 ₰ 40 K Gold«; ferner von C. K. 5 ₰ Gold.

Bremen, 30. März 1859.

Herm. Schaffert.
Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

— △ **Schriften über die Schweiz und Italien.** Die thätige Verlagsbuchhandlung der Herren Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen, Herausgeber der literarischen Mittheilungen, einer Zeitschrift, welche als Anhang der St. Galler Blätter sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens einen geachteten Wirkungskreis in der Schweiz und in Deutschland erworben hat, veröffentlichte in diesem Jahre schon mehrere wenn gleich kleine, doch anziehende Werke, welche wir hier in Kürze aufzählen wollen, da sie theilweise auch für ein nichtschweizerisches Publikum Interesse haben: **Geologische Skizze über die Kantone Appenzell, St. Gallen und Thurgau** von **J. C. Deicke**; **St. Gallen und seine Umgebungen**; **eine Ersteigung des Piz Linard** von **J. J. Weilenmann.** Diese im Kanton Graubünden, im Engadin, gelegene Felspyramide wurde in diesem Jahrhundert erst zweimal unter großen Beschwerden erstiegen; der Verfasser vorliegender Schrift unternahm dieses Wagestück allein und giebt hier nähere Kunde über die großartige Gebirgswelt dieses Theiles der Schweiz und des benachbarten Tyrols. Ferner lieferte die genannte Verlagshandlung noch eine treffliche **Schweizerkarte** für Reisende, welche, in verschiedenartigem Farbendruck gehalten, ein deutliches und, wie wir uns überzeugt haben, genaues Bild des Landes und namentlich der Gebirgszüge darbietet. Dabei läßt sie sich durch ihr bequemes Format jeder Tasche anpassen und wird namentlich Fußreisenden von Nutzen sein. — **Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden,** von **Dr. C. W. Schnars.** Der Herr Verfasser, welcher früher lange Zeit als geschätzter Arzt in Neapel lebte, wird manchem aufmerksamen Leser des Morgenblattes und Auslandes längst bekannt und lieb geworden sein. Hier stellt derselbe obige in letzterem Blatte schon theilweise veröffentlichte Reise in einem artigen Bändchen zusammen mit besonderer Berücksichtigung des schrecklichen Erdbebens vom 16. und 17. December 1857, welches jene schöne Provinz verwüstete. Da dieselbe im eigentlichsten Sinne noch eine terra incognita für die übrige Welt ist, so wird diese hier gebotene Gabe für den Geographen wie für jeden Naturfreund von großem Interesse sein.

— * Der bekannte Flötenvirtuos und Kammermusiker **Heinemeyer** in Hannover tritt mit Pension in den Ruhestand. Der Künstler, der als Pfeifer schon die Schlacht bei Waterloo mitmachte, hat eine Künstlerlaufbahn von 54 Jahren hinter sich und gehört seit 39 Jahren der Hofcapelle als eine der Zierden derselben, als eines ihrer hervorragendsten Mitglieder an. Er steht voran unter Denen, welche den musikalischen Ruf Hannovers und seines vortrefflichen Orchesters weit über die Grenzen des engeren und weiteren Vaterlandes hinausgetragen haben.

— * Das neue Drama von R. **Griepenkerl**, »Auf der hohen Rast«, ist in Berlin gegeben und für das Hannoversche Hoftheater angenommen worden. Das Stück führt Scenen aus dem Treiben der Bergwerksleute vor und ist »dramatisches Gemälde aus dem Bergmannsleben« betitelt, hat wirksame Scenen, entspricht aber nicht den Gesetzen des Dramas. Die Kritik der Nationalzeitung äußert sich darüber so: Ueberall spielen die Natur, die Musik und ähnliche ganz äußerliche Dinge mit. Wir athmen Wald- und Bergduft, wir hören Klänge, Fanfaren, Choräle u. s. w., wir sehen die Bergmannsbräuche, und alles das verleiht den Situationen theils eine gewisse Frische, theils eine sanft nachklingende Resonanz. Obwohl als Drama durchaus schwach und für unsern speziellen Geschmack überhaupt zu maßlos, wird das Stück dennoch diejenigen ansprechen, die es lieben, in weichen, sentimentalen Stimmungen und in verschwimmenden Gefühlsmelodien zu schwelgen. Seinem melodramatischen Charakter nach eignet es sich am ehesten für Theater, die nicht die höchsten Kunstinteressen zu vertreten haben.

— * Die kulturgeschichtlichen Vereine. In seiner vor acht Tagen kurz besprochenen Abhandlung über die Kulturgeschichte im neuesten Hefte von „Unserer Zeit“ verbreitet sich Karl Biedermann in folgender Weise über die seit dem September 1857 gebildeten kulturgeschichtlichen Vereine und ihre Thätigkeit: Die Alterthumswissenschaft hat sich schon vorlängst eine entsprechende äußere Organisation, gleichsam einen Körper, in der Form zahlreicher, über ganz Deutschland verbreiteter „Geschichts- und Alterthumsvereine“ gegeben; das Germanische Nationalmuseum hat etwas Aehnliches für sich ins Leben zu rufen versucht in den allerwärts errichteten „Agenturen“ und den vieler Orten sich daran anschließenden Vereinigungen von Freunden und Förderern der Zwecke des Museums. Es lag nahe, daß auch die Kulturgeschichte, bei erstarkendem Bewußtsein ihrer selbständigen Aufgabe und Bestimmung, den gleichen Weg einzuschlagen unternahm. Allerdings konnte in Frage kommen, ob es nicht besser sei, statt einer neuen Organisation die schon vorhandene der Geschichts- und Alterthumsvereine zu benutzen, um, unter entsprechender Erweiterung ihrer Wirksamkeit, mit ihrer Hülfe auch kulturgeschichtliche Zwecke zu verfolgen. Es hat jedoch den Freunden der Kulturgeschichte angemessener geschienen, vorerst eine selbständige Vereinsbildung für ihre Sache zu versuchen, ohne damit einer gegenseitigen Handreichung und Unterstützung, ohne selbst einer spätern Verschmelzung dieser Vereine mit den ältern Geschichts- und Alterthumsvereinen irgendwie sich versagen zu wollen. Was dabei besonders den Ausschlag gab, war die ziemlich kühle Aufnahme, welche ein bei der Jahresversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Hildesheim 1856 gestellter Antrag auf Bildung besonderer Sectionen für Rechts- und Kulturgeschichte von seiten der großen Mehrheit dieser Versammlung erfuhr. Die abweisende oder doch gleichgültige Stellung, welche bei dieser Gelegenheit die gedachten Vereine gegenüber der Kulturgeschichte einnahmen (eine Stellung, die sich bei der vorjährigen Versammlung derselben zu Augsburg wieder in ganz ähnlicher Weise kund gegeben hat), schien zu bezeugen, daß auch auf jener Seite das wohl ganz richtige Gefühl obwalte, es sei besser, daß Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft erst eine Zeit lang selbständig jede ihren Weg gehe, bevor eine Verschmelzung beider — die, wie gesagt, mit der Zeit nicht ausbleiben wird — auf eine für beide Theile förderliche und für keinen präjudicirliche Weise werde stattfinden können. Die Anhänger der jüngern Wissenschaft hatten aber noch ganz besonderen Grund, eine Vereinigung mit den schon länger bestehenden und bereits zu einer Macht erstarkten Geschichts- und Alterthumsvereinen nicht vorschnell zu suchen, da eine solche den gegebenen Verhältnissen nach leicht einem bloßen Aufgeben der kulturgeschichtlichen Richtung in der dort vorherrschenden mehr antiquarischen und exclusiv gelehrten hätte gleichbedeutend sein mögen. Unbedenklicher dagegen und in mehrfacher Hinsicht Nutzen versprechend erschien eine Annäherung der beabsichtigten neuen Vereinsorganisation an das Germanische Museum zu Nürnberg. Auch fanden über eine solche Verwaltung der gedachten Anstalt vorläufige Verhandlungen statt, welche die eventuelle Geneigtheit dieser letztern zum Eingehen auf einen derartigen Plan außer Zweifel stellen. So kam im September 1857 die Gründung eines „Vereins für deutsche Kulturgeschichte“ in Weimar zu Stande. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte nach vorherigem Einvernehmen mit einigen Gleichgesinnten, die Freunde der Kulturgeschichte dorthin zu einer vorberathenden Versammlung — im Anschluß an die Dichterfeste — eingeladen. Zwar waren, wie überhaupt nur wenige Männer der Wissenschaft, so auch nur wenige, von welchen eine Förderung dieses bestimmten Vorhabens zu erwarten stand, zu den Dichterfesten gekommen. Inzwischen verloren diese wenigen den Muth nicht, sondern gingen unverzagt daran, aus kleinsten Anfängen ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches nur bei weitester Ausdehnung und allgemeinster Theilnahme seine Aufgabe entsprechend wird lösen können. Sie beschlossen die Constituirung eines kulturgeschichtlichen Vereins und die Veröffentlichung eines „Aufrufs an alle Freunde deutscher Kulturgeschichte“ zum Anschluß an diesen Verein und zur Unterstützung seiner Wirksamkeit. Zugleich ward ein vorläufiger geschäftsführender Ausschuß zu Weimar eingesetzt, für das nächste Jahr aber eine zweite Versammlung in Aussicht genommen, um durch Feststellung einer endgültigen Organisation das Unternehmen förmlich zum Abschluß zu bringen. Zum Organ des Vereins ward die „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ (Nürnberg) erklärt; eine nähere Verbindung mit dem Germanischen Museum blieb vorbehalten. Unlängst, bei Gelegenheit des Jenaischen Jubiläums (am 16. August 1858) hat der Verein eine zweite Versammlung gehalten, worin die definitive Constituirung des Vereins im allgemeinen, d. h. die unermüdliche Verfolgung des eingeschlagenen Wegs in der bisherigen Weise, beschlossen, rücksichtlich der äußern Organisation jedoch das bisherige Provisorium bis auf weitere Erfahrungen über die Nothwendigkeit oder Räthlichkeit etwaiger Abänderungen und bis auf eine vielseitigere äußere Ausdehnung des Vereins, insbesondere die Bildung zahlreicherer Zweigvereine, verlängert ward. Die bei dieser Gelegenheit gegebene, sowie die durch die regelmäßigen „Mittheilungen in Sachen des kulturgeschichtlichen Vereins“ in der Nürnberger „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ zur Oeffentlichkeit gelangten Uebersichten über die Wirksamkeit des Vereins während dieses ersten Jahres seines Bestehens ergeben folgende Resultate. Der Verein zählt dermalen nahe an 200 Mitglieder, welche theils sporadisch über Deutschland verstreut, theils in Ortsvereinen wieder unter sich verbunden sind. Solcher Ortsvereine giebt es zur Zeit drei, in Meiningen mit einigen sechszig, in Weimar und Nürnberg mit je etwa vierzig Theilnehmern. In Aussicht gestellt ward die Bildung von Ortsvereinen schon vor einiger Zeit in Bremen, Hildesheim, Mannheim, Stuttgart, Eisenach und andern Orten. Der Centralausschuß des Vereins hat eine Sammlung theils von handschriftlichen, theils von zwar gedruckten, aber dem allgemeinen Gebrauch nicht oder schwer zugänglichen Quellen zur deutschen Kulturgeschichte anzulegen begonnen. Diese Sammlung, zu der bisher nur der Ortsverein zu Weimar sowie mehrere der vereinzelten Glieder des Gesammtvereins und auch manche außerhalb des Vereins stehende Freunde kulturgeschichtlicher Bestrebungen beigesteuert haben, umfaßt zur Zeit über 50 Nummern Handschriftliches und gegen 40 Nummern Gedrucktes. Unter den erstern befinden sich: eine Liste der Getreidepreise aus dem Weimarischen von 1660 bis 1854; eine Correspondenz des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar wegen Anwerbung von Leibsoldaten in Ungarn von 1731; mehrere sehr umfängliche Rechnungs-, Haushalts- und Contractbücher von adeligen Gütern (aus der Mitte des 17. Jahrhunderts); Auszüge aus Ortschroniken, Kircheninspectionsakten, Steueranschlägen u. s. w. (meist aus dem 17. Jahrhundert); eine größere Anzahl Geschichtsdocumente über allerhand sociale Verhältnisse der Sachsen in Siebenbürgen u. s. w.; Briefe von zwei jungen Adeligen an ihren Bruder, geschrieben auf einer Expedition zur Durchforschung Afrikas im Jahre 1785; eine Prorectoratsrechnung aus Jena von 1720 bis 21, alte Speisezettel, Constitutionen eines Schöppenstuhls, Vorschläge zur Verbesserung des Gemeindewesens im Weimarischen aus dem Jahre 1757, und anderes mehr. In der Bibliothek des Vereins werden unter andern aufbewahrt: Ausschnitte aus alten Chroniken, aus Tagebüchern, mitgetheilt in dem „Oldenburgischen Volksboten“; ein als Manuscript gedrucktes Werk: „Erinnerungen aus dem Jahre 1805“, sodann verschiedene Zeitschriftennummern, welche kulturgeschichtliche Mittheilungen enthalten u. s. w. Die Ortsvereine zu Nürnberg und Meiningen haben ähnliche Sammlungen angelegt: wir finden darin namentlich alte Zunftbriefe und sonstige Documente zur Geschichte des Innungswesens, alte Carnevalsordnungen, satirische Gedichte und andere fliegende Blätter, meist aus dem dreißigjährigen Kriege, alte Rangordnungen und Beamtenverzeichnisse, Marktpreislisten u. s. w. verzeichnet. Wir führen diese Einzelheiten an, um kenntlich zu machen, in welchem Sinne der Verein geschichtliches Material sammelt, und um zugleich anzudeuten, wie eine solche Sammlerthätigkeit, wenn sie durch Beiträge aus allen Theilen Deutschlands unterstützt würde, im Laufe der Zeit ganz unschätzbare Vorarbeiten für eine deutsche Kulturgeschichte liefern könnte. Der Verein beobachtet das Verfahren, daß er die ihm zu Händen kommenden Geschichtsmaterialien, soweit er sie nicht eigenthümlich erwerben kann, wenigstens dergestalt entweder repertorisirt, oder in Auszügen bearbeitet, daß sie für den künftigen Gebrauch eines auf diesem Gebiete Forschenden leicht bereit und verfügbar sind. Der Verein beschränkt sich aber nicht auf die bloße Entgegennahme und Verwerthung von Materialien, welche die Gunst des Zufalls und der Eifer seiner Mitglieder oder außenstehender Freunde der Kulturgeschichte ihm zuführt; vielmehr giebt er auch von sich aus Anregung und Anleitung zu planmäßigen Forschungen auf diesem Gebiete. So hat er in öffentlichen Blättern wiederholt zu Mittheilung älterer Familienpapiere jeder Art (Hauschroniken, Tagebücher, Stammbücher, Briefwechsel, Haushalt-, Handwerker- und andere Rechnungen, Hochzeits- und andere Gedichte u. dgl. mehr) als Materialien zur Kenntniß des Familienlebens und der Sitten einer frühern Zeit, desgleichen zu Mittheilungen über das Vorhandensein und den ungefähren Inhalt von Ortschroniken, als eines Mittels zur Veranschaulichung der Entwickelung des Gemeindelebens, der Güter- und Personenverhältnisse u. s. w., aufgefordert, ferner an alle Redactionen von Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern und ähnlichen Publicationen das Ersuchen gerichtet: „in allen den Fällen, wo sie größere oder kleinere Mittheilungen von kulturgeschichtlichem Interesse, die nicht schon anderweit bekannt und auf andere Weise leicht zugänglich sind, veröffentlichen, ein Exemplar des betreffenden Blattes dem Centralausschusse unter Kreuzband portofrei einsenden zu wollen.“ Endlich hat er auch eine planmäßige, im ganzen Bereich seiner organisirten Wirksamkeit gleichmäßig vorzunehmende Erhebung über die an den verschiedenen Orten noch bestehenden kirchlichen Gesangsinstitute (Weihnachts-, Neujahrs-, Dreikönigssingen u. s. w.) und die dabei üblichen Lieder, sowie über die kirchlichen und sonstigen Gebräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen und Kirchweihen, als wichtige Elemente zur Sittengeschichte des Volks, eingeleitet. Es springt in die Augen, daß, nach der eigenthümlichen Natur und Aufgabe der Wirksamkeit gerade des kulturgeschichtlichen Vereinswesens, die Verzweigung desselben über möglichst viele Ortschaften und Gegenden und die Wechselwirkung dieser Orts- oder Zweigvereine mit der centralen Thätigkeit des Gesammtvereins eine Hauptbedingung gedeihlicher Erfolge des ganzen Unternehmens ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 15. Bremen, 10. April. 1859.

Inhalts-Anzeige.

An der afrikanischen Westküste.

Vor einigen Wochen haben wir unsere Leser auf das Buch des Dr. A. Bastian „Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo“ aufmerksam gemacht und durch Abdruck der Einleitung den Herrn Verfasser selbst die einst berühmte, jetzt fast verschollene und fabelhafte Gegend, welche sein Buch schildert, zeichnen lassen. Unser Landsmann hat durch den ersten Band seiner afrikanischen Reisen ein so beredtes und schönes Zeugniß von dem Eifer, der ihn auf seinen weiten Wanderungen geleitete, abgelegt, und es ist überdies Afrika jetzt so sehr ein Gegenstand der Wißbegierde, daß wir wohl ausführlich von dem Buche reden dürfen. Wenn der geneigte Leser bei dieser Ankündigung eine Anwandlung von Furcht vor geographischer Gelehrsamkeit mit einem lästigen Gefolge von Namen und Zahlen haben sollte, so mag er sich beruhigen. Man möchte sagen, daß sich dergleichen weniger, als wünschenswerth ist, in dem Bastianschen Buche finde, wie denn auch das naturwissenschaftliche Gebiet nur in einzelnen Andeutungen vertreten ist. Die rein menschlichen Verhältnisse, das Volk mit seinem Treiben und seinen religiösen Vorstellungen hat den Reisenden besonders angezogen, und man mag deßhalb nicht vor dem Werk als einem gelehrten zurückschrecken; es ist von gelehrtem Apparate nur dasjenige vorhanden, was unbedingt zum Verständniß der geschilderten Gegenden nothwendig war. Für den vorliegenden Zweck genügt die Notiz, daß wir uns an der Westküste Afrika's, und zwar zwischen dem fünften und zehnten Grade südlicher Breite, in den Besitzungen befinden, welche dort die Portugiesen als geringen Rest eines einst bedeutenden Reiches in Händen haben.

Der Zusammenhang, in welchem dieser Theil der Wanderungen Bastians mit seiner ganzen Reise steht, veranlaßt uns, einen Blick auf dieselbe zu werfen, da sie es wohl werth ist, daß man von ihr redet. Im Jahre 1851 verließ Bastian Europa und lernte von den fremden Welttheilen zuerst Australien kennen, wo ein Ausflug in die Minendistricte Sidney's gemacht wurde. Amerikanischer Boden ward in Lima betreten, und der Reisende besuchte von dort aus die alte peruanische Hauptstadt Cuzco und den betreffenden Theil der Cordilleren. Bald darauf war er in Nordamerika, reiste von Neuyork über Cincinnati nach Neuorleans, setzte über nach Veracruz, besuchte die Hauptstadt Mexiko und nahm die Richtung auf Mazatlan. Von dort aus ging es nach Californien und dann durch die Südsee nach China und den Philippinen. Weiter nach Indien, wo die Wanderung von Calcutta über Benares und Nagpur nach Bombay führte. So ward die Brücke zu den Ländern des Euphrat und Tigris hinüber geschlagen, und die Reise ging von Bagdad über Mosul, Diarbekr, Aleppo, Damaskus und Jerusalem nach Beyrut und einem großen Theile der Küstenländer des Mittelmeeres. Kairo in Egypten wurde der Ausgangspunkt der Reisen in Afrika, das nach einem Ausfluge, der Dscheddah, Mekka und Aden in Arabien berührte, betreten ward. Bastian reiste von Mauritius nach der Capstadt, von dort nach den portugiesischen Besitzungen an der Westküste, welche sein Buch schildert.

Als nun der Verfasser in solcher Weise vieler Menschen Länder und Städte gesehen und dann wieder europäischen Boden unter seinen Füßen hatte, ging er an die Benutzung seines reichen Tagebuches und wählte einen der letzten Abschnitte, an dessen Darstellung sich in einem folgenden Bande noch Einiges aus den afrikanischen Erlebnissen schließen soll. Der erste läßt uns diesem zweiten mit den besten Erwartungen entgegen sehen, und es wird demselben zu Gute kommen, daß der Verfasser sich mittlerweile in den europäischen Verhältnissen wieder zurecht fand. In die in Rede stehende Schrift ragt noch manches Ausländische, namentlich im übermäßigen und bisweilen unschönen Gebrauche von Fremdwörtern, herein, doch stehen diesem Formfehler eine so belebte, warme Schilderung und eine solche Fülle treffender Beobachtungen und Winke gegenüber, daß er vom Leser bald überwunden wird.

Indem wir an den Inhalt des Buches herantreten, kann es nicht unsere Absicht sein, eine Kritik zu schreiben, zu welcher bei der Natur des Gegenstandes nur sehr Wenige berufen sind. Wir wollen vielmehr mitgenießend den Verfasser begleiten und zu Nutz und Frommen unserer Leser von den schwarzen Leuten erzählen, welche jenseits der Linie wohnen, und von dem, was unser Landsmann, dessen eigene Worte thunlichst beibehalten werden, unter ihnen erlebte.

Reise an der Küste.

Den passendsten Ausgangspunkt für die Reise in das Innere bot Ambriz, wohin sich eine gute Gelegenheit mit einem englischen Schiffe fand, das dort anlief. Die Küste erstreckt sich gleichmäßig kahl fort und hat nur an den Flußmündungen grüne Oasenthäler. In Ambriz hat sich neben den Faktoreien eine Colonie von Cabende-Negern angesiedelt, die hier an der Südküste dieselben Dienste leisten, als die Kroo-Neger in Nord-Afrika. Die Wohnungen liegen auf den Klippen, den Seewinden ausgesetzt, so daß man hier weniger von der dumpfen, drückenden Hitze weiß, die so oft in der geschlossenen Bucht Loanda's herrscht. In der letzten entbehrt man auch die Wohlthat eines frischen Wellenbades, die beste Medicin für den noch nicht acclimatisirten Ankömmling, die man überall, wo das offene Meer an den Küsten Afrikas brandet, zur Genüge genießen kann und, innerhalb der Felsen, auch ohne Gefahr vor den Haien. Auf dem Wege von Ambriz nach Quinsembo hat man einen ausgedehnten Morast zu passiren, der ganz mit wuchernden Mangrovebäumen überdeckt ist. Die knorrigen Wurzeln derselben stehen überall aus dem Schlamm hervor und dienen, wo sie dem Bespülen des Seewassers ausgesetzt sind, zur Ansiedlung von Muschelthieren. Auch an die in das Wasser hängenden Aeste setzen sich solche an, und in Bathurst sieht man oft auf dem Markte Zweigbüschel zum Verkauf

ausliegen, die statt der Früchte Austern tragen. Die letzteren wachsen an solchen Punkten, wo weniger Jagd auf sie gemacht wird, oft zu einer erstaunenden Größe aus. — Der Logefluß, der sich durch angeschwemmte Sanddünen seine directe Mündung verstopft hat, windet sich durch diesen Mangrovesumpf und muß auf Canoen überfahren werden. Jenseits des Flusses steigt der Weg zu den Klippen wieder an und geht zwischen Wäldern von hohen Aloen fort, deren schlanke Stämme sich erst an der Spitze zierlich zu gabeln beginnen. Auf dem Wege spielende Affen flohen aufgescheucht in das Dickicht, das die Neger Abends nur mit Fackeln und angehängten Glockenschellen passiren, um die umherstreifenden Löwen fern zu halten. In Quinsembo waren die Faktoreien noch im Bau begriffen. Sie waren, um kein Lüftchen zu verlieren, frei am Rande der Klippen angelegt, von denen man auf steilen Pfaden zum Strande niederstieg. Ihre Form ist gewöhnlich die einer langen Bretterbude, in Wohnzimmer, Schlafzimmer und Packraum getheilt, vor der sich eine Veranda hinzieht, während die Hütten der zur Bedienung gemietheten Neger, der Küche und des Waschhauses im Hofe zerstreut umherliegen. Der Quinsembofluß schlängelt sich durch die bewaldete Ebene, welche sich ins Land erstreckt, und fällt, nachdem er den Fuß der Klippen umzogen hat, an der Landspitze in das Meer.

Die Faktoreien von Quinsembo boten sogleich ein Bild von dem Treiben der Neger und ihrem Verkehr mit den Weißen. Jeden Morgen stellen sich die Neger mit Säcken voll Gummi copal, das durch Sieden von Verunreinigung befreit wird, in den Faktoreien ein und erhandeln dagegen Calico, Glasperlen, Musketen, Pulver, Messingdrähte, Messer, Spiegel, Holz-Korallen, Rum u. dgl. m. Die Elle Calico, worin die Amerikaner mit der englischen Fabrikation nicht concurriren können, hat eine Art festen Preises, entsprechend einer bestimmten Zahl von Glasperlen. Die Norm für die meisten Arten des afrikanischen Handels, besonders aber für den in Elfenbein, bildet die Barre, ein nominell angenommener Werth, der vielleicht ursprünglich die bestimmte Länge einer Eisenstange ausdrückte, jetzt aber aus den verschiedensten Artikeln nach dem Uebereinkommen beider Parteien zusammengesetzt wird. Zwei oder drei Mal im Jahre kommt die Elfenbein-Karawane aus dem Innern nach den Hafenplätzen der Küste, und ihre schon mit großer Spannung erwartete Ankunft bringt eine ungewöhnliche Bewegung in das einförmige Leben der Supercargoes. Die verschiedenen Faktoreien schicken ihre Neger-Commis, deren jede einen oder mehrere beschäftigt, derselben entgegen, mit Branntwein und sonstigen Geschenken, um sich die Kundschaft zu sichern. Sie unterhandeln mit den Mäklern bestimmter Dörfer, die ihrerseits allein das Recht haben, von den sogenannten Buschmännern zu kaufen, und Niemand darf in die Sphäre des andern übergreifen. Diese durch alte Gewohnheiten geduldeten Beschränkungen gelten für unverletzlich, und viele der Schwierigkeiten, die Reisende in Afrika antreffen, beruhen nur darauf, daß jedes Volk das Monopol des Handels innerhalb seines eigenen Gebiets eifersüchtig zu wahren sucht und deßhalb keinem Fremden den Durchgang gestattet. Aus demselben Grunde fallen auch die Nachrichten, die man über die Länder des Innern einzuziehen wünscht, immer so vage und fabelhaft aus, weil entweder der Erzähler dieselben nie selbst hat besuchen können oder wenigstens dieselben in den schwärzesten Farben malt, um Andere von dem Verkehr mit seinen Nachbarn abzuschrecken.

Der nächste Fürst oder, wie sich stolz jeder kleine Potentat in Afrika nennt, König war der von Quinsembo. Da derselbe durch die Verhältnisse eine vorübergehende Wichtigkeit erlangt hatte, so wünschte B a s t i a n seine Bekanntschaft zu machen. Wir wollen ihn bei diesem Besuche begleiten. „Ich ließ ihm“, schreibt der Verfasser, „durch einen seiner Unterthanen, der bei dem Bau der Faktorei beschäftigt war, meinen Besuch für den Nachmittag ankündigen. Seine Residenz oder Banza liegt etwa eine Stunde im Lande, am Quinseboflusse aufwärts, hinter niedrigen Sandhügeln, aus denen er nie hervorzukommen wagen darf, aus Furcht, daß nicht das Meer in seinen Gesichtskreis fällt und von ihm erblickt wird. Das Schauen desselben würde seinen unmittelbaren Tod und den Untergang des Reichs zur Folge haben, da es ihm durch den Fetisch verboten ist. Mehrere der afrikanischen Küstenkönige unterliegen derselben Beschränkung, während andere nur einheimische Landesprodukte genießen und keinen der fremden Luxusgegenstände in ihrer Kleidung verwenden dürfen. Der Weg führt durch einen parkartig gelichteten Wald, der mit den prächtigsten Baumschlägen geschmückt war, nach dem Dorfe, das hinter einer hohen Hecke verborgen lag. Seine Lehmhütten standen ohne Ordnung durcheinander, ließen aber in der Nähe des Thores einen viereckigen Platz frei. Die eine Seite desselben nahm das Gehöft des Königs ein, dessen Gebäude wenig von denen seiner Unterthanen verschieden und wie diese an den Außenwänden mit sehr allegorischen Darstellungen von Schiffen und Soldaten verziert waren. In der Mitte breitete eine Tamarinde ihre kühlen Zweige aus, in deren Schatten ein Albino oder Dondo seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Solche werden vielfach von den Fürsten, besonders an der Küste gehalten, als ein ihnen Einfluß über die Europäer gewährender Fetisch. Ueberall haben sie das Recht, sich zuzueignen, was ihnen beliebt, und der Eigenthümer, weit entfernt Einspruch zu erheben, fühlt sich dadurch eben so geehrt, wie der fromme Hindu, wenn ihm Siwa's Ochse auf dem Markte von Benares seine Körbe ausfrißt. Auch in Loango wird diese Menschenklasse selbst mehr als die Gangas geachtet, und die Haare derselben theuer als Reliquien verkauft. — Ich unterhielt mich die runzlige Haut dieses Leukaethiopen zu examiniren und einem hermischen Götzenbilde, das mit langem Phallus an dem Baume lehnte, seine rothe Sandelholz-Schminke abzuschaben, während die Höflinge mit den Vorbereitungen eines feierlichen Empfanges beschäftigt waren. Es kostete ziemliche Mühe den breiten Lehnsessel, der den Thron repräsentirte, aus der niedrigen Thür der Hütte heraus zu quetschen, und mehrmals fürchtete ich, den ganzen Palast darüber zusammenstürzen zu sehen. Dem Stuhle folgte seine Majestät selbst in rothem Uniformsfrack und engen weißen Hosen, in denen seine Beine sich nicht sehr zu Hause fühlten, weßhalb er vorzog rasch niederzusitzen. Ein befederter Dreidecker wurde aus der Thür nachgeliefert, da seine stattliche Figur schon ohne diesen Mühe gehabt hatte heraus zu kriechen. Die versammelten Zuschauer empfingen ihn mit applaudirendem Händeklatschen, was er durch langsames Bewegen der auf dem Schooße gehaltenen Finger (die königliche Saquila) erwiederte. Nach gegenseitigen Begrüßungen ließ ich ihn durch den Dolmetscher wissen, daß ich gekommen sei, sein schwarzes Angesicht zu schauen, (die allgemeine Hofphrase der Einführung, die im afrikanischen Englisch, „to look at kings face“, heißt) und hoffe, daß es um seinen Bauch wohl stände. Er stellte einige Fragen über den Gang des Handels in den Faktoreien und spielte dann auf meine ihm bekannt gewordene Absicht, eine Reise nach San Salvador zu unternehmen, an, indem er darin politische Zwecke zu vermuthen schien. Der König von Congo gilt bei allen diesen Stämmen noch als der alte Souverän des Landes und erscheint aus der weiten Entfernung in um so grandioseren Dimensionen. Nach dem Austausche einiger Complimente, bei denen jede Anrede mit einem Händegeklatsch begonnen und beschlossen wurde, stellte ich ihm einen Wechsel aus, kraft dessen er am nächsten Tage sich ein Stück Calico und zwei Flaschen Rum von der Faktorei holen lassen konnte, da ich vergessen hatte, Geschenke mitzubringen. Wir schieden beiderseits sehr befriedigt, und ich wurde von der ganzen jungen Bevölkerung eine weite Strecke begleitet. Die kräftigeren Burschen lösten einander in kurzen Zwischenräumen ab, um die Hängematte oder Tipoya zu tragen, so daß der Weg im Galopp zurückgelegt wurde.“

Reise in das Innere.

Jetzt begann nun eigentlich erst die Reise in das Innere und mußte mit der durch die Verhältnisse gebotenen Sorgfalt und Um-

ständlichkeit vorbereitet werden. Bei Reisen in trapischen Gegenden ist Einfachheit der Diät erste Hauptregel. Reis ist das beste Nahrungsmittel und empfiehlt sich durch die Leichtigkeit seiner Zadereitung und durch seine Haltbarkeit. Spirituasen aller Art und Namen sind ganz zu verwerfen, höchstens daß eine Flasche Cognac für vorkommende Fälle als Medicin mitgenommen werde. In den Trapen Ansässige, die sich während der Hitze des Tages in den dunkel gemachten und kühl gehaltenen Häusern halten, mägen undeschadet dei dem bis nach Sonnenuntergang verschobenen Mittagsmahle Wein oder Bier genießen, ader sa lange die Sanne am Himmel steht, ist alles derartige zu vermeiden und besonders von dem Reisenden, dee sich idren Strahlen stets direct aussetzen muß. Für ihn dildet das deste Getränk, da dem Wasser dei dem Wechsel der geologischen Verhältnisse nicht immer zu trauen ist, ein schwacher Theeaufguß, warm oder kalt, und außerdem ist es gut einen kleinen Vorratd van Kaffee und und Zucker zu haben. Das Gepäck sallte auf einen möglichst kleinen Umsang reducirt werden, wie von Kleidung in diesen Ländern nur Wäsche in gräßerem Vorrath mitgenammen zu werden braucht. Kalte Waschungen, hauptsächlich des Kopfes, den man am Besten durch turbanartige Umwickelungen deckt, können nicht zu häufig gemacht weeden. Auch die Portugiesen sind jetzt von ihrer grundlosen Furcht gegen Seedäder zurückgekommen.

Hinsichtlich der Transportmittel mußte man sich nach den Verhältnissen des Landes richten. Lastthiere kann man zu solchen Reisen nicht benutzen, da seldst Esel manchen Aufenthalt verursachen würden, weil Niemand sich auf ihre Behandlung versteht. Reitochsen giedt es nue im Osten. In Congo reist man in einer Hängematte, die mit iheen Enden um einen Pfahl geschlungen ist, der von zwei Negern auf der Achsel getragen wird. Das Gepäck ist in möglichst kleine Theile zu zerlegen und unter die Träger zu vertheilen. Bastian mußte nicht weniger als acht Träger für die Hängematte, zwölf für das Gepäck und ble Geschenke, außerdem einen Kach und einen Aufwärter haben, füe diese zweiundzwanzig Köpfe aber noch einen Oberaufseher und Reisemarschall, der zugleich als Dolmetscher dienen mußte. Dazu wurde ein gefährlicher Mensch audersehen, der früher sich als sehe brauchbar erwiesen hatte, dann aber auf Diebstählen und Eindrüchen ertappt und fortgejagt warden worden war. Dennoch wurde ee engagirt. Hören wir die Gründe, welche der Verfasser hatte. „Gouchy ledte damals in einem Dorfe eine Tagereise van Ambriz entfernt und, da er selten wagte, sich wieder an der Küste zu zeigen, schickte ich dorthin, um ihn rufen zu lassen. Sein Aeußeres war einnehmend und seine Antworten verständig. Meine Freunde riethen mir zum Theil ad, mich in die Hände eines so desperaten Charakters zu geden, desonders deim Vordringen in ein undekanntes Gebiet, das damals nie van Weißen betreten wurde, ader ich sah, daß er Intelligenz desaß, und Intelligenz ist eine zu seltene Erscheinung in diesen Ländern, um sie nicht festzuhalten, wo immer sie sich dieten mag. In Afrika muß leider die Maxime gelten, daß in der Wahl eines Dieaers ein gescheuter Schurke einem ehrlichen Dummkopf vorzuziehen ist, um so mehr da nach einem kurzen Unterricht in der Schule der Civilisation der Dummkopf dach znm Schurken wird. Die Naturvölker, die an der Küste mit Europäern in Berührung kommen, werden verderbt durch die vielfachen und neuen Verfüheungen, die sich dort bieten, durch die ungerechte und vor Allem die urtheilslase Behandlung, die sie meistens erfahren. Seefahrer, und manchmal auch schon angesessene Händler, kennen die Eingedornen, mit denen sie zu thun haben, zu wenig, denken selten daran, ihre Eigenthümlichkeiten zu studiren; und der Wilde, der sich täglich und stündlich in den ihm heiligsten Gefühlen verletzt fühlt, glaudt sich auch seinerseits durch keine Verpflichtung gegen diese, vielleicht nnadsichtlichen, Verächter derselden gebunden. Ich engagirte diesen verschrieenen Verdrecher und hatte ihn für Monate um mich auf Reisen, wo ich nur durch thn mit seinen Landsleuten verkehren konnte; ich schenkte ihm anscheinend das unbedingteste Vertrauen, ließ ihn dann und wann die Ueberlegenheit des Weißen fühlen, aber schonte seine Voruetdeile, machte es vor Allem zu seinem eigenen Juteresse, ehrlich zu sein, und bei meiner Zurückkunft sah ich, daß kaum die Hälfte der von mir überschlagenen Ausgaden verbraucht war. Und diese Erfahrung steht nicht vereinzelt, sondern sie hat sich mir in veeschiedenen Ländern des Orients, und am eclatantesten oft gerade da, wo am Meisten über Diener geklagt wird, wiederholt. Gouchy completirte in wenigen Tagen die erfarderliche Zahl der Neger unter seinen Bekannten uad brachte sie zu mir, um ihnen ein Buch zu geden, d. h. eine Bescheinigung des abgeschlossenen Eagagements auszuschreiden. Sie erhielten jeder 1 bis 2 Stücke Calieo den Monat, den ersten im Voraus, sa wie täglich 50 bis 300 Glasperlen zur Verproviantirung, und nachdem sie sich noch einen Tag länger erdeten hatten, um von ihren Familien Abschied zu nehmen, brachen wir am nächsten auf. Die kleine Regenzeit stand mit dem Beginne des Novembers vor der Thür, da aber die letzten Jahre sehr trocken gewesen waren, so hatte ich gehafft, daß sie auch diesmal leichter voiübergehen würde, und erschrack deßhalb nicht wenig, als ich auf einem am Varadende der Adreise gemachten Spaziergange die Bay van dem trüben Wasser der geschwollenen Flüsse ganz entfärbt sah, ein sicheres Zeichen des im Innern eingetretenen Regens. Alle Vordereitungen waren indeß getroffen und vom Aufschud kaum Besserung zu erwarten. An der Küste klärt sich das Wetter oft im December und Januar wieder auf, aber im Lande geht die kleine Regenzeit gewöhnlich unmittelbar in die große (matanza grande) über.“

Die Karawane hatte zunächst eiuen Morast, dann denn Fluß Loge zu überschreiten. An dem Flusse aufsteigend zieht sich der Weg durch runde Hügelkuppen, die in regelmäßigen Entfernungen von schroffen Schluchten durchschnitten werben, den einzigen Stellen, an denen man Wasser anzutreffen, in der trockenen Jahreszelt hoffen darf. Die eleganten Aloe-Waldungen verschwinden allmälig, und man trifft nue zerstreut den alten Riesen der afrikanischen Bäume, den mächtigen Boad, gleichsam erstarrt im Ausstrecken seiner verschlungenen Polypen-Arme. — Gouchy hielt seine Umgedung mit ruhiger Behauptung seiner Autorität als Odeehaupt zusammen, doch begann das döse Wetter alsbald der Gesellschaft Hindernisse in den Weg zu legen. Ein Wirdelwind warf Menschen und Dinge durcheinander, ein Regenguß durchnäßte deide Theile so gründlich, daß mehrere der Caolies mißmuthig wurden, entlassen und durch kräftige Jungen eines Negeedorfes ersetzt werden mußten. In manchen Dörfern wurde man mit mißtrauischen Blicken betrachtet, und seldst bei den eigenen Begleitern erregte der Reisende Anstoß, wenn er uach religiösen Dingen farschte. Als er ein Fetischhaus betrachten wollte, suchte man ihn mit Gewalt davon abzuhalten und betrachtete ihn als dem Tode verfallen, da er es dennoch that.

Bald wurde das van sanft geneigten Hügeln umzagene Thal von Shemda-Shemda erreicht, der Mittelpunkt der verschiedenen Straßen, die nach Pemde und San Salvador in das Janere, uach Amdriz an die Küste führen. Pemde desand sich im Kriegszustande, doch meinte Gonchy, daß ein Inglesi, unter welcher Bezeichnung der Neger alle Weiße außer den Partugiesen begreift, kaum Schwierigkeiten finden würde. Der Weg ward denn angetreten, begann ader schlimm genug. „Die Caalies, die in der Faktorei zu sehr mit Branntwein traktirt warden waren, taumelten detrunken umher und zerstreuten sich in den Feldern. Ich verließ die Hängematte, um den Zug zusammen zu halten, und fand üderall Stücke des Gepäcks umherliegen und die Träger unter Bäumen eingeschlafen. Kaum hatte ich Einen zur neuen Aufnahme seinee Tracht gezwungen, als ich Andere die ihrige wieder abwerfen sah, und nur durch unablässiges Umherlaufen in der versengenden Sannenhitze konnte ich verhindern, daß uicht Alles verloren ging und auf der Straße gelassen wurde. Ermüdet langte ich gegen Adend in Quimalenzo, (einer für die Kupfee-Karawane von Pemde eingerichteten Wege-Station), an und wollte mich eben mit dem

dortigen Beamten, dem ich einen Brief überbracht hatte, zu Tische setzen, als es plötzlich meine Augen schwarz überzog und ich mich ohnmächtig niederfallen fühlte. Wie ich später erfuhr, lag ich fast eine Viertelstunde in einem Zustande völliger Bewußtlosigkeit, und als die Sinne zurückkehrten, raste ein wüthendes Fieber in meinen Adern, das auch die ganze Nacht anhielt und durch die dumpfe Luft der Stube, das schmale Bettgestell und die Schwärme unersättlicher Mosquitos um so unerträglicher wurde. Auch am nächsten Tage währte es fort, und es war mir unmöglich mich nur aufzurichten. Meine Leute wechselten bedenkliche Blicke; der Zauber des beleidigten Fetisches hatte gewirkt, und sie waren sicher mich noch am Abend zu begraben.«

Ein zu schneller Versuch zur Weiterreise rief einen neuen Anfall hervor und zwang zur Rückkehr nach Shemba-Shemba, wo eine Ruhezeit von drei Tagen das Fieber überwand. Der Genesene empfing den Besuch des nächsten der vier Könige des Thales, der mit zahlreichem Gefolge mit Säbeln und Speere bewaffneter Vasallen erschien. Nachdem die Reisepläne des weißen Mannes besprochen waren, gebot der König durch Händeklatschen allgemeines Stillschweigen und begann in langgezogenen, etwas schwermüthigen Recitativen das Lob des Fremden zu singen, begleitet vom Chorus seiner Getreuen. Das Lob galt wahrscheinlich vorzüglich den Schuhen des Reisenden, denn diese gehören dort zu den ehrenden Abzeichen königlichen Blutes.

Weniger gut als mit dem Könige fand sich Bastian mit den Unterthanen ab. Er sehnte sich nach einem erfrischenden Bade und machte sich nach dem Flusse auf. Als er aber, im Vorgeschmacke des erwarteten Genusses schwelgend, das nächste Dorf erreichte, kam ihm der Aelteste desselben mit seiner ganzen Gemeinde entgegen. »Die Tipoya wurde von der Menge umringt, und ihr Repräsentant trat vor, mich in der demüthigen Stellung der Landessitte begrüßend. Nach den entsprechenden Vorbereitungen begann er eine, wie überall, in Recitativen gesprochene Anrede, die mit einer captatio benevolentiae zu beginnen schien und dann in eine schwunghafte Peroratio überging. Auf meine Frage nach seiner Meinung erfuhr ich, daß er mich bitte, mich dem fraglichen Flusse nicht weiter zu nähern, und daß er mir ein ewiges Fortleben in den Poesieen des Thales verspräche, wenn ich seinem unterthänigsten Gesuche Gehör geben würde. Die Absurdität dieses Ansinnens, das absichtlich gemünzt schien, mir eine lang ersehnte Freude zu verderben, hielt ich kaum einer Antwort werth, ließ dem faselnden Alten den Besuch einer sein Heimathland noch an Wärme übertreffenden Gegend anrathen und gab den Trägern Befehl, fortzugehen. Demselben nachzukommen, war ihnen indeß unmöglich, da schreiende Kinder überall angeklammert an ihren Beinen hingen und sich vor ihnen niederwarfen, um den Weg zu versperren. In herzzerreißenden Klagetönen stimmte gleichzeitig der Mafooka einen Wehgesang an, dessen Effekt durch den Chorus der jammernden Gemeinde auf das peinlichste erhöht wurde. Auf allen Gesichtern malte sich der Ausdruck hoffnungslosester Verzweiflung. Und sie hatten Recht, die armen Leute; denn bei näherem Eingehen erfuhr ich, daß der Bach bei meinem Anblicke für immer versiegen und ihnen die einzige Quelle brauchbaren Trinkwassers verloren gehen würde. Um nicht die Schuld einer so traurigen Katastrophe auf meine Seele zu wälzen, kehrte ich lieber unerquickt in meinen durchschwitzten Kleidern zurück.«

Aus den Bemerkungen, zu welchen dieser Vorfall Veranlassung giebt, wollen wir einige zur Charakteristik der Negerstämme zusammenstellen. »Ein jeder Fremder ist ein Feind, und wer nicht mächtig genug ist, die Bewohner des Dorfes zu Sklaven zu machen, muß ihnen selbst als ein solcher dienen. Aus diesem Grunde konnte ich es wagen, mit einem Haufen aufs Gerathewohl zusammengemietheter Neger Länder zu bereisen, wo schon die mitgeführten Geschenke allein beständig Plünderungsbegierden erwecken mußten. Je weiter ich meine Neger in ihnen unbekannte Gegenden führte, desto mehr waren sie in meine Hand gegeben, da, sich selbst überlassen, sie sogleich von dem ersten besten Königlein sämmtlich zu Sklaven gemacht worden wären. Regelmäßig organisirt, unter der Führung eines Weißen und mit Gewehren bewaffnet, kann schon eine kleine Anzahl die meisten Gebiete durchreisen, indem man durch richtige Anwendung von Geschenken oder Drohungen fast immer zum Ziele kommt. Die härteste Strafe, die ich über einen störrigen Diener aussprechen konnte, war die der Entlassung, denn um dieser, die der Verurtheilung zur Sklaverei gleich stand, zu entgehen, fand er sich bald zu Allem willig.

Der in seiner Heimath ansässige Neger ist ursprünglich völlig frei, so weit ihn nicht die Familienbande fesseln. Das Haupt der Familie tritt die Mitglieder derselben mit Füßen und kennt keinen Herrscher und Adel über sich, hat unbestrittenes Eigenthumsrecht, Freiheit zu thun und zu lassen, was ihm beliebt. Nur Gebräuche und Traditionen fesseln ihn, ein Verstoß gegen sie zieht Strafen des Palavers (des Things, wie man's übersetzen könnte) nach sich; dann verfällt er mit Allem, was er sein nannte, dem Könige, der ihn als Sklaven verhandelt, wenn sich die Gelegenheit bietet. Hier und da haben sich kleine Abgaben mißbrauchsweise festgesetzt und sind gebräuchlich geworden. Jene schrankenlose Freiheit aber ist im Grunde hülfloseste Sklaverei; Jeder glaubt sich nur dadurch sicher, daß er Alles neben sich unterdrückt, der Mann die Frau, der Vater die Kinder, bis ein Mächtigerer ihn selbst unterwirft. Die einzige Concession, zu welcher sich der Einzelne dem Ganzen gegenüber entschließt, ist die Anerkennung der Tradition und die Unterordnung unter dieselbe. Er sucht sie so viel wie möglich im Dunkeln und sich aus dem Sinne zu halten, sie niemals zu definiren und verstrickt sich dadurch allmälig in ein Gewebe unsichtbarer Fäden, die nur durch die künstlichen Lupen der Gelehrten, d. h. bei den Naturvölkern der Priester, erkannt werden können. So fällt er machtlos deren Willkür anheim und wird zum Sklaven, weil er frei sein wollte, ohne den moralischen Muth zu besitzen, sich die zum Besten der Gesammtheit erforderlichen Beschränkungen aufzuerlegen. Seinen Nächsten kennt er nur als seinen Feind. Das Dogma allgemeiner Gleichberechtigung steht Niemandem entfernter als dem Wilden und dem Naturzustande. Die Verhältnisse des Eigenthums sind um so einfacher bei den Negern, als dort die Natur selbst der Nothwendigkeit eines für die Zukunft sorgenden Erwerbes überhebt. Nur über den Besitz der werthvollen Palmbäume haben sich complicirtere Bestimmungen gebildet, und meistens geht, nachdem die Söhne des Pflanzers gestorben sind, das Recht, den Saft abzuzapfen, in einer bestimmten Anzahl von Familien allwöchentlich um.

Da der Mann seine Frauen durch eine Art von Kaufcontract erwirbt, so stehen dieselben natürlich in einem dienenden Verhältniß, das sich auch auf die Kinder überträgt, deren Behandlung wenig von der der Hausklaven verschieden ist. In Shemba-Shemba ist der Preis einer Frau auf ein Gewehr und zwei Stücke Calico fixirt, doch pflegen gewöhnlich die Eltern ihren Töchtern zwei Schweine zu schenken, um sich durch die Mitgift eine gute Behandlung bei ihrem Ehemanne zu sichern. Hinsichtlich des Aeußern macht der Neger hier weniger Ansprüche, als im nördlichen Afrika, wo die heirathsfähigen Mädchen auf eine Mitleid erregende Weise mit Kouskous überfüttert werden, um sie den mohamedanischen Schönheitsbegriffen gerecht zu machen. Ein junger Mann, der in das arbeitsfähige Alter tritt, vermiethet sich und sucht auf verschiedene Weise, wie die Kruns und Cabender durch Seefahren, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, von dem er so viel, wie möglich, ersparen wird. Sobald er das hinlängliche Vermögen besitzt, kauft er sich eine Frau, die an einigen Orten erst auf einige Monate zur Probe genommen wird mit Vorbehalt eines Reugeldes, und fügt, je reicher er wird, um so mehr Glieder seinem Harem zu. Er lebt in einem Zustande um so üppigerer Opulenz, je mehr Frauen für ihn arbeiten, die auf dem Felde ebenso kräftig sind, als männliche Sklaven, und in dem Haus-

halte nützlicher. Jede dieser Frauen wird in dem Walde eine bestimmte Stelle ausroden und dort Manioca oder Erdnüsse pflanzen, die sie nicht nur selbst zu kultiviren, sondern auf den Markt zu tragen und zu verkaufen hat. Der Herr der Schöpfung lungert unterdeß in seiner schattigen Hütte, Kola-Nüsse kauend, oder geht zum Palaverhaus, um Palmwein zu trinken. Bei ihrer Zurückkunft stillt die Frau den durch langen Fasttag hungrigen Säugling, setzt ihn auf ihre Hüfte und bereitet das Abendessen für den Gebieter. Sind mehrere im Hause, so wechseln sie in dessen Besorgung ab. Die erste Frau, Enganainene, führt unterstützt von der zweiten, Sambegilla, als Gehülfin, die Aufsicht über die übrigen, welche Mugagi (Beischläferinnen) genannt werden. Jede derselben hat auf dem Hofe ihre eigene Hütte, in der sie Hühner halten, an den für die Feldarbeit ungünstigen Tagen Baumwolle spinnen und sich während ihrer Unpäßlichkeit für sechs Tage abschließen müssen. Die Küche ist einfach, da sie sich gewöhnlich auf einige geröstete Schnitte der Manioca und gebrannte Erdnüsse beschränkt, nebst trockenem Farinha oder einem daraus angerührten Brei. Zur Bereitung dieses Mehls sieht man vor allen Häusern hölzerne Mörser stehen, an denen gewöhnlich Kinder beschäftigt sind, die Cassava-Wurzel zu zerstoßen. Die umständlicher herzustellende Tapioca wird fast nur von Europäern benutzt. Im Nigerdelta bereitet man ein sehr wohlschmeckendes Gericht (die sogenannte Palaver-Sauce) aus dem frischen Palmöl, das, stark gewürzt, mit einer aus gestoßenen Yams dargestellten Paste genossen wird, in Congo dagegen werden die Palmnüsse schon in Substanz gegessen. Aus den Kernen wird das feinste Oel bereitet, das aber gewöhnlich mit dem der Frucht gemischt wird.

Schalten wir hier gleich, da von den Frauen die Rede ist, eine Stelle ein, an welcher später der Verfasser sich unter Bezugnahme auf weit verbreitete Erzählungen über die Stellung des Weibes bei den Negern ausläßt. „Wenn die Kritik alle die von den alten Historikern überlieferten Erzählungen von den Amazonen trotz ihrer Wiederkehr in slavischen, amerikanischen und orientalischen Mythen geglaubt hat, in das Gebiet der Fabel verweisen zu müssen, so stützt sie sich hauptsächlich auf das Unnatürliche dieser Vorstellung, auf das Widersinnige eines isolirt bestehenden oder selbst gegen die Männer kämpfenden Frauenstaates. So mag es sein von dem europäischen Gesichtspunkte aus; wer sich aber die Mühe geben will, sich in die rohen Verhältnisse der afrikanischen Völker hinein zu versetzen, wird nichts begreiflicher finden, als daß die Knechtschaft, in der die Frau dort von dem Manne gehalten wird, zu Zeiten in ihr Gegentheil umschlägt, und wird die mögliche Existenz eines hesperischen Gherrhonesos kaum bestreiten. Im Allgemeinen wird das Weib in ausgebildeten Staatsverhältnissen, die eine active und ununterbrochene Thätigkeit verlangen, schon seiner Geschlechtseigenthümlichkeit wegen, gegen den Mann zurücktreten, aber in einfacheren Zuständen, wenn nur die unterste Stufe des umherschweifenden Jägerlebens überschritten ist, stehen beide auf ziemlich gleichem Niveau. Die Frauen der Scythen waren nach Diodor den Männern an kriegerischem Muthe gleich und gaben ihnen ihre berühmtesten Herrscher. In Kantabrien erbten die Töchter und fanden sich nach Strabo mannichfache Anzeichen einer Frauenherrschaft. Noch in späteren Zeiten spricht man von einer Mädchen-Colonie bei Fuente Rabbia in Biscaya. Bei den alten Galliern übernahmen, wie Ammianus Marcellinus erzählt, die Frauen es, die im Quartiere liegenden Soldaten nöthigenfalls auszuprügeln und waren mehr gefürchtet, als die Männer. Die wilden Cimbern, vor denen Rom erzitterte, fielen widerstandslos unter dem Schwerte ihrer Frauen, und Aurelian zierte seinen Triumph mit gothischen Kriegerinnen. Der Einfluß der zu gegenseitigem Schutze verbundenen Weiber im Soudan ist so mächtig, daß der in die Acht erklärte Mann oft zum Auswandern gezwungen wird. In den Dörfern der Bechuanas, von denen, sowie von dem Weiberregimente der Banyas, Dr. Livingstone spricht, haben die armen Männer sich täglich über die schlechte Behandlung, die sie erfahren, zu beklagen, und können selbst den Triumph, Huckeback zu reiten, nicht genießen, ohne von ihren herzlosen Tyranninnen ausgelacht zu werden. Solche Verhältnisse mögen öfter in Afrika existirt haben, und schon im heroischen Zeitalter bedurfte es eines Herkules, um unter den Kämpfen der Amazonen und Gorgonen die Würde der Männer herzustellen. Hatten sie dann einmal wieder die Oberhand erhalten, so suchten sie sicherlich dieselbe durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu bewahren; denn die Idee der Gleichberechtigung hat sich nirgends dort entwickelt. Aus diesem Bestreben bildeten sich jene geheimen Associationen, die besonders als Purro, Semo und andere Egbo-Arten an der ganzen Westküste bekannt sind und deren Zweck, abgesehen von der religiösen Bedeutung ihrer cadmilleischen Wiedergeburten, besonders dahin geht, die ausgeschlossenen Frauen um so gewisser in Unterwürfigkeit zu halten. Die Frau steht nicht zu dem Manne in dem Verhältnisse eines Ehegatten, sondern eines Sklaven, und wie bei der Verminderung der Freien im Alterthume die Sklavenaufstände gefürchtet waren, so müssen es an der afrikanischen Küste, wo die freie Bevölkerung in manchen Dörfern oft auf wenige Personen zusammengeschmolzen ist, zugleich die Aufstände der Frauen sein. Dieselben sind um so leichter da, wo jeder Stand, jedes Geschlecht, jede Altersklasse sich associirt, auch die Frauen gemeinsame Berathungen und Zusammenkünfte halten, in denen Klagen über geschehenes Unrecht leicht zum Entschlusse der Rache führen können. Jene Erzählungen des Alterthums, wo die zum Kriege ausgezogenen Männer bei ihrer Rückkehr von den Frauen zurückgewiesen wurden, würden sich gewiß in Afrika jedes Mal wiederholen, wenn dort mehrjährige Expeditionen gemacht werden sollten. Ein umherziehender Frauenstaat könnte eben so gut ohne Männer bestehen, wie die älteren Jagas ohne Frauen, sich stets frisch rekrutirend und die mit Sklaven erzeugten Kinder aussetzend. Als ich später unter den Jagas die Anforderungen des Familienlebens geltend machten, hatten die Frauen unter ihren Königinnen auch oft das Uebergewicht. Die alten portugiesischen Geographen sprechen von den erbitterten Kämpfen, die die Amazonen in Mataman mit den Cannibalen führten, und in den einheimischen Sagen finden sich vielfach ähnlich zu deutende Anklänge. Die Königin der Fantees, die mit ihrem Gemahl um den Besitz des goldenen Stuhles streitend, auswanderte, repräsentirte die Spindelhälfte der Bevölkerung. Auch an den Grenzen der Gaua wird ein Reich der Weiber erwähnt. Als die Königin Gingba, die ihren Harem beständig gefüllt hielt, in Matiambo herrschte, wurden in der That die Männer in einer Art Knechtschaft gehalten, und die Missionäre erzählen manche Beispiele von den Erniedrigungen, denen ihre männlichen Begleiter ausgesetzt waren. Solche Semiramisse kehren vielfach in der Geschichte wieder, besonders in Afrika, wo die meisten Stämme ihre Myrena oder Orthyia haben. In Dahomey, wo die weiblichen Regimenter stärker und wagenkundiger als die männlichen sind und alle Berathungen nach ihren Launen entschriden, können sie jeden Augenblick die Herrschaft an sich reißen, und dann würde die langdauernde Sklaverei in vollem Maße entgolten werden. Auch bei den Ashantees ähnelt die Autorität, die die Schwester des Königs über seine weiblichen Unterthanen ausübt, in einigen Punkten einer unabhängigen Stellung. Despoten haben vielfach, wie noch jetzt der König von Siam, ihre Leibgarde aus Frauen gebildet, da sie der Treue weiblicher Sklaven sicherer zu sein glaubten, aber das an die Führung der Waffen gewöhnte Weib wird sich später nicht mehr geduldig mißhandeln lassen. An der ganzen Küste Afrikas ist die Zahl der weiblichen Bevölkerung schon wegen ihrer geringeren Ausfuhr nach Amerika überwiegend; sie hat längst über ihre Erniedrigung geweint, aber allmälig, besonders seit dem vermehrten Verkehr mit Europäern, beginnt sie ihre Stärke zu fühlen. Die Männer haben die Zeichen des in der Ferne grollenden Sturmes erkannt. Auf alle Weise bemühen sie sich, das Grausige ihrer Ceremonien zu erhöhen, auf das Aengstlichste das Dunkel der Mysterien zu wahren. Aber unsere Zeit ist skeptisch, auch in Afrika haben die Frauen be-

gonnen, die Gespenster zu betasten; man sagt, daß sie schon gelacht, daß sie gezweifelt, ob Egogun kein Mensch sei. Schon hat sich der weibliche Freimaurerorden Njemba dem Nda gegenüber erhoben. Wehe euch, ihr afrikanischen Tyrannen, die Rache der Mänaden wird eine schreckliche sein! In Okollomo führte mich mein Wirth, der in der Bereitung eines trefflichen Palmölsteaks excellirte, trüben Sinnes durch die verschlungenen und gekreuzten Gänge seiner Wohnung, in deren innerstem Gemache er schlief. Er hatte Grund, sich sorgsam zu verschanzen, denn zwanzig erbitterte Feindinnen bewohnten seinen Hof, und mit Recht mochte er die Stunde verwünschen, wo sein Reichthum ihn verführt hatte, sich damit zu umgeben.«

Die Kleidung des Negers ist bekanntlich sehr einfach, in der Regel nur ein um die Lenden geschlagenes Tuch, zu dem der Küstenbewohner wohl einen Schulterschal fügt. Stutzer lassen den befranzten Zipfel des Lendentuches lang herabhangen. Frauen tragen meist ein über der Brust zusammengehaltenes Gewand, das bis über die Kniee herabfällt. Der Neger ist im Ganzen reinlich und badet viel; nur wo dies schwierig oder garnicht möglich ist, findet man Schmutz und Unreinlichkeit. Wo etwa die muhamedanische Sitte schwerer Bekleidung eingedrungen ist, da trifft man im Gefolge derselben die ärgste Unreinlichkeit an. Besondere Sorgfalt verwendet der Neger auf das Haar, seinen einzigen Schmuck; man dreht es in kleine Flechten oder zu einem über der Stirn hervorragenden Horn. Manche rasiren den Kopf bis auf eine in der Mitte zurückbleibende Quaste, andere lassen es oben zu einer buschigen Kuppel, die gleichsam als Helm dient, zusammenwachsen.

Die Negerhütte, deren Reinlichkeit von der des Bewohners abhängt, ist leicht aufgerichtet, und die Materialien werden schon auf den Märkten fertig verkauft, aber vor ihrer Beziehung muß sie erst eine Zeitlang von einem Priester bewohnt sein, der sie durch Räucherungen reinigt und einem schützenden Fetische weiht. Sie besteht gewöhnlich aus einem leichten Fachgerüste, das über und über mit Lehm bedeckt wird, nur eine kleine Oeffnung lassend, die zugleich als Fenster und Thüre dient. Wegen der hohen Schwelle, die das Geflügel und Vieh abhalten soll, kann man nur gebückt eintreten und wird so stets zur Begrüßung des Insassen gezwungen. Ueber der Thür hängen Wurzeln oder Zeugfetzen, als beschützende Fetische, sowie häufig auch zerbrochene Eierschalen. Andere haben einen Holzblock, dem ein Gesicht angeschnitzt ist, als den Gott der Schwelle innerhalb der Thür stehen oder auf ihren Feldern, aber die meisten begnügen sich einfach mit einem etwas glatt geschnittenen Stabe, auf den sie, als besonders wirksam, ein Schneckenhaus zu legen lieben. An der Küste trägt Jeder irgend welche Amulette, während die ärmeren Neger des Innern oft schon zufrieden sind, wenn sie einen Bindfaden über die Waden gebunden haben. Manchmal ist dieser letztere ein Matebbe-Strick, der, wie ins Haar gesteckte Federn, unverwundbar macht. Bei den Kruu-Negern sieht man die Wadenschnüre fast constant, doch loser wie bei den Cariben. Die katholischen Missionäre waren für einige Zeit sehr stolz darauf, diesen Zweig des Fetischdienstes gründlich dadurch ausgerottet zu haben, daß auf ihren Befehl die Stricke fortan nur von Palmblättern, die am Palmsonntage geweiht waren, gemacht werden durften.

Diese Notizen über den Fetischdienst erinnern uns daran, daß wir über einen Hauptbestandtheil des Buches, die religiösen Verhältnisse, noch kaum berichtet haben. Da unsere Auszüge ohne Zweifel das Interesse der Leser erweckt haben werden, so dürfen wir in der nächsten Nummer fortfahren.

* Zur Erinnerung an Bessel.

Bremen, 4. April. Herr Professor **Scherk** hielt am 30. März im Künstlerverein einen Vortrag über **Bessel** und seine Messung der Entfernung eines Fixsternes. Da wir selten Gelegenheit haben, von astronomischen Dingen zu reden, so mag eine etwas genauere Inhaltsangabe des Vortrags an der Stelle und erwünscht sein. Nach einigen einleitenden Worten, welche sich auf die Schwierigkeit bezogen, von der Größe eines so eminenten Mannes, wie Bessel, in einem kurzen Vortrage einen hinreichenden Begriff zu geben, eine Schwierigkeit, welche die größten Astronomen, wie Herschel, Encke u. A., selbst gelehrten Versammlungen gegenüber empfunden und ausgesprochen haben, wurden zuerst einige Momente aus Bessels Jugendleben und Bildungsgang mitgetheilt, was um so leichter war, da er uns selbst in den »Erinnerungen aus meinem Leben«, die er auf seinem letzten Krankenlager den Seinigen dictirte, ein köstliches Bruchstück hinterlassen hat.

Friedrich Wilhelm **Bessel** wurde am 22. Juli 1784 in Preußisch-Minden geboren, wo sein Vater ein sehr geachteter Regierungs-Beamter war. Eine zahlreiche Familie machte den Eltern die äußerste Sparsamkeit zur Pflicht; dem Sohne mußte daher sehr bald die Nothwendigkeit entgegentreten, sich einen Lebensstand zu wählen, der ihm zeitig Selbstständigkeit gewährte. Er verließ deshalb das Gymnasium seiner Vaterstadt bereits im 13. Jahre und wurde dann für seine gewählte Bestimmung, den Kaufmannsstand, privatim vorbereitet. In seinem 15. Jahre kam er nach **Bremen**, um daselbst in dem angesehenen Handlungshause **A. G. Kulenkamp & Söhne** die Handlung zu erlernen. Hier zeigte er sich als tüchtig, ordnungsliebend, umsichtig und lernbegierig. Aber bald genügten die regelmäßigen Arbeiten, denen er sich jedoch stets mit der größten Treue unterzog, seinem Drange nach umfänglicherem Wissen und größerer Thätigkeit nicht mehr; die Comptoirstube wurde ihm zu eng, und sein Wunsch ging deßhalb dahin, als Cargadeur eines der Schiffe zu begleiten, welche die Hansestädte damals nach französischen und spanischen Colonieen und nach China auszurüsten pflegten. Er legte sich demnach auf das Lesen von Werken, welche eine gründliche Anleitung zur Waarenkunde gaben, und lernte in kurzer Zeit die neueren Sprachen größtentheils ohne fremde Hülfe, oder indem er sie, wie beim Spanischen, bei einem Gesellen suchte, der in Spanien gelebt hatte. Da es aber einem tüchtigen Cargadeur vielleicht nützlich sein kann, den Ort des Schiffs, ohne sich auf die Schiffsrechnung verlassen zu dürfen, zuweilen selbst durch Beobachtungen zu bestimmen, so nimmt er das damals verbreitetste Lehrbuch der Navigation vor, um sich darüber zu unterrichten, wie die Beobachtungen an Sonne, Mond und Sternen angestellt werden. Die Art aber, wie solche Bücher damals in der Regel abgefaßt waren, wo es bloß hieß: Aufgabe, Regel, Beispiel, von Beweisen oder keine Rede war, konnte einem Geiste wie Bessel unmöglich genügen; ein solcher verlangt nicht mechanische Abrichtung, sondern geistigen Unterricht, er glaubt nicht, sondern frägt nach Gründen. Die Gründe, hieß es, finden sich in astronomischen Büchern. Also nahm er astronomische Bücher zur Hand, erst leichtere, dann, da er stets weiter vorwärts drang, immer schwerere! Aus diesen aber ersah er, daß, um in die Astronomie einzudringen, die Kenntniß einer Wissenschaft erforderlich sei, die er bis dahin kaum dem Namen nach gekannt hatte, der Mathematik. Er erlernte also, größtentheils ohne alle fremde Hülfe, die Elemente der Mathematik, aber nicht etwa die ganze Wissenschaft mit einem Male, sondern nur so viel, als für seinen nächsten Zweck gerade erforderlich war. Auf diese Weise gleichsam rückwärts lernend, jede Wissenschaft bei ihren Resultaten beginnend, hatte er durch eisernen Fleiß, beispiellose Ausdauer und unterstützt durch die wunderbarste praktische Anstelligkeit sich in kurzer Zeit eine Menge von Kenntnissen erworben und eine praktische Fertigkeit sich angeeignet, deren Umfang er selbst am wenigsten kannte. Er war bereits Astronom, als er noch meinte, sich auf den Cargadeur vorzubereiten; er fühlte demnach das Bedürfniß die erlernten Methoden zur Zeitbestimmung praktisch anzuwenden, und nachdem er sich mit Hülfe eines Tischlers und eines heruntergekommenen Uhrmachers einen hölzernen Sextanten hergestellt und eine alte Pendeluhr in brauchbaren Zustand versetzt hatte, versuchte er mit diesen unvollkommenen Hülfsmitteln seine ersten Zeitbestimmungen, die ihm auf überraschende Weise gelangen. (Es dürfte für Bremer nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß, wie Herr Navigationslehrer Breusing ermittelt hat, Bessel's erste Beobachtungen im Hause Hutfilterstraße Nr. 34 angestellt sind). Bald unternahm er es nun aus eigenen Beobachtungen die Lage von Bremen abzuleiten, und da diese mit den bereits bekannten übereinstimmten, so war seine Freude grenzenlos. Noch 40 Jahre später hat er gestanden, daß er jenes Augenblicks noch jetzt mit Entzücken gedenke. Da er nie von solchen Uebungen, die zu keinem bestimmten Resultate führen, etwas hielt, so versuchte er sich bald an einer größeren Arbeit. Er hatte Harriet's Beobachtungen des Halley'schen Kometen vom Jahre 1706 in einem Journale gefunden; diese zu berechnen nahm er sich vor und führte, er, der Handlungscommis, welcher den ganzen Tag im Comptoir beschäftigt war, dieses Vorhaben rasch aus. Als er die Arbeit vollendet hatte, faßte er sich ein Herz und brachte sie Olbers, dem er bis dahin ganz unbekannt war. Es war am 28. Juli 1804. Zitternd erwartete er den folgenden Tag; die Antwort des ebenso wohlwollenden als hervorragenden Mannes war entscheidend für sein Leben. Nicht leicht hat eine der zahlreichen Ehrenauszeichnungen, die ihm später in so reichem Maße zu Theil geworden sind, ihn so beglückt, als diese Antwort; von ihr datirt jene tiefe Verehrung, jene innige Liebe, die Liebe eines Sohnes zu seinem Vater, die Liebe des dankbarsten Schülers zu seinem Lehrer, die Bessel sein ganzes Leben lang für Olbers behielt. Aber diese Liebe war gegenseitig; denn auch Olbers betrachtete bekanntlich, Bessel gefunden zu haben, als eine seiner größesten Entdeckungen. Welchen Eindruck Bessels erste Arbeit auf ihn gemacht hat, geht aus seinem im Novemberheft der »Monatlichen Correspondenz« des Freiherrn von Zach vom Jahre 1804 enthaltenen Schreiben an den Herausgeber hervor.

Es lautet so: »Die Beilage, welche ich Ihnen hier schicke, gewährt mir die große Freude, Ihnen einen jungen Astronomen von ganz ausgezeichneten Anlagen bekannt zu machen; es ist Friedrich Wilhelm Bessel, ein noch sehr junger Mann, der sich hier in einem

der ersten Kaufmannshäuser der Kaufmannschaft widmet. Schade, daß solche Talente nicht ganz für die Sternkunde benutzt werden sollen! Könnte man etwas daran tadeln, so wäre es die Verschwendung von Zeit und Mühe, die weit größer ist, als es die Harriot'schen, sonst schätzbaren Beobachtungen ihrer Natur nach verdienen konnten. Indeß, da Bessel nun ein Mal diese Arbeit unternommen hat, so muß sie nicht verloren gehen, sondern gedruckt werden. Vielleicht entschließen Sie sich, diesen Aufsatz bald mit einem Platz in ihrer monatlichen Correspondenz zu beehren. Ich möchte meinem jungen Freunde gern diese Aufmunterung wünschen. Wir wissen nun auf's genaueste, was sich aus Harriot's Beobachtungen für die Theorie dieses Kometen ziehen läßt.«

Der Freiherr von Zach fügt diesem Briefe, den er mit Bessels Arbeit abdrucken ließ, noch Folgendes hinzu: »Hier thut ein junger deutscher Mann zu seinem Vergnügen mit einer Sachkenntniß und einer Fähigkeit, die manchen besoldeten und berufenen Astronom ehren würde, was ein englischer Professor längst aus Amtspflicht hätte thun sollen, es aber lieber für undienlich und unnöthig hielt, als sich einer solchen beschwerlichen Arbeit zu unterziehen. Der berühmte französische Astronom Michain erhielt für eine vollkommen ähnliche Schrift über den ebenso berühmt gewordenen Kometen von 1661 einen akademischen Preis. Bessel erhielt keinen Preis, verdient ihn aber; sollte ihm das schmeichelhafte und schöne Schreiben eines Olbers nicht eben so viel gelten? Wir irren nicht. Bessel's Arbeit beweist, daß er Olbers Lob gewiß anzuschlagen versteht.

Ein solcher Erfolg seiner ersten Arbeit war wohl geeignet ihm Muth und Selbstvertrauen einzuflößen, und unaufhaltsam strebte er nun vorwärts. An jene reihten sich in rascher Folge neue, immer bedeutendere Arbeiten, nicht bloß mühsame astronomische Rechnungen, sondern Untersuchungen, welche die Theorie vervollkommnen und bereichern und der Rechnung eine bequemere Form verleihen. Kein Wunder also, daß die erste erledigte astronomische Stelle ihm zu Theil ward: »Mit Vergnügen kann ich Ihnen melden«, schreibt Olbers zu Anfang des Jahres 1806 an Zach, »daß unser Bessel jetzt ganz für die Astronomie gewonnen ist. Er verläßt den Kaufmannsstand und geht an Harding's Stelle zu Schröter nach Lilienthal, wahrlich eine große Acquisition für die Wissenschaft, ein solches Genie, mit so viel Eifer, Fleiß, Beharrlichkeit und Geduld ist mir noch nicht vorgekommen.« Die sieben Jahre, die er seinem ersten Berufe widmen mußte, waren übrigens für seine Bildung nicht verloren. Die strenge Bindung an bestimmte Geschäftsstunden, die schnelle, nie aufzuschiebende Abmachung der Geschäfte, peinlichste Ordnung, alle diese Eigenschaften, in denen Bessel nach Encke's Urtheil vielleicht einzig unter den Astronomen dasteht, hat er sich während seiner Lehrzeit im Kaufmannsstande angeeignet, so daß er auf seinen Anfangsberuf mit Freude und auf Bremen während seines ganzen Lebens mit der innigsten Anhänglichkeit zurückblickte.

Am 19. März 1806 traf Bessel in Lilienthal ein, und von nun an ist seine ganze Zeit und seine ganze Kraft ungetheilt der Astronomie gewidmet. Die Arbeiten, die er nun unternimmt, zu charakterisiren, sie auch nur zu nennen, ist an dieser Stelle unmöglich, da jede so tief in das innerste Getriebe der Astronomie eingreift, daß selbst zum Verständniß der Aufgaben, die er sich stellte, ein ungewöhnliches Maß astronomischer Kenntnisse vorausgesetzt werden müßte. Was hätte man z. B. von der bloßen Erwähnung, daß er die Bahn des Kometen von 1807 mit Rücksicht auf seine Störungen berechnete, wenn weder von der Schwierigkeit der Aufgabe, noch von der Zierlichkeit der Auflösung ein auch nur annähernder Begriff gegeben werden kann? Es genüge also die Bemerkung, daß er sich durch seine Arbeiten bald zum Range der ausgezeichnetsten Astronomen erhob, so daß, als Preußen zur Zeit der furchtbarsten Napoleonischen Unterdrückung, in der Periode der drückendsten, äußeren Noth den nie genug zu preisenden Entschluß faßte seine Rettung in geistiger Regeneration zu suchen, die Universität Berlin zu gründen, die Universität Frankfurt a. d. O. nach Breslau zu verlegen und ihr, wie der Universität Königsberg neues Leben zu verleihen, indem ihnen neue geistige Kräfte zugeführt wurden, für eine in Königsberg zu gründende Sternwarte an keinen andern, als an Bessel gedacht werden konnte. So kam er im Jahre 1810 nach Königsberg, und wurde, er der nie »ordentlich studirt« hatte, der noch kein Latein verstand, zum Entsetzen gar mancher Perrücken Professor der Astronomie an der Universität und Director der von ihm zu erbauenden Sternwarte, die während der 35 Jahre, die er dort verweilte, durch ihre Einrichtungen, ihre Beobachtungen, ihre Behandlung der Instrumente, mit Einem Wort durch Bessel für alle übrigen Sternwarten maßgebend wurde.

Während dieser Zeit ist nicht bloß die Geschichte der Astronomie von der Geschichte seiner Arbeiten unzertrennlich, sondern er hat auch, selbst abgesehen von seinem unmittelbaren Eingreifen in andere Zweige der Naturwissenschaften, namentlich in die Physik, durch die ganze Art seiner Thätigkeit auf die Behandlungsweise der mathematischen Naturwissenschaften überhaupt einen mächtigen und nachhaltigen Einfluß geübt. Soll nämlich Bessel's Art mit wenigen Worten, in soweit das überhaupt möglich ist, charakterisirt werden, so scheint sie darin zu liegen, daß er stets darauf ausging, die Grundelemente jeder Untersuchung, mochte sie eine astronomische oder physikalische sein, der schärfsten Kritik zu unterwerfen, sie aufs genaueste zu ermitteln, sie numerisch und analytisch festzustellen, durch Beobachtung und Rechnung zu prüfen und, wenn er das Fundament nicht hinreichend fest fand, ein neues zu legen. Stets befolgte er dabei die einzig richtige Methode aller mathematischen Naturforschung, die Methode, welche die Astronomie zu ihrer glänzenden Höhe geführt hat, die Methode nämlich, nach welcher die irgend einer Theorie zu Grunde liegenden Elemente dann, wenn die Beobachtungen mit den Rechnungsresultaten nicht mehr völlig übereinstimmen, sondern Abweichungen zeigen, die nicht den Beobachtungsfehlern allein zugeschrieben werden können, durch eben jene Beobachtungen verbessert werden. Die verbesserte Theorie veranlaßt dann wieder, vermittelst der erforderlich gewordenen besseren Instrumente und Berechnungsmethoden, genauere Beobachtungen, die sich nur durch so kleine Differenzen von den früheren unterscheiden, daß man auf sie ohne Hülfe der Theorie nie gekommen wäre. Von Neuem beginnt das Spiel, die verbesserten Beobachtungen führen zur Aufstellung neuer Grundelemente, und dieses gegenseitige Sichheben von Theorie und Praxis hat nur ein Ende — am Ende aller Dinge.

Um den Zuhörern eine genauere specielle Einsicht in Bessels Verfahrungsart zu verschaffen, wurde dann eine seiner großen Entdeckungen, die Messung der Entfernung des 61. Sterns im Schwan, gewählt; von diesem Theil des Vortrags ist es aber nicht möglich hier einen ausführlichen Auszug zu geben, da er sich zum Theil auf demonstrative Darstellung stützte und überdies Bessel selbst in seinen, von Schumacher herausgegebenen »populären Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände« uns eine meisterhafte ausführliche Darstellung seines Verfahrens hinterlassen hat. Hier also nur so viel: Als Copernicus behauptete, es sei die Erde und nicht die Sonne, die sich bewege, trat ihm der Einwand entgegen, dann müßten auch die Sterne ähnliche Kreisbewegungen zeigen. Das mußten die Copernicaner zugeben, behaupteten aber, ohne damals zu einer solchen Behauptung durch einen andern Grund berechtigt zu sein, als durch ihre feste Ueberzeugung von der Copernicanischen Theorie, die Sterne seien so weit entfernt, daß man jene scheinbar jährliche Bewegung, also die Parallaxe, nicht durch die damaligen Beobachtungen zu erkennen vermöge. Demnach war die Frage in die verwandelt: wie weit sind die Sterne von uns entfernt? Dies durch Beobachtungen zu ermitteln, war aber so lange unmöglich, als die Instrumente nicht die erforderliche Genauigkeit hatten, um so kleine Größen zu erkennen, und die Beobachtungsfehler immer noch weit größer waren, als die zu ermittelnde Parallaxe. Aber die Frage, bei deren Beantwortung fast alle großen Namen der beobachtenden Astronomie: Tycho, Galilei, Flamstead, Bradley, Herschel, Piazzi, Struve u. A. betheiligt sind, wurde der Astronomie dasselbe, was der Chemie das Suchen nach dem Stein der Weisen ward; man fand nicht, was man suchte, aber man fand Anderes, was mehr werth war als das Gesuchte, man fand die Aberration, die Nutation, die eigene Bewegung der Sterne, die Beziehungen der physischen Doppelsterne, und dabei erreichten die Instrumente nach und nach, in Folge des Bestrebens die Parallaxe zu finden, eine früher nie geahnte Vollkommenheit, so daß es Bessel endlich vermittelst des Frauenhoferschen Heliometers, so wie durch sein Genie und seine Ausdauer im Jahre 1838 gelang, die Entfernung des 61. Sterns im Schwan zu bestimmen, eines Doppelsterns, den er deßhalb gewählt hat, weil er bereits früher an ihm durch Vergleichung des Bradley'schen mit dem Piazzi'schen Fixsterncatalog die größte eigene Bewegung erkannt hatte und deßhalb vermuthete, daß er einer der nächsten Sterne sei. Es ergab sich für ihn, nach einer von Peters angebrachten Correction, eine Entfernung von nahe 600.000 Sonnenweiten, eine Parallaxe von drei Achttheilen einer Secunde und eine Zeit von 8¾ Jahren, in welcher das Licht von ihm zu uns gelangt. Wenn irgend einem Sterne der Name des Astronomen beigelegt werden muß, der ihn eben so berühmt gemacht hat, als der Stern ihn, so wird dieser für immer »Bessel's Stern« heißen.

Der Vortrag gedachte zuletzt noch mit wenigen Worten Bessels als des liebenswürdigsten Menschen, des durch und durch ehrenhaften deutschen Mannes, des vorzüglichen Lehrers, der seine Schüler für die Wissenschaft zu entflammen, ihren Ehrgeiz anzuregen, ihre Thätigkeit stets neu zu beleben wußte. Er wurde der Welt am 17. März 1846 nach einer langen und schmerzhaften Krankheit entrissen. »Die Wissenschaft wird seiner noch nach Jahrhunderten mit Dank und in höchsten Ehren gedenken, Deutschland aber möge nie vergessen, welchen Glanz die beiden aus Bremen hervorgegangenen Astronomen Olbers und Bessel deutscher Wissenschaft verliehen haben.«

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom. Von Hermann Lessing. — Ein Feiertag in Madrid. Zur Geschichte der spanisch-portugiesischen Juden. Von M. Kayserling. — Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und Handschriften. Von L. von Orlich.

— * Das bekannte Memoirenwerk Karls von Holtei „Vierzig Jahre“ erlebt eine zweite Auflage.

— * Die in München mit dem Preise gekrönte Tragödie „Die Sabinerinnen“ von Paul Heyse ist nun auch im Buchhandel erschienen.

— Δ Beatrice Cenci. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von F. D. Guerazzi. Zweiter Band. Hamburg, Otto Meißner. — Wir haben den Gegenstand dieses anziehenden Romans schon im Sonntagsblatt Nr. 38 des vorigen Jahrganges besprochen, weßhalb wir einfach darauf zurückverweisen, und fügen nur hinzu, daß die Uebersetzung dieses zweiten und letzten Bandes nicht minder gelungen ist, wie die des früheren. An zwei Stellen, in der „Nacht des Verbrechens“ Capitel 20. und in Capitel 31. „Die letzte Stunde“ ist, das eine Mal zur Schonung sittlicher Gefühle und das zweite Mal, um der zarteren Natur der Leser und Leserinnen auch ein körperliches Grauen zu ersparen, der italiänische Urtext stehen geblieben. Mit einiger Genugthuung wird der aufmerksame Leser an mehreren Stellen gerade bei den jetzigen Zeitläuften uns Deutschen das Zeugniß ertheilen hören: wir wüßten den Sinn der Italiener zu würdigen; ihre Bestrebungen wären uns viel zugänglicher als namentlich den Franzosen, welche ihnen doch äußerlich und sprachlich näher stehen. So ruft der Verfasser, ein hochglühender Patriot, der sich jetzt eben erst wiederum unter die piemontesischen Freiwilligen einreihen ließ, im Anfang seines Werkes folgendermaßen aus: „Es ist ein bitterer Schmerz, sagen zu müssen, daß die bei Weitem größte Menge entstellter Thatsachen und böswilliger Mißurtheile und Verspottungen über Menschen und Dinge Italiens von Frankreich ausgeht, während die Deutschen — zur Schande der Franzosen sei es gesagt — weil besser und gründlicher unterrichtet, sich stets weit gerechter gegen uns Italiener beweisen.“

— * Der Verwaltungsrath der bekannten Wedekindschen Preisstiftung für deutsche Geschichte macht neue Aufgaben bekannt. Die beiden ersten Preise betragen 1000 Thaler in Gold. Für den ersten Preis verlangt der Verwaltungsrath eine Ausgabe der verschiedenen Texte und Bearbeitungen der Chronik des Hermann Korner; für den zweiten eine kritische Geschichte Kaiser Friedrichs II. und Deutschlands in seiner Zeit. Für den dritten Preis wird keine bestimmte Aufgabe ausgeschrieben. Vorzugsweise verlangt der Stifter für denselben ein deutsch geschriebenes Geschichtsbuch, für welches sorgfältige und geprüfte Zusammenstellung der Thatsachen zur ersten und Kunst der Darstellung zur zweiten Hauptbedingung gemacht wird. Auch gedruckte Werke können bei diesem Preise concurriren, erlangen aber nur die Hälfte des ausgesetzten Preises von 1000 Thalern Gold. Die Preisschriften sind bis zum Jahre 1865 einzusenden.

— * Für das diesjährige niederrheinische Musikfest, das um Pfingsten in Düsseldorf stattfinden soll, ist folgendes Programm aufgestellt worden: Erster Tag: Sinfonie von Schumann; Oratorium Samson von Händel. Zweiter Tag: Ouverture aus der Suite von J. S. Bach; Ver sacrum, Cantate von Hiller; ausgewählte Scenen aus der Iphigenie in Tauris von Gluck; A-Dur-Sinfonie von Beethoven. Dritter Tag: Künstler-Concert. Die Aufführung des Samson wird dadurch einen neuen Reiz gewähren, daß sie diesmal mehrere Arien, worunter einige von wundervoller Wirkung, bringen wird, welche in der Mosel'schen Bearbeitung fehlen und wohl nur deßhalb bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen sind. — Frau Bürde-Ney, Fräulein Schreck, Herr Riemann und Herr Stockhausen haben die Solopartieen übernommen. Man hat die Absicht, an einem Tage des Festes ein paar Stunden einer Versammlung der anwesenden Componisten, Dirigenten, Künstler, Verleger musikalischer Werke, Vorsteher von Concert-Vereinen und musikalischen Instituten zu widmen, um darin einige Fragen von allgemeinem Interesse zu besprechen.

— * In Weimar ist wieder von Dingelstedt ein Cyclus von vier Vorlesungen zum Besten der Schillerstiftung veranstaltet worden, nachdem der erste einen Ertrag von 700 Thalern gegeben hatte. Die Vortragenden des zweiten Cyclus sind Ludwig Bechstein, Oswald Marbach, Rudolf Gottschall und Dingelstedt. Der Gedanke der Erinnerungsfeier für Schiller um Pfingsten findet so vielen Anklang, daß eine große Anzahl bedeutender Schauspieler sich zur Mitwirkung erboten hat.

— * Richard Wagner hat Venedig, wo er ein halbes Jahr mit gutem Erfolge für seine Gesundheit gelebt hat, wieder verlassen und ist in die Schweiz zurückgekehrt. Gegen seinen Aufenthalt im österreichischen Staat wurden Anstände erhoben, für welche die kaiserlichen Behörden nicht verantwortlich zu machen sind. Der General-Gouverneur Erzherzog Maximilian, an welchen sich der Componist im kritischen Moment gewandt hatte, nahm sich seiner an und gewährte ihm die Verlängerung seines Aufenthalts.

— * Die neue Oper von Meyerbeer, von welcher der Componist seit Jahren unendlich viel durch seine Freunde und Verehrer in der Presse reden ließ, ist nun endlich am 4. April in Paris aufgeführt und scheint ein selbst für Pariser Verhältnisse unerhörtes Glück gemacht zu haben, das an die Zeiten Roberts und der Hugenotten erinnert. Sie heißt „Die Wallfahrt nach Ploermel“, hat drei Aufzüge und ist nach einem Texte gemacht, der armselig und albern und aus unbedeutenden Episoden und Nebensachen zusammengesetzt sein soll. Ferner hatte Meyerbeer in seiner Weise wieder das ganze Heer dekorativer Hülfsmittel in Bewegung gesetzt; es gab Mondschein, Wasserfall, Gewitter, für deren Arrangement der berühmte Mannheimer Mühldorfer nach Paris berufen war; eine Ziege spielt eine Hauptrolle. Aber weder der alberne Text hat der Oper geschadet noch der äußere Aufwand das Publikum verstimmt; es war über die Musik entzückt und außer sich. Darf man einem Berichte von Moritz Hartmann in der Kölnischen Zeitung trauen, so war der Enthusiasmus ein echter; Hartmann versichert, die Oper sei ein frisches, ausgezeichnetes Werk. Indem wir uns vorläufig des Mißtrauens gegen seine Begeisterung nicht ganz enthalten können, lassen wir ihn reden; es wäre sehr erfreulich, wenn sich seine Worte als begründet erweisen sollten. Hartmann schreibt: „Um alle die großen Wunder, die Herr Mühldorfer aus Mannheim mit einem verschwenderischen Aufwand an Geld und Phantasie geschaffen, kümmerte man sich eben so wenig als um die Ziege. Die Ziege hätte aus Pappendeckel gemacht sein, die Oper hätte mit einer einzigen alten fadenscheinigen Decoration und ohne alles romantische Costume gegeben werden können, der Erfolg, der ungeheure, kolossale Erfolg wäre ganz derselbe gewesen. Meyerbeer's Musik macht Alles vergessen: man sah, man hörte, fühlte, athmete nichts als diese Musik, und der große Meister erschien mit Einem Male wie ein bescheidener Jüngling, der, liebenswürdig thöricht, äußere Mittel zu bedürfen glaubt, um das zu erreichen, was er kraft seines Genies allein leicht und in Fülle erreichen kann. Diese Bescheidenheit erscheint nach den Erfolgen eines Viertel-Jahrhunderts und im dreiundsechszigsten Jahre eines siegreichen Lebens doppelt geeignet, um in den Enthusiasmus, der in Paris herrscht, eine lächelnde Rührung zu mischen, und wir haben ein neues Werk vor uns, das mit seinem Reichthume, seiner Frische, seiner Jugendlichkeit den Eindruck macht, als wäre aus dieser Fülle noch eine unendliche Reihe ungeborener Werke zu erwarten. Mit dieser Oper stellt sich Meyerbeer in die Zahl der in historischen Zeiten seltenen Phänomene, der ewigen Jünglinge, von denen die schaffende Kraft nur zögernd oder gar nicht weichen wollte. Man konnte es im Foyer, in den Corridors und in den Gruppen, die sich spät nach Mitternacht überall auf den Boulevards und in den Kaffeehäusern, wie bei einer bevorstehenden Revolution oder einem anderen großen Ereignisse bildeten, nicht Einmal, sondern hundertmal und fortwährend hören, daß die „Wallfahrt nach Ploermel“ Meyerbeer's schönstes, reichstes und genialstes Product sei. Freilich stritt man auch gegen diese Ansicht, aber der Streit wird lange vor dem Richter in der Schwebe bleiben. Ich unberufener Laie will ihn nicht entscheiden! mir scheint nur so viel gewiß, daß von den Gezwungenheiten, welche hier und da die schönsten Meyerbeer'schen Werke entstellen, in diesem Werke nichts oder nur sehr wenig zu merken ist, daß der arbeitende Gedanke, die Reflexion hinter der vollendetsten Kunstform vollkommen verschwinde und daß eine überströmende Fülle der Production in einer Einfachheit auftrete, wie sie nur die classischen Schöpfungen charakterisirt. Wenn die Faßlichkeit der Melodieen für ein Kriterium ihrer Einfachheit und Natürlichkeit gilt, kann ich dem Leser versichern, daß ich schon die Generalprobe mit einem Kopfe voll von Melodieen verließ, und wenn ich nicht ein unglückseliger Laie wäre, so hätte ich die bedeutendsten Nummern, wohl zehn bis zwölf, aufschreiben können, Soli sowohl wie Ensemble-Stücke. Welch ein wunderbares Ding ist doch das Genie! Fiat! und die Welt ist voll neuer Gedanken oder Melodieen, von denen sie gestern noch keine Ahnung hatte. In wenigen Wochen werden Theater, Straßen, Salons und versteckte Dachstuben von diesen heiteren und rührenden Liedern voll sein, die sich vor Kurzem im Geiste eines einzigen stillen Mannes im schwarzen Fracke wie ein Frühling voll springender Knospen aufgethan haben. Die Ahnung dieses Wunders war es wohl, was das ganze Haus erst mit einer Art von Andacht erfüllte, dann den furchtbaren, fanatischen Zuruf weckte, als die Schauspieler nach dem dritten Acte den zitternden, an allen Gliedern bebenden Mann auf die Bühne schleppten. Es war ein Abend, der in der Kunstgeschichte zählt und der gewiß für jedes empfindende Herz im Publikum eine dauernde Bedeutung hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hakfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 16. Bremen, 17. April. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Königsfest zu Hamburg.

1—9. Mai 1538.

Von H. Krause.

Es ist die Zeit der wilden Landsknecht-Verwüstungen in Friesland, Bremen, Verden und Hadeln, die Zeit der dänisch-lübischen Kämpfe, des Jürgen Wullenweber und Marcus Meyer, der eigenmächtig-gewaltthätigen, aber doch hohen und strahlenden Heldengestalten, welche eben vorher der Haß „abhauen" (enthaupten) und „auf vier Rade legen" ließ; die Zeit der wachsenden Religionsfeindschaft, der Abschließung des schmalkaldischen Bundes. Christian II. von Dänemark hat Schweden an Gustav Wasa, darauf den Thron Dänemarks selbst, der noch Schonen, Norwegen, Island umfaßte, an seinen Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein, verloren, suchte aber von Holland ab nebst der holländischen Hülfe alles raublustige Volk der Küsten zu Lande wie zur See — Klaus Kniphof, den Schrecken der Nordsee z. B. — zur Wiedererlangung seines Thrones in Bewegung zu setzen. Für Friedrich fochten die Lübecker die Fehde gegen Holland aus, aber auf dem Sühntage zu Hamburg 1534, nach Friedrichs Tode, stellten sich die Holsteiner als Freunde zu den Holländern und ließen die Lübecker, die gefürchteten Genossen, im Stiche. Das war der Beginn der Wullenweberschen Kriege gegen den Thronerben von Dänemark, Herzog Kersten von Holstein, wie ihn unsere Vorfahren nannten, den späteren König Christian III., der sich seine Hauptstadt Koppenhagen erst durch schwere Belagerung 1535 aus den Händen der Lübecker, des Herzogs Albrecht von Mecklenburg und des Grafen Christof von Oldenburg, die nur der furchtbarste Hunger — sogar der Herzog hatte seit 14 Tagen kein Brot mehr bekommen — zur Uebergabe zwang, gewinnen mußte.

Hamburg hatte keinen Theil an den Fehden genommen, es war mit dem Herzogshause, zu dem es von der Schauenburger Zeiten her noch in Lehensverhältnissen stand, befreundet, hatte selbst seinen Rathsmann Joachim Wullenweber 1536 aus dem Rathe verwiesen, weil er mit seinem Bruder Jürgen, dem lübischen Burgemeister, während der Fehde correspondirt hatte; auch wegen seiner Islandfahrer hatte Hamburg die dänischen Herren zu schonen.

Derselbe König Christian III., dem Dr. Johann Bugenhagen, der Reformator des Nordens, 1537 „de krone up dat hovet gesettet un dat swert in de hand gegeven", dessen Gesandtschaft in demselben Jahre am Schmalkaldener Tage Theil genommen, ritt am 1. Mai 1538 zur „Huldigung" und zum Versuche eines Vergleichs zwischen der Stadt und den erbitterten Prälaten in Hamburg ein.

Die Schilderung der Festlichkeiten, „Van der herliken inkumpst", welche ein Augenzeuge, vielleicht ein Theilnehmer, schriftlich hinterlassen, hat der verdiente Geschichtsforscher Lappenberg in seinen „Hamburgischen Chroniken", von denen das erste und einzige Heft 1852 erschien, mit abdrucken lassen; sie ist ein wichtiger Beitrag für die Sitten der Zeit, für den Geschmack und den Aufwand eines Königshofes, wie für den Prunk der mächtigen Stadtgeschlechter. Sie folgt hier in fast wörtlicher Uebertragung aus dem Niedersächsischen, doch sei vorher noch bemerkt, daß derselbe „Hartoch Karsten van Holsten" schon einmal feierlich in Hamburg empfangen war, als er 1525 mit seiner neuvermählten dreizehnjährigen Gattin Dorothea von Lauenburg gen Holstein zog. Vom Rathe feierlich eingeholt und bewirthet hatte er auf dem Pferdemarkte den Buhurt geritten und zwei vom Adel vom Pferde herabgestochen; der Rath verehrte ihm namens der Stadt einen silbernen vergoldeten Becher für 162 Talente oder Mark und 12 Schilling damaliges Geldes; der jungen Herzogin aber und ihrer Mutter je ein Kleinod für 81 Mark.

Im März 1538 hatte Christian III. mit dem schmalkadischen Bunde in Braunschweig getagt, die Königin Dorothea war in Lauenburg bei ihrem Vater, Herzog Magnus, geblieben. Ostern feierte der König dort mit ihr zusammen, in Hamburg aber rüstete man sich zu feierlichem Empfange. Am 29. April mußten die Leute aus dem Bilwerder das Pflaster auf dem Hopfenmarkte aufbrechen und alle Steine beiseite werfen, am 30. wurde der Platz umgepflügt und in eine Rennbahn verwandelt, während der Rath je 20 Vertrauensmänner aus jedem Kirchspiel auf das Rathhaus entboten hatte, denen er die Worte der **Huldigung** mittheilte, die dem Könige im Namen seiner unmündigen Brüder, natürlich als Herzögen von Holstein, geleistet werden sollte. Der älteste derselben war Adolf, der Stammvater des Hauses Gottorp. Die Bürger willigten in die Huldigungsformel, versprachen auch an dem Tage, der dem Könige genehm wäre, in passender Festkleidung, „in eren temeliken klederen", auf dem Rathhause zu erscheinen.

Anno 1538 den 1. Mai, war der Mittwoch vor Misericordias domini, sind die 2 Bürgermeister, Herr Albert Westede und Herr Johann Rodenborch dem Könige entgegen geritten, wohl 66 Pferde stark, über eine Meile Weges hinaus, und haben den König also eingeholt. Da ist der hochgeborene und durchlauchtige König „Kristianus" um 4 Uhr in großer Herrlichkeit und „Pomperei" in Hamburg durch das Dammthor eingezogen, wohl 400 Pferde stark; alle in Safrangeld gekleidet, der Adel aber alle in halb Safrangelb, halb Sammt, Falte um Falte gesetzt; dazu 12 Trompeter und eine Kesselpauke vor ihm her, und ein großer Theil vom Adel auch vor ihm her, darnach er selbst, und die Königin ritt neben ihm, dicht dahinter Herr Johann Ranzau (Ransauw) und die 2 Burgemeister von Hamburg, darnach der Adel der Reihe nach. So wurde er mit großen Ehren in Hamburg eingeführt; wo Ein Ehrbarer Rath nur Stätte und Plätze hatte, dahin waren etliche beordert „mit Discanteren", etliche mit „Fiolen", etliche mit „Positiven", etliche mit

»Fiddelen«*) und hießen den König willkommen; so wurde er in seine Herberge geleitet zu Evert Huge's Haus sammt seiner Königin. Am selben Tage kam der junge Herzog Franz von Lüneburg und quartierte sich in Jürgen van Zeven Haus ein.

Am Tage darauf, war der zweite Mai, der Donnerstag, ist der König nach St. Kathrinenkirche geritten sammt seinem Adel, jedoch ist der Adel zu Fuß gegangen, da hat man »discomteert« und Te Deum laudamus gesungen und Herr Stephan Kempe, (der gefeierte Prediger), hat die Predigt gehalten. Darauf ist der König wieder in seine Herberge gezogen und den Nachmittag ist er auf die Rennbahn auf dem Hopfenmarkt geritten und hat seine Hengste versucht, und mit ihm war auch der junge Fürst Franz von Lauenburg. Am Nachmittage des 3. Mai ritt der König zum Rathhause und versuchte vergeblich der Prälaten Sache zu schlichten, da diese keine ausreichende Vollmacht hatten, weßhalb sie auch vom Könige einen derben Wischer, »ein gude scrape«, bekamen.

Am Sonnabend, den 4., ging der König in St. Nicolauskirche und ließ sich vom Dr. Hepinus, dem Freunde Bugenhagens, eine Predigt halten. Sobald die beendet war, kam der König auf das Rathhaus, wo der Rath und aus jedem Kirchspiel zwanzig der vornehmsten Bürger versammelt waren, welche dem Könige im Namen seiner jüngern Brüder huldigten, so wie es seinen Vorfahren geschehen war. Das that der Rath mit jenen 80 Bürgern, und als das geschehen, wurde der Reihe entlang »Kruedt« **) gereicht und Claret geschenkt, auch den Bürgern. Darnach stand der König auf, reichte den Burgemeistern, darauf den Rathsherrn, darauf den Bürgern die Hand und dankte ihnen, und sie wünschten ihm Glück. Der König antwortete: »Dank habets«! und bat den ganzen Rath und alle anwesenden Bürger auf den nächsten Tag, den Sonntag, zu Gaste. Denselben Abend um 8 Uhr ritt der König mit der Königin und mit dem ganzen Hofgesinde auf das Eimbecker Haus, wo der ganze Rath war; da wurde getanzt und »haveert« ***), und der König tanzte zu Zeiten so gut mit Bürgerfrauen wie mit Hofdamen. Sonntag am 5. Misericordias Domini, ritt der König in den Dom, ging hinauf auf das Chor und stand, wo man das Evangelium abzusingen pflegte, und die beiden jungen Fürsten, Herzog Franz von Lüneburg und Herzog Franz von Lauenburg, standen neben ihm. Da wurde auf der Orgel gespielt und gesungen Te Deum laudamus; Herr Stephan Kempe predigte das Evangelium: Ego sum pastor bonus, »Ich bin ein guter Hirte«, dann sangen sie: „Victime pascali laudes“, »dem Osterlamme Preis«, und fortan ritt der König wieder in seine Herberge, und des Mittags kamen die beiden Fürsten zu ihm zu Gaste, dazu der Rath mit 20 Bürgern, denn er hatte nur 5 aus jedem Kirchspiel mitgenommen. Als die Uhr nun 2 geschlagen, stand der König sofort vom Tisch auf und ritt in die Deichstraße in der Frau Ordels Haus, wo seine Rüstung war, und war eitel roth gekleidet. Nach Verlauf einer Stunde kam er wieder auf die Bahn geritten und übte sein Pferd und war eitel grün gekleidet. (Zwei volle ähnliche Anzüge, Wamms mit Pumphosen, eines von rothem und eines von grünem Sammt, aus den ersten Jahren des nächsten Jahrhunderts, hat die Stadt Buxtehude aus dem Nachlasse eines lauenburgischen Herzogs auf ihrem Rathhause aufbewahrt.) Abermals ritt er wieder in seine Herberge und rüstete sich mit seinem Stechharnisch, während dessen ritt die Königin heran mit ihren Jungfrauen, darunter des Königs Schwester, und mit dem ganzen Hofgesinde und nahmen Platz in Herrn Johan Wetken Zimmer, der Rath aber sammt den Ersten vom Adel setzte sich auf den »Hopfensaal«. Da ritt der König wieder in seinem Stechharnisch auf die Bahn, und die beiden jungen Fürsten von Lüneburg und Lauenburg führten ihm die Schilde vor, und sein Adel mußte neben ihm herlaufen, die hatten weiße Hemden über dem Wamms und große goldene Ketten am Halse und Perlenkränze auf dem Kopf und hatten sich das Angesicht geschwärzt »gelik den Morian.« Der König aber, (der offenbar einen orientalischen Fürsten in Begleitung der Mohrensclaven vorstellen wollte), war grün gekleidet, zumal köstlich, und paradierte auf der Bahn und stach mit Christoffer von Velten. Als es nun ans Treffen gehen sollte, stiegen die beiden Fürsten auch ab und liefen neben dem König her. Dieser stach Christoffer herab und fiel dabei selbst vom Pferde; da half ihm sein Adel wieder auf. Nach Verlauf einer Stunde stach der König mit einem andern Edelmann und stach ihn herab, der stürzte vom Pferde; darauf stach derselbe Edelmann mit Christoffer von Velten, und fielen beide herunter. Dann stachen ein paar mit Chroneken, (was ich durch abgestumpfte Stangen, Speere mit Knöpfen vorn, erklären möchte), und der eine stürzte zweimal, dann stachen noch zwei scharf, davon stürzte der eine. Darauf ritt der König wieder von der Bahn in seine Herberge, aber kurz darauf kam der junge Fürst von Lauenburg wieder in die Bahn in vollem Harnische, selb dritte, und begann zu turnieren, ritt aber bald wieder zu seiner Herberge. Des Abends etwa halb acht ritt der König mit der Königin und dem ganzen Hofgesinde wieder auf das Eimbecker Haus und tanzten dort bis Ein Uhr. Da wurde geschenkt Rheinwein, Eimbecker*) Bier, Hamburger Bier, so viel man trinken konnte; dazu wurden wohl 100 Gläser entzwei gestoßen, worin das Eimbecker Bier war. Darauf zuletzt strich der König der Königin den Kopfputz vom Haupte, und darauf allen Jungfrauen, so daß sie »in den Haaren« tanzten, darnach zogen sie wieder in des Königs Herberge. Montag Morgen wurde wieder mit den Prälaten verhandelt, aber etwa 3 Uhr kam der König wieder mit den beiden jungen Fürsten in vollem Harnisch auf die Bahn, wo ihrer wohl 15 vollständig Geharnischter waren, und turnierten zwei Stunden lang; Abends wurde wieder auf dem Einbecker Hause getanzt und auch »zu Fuße turniert.« Dienstag Nachmittags fuhr der König auf der kleinen Alster in einem Ewer spazieren, und 5 Uhr gingen die zwei jungen Fürsten aus der Groninger Straße aus Jürgen von Zeven Haus in des Königs Herberge zu Evert Hugen und hatten sich schwarz »besmittet« im Gesichte, — also angefärbt, nicht maskiert — und ebenso ihre Diener, und vier Geigen spielten vor ihnen auf; so brachten sie dem Könige einen Mummenschanz. Abends 10 Uhr fuhren beide in einem Ewer nach Winsen.

Mittwochs verhandelte der König abermals in seiner Herberge von Morgens 7 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr; aber die Prälaten wollten trotz des Königs Bemühungen sich nicht schicken.

Donnerstags, Morgens 5 Uhr, ritt der König wieder fort aus dem Thore, mit fünf Pferden, und hatte ein graues Mäntelchen um. Vor dem Grindel vorm Dammthore, — damals gewiß ein Sperrbaum, denn Grindel heißt Riegel, — sammelte sich die Schaar, bis 40 Pferde stark; auch die Königin erschien, und beendet war das Hamburger Königsfest bis auf die Kosten-Eintragung in das Stadtrechnungsbuch, wo dieselben mit 5639 Mark 8 Schilling 5 Pfennig verzeichnet stehen.

*) Mit Gesang, Violinen, Orgeln — oder soll Posaunen gelesen werden? — Geigen.

**) Kruedt, Krund: Gewürz, Leckerei, candierte Früchte, Backwerk.

***) Bankettiert; am Sabbathabend; die Reformatoren nahmen also keinen Anstoß daran.

*) Das Eimbecker Bier führt hier den seltsam verkürzten Namen „Emes“ Bier, das Eimbecksche Haus heißt ebenso „emeske hus.“ Schon im 15. Jahrhundert war jenes in Hamburg beliebt und wurde im Rathsweinkeller und dem darüber liegenden Hause geschenkt. Jener hieß davon schon 1471 Eimbecker Keller, dieses aber das Eimbeckische Haus und trug den Namen bis zum Brande 1842. Vergl. Lappenberg: Dr. Thomas Murner's Ulenspiegel S. 256. Der Trunk Eimbecker Bieres, der Luther gereicht wurde, ist bekannt; 1472 schenkte man es neben Claret zu Salzwedel bei der Huldigung Herzog Albrechts. Vergl. Havemann. Th. I. S. 787.

* Gedichte

von

Adolf Grimminger.

Liebesstreit.

Es stritten sich im Lenze
Die Erde und das Meer,
Wer wohl vom Sonnenjüngling
Zumeist geliebet wär'!

Stolz sprach das Meer zur Erde:
Sieh, wie auf meiner Fluth
So treu sein Bild sich spiegelt
Voll Liebesflammengluth,

Und meine Wellen wiegen
Sein Bild, bis er sich neigt,
In trauter Abendstunde
Zu mir vom Himmel steigt.

Kannst du noch anders glauben
Als daß der schöne mein,
Nur mir in treuer Liebe
Ergeben, ganz allein?

Da lächelt still die Erde
Von Blumen überdeckt,
Die ihr des Sonnenjünglings
Allmächt'ger Kuß erweckt,

Und spricht: Wohl gehet tiefer
Der wahren Liebe Spur —
Ich trage sie im Herzen,
Du auf dem Spiegel nur.

Das Schlimmste.

Wenn wilder Sturm die Lilie bricht,
Ist's lange, ach, so traurig nicht,
Als wenn ein Wurm sie leis beschleicht,
Das schöne Herz ihr zu durchbohren,
Daß sie von innen welkt und bleicht:
Von außen rein, und doch — verloren.

Der Entfernten.

Von dem großen, unnennbaren
Einklang, als wir glücklich waren,
Ist mir Armen nichts geblieben,
Als — dich stille fortzulieben.

Einem Schwermüthigen.

Mit ganzer Seele bade dich
In Gottes lichten Fernen,
Dein trübes Auge wende sich
Zu jenen gold'nen Sternen.

Noch keiner fiel vom blauen Zelt
Zu Füßen dir herunter, —
So warte denn, bis einer fällt,
Und sei bis dahin munter.

Sei mir nicht gram.

Mädchen mein, sei mir nicht gram,
Daß ich mir ein Küßchen nahm.

Nahm's ja doch so lind und leis,
Daß es kaum dein Herzchen weiß.

Auch bedenk' zu guter Frist,
Daß du zürnend schöner bist,

Und daß ich so trotz Verdruß
Mir ein zweites nehmen muß;

Denn das Küßchen war so süß,
War so süß, wie — dies! und — — dies!

Die arme Mutter.

Mit keinem Kreuzlein kann ich schmücken,
Mein Kind, dein Grab, daß Gott erbarm'!
Es will mir fast das Herz zerdrücken,
Daß ich auch dazu noch zu arm.

So will ich täglich zu dir wallen,
Der Thränen viele sind ja mein,
Und, ach, das glänzendste von allen
Soll, Kind, dein Grab, soll deines sein!

Ungewecktes.

Samenkorn muß ewig schlafen,
Das vom tiefen Schnee bedeckt,
Wenn es nicht die Mutter weckt,
Nicht des Frühlings Küsse trafen.

Jedes Herz in seinen Gründen,
Heget Perlen ächt und rein,
Die erlöset möchten sein;
Können nie den Taucher finden.

Sprüche.

Lüge findet immer Kreise,
Lebt in Glanz und Ueberfluß,
Während Wahrheit — eine Waise —
Sich ihr Brod erbetteln muß.

Lieder sind in trüben Tagen
Schwingen, die zum Himmel tragen.

* An der afrikanischen Westküste.

Aufenthalt in San Salvador.

Die weitere Reise nach San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo, wurde wenig vom Glücke begünstigt. Die Regenzeit war sehr ungnädig, man mußte mehrmals mit Gewalt den Zug durch Dörfer sich erzwingen, verlor gelegentlich den rechten Weg und irrte in stürmischer Nacht im Walde umher, bis man endlich das isolirte Plateau erreichte, auf dessen Fläche hohe Palmen aus dem die Häuser von San Salvador versteckenden Grase hervorragen. Man miethete einen Hof mit drei Hütten neben dem Gehöfte der Königin, die schon von der Ankunft des weißen Mannes wußte. Der König war gestorben, und während des gesetzmäßigen Zwischenreiches von zwölf Monaten verwaltete des Verstorbenen Schwester bis zum Antritt ihres erbberechtigten Neffen die Regierung.

Das jetzige San Salvador und das Königreich Congo sind nur ein Schatten der früheren Größe. Im 15. Jahrhundert baute man dort die ersten Kirchen südlich vom Aequator, die Missionäre schildern des Königs Macht und Größe, die Schaaren seiner Krieger mit überschwänglichen Farben. Schon im 16. Jahrhundert zerrütteten äußere und innere Kämpfe das Reich, die Hauptstadt ward mehrmals zerstört und lag lange Zeit wüst da, sie spielte nur noch in geographischen Büchern eine Rolle und wurde von Reisenden nicht mehr besucht. San Salvador liegt auf einem flachen Hügelplateau, das auf allen Seiten steil in die es von den Bergen trennenden Ravinenthäler abfällt. Der Anblick der Stadt erinnerte Bastian unwillkürlich an Jerusalem, nur daß statt der nackten Felsen Syriens hier die üppigste Vegetation rankt und wuchert. Die Fläche ist jetzt mit mannshohem Grase bedeckt, in dem die niedrigen Hütten sich verbergen; Ricinushecken und Palmen fassen die Höfe ein oder überragen sie, reichfarbige Blumenbeete unterbrechen das einförmige Grün. Berühmt ist San Salvador wegen seines Gemüsebaus, namentlich wegen der Güte seines Kohls. Noch erkennt man hier und da alte Straßen, ein kleiner Steinhaufen ist der einzige Ueberrest der ältesten Kirche (de la vern cruz), größere Ruinen sind von anderen Kirchen übrig geblieben.

Gleich nach seiner Ankunft empfing Bastian den Besuch der beiden Söhne des verstorbenen Königs, Don Antonio und Don Domingo. Sie waren zugleich der Inbegriff congesischer Gelehrsamkeit, denn sie erklärten mit Stolz lesen zu können, doch stand es damit wie mit dem Portugiesischen, das sie sprachen, kläglich. Den Fremden mit seinem Gefolge nahmen sie freundlich auf und ließen Lebensmittel und Palmwein in Menge herbeischaffen, während am anderen Morgen die Regentin Dona Isabella oder Imbamba melden ließ, daß sie dem Reisenden einen Privatbesuch machen werde. Die mitgebrachten Geschenke veranlaßten die hohe Frau zu dieser gnädigen Herablassung; empfangen durfte sie das ihr Zugedachte zwar erst nach erwartetem Eintreffen ihres Sohnes, es zu sehen aber mochte sie sich nicht länger versagen. Wir wollen der Audienz beiwohnen. „Kurz nach dem Frühstück verkündete mir der Zusammenlauf des Volkes ihre Ankunft, und ich ging ihr zum Empfang entgegen. Sie war eine bejahrte Frau mit grauen Haaren (eine Seltenheit in Afrika), einfach nach der Negerweise, wie man es an der Küste sieht, gekleidet, in ein bis unter die Kniee fallendes Gewand, das unter den Armen, die Brüste bedeckend, zusammen gehalten ward. Ueber dem Oberkörper hing ein kleiner Schal herab, und um den Kopf war ein buntes Tuch geschlagen. Schmale Messingringe schmückten Hände und Knöchel. Auch die sie begleitenden Hofdamen hatten, wahrscheinlich für diese Gelegenheit, ein ähnliches Costüm angelegt, während sonst in San Salvador das weibliche Geschlecht nicht viele Schneider in Nahrung zu setzen schien. In der Hütte wurden die Geschenke durchwühlt und kritisirt. Ich tractirte meinen hohen Besuch mit Zwieback und Zucker, von dem sie einige Stücke zum Mitnehmen in ihr Tuch einknotete, hing ihr einige Ketten von Holz-Korallen um den Hals und ließ einer der Begleiterinnen ein kleines Präsent aus Spiegeln, Scheeren und Nadeln überreichen. Als Gegengeschenk schickte mir Dona Isabella am nächsten Tage eine Ziege, das einzige Schlachtthier, das sich in Congo anstatt der Schweine findet. Schafe sind selten.“

Nun begann eine Reihe von Besuchen der hohen Aristokratie mit bewaffnetem Gefolge; Neugierde und die Hoffnung auf Branntwein waren zwei mächtige Beweggründe, so daß allmälig ein Gedränge entstand, welches dem angestaunten Fremden höchst lästig wurde. Die Ausdünstung der schwarzen Männer war unerträglich, so daß man später nur drei zur Zeit einließ; freilich blockirten die übrigen die Thür, so daß jeder frische Luftzug abgehalten war. „Eine mächtige Anziehung war der Branntwein, und obwohl ich bei den so viel gestellten Anforderungen sehr sparsam damit umging, theilte doch jeder Sova auch das kleinste Glas, das ich nur für ihn allein bestimmt hatte, mit allen seinen Leuten. Wer es leer fand, roch wenigstens daran. Nach Beendigung des Besuches setzten sie sich gewöhnlich vor die Thür, um die mir zum Geschenk gebrachten Calabassen Palmwein, da ich sie nicht selbst trank, wenigstens zu meiner Ehre zu trinken. Ehe eine Schaale herumgereicht wird, muß sie der Wirth vorgekostet haben, „um den Fetisch heraus zu ziehen“, ein in Afrika allgemein verbreiteter Gebrauch, der aber auch in civilisirteren Ländern, leider durch die Nothwendigkeit, früher geboten war. Am Nachmittage saß ich mit meinen Besuchern um die von ihnen mitgebrachten Calabassen Palmweins, als ich draußen Jemand sich gewaltsam durch die die Thür versperrende Menge drängen und mit portugiesischen Flüchen die Canaille auf die Seite schieben hörte. Ein schwarzer Herr trat ins Zimmer, mit schwarzem Frack und schwarzen Hosen, schwarz auf der hemdelosen Brust, wie an den bloßen Füßen, stürzte, den schwarzen Hut in weiß behandschuhten Fingern, auf mich zu, ergriff meine beiden Hände und schüttelte sie bis in die Gelenke, laut vor Freude weinend. Er überschüttete mich in einem portugiesisch-kongesischen Jargon mit einem unablässigen Strom von Complimenten, erkundigte sich wiederholt und auf das Angelegentlichste nach meiner Gesundheit, nach der meiner Freunde, meiner Familie, des Gouverneurs von Loanda, des Königs von Portugal, der Europäer im Großen und Ganzen, und ließ sich dann mir gegenüber mit der erbaulichen Bemerkung nieder, daß er in mir seinen leiblichen und theuersten Bruder gefunden habe. Dann setzte er dem Ohren und Nasen aufsperrenden Volke auseinander, daß, wer so lange wie er in der prächtigen Stadt Loanda gelebt habe, es unmöglich unter einem solchen Lumpenpacke von Niggern, als sie, die Kongesen alle seien, aushalten könne; daß er sich nur in der Nähe der Weißen wohl fühle, nur von ihnen verstanden würde; daß zwischen ihnen und ihm die intimste Busenfreundschaft herrsche, und daß sie durch die unauflöslichsten Bande verknüpft seien, und indem er aufs Neue aufsprang, ließ er nicht ab, die Operation des Händeschüttelns über und über zu wiederholen, und machte selbst einige Versuche zur Umarmung, denen ich noch glücklich genug auswich, während seine Landsleute bewundernd auf ihn hinschaueten und die seine Bildung beneideten, die man auf der hohen Schule der Civilisation erwirbt. Um diesen Schöngeist seiner würdig zu empfangen, ließ ich einen Kochtopf voll Thee machen. Die ganze Gesellschaft hockte sich in einem Zirkel zusammen, und nachdem Gläser und Tassen vergeben waren, empfingen die anderen das brühend heiße Getränk in ihre hohle Hand und tranken es unter liebenswürdigen Grimassen auch gewissenhaft aus. Aber mein Halbbruder strebte nach etwas Höherem, und die Anspielungen auf den Branntwein wurden bald zu plump, als daß ich sie länger hätte ignoriren können. So verabfolgte ich ihm ein Glas, über das er dreimal das Zeichen des Kreuzes schlug, ehe er es hinabschlürfte. Mehrere Andere folgten. Er trank andächtig, langsam, aber tief. Bald fühlte er sich von einem neuen Geist ergriffen und war in einen wüthenden Patrioten verwandelt. Er perorirte gegen die Portugiesen, die Kongo zu Grunde gerichtet hätten, gegen die Weißen, die sich in fremde Länder eindrängten, und daß es um Afrika nicht besser werden würde, so lange der letzte Portugiese nicht hinausgeworfen sei. Als ihm erinnert wurde, daß ich kein Portugiese wäre, fügte er hinzu, daß alle Reisenden nichts taugten, und daß man Jeden, der ein Buch zu schreiben beabsichtige, lieber im Voraus todtschlagen solle. Ich freute mich über die Genialität dieser Bemerkung, die mir von meinem Dollmetscher übersetzt wurde, und wollte mich eben erheben, um ihm meine Privatansicht über die Politik des Hinauswerfens mitzutheilen, sah aber, daß er sich schon von selbst aus dem Staube gemacht hatte.“

Ein zweiter Sohn der Regentin, Dom Pedro, nahm, da der älteste durch Unruhen ferngehalten wurde, in einer besonderen Audienz die Geschenke in Empfang. „Ein rother Riesenschirm, unter dem 20 Personen Platz hatten, wurde auf dem Hofe aufgepflanzt, der sich bald mit Menschen füllte. Der Prinz saß zwischen dem Sekretär und dem Schatzkämmerer und ließ sich, nachdem ich eine kurze Anrede gehalten hatte, die Geschenke überreichen. Sie bestanden in acht Stücken Callico, vier Gewehren, zwei Pfund Pulver, zwei Armbändern, einer Broche, einem Packet Glasperlen, einem anderen mit Korallen, einem Pulverhorn, Fischangeln und anderen Kleinigkeiten, sowie einer Quantität Rum.“ Bastian wünschte sich dieses Getränks zu entledigen, da er es wegen seiner berauschenden Wirkung auf die Neger nicht mehr verwenden mochte. Es gab genug ärgerliche Scenen der Trunkenheit, wie denn Bastian eine solche gleich nachher bei der Rückkehr von einem Gange durch die Stadt zu erleben hatte. „Ich fand großen Tumult im Hofe und alle Coolies in einem Zustande betrunkener Aufregung, da Dom Pedro sie à la discretion mit Palmwein versehen hatte. Sie schickten zu mir und ließen um die Erlaubniß bitten, sich prügeln zu dürfen; ein sonderbares Ansuchen, das ich nicht für gut fand, zu gestatten. Der Lärm dauerte bis in die Nacht hinein, wurde aber zuletzt so arg, daß ein Einschreiten nöthig war. Ich ging in den Hof hinaus und allerdings, da war eine allgemeine Prügelei, aber nicht eine Prügelei Betrunkener, sondern Wahnsinniger. Zu zwei und zwei hatten die Kerle sich mit ihren nervigen Armen umfaßt und rangen oder rollten am Boden

umher; sie waren krampfhaft in einander eingebissen, auf die Schultern oder auf die Backen, und dabei stöhnten, jammerten und schluchzten sie laut, indem ihnen die hellen Thränen stromweis über die Backen liefen. Jeder Versuch, sie mit Güte oder Gewalt zu trennen, war unmöglich, und erst nach ununterbrochenem Begießen mit kaltem Wasser, indem ich mir von Dom Pedro Leute geben ließ, um dasselbe eimer- oder vielmehr calabassenweise herbeizuschaffen, kam ein Theil derselben zum Bewußtsein zurück. Bei Einigen aber war Alles vergeblich. Wenn man sie von einander gerissen hatte, wälzten sie sich auf der Erde in epileptischen Convulsionen umher und heulten und brüllten, daß die ganze Nachbarschaft wach gehalten wurde. Ich versuchte sie binden zu lassen, aber das Geschrei wurde nur um so ärger, und es blieb nichts übrig, als sich in die Nothwendigkeit zu ergeben und zu warten, bis die erschöpfte Natur von selbst den Schlaf anbrachte. Erst spät ward ein wenig Ruhe, und dennoch, als ich mich kaum auf mein Bett gelegt hatte, kam Dom Pedro, der sich selbst durch den Aerger zu sehr aufgeregt hatte, zurück und ließ mich fragen, ob ich nicht Lust habe, noch Etwas zu conversiren. So saßen wir noch eine Stunde beisammen, bis endlich Morpheus sein Recht bei Allen geltend machte.«

Am nächsten Morgen machte die Regentin, ihre Spindel in der Hand, mit einer alten Dame einen neuen Besuch. Als dann die Rückreise nach der Küste, und zwar nach Loanda, angetreten wurde, gab Dom Pedro dem Fremden eine Strecke weit das Geleite. Unterweges lief ein neuer Versuch religiöser Forschung schlimm ab. In der Nähe eines Dorfes fand man sechs flache Steine aufrecht gestellt, etwa nach der Art der Runensteine bei Stenkjaer in Norwegen, mit eingekritzelten Figuren. »Das Dorf lag am Rande eines dichten Waldes, und da ich hörte, daß derselbe ein Fetischhaus enthalte, wies ich meine Leute an, einen Umweg auf einem dahin führenden Fußpfade zu machen. Dieselben weigerten sich standhaft, da Keiner lebendig zurückkommen würde, und es bedurfte wiederholter Drohungen, sie ein Paar Schritte anzutreiben. Kaum aber wurde meine Absicht bemerkt, als das ganze Dorf meine Hängematte umringte, mich beschwörend, nicht dem sichern Verderben in die Hände zu eilen, und sich vor den Füßen der Träger niederwerfend, um diese am Fortgehen zu hindern, eine übrigens sehr unnöthige Procedur, da sie schon längst von selbst stille standen. Da es mir lieb gewesen wäre, noch ein anderes Fetischhaus zu untersuchen, gab ich diesen Anmuthungen kein Gehör, stieß die der Hängematte zunächst Stehenden zurück und erneuerte mit einiger Heftigkeit den Befehl zum Vorwärts. Jetzt brach der ganze Haufen in das jämmerlichste Geschrei aus. Die Frauen rauften sich die Haare und zerschlugen ihre Brüste, und die Aeltesten wälzten sich neben der Tipoya im Staube umher, Himmel und Erde anrufend, um mich zurück zu halten. Ich hatte mich schon den ganzen Tag über unwohl gefühlt, und jetzt brachte die Hitze und die Ausdünstung so vieler um mich zusammengedrängter Menschen, vereinigt mit dem Lärmen, dem Aerger und der Aufregung eine plötzliche Anwandlung von Uebelbefinden und Ohnmacht hervor, so daß zu Fuße zu gehen unmöglich war. Ohnedies würde keine Macht der Welt meine Leute in Bewegung gesetzt haben, und so mußte ich mich widerstandslos nach der Heerstraße zurücktragen lassen. Als wir die Ravine hinaufstiegen, an deren anderem Abhange sich der Wald ausbreitete, erscholl aus demselben ein fürchterliches Gebrüll, das bald von der einen, bald von der anderen Seite herzukommen schien und alle Arten unbeschreibbarer Geräusche nachahmte. Die durch die Zornausbrüche des Fetisches erschreckten Neger eilten im schnellsten Laufe dahin, um ihm zu entrinnen, denn der große Pan ist dort noch nicht todt. Mein Unwohlsein nahm zu, und im nächsten Dorfe fühlte ich mich unfähig, meine Reise fortzusetzen, obwohl es noch früh am Nachmittage war. Ich legte mich nieder und wurde die ganze Nacht in den heftigsten Fieberparoxysmen umhergeworfen, mit denen ein junger Weltbürger, der in einer anstoßenden Frauenhütte so eben das Licht der Welt erblickt hatte, durch sein klägliches Schreien zu sympathisiren schien.«

Die Weiterreise war unter solchen Umständen beschwerlich und mit körperlichen Leiden verbunden, die nur allmälig wichen, als in Pembe mit mehr Ruhe ein Aufenthalt genommen werden konnte. Die weiteren Abenteuer, welche zu bestehen waren, übergehen wir, um noch Einiges über den Fetischdienst zusammenzustellen.

Der Fetischdienst.

Je unvollkommner die religiösen Ideenkreise verschiedener Völker bekannt sind, desto mehr glaubt eine oberflächliche Betrachtungsweise eigenthümliche und sonderbare Berührungspunkte zu finden, die sie willkürlich herausgreift, aus ihnen ein System aufbaut und sich bald mit solcher Hartnäckigkeit darin verrennt, daß die Vertheidigung desselben mehr und mehr zur unheilbaren Idiosynkrasie wird. Das nervöse Haschen nach Analogien, die Freude, wenn man solche gefunden zu haben meint, und die vorschnellen Folgerungen, die daraus abgeleitet werden, zeigen am deutlichsten, wie wenig, trotz aller Lehrbücher über Logik, der psychologische Denkproceß bekannt ist. Die Gottesidee ist Eine in der Menschennatur, aber sie muß in ihrer genetischen Entwicklung erkannt und nicht durch das einseitige Hervorheben unwesentlicher Besonderheiten absichtlich zersplittert werden. So lange eine reizbare Empfindsamkeit zurückschreckt, den Menschengeist in den widrigen Verirrungen seiner frühesten Lebensperiode anzuschauen, so lange sie die von der Natur selbst gewebten Fäden, die sie mit dem rohen Fetischanbeter verknüpfen, nicht sehen will, so lange sie sich nicht entschließen kann, diesen letzten zum Gegenstande ihrer Untersuchung zu wählen, werden wir des wichtigsten Mittels verlustig bleiben, eine objective Weltanschauung zu gewinnen. In dem Fetischdienste des Wilden liegen die rohen und unentwickelten Keime unserer höchsten geistigen Errungenschaften, und in seinen einfachen Lebensverhältnissen läßt sich bei Abwesenheit äußerer Störungen am leichtesten verfolgen, wie die durch die Einflüsse der Umgebung angeregten Sinnesempfindungen zuerst als Gedanken reproducirt werden und sich in Begriffsreihen zusammensetzen. »Eine Erscheinung ist erklärt, wenn sie in den Kreis des Nothwendigen zurückgeführt ist«, und erst wenn wir nachzuweisen im Stande sind, weßhalb mit zwingender Nothwendigkeit schon in der Kindheit des Menschengeschlechtes sich die Gedankenschwingungen zu den überall gleichen Grundideen anordnen dürfen wir hoffen uns in der Vielfachheit der philosophischen Systeme zurecht zu finden. Der Schlüssel der Psychologie öffnet jedes derselben mit gleicher Leichtigkeit, wie dieselben mathematischen Gesetze den Bewegungen der verschiedensten Maschinenwerke zu Grunde liegen und sie mit Sicherheit erklären, während es nie möglich wäre, durch praktische Uebung allein die ganze Zahl der möglichen Constructionen in allen ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. Auf die Naturreligionen zurückgehend, werden wir einen Blick in die aufgeschlossene Werkstatt des arbeitenden Geistes thun und Schritt vor Schritt verfolgen können, wie die durch die sinnlichen Erfahrungen angeregten Gehirnfunctionen jene Begriffe erst schaffen, von denen die Philosophie, als gegebenen, ausgeht. Die Gottheit lag lange in den dunkeln Träumen des Gemüthes, ehe sie vom Geiste angeschaut wurde. Wie das Kind sich weit mehr für seine Spielzeuge interessirt, für sein Essen und Trinken, für seine Wärter und Eltern, als für Sonne, Mond und Sterne, so hat der Naturmensch schon eine unendliche Mannichfaltigkeit der Beziehungen seiner geheimnißvollen Existenz mit der Außenwelt aufgefunden, ehe er sich zu der Höhe der Speculation aufzuschwingen vermag, das Weltall als Ganzes zu denken oder gar Schöpfungstheorien aufzustellen.

Unter den durch das ganze Buch zerstreuten Bemerkungen über Wesen und Form des Fetischdienstes wollen wir einige hervorheben. Der allgemeine Name für Fetisch ist Enquizi, der Fetischpriester

heißt Ganga Enquizi, was auf die Bramas in Niederguinea zurückzuführen sein möchte. Bei den Jagas feuern die Gangas zum Kampfe an und empfangen die errungenen Trophäen, schlachten zum Neumond die Opfer. Die Missionäre haben sich von jeher bemüht, die Scheußlichkeiten des Fetischismus zu mildern, und es ist ihnen mit Hülfe der Staatsgewalt auch gelungen die krassesten Gebräuche seines mexikanischen Molochdienstes abzuschaffen, aber ohne gerade etwas Anderes an die Stelle zu setzen, und der Neger versteht von ihrer Religion noch jetzt wenig mehr als das Salzessen.

Die gewöhnliche Form des besonders von Reisenden getragenen Fetisches ist ein rother kugliger Tuchballen, in den von dem Fetischpriester eine starke Medicin, meistens ein Pflanzenextract (milongo), eingenäht ist. Oft sah ich meine Leute, wenn sie ermüdet waren, daran riechen. Außerdem sind es Schnüre in der vielfachsten Weise zusammengeknotet, Wurzeln, Kugeln, und was ihnen sonst aufstoßen mag, mit denen der Neger sich behängt. Je schwerere Lasten man einem Neger aufladet, desto mehr Fetische wird er noch seinerseits hinzufügen, um jene aufzuheben. Sie bedürfen eines Fetisches für die Winde, eines andern gegen den Donner, eines für Seefische, dann für Flußfische, gegen in die Füße getretene Dornen, gegen wilde Thiere, um nicht zu fallen, dann für die Gesundheit, dann für gutes Glück, dann für klare Augen, für starke Beine, für billige Einkäufe. Bei fortschreitender Bildung nehmen die Fetische mehr die Bedeutung von Amuletten an. So werden weiter nach Norden die Jujus zu Greegrees, und seit dem Einflusse der Marabutá in Senegambien sind dort geschriebene Formeln am Meisten gesucht, die gleich den Conceptionszetteln der Carmeliter alle Bedürfnisse mit einem Schlage zu befriedigen wissen und natürlich als Universalmedicin am reißendsten verkauft werden. Die Cabender, besonders wenn sie ihre Heimath verlassen, führen kleine Götzen (Manipancha) mit sich, mit denen sie sich in einem Zustande nervöser Aufregung in Rapport setzen, (wie der würfelnde Wahrsager mit dem Barima), um von denselben Nachrichten über ihre Familie zu erhalten. Aus Erkenntlichkeit bespeien sie ihn bei jeder Mahlzeit mit dem ersten Mund voll vorgekauten Essens und lassen ihn ungewaschen in seinem kläglichen Zustande bis nach Aufhebung der Tafel stehen. Unter den eigentlichen Congesen findet man Götzenbilder nur selten, häufiger dagegen an ihren östlichen Grenzen und an der Küste. Südlich von Congo findet sich ein ausgebildetes Fetischsystem nur in Bamba, dessen König, früher der Generalissimus des congesischen Reiches, sich gegenwärtig in seiner schwer zugänglichen Gebirgsgegend ganz von dem portugiesischen Einflusse isolirt hat und jedem Fremden den Zutritt zu seiner Banza verwehrt. Es hat sich dort eines jener religiösen Geheimnißsysteme erhalten, die an der ganzen Westküste vom Cameroon bis zum Gambia durch die gefürchtete Macht ihrer Mysterien herrschen. Der große Fetisch lebt im Innern des Buschlandes, wo ihn Niemand sieht und Niemand sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester sorgfältig seine Knochen, um sie wieder zu beleben, und ernähren sie, damit er aufs Neue Fleisch und Blut gewinne. Es ist aber nicht gut davon zu sprechen. Im Lande Ambamba muß jeder einmal gestorben sein, und wenn der Fetischpriester seine Calabasse gegen ein Dorf schüttelt, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sie gewöhnlich nach drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Fetisch liebt, führt er fort in den Busch und begräbt ihn in dem Fetischhause, oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken, wie zuvor, aber sein Vaterland ist fort, und der Fetischmann muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen, wie das kleinste Kind. Anfänglich kann das nur durch den Stock geschehen, aber allmälig kehren die Sinne zurück, so daß sich mit ihm sprechen läßt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Priester seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wieder erkennen, ohne die ausdrückliche Versicherung des Fetizeros, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtniß zurückführt. Wer die Procedur der Wiedergeburt in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen. — In den meisten Dörfern leben ein oder zwei Fetischpriester, gewöhnlich von einem Kreis von Schülern umgeben, welche ihnen die nöthigen Fetische verfertigen und später in ihrer Würde nachzufolgen hoffen. Wird der Priester um die Verleihung eines Fetisches angegangen, so placirt er den Applicanten in die Mitte zwischen alle Sorten von Gegenständen, unter denen Antilopenhufe und Widderhörner selten fehlen, und giebt ihm einen Spiegel in die Hand, darauf zu blasen. Er selbst trommelt sich durch die mit einem Fell überzogene Calabasse in den Grad der Aufregung, der für die richtige Wahl des verlangten Zaubers nöthig ist. Meistens sind diese ertheilten Fetische rohe Naturprodukte, einfach von Tüchern umhüllt, während zuweilen die wirkliche Essenz, wie ein Pulver, Harz u. dgl. m. in die hohlen Theile eines Holzbildes eingefügt wird, ähnlich wie man in katholischen Ländern die vermoderten Reliquien in kostbaren Ostensarien aufbewahrt, da der Glanz des Goldes den Besucher immer blenden wird, während er sich nur zu Zeiten in der Verfassung befindet, einen Knochen zu küssen.

Bei Krankheiten ruft man einen der weiblichen oder männlichen Zauberer, deren es für jeden speciellen Fall einen besonderen giebt, zu Hülfe. Derselbe versucht gegen den bösen Wind zu blasen, den ein Feind aus der Ferne sendet, begnügt sich aber, wenn er darin fehlt und auch die Anwendung der Musik keine Wirkung äußert, den Patienten dem bösen Dämon zu überlassen. Der bei Heirathen zugezogene Fetischpriester giebt in Congo dem zu vereinigenden Paare zwei Hühner, die von dem Einen für den Andern bereitet werden, so daß der Mann das Huhn der Frau, die Frau das Huhn des Mannes genießt.

In dem weiten Bereiche der Gelübde, welche bei den Negern eine so große Rolle spielen, sind besonders die Mokissos in Loango, dem Lande der Bramas und Piris, charakteristisch. Das Kind wird schon in den ersten Tagen nach der Geburt zu dem Ganga gebracht, der ihm ein oder mehrere Gelübde auflegt, und die Mutter wacht sorgfältig darüber, es von Klein auf zu ihrer Beobachtung anzuhalten und darin zu unterrichten, damit es in späteren Jahren weniger leicht Fehltritten ausgesetzt sei. Anderswo wird dagegen die mystische Verknüpfung mit dem Makisso bis zu dem eindrucksfähigsten Momente des Jugendalters, dem Uebergang zur Pubertät, verschoben, wenn in der träumerischen Zeit der Ideale in Afrika die Knabencolonien in den Wald ziehen oder der Indianer seinen einsamen Baum besteigt. Außerdem geben bedeutungsvolle Lebensereignisse Veranlassung, den Fetisch zu erkennen. Auf welche Weise immer der Makissa ausgewählt sein mag, mit ihm ist seinem Verehrer sein Lebensziel gegeben, er findet in ihm seine Befriedigung, die Erfüllung jener bangen Fragen, die wie überall die Menschenbrust so auch die des Negers durchweben, nur daß sie in der letztern sich mit einer einfacheren Antwort zufrieden stellen lassen. Das Gelübde, das er über sich genommen, bildet für ihn den ganzen Umfang seiner Religion. So lange er in angenehmen Verhältnissen lebt, fühlt er sich glücklich und zufrieden unter dem Schutze seines Mokissa's, er fühlt sich stark unter seinem Beifall, er schreibt seine sonnigen Tage dem Wohlgefallen desselben zu, weil er genau in der Weise handelt und denkt, wie es sein Wunsch und Wille erheischt. Hat er aber absichtlich oder unfreiwillig das Gelübde gebrochen, seine Vorschriften übertreten, so ist er in einen unheilbaren Zwiespalt mit seiner Bestimmung getreten; natürlich brechen Unglücksfälle auf ihn herein, bald häuft sich der schwere Druck der Leiden, und was bleibt übrig, als zu sterben und zu vergessen, denn ihm strahlt nirgends ein höheres Licht der Hoffnung, nirgends eine Bahn des Heils und der Errettung. Der Unglückliche in Afrika braucht nicht den Tod zu suchen, die Feinde, die ihn rings in der Gestalt seiner Nebenmenschen umgeben, haben bald den Schwachen unter ihren Füßen zertreten, und mit

dem letzten Athemzuge des Fetischanbeters ist ein Weltsystem (freilich ein Weltsystem im kleinsten Duodezformat) untergegangen. Der Mensch stirbt, und mit ihm stirbt der Gott, den er sich selbst gemacht hatte, sie sinken beide zurück in die Nacht des Nichts. Auch hier waltet das unerbittliche Schicksal. Der Verehrer hatte sich seinen Mokisso geschaffen, aber der Mokisso war gezwungen die Uebertretung seiner Gebote zu rächen, er vernichtet seinen Anbeter, und mit ihm vernichtet er sich selbst. Den extremsten Gegensatz zu diesem beschränktesten der Horizonte, in dem die Geschichte eines Menschengeistes verlaufen kann, bildet die buddhistische Anschauung (in China von ihrer praktischen Seite ausgebildet), wo die Sünde des Menschen die Harmonie des ganzen Kosmos zerrüttet, wo sie alle Saiten der Schöpfungen durchzuckt und ihr Mißton störend bis in die fernsten Himmel gellt. Darin daß der Ganga in der Auswahl des Mokisso für den Neugebornen schon auf den seiner Eltern Rücksicht nimmt und zwischen ihnen eine Art organischer Beziehung herzustellen sucht, zeigt sich das erste Anstreben zu einem, das individuelle Bestehen überdauernden System.

Feuilleton.

—* Wilhelm Beseler hat abermals einen Beitrag zur Beurtheilung der schleswig-holsteinischen Sache und ihrer neuesten Wendung gegeben. Seine jüngste Schrift führt den Titel „Die Verfassungsfrage in der holsteinischen Ständeversammlung."

—* Von R. Haym, dem Verfasser der Werke über Wilhelm von Humboldt und Hegel, erschien soeben eine Ausgabe der Briefe Wilhelms von Humboldt an F. G. Welcker.

—* In Kurzem wird der zweite Band von „Schillers Leben" von Emil Palleske ausgegeben. Der Verleger bereitet eine billige Ausgabe im „Klassikerformate" vor.

—* Der achte Band der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" von Varnhagen von Ense ist im Buchhandel erschienen.

—* Der reiche Schatz prächtiger Lieder, welchen Klaus Groth in seinem „Quickborn" niedergelegt, hat auch bereits auf musikalischem Gebiete seine Anziehungskraft bewährt, und es giebt schon mehrere Liederhefte von Otto Jahn und Anderen. Ein neues, welches bei Whistling in Leipzig erschien, rührt von F. Hinrichs in Halle her und enthält sechs für Sopran und Tenor componirte Lieder, bei welchen nicht der plattdeutsche Text, sondern die Winterfeldsche hochdeutsche Bearbeitung zu Grunde gelegt wurde. Bei dem außerordentlichen Interesse, welches die Dichtungen Groths erregen, dürfen wir wohl ausnahmsweise einmal auch an dieser Stelle den Musikreferenten ins Handwerk fallen und wollen unseren gesangskundigen Lesern und Leserinnen das Heft recht angelegentlich empfehlen. Der Verfasser ist nicht Musiker von Fach, aber ein ungewöhnlich begabter, geistvoller und feinsinniger Dilettant, welcher bereits mehrmals in Sachen der Kunst, z. B. in der Wagnerfrage, hervorgetreten ist. Er führt sich selbst mit diesem Hefte, welches er als Opus I. erscheinen läßt, in bemerkenswerther und würdiger Weise in die größere musikalische Welt ein. Die Lieder, unter denen einige der bekanntesten des „Quickborn" sind (z. B. „Kein Graben so breit, keine Mauer so hoch"), geben die Gedichte in leichter, anmuthiger Form wieder und treffen sehr glücklich den richtigen Ton; sie sind, möchten wir sagen, von vornehmster, aber bester Art. Es ist zu wünschen, daß bald ein zweites Heft folge.

—* Der Landschaftsmaler Albert Zimmermann, welcher seit einiger Zeit Director der Gemäldesammlung in Mailand ist, hat eine heilige Cäcilie von Rafael in Bologna aufgefunden und dem Könige Ludwig, welcher das Bild käuflich erworben hat, selbst nach München gebracht. Das Gemälde wird in die Pinakothek aufgenommen werden.

—* Unter den neuen Tondichtungen, welche das Leipziger Gewandhaus im letzten Winter zur ersten Aufführung brachte, befinden sich die Compositionen Robert Schumanns zum Goetheschen „Faust" und zum „Manfred" von Lord Byron. Jene erfuhren eine ungünstige, diese aber eine sehr lebhafte und freudige Aufnahme, welche den schlechten Eindruck der Faustmusik verwischte. Ein Leipziger Bericht sagt: „Wir haben es in der That bei der Manfred-Musik mit einer Schöpfung zu thun, die poesie- und gedankenvoll in reichstem Maße ist, die den tief-ernsten Intentionen des Dichters auf eine adäquate musikalische Weise gerecht wird und die — was vornehmlich ihr einen großen Werth verleiht — bei der Schilderung auch der mysteriösesten und anormalsten Seelenzustände das Gebiet des Musikalischen-Schönen nicht verläßt und uns nicht Dinge zumuthet, welche in ihrer Herbheit abstoßend wirken, wenn sie auch auf den ersten Augenblick durch die zu Grunde liegende Situation und Stimmung geboten scheinen. Schumann ist nicht, wie bei seinem Faust, in den Fehler verfallen, zu componiren, was nicht componirbar ist, sondern er setzt bloß das in Musik, was Musik verträgt oder gar fordert; er läßt Uebernatürliches — Geistererscheinungen, Zauberwerk &c. — durch die Musik in eine gewisse poetische Wirklichkeit treten und giebt sich nicht die unnütze Mühe, philosophisches Raisonnement, begrifflich fest und scharf Bestimmtes, Dialektisches, überhaupt Unlyrisches mit Tönen zu umkleiden. Für solche Fälle hat er sich — aber auch nur da, wo die Empfindung sich steigert, oder wo der Gedanke mehr Gefühl wird — der melodramatischen Form bedient, und er läßt die Musik gewissermaßen nur als Reflex der Empfindung auftreten. In dieser Beziehung befinden sich in der Manfred-Musik ganz wundervoll getroffene Sachen. Aber auch in den außermelodramatischen Stücken finden sich, wie schon gesagt, Vorzüge der meisterhaftesten Charakteristik und der anregendsten Empfindung; so sind z. B. die Geisterchöre, die Beschwörung der Alpenfee, der Klostergesang (Requiem aeternam) zum Schluß u. s. w. groß und edel gedacht und von einer gedanklichen Frische, wie man sie bei den Werken von Schumann's späterer Periode (zu denen doch Manfred zum Theil gehört) selten antrifft."

—* Die Ansicht von Moritz Hartmann über die neue Oper von Meyerbeer „Die Wallfahrt nach Ploermel" steht nicht allein. Die Berichterstatter anderer Blätter sind gleichfalls entzückt. Wir heben folgende Stelle aus einem Briefe der „Allgemeinen Zeitung" heraus: „Seit der weißen Dame hat die Opera comique kein solches Fest gefeiert. Der Erfolg war ein vollständiger, ein unausgesetzter, triumphirender, ich hätte fast gesagt ein donnernder. Damit soll keineswegs der Donner in den Coulissen gemeint sein, der sich häufig vernehmen läßt, denn es stürmt und wettert durch die zwei ersten Aufzüge schier fortwährend, sondern ich meine den Applaus, der den ganzen Abend hindurch in Zwischenräumen von 10—15 Minuten in dem bis in den dunkelsten Winkel, in die höchste Luke des Amphitheaters vollgepfropften Saale mit donnerartigem Getöse losbrach. Die leidige Claque war überflügelt und verlor förmlich die Fassung; anstatt das Publikum zu leiten, wurde sie von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen. Die Logen, nicht das Parterre, gaben stets das erste Beifallszeichen, und diese sind untrüglich, und der Kaiser, welcher zugegen war, applaudirte mit, obgleich er eben kein großer Musikfreund ist. Sie glauben, ich übertreibe? Im voraus berufe ich mich auf die Berichte, welche bald alle deutschen musikalischen und nichtmusikalischen Blätter und Zeitschriften veröffentlichen werden. Sie würden höchst wahrscheinlich meinen Bericht lau und nüchtern finden, wären Sie zugegen gewesen und hätten Sie den Jubel gehört, der schon gleich bei der Ouverture erschallte, als diese originelle Symphonie plötzlich ein Ave Maria unterbrach, das hinter dem Vorhang im Chor gesungen wurde; die Instrumente nehmen die im strengsten Kirchenstil gehaltene und dabei höchst anmuthige Melodie wieder auf, und so wechseln die Stimmen und das Orchester mit einander ab, bis der Vorhang in die Höhe geht; da begann sofort der Lärm, welcher bis zum Schlußchor fortdauerte. In diesem, wie gesagt, ganz eigenthümlichen Tongemälde hat der Componist mit Glück versucht das was vor dem Beginn des Stücks sich zugetragen, charakterisirend anzudeuten. Die neue Oper Meyerbeers ist ein Bouquet der reizendsten Melodien; die schönste Frühlingsgabe, die uns der April bescheert, der ausnahmsweise dieses Jahr mild und splendid ist; freilich sind wir erst im Anfang — er ist ein Blumenstrauß, der in Armidens Zaubergärten gepflückt worden und zuletzt durch die Gnade und Anmuth Mariens gereinigt und geheiligt wird. Das Zergliedern der einzelnen Musikstücke ist schwer; Meyerbeer trägt seine Werke lang mit sich herum, denn er hat die seltene Gabe die künstlerische Inspiration festzuhalten, und bei ihm steht stets die combinirende Kraft des Verstandes der schaffenden Phantasie zur Seite, und so bildet er seine Opern bis ins feinste Detail mit der emsigsten und sinnigsten Sorgfalt aus; daher ist es schwer sie anfangs anders als im allgemeinen zu charakterisiren. So oft man sie wieder hört, findet man Dinge, die man bis dahin übersehen oder überhört hatte: dieß erklärt den nachhaltigen Erfolg Roberts des Teufels und der übrigen Opern. Wäre es erlaubt das Profane neben das Heilige zu stellen, so würde ich sie mit unseren gothischen Kirchengebäuden vergleichen, die sich in großen Massen mächtig in die Lüfte erheben und dabei über und über mit Steinspitzen und Arabesken behängt und von unzähligen Gruppen von Statuen bewohnt sind.

—* Bremen, 14. April. Der jetzt unter uns weilende Dichter des „Quickborn", Klaus Groth, hielt gestern im Künstlerverein einen Vortrag, zu welchem sich eine ungemein zahlreiche Versammlung von Herren und Damen eingefunden hatte. Herr Dr. Groth begann mit einigen Bemerkungen über das Plattdeutsche, seine poetische Behandlung und das Verhältniß des Idioms zum Hochdeutschen, indem er im Vorbeigehen die hier und da laut gewordene Beschuldigung zurückwies, als habe er die Behauptung aufgestellt, es sei eine eigne plattdeutsche Literatur zu begründen, welche die hochdeutsche verdrängen werde. Hierauf sprach der Dichter einige seiner im „Quickborn" enthaltenen Poesieen und bereitete den Zuhörern eine große Freude durch die ausgezeichnete Art, mit der er dieselben wiedergab, und durch den innigen und herzigen Vortrag. Die Anmuth der Dichtungen trat so auf die schönste Weise hervor. Die Versammlung wurde sodann durch musikalische Mitglieder des Vereins zum Dank verpflichtet, indem dieselben das Septett von Beethoven in der Originalform vortrugen.

—* Pfuel und Wrangel. Herr von Sternberg setzt die Plaudereien, welche er Erinnerungsblätter nennt, fort und hat einen fünften Theil derselben erscheinen lassen (Leipzig, Brockhaus). Es ist wieder die Rede vom Jahre 1848, und der Verfasser schildert die „Anarchie", giebt eine Skizze von der Haltung der Zeitungen und von den auftauchenden neuen Blättern und porträtirt in seiner ungenirten Weise hervorragende Persönlichkeiten. Zu diesen gehören die Generale Pfuel und Wrangel, welche damals eine Rolle spielten. „Es ist darunter", sagt Sternberg, „ein sehr ehrenhafter und liebenswerther Mann, der General von Pfuel, der in der grenzenlosen Verwirrung der Parteien und Begebenheiten auf kurze Zeit das Porteseuille des ersten Ministers an sich nahm, um es ohne Ruhm, aber nicht ohne Ehre wieder abzugeben. Nicht leicht kann Dem, der Menschen sucht, nicht Larven, eine Figur vor das Auge kommen, so würdig, von der Feder eines Plutarch festgehalten sowie von dem Pinsel eines Tizian dargestellt zu werden. Man denke sich einen Kopf voll Ausdruck und Würde, und doch dabei eine kleine Beimischung der Züge eines Don Quixote darin, aber eines liebenswürdigen, sich in Schalkheit und Anmuth auflösenden Don Quixote. Der tapferste Degen und zugleich der spaßhafteste Geschichtenerzähler, zu dessen Novellen man jedoch einen handfesten Glauben mitbringen mußte. Man muß wissen, daß Don Quixote nach der neuesten Auffassung ein Mann ist, über den gar nicht zu lachen ist, ein Mann, der das Beste, das Edelste erstrebt und sich nur darin irrt, daß er die Welt für so ehrlich und gut hält, als er selbst ist. Ein solcher politischer Don Quixote kann noch heutzutage mit Mühlen kämpfen und dabei sich das Mitgefühl und die Achtung der Edelsten der Nation bewahren. Unser herrlicher alter General hatte ein bewegtes Leben durchgelebt, und schon waren seine vollen Locken über und über ergraut, als er frisch wie nur irgendein jugendlicher Kämpfer in die Arena des Jahres 1848 trat. Ein Liebling der Armee, ein Freund seines Königs, ein Kampfgenosse der alten Preußenhelden, ward er von der Oppositionspartei mit neidischem und begehrlichem Auge angesehen; es galt, ein so kostbares Standbild auf den Altar der neuen Freiheit zu setzen und zu einer Volksfigur zu machen. Man ging dem General mit Schmeicheleien zu Leibe. Es giebt eine Art zu schmeicheln, die das Herz im Leibe trifft und der Seele gleichsam einen Stoß giebt, daß sie nicht anders kann, als ihren Platz verändern. Diese Art von Schmeicheleien wandte man an, und es waren ehrenwerthe Männer, die ihre Ueberzeugung trieb, diese Kunst zu üben. So wurde ein alter Royalist ein junger Fanatiker. Zu Allem konnte man den General bringen, wenn man ihm nur zeigte, daß Jugend und Kraft dort war, wohin man wies. Der General von Pfuel kam aus Neufchatel zurück, wo er den Posten eines Gouverneurs bekleidet hatte, als daselbst die Empörung gegen die preußischen Fahnen ausgebrochen war; er kam nach Berlin, als hier dasselbe Schauspiel sich vorbereitete. Er wurde in einem kritischen Augenblicke von seiner Stellung als Gouverneur in Berlin entfernt. Sicherlich wußten seine Feinde, daß er zur Milde rathen würde, und man wollte und begehrte einen solchen Rath nicht. Hiermit fing schon seine bisherige Stellung an wankend zu werden; er wandte den Blick nach Denen, die hinter ihm standen und die ehre verlangenden und feurigen Blicke auf ihn richteten. Eine Natur wie die seinige war nicht gemacht, starren Formen zu huldigen; das Mittel der Schmeichelei, von dem ich oben gesprochen, wurde angewandt; man appellirte an die Jugend des Greises, an seinen feurigen Kopf unter dem Schnee des Alters, mit Einem Worte man rief den Mann der Ideen an, nicht den preußischen General. Und diesen Ruf vernahm Pfuel. In den Wogen der Revolution sehen wir ihn nun, das Haupt hoch über den Wellen, bald hier, bald dort auftauchen. Es konnte nicht fehlen, daß Hände sich nach ihm ausstreckten, die nicht die reinsten waren, und daß der General, einmal in jene Regionen hinübergleitend, manchen seltsamen Schritt that, manches auffällige Wort sprach. Bei dem Siege der alten Ordnung sah man den General, aller seiner Aemter, die ihm die stürmische Zeit umgeworfen, entkleidet, sich in die Stille des Privatlebens zurückziehen. Hier entwickelte er nun alle Liebenswürdigkeit seines Geistes. Nie hat ein edler Mann die Ungnade des Hofes und der Höflinge würdiger getragen als der alte General. Man sah ihn in einem entfernten Gartenhause wohnend sich mit der Wissenschaft und den Ereignissen des Tages, die mit der Politik nichts zu thun hatten, mit jugendlichem Geiste beschäftigen. Die Fortschritte der Physik, die Erzeugnisse der Industrie, ja sogar die der Mode, der Theaterwelt, der geselligen Kunst, fanden ihn stets bereit zu würdigen und zu prüfen. Er unternahm Reisen, um bald diese, bald jene Kunstausstellung, den Pariser wie den Londoner Krystallpalast in Augenschein zu nehmen, und immer, wenn er wiederkam, hatte er die Taschen voll ergötzlicher Neuigkeiten, die er seinen Freunden mittheilte, harmlos und unbekümmert, als hätte er nie ernsten Thatsachen selbstthätig gegenüber gestanden. Oft, wenn ich im geselligen Kreise diesem Manne mit den weißen Silberlocken, dem prophetisch flammenden Auge und dem kindlich lächelnden Munde gegenübersaß und ihn, den Greis, die Jugend rund um ihn her in heiterm Humor, in unerschöpflicher Darstellungsgabe beschämen sah, mußte ich unwillkürlich an ein edleres, untergegangenes und untergehendes Geschlecht tüchtiger Männer glauben, dem die Schuhriemen aufzulösen wir Nachgeborenen nicht würdig waren. Es ist nicht ungehörig hier zu bemerken, daß er der Erste war, der die preußische Jugend erfolgreich mit einem mächtigen Feinde kämpfen lehrte, diesmal nicht mit einem Feinde mit Bajonnet und Pulvertasche, obgleich er auch gegen diesen Feind kämpfen lehrte, sondern mit einem Feinde, der einmal besiegt, sich sofort in einen treuen Bundesgenossen und Freund umwandelt, nämlich mit dem Wasser. Der General errichtete die ersten zweckmäßigen Militär-Schwimmschulen, und als Lehrer dieser Kunst ist sein Name populär geworden. Er selbst war und blieb bis spät in die Jahre hinein ein rüstiger Schwimmer. Das Element der Frische und Beweglichkeit erhielt ihn frisch und beweglich. Nicht selten geschah es, daß wenn er Gäste bei sich auf seinem kleinen Landgute sah, an das ein herrlicher See grenzte, er den Meererschütterer Poseidon spielte und die alten Freundinnen seiner Jugend erschreckte, indem er sein wassertriefendes Lockenhaupt dicht in ihrer Nähe aus dem Schilfe emporstreckte. — Auch ein alter General, aber von ganz anderer Sorte, war der später in die höchsten militärischen Würden einrückende General von Wrangel, dem die wieder ihren Platz einnehmende loyale und royale Bevölkerung den Titel „Vater Wrangel" gab. Was bei Jenem Liebenswürdigkeit und Einfachheit wirkte, sollte bei diesem Gespreiztheit und Affectation wirken. Von Holstein heimkehrend, wo er nicht mehr und nicht minder geleistet, als was jeder preußische General geleistet hätte, kam er gerade zur rechten Zeit, um die letzten Athemzüge der Revolution zu hören und kampf- und sieglos in die Hauptstadt einzuziehen, wohin man die Garnison wieder zurückzurufen endlich den Muth gefunden hatte. Er bezog das königliche Schloß, wo er mit königlichem Ansehen bekleidet Gericht hielt und nach Grundsätzen des alten preußischen Militärcodex die Schafe von den Böcken sonderte. Er zog dabei gelegentlich durch die Straßen und ließ sich als einen Retter des Vaterlandes von weißgekleideten Jungfrauen mit Blumen bewerfen. Alles an diesem Manne war Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, es lebte kein humaner Gedanke in ihm, kein auch noch so leises Verständniß Dessen, was die Zeit wünschte und erstrebte. Knöchern wie sein Körper war sein Geist, und die verzerrte Grimasse huldvoller Freundlichkeit, die auf seinem unschönen Gesichte stets dieselbe Decoration von Falten und Fältchen bildete, machte auch aus seinem Thun und Treiben eine klappernde Maschine, die ohne Geist und Leben ihr Tagewerk abhaspelte. Daß dieser Mann ein Mann des Volks sein könne, glaubte er gewiß nur allein. Was er aber in der That war, war ein Mann der Zuchtruthe, und der Restauration mochte grade ein solcher willkommen sein, da sie so viel zu züchtigen hatte; unter ihm erblühte der Treubund und die „Kreuzzeitung." Welch eine lächerliche Abgötterei das wieder auf den Thron gesetzte Berliner Philisterthum, die mit ihrer Treue und Ergebenheit jetzt prunkende Bourgeoisie, die Lakaien mit und ohne betreßten Rock, mit diesem „Vater" trieben, wie sogar Verse auf seinen „Schimmel" gemacht wurden, und er keck dem altehrwürdigen Helden Blücher an die Seite gesetzt wurde, muß man erlebt haben, der Beschreibung ist kaum Glauben zu schenken. Ich sah ihn bei einem glänzenden Balle im Hotel des russischen Gesandten, wo er in eine enge Taille geschnürt, in seiner weißen Kürassieruniform sich wohlgefällig unter die Gruppen der jungen Damen mischte und dort sein fehlerhaftes Deutsch, sein hartnäckiges Verwechseln von „mir" und „mich" und seine zudringliche alterthümliche Galanterie in Curs setzte. Es wurde ihm natürlich von allen Seiten geschmeichelt. Der treffliche Porträtmaler Magnus mußte ihn malen in einem der Prunkgemächer des königlichen Schlosses stehend. Der ehrliche alte Degenknopf Blücher hätte dergleichen nie gethan noch gewollt, und er war ein Mann, der bei Fürstenthronen stehen durfte, so wie er in der Bauerhütte stand. Als der „Vater" Wrangel sein Säuberungsgeschäft endlich beendet und das königliche Schloß verlassen hatte, beschenkte ihn der König mit der neugeschaffenen Würde eines Oberbefehlshabers in den Marken. Damit war denn seine Heldenlaufbahn beschlossen; höher hinauf ging es nicht. Er wohnte nun auf dem Pariser Platz, zu den Füßen der Victoria, und wenn es eine Parade gab, so sah man den „Vater" immer dicht hinter dem Könige, und wenn es eine Blumenausstellung gab, so sah man wiederum den „Vater", wie er eine Rose brach und sie einer sittsam und in überschwänglicher Freude erröthenden Geheimrathstochter überreichte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 17. Bremen, 24. April. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Lord Byron.

Von Otto Gildemeister.

Das Geheimniß plötzlicher literarischer Erfolge liegt fast immer darin daß Gedanken und Empfindungen welche in den Massen dunkel und formlos schlummern, gerade in dem Augenblicke wo sie ein Gefühl der Ungenüge, der Sehnsucht nach dem Erwachen hervorgebracht haben, von einem überlegenen Geiste in künstlerischer Klarheit und Bestimmtheit formulirt werden. Die ungeheure Sensation welche seiner Zeit Rousseaus Schriften und Goethes Jugendwerke weit über die nationalen Sprachgrenzen hinaus erregten, ist nur zum Theil dem ästhetischen Werthe dieser Erzeugnisse zuzuschreiben; — der letztere, der ästhetische Werth, sicherte ihnen ihre dauernde Geltung in der Literaturgeschichte, aber ihren raschen Siegeszug verdanken sie ebenso sehr der besonders angeregten Empfänglichkeit des Publikums, dem sie zuerst vor die Augen kamen. Wenn der „Werther", der „Faust", die „Räuber" heutzutage erschienen wären, sie würden nicht verfehlt haben, jene eine hohe Bewunderung, diese ein lebhaftes Interesse zu erwecken, aber eine Aufregung wie die war, welche im vorigen Jahrhunderte diesen genialen Offenbarungen eines schlummernden Weltdranges nachrauschte, würden wir schwerlich um ihretwillen erleben. Nur Dichter von der großartigen Objectivität eines Homer und eines Shakspere stehen nicht in einem so bedeutsamen Zusammenhange zu vorübergehenden subjectiven Stimmungen und Gedankenkreisen der Menschheit; das sterbliche Theil an ihnen ist wenig und leicht; und sie in ihrer Gesammtheit zu genießen bedürfen auch die nachgeborenen Geschlechter nur einen geringen Grad jener literargeschichtlichen Voraussetzungen ohne welche man Poeten wie Dante, Calderon, und die Sänger des deutschen Mittelalters nicht völlig zu würdigen vermag. Wenn man jenen größesten Zwein aus der neueren Zeit einen Dritten hinzugesellen darf, welcher beispiellose Triumphe durch die bloße Gestaltungskraft errang, so ist es der Verfasser der Waverley-Novellen, in denen eine unmittelbare Beziehung zu den herrschenden Ideen ihrer Entstehungsperiode zu entdecken schwer fallen würde.

Gerade entgegengesetzt verhielt es sich mit den Dichtungen des jüngeren Zeitgenossen Walter Scotts, dessen blendender Ruhm ein Jahrzehnt lang alle übrigen Gestirne an einem damals besonders sternenhellen Dichterhimmel überstrahlte und welcher die gebildete Welt in einer Weise fesselte wie sie in der ganzen Geschichte der Poesie kaum wieder vorkommt. Ich brauche nicht zu sagen daß ich Byron meine. Byrons Werke verbreiteten sich in Original und in Nachbildungen mit reißender Schnelligkeit über Großbritannien, über den europäischen Continent und über Nordamerika; sie wurden mit gleichem Eifer von Männern und Frauen, von Alten und Jungen, von den feinsten Kennern und von dem gewöhnlichen Publikum gelesen; die unvollkommensten Uebersetzungen wurden mit Begierde verschlungen; das Bildniß des Dichters ward ebenso populär wie das Napoleons.

Der letztere Umstand ist nicht ohne Bedeutung. So seltsam es klingt, so unzweifelhaft wahr ist es doch daß ein guter Theil des fieberhaften Interesses welches im Anfange das Publikum dem englischen Poeten entgegentrug, ganz äußerlicher Natur war. Man muß sich dies vergegenwärtigen, um Byrons Verhältniß zu der Ideenwelt seiner Zeitgenossen nicht falsch zu beurtheilen. Die Sache ist ohnehin interessant für die Psychologie. Als die Zaubertöne der ersten Gesänge des Childe Harold zu erklingen begannen, ging mit ihnen die Kunde durch alle Lande, daß der Dichter dieser hinreißenden schwermutvollen Poesien ein vierundzwanzigjähriger Jüngling von hellenischer Schönheit sei, und die Bildnisse welche dem Bande vorgeheftet waren, welche bald die Schaufenster aller Kunstläden zierten, bestätigten nicht allein diese Sage, sondern gaben dem Sänger noch einen anziehenderen Reiz als den eines classischen Profils, — den Reiz des Interessanten. Wohl nie hat die Natur einem Dichter so vortrefflich für das Titelkupfer gesorgt wie diesem. Die Frauenherzen waren erobert, noch ehe sie zu lesen angefangen hatten, und auch männliche Augen mußte dies edle, von vornehmer Romantik überhauchte Antlitz fesseln. Dazu kamen nun die ungewöhnlichen persönlichen Verhältnisse des Poeten, theils wahre, theils erdichtete, die in den abenteuerlichsten Uebertreibungen mit wollüstigem Schauder gern geglaubt wurden. Ein englischer Lord galt damals auf dem Continent als das Ideal eines auf den Höhen der Menschheit stehenden Mannes, Crösus, Staatsmann, Cavalier, Mäcen in einer Person, und in England selbst ersetzte die angeborene Verehrung vor hohem Range reichlich den Mangel an solchen festländischen Illusionen. Dieser Lord hatte nun vollends ein wunderbares, geheimnißvolles Leben geführt; war Hausfreund bei Ali Pascha; hatte wie Leander den Hellespont durchschwommen; hatte ganz gewiß eine Liaison, wenn nicht mehrere, im Serai des Großtürken gehabt; hatte ohne Zweifel bereits sehr viele Mädchen, Frauen und Witwen unglücklich gemacht; und hatte sich neuerdings in die altergraue Burg seiner Ahnen zurückgezogen, allwo er sicherem Vernehmen nach mit einem großen schwarzen Neufundländer Hund und einem eisgrauen Diener in Gesellschaft von Todtenschädeln und vermodernden Mönchsgebeinen ein sonderbares Leben führte, fruchtlos gegen einen verborgenen, aber unermeßlichen Gram ankämpfend, von welchem man nicht behaupten wollte daß er nicht mit irgend einem geheimnißvollen Verbrechen im Zusammenhange stehe, wenn man auch noch nicht darüber im Reinen war ob der edle Lord in einem Anfalle von Eifersucht eine reizende Klephtentochter in Epirus erdolcht oder den Gatten einer Andalusierin aus Nothwehr erschlagen habe. Genug, Lord Byron war über alle Maßen pikant und interessant, der fleischgewordene Romanheld wie er sein soll, ein anbetungswürdiger, abscheulicher, himmlischer, unwiderstehlicher Sünder, ein Inbegriff aller möglichen infer-

nalen Reize, ein wahrer Rattenfänger von Hameln, Faust und Don Juan in Compagnie. Die Masse des Publikums las daher seine Gedichte nicht allein aus ästhetischem Interesse, sondern mit jener zärtlichen Hingebung und schwärmerischen Vertiefung mit welcher ein Mädchen die Verse liest die ihr Geliebter geschrieben hat, und von denen sie nicht recht weiß, gelten sie ihr oder gelten sie einer Anderen. Wäre Byron so häßlich gewesen wie Sokrates und dabei so tugendhaft wie Gellert und so bürgerlich einfach wie Uhland, wäre er über die Themse geschwommen anstatt über den alten Hellespont und hätte er anstatt der Klephten seine Pächter in Lancashire durch Liebenswürdigkeit bezaubert, so wäre er immer einer der berühmtesten Männer des Jahrhunderts geworden, aber sein Ruhm hätte sich niemals zum Furore gesteigert; seine Leser hätten nichts von jenem süßen Grauen empfunden, mit welchem sie in den Versen des »Corsaren«, »Lara's«, »Manfreds«, nach Spuren der mysteriösen Erlebnisse ihres Gefeierten spürten, nichts von jener reizenden Selbsttäuschung, mit welcher, wie historisch feststeht, gefühlvolle fromme Damen sich einredeten, sie seien berufen den Dichter mit Gott und mit sich selbst auszusöhnen, — eine tugendhafte Begeisterung welche sich sehr bald abgekühlt haben würde wenn der Gegenstand des Rettungsdranges eine rothe Nase und triefende Augen gehabt hätte. Der Klumpfuß, dieses Angebinde der einen Fee, die man zur Taufe des Knaben einzuladen vergessen hatte, ward schon eher übersehen, wenn er nicht gar dazu diente den dämonischen Nimbus zu erhöhen welchen die geschäftige Phantasie um Byrons Gestalt wob.

Die theils kindischen, theils verliebten Emotionen welche in diesem Falle eine Rolle in der Literaturgeschichte spielen sollten, wie sie oft vorher und oft nachher dazu beigetragen haben bei der Erschaffung eines Virtuosen- oder Bühnenruhmes mitzuwirken, mögen wie leichte Nebel erscheinen die um den strahlenden Gipfel Byronscher Größe spielen. Aber die Nebel und Dünste verleihen den Farben der Dinge manchmal eine tiefere Gluth als ihnen natürlich ist. Es mag übrigens bemerkt werden, daß das historische Privatleben Lord Byrons keineswegs so romantisch-pittoresk war wie seine Verehrer und Verehrerinnen es sich auszumalen liebten. In seinem Thun und Lassen — das Versemachen natürlich ausgenommen — unterschied er sich nicht viel von anderen jungen Leuten seines Ranges. Auf der Universität, als Tourist, während des wilden Junggesellenlebens in London entwickelte er die nämlichen Eigenschaften und Leidenschaften welche seit dem Anfange der Welt jungen kräftig organisirten Männern natürlich gewesen sind; zeigte er sich dabei als einen guten Kopf, witzig, geistreich und voll sprudelnder Laune, als eine für Schönes und Großes empfängliche Natur, als einen hochherzig und edel angelegten Charakter, so kann man doch nicht sagen daß er sich in diesen drei Stücken so überaus von seinen Umgebungen unterschied, so als einzelner Berg in der Fläche dastand wie man aus seinen Gedichten hat herauslesen wollen. Aus seinen Briefen gewinnt man wenigstens ein ganz anderes, minder flamboyantes, aber vielleicht nicht weniger interessantes Bild. In ihnen redet er durchaus die Sprache der Welt in der er lebte, ohne sentimentalen Accent; er ist hin und wieder leidenschaftlich, ganz selten pathetisch, fast immer höchst anregend und angeregt, bisweilen hypochondrisch, aber vorzugsweise witzig im höheren und im niederen Sinne, witzig in Gedanken und in Worten. Alles das sind Leute vor und nach ihm gewesen, ohne daß der Weltkreis um sie sich viel kümmerte. Was sein Verhältniß zu dem weiblichen Geschlechte betrifft, so wird man der Wahrheit am Nächsten kommen, wenn man ihn auch da der ausgefahrenen Route nicht allzu fern sich denkt. Daß er nicht keusch wie Josef war, ist gewiß, aber ein Don Juan war er durchaus nicht. Wenn er in einem seiner späteren Briefe beiläufig bemerkt: »Ich habe nie ein Mädchen verführt«, so darf man ihm darin wohl glauben, da er nicht gewohnt ist seine Fehler zu verheimlichen und da die englische Klatschsucht, diese unermüdlichste aller Lästerzungen, nicht im Stande gewesen ist ihn hierin zu widerlegen. Als junger Mann folgte er seinen „bonnes fortunes“ mit nicht mehr Scrupeln als andere; eine ernsthafte Liebe welche er, fast noch Knabe, zu einem älteren Mädchen faßte, blieb bekanntlich unerwidert und erfüllte ihn mit jenem Ingrimm, der, wie man sagt, sehr leicht einen Ausweg in Ausschweifungen sucht; eine zweite oberflächliche Liebe führte zu einer unglücklichen Ehe, die am Ende mit öffentlichem Skandal und Scheidung endigte, und in welcher die Schuld wohl auf beiden Seiten gelegen haben wird, jedenfalls aber der Lord sich als das Opfer ansah und deren Auflösung er immer mit der tiefsten Erbitterung als das Werk der schwärzesten Bosheit, als eine Intrige berechnendster Feindseligkeit betrachtete. Von Wuth und Grimm erfüllt, noch nicht 29 Jahre alt, stürzte er sich in den Strudel venezianischer Zerstreuungen, daß er aber keineswegs in demselben unterging beweist die Innigkeit und, wenn das Wort hier erlaubt ist, die Treue mit welcher er nach dieser Verzweiflungsperiode sich dem Verhältnisse zu der Gräfin Guiccioli hingab, einer Liaison die allerdings nach nordischen Begriffen nicht erlaubt war, die aber der Gemahl der Gräfin mit italiänischem Anstande sich gefallen ließ, und die, von ihrem illegitimen Charakter abgesehen, wenig Tadel verdiente.

Ich habe es versucht mit einigen Strichen die äußerlichen Verhältnisse anzudeuten, welche den Hintergrund und theilweise die Grundlage der Byronschen Wirksamkeit bilden. Es mußte aber zu ihnen ein mächtiges innerliches Moment hinzutreten, um jener Wirksamkeit die außerordentlichen Erfolge zu sichern, deren sie sich zu rühmen hatte. Es ist nicht schwer dies Moment aufzufinden in welchem sich die Schöpferkraft des Dichters und die Empfänglichkeit des Publicums, gleich einer positiven und einer negativen Electricität begegneten, Blitz und Donner erzeugend. Um es mit einem technisch gewordenen Ausdrucke gleich beim rechten Namen zu nennen: es ist der Weltschmerz.

Der Weltschmerz ist ein Product der neuesten Zeit, d. h. der letzten hundert Jahre. Nicht als ob nicht schon aus den ältesten Zeiten Klänge einer tiefen Trauer über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des menschlichen Lebens zu uns herübertönten. Nicht allein die Psalmen und die Sprüche Salomons, auch die Literaturen des Heidenthums enthalten tiefe Klagelaute über die Ungenüge dieser Welt, für welche sie einen Ersatz nicht recht zu finden wissen. Aber es sind immer besondere persönliche Veranlassungen welche das Alterthum zu solchen trübsinnigen Betrachtungen hinreißen. Daß die Jungen, die Gesunden, die Glücklichen trauern, wäre den Griechen wie den Orientalen unfaßbar, unnatürlich erschienen. Der göttliche Achilleus wehklagt über den Tod in ganz egoistischer Naivetät; Salomo seufzt über die Eitelkeit aller irdischen Güter, weil er ihr Unzureichendes an sich persönlich erfahren hat; Hiob zerreißt seine Gewänder, weil ein fürchterliches Schicksal ihn mit unerbittlichen Schlägen verfolgt. Das Mittelalter kennt keinen Weltschmerz, weil es ganz in dem Glauben an eine Welterlösung lebt und webt, und aus einem analogen Grunde ist dem Islam diese Krankheitserscheinung fremd. Erst die Geisterbewegung des 16. Jahrhunderts, welche die Einzelnen mit ihrem Glauben, ihren Ueberzeugungen, ihren Empfindungen auf ihr eigenes Innere anzuweisen begann, entwickelte die ersten vereinzelten Symptome des modernen Weltschmerzes. Und zwar in katholischen ebenso wohl wie in protestantischen Landen. Denn die absolute Autorität der Kirche war für jene ebenso erschüttert wie für diese, als es der Wahl des Einzelnen anheimgestellt ward, die Autorität anzuerkennen oder zu verwerfen. Aus Cervantes Schriften weht uns eine Stimmung entgegen, welche dem 18. und 19. Jahrhundert innigst verwandt ist, ein Gefühl der Wehmuth über den unlösbaren Widerspruch zwischen dem Ideal und dem Leben. Molieres Misanthrop ist nichts anderes als ein am Weltschmerz erkrankter. Shakspere macht sich in König Johann über die französischen Herren lustig, welche geflissentlich die Trauer zur Schau tragen, um sich interessante Airs zu geben, — also zu dem wirklichen Gefühle schon die Carricatur. Hamlet, den man wohl als

einen Vorläufer von Werther und Nachfolgern bezeichnet hat, möchte ich nur in beschränktem Sinne hieherziehen. Bei ihm ist doch die Quelle der Trauer in durchaus persönlichen, hinreichend furchtbaren Erlebnissen zu suchen, aber es läßt sich nicht leugnen daß die Töne in denen seine Trauer sich offenbart eine wunderbare und fast prophetische Aehnlichkeit mit dem Grundtone der eigentlichen Weltschmerzpoesie haben, deren Motto die Verse des dänischen Prinzen sein könnten:

Wie schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt.

Gerade das Schale und Flache, nicht das wirklich Entsetzliche des Lebens, ist dasjenige woran der Weltschmerz sich weidet. Die Langeweile hat mehr Antheil an ihm als das Unglück. Seine Blüthe muß daher in eine Periode fallen wo die Geister tief angeregt, voll lebhaften Dranges, die äußeren Verhältnisse aber eng, einförmig und ohne Nahrung für das geistige Bedürfniß sind. In solchen Zeiten zieht der menschliche Geist sich aus der Wirklichkeit in ein selbsterschaffenes Reich von Idealen zurück, lebt in einer erträumten Welt ungetrübten Genusses, um jeden neuen Tag die bittere Erfahrung zu machen daß die vorhandenen Umgebungen mit seinen Idealen in dem schreiendsten Widerspruche stehen, seinen Genüssen prosaische Schranken entgegensetzen, ihn mit seinem Lieben und seiner Sehnsucht lediglich auf die Phantasie anweisen. Aus dieser Erfahrung entsteht jener ohnmächtige und unfruchtbare Haß gegen die Wirklichkeit, welcher dieselbe als absolut schlecht betrachtet, die subjectiven Ideale als allein berechtigt anerkennt, und weil er ihr Recht doch nicht geltend machen kann, in Verwünschungen über die Welt und über seine eigene Schwäche ausbricht. Dies ist der moderne Weltschmerz. Er ist eine Ueberhebung des Einzelnen über das Ganze, der genialen Persönlichkeit über die ewige Weltordnung. Das Genie ist souverän, und selbst die gewöhnliche bürgerliche Sittlichkeit hat ihm gegenüber kein Recht. Daß man die Aufführung genialer Menschen nach einem aparten Moralgesetze beurtheilen müsse, ist eine Ansicht die noch heute in vielen Köpfen spukt, und die von den großen deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, wenigstens in ihren Jugendwerken, mit beredtem Feuer vertreten wird.

Das 18. Jahrhundert war nun gerade ein solches, in welchem der hochstrebende Geist in unaufhörliche Conflikte mit den realen Verhältnissen gerathen mußte. Die öffentlichen Zustände waren erbärmlich oder doch jedem praktischen Eingreifen der begabten Männer der Literatur hermetisch verschlossen. Das häusliche Leben war dürftig, eng, unschön. Der Geist wandte daher dem Realen verächtlich den Rücken und zog sich ganz in die Welt des abstracten Kunstgenusses und der Gefühlsschwelgerei zurück. Wilhelm Meister ist der classische Typus dieser Richtung. Rousseau's Schriften sind ein Product derselben, denn obwohl sie sich mit praktischen Fragen, mit Politik und Pädagogik, beschäftigen, so erkennt man doch bald daß die Lösung dieser Fragen mehr von einem ästhetischen als von einem um die Sache selbst bekümmerten Geiste gesucht wird. Die deutschen Romantiker vollends haben die weltverachtende ästhetische Abstraction bis zum Extrem und einige unter ihnen den daraus folgenden Ueberdruß am Wirklichen bis zum Wahnsinn und zum Selbstmorde entwickelt.

Befremden könnte der Einfluß den diese Richtung in dem praktischen, rastlos arbeitenden, politisch bewegten England zu gewinnen vermochte. Allein gegen dies Befremden ist folgendes zu bemerken. Einmal liegt in dem englischen Charakter eine Neigung zur einseitigen Vertiefung in sich selbst, jener Hang zum Grübeln, zur Ausbildung subjectiver Sonderbarkeiten, der mit einer starren Herrschaft äußerer Traditionen, mit einer Tyrannei der Mode, des Herkommens, der Autorität in unablässigem, oft komischem, oft tragischem Kampfe steht. Die Farbe welche Shakspere seinem Timon, seinem Jacques, seinem Hamlet endlich gegeben, hat er nicht erfunden, sondern er hat sie den Gesichtern seiner Landsleute abgesehen. Im 18. Jahrhundert fand daher auch in England neben der religiösen und politischen Skepsis, welche in zahlreichen beredten Vertretern eine rücksichtslose Opposition gegen das Bestehende eröffnete, die leidenschaftliche oder sentimentale Verachtung der realen Zustände viele empfängliche Naturen. Das Schwelgen in subjectiven Emotionen, die Gefühlsseligkeiten, die wollüstige Versenkung in eine mikroskopische Selbstbetrachtung, in der Literatur durch glänzende Talente, wie die Verfasser des Tristram Shandy und der Nachtgedanken, eingebürgert, griff auch in den gebildeten Klassen um sich und grassirte in empfindsamen Briefen, Stammbuchblättern und Tagebüchern. Das Wort „sentimental“ in seiner jetzigen Bedeutung geht von England aus; dort hat der Roman in Briefen, den Goethes „Werther“ hernach zu einem unsterblichen Genre erhoben hat, seinen Ursprung genommen; von dort ertönten zuerst die verschwommenen Klagemelodien Ossians, die so sehr zu der Mondscheinstimmung der damaligen gefühlvollen Seelen paßten.

Die deutsche Literatur, so weit sie dieser Stimmung Nahrung verschaffte, fand gegen das Ende des 18. und den Anfang des 19. Jahrhunderts auch in England viele Leser und Nachahmer, welche letzteren, wie es die Art der Nachahmer ist, durch Raffinement ersetzten was ihnen an Originalität abging. Eine eigene Dichterschule, unseren Romantikern analog, fand einen zahlreichen Anhang, welche die Mystik eines abstracten Gefühlslebens, die phantastischen Wolkengebilde einer dem Leben entfremdeten ästhetischen Gourmandise als das eigentliche Lebenselement der Poesie ansah und welche merkwürdiger Weise, genau wie die romantische Schule in Deutschland, durch ihre Liebhaberei für literarische Leckerbissen den höchst verdienstvollen Anstoß zu einem tieferen Studium mittelalterlicher Cultur und zu einem innigeren Eindringen in den Geist der Shakspereschen Literaturepoche gab, dem eine spätere Zeit so reiche Früchte wissenschaftlicher Forschung verdanken sollte. Diese Dichterschule zählte einen Uebersetzer deutscher Dichtungen in ihrer Mitte, Coleridge, der wie die deutschen Romantiker Schlegel, der durch seine Uebertragung Shakspere's einen großen Theil von seinen und seiner Freunde literarischen Sünden gesühnt hat. Die fragliche Schule, gewöhnlich die der Lakisten genannt, weil einige von ihnen an den Seen (lakes) von Cumberland wohnten, lebte in offener Fehde mit der nüchtern verständigen und allerdings etwas flachen Weltanschauung welche die französische Literatur vor Rousseau und die englische Literatur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vertreten hatte. Sie sahen auf die correcte Eleganz, die zierliche Weisheit eines Pope, eines Dryden mit der nämlichen Verachtung herab wie Schlegel und Novalis auf Ramler und Gleim. Sie verlangten von der Poesie eine allgewaltige Erfassung aller Tiefen und Höhen des Daseins, wobei sie denn freilich oftmals mystische Tändelei für Tiefe und fratzenhafte Leidenschaftlichkeit für Höhe hielten. Wie dem aber auch sein mochte, jedenfalls förderten sie das Publikum in jener schon vorhandenen Sehnsucht nach romantischen Emotionen, nach einer Poesie welche, nicht etwa das wirkliche Leben künstlerisch verklärt widerspiegeln, sondern eine hoch über diesem irdischen Jammerthal erhabene, selbständige Welt mit besonderen Gesetzen, mit besonderen Freuden, mit besonderen Schmerzen aus den vergoldeten Wolken der Phantasie herniedersteigen lassen sollte.

So war die literarische Atmosphäre Europas beschaffen, als — im Februar 1812 — die beiden ersten Gesänge des „Childe Harold“ erschienen. Lord Byron selbst hatte nicht die geringste Ahnung von der Zündkraft dieses Gedichtes. Von seinem orientalischen Ausfluge nach England heimgekehrt, ward er von einem buchhändlerischen Freunde gefragt, ob er nichts zu drucken mitgebracht habe? Byron gab ihm eine Paraphrase der Ars poetica des Horaz als das Beste was er habe. Der Buchhändler hatte eine feinere Nase als der Dichter: er forschte nach mehrerem, und da fand sich denn in einem unausgepackten Koffer ein Manuscript vor, das Byron gleichgültig dem Buchhändler schenkte und das dieser, Horaz Horaz sein lassend, druckte und in zehntausenden von Exemplaren rasch verkaufte. Das

Publikum hatte plötzlich gefunden was es wollte. Abstractesten Weltschmerz ohne irgend welche psychologische Motivierung, eine ingrimmige, aber vornehm gehaltene Verachtung der wirklichen Welt, eine unermeßliche Trauer über die Nüchternheit des Alltaglebens, eine tiefe Sehnsucht nach einer poetisch verklärten Natur die nirgend existirt und nach einer schönen idealen Vorzeit die nie existirt hat. Aber alles das ausgesprochen in so wohllautenden Melodien, mit einer so ergreifenden Inbrunst, mit einer solchen Schönheit und Energie der Sprache, wie man diesen Inhalt nie zuvor vernommen hatte. Und was die Hauptsache war, diesem abstractesten aller Gefühle, diesem unmotivirten Weltschmerze hatte der Dichter den unwiderstehlichsten Zauber dadurch verliehen daß er ihm das Siegel einer anziehenden Individualität aufzudrücken verstand. Es war nicht mehr eine allgemeine Empfindung die in diesen wunderbaren Tönen nach Ausdruck rang, sondern es war der eine gewaltige Mensch, die eine außerordentliche Natur, in welcher der Weltschmerz sich verkörperte. Das war kein Tändeln und Spielen mehr, das war wirkliche lyrische Nothwendigkeit, was den Ritter Harold zwang in die Harfe zu greifen und in ewig neuer Fülle von poetischer Darstellung das endlose Wehe der Welt anzuklagen, daß Alles, Alles eitel sei! Selbst wir, deren Zeitalter reineren sittlichen und philosophischen Anschauungen einen höheren Grad innerer Befriedigung verdankt, selbst wir, so deutlich wir das Unwahre der Byronschen Weltanschauung erkennen, vermögen es nicht uns dem Zauber zu entziehen, welchen sie in dieser Form und in dem Bunde mit völliger subjectiver Aufrichtigkeit ausübt. Sie ist und bleibt unwahr, aber sie erscheint wahr, weil ihr Betrug ein Selbstbetrug ist. Wir empfinden nicht einmal die tödtliche Monotonie, die in dem steten Wiederkehren einer einseitigen Grundstimmung sonst immer liegt; ein solcher Reichthum der mannichfaltigsten Formen und Bilder entzückt uns stets von neuem. Auch wird allerdings die Monotonie unterbrochen durch eine zweite Eigenthümlichkeit des Dichters, — durch seine Kunst der Schilderung. In einer späteren Zeit, in einem der Gesänge des Don Juan sagt er von sich selbst: „Das Schildern ist meine starke Seite“, und wenn dies auch ungerecht gegen ihn selbst ist, da er in der That noch stärkere und bessere Seiten hat, so ist doch so viel wahr daß in der Gabe durch Worte den Leser recht in die Mitte einer Scenerie hineinzuversetzen, ihm einen Gegenstand recht unmittelbar vor die Augen zu führen, wenige ihn erreichen oder übertreffen. Das schwanengleich durch die Meerflut gleitende Schiff, hinter welchem in blauem Dufte Englands Kreidefelsen versinken, die paradiesische Pracht der Ufer des Tejo, das von Waffenlärm erfüllte Spanien, Cadiz mit seinen Gelagen und Stiergefechten, die andalusischen Weiber, Tauben im Frieden, Löwinnen auf den zerschossenen Wällen Saragozas, — dann im zweiten Gesange der classische Boden von Hellas, die heiligen Gewässer welche der göttliche Dulder Odysseus auf ewige Zeiten der Poesie und dem Ruhme geweiht hat, die felsigen Gestade von Epirus mit ihren pittoresken Bewohnern, Ali Pascha von Janina endlich, umgeben von alttürkischem Pomp, — das war die blendende Reihenfolge von glänzenden Bildern, um die sich arabeskenhaft, grau in grau, aber in vollendeter Zeichnung, die düstere, schwermutvolle Betrachtung des seltsamen Pilgers rankte.

Und gleichwohl bilden diese beiden Gesänge nur den Anfang einer dichterischen Entwicklung; — denn was Byron vorher hat drucken lassen, kann billig in die Kategorie der Jugendversuche verwiesen werden. Schon der dritte Gesang, welcher 1816, nach einer Reise durch Belgien, Rheinland, und die Schweiz geschrieben war, überstrahlte die ersteren bei weitem, und vollends der vierte, welcher Venedig und Rom, diese erhabenen Grabstätten vergangener Größe, in nie gehörten Harmonien besingt, bezeichnete eine Entfaltung dichterischer Kraft, wie seit Shakspeares Tode die englische Muse sie nicht mehr gekannt hatte. Childe Harold gilt bei den Engländern für die größte Dichtung Byrons, denn diejenigen welche den Don Juan höher stellen, behalten ihre Meinung für sich, aus Furcht für unmoralisch und ungläubig zu gelten. Auf seinem Grabsteine in der Dorfkirche zu Hucknall steht geschrieben: „Hier liegen die Gebeine von George Gordon Noel Byron, Lord Byron von Rochdale, Verfasser von Childe Harolds Pilgerfahrt.“ Jedenfalls ist der Verfasser der Grabschrift zu entschuldigen; denn ohne Zweifel ist das erste größere Werk des Dichters dasjenige gewesen welches auf die Welt den mächtigsten Eindruck ausübte und welches auf die europäische Literatur von dauerndstem Einflusse gewesen ist. Lamartine, Victor Hugo und ihre Genossen, eben so wie viele deutsche Poeten der letzten 30 Jahre glänzen von Byronschen Reflexen und haben von seiner Art zu malen und zu singen manchen glücklichen Effect geborgt.

Unglücklicher Weise hat sich mit der Form auch der Geist der Byronschen Dichtung den Zeitgenossen und Nachlebenden tief eingeprägt, und das was erträglich, was selbst berechtigt war, so lange es in einer wahren und grandiosen Natur lebte, ist unausstehlich und am Ende lächerlich geworden, seitdem es in Manier und kokette Phrase ausartete. Goethe, welcher im 64. Lebensjahre stand, als der Childe Harold erschien, bewunderte Byron auf das Aufrichtigste, aber er blieb dem inneren Wesen der Byronschen Poesie gegenüber ganz frei und objectiv. Er hatte den Weltschmerz künstlerisch überwunden und bewältigt; er stand demselben als Dramatiker gegenüber, Byron ging lyrisch ganz in ihm auf. Aber Goethe verleugnete nicht daß zwischen seinem Faust und dem genialen Lord eine innere Beziehung vorhanden sei. Jenes titanenhafte Emporkrümmen des staubgeborenen Wurms unter dem Drucke einer beengten und nüchternen Welt, welches er im Faust mit dramatischer Freiheit geschildert hatte, fand er in Byron als persönliches Ringen wieder. Er erzählt uns daß er mit eigenthümlichen Gefühlen den Manfred gelesen habe, der eine wundersame Reproduction des Faust, aber dabei eine ganz selbständige Schöpfung sei.

Der Manfred ward 1816 geschrieben, in der Schweiz. Er bezeichnet den Gipfelpunkt jener Weltverzweiflung welche den Dichter verfolgt. Er ist dialogisch geschrieben, aber nichts weniger als ein Drama. Die Monologe sind die Hauptsache; alles Andere ist nur Rahmen und Scenerie. Diese Monologe nun sind Ausbrüche einer so bodenlosen Verzweiflung, eines so düsteren Lebenshasses, einer so übermüthigen Menschenverachtung, daß wirklich alle Zauber einer wundervollen Diction dazu gehören, um nicht jeden Kunstgenuß zu zerstören. Weßhalb Manfred so überaus elend ist, erfährt man gar nicht; nur einige grauenhafte Andeutungen daß ein Motiv für seine Höllenqualen wirklich vorhanden sei, huschen gespenstisch dahin; alles Andere ist düstere Wirkung ohne Ursache. Dabei ist die sprachliche Einkleidung von einer Erhabenheit, die ich gletscherhaft nennen würde, wenn nicht der Berliner Witz sich dieses Wortes zu anderen Zwecken bemächtigt hätte. Die großartigste Alpennatur, d. h. diejenige welche noch in voller Wildheit starrt, die Natur der ödesten Eisfelder, der unbändigsten Sturzbäche, der schwärzesten Abgründe, spiegelt sich wie in einem unheimlichen einsamen See in dieser Dichtung. Childe Harold ist lustig neben Manfred.

In einer ganzen Reihe erzählender Gedichte finden wir von nun an die beiden Grundelemente Byronscher Poesie wieder. Der Giaur, die Braut von Abydos, der Corsar, Lara, Parisina sind fast nur Variationen immer des nämlichen Themas; immer erblicken wir dasselbe halbgottähnliche, welthassende, schwermutvolle Individuum, das mit seinem unermeßlichen, prometheischen Stolze, mit seinem vulkanischen Gefühlsleben in einer erbärmlichen Welt groß und pathetisch zu Grunde geht, von nuancirter Charakteristik keine Spur; die Begebenheiten, die Motive, die Handlung mehr oder weniger nebensächlich behandelt; den Schauplatz in pittoreske, den westeuropäischen möglichst fremde Umgebungen verlegt, — aber die Diction von großer, oft von vollendeter dichterischer Schönheit, einzelne Beschreibungen und lyrische Ergüsse unübertrefflich. Diese Gedichte, weniger tief als der Harald, gefälliger als Manfred, haben bei dem großen Publikum das meiste Glück gemacht, obwohl sie an Kunstwerth der Mehrzahl der anderen Werke Byrons nachstehen. Charakteristisch

ist noch die Erzählung „das Eiland“, welche das Leben meuterischer Seeleute auf einer idyllischen Insel der Südsee, inmitten der braunen Mädchen, unter dem Schatten der Palmen schildert. Charakteristisch weil hier der Haß gegen die reale Welt sich auch einmal in das Idyll, in die phantastische Welt jener Unschuldparadiese flüchtet, von denen die Wirklichkeit nichts weiß, die Sehnsucht der Rousseaujünger aber desto mehr. Ein Schriftsteller der deutschen Sturm- und Drangperiode, Heinse, ließ ähnlich seine Helden sich auf eine aegeische Insel zurückziehen, nachdem sie freilich zuvor sich in dieser schlechten Welt ziemlich gut amüsirt hatten, wie im „Ardinghello“ nachzulesen.

In allen bis jetzt erwähnten Werken haben wir nur den großen Lyriker kennen gelernt. Aber wenn die Lyrik das vorwiegende Element zu sein scheint, so wäre es doch verkehrt sie für das ausschließliche anzusehen. Die Lyrik war so mächtig in Byron, sie absorbirte seine Schöpfungskraft in einer so unaufhaltsamen Zuführung von Stoffen, daß die anderen Seiten seiner Begabung nicht zur Entwicklung gelangen konnten. Er hat etwa 12 Jahre lang der literarischen Oeffentlichkeit angehört, und diese kurze Zeit, so reich an außerordentlichen Erzeugnissen seiner Feder, dabei so erfüllt von äußerer und innerer Unruhe, ist offenbar nicht ausreichend gewesen, um den Genius zur vollen Entfaltung aller seiner Kräfte zu reifen. Aber es lagen Kräfte in ihm, welche über die lyrische Poesie hinausreichten.

Dies ist nicht die Meinung derjenigen welche sagen, Byron sei zu rechter Zeit gestorben. Ich finde im Gegentheil, daß sich aus einer aufmerksamen Verfolgung seiner poetischen Entwicklung wohl ein Fortschreiten zu höherer Freiheit und folglich zu größerer dichterischer Bedeutung nachweisen ließe. Mit vorrückendem Alter gewinnt offenbar die Gabe und der Drang unbefangener Darstellung mehr und mehr Boden; neben jenen tief subjectiv gefärbten Gedichten von denen ich gesprochen habe, treten allmälich auch Erzählungen auf, in denen eine epische Stimmung sich mit einem gewissen Behagen geltend macht, in denen der Dichter sein eignes Ich auf längere Zeit vergißt und sich hinter den geschilderten Gegenständen verbirgt. Dies ist schon in dem 1816 geschriebenen Gefangenen von Chillon der Fall, einem historischen Genrebilde welches man ein Juwel erzählender Poesie nennen kann, und von dem man sagen möchte, es habe verstanden der monotonen Dunkelheit eines Kellergewölbes die reichsten Farbenwirkungen abzugewinnen. Hier wird ein großes menschliches Wehe dargestellt, aber mit ganz klaren Motiven, mit ganz fester Zeichnung, und ein Wehe das dem Dichter persönlich völlig fremd ist. — Ebenso ist der Mazeppa, welcher die bekannte Geschichte von dem aufs Pferd gebundenen polnischen Pagen behandelt, fast ganz frei von dem Hineinragen der dichterischen Persönlichkeit. Die Begebenheit wird einfach, natürlich und voll malerischer Anschaulichkeit erzählt; wir sehen nichts als was zur Sache gehört, aber von dem auch Alles, und ich bezweifle ob die menschliche Sprache etwas aufzuweisen hat, was dieser Jagd durch die Steppen der Ukraine an flüchtiger Lebendigkeit gleich käme. Das wilde Pferd ist wohl nie in schöneren Versen gefeiert worden.

Es ist am Ende eine müßige Frage ob diese sich zeigenden Keime einer allmälichen Abklärung reichere Früchte getragen hätten, wenn nicht Byron im 36. Lebensjahre der Fieberluft Missolunghis erlegen wäre; aber daß diese Keime vorhanden waren, daß Byron zwar wie Paganini auf einer einzigen Saite ein ganzes Concert spielen, daß er aber auch die anderen Saiten beherrschen konnte, das nachzuweisen, darf eine gerechte Würdigung des Dichters nicht unterlassen. Schon daß er den Versuch machte Dramen, und zwar historische Dramen zu schreiben, deutet auf eine allmäliche Emancipation seines Genius von der lyrischen Selbstversenkung hin. Denn der dramatische Dichter muß sich selbst gänzlich vergessen, um sich in die Naturen der fremden Menschen hineinzuleben die er vor uns auftreten läßt. Nun will ich zwar nicht behaupten daß dem Dramatiker Byron diese Selbstverleugnung vollständig gelungen sei; im Gegentheil seine Bühnenhelden haben eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit denjenigen seiner lyrischen Erzählungen; sie sind mehr abstracte Leidenschaften in menschlicher Maske als wirkliche Menschen mit Leidenschaften, und ihre vorwiegenden Eigenthümlichkeiten sind ziemlich die nämlichen welche den Pilger Harold, den Corsaren und Lara charakterisiren, — düstere Schwermuth, grenzenloser Stolz, verschlossene Weltverachtung, fieberhaftes Selbstgefühl. Allein man kann diese Schwächen gern zugeben und doch anerkennen daß im Marino Faliero, in den Foscari, im Sardanapal wenigstens der Vorzug lebt daß der Dichter sich in die S i t u a t i o n e n seiner Personen lebhaft hineinversetzt und sie diesen Situationen gemäß mit Sicherheit handeln und reden läßt. Die Conceptionen dieser Tragödien sind originell und kühn, und schon an sich keinem unbedeutenden Kopfe zuzumuthen. Marino Faliero, der Doge welcher seinen beleidigten aristokratischen Stolz durch eine plebejische Verschwörung gegen den Adel Venedigs zu rächen sucht, — Foscaro welcher venezianischen Römersinn über venezianische Staatsgrausamkeit sittlich triumphiren läßt, — Sardanapal welcher aus üppiger Weichlichkeit sich zu dem Bewußtsein königlicher Würde emporrafft und sich selbst, gewissermaßen einer barbarischen, aber der Weltschmerzperiode sehr verständlichen Selbstvergötterung zum Opfer bringt, — das sind Themata denen gegenüber schon der Versuch ein energisches Zusammenfassen des experimentirenden Genius bekundet.

Bevor aber diese Versuche weiter gediehen, wurden sie in den Hintergrund gedrängt durch die ersten Schritte auf einer ganz verschiedenen Bahn, auf welcher Byron die höchsten Palmen ernten sollte. Während seines Aufenthalts in Venedig, 1819 und 1820, schrieb er die ersten Gesänge des Don Juan. Ihnen folgten in den nächsten Jahren von Zeit zu Zeit Fortsetzungen, und das Werk bot noch weite Aussichten in die Zukunft, als der Tod ihm ein zu frühes Ende machte.

So wie dies Dichterleben vor uns liegt, ohne Kunde der in ihm noch verborgen ruhenden Keime, ist Don Juan seine köstlichste und großartigste Frucht. Die Vielseitigkeit des Byronschen Genius, die bis dahin hatte bezweifelt werden können, von der bisher nur schärfere Blicke einzelne Spuren entdecken mochten, faltete sich wie mit einem Schlage in überraschendem Reichthum auseinander. Eine ganz neue Welt, eine Welt voll Witz, Leichtigkeit, Grazie, und daneben eine Welt voll Pathos, Schrecken, bitterster Satire, that sich blendend auf, ganz und gar verschieden von den früheren Gebilden dieses Dichters. Wie Childe Harold die Welt welche Byron n i c h t gekannt hatte, in Erstaunen setzte, so der Don Juan die Welt welche Byron kannte. Urplötzlich gewahrte man, wie der Sänger der bis dahin das Menschenleben nur als Gegenstand seiner Gefühle gekannt zu haben schien, jetzt plötzlich es in seiner Wirklichkeit zu packen, und mit einem Meistergriffe zu packen und seinen persönlichen Idealen unmittelbar, Auge in Auge, gegenüber zu setzen verstand. In dieser unmittelbaren Nebeneinanderstellung des subjectiven Ideals und der wirklichen Welt, einer Nebeneinanderstellung nicht mehr der lyrischen Reflexion, sondern der epischen Erzählung und der an die Erzählung sich knüpfenden Glossen des Erzählers liegt die ungeheure Kluft zwischen dem Don Juan und dem Harold, liegt überhaupt das Charakteristische dieses modernen Epos. Daraus erklärt sich der fortwährende grelle Wechsel der Töne, welche von dem lieblichsten Moll der Idylle bis zu den grellsten Schreien der Wuth und Verzweiflung die ganze Scala menschlicher Wonne- und Schmerzenslaute durchlaufen; daher diese fortwährende Unterbrechung epischer Ruhe durch den Lärm der heftigsten Polemik; das Hereinziehen moderner Politica in einen galanten Roman des vorigen Jahrhunderts; die bunte Aufeinanderfolge von Lebensbildern verschiedenster Färbung.

Und welche Bilder! Zuerst die spanische Ehebruchsgeschichte, mit dem Esprit eines Beaumarchais hingeworfen; dann unmittelbar

Sturm, Schiffbruch und Hungersnoth auf See, mit einem so furchtbaren Pathos erzählt wie die Leidensgeschichte Ugolinos; dann das Idyll auf der griechischen Insel, angehaucht wie von dem Abendrothe hellenischer Anmuth, unvergleichlich außer mit dem Romeo Shakspeares an indrünstiger und doch zarter Verherrlichung der aufkeimenden sinnlichen Liebe; dazwischen der griechische Pirat, ein Gemälde wie von Salvator Rosa selbst, und im nächsten Aufzuge die groteskeste Haremsgeschichte, von welcher wir den Blick abwenden, um plötzlich einem grandiosen Schlachtbilde gegenüberzustehen, der blutigen Erstürmung Ismails durch Suwarow, diese »Spottgeburt von Dreck und Feuer«, deren Portrait wir mitten durch den Pulverdampf deutlich erkennen; nach Ismail die Boudoirs der nordischen Semiramis, von dem betäubenden Parfum einer gigantischen Ueppigkeit erfüllt, und dann endlich, in weiten Kreisen auf sein eigentliches Wild sich niederlassend, der Adler der satirischen Dichtung auf England herabfahrend, das fromme, anständige, moralische England, das Land der Pharisäer, welche bereits Zeter geschrieen haben über Julia, Haidee, Guldevaz, Dudu und Katharina, und denen nun schonungslos gezeigt wird wie wenig Ursache sie haben Gott zu danken daß sie nicht seien wie die Anderen.

(Schluß folgt.)

---

* Neue Gedichte von R. Prutz.

Als ich vor einigen Tagen mich in den Promenaden erging, um etwas Frühlingsluft einzuathmen und das Auge an dem lieblichen jungen Maigrün zu erquicken, mit welchem der April heuer so liebenswürdig Bäume und Sträucher schmückt, hatte ich das Vergnügen, meiner reizenden Freundin und ihrer lustigen Schwester zu begegnen, die ebenfalls vom goldenen Sonnenschein herausgelockt waren. Erfreut über dies Zusammentreffen, konnte ich mir's nicht versagen, sie begrüßend stehen zu bleiben und ein Gespräch anzuknüpfen, bemerkte aber gar bald eine gewisse Schüchternheit und Befangenheit an den sonst so heitern Damen, und erröthend nahm die jüngere derselben endlich das Wort und meinte verlegen, es sei vielleicht nicht so ganz passend, wenn sie die Unterhaltung hier fortsetzten, wo so Viele vorübergingen. Ich war boshaft genug noch eine Weile darüber zu streiten, erbarmte mich aber endlich ihrer und verließ sie, doch nicht ohne neckend damit zu drohen, höhern Orts, bei der Frau Mutter, Erkundigung einzuziehen, ob ich denn wirklich mich gegen den »guten Ton« versehen habe. Die verehrte Dame, an deren Richterstuhl ich appellirte, weil ich sie von jedem kleinlichen Vorurtheil frei wußte, lächelte freilich dazu, meinte aber denn doch, daß die »Sitte« allerdings — Gedankenstrich! Ja wohl, da soll man sich keine Gedanken machen über die Sitten der feinen Welt? Was da Alles der Anstand und die gute Sitte fordern! Besser will sie geworden sein, die Welt. Nun, ich geb' es zu, in manchen Stücken ist sie's, aber was Prüderie, Ziererei und Heuchelei betrifft, da ist sie nie so schlecht gewesen, wie heut zu Tage. Wie wenige Menschen giebt es, denen man nicht auf Schritt und Tritt nachweisen könnte, wie ihr Sprechen und Handeln mit ihrem Denken oder dem, was sie vernunftgemäß denken müßten, im schreiendsten Widerspruch steht! Aber freilich, wer's thun wollte, wäre ein Mensch ohne Lebensart, ein Barbar.

Wie's im gewöhnlichen Leben geht, so macht's auch die große Mehrzahl der Poeten und Schriftsteller, die im Allgemeinen das Spiegelbild ihrer Zeit sind, mit allen Schwächen und Gebrechen derselben, statt daß sie dem Volke den Spiegel der Wahrheit vorhalten sollten. Welche Unklarheit und Unwahrheit, welche Heuchelei, Empfindelei und Verstellung wird alljährlich in Tausenden von Versen zu Tage gefördert! Nur Wenige wagen es menschlich frei und groß zu denken und dies mit offenem Visir in Wort und Schrift auszusprechen, die Uebrigen scheuen sich gegen den »guten« Ton, die »feine« Sitte zu verstoßen, treten die alten, ausgefahrenen Gleise nur noch breiter und sonnen sich an dem freundlichen Beifall der jungen Dämchen, die noch ganz kürzlich in der Pension von Literatur einen Begriff — hätten erhalten können. Hat man eine Weile dem Tänzeln dieser Eintagsfliegen zusehen müssen, dann folgt das staunende Auge gern dem kräftigen Flügelschlage eines Aares, der kühn sich emporschwingt, ohne sich um das Gekreisch und Gekrächz der Dohlen und Raben zu kümmern. Als ein solcher Aar aber möchte, der großen Mehrzahl unserer heutigen Poeten gegenüber, Robert Prutz bezeichnet werden können, der in seiner neuen Gedichtsammlung »Aus der Heimath« (Leipzig, F. A. Brockhaus) kühn und frei die mächtigen Schwingen dichterischer Begeisterung entfaltet und, obschon bei gereiften Jahren, mit einer Gluth und mit einem Muth der Wahrheit seine Liebe singt, die freilich manch zimperlich Wesen wird erröthen machen und manch fromm christlich Gemüth in heiligen Zorn versetzen, aber da grade aussprechen muß, wo man die Verschrobenheit des sogenannten »guten« Tons anerkennt. Es kann den schwungvollen Liedern dieser genannten Sammlung als hohes Verdienst angerechnet werden, daß sie, wie Prutz selbst behauptet, wahr, daß sie gelebt sind. Doch es folge hier sein eigenes

Geständniß.

Ach, ihr zuckersüßen Jungen,
Frommgescheitelt zarte Seelen,
Deren Herz in Aengsten bebt,
Hält ihr Arm ein Weib umschlungen!
Ja, ich darf es nicht verhehlen:
Wahrheit ist, was ich gesungen,
Diese Lieder sind gelebt.

Der sich selbst in Bitternisse
Wandelt durch sein thöricht Grollen
Jede Freude, die ihm lacht,
Wiss', u strenger Richter, wisse:
Auf der Lippe mir, der vollen,
Ja, es brannten diese Küsse,
Deren Hauch dich schwindeln macht.

Schwellend mir am Herzen fühlt' ich
Der Geliebten süße Brüste,
Sturmbewegte Meeresfluth;
Ihrer Locken Pracht zerwühlt' ich,
Ja, ich lachte, weinte, küßte,
Ganz in vollem Zuge kühlt' ich
Meiner Seele Flammengluth!

Wollt ihr uns nun drum verdammen,
Thut, o thut, wie euch gelüstet,
Euer Zürnen ist uns Scherz!
Heißer brennen unsre Flammen
Als der Holzstoß, den ihr rüstet;
Sieh, schon schlagen sie zusammen,
Und in Wonne schmilzt das Herz!

Da hört man die Weltverachtung eines Hafis, der den Heuchlern den Krieg erklärt, und die »frommgescheitelt zarten Seelen« mögen sich freilich wohl entsetzen ob solchen Frevels. Damit man aber ferner erkenne, daß Prutz keineswegs platonische Liebe predigt und nicht zu den Herren gehört, die »heimlich Wein trinken und öffentlich Wasser predigen,« sei das prächtige Gedicht mitgetheilt:

Weihestunde.

Die Liebste sprach: »Nun hör' mich an,
Still ist und feierlich die Stunde,
Nun schließ' die Augen, theurer Mann,
Und küsse mir das Wort vom Munde;
Ich weiß ja dennoch, was sie fodern,
Ich kenne ihren süßen Schein,
Ein hoher Preis ist's, den sie fodern —
Der Liebe voller Preis sei dein!

„Das ist die echte Liebe nicht,
Die marktet um das höchste Leben,
Die halb verweigert, halb verspricht,
Und was sie nimmt, nicht wagt zu geben.
Nichts ist, was Liebe kann begehren,
Das Liebe nicht mit Lächeln giebt,
Und was sie dennoch muß verwehren,
Das fodert nicht, wer wahrhaft liebt.

„Nie, wenn dein Mund um Küsse fleht,
Soll dir der meine sie versagen,
Und was mein Ohr nur halb versteht,
Dein flammend Auge will ich's fragen.
Das ist kein frevelndes Beginnen,
Das ist nicht sündliche Begier:
Getrosten Muths, mit klaren Sinnen,
Sa sink' ich in die Arme dir —

„Ganz wie ich bin, mit Seel' und Leib,
Zu innig seligem Vereine,
Mein Alles du und ich dein Weib —
Da! nimm mich hin! ich bin die deine!“ —
So sprach die Liebste: und mir war,
Als segnet' in des Höchsten Namen
Uns unsichtbarer Priester Schaar,
Und alle Welt rief' Amen! Amen!

Selbst in dem keckſten dieser Gedichte wird jedoch die Grenzlinie des Schönen nie überschritten; Stammbuchsverse ließen sich allerdings schwerlich unter ihnen auffinden. Aber auch andere Melodien werden angestimmt. Wie mild versöhnend klingt das Lied

Abendstille.

Nun ruht die Welt mit Schweigen,
Der laute Tag verrann,
Die goldnen Sterne steigen
Hellleuchtend himmelan;
Rings, wie mein Ohr mag lauschen,
Ist Alles stumm und todt,
Nur leise Wellen rauschen,
Geküßt vom Abendroth.

O Liebste, komm und neige
Dein lächelndes Gesicht,
Wie durch die dunkeln Zweige
Des Mondes Silber bricht;
Ein seliges Ermatten
Schließt leis mein Auge zu,
O komm in diese Schatten,
So weich, so mild, wie du!

Von deinem Arm umschlungen,
Gelehnt an deine Brust,
O holde Dämmerungen,
O nächtlich süße Lust!
Nichts bietet mehr das Leben
Und nichts die Erde mir,
Mein ganzes Sein und Streben,
Es ruht versenkt in dir!

Tief und menschlich gefühlt und darum auch ergreifend ist der

Zuruf.

Und trifft du wo ein Menschenherz,
Gebeugt von Kummer und von Schmerz,
Und sei es Irrthum, sei es Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld.

Am Bergeshang, im grünen Tann,
Die jungen Bäume sieh dir an,
Sa frisch und keck, so dicht belaubt,
Und neigen seitwärts doch das Haupt.

Du weißt nicht wie, du weißt nicht wann
Und doch den Bäumen siehst du's an,
Daß sie der Sturmwind hat umbraust
Und ihre Wipfel hat zerzaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch;
Es schüttelt junge Herzen auch
Und beugt vom rechten Wege sie,
Du weißt nicht wann, du weißt nicht wie.

Du siehst des Irrthums dunkle Spur,
Die stumme Narbe siehst du nur
Und kennst die Hand nicht, die sie schlug,
Und weißt nicht, was dies Herz ertrug. —

Gleich lacht die Freude allerwärts,
Auf eignen Bahnen geht der Schmerz;
Drum mit dem Unglück, mit der Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld!

Der Romanzencyclus „Herzog Bogeslav“ enthält hübsche Partien, ohne jedoch im Ganzen zu befriedigen. Zu den Perlen des Buches gehören unzweifelhaft die Sonette „Aus kranker Zeit.“ Wie diese Bezeichnung verstanden werden soll, geht gleich aus dem Anfange deutlich hervor.

Schwachherzig ist die Zeit, in der wir leben!
Ein Spielball halb der Schurken, halb der Thoren,
Hat sie den Glauben an sich selbst verloren,
Ihr fehlt der Muth, ihr fehlt die Kraft zum Streben.

Zur Sonne möchte sie sich kühn erheben,
Heimkehren aus dem Aether neugeboren;
Allein sie hat das Fliegen abgeschworen
Und bleibt wie Vogel Strauß am Boden kleben.

Armselig Zwitterding von Lust und Schwächen!
Gebeugt, dem Halme gleich, von jedem Winde,
Bist du zur Tugend feig wie zum Verbrechen.

Hohl ist der Kern und morsch die junge Rinde;
Nun weiß ich erst, was die Propheten sprechen:
Es rächt der Väter Sünde sich am Kinde.

Die beiden Gedichte „Carneval“ sind auch hübsch in ihrer Art, doch erreichen sie bei Weitem nicht das freilich unübertreffliche Lied in der früher erschienenen Sammlung „Von der Pumpe, die nicht dat piepen wollen.“

Die angeführten Proben mögen reden. Man wird Prutz poetische Kraft und Reichthum an Tönen nicht absprechen können, und auch die Form handhabt er mit nicht gewöhnlicher Meisterschaft, obgleich er in einzelnen Fällen Reime und Apostrophirungen anwendet, die vermieden werden sollten. Wie gesagt, für „zuckersüße Jungen“ und zarte Dämchen sind viele dieser kräftigen, vollen Accorde nicht, sie harmoniren schlecht, sehr schlecht mit dem „guten“ Ton, aber ein echter Dichter ist Prutz trotzdem, oder vielmehr eben deswegen. Liebenswürdig sind solche kühne „Rückzugsherzen“, wie Heine die der vorurtheilsvollen Welt Trotz bietenden Naturen nennt. In diesem Durchbrechen der Schranken althergebrachter Form, in dieser Rücksichtslosigkeit hat Prutz viel Aehnlichkeit mit dem Dichter des Buches der Lieder und der Reisebilder; aber wie schülerhaft formlos steht dieser ihm gegenüber da! Wie roh und verletzend ist Heine im Allgemeinen, einige seiner besseren Lieder abgerechnet, namentlich in seinen späteren Leistungen, neben Prutz, von welchem ich nicht scheiden will, ohne ihm den Dank aller Freimuth und Wahrheit im Denken und Handeln liebenden Herzen votirt zu haben.

E. Will.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Von Alfred Meißner. — Italiänische Zustände. Erster Theil: Skizzen aus Piemont und Rom. Von Theodor Mundt. — Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Von Ferdinand Gregorovius. Erster Band. — Heinrichs IV., Königs von Frankreich, Plan dem Hause Habsburg Italien zu entreißen. Von C. Höfler. — Gedichte von Robert Burns. Uebertragen von H. J. Heintze.

— * Charles Dickens hat eine neue Zeitschrift „All the year round" gegründet und wird sie mit einer Erzählung eröffnen. Die Household words, die seit langer Zeit eigentlich nur noch seinen Namen führten, ohne daß er für sie thätig gewesen, bestehen fort.

— * Die Werke Heinrichs von Kleist erscheinen in Kurzem bei Reimer in Berlin in einer neuen revidirten Ausgabe und mit einer biographisch-kritischen Einleitung. Unter den anziehenden Zugaben befindet sich der folgende bisher noch ungedruckte Brief Goethe's an Kleist vom 1. Februar 1808, welchen die „Grenzboten" mittheilen: „Ew. Hochwohlgeboren bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phoebus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß mich in beyde zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig seyn sollte, so wäre es besser man schwiege gar) daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude der auf den Messias, ein Christ der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeigt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freylich mit aufrichtigeren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr. Weimar den 1. Februar 1808. Goethe."

— * Im dritten Hefte des laufenden Jahrganges von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" finden wir außer dem reichhaltigen Material an geographischen Notizen einen interessanten Bericht über Panet's Reise durch die große Wüste von Afrika nebst der ausgezeichneten Karte des westlichen Theiles der großen Wüste von A. Petermann. Aus dem Artikel über die neuesten Ergebnisse der Generalstabs-Aufnahme von Großbritannien erfahren wir, daß der Ben Nevis 4406 (und nicht wie bisher angenommen wurde, 4668) engl. Fuß hoch, 110 Fuß höher als der Ben Macdui, und folglich der Culminationspunkt der brittischen Insel ist.

— * Die große Schillerfeier, welche um Pfingsten in Weimar durch Aufführung aller Dramen des Dichters begangen werden sollte, ist abgesagt worden. Der Großherzog hat durch ein Handschreiben an Dingelstedt, unter Hinweisung auf die kriegerischen Aussichten, die betreffende Anordnung ergehen lassen. Da das Unternehmen im Uebrigen so gut wie fertig und gesichert gewesen, so wird es wohl später zu besserer Zeit ausgeführt werden.

— * Der schöne alte Dom zu Paderborn befindet sich in einem Zustande, welcher eine Restauration nothwendig macht. Dieselbe hat begonnen, und man befreit zunächst das Gebäude von den auffallendsten Verunstaltungen.

— * Karl von Holtei. Die Romane von Karl von Holtei, mit denen er, namentlich mit den „Vagabunden", so vielen Erfolg gehabt hat, sind aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau bald nach einander in neuen Auflagen hervorgegangen; zuletzt der Roman „Ein Schneider." Da der Verleger ungemein billige Preise gestellt hat, so wird die ohnehin schon starke Verbreitung dieser Werke sich dadurch noch ansehnlich vergrößern. Jetzt erscheint nun auch eine zweite Auflage der bekannten „Vierzig Jahre", in sechs Bände zusammengedrängt und im Preise auf drei Thaler herabgedrückt. Dem Verfasser, der seit der ersten Ausgabe neben Erfreulichem und Gutem auch viel Trauriges und Schlimmes erlebt hat, ist von Herzen die Freude zu gönnen, daß er seine Lieblingsbücher von Neuem erstehen sieht. Er stellt den „Vierzig Jahren" die ursprüngliche Vorrede voran und läßt dann (aus Gratz in Steiermark, im December 1858) folgende Nachschrift sich daran schließen: „Mit vorstehenden Zeilen leitete ich (Charlottenburg bei Berlin, Juli 1843) das Erscheinen der beiden ersten Bände ein, denen später — in Unterbrechungen und in wechselndem Verlage — noch drei ähnliche Lieferungen nachfolgten. Mein jetziger Verleger, Landsmann und werkthätiger Freund, Herr Eduard Trewendt in Breslau, hat den Besitz sämmtlicher Theile an sich gekauft und den Wunsch geäußert, es möchten die acht Bände in deren sechs zusammengezogen werden, damit er auch von diesem Werke, wie von meinen Romanen, eine recht wohlfeile Ausgabe veranstalten könne. Mich dieser Arbeit unterziehend, war ich genöthiget, das Ganze aufmerksam durchzugehen, und bei dieser Gelegenheit mußte natürlich der Trieb erwachen, nicht nur zu kürzen, zu säubern, zu bessern, sondern auch von Grund aus umzuändern! Doch das zeigte sich leider sehr bald als unausführbar. Sollte ich in dieser schlichten Erzählung alle Irrthümer, schiefen Ansichten, kindischen Meinungen, derben oder albernen Erinnerungen, deren sich der vierzigjährige Verfasser noch schuldig machte, und welche der sechzigjährige Beurtheiler jetzt tadelt, wirklich umarbeiten, so wäre es nicht mehr das vorige Buch geblieben, denn ich hätte müssen ein anderes, neues schreiben. Mehr oder weniger gilt das von den meisten Autoren, die wieder lesen, was sie vor einer längeren Reihe von Jahren geschrieben; und ich weiß darüber nichts Passenderes vorzubringen, als was ich in meinem Jean-Paul-Büchlein jenem großen Denker und Fühler nachgereimt habe:

„Vollkommen einen Menschen zu verstehn,
Müßt' man sein Doppelgänger werden,
Sein Leben mit ihm leben hier auf Erden.
Das kannst du deutlich an dir selber sehn;
Denn dich, dein eigen Buch wirst du nicht fassen,
Hast du vom Widerspruch der Zwischenzeit,
Seitdem du's schriebst, dich umarbeiten lassen.
Erst wenn du in den Zustand dich gedacht
Zurück, in welchem du es einst gemacht,
Wird dir dein Werk, das dir entfremdet war,
Du wirst dir selbst in diesem wieder klar."

Mir ist es nach und nach vollkommen klar geworden, daß ich vor zwanzig Jahren, ja später noch, mein Dasein und die Welt anschauen mußte, wie es sich oft auf diesen Blättern zeigt. Deßhalb auch vertrete ich, der ich mich heute Holtei nenne, durchaus nicht Alles, was der um so viel jüngere, unerfahrenere, leichtsinnige Holtei damals gedacht, empfunden und geschrieben. Ich mußte mich begnügen: Langweiliges möglichst zu streichen, Verletzendes möglichst zu mildern, sinnentstellende Druckfehler, von denen die erste Auflage wimmelt, zu beseitigen, und endlich diejenigen Aufsätze und Gedichte, welche unterdessen in neuen Auflagen meiner andern Bücher ihre Plätze fanden, wegzulassen. Vieles Einzelne wird, auch Lesern, welche die „Vierzig Jahre" zum Erstenmale durchblättern, bekannt sein, und sie werden ausrufen: das hab' ich ja schon gelesen! Dafür aber bin ich nicht verantwortlich, weil mancherlei Schwänke, Bemerkungen, Anekdoten bereits aus der ersten Ausgabe in Tagesblätter übergegangen und seitdem häufig wiederholt worden sind. Ebenso häufig und wiederholt hat man gerügt — erst neuerdings wieder auf eben nicht freundschaftliche Weise in gewissen „Denkwürdigkeiten" — daß ich mir selbst in den meinigen (dürft' ich anders so stolzen Titel erwählen!) nicht Achtung genug erwiesen, daß ich mich nicht geschont, mein Innerstes zu sehr enthüllt, daß ich mich, wie man es nennt: „zu schlecht gemacht habe!" Lieber Himmel, so etwas liegt in den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der verschiedenartigen Menschen. Der Eine nimmt zu geringe Rücksichten auf sich, — der Andere wieder stellt sein werthes Ich gar zu hoch. Auf mich muß ich anwenden, was ein weit über mich erhabener Schriftsteller, was Chateaubriand von sich sagt: „die Mehrzahl der Menschen verfällt in den Fehler, zu viel auf sich zu halten; ich habe den Fehler, darin zu wenig zu thun." Soll es denn einmal sein, so will ich lieber den letzteren Vorwurf über mich ergehen lassen. Als ich vor fünfundzwanzig Jahren mich aus Berlin, meiner zweiten Heimath, gewissermaßen exilirte, verglich Gutzkow in gutmüthigem Scherze mich mit Chateaubriand. Dessen eingedenk, will ich dies Vorwort mit einigen Worten aus des berühmten Mannes posthumen Memoiren beschließen. Auf ihn, der sie aussprach, bezogen, klingen sie allerdings viel zu bescheiden. Auf mich aber passen sie vollkommen: „Männer seiner Gattung (Napoleon I.) sollen die Erzählung ihres Lebens jener unbekannten Stimme überlassen, die nicht von einzelnen Personen, die von Völkern und Jahrhunderten ausgeht. Nur unseres Gleichen, uns Alltäglichen, ist es vergönnt, von „„sich selbst zu reden!"" — weil sonst Niemand von uns reden würde!" Damit sei denn diese neue Ausgabe eines alten Buches bei nachsichtsvollen Gönnern entschuldigt und ihnen empfohlen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

Siebenter Jahrgang.

№ 18. Bremen, 1. Mai. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Lord Byron.

Von Otto Gildemeister.

(Schluß.)

Wie im Childe Harold und in den Gedichten der ersten Periode die Polemik gegen das Bestehende sich hauptsächlich in allgemeine, die menschliche Natur im Großen und Ganzen treffende Bitterkeiten und Klagen ergießt, so wird sie im Don Juan großentheils sehr concret und selbst persönlich in einem Grade von welchem man wenig Beispiele hat. Die Comödien des Aristophanes enthalten kaum gröbere Invectiven als die polemischen Stellen des Don Juan, nur daß freilich der letztere eine gewisse Gattung von Koth, die der griechische Dichter freigebig genug verwendet, den Sitten unseres Jahrhunderts gemäß unberührt lassen mußte. Hierin dem Aristophanes nachzuahmen war einem deutschen Dichter vorbehalten, der den Grafen Platen mit Schmutzwürfen verfolgte, welche anzuwenden der englische Lord wohl unter keinen Umständen die Kühnheit gehabt haben würde.

Was nun den Inhalt dieser Polemik anlangt, so ist er für Byrons Standpunct und Auffassungen von der größten Bedeutung. Seine Angriffe gegen die Personen sind nicht immer ganz gerecht, ebenso wie man es von des Aristophanes Anschuldigungen gegen den Sokrates sagen kann, und ihre Heftigkeit geht nicht selten über die Grenze des Erlaubten hinaus. Allein sie haben das für sich daß sie niemals die Personen als solche, sondern immer nur in den Personen die Sache verfolgen. Es sind nicht kleinliche Privatfehden, sondern große öffentliche Interessen, denen zu Liebe der Dichter seine furchtbaren Pfeile fliegen läßt. Und da ist es denn vor allem die europäische Reactionspartei der seine Waffen gelten. Byron ist mit lebhaftem Eifer Politiker, oder Politiker ganz im Sinne jenes romantischen Liberalismus welcher bis in die Vierziger Jahre Europa beherrschte, dessen Verdienste um eine idealere Auffassung des menschlichen Lebens wir immer dankbar anzuerkennen haben, der aber durch seine Gleichgültigkeit gegen die gegebenen Verhältnisse, durch seine Geringschätzung der geschichtlichen Natur sich selbst zu dem unfruchtbaren Geschäfte der rhetorischen Declamation verdammte, und der in seinen psychologischen Wurzeln ganz unmittelbar mit der allgemeinen Geistesrichtung seiner Periode zusammenhing, deren Strömungen wir in dem Weltschmerz und dem subjectiven Hochmuthe der Byronschen Muse erkennen mußten. Weil der feingebildete, ideal gestimmte Einzelne es zu eigener persönlicher Befriedigung wünschenswerth findet, soll der politische Zustand der Völker, ohne Rücksicht auf deren Bildungsstufe oder auf den dafür zu zahlenden Preis, nach einer willkürlich angefertigten Schablone umgemodelt werden, und wenn dies unterbleibt, weil die Regierenden zu prosaisch und die Regierten nicht enthusiastisch genug denken, so hält der hochstrebende Einzelne ganz logisch jene für lauter Schurken und diese für lauter Knechtsseelen, über welche er die vollen Schalen seines Grimms ausschüttet.

Wie gesagt, die letzten Ziele dieses vormärzlichen Liberalismus, wenn auch nicht den Formen, doch dem Wesen nach, sind die nämlichen welche den ewigen Gegenstand aller, auch unserer Fortschrittsbestrebungen ausmachen, und deßhalb können wir seinen Phantasien nicht allein mit Geduld, sondern auch mit innerer Sympathie zuhören, sobald sie einen so beredten, so aufrichtigen und so geistvollen Dolmetscher finden wie Byron. Seine Illusionen über die Emancipation Italiens durch eine conspiratorische Organisation oder über die Auferstehung des alten Hellas brauchen wir ebenso wenig zu theilen wie seinen blinden Haß gegen den Herzog von Wellington, und wir können doch den Kern jener Illusionen, dieses Hasses mit voller Hingebung würdigen, nämlich eine edle Begeisterung für dasjenige was auch unsere Sehnsucht erfüllt, für die Verwirklichung des Wahren, Guten und Schönen, oder, wenn man es so nennen will, für die Freiheit. Wenn Byron an Napoleon und an Wellington das Ansinnen stellt, sie hätten ihre Macht benutzen sollen, um das Menschengeschlecht frei zu machen, so erinnert uns diese Auffassung lebhaft daran daß wir einer anderen Zeit angehören als der Dichter des Don Juan, der wie Schillers Posa noch einen so hohen Begriff von der Macht der Persönlichkeit und eine so äußerliche Idee von der Freiheit hatte, daß er glaubte, die Welt könne durch einen Federstrich neugeschaffen werden. Abgesehen von dieser Einseitigkeit sind viele der politischen Satiren Byrons, deren er auch einige selbständige geschrieben hat, z. B. eine fulminante gegen den Congreß von Verona, treffend genug. Der Mangel an Herz und Idealismus welcher die Staatsmänner der Restaurationsepoche kennzeichnet, wird von ihm erbarmungslos gegeißelt, und — was besser ist — lächerlich gemacht, und gegen die Heucheleien der heiligen Allianz richtet er die Keulenschläge eines Freimuths, wie ihn damals nur ein Engländer so rücksichtslos zur Schau tragen konnte.

Minder verständlich als seine politischen sind seine literarischen Antipathien, die im Don Juan einen breiten Platz einnehmen. Die Dichter der Seeschule, Wordsworth, Southey, Coleridge, standen, wenn auch qualitativ weit unter ihm, doch auf dem nämlichen Boden subjectiv romantischer Weltanschauung. Gleichwohl verfolgt Byron sie mit unversöhnlicher Erbitterung. Er läßt kein gutes Haar an ihnen. Er sucht sie moralisch und ästhetisch todtzuschlagen. Das Geheimniß dieser Feindschaft ist wiederum ein politisches. Jene Dichter, in ihrer Jugend gleich ihm den subjectiven Impuls als einziges Gesetz anerkennend, mit ungebundener Freiheit Gott und der Welt gegenüber das Recht ihrer Persönlichkeit vertheidigend, waren später in das Heerlager der herrschenden Autoritäten übergegangen, hatten Hof- und Staatsämter angenommen, sangen Oden auf den Helden von Waterloo und die heilige Allianz und schrieben in toryistischen Zeitschriften Artikel gegen die Jakobiner und die satanischen Poeten, wie sie Byron und Shelley betitelten. Byron

blieb ihnen nichts schuldig; er tractirte sie als Apostaten und Judasse, unb sein Haß gegen sie ging so weit daß es ihm schwer ward selbst in literarischen Dingen mit ihnen gleicher Meinung zu sein. Ich wenigstens kann es mir nur so erklären baß er eine so unbegreifliche Verehrnng vor Pope zur Schau trägt, den bie Lakisten vornehm bei Seite schieben wollten, unb daß er Shakspeares Größe, welche die Lakisten von den Dächern ausposaunten, nur unter Vorbehalten anzuerkennen sich stellt. Offenbar wußte er ebenso gut wie wir daß in Shakspeares kleinem Finger mehr Poesie steckt als in allen Dichtern der Popeschen Periode zusammen genommen. Aber er wollte die Lakisten ärgern.

Byron war nämlich ohne Zweifel ein Mann von feinem natürlichem Kunstsinne. Seine literarischen Urtheile sind, abgesehen von der eben erwähnten Grille, meist treffenb, und in einem längeren Artikel, einer Antikritik über eine Pope herabsetzenbe Kritik, hat er mit viel Geist nachgewiesen daß die Lehre der Romantiker als sei die menschliche Cultur unpoetisch, ein radicaler Irrthum ist, daß vielmehr der Geist des Menschen der Ausgangs- unb Endpunct aller Poesie war, ist und immer sein wird und daß die Natur im engeren Sinne, nur insofern sie in eine Beziehung zum Menschen trete, poetisch zu wirken vermag. Nichts ist mißlicher als Werke der bildenden Kunst mit Worten schildern zu wollen, aber auch darin zeigt Byron sein richtiges Kunstgefühl, daß er in solchen Fällen die Beschreibung vermeibet und eine kurze Andeutung, ein einziges pittoreskes Wort verwendet, welches in der Phantasie des Lesers bie gemeinte Statue, das gemeinte Bild deutlicher reprobucirt als eine ausführliche Schilderung es vermöchte. Beispiele sind die Statuen des Vatican im Childe Harold, oder die Gemäldegallerie in Norman-Abtei im Don Juan. Was die Musik, diese unenglische Kunst anlangt, so ist wenigstens so viel zu bemerken daß Byron es unbegreiflich fand wie die Mobe Rossini über Mozart stellen konnte.

In seiner eigenen Kunst gehört Byron zu den epochemachenden und bahnbrechenben Geistern welche neue Formen und neue Mittel auf den ersten Wurf zu dauernder Gültigkeit erheben. Sein Childe Harold, sein Don Juan gehören jeder einem Genre an das vorher nicht existirte. Sein poetischer Stil, seine Diction ist bis in den tiefsten Kern originell und doch weder einseitig persönlich noch national, sondern populär, weltfaßlich. Ich will nicht behaupten daß er rein von Incorrectheiten oder von Verstößen gegen den guten Geschmack sei, aber seine Fehler sind wie Sonnenflecke. Seine Herrschaft über die heiteren und finsteren, bie neckischen und die furchtbaren Geister der Sprache ist wie die Salomons; er macht mit ihnen was er will. Aber er verwendet sie fast immer mit sicherer Abwägung des künstlerischen Zweckes, und seine Kühnheiten erscheinen so naturgemäß daß sie kein peinliches Gefühl aufkommen lassen. Seine poetische Macht bewältigt die sprödesten Stoffe; er bebt nicht davor zurück einen Schiffbruch mit dem Detail der Wirklichkeit oder eine Schlacht mit uniformirten Soldaten zu einem Kunstwerke zu verwenden, und diese Hingabe an bie Naturwahrheit, die ihn von den meisten zeitgenössischen Dichtern unterscheidet, ist eine dauernde Errungenschaft bes poetischen Stils der modernen Zeit geblieben. Selbst Goethe und Schiller scheuten sich davor gewisse Stoffe der Wirklichkeit poetisch darzustellen; oder, wenn sie es mußten, maskirten sie dieselben mit dem hergebrachten akademischen Putze; setzten anstatt des Tschako den Helm, anstatt der Fregatte die Barke, anstatt des modernen Menschen eine classische Verkleidung. Seit Byron nennt bie Poesie bie Dinge beim rechten Namen, wie sie es zu Homers und Shakspeares Zeit gethan hat, und selbst in Frankreich ist die akademische Wortprüderie von seinem Einflusse besiegt worden. Es würde zu weit führen dies an einzelnen Beispielen zu erläutern; wer aber bie Diction der französischen Schriftsteller des letzten Menschenalters mit der hergebrachten Ausdrucksweise der früheren Zeit vergleicht, wer namentlich Victor Hugo, Alfreb de Vigny, Musset, Barthélemy und Méry ins Auge faßt, wird zahlreiche Spuren Byronschen Stils wiederfinden, freilich allzuhäufig nur die Manier ohne den bedeutenden Inhalt, und in gleicher Weise sind manche Vorzüge ber deutschen Epigonendichter, Grün, Lenau, Freiligrath, Herwegh, Geibel, ist namentlich bie Kunst bes frappanten Ausdrucks eine Nachwirkung der von Byron entdeckten neuen Tonarten. Daß Heine, obwohl unendlich origineller als die Ebengenannten, eine bedeutende Anregung von der nämlichen Seite her empfangen hat, ist auf den ersten Blick deutlich und ist um so natürlicher als Heine, in einem beschränkteren und niederen Sinne und ohne ein gleiches Gegengewicht angeborener Großherzigkeit, in der Literatur das nämliche Princip wie Byron, den Uebermuth des Subjects, vertritt. Heine's launenhafte Anstrengungen auch seinerseits hin und wieder einen Weltschmerz im Byronschen Sinne zur Schau zu tragen, sind vielleicht der beste Maßstab der weiten Kluft welche zwischen der sittlichen Natur der beiden Dichter liegt; denn Heine bringt es bei allem Aufwande von Talent nie dazu daß man an seinen Ernst glaubt, während Byron selbst mit seinen frivolsten Spöttereien niemals den Glauben an einen edlen Kern seiner Natur bei dem Leser ganz untergräbt. Byron hat bei aller seiner eminenten lyrischen Begabung nie ein Lied gedichtet welches mit den besseren Heine'schen auch nur entfernt ben Vergleich ausshielte; aber diejenigen unter seinen kleineren Gedichten in denen er seine wirklichen inneren Erlebnisse wiedergiebt, überstrahlen durch die bloße Energie des wahren Gefühls alles was Heine Aehnliches geschrieben hat, wie das Gestirn des Tages die schönste elektrische Sonne im »Propheten.«

Es liegt in der Natur der Sache daß vorzugsweise bei Gedichten der letztgedachten Art dem Leser sich die Frage aufdrängt: »Was für ein Mensch war der welcher sie schrieb?« Aus diesem Grunde kann ich nicht die Ansicht Macaulay's theilen, welcher meint daß eine Zeit kommen werde, wo man die besten Gedichte Byrons lediglich mit dem literarischen Gaumen genießen und sich völlig frei fühlen werde von jenem Interesse für seine Persönlichkeit, welches die Zeitgenossen oft über den wahren Werth seiner Poesien täuschte. Mir scheint vielmehr daß ein bleibender Zauber diese Dichtungen durchwebt, dessen Eigenthümlichkeit zum Theil darauf beruht daß wir so viel von der fesselnden und bedeutenden Persönlichkeit des Dichters wissen. Eine ähnliche Empfindung habe ich, wenn ich ein Liebesgedicht von Dante oder von Camoens lese, während ein Sonett Petrarca's oder Tasso's mich nur literarisch interessirt. Macaulay schrieb vor nun 28 Jahren seinen geistvollen Artikel über Byron im »Edinburgh Review.« Er sagte:

»Einige wenige Jahre werden hinreichen um den Rest jener magischen Macht zu zerstören, welcher einst dem Namen Byrons eigen war. Für uns (die Generation von 1831) ist er immer noch ein Mensch, jung, vornehm, unglücklich. Unseren Kindern wird er nur noch ein Schriftsteller sein, und ihr unparteiisches Urtheil wird ihm seinen Platz unter den Schriftstellern anweisen, ohne Rücksicht auf seinen Rang und auf sein Privatleben. Daß seine Poesie eine strenge Sichtung erfahren, daß Vieles was seine Zeitgenossen bewunderten, als werthlos verworfen werden wird, das bezweifeln wir nicht. Aber ebenso wenig bezweifeln wir daß nach der schärfsten Durchsicht Vieles stehen bleiben wird, was nur mit der englischen Sprache untergehen kann.«

Seitdem sind bie Kinder von 1831 Männer und Frauen geworben, und noch immer fragt ein Jeder welcher Byrons Werke kennen lernt: »Was für ein Mensch war ber welcher sie schrieb?« Die krankhafte Schwärmerei ber vorangegangenen Generation ist allerdings geheilt, aber sie hat nicht einer Gleichgültigkeit gegen den Menschen Byron Platz gemacht. Er ist für uns beinahe ebenso sehr ein psychologisches wie ein poetisches Problem. Wir lesen seine Briefe mit dem nämlichen Interesse wie seine Gedichte, und von diesen letzteren ergreifen keine so sehr das Innerste unserer Seele als diejenigen welche mit seinen menschlichen Schicksalen in der engsten

Beziehung stehen. Die Strophen im „Childe Harold“ in denen er sein Kind segnet, in denen er zu Rom an dem Altare der Nemesis seinen Feinden Vergebung zuruft, und ähnliche Stellen bezaubern uns nicht bloß durch ihre Kunstform, sondern sie setzen uns in ein persönliches Verhältniß zu dem Dichter; sein Kummer, sein Sehnen, seine Rührung interessiren uns wie die Empfindungen eines uns nahestehenden Menschen. Wir denken nicht mehr daran daß wir es ja nur mit einem „Schriftsteller“ zu thun haben, dessen Staub seit einem Menschenalter im Grabe ruht. Wir fühlen uns peinlich berührt, wenn wir Fehler, Verschuldungen, Sünden dieser verirrten und unglücklichen, aber im Kerne guten und liebenswürdigen Natur uns nicht verschweigen können, und es erfreut uns, wenn wir Züge seiner uneigennützigen Freundschaft, seiner heroischen Opferfähigkeit, seiner Leutseligkeit gegen Arme und Bedrängte finden. Es ist uns nicht gleichgültig daß seine Bedienten für ihn begeistert waren, daß türkische Fischer, griechische Bauern und venezianische Gondeliere, die von seinem Dichterruhme keine Ahnung hatten, ihn verehrten und liebten, und wir lesen mit einem tröstlichen Gefühle die einzelnen, aber beredten Beweise daß auch in dieses sturmdunkle Leben Strahlen der himmlischen Liebe fielen, „welche höher ist als alle Vernunft.“

Vielleicht niemals ist ein Dichter so offenherzig über seine intimsten persönlichen Beziehungen gewesen wie Byron. Trotz dessen — und dieser Umstand ist höchst bemerkenswerth — empfinden wir bei seinen poetischen Expectorationen selten oder nie jenes verdrießliche Gefühl, mit dem wir uns gegen anderer Leute Wehklagen über ihr Unglück abzuschließen geneigt sind. Im Gegentheil wir hören seinem Jammer mit einer Theilnahme zu, welche nicht allein durch den Genuß der schönen Form erklärt werden kann. Das Geheimniß liegt in der Energie mit welcher, obwohl dichterisch verklärt, das Lebensunglück des Dichters sich ausspricht und uns gewissermaßen zum unmittelbaren Miterleben zwingt. Das poetische und das biographische Interesse fließen in einander und das eine steigert immer das andere.

Dazu kommt daß die Ereignisse des Privatlebens einen starken Schatten über die ganze poetische Entwicklung Byrons ausgebreitet haben. Seinem Genius, kann man sagen, hat das Unglück die Flügel verliehen. Eine unerwiderte Jugendliebe verfolgte ihn mit ihren unheilbaren Schmerzen bis an sein Lebensende, eine unglückliche Ehe zertrümmerte sein häusliches Glück und zerriß alle Bande welche ihn an sein Vaterland knüpften. Aber beide Ereignisse gaben seiner Dichtung einen erhöhten Schwung. Sie wurden zur Grundlage für eine der schönsten Poesien aller Zeiten und Zungen, für jenen wunderbaren „Traum“, welcher in keuschester, vollendetster Kunstform den tiefsten Jammer eines gebrochenen Lebens aushaucht, bis wir am Ende nicht mehr wissen, ob wir mehr erschüttert oder mehr entzückt sind. Diese trauervollen Erlebnisse spiegeln sich in den unvergleichlichen Versen, welche der fliehende Lord seiner Schwester hinterließ, (When all around grew drear and dark und Though the day of my destiny's over), wie Ruinen in dem Krystall eines abendlichen Sees wieder, sie breiten über das berühmte „Fare thee well“ an die geschiedene Gattin einen Zauber hinreißender Trauer, die in ihrer eigenen Schönheit die Versöhnung mit sich zu tragen scheint. Sie sind nicht eben zahlreich, diese Kleinodien der Lyrik, aber gerade sie, welche den Menschen Byron in seinen tiefsten Lebensmomenten offenbaren, werden gelesen und bewundert werden, nicht solange die englische Sprache dauert, sondern so lange es Herzen giebt welche die Poesie zu begeistern und zu rühren vermag.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob denn der Schmerz welchen Byrons Muse an der Stirne trägt nicht zum Theil gemacht gewesen sei. Gemacht ist vielleicht ein nicht ganz zutreffender Ausdruck, aber völlig grundlos ist die Insinuation nicht. Die allgemeine Richtung des Byronschen Gemüths auf die dunklen Seiten des Daseins war ein Erzeugniß seiner Natur und seiner Erlebnisse, aber daß er hernach mit der Willkür des Künstlers die Töne anschlug, die zu beherrschen er sich bewußt war, unterliegt wohl keinem Zweifel. Nur haben diejenigen einen seltsamen Begriff von der poetischen Wahrheit, welche meinen daß diese künstlerische Willkür gleichbedeutend sei mit spielender Affectation. Die einzelne Madonna welche Rafael malte, war immer eine Frucht seiner freien Entschließung, daß er aber überhaupt in Madonnenbildern das Höchste erreichte, war ein Resultat seiner künstlerischen Individualität. Englische Kritiker sagen freilich, es sei unmöglich wahr empfundene Schmerzen von solcher Tiefe wie sie Byron den seinigen andichte, in Verse zu bringen und gar einem verehrungswürdigen Publikum zur Einsicht vorzulegen. Wie kann man, rufen sie, die zartesten Empfindungen und Verhältnisse, wenn man selbst von ihnen ergriffen ist, den Augen der Menge preisgeben? Wir betreten ein geheimnißvolles Gebiet, wenn wir diesen Punct erörtern wollen. Ohne Zweifel sind diese Sätze für neunundneunzig Menschen unter hundert richtig. Wir die wir nicht Poeten sind werden um so schweigsamer, je lebhafter wir ein natürliches Gefühl in uns tragen. Wir schämen uns unser Allerheiligstes zu enthüllen, oder wie Frau von Stael es schön ausdrückt: „Tous les sentimens naturels ont leur pudeur.“ Aber die Kunst ist eben frei von dieser Scham; sie könnte mit ihr nicht existiren. Sie muß offenbaren, gestalten, zeigen, und gerade dasjenige was die tiefsten Spuren in dem Herzen des Künstlers zurückgelassen hat. Ist der Künstler ein Maler, ein Bildhauer, gar ein Baumeister, so wird freilich wenig von seinem Gemüthsleben in seinen Werken mit allgemein verständlicher Unmittelbarkeit sich ausprägen; ist er ein Componist, ein dramatischer oder epischer Dichter, so liegt ihm wenigstens die Versuchung ferner den Hörer oder Leser ohne Weiteres in die Mysterien seines Innern einzuführen; ist er aber lyrischer Dichter, so wird es für ihn fast zur Nothwendigkeit mit seinem eignen Ich an die Oeffentlichkeit zu treten. Das Ich ist sein künstlerischer Stoff, und die Oeffentlichkeit ist die Lebensluft jeder wahren Kunst. Der Dilettantismus mag sich auf das Arbeitszimmer und den Salon beschränken; die Kunst muß zum Volke reden. Und sie muß eben von Allem reden was die Menschenbrust bewegt, und wenn ihre Form die der Lyrik ist, so kann sie nicht anders als von dem Herzen, den Stimmungen, den Gefühlen des Lyrikers reden. Vergebens sucht schamhafte Zurückhaltung ihr die Lippen zu schließen, der schöpferische Enthusiasmus setzt sich unwiderstehlich über die Schranken hinweg welche schüchterne Befangenheit den gewöhnlichen Sterblichen zieht. Und dieses Preisgeben des eignen Ich, welches uns verletzt und abstößt, wenn es ohne den zwingenden Trieb eines solchen Enthusiasmus uns entgegentritt, gewinnt sich einen Freibrief, wenn es im Dienste wahrer Kunst erscheint. Selbst das Allerempfindlichste, Allerzarteste was es auf Erden giebt, dasjenige was am wenigsten die Oeffentlichkeit vertragen kann, selbst der Adel der Weiblichkeit vermag unverletzt an der Hand der Kunst, freilich nur der höchsten, die gefährliche Probe zu bestehen, welche das Zuschauen und Zuhören des Volks ihr auferlegt. Allerdings ist es selten daß Frauen dieser Probe gewachsen sind, aber gerade die Seltenheit solcher Ausnahmen deutet darauf hin, daß in der Kunst ein Element enthalten ist, welches in den durchschnittlichen Fällen unmeidlich ist und erst auf den Höhepunkten das Schneidende und Störende seines Eindrucks verliert. Dies ist denn auch der Grund, weßhalb lyrische Gedichte nur dann erträglich sind, wenn sie den Gipfel der Vollendung erreichen. Bei keiner anderen Kunstform ist dies in solchem Grade der Fall. Wo aber einmal die Kraft vorhanden ist, Vollendetes zu schaffen, da wird sie auch der heiligsten und innerlichsten Stoffe sich rücksichtslos bemächtigen und das Gefühl der dem Menschen angeborenen Scham vor seinem eignen Herzen überwinden, wie die Flamme den leichten Schleier verzehrt. Dies ist das Privilegium des geborenen Dichters; wie Goethe's Tasso es preist:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich dulde.“

Ich sehe, was Byron betrifft, keinen Grund das Verhältniß zwischen seinen Dichtungen und seiner Person anders aufzufassen. Nicht jede einzelne seiner Lamentationen über Welt nnd Menschheit will ich für einen unmittelbaren Gefühlsansdruch ausgeben, aber der dunkle Strom der Verzweiflung und Schwermuth, welcher durch alle seine Werke fließt, nur hin und wieder unter Bäumen und Blumen sich versteckend, entspringt aus Quellen persönlicher Natnr. Wer des Dichters Leben verfolgt, kann nur jedes Wort bestätigen das Macauley über diesen Punct sagt. „Eine so traurige und dunkle Geschichte kann in einem Roman kaum gefunden werden, und den Moralisten möchten wir nicht beneiden, der sie ohne Rührung lesen könnte. Byron war für Alles geboren was Menschen wünschen. Aber mit jedem seiner glänzenden Vorzüge vermischte sich ein Element des Elendes und der Erniedrigung. Er stammte aus einem uralten Adelsgeschlecht, aber durch eine Reihe von Thorheiten und Verbrechen hatten seine Vorfahren dies Geschlecht in Armuth und Verruf gebracht. Der junge Pair besaß großes intellectuelles Vermögen, aber in seinem Geiste war eine ungesunde Stelle. Er hatte von Natur ein edles fühlendes Herz, aber sein Temperament war eigensinnig und reizbar. Er hatte einen Kopf den Bildhauer zu copiren liebten, und einen Fuß dessen Häßlichkeit die Bettler in den Straßen nachäfften. Ausgezeichnet zugleich durch die Stärke und die Schwäche seines Geistes, gefühlvoll aber verschroben, ein armer Lord, ein schöner Krüppel, hätte er, wenn je ein Mensch, die festeste, umsichtigste Erziehung bedurft. Aber so launenhaft die Natur ihn ausgestattet hatte, die Mutter welcher die Ansgabe oblag seinen Charakter zu bilden, war noch launenhafter. Sie bewegte sich zwischen Fieberanfällen von Wuth und Fieberanfällen von Zärtlichkeit. Hente erstickte sie ihn mit ihren Liebkosnngen, morgen insultirte sie sein körperliches Gebrechen. Er trat in die Welt, und die Welt behandelte ihn wie seine Mutter es gethan hatte, bald mit Zärtlichkeit, bald gransam, nie gerecht. Alles was die stärksten Triebe unserer Natur aufzuregen und zu befriedigen vermag, das Staunen hundert glänzender Salons, der Zuruf der ganzen Nation, der Applaus applaudirter Männer, die Liebe lieblicher Frauen, eine solche Welt mit allen ihren Herrlichkeiten wurde plötzlich einem Jüngling dargeboten, dem die Natur heftige Leidenschaften nnd dem die Erziehung keine Gewalt über sie gegeben hatte. Dann kam die Reaction. Die Gesellschaft, launenhaft in ihrer Entrüstung wie in ihrer Zärtlichkeit, überwarf sich mit ihrem verhätschelten Liebling. War er mit unvernünftiger Schwärmerei vergöttert worden, so ward er nun mit unvernünftiger Wuth verfolgt. Eine häusliche Angelegenheit, über deren wirklichen Sachverhalt das britische Publicum damals ebenso wenig wußte wie jetzt, gab den Anlaß zu einem Ausbruche des öffentlichen Zorns gegen einen Mann, in dessen Person das tugendhafte Publicum, wie es schien, die Sünden Tausender bestrafen wollte. Das Verfahren gegen ihn war ein unerhörtes. Zuerst kam die Strafvollstreckung, dann die Untersnchung und zuletzt, oder vielmehr gar nicht, die Anklage. Das Publicum erfand Geschichten, um seinen Zorn zu rechtfertigen, nnd die Verleumdungen denen er ausgesetzt war, waren der Art daß sie wohl auch ein festeres Gemüth hätten erschüttern können. Die Zeitnngen waren voll von Schmähungen, die Theater bebten von Verwünschungen; Kreise, in denen er bis dahin der Allgefeierte gewesen war, stießen ihn aus; all das kriechende Gewürm das in der Verwesung edlerer Naturen schwelgt eilte zum Schmause. Der unglückliche Mann verließ sein Vaterland auf immer. Das Geheul der Schmähung folgte ihm über die See, den Rhein hinauf, über die Alpen; allmälich ward es schwächer, dann erstarb es; die Schreier fingen an einander zu fragen, was denn am Ende die Ursache ihres Lärms gewesen sei; man wünschte den Verurtheilten zurück den man eben weggetrieben hatte. Seine Dichtung ward populärer als sie je gewesen war, und seine Wehklagen wurden mit Thränen gelesen von Tausenden und Zehntausenden, die nie sein Antlitz gesehen hatten.“

Byron selbst war sich des Einflusses wohl bewußt welchen seine Lebensschicksale auf seine poetische Entwicklung geübt haben; er kannte sehr wohl den magischen Zusammenhang welcher zwischen den Saiten seines Herzens und den Saiten seiner Harfe geheimnißvolle Beziehungen weckte. Niemand hat schöner als er selber es ausgesprochen daß sein Unglück seinem Genius die Zaubertöne lehrte, mit denen er die Welt eroberte.

— — „Qual mischte sich in Alles
Was ihm credenzt ward, bis er sich gewöhnte,
Gleich wie der Pontische Monarch der Vorzeit,
Von Gift zu leben, und das Gift war machtlos,
Ja, eine Art von Nahrung. Er durchlebte
Was mancher Menschen Tod gewesen war,
Und schloß mit Bergen Freundschaft; mit den Sternen
Und dem lebend'gen Geist des Weltalls hielt
Er seine Zwiegespräch', und diese lehrten
Ihn die Mysterien ihrer Zauberkraft.
Ihm war das Buch der Nacht weit aufgeschlagen,
Und Stimmen aus dem Abgrund offenbarten
Ein Wunder und Geheimniß.“ (Der Traum)

---

* Distichen.

Von A. von Leutrum.

Kunstgebet.

Gute Gedanken, Apoll, entferne dem Bilden des Stümpers;
Gegen erbärmlichen Stoff schütze den Jünger der Kunst.

Lied und Leben.

Lieder sind Träume. Man träumt Erlebtes in That und Gedanken;
Strebt Ihr nach echtem Gesang, denkel und handelt auch echt.

Empfindelei.

Weil Ihr empfindelt, Ihr Herr'n, mißtrauen wir Eurem Gekünstel:
Wer affectirt, der betrügt. Wahr wie Natur ist die Kunst.

Künstler und Kritiker.

Lasset den kritischen Herr'n das garstige Zanken, Ihr Künstler:
Nur, wenn Ihr Schönes erschafft, übt Ihr die beste Kritik.

Poesie und Kritik.

Fehlen auf deutschem Parnaß die Schiller und Goethe denn wirklich?
Zeigt mir in deutscher Kritik heute die Lessing und Kant!

Hoch und einsam.

Weißt du, warum ein Genie oft kalt ist in Liebe wie Freundschaft?
Weil es, sich selber genug, nicht der Ergänzung bedarf.

Anklang.

Wenn Dir Gedanken verlieh'n und plastische Form des Gefühlten,
Fehlt Dir noch Eines am Glück: Echo verwandten Gemüths.

Liebesprobe.

Willst Du selber Dein Lied erproben in kritischer Strenge,
Lies es der edelsten Frau, die zu besitzen du strebst.

Heiden und Christen.

Irren die Heiden in Nacht und sehen dem Dunkel zum Trotze,
Straucheln die Christen am Tag, weil sie geblendet vom Licht.

Unsterblichkeit.

1.

Menschlich ist mir der Gott, und göttlich sind mir die Menschen:
Jener vernichtet sie nicht, diesen ward ewiges Sein.

2.

Fasse das All in Dich auf, mit Dir als Einheit geschaffen:
Lebt Dir im Geiste die Welt, dauert wie diese Dein Ich.

Fait accompli.

Fragen giebt man zurück auf jede politische Frage,
Aber die That nur ertheilt Antwort in letzter Instanz.

Ubi patria, ibi bene.

Suchet das Vaterland nicht nur da, wo's gut Euch ergehet,
Doch wo das Vaterland ist, dorten befindet Euch gut.

Emancipation.

„Emancipirt sind die Frau'n“, so klagt Ihr geknechteten Männlein;
Neu wird zum Weibe das Weib, werdet Ihr Männer und frei.

Die Spröden.

Nimmer verzeihen die Frau'n des Mannes zu schüchternes Wesen:
Wehren ja wollen sie sich, nur um *erobert* zu sein.

Der Selbstbewußte.

Hätte die Welt er besiegt, so trüg' er die Stirne nicht höher;
Weil er sich selbst bezwang, beugt er vor Gott nur das Haupt.

Verschwiegen und mittheilend.

Wenn ich verschweige mein Leid, so streb' ich, *allein* es zu tragen;
Wenn ich verkünde mein Glück, will ich es *theilen* mit Euch.

Geständniß.

Kindisch war er als Kind und leidenschaftlich als Jüngling;
Beides gesteht er mit Lust, weil er geworden — ein Mann.

Triennium.

Lernen erlernt' ich zuerst, im zweiten Jahre da lernt' ich,
Bis mich das dritte gelehrt, daß ich nur wenig gelernt.

Streit um Streit.

Lasset *dem* Streite mich fern, wo Jeder nur *eigene* Ruhm sucht;
Gilt es der Wahrheit *allein*, streit' ich nach Kräften mit Euch.

---

* Shakspere und die englischen Schauspieler.

Von *Karl Frenzel*.

Berlin, im April 1859.

In Briefen und Schilderungen deutscher Reisenden ist seit einigen Jahren das kleine Theater von Sadler's Well in London als das einzige gepriesen worden, auf dem die Dramen Shaksperes mit jener Vollendung und dem feinen Verständniß des Dichters gespielt würden, die sie vor allen verdienen und die wir selbst auf unsern größten Hofbühnen fast immer so schmerzlich vermissen.

Der Wunsch, der dadurch rege geworden, einmal mit eigenem Aug' und Ohr darüber entscheiden zu können, ist uns in Berlin erfüllt; seit Wochen spielt die Gesellschaft von Sadler's Well unter der Leitung des größten englischen Schauspielers, Phelps, auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, diesmal in Wahrheit — und darum sei auch das vielfach mißbrauchte Wort verziehen — mit der allgemeinen Theilnahme der Gebildeten. Eine Theilnahme, in die sich jedoch Verwunderung und mehr als ein kritisches Bedenken mischt. Mit dem Enthusiasmus, der sich am schnellsten für alles Fremde und Seltsame entzündet und dann, um gleichsam sein eigenes Gewissen zu beschwichtigen, sich auf die historische Tradition beruft, hat der Verständige nicht zu rechten; diese Begeisterung verlobt, wie sie gekommen. Was von shakspereschen Einrichtungen auf der englischen Bühne noch fortbestand, ist sicher wie zum Theil sein Gedächtniß in den Stürmen des Bürgerkriegs, bei der Schließung der Theater durch die Puritaner untergegangen. Auf der Bühne der Restauration walteten französische Sitten und Theaterwirkungen vor, mit der Darstellung Julia's und Desdemona's durch Frauen änderte sich — dem Buchstaben nach — die ganze, althergebrachte Darstellung »Romeo's und Julia's«, »Othello's«; das deutlichste Zeugniß gab uns dafür die Gesellschaft von Sadler's Well selbst, sie strich die Bianca aus dem »Mohr von Venedig«, der guten Sitte wegen. Ja, ich meine, daß die Tradition dieser Schauspieler nicht einmal bis zu Garrick hinaufreicht, daß ihre äußere Einrichtung der shakspereschen Dramen im Grunde von den Einflüssen der großen Oper bestimmt ist und nur dahin strebt, die Illusion des Zuschauers, welche die altenglische wie die altspanische Bühne allein durch die Phantasie und das poetische Wort erzeugte, sinnlich greifbar zu machen. Und in der Hervorbringung dieses »schönen Scheins« wird denn freilich das Wunderbarste und Ergreifendste geleistet. Wir sind im Schlosse zu Helsingör, im Zimmer der Königin Gertrud. Ein schwerer, rothsammetner, mit goldenen Sternen besäeter Vorhang schließt den Hintergrund; rings umher an den Wänden lebensgroße, kriegerische Ahnenbilder. Dicht neben dem Vorhang das Bild König Hamlets mit würdigem, ritterlichem Ausdruck — ihm gegenüber an der rechten Wand sein Mörder Claudius, selbst im Gemälde durchaus ein Schächer. Die Kerze auf dem Tisch ist halb herabgebrannt, flackernd hin und her, das Theater sonst tiefdunkel. Mutter und Sohn sind allein. Heftige, eindringliche Worte des Prinzen — ein entsetzter Blick, den die Königin von dem Bilde ihres ersten Gemahls auf das des zweiten wirft — das Gemälde springt auf, leise rauscht der Vorhang, der Geist tritt aus dem Rahmen. Mit großer Kunst ist dann das Zurückweichen des Gespenstes an der Wand, von der es sich in seiner grauen Tracht wenig abhebt, bis zu dem Vorhang angeordnet, hinter dem es, während das Auge des Zuschauers ängstlich auf Hamlet und der Königin ruht, entschwindet. Noch phantastischer gestaltet sich die erste Scene des »Macbeth.« Eine düstere, schattische Waldebene, im Hintergrund zerklüftetes Gestein; ein Florvorhang über die ganze Bühne gespannt hüllt sie wie in Regenschauer und Nebelschleier ein, aus denen gespensterhaft, mehr in dunklen Umrissen als in bestimmt hervortretenden Zügen, die drei Hexen auftauchen; ihre seltsame, fast gesangartige Recitation, das Rollen des fernen Donners und dann wieder Trommelwirbel und Trompetenklänge, die sich in einander mischen, erhöhen die Wirkung bis zur Magie; das Verschwinden der Schicksalsschwestern entspricht dann vollkommen Macbeth's Wort »zerschmolzen wie Hauch im Wind.« Noch manche andere Einzelheit befriedigte in dieser äußerlichen, durch Dekoration und Lichtwirkungen effektreichen Darstellung die höchsten Ansprüche und versetzte uns wirklich in die zauberische Welt des Dichters. Daß andere, wie z. B. Banquo's Erscheinen bei Macbeth's Königswahl, mißglückten, der Feenreigen um Falstaff bei der Eiche in Windsor's Park bunter und lustiger sich hätte gestalten sollen, mag größtentheils in den beschränkten Mitteln liegen, welche das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater der Gesellschaft darbieten kann. Und nicht immer ist dieser vollendete Realismus in Kostüm und Dekoration das Einzige, was die besten Darstellungen der englischen Schauspieler über die unserigen erhebt, zuweilen scheint sie der Geist des Dichters zu beseelen und, wenn ihr Zusammenspiel auch meist lobenswerth ist, über sich selbst zu erhöhen; den so schwierigen fünften Akt des »Kaufmanns von Venedig«, der dies Schauspiel vom Gegensatz des Scheins und des Wesens zuletzt alle Härten der Wirklichkeit ausgleichend in den »schönen Schein« und die harmonische Welt edelster Menschlichkeit erhebt, führten sie in bezaubernder Anmuth, mit der wärmsten und frischesten Lebensfülle aus.

Allein dies Alles berührt doch nur die Form, nicht das Wesen und die eigentlich shaksperesche Poesie; wie er innerlich seine Dramen gestaltete und ihre tragische oder komische Handlung trotz des so oft zerrütteten Scenenbaus geistig zu einem festen, künstlerisch schönen Ganzen verband, — das zur Klarheit und Anschauung zu bringen, wird doch die erste Aufgabe dessen sein, der Shakspere darzustellen wagt, wenn nicht das alte Wort sein Recht behalten soll: Hamlet und Lear seien jetzt nur noch für die Lektüre, nicht mehr für die Bühne geeignet. Und da ergriff uns ein Bedauern, als wir die nun beinahe hundert Jahre unermüdlich fortgesetzte deutsche Geistesarbeit zur Erklärung und zum Begreifen dieses gewaltigsten und tiefsinnigsten aller Dichter wie umsonst und durchaus vergeblich verschwendet sahen; nicht nur hatten die englischen Schauspieler meist keine Ahnung dessen, was ich Shakspere's *Absicht* in seinen Dramen nennen möchte, sondern auch im Publikum sprachen sich Stimmen für unerhörte Verunstaltungen des Dichters im Namen der heiligen und unantastbaren Tradition aus. Es ist wohl für keinen Einsichtigen ein Zweifel, daß der Theaterdirector Shakspere seine Stücke nicht in der Vollendung aufführen konnte, wie es der Dichter wünschen mußte, daß schon er dem Geschmack seines Publikums, den Verhältnissen seiner Bühne Rechnung trug; ja — so ketzerisch diese Meinung auch klingt — ich denke sogar, daß er Vieles von dem Schatz, den wir in seinen Schöpfungen finden und bewundern, nicht darin fand, daß wir die Tiefe seines Wortes und seiner Schilderungen philosophisch

ergründen, während er selbst nur eine dunkle Anschauung, keine Erkenntniß davon hatte. Indeß, gewisse Dinge stehen über dem Streit, und gerade sie warfen die englischen Schauspieler als Nichtigkeiten beiseit. Oder was wird aus dem Narren im „König Lear“, wenn ihn ein unreifes fünfzehnjähriges Mädchen darstellt und seine tiefsinnigen Sprüche — uns wenigstens gelten sie dafür — im Ton eines angehenden, gesellschaftsfähigen „Fräuleins“ vorträgt? Ist die Eifersucht Othello's nicht ein kaum glaublicher Wahnsinn, wenn Cassio geistig wie leiblich als der schlechteste unter den Kriegern des edlen Mohren erscheint? Rodrigo, der in Venedig um Desdemona werben durfte und im Senat als Freund des Brabantio auftritt, gleicht in Kleidung, Haltung und Rede den Clowns der Kunstreiter. Desdemona läßt die Schlußscene des vierten Akts, das berühmte Lied von der Weide, das in so wunderbar elegischer Weise die finstere Leidenschaftlichkeit der vorangegangenen Seelenkämpfe ausklingt, als überflüssigen Schmuck fort. Am schlimmsten aber sündigt die „Tradition“ am Hamlet. Noch haben alle deutschen Erklärer der Tragödie in dem Gegensatz Hamlets zu Fortinbras ein Grundmotiv der Handlung gesehen, ohne sein Auftreten nach dem Tode der Helden, das so trefflich auch in äußerlicher scenischer Anordnung das Drama schließt, bleibt das Ganze ein dunkles, tieftrauriges, ja entsetzliches Bild; das Höchste in unserer Sterblichkeit, der denkende Geist, hat sich als das eigentlich vernichtende Element der geordneten Welt offenbart. Statt eine Frevelthat zu rächen und die Heiligkeit des sittlichen Gesetzes darzuthun, häuft er im Gegentheil Sünde auf Sünde, Mord auf Mord, sein Begehren, selbst wenn es im Wahnsinn entsprungen ist, setzt er als die einzige Norm der Dinge und tödtet so im wilden Spiel seine Geliebtesten wie seine Gegner. Nur Grauen könnte solch' Schauspiel erwecken und harmonieenlos es enden, wenn nicht an Fortinbras' hoher, echt menschlicher Gestalt sich die Einseitigkeit Hamlets, des Denkens nur um des Denkens willen offenbarte und in ihm das Maßhalten in allen Dingen und Fähigkeiten sich endgültig als weltbeherrschend und weltordnend darlegte. Die englische Einrichtung aber vermeidet auf das sorgfältigste jede Erwähnung des norwegischen Helden und verfährt endlich mit Hamlet selbst nicht besser als mit ihm. Während es auch ihr nicht gelingt, die zwei letzten Akte des Dramas zusammenhängender und geschlossener zu gestalten, die aus der Sage des Saxo Grammaticus nicht glücklich aufgenommene Fahrt des Prinzen nach England ganz zu entfernen, streicht sie dafür jenen bewunderungswürdigen Auftritt, einen der klarsten Spiegel für Hamlets Seele, wo er den König im Gebet trifft, das Schwert zieht, ihn zu tödten, und von der moralischen Feigheit des Denkers, dem Hauptzug seines Wesens, zurückgeschreckt entflieht. Besser war „Macbeth“ angeordnet, einige der schottischen Thane fehlten, das Gemetzel in Macduffs Burg verletzte nicht mit seiner immer komisch wirkenden Realität, durch die Streichung des Pförtners ward dem Drama zwar ein Ruhepunkt genommen, die Handlung indeß gesteigerter, der fünfte Akt blieb mit seinem beständigen Dekorationswechsel wie bei uns zerfahren und eindruckslos. Im „Kaufmann von Venedig“, der mit einer einzigen Ausnahme wortgetreu dargestellt wurde, bewies denn eben diese Ausnahme unwiderleglich, daß die englischen Schauspieler Shakspere nicht verstehen — sie ließen nur Bassanio zwischen den Kästchen der Porzia wählen und die Prinzen von Marokko und Aragon gar nicht auftreten. Wer den Zusammenhang zwischen der Gerichtscene, wo der Schein das Recht erzwingen soll, mit denen zu Belmonte, wo eben das Scheinen der Dinge sich in Streit mit ihrem eigentlichen Wesen darthut, nicht begreift, mit dem ist freilich nicht zu rechten.

Und verstand nun Phelps, der erste oder doch einer der besten englischen Schauspieler der Gegenwart, die shakspereschen Helden in ihrer leidenschaftlichen Kraft, in der Wurzel ihres Seins zu erfassen? Es ist wieder zu Helsingör, im Thronsaal, inmitten einer stattlichen, glänzenden Versammlung. Unter all den bunten Kleidern und Mänteln nur ein schwarzes Gewand; ein Mann in den vierziger Jahren, einen breiten, silbernen Stern auf der Brust, mit untadeliger Titusperrücke, trägt es; ihr fragt erstaunt: „ist das Prinz Hamlet?“ Ein breitschulteriger, vortrefflich aussehender Prinz, der sich gut auf Rappiere, Pferde, Weiber und Weine versteht, aber sicher nicht in Wittenberg studirt hat, ein sonores, aber leicht zur Monotonie herabsinkendes Organ: so ist Phelps. Die Recitation der englischen Schauspieler leidet fast durchgängig an einem hohlen, leeren Pathos, das durch ihr beständiges Scandiren der Verse zuletzt dem Zuhörer Kopfschmerz verursacht. Phelps hat diese Weise des Vortrags virtuos ausgearbeitet und setzt, ob er Hamlet, Macbeth, Lear oder Othello spielt, seine Reden immer in derselben dunklen Stimmlage fort. Zuweilen unterbricht dann ein entsetzliches Aufschreien, ein wilder gellender Naturlaut diese Eintönigkeit, aber Alles ausgeklügelt, kalt, seelenlos. Es ist wie mit den Zuckungen seines Mundes und dem Spiel seiner Augen, das er im „Othello“ und „Macbeth“ zu den häßlichsten Verzerrungen steigert: eine Rechnung vor dem Spiegel. Auch die Rachel rechnete; nur konnte hier Jeder sehen, daß die Rechnungen des Genius eben anders ausfallen als die eines klugen, aber phantasielosen Kopfes. Phelps' Hamlet ist ein zurückgesetzter Prinz, voll Stachelreden und Bosheit, der durchaus nur „am Mangel der Beförderung“ leidet und seine Umgebung absichtlich peinigt; ein Mann in den besten Jahren, der sich zu seinen Monologen einen Sammetsessel zurecht stellt und nun die Kraftstellen dem Publikum mit Aufstehen, Niedersitzen, Davonstoßen, Herbeiziehen drastisch bezeichnet, der Ophelia mit der tiefen Verachtung eines gesättigten vornehmen Liebhabers überschüttet, dreimal von der Bühne stürzt und dreimal wiederkehrt, ihr neue Bitterkeiten zu sagen. Wie gesagt, ein hochgestellter, tyrannischer Herr, dem die Scenen mit Rosenkranz und Güldenstern unvergleichlich gut gelingen, der aber auch dafür Yoriks Schädel nicht selbst in das Grab wirft, sondern säuberlich an Horatio giebt und vortretend zum Publikum recitirt: „Der große Cäsar, todt und Lehm geworden —“, ein Hamlet ohne Wahnsinn, ohne jene schmerzdurchwühlten Züge, mit thränenlosen Augen, mit thränenloser Seele. Als ob er absichtlich den Tiefsinn des Trauerspiels, die „metaphysischen Fratzen“ abgestreift und zeigen wollte, wie der gebildete Mensch sich leidlich mit Gespenstern, alten Narren und verlassenen Geliebten, selbst mit dem Geschick abfinden und bis zum letzten Augenblick „fett werden“ kann; der Rest dieses Lebens ist dann mit Recht „Schweigen.“ Wenn Dawison in seinen geistvollen, genialen Darstellungen shakspereschen Charaktere hier und dort die Zeichnung des Dichters zu überbieten sucht, gewisse vorübergehende Wallungen oft zu scharf hervorhebt, so bleibt Phelps immer auf der Stufe der oberflächlichen Anschauung, des äußerlichen Ergreifens stehen. Sein Othello gleicht darum einem Sultan von Marokko in seiner unnahbaren, steifen Würde, seinem goldgestickten, faltigen Kaftan von rothem Sammet. Das Schauspiel ist wie mit einem Zauberschlage aus der romantisch-bewegten christlichen Welt, dem mittelalterlichen venetianischen Helden- und Herrenthum in einen weiten, öden Palast versetzt und zu einer maurischen, — denn Phelps stellt den Othello nicht als Neger dar, — Familiengeschichte herabgesunken. Der ritterliche Mohr verwandelt sich in einen ewig zänkischen Haustyrannen, wechselnd zwischen den Tönen eines Nachmittagspredigers und den Zuckungen eines fanatischen Priesters, von denen schon Ira Aldridge nicht frei war. Im Ausdruch der Leidenschaft steht das wilde Mienenspiel im vollsten Widerspruch zu dem emphatischen Vortrag der Rede, das eine beweglich und zuckend, wie umherspringende Funken, der andere wie ein brauner, versteinter Lavastrom. Wie Hamlet uns die Erklärung schuldig blieb, warum ihn die Andern für wahnsinnig halten, warum er selbst mit einer That zögert, die er zuletzt mit einer Fechtergeschicklichkeit und Heldenkühnheit ohne Gleichen vollzieht, folgt dem Othello beständig das Fragezeichen: ist dies ein Held, überhaupt nur ein Mann, den Desdemona lieben, dem der Senat von Venedig seine Flotte anvertrauen, der in uns tragische Furcht und tragisches Mitleid erwecken könnte?

An dieser Möglichkeit ihres Daseins ließen uns wenigstens König Lear, Macbeth, Shylock, Falstaff nicht zweifeln, obgleich auch sie, Lear in einigen Scenen etwa ausgenommen, von dem Dichter um die ganze Weite, welche die poetisch angeschaute Welt von der nur verständig erfaßten trennt, entfernt sind. Macbeth gestaltete niemols den Aufschrei seines Gewissens zu einem wahrhaft empfundenen; Shylock schwankte zwischen zwei Auffassungen, bald war er der Vertreter eines unterdrückten Volkes, bald der schmutzige Wucherer, der nichts Besseres als das Gelächter der venetianischen Nobili verbient; Falstaff hatte ein gewisses unerträgliches Stottern, viel äußerliche Würde mit weißem Haar und Bart, einem prächtigen Kostüm, aber innerlich doch nur einem „steifleinenen“ Humor, eine altenglische oder lieber altsächsische Spießbürgerlichkeit, die nicht zu seinem Ritterthum und gar nicht zu seinen Heldenthaten stimmte, seine Scherze trugen den Stempel eines unüberwindlichen Philisterhaftigkeit, die sich bei einer großen Gelegenheit zum Humor, zur Ausübung eines lustigen Streiches erheben will, sie entbehrten, wie eben alle Darstellungen von Phelps, der „mitfühlenden Seele“. Ein verständiger, wohlgeschulter Schauspieler, mit einer hervorragenden Gestalt, einem vortrefflichen Organ, der aber bei alledem, selbst wenn man billig das Nationale in seinem Vortrage berücksichtigt, nur im „genre ennuyeux“, wie Voltaire sagen würde, arbeitet.

Von weit anderer Bedeutung, wahrhaft vom Genius beseelt ist eine Schauspielerin seiner Gesellschaft, die er zuerst als — Emilio im „Othello“ vorführte, Miß Atkinson, die nach der Rachel und der Marie Seebach die dritte Muse der tragischen Kunst ist. Der Triumph dieser von Niemand gekannten, von keiner Zeitung je erwähnten Künstlerin über den gefeierten Nebenbuhler beweist in dieser Zeit des Trödels und Schwindels einmal wieder zur Freude aller Besseren die unwiderstehliche Macht des Genius und seinen Sieg über das Gemeine. Wenn Miß Atkinson als Lady Macbeth, im dunkelrothen faltigen Ueberwurf, der nur am Knöchel des Fußes den Saum des schwarzen Gewandes sichtbar werden läßt, einen Goldreif um die Stirn und das gescheitelte schwarze Haar, in der Halle erscheint, weht ihr ein dämonischer Schauer voran, weht um sie und zuckt krampfig über das blasse, längliche, fast finstere Gesicht. Wie anders weiß sie zu reden als Phelps, ihre Stimme hat die Spitze eines Dolches, eine glühende, auf einen Punkt zusammengedrängte Leidenschaft flammt in jedem Laut, jeder Bewegung. Wunderschön ist der Augenblick, wo sie den alten König am Burgthor empfängt und über seine Hand tiefgebeugt das Auge lange nicht zu ihm zu erheben wagt, leise schauert und dann sich zu einem unnachahmlichen Blick wildester Freude auf ihn sammelt. Hier waltet das feinste Verständniß der Kunst zusammen mit einer mächtigen Seele. Alle, denen es gegeben war, die Rachel als Camilla und Hermione im staunenden Entzücken zu bewundern, erkannten in dieser Leistung nach so langen Jahren wieder „die Spuren der alten Flamme.“ Der großen französischen Tragödin steht Miß Atkinson zumeist in der oft übertriebenen Heftigkeit ihres Mienenspiels, in der nicht immer zur vollen, ruhigen Plastik kommenden Bewegung nach, wodurch sie ihrer mit gleich großartigem Geiste erfaßten Conception eine gewisse Unruhe giebt. In der Nachtscene der Lady brachte sie in Erscheinung, Haltung und Rede die Gewissensqual der Schuldigen zum vollendetsten Ausdruck, das Antlitz von jenem Schmerz zerrissen wie der berühmte Medusenkopf in der Glyptothek zu München; nur vergaß sie über diesen Ausdruck des bewußten Leidens das doch sicher vom Dichter gewollte Unbewußte der ganzen Handlung. So dämonisch die Lady, so lieblich war ihre Porzia. Schön glich sich in ihrer Darstellung der männliche Zug mit der zartesten Weiblichkeit dieser entzückenden Gestalt aus; Miß Atkinson ist es wie Marie Seebach gegeben, jenes Erröthen auf ihre Wange heraufzuzaubern, das noch besser als das beseelte Wort dem Geliebten die Stimmung des Herzens verräth. Sie zumeist verlieh dem fünften Akte durch ihren Empfang Bassanio's, ihre Schalkheit in der Geschichte mit dem Ringe die echte poetische Verklärung, eine Frische, die sich von der Hoheit und Milde, mit der sie die berühmten Worte vom Wesen der Gnade gesprochen, ebenso künstlerisch abhob wie innerlich harmonisch mit ihr verschmolz. Ob sie nun als Gertrud im „Hamlet“ unter den Vorwürfen des Sohnes und dem eigenen Schuldbewußtsein erlag oder als Mistreß Ford in den „Lustigen Weibern“ den verliebten Ritter betrog, immer war sie die würdigste Vertreterin des Dichters, die einzige, welche uns die Darstellungen dieser englischen Schauspielergesellschaft unvergeßlich machen wird.

Feuilleton.

— * In Weimar ist man jetzt damit beschäftigt, die Standbilder von Goethe, Schiller und Wieland von dem Holzgerüste, auf dem sie bisher standen, auf die neuen steinernen Postamente zu bringen, welche der Großherzog von Baden geschenkt hat. Die Statuen werden etwas höher gebracht, als das bisher der Fall war, und der Platz vor Wieland wird mit anmuthigen Anlagen versehen werden.

— * Das Standbild Philipp Melanchthons in Erz soll in Wittenberg im Jahre 1860, am 19. April, welches der dreihundertjährige Todestag des Reformators ist, errichtet werden. Professor Drake in Berlin hat die Ausführung übernommen. Es sind etwa 10,000 Thaler da, womit die Kosten für die Erzstatue selbst gedeckt sind. Postument, Ausschmückung und Nebenkosten sind noch aufzubringen.

— * In der Glyptothek zu München wurden kürzlich die Standbilder von Schwanthaler und Gibson, welche nach Modellen von Brugger durch Lossow in Marmor ausgeführt sind, aufgestellt. Die Reihe der Standbilder an der östlichen Seite der Glyptothek ist damit geschlossen; an der westlichen werden Bildsäulen mittelalterlicher Künstler zu stehen kommen.

— * Professor Max Duncker wird seine Stellung in Tübingen verlassen und als Regierungsrath in das preußische Ministerium eintreten.

— * Am 21. April starb in Erlangen der Professor der Philologie Karl Friedrich von Nägelsbach im Alter von 53 Jahren; der Universität Erlangen gehörte er seit 1842 an. Sein frühzeitiger Tod ist ein großer, schwerer Verlust. Er nahm eine sehr hohe Stelle unter den lebenden Philologen ein, und seine Thätigkeit als Schriftsteller, besonders aber als Lehrer, war eine höchst bedeutende. Das Vaterland verliert in ihm einen warmen Patrioten.

— * Der bekannte Schriftsteller Hackländer in Stuttgart ist Gartendirector des Königs von Würtemberg geworden.

— * Die von Haym herausgegebenen Briefe Wilhelms von Humboldt an den Philologen F. G. Welcker sind ein Schatz, den Welcker bisher treu bewahrte und nun endlich der Öffentlichkeit zu gönnen sich entschloß. Von Haym, dessen schönes Vorwort den eigenthümlichen Werth dieser Mittheilungen bespricht, herausgegeben, von Welcker selbst jedoch mit erläuternden literarischen und biographischen Anmerkungen versehen, umfassen sie in vierundvierzig Briefen Humboldt's, deren einige in der Erörterung wissenschaftlicher Probleme und Ansichten zu förmlichen Abhandlungen voll tiefsinnigster Aufschlüsse anwachsen, den ausgedehnten Zeitraum vom Jahre 1808 bis 1830. Ob von da an bis zu Humboldt's am 6. April 1835 erfolgtem Hinscheiden überall keine Mittheilungen mehr vorlagen oder bestimmte Gründe deren einstweilige Zurückhaltung veranlaßten, wird nicht gesagt. Von Welcker konnte leider nur ein (übrigens sehr wichtiges und eingehendes) Schreiben S. 82—100, als das einzige, von welchem eine Abschrift in seinen Händen geblieben war, seinen Platz in der Sammlung finden. — Den Grund zu dem trotz des Alters-Abstandes von siebenzehn Jahren von so innig freundschaftlicher Wärme durchdrungenen Verhältniß legte Welcker's Aufenthalt in Rom vom Herbst 1806 bis Frühjahr 1808, während dessen er den Sohn Humboldt's unterrichtete. — Nicht mit Unrecht nennt der Herausgeber die Briefe, in denen mit stetem Bezug auf die Studien der beiden Correspondenten dieses Verhältniß sich ausspricht, eine neue Selbstdarstellung Humboldt's, aus der aber am hellsten seine wissenschaftliche Physiognomie hervorleuchtet.

— ♀ Naturforschung und Kulturleben in ihren neuesten Ergebnissen, zur Beleuchtung der großen Frage der Gegenwart über Materialismus, Geist und

Stoff. Von Dr. August Nathan. Böhner, Mitglied der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Hannover, Rümpler 1856. XIV. und 306 S. — Wir erhalten mit der Schrift, deren Titel wir vorstehend mittheilen, eine eingehende Würdigung und Widerlegung der materialistischen Stofflehre. Nach den Niederlagen, die der Materialismus in den letzten Jahren überall erlitten hat, wo seine Principien zu einer eingehenden Discussion gekommen sind, könnte man eine solche Schrift vielleicht für etwas verspätet halten, wenn nicht der Materialismus in manchen Kreisen der Laien und in einzelnen Theilen Deutschlands schon auf eine nicht mehr zu unterschätzende Weise Wurzel geschlagen hätte. So begrüßen wir auch jetzt noch diese Schrift mit Freude. Der Verfasser stellt in derselben zuerst die Aussprüche des Materialismus in seiner neuesten Form über Gott, Unsterblichkeit, das Wesen des Menschen, Gutes und Böses u. s. w. den hierauf bezüglichen Bibelworten gegenüber, um durch den Reichthum und die Tiefe der letztern die rein destruktive Tendenz jener Weltanschauung in das rechte Licht zu setzen. Im Verlaufe der Schrift zeigt er uns dann, wie stets auf eine Blüthezeit der unter verschiedenen Formen auftauchenden Stoffvergötterung eine Periode der tiefsten sittlichen Zerrüttung folgte, die erst durch einen neuen Sieg des Gottesreiches überwunden wurde, wie ferner die Ergebnisse der neuern Naturforschung und namentlich die physikalische Atomlehre — welche zu diesem Zwecke eine eingehendere Darstellung erfährt — durchaus kein Ergebniß geliefert haben, welches als Stütze der materialistischen Lehren betrachtet werden müsse. Endlich wird auch noch vom philosophischen Standpunkte aus die gänzliche Unhaltbarkeit derselben durch Aufdeckung der in ihnen enthaltenen Verstöße gegen die Logik aufgedeckt und so das Kartenhaus der Stofflehre umgestürzt. — Schon dieser Ueberblick zeigt, daß die Arbeit eine der eingehendsten über diese große Frage der Gegenwart ist, und, was vielleicht noch mehr bedeutet, sie ist mit ebenso großer Klarheit als Wärme geschrieben; somit können wir sie Jedem, der sich über diese höchsten Fragen des menschlichen Lebens Aufklärung verschaffen will, empfehlen. — Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß der Verfasser in dem positiven Theile seiner Schrift weit weniger glücklich ist, als in der Widerlegung. Seine Auffassung der heiligen Schrift, wo er sich überall der unmittelbaren wörtlichen Bedeutung derselben anschmiegt, vermag uns nicht zu befriedigen. Als Beispiele seien angeführt, daß er auf pag. 20 das Weib nach der Erzählung der Bibel aus einer Rippe des Mannes entstehen läßt, daß er ferner einen ganzen Abschnitt des Buches dem Versuche widmet, die Ergebnisse der heutigen Naturforschung über die Entwickelung des Erdkörpers mit dem Wortlaut der Genesis in Uebereinstimmung zu bringen. Solche Versuche schaden immer in Folge ihrer nothwendigen Mangelhaftigkeit, während der Reichthum und die Tiefe der biblischen Weltanschauung ihrer in der That nicht bedürfen. — Der Eindruck des Buches würde durch Weglassung mancher solcher Perioden gewonnen haben, wie denn auch leider in der zweiten Hälfte des Buches vielfache Dehnungen und Wiederholungen sich vorfinden. — Die drei lithographirten Tafeln stehen in gar keinem rechten Zusammenhang mit dem Text. Sie scheinen fast aus einem andern Werke entlehnt zu sein und dienen, so instruktiv sie an und für sich entworfen sind, hier mehr zum Schmuck als zur Belehrung.

— * Am 14. April hat Friedrich Bodenstedt eine Reise nach England zur Fortsetzung seiner Studien über das altenglische Theater angetreten. Zuvor überreichte er der Münchener Intendanz ein vieractiges Lustspiel „König Authari's Brautfahrt“, das zur Aufführung angenommen sein soll. Man schreibt über dasselbe aus München: Die dem Ende des sechsten Jahrhunderts angehörende Fabel des Stückes beruht auf der Erzählung des Paulus Diaconus von der Werbung des Longobarden-Königs Authari um die bayerische Prinzessin Theudelinde. In der kräftigen Zeichnung der komischen Charaktere, wie in dem anmuthigen Witz des Dialogs verräth sich im besten Sinne der fortgesetzte eifrige Umgang des Dichters mit den Schätzen des altenglischen Theaters, zugleich aber die freie Einsicht, die den spielenden Luxus der Manier fern zu halten und der kerngesunden Elemente jener Literatur sich rein zu bemächtigen weiß. — Inzwischen wird neben dem zweiten Bande von „Shakspere's Zeitgenossen“ bei Decker in Berlin auch eine sorgfältige Auswahl der Jugendlieder Bodenstedt's, begleitet von manchen neuen Dichtungen, unter dem Titel: „Frühling und Sommer“, im Druck gefördert. Die „Lieder des Mirza-Schaffy“ erscheinen in sechster Auflage, von „Tausend und ein Tag im Orient“ eine wohlfeile Volks-Ausgabe (im Ganzen die dritte) in Einem Bande.

— * Neulich ist, wie mitgetheilt wurde, die Besitzerin des Sterbehauses des italiänischen Dichters Boccaccio in Certaldo gestorben und hat dies Haus dem Museum der Uffizien in Florenz vermacht. Ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“ in Pisa schreibt: „Das Haus, oder vielmehr Häuschen, in welchem der Dichter des Decamerone starb, liegt in dem alten Castell, das einen Hügel einnimmt, von welchem man einer nicht weiten, aber hübschen Aussicht genießt, die durch das bei der vorherrschenden milden Luft überall im Elsathal hervorbrechende frische Grün sehr an Reiz gewinnt. In vortrefflichem Stand erhalten und mit manchen Erinnerungen an seinen berühmten Bewohner geschmückt, der in der nahen Kirche begraben liegt, zeugt das kleine Haus in jedem Theil für die liebevolle Sorgfalt seiner früheren Besitzerin. Hoffen wir, daß die Direction der Gallerie der Uffizien einst deren Beispiel nachahmen wird. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß das Legat der vor nicht langer Zeit verstorbenen Cosimo und Rosa Buonarotti, demgemäß Gallerie und literarische Schätze des Wohnhauses Michelangelo's der Stadt Florenz anheimfallen sollten, in Folge eines von Agnaten erhobenen Einspruchs immer noch nicht zu seiner Bestimmung gelangt ist.“

— * Die neuesten Nachrichten von Moritz Wagner, dem unermüdlichen deutschen Naturforscher, der jetzt auf einer zweiten amerikanischen Reise begriffen ist, sind vom Februar und vom Fuße der Bergriesen Chimborazo und Cotopaxi in Ecuador. Aus den an seinen Bruder, Hofrath Rudolf Wagner in Göttingen, gerichteten, aus Latacunga, Riobamba und Ambato datirten Briefen entlehnt die „Allgemeine Zeitung“ Folgendes: „Dem Reisenden, der mit den ungeheuersten Strapazen, den unsichern Zuständen des mit Peru im Krieg begriffenen Landes, wiederholten Fieberanfällen, Beraubungen durch einen seiner Diener u. s. w. zu kämpfen hatte, waren die Briefe aus Deutschland mit den Nachrichten über den Tod seiner Mutter, so wie den specialisirten Aufträgen Alexanders von Humboldt zugegangen. Trotz der entmuthigenden Stimmungen ist es ihm möglich gewesen eine Menge von Bergbesteigungen und hypsometrischen Arbeiten auszuführen, wobei er vom Professor Cassola, von dessen Schülern und verschiedenen Einwohnern unterstützt war. „Gleich nach Empfang deines Briefes“, schreibt der Reisende, „entschloß ich mich die gefährlichsten, schlimmsten und einsamsten Gebirgsgegenden, die ich mir bei meinem Reiseplan in diesem Land nuersehen und deren Besuch Humboldts Rath empfahl, zu besuchen. Eine starke Chinindosis dämpfte, wie gewöhnlich, auf einige Wochen mein Fieber. Die Besteigungsversuche am Cotopaxi, dessen Krater in fortwährender Thätigkeit ist, führten mich auf eine Höhe von nahezu 17,000 Fuß, 3400 Fuß höher als die Grenze des ewigen Schnees, auf dem ich bei dem letzten Besteigungsversuch mit Professor Cassola, mit dem Gouverneur von Latacunga und noch fünf andern Begleitern übernachtete. Wir hätten nach siebenstündigem Steigen wahrscheinlich den Krater erreicht, wenn uns nicht ein Gewitter mit heftigem Hagel- und Schneefall zum Rückzug gezwungen hätte. Was mir durch Kälte, den Einfluß der dünnen trocknen Luft auf Augen und Gesichtshaut, einige auch auf der Lunge gelitten, welche Gefahren wir dort bestanden haben, will ich dir nicht beschreiben rc. . . .“ „Als wissenschaftliche Resultate bezeichne ich die sehr wichtigen geognostischen Beobachtungen und die Resultate unserer barometrischen Messungen, so wie die Bestimmungen der Bodentemperatur in einer beträchtlicheren Höhe als Boussingault den Antisana.“ „Sehr interessant war mir auch ein wöchentlicher Aufenthalt an der Nordwestseite des Chimborazo, nahe an der Schneegrenze, in Begleitung Don Manuel Baldwieso's aus Quito. Von allen europäischen Naturforschern die hier waren, hatte es noch keiner versucht dem Andeskönig von der Nordwestseite beizukommen, wo er zugänglich und sein Profil deutlich aufgeschlossen ist. Ich hätte vielleicht den Gipfel erreicht, wenn sich nicht auf dem ewigen Schnee selbst ein heftiger Fieberanfall wieder eingestellt hätte. . . .“ „In den nächsten Umgebungen des Cotopaxi verweilte ich zwei Monate, am Tunguragua zwei Wochen. Den Illinissa bestieg ich mit Dr. Gallegos bis zum ewigen Schnee. Auch die Moya bei Pelileo und Alt-Riobamba hab' ich nach Humboldts Wunsch besucht und eine Woche dort verweilt mit Messungen der Tiefe und des Umfangs der Moyakrater. . . .“ „Hinsichtlich des Streits über die Lavaströme zwischen Humboldt und Boussingault bin ich ganz entschieden auf Humboldts Seite. . . .“ „Riobamba liegt in einem tiefen Thal, ganz nahe dem südöstlichen Fuß des Chimborazo, der, von hier gesehen, die großartigste Bergfigur hat die man sich denken kann. Die Schwierigkeit den Gipfel von dieser Seite zu erreichen, fällt in die Augen, wenn man den Gipfel mit dem Fernrohr betrachtet. In der Höhe von 1800 (?) Fuß starren senkrechte Eiswände aus dem Firn, welche Humboldt und Boussingault hinderten höher zu steigen. Von der Südwestseite hingegen zieht sich ein ununterbrochener Schneekamm in einer Neigung von höchstens 30 Grad ohne Fels- und Eiswand bis zum höchsten Gipfel. Auch die Scenerie der entgegengesetzten Thalseite, mit den Anden und dem Altarberg ist unbeschreiblich großartig. Ende Februar gehe ich, begleitet von Herrn Oberdi, einem Schüler Cassola's, nach dem Cerro del Altar ab, der geognostisch ganz unerforscht ist, und dessen Besuch mir Humboldt so dringend empfiehlt. Es ist ein schweres Stück Arbeit für mich. Man kann nur drei Meilen über Quimena (?) hinaus zu Pferd oder Maulthier gelangen, und muß man dann zu Fuß gehen durch einen Wald der Anden voll Koth und Wasser bis zum Condoraste, wo seit kurzer Zeit eine Silbermine entdeckt worden ist. Ich mache diese Gebirgsreise reich ausgestattet mit Briefen und Befehlen der verschiedenen Provinzialgouverneure, aber sie sind oft wirkungslos. Das Land und das Volk sind politisch und moralisch so tief zerrüttet, daß alles in Lethargie und Ohnmacht liegt. Der Gouverneur der Provinz Leon, welcher am 24. December mit Cassola und mir den Cotopaxi bestieg, hatte nicht einmal so viel Macht uns auf dem ewigen Schnee eine Nacht mit Holzkohlen zu versehen, obwohl er zu diesem Zweck die gemessensten Befehle ertheilt hatte. Dieß mag dir einen Begriff geben, wie es in diesem Lande mit der Autorität einer Behörde steht.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 19. Bremen, 8. Mai. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Vom Nil nach Kosseir.

Von B. Stain.

Der grüne Streifen des fruchtbaren Nilthales bezeichnet durch seine Breite die Ausdehnung der jährlichen Ueberschwemmung, da nur, soweit sie reicht, die Kultur den Boden der Wüste abzugewinnen vermag. Ueberall tritt diese hart an die bebauten Felder heran, und in trockenen Jahren unterlassen es ihre Staubwirbel nie, sich neues Terrain zu erkämpfen und unter ihrem einförmigen Grau zu begraben. Die Pyramiden, die einst in den Vorstädten von Memphis standen, sind jetzt schon rings von den Sandwellen umwogt, aus denen die Sphinx kaum mit ihrem räthselhaften Kopfe hervorragt. Die Existenz Egyptens ist unauflöslich mit dem Flusse verknüpft, als seiner großen Lebensader, die alljährlich in einer mächtigen Hebung und Senkung von Nubien bis zum Delta pulsirt. Schon Herodot machte auf diese Abhängigkeit aufmerksam, als die Priester über die Griechen spotteten, die ohne Regen verhungern würden, und bemerkte zugleich, wie die Zunahme des angeschwemmten Landes auch eine immer höhere Steigung nothwendig machen würde.

Die Beobachtung derselben und die Berechnung ihres Eintrittes war eine der wichtigsten Aufgaben der alten Priesterkaste, die dem Könige durch einen zu diesem Zwecke eingerichteten Courierdienst davon tägliche und in wichtigen Fällen stündliche Nachricht geben mußte. Noch heute gilt der Nilmesser auf der Insel Rhoda dem ganzen Lande als ein Heiligthum, und wenn derselbe die gewünschte Fußzahl anzeigt, leitet der Pascha selbst die Procession, um durch Oeffnung der Kanäle die Fluthen in die lechzenden Ebenen Unter-Egyptens ausströmen zu lassen. Von jeher betrachtete das Volk mit Scheu dieses sonderbare Phänomen, dessen Erklärung zu finden sich die philosophischen Köpfe lange Zeit umsonst abmüheten, und bewahrte bis in die Zeiten des Christenthums die heidnischen Ceremonien, die das sichere Eintreten desselben verbürgen sollten. Als Amru, erzählen arabische Geschichtschreiber, zum Statthalter in dem eroberten Alexandrien eingesetzt war, ereignete es sich, daß das nächste Jahr der Nil nicht zu seiner gewöhnlichen Höhe stieg. Die Kopten sandten eine Deputation an ihn ab, vorstellend, daß es nöthig sein würde nach altem Brauch eine Jungfrau zu opfern, da sonst das ganze Volk in der drohenden Hungersnoth zu Grunde gehen würde. Amru, der weder die Verantwortlichkeit einer solchen auf sich laden noch als Bekenner des Islam seine Einwilligung zu dem vorgeschlagenen Heilmittel geben wollte, wandte sich an den Kalifen Omar um Rath, der ebenfalls bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht direct den Volksglauben zu verletzen wagte, aber vorerst den Versuch anrieth, einen von ihm mitgesandten Brief in den Fluß zu werfen. Derselbe war von Omar, dem Diener Allah's, dem Herrn der Gläubigen, an den Fluß, genannt Nil, gerichtet und sagte folgendes: »Wenn du sonst von selbst flossest, so fließe nicht ferner, wenn aber von dem einzigen allmächtigen Gotte, so wollen wir den bitten, daß er dich fließen läßt.« Der Fluß, Allah bekennend, stieg am nächsten Freitag zu seiner normalen Höhe, das Menschenopfer unterblieb, und damit erfuhren auch die Ansichten der Menge eine entsprechende Aenderung. Nach Macrizi wurde, als der Nil in Egypten kein Wasser gab, Michael, der Patriarch von Alexandrien von dem mohammedanischen Statthalter mit reichen Geschenken nach Habessinien geschickt. »Hier kam ihm der König entgegen; er fragte ihn nach der Ursache seiner Herkunft, und nachdem er ihn in Kenntniß gesetzt, daß das Wasser des Nils ausgeblieben sei und die Bewohner Egyptens dadurch großen Schaden erlitten, befahl er ein Thal zu öffnen, aus welchem das Wasser nach Egyptenland floß; und sobald das geschehen war, wuchs der Nil in einer Nacht drei Ellen und fuhr fort zu wachsen, bis das ganze Land bewässert war. Dann kehrte der Patriarch zurück, und El Mostasir schenkte ihm ein Ehrenkleid und bezeigte ihm große Wohlthaten.«

Diese Sage, daß die Bewohner des äthiopischen Terrassenlandes es in ihrer Macht hätten, den Nil an seiner Quelle abzudämmen, erhielt sich lange im Volke und wurde genährt von den christlichen Priestern, die darin eine reiche Quelle des Verdienstes fanden. Da die abyssinischen Bischöfe unter dem Patriarchen von Alexandrien standen, von dem sie ihre Ordination empfingen, so wußte dieser geschickt den von ihm auf das Hochland ausgeübten Einfluß bei seinen mohammedanischen Herren geltend zu machen, da es gleichsam von seinen Befehlen abhängen würde, ob das Land mit reichen Ernten gesegnet sein oder in Dürre verkommen würde. Den Portugiesen muß diese Theorie bekannt gewesen sein, und während der freundlichen Beziehungen zu Abyssinien, die Lopez de Sequeira eingeleitet hatte, soll Albuquerque seiner Regierung einen Plan vorgelegt haben, um den Nil in das rothe Meer abzuleiten und so die Ungläubigen, die den indischen Handel zu stören wagten, in ihrer Heimath selbst zu bekämpfen.

Während meiner Anwesenheit in Egypten (1856) hatte sich ebenfalls wieder das Gerücht verbreitet, daß der Usurpator Theodor, der das alte Geschlecht der Salomoniden gestürzt hatte, an einem Damme arbeite, um den Fluß zu unterbrechen, und mir wurde verschiedentlich von Arabern versichert, daß der damalige Feldzug des Paschas nach dem Soudan hauptsächlich zum Zwecke habe, dieses Unglück zu verhüten.

Um die Periodicität der Anschwellung zu erklären, kümmern sich die mohammedanischen Egypter nicht viel um die Probleme über Etesien oder tropische Regen, sondern begnügen sich mit der einfacheren Anschauung, daß in der Leylet en Nukht oder der Nacht des Tropfens (am 17. Juni) ein befruchtender Tropfen vom Himmel in das Wasser des Nils falle und durch sein Emporwachsen die Ueberschwemmung herbeiführe.

Ganz ähnlich den noch jetzt beobachteten Festlichkeiten, bei denen

zur Erinnerung an das frühere Menschenopfer eine Lehmpuppe, die sogenannte Nilbraut, in den Fluß geworfen wird, beschreibt dieselben Leo Africanus, der Egypten während des Untergangs der Mameluken-Herrschaft besuchte. „Die damit Beauftragten beobachten täglich das Steigen des Nils an dem Messer auf der Insel Michias und benachrichtigen Kinder, die, mit gelben Stirnbändern geschmückt, durch die Straßen laufen, und die Bewohner Kairo's von dem Stande des Flusses unterrichten, wofür sie Geschenke empfangen. Ueberschreitet die Ueberschwemmung ihr normales Maß, so füllen sie die Straßen mit Wehklagen, und alles Volk eilt zu den Tempeln, um Erbarmen bittend. Vierzig Tage steigt der Nil, und vierzig braucht er zum Fallen, und sobald dieses geschehen ist, bestimmen die Beamten den Preis des Getreides, da sie genau die kommende Ernte abschätzen können. Am Ende der achtzig Tage begehen die Bewohner von Kairo ein großes Fest mit Musik, Gesängen und Lustbarkeit. Jede Familie schmückt sich ein kleines Boot mit Bändern, feinen Zeugen und Teppichen, beladet es mit Eßwaaren und Leckereien, unter Jubel und Fackellicht den Fluß befahrend. Der Sultan selbst erscheint an der Spitze seiner Großen und Offiziere und begiebt sich zum großen Kanal, wo, nachdem er den ersten Streich mit der Axt auf die Mauer geführt hat, der Damm sogleich von seinen Begleitern und den Arbeitern niedergerissen wird, so daß das Wasser des Nils frei in alle Kanäle der Stadt einströmen kann und dieselbe in ein Venedig verwandelt, auf dessen Wasserstraßen das Volk sieben Tage und sieben Nächte mit lärmenden Festlichkeiten hinbringt; es ist ein Ueberrest von Ceremonien, die sich aus dem Heidenthum bis zu mohammedanischer Zeit erhalten haben.“ Jetzt wird die Eröffnung am Jom Gebr el Bahr (Tag des Flußdurchbruchs) mit glänzenden Feuerwerken gefeiert, und im Augenblick wo die Axt den letzten Rest des Deiches zerhaut, fertigt der Kadi ein Document über das Factum aus, das sogleich nach Konstantinopel befördert wird. Wenn der Nil nicht bis zu der Höhe von sechzehn Ellen des Nilmessers steigt, darf die Grundsteuer nicht erhoben werden.

Wie die Nothwendigkeit, die durch das Wasser verwischten Grenzen der Ländereien jährlich neu zu bestimmen, zur Ausbildung der Geometrie führte, so war das ganze astronomische System der alten Egypter an die von dem Flusse dargebotenen Erscheinungen geknüpft. Indem das Eintreten der Ueberschwemmung, von der die Fruchtbarkeit des Landes abhing, mit dem Frühaufgang des Hundssterns (Sothis) erfolgte, so nahmen die Priester an, daß mit einem solchen Frühaufgange auch die Welt begonnen haben müsse. Wenn der egyptische Jahresanfang dann wieder nach einem Zeitabschnitt von 1461 Jahren mit diesem Frühaufgang zusammenfiel, war im Kreislauf der Begebenheiten eine historische Periode abgeschlossen und mußte eine neue beginnen. Da an dem letzten Tage die Erde in dem allgemeinen Weltbrande untergehen würde, so wurde bei seiner jährlichen Wiederkehr jeder belebte und leblose Gegenstand, Menschen, Vieh und Pflanzen, sowohl wie Steine, Häuser und jede Art von Geräthschaften mit Röthel bestrichen, so daß ganz Egypten dann in der rothen Farbe des Feuers leuchtete.

Wenn sich das bürgerliche mit dem astronomischen Jahre ausglich (von 500 zu 500 Jahren), kam in den Tempel des Sonnengottes Ra in Heliopolis, wo ihm ein heiliger, gelber Stier (Mnevis) gehalten wurde, der Vogel Phönix von Osten, wo Phönikien (das Land der Palmen) liegt, hergeflogen, um die mit Specereien gefüllte Leiche seines Vaters, die er mitbrachte, zu bestatten und sich dann selbst in duftendem Weihrauch zu verbrennen, aus dessen Asche verjüngt aufsteigend, er in seine östliche Heimath zurückflog. Der fünfundzwanzigjährige Apiskreis, bei dessen Ablauf der heilige Stier von Memphis, wenn er noch nicht gestorben war, heimlich von den Priestern getödtet wurde, diente zur Regulirung der Mondmonate nach dem Sonnenlauf.

Das nackte Steingebirge, das die Wüste zwischen dem Nile und und rothen Meere durchbricht, öffnet nur in wenigen Pässen den Karawanenzügen eine Heerstraße. Lange Zeit bildete Coptos das reiche Emporium, von wo die in Berenice entladenen Schätze Indiens nach Kairo und Alexandrien transportirt wurden, jetzt hingegen ist Genneh, gegenüber dem prachtvollen Tempel von Denderah, an seine Stelle getreten und findet seinen Hafen in Kosseir, augenblicklich der einzigen Stadt an Egyptens östlicher Küste des rothen Meeres.

Eine viertägige Wüstenreise brachte uns dahin, wobei wir Morgens und Abends auf hohen Kameelen schaukelten, Mittags im Schatten großer Felsen Datteln in salziges Wasser einweichten und Nachts auf dem weichen Sande in sternenbesäeter Atmosphäre schlummerten. Am vierten Tage erschien am Horizonte der Streifen des Meeres, sahen wir die weißen Wellen am Ufer branden, sahen wir einen Haufen zerfallener Lehmhütten, — es war Kosseir, — sahen, daß sonst Nichts zu sehen, daß nur die Wüste des Meeres sich der Wüste des Landes einte. Eine Schaar zerlumpter Stallknechte, zur türkischen Garnison gehörig, stand am Brunnen, neugierig die Karavane musternd, die beim Rufe des Abendgebetes, dessen hohler Refrain in dieser Einsamkeit um so hohler durch die stille Luft hallte, die holprigen Gassen des Fleckens betrat. Meine Beduinen führten mich zu dem Hause eines dort ansässigen Kaufmanns, (Said Hossein), an den mir sein Bruder in Genneh eine Empfehlung mitgegeben hatte, und bald war ich heimisch in einer Stube, die zu meinem Empfange rasch ausgeräumt worden war. Eigentlich auszuräumen giebt es freilich nicht viel in diesen arabischen Stuben. Ein hölzerner Schragen, ein Fußschemel, vielleicht eine zerbrochene Pfeife, darin besteht gewöhnlich das ganze Ameublement. Bei Vornehmeren ist der Schragen in einen Divan verwandelt, der dann zugleich als Bett dient. Vor demselben stehen, meistens auf einem Untergestell, drei oder vier Wasserpfeifen, in die nach dem Bedürfniß der ankommenden Besucher Schläuche geschraubt werden; dieser Luxus fehlte dem mir angewiesenen Quartiere, und ich mußte mir den Schragen durch mein Bett erst selbst zum Divan machen.

Besuche fehlten nicht. Mein Wirth führte verschiedene seiner Freunde ein, die den angekommenen Howaji zu sehen wünschten, einen kurzen Salaam machten und sich in eine Ecke zusammenhockten, Pfeifen rauchend und die Nasenspitze beäugelnd. Auch ich ließ mir eine Pfeife bringen, und die orientalische Unterhaltung des Schweigens begann. Als sich das Zimmer hinlänglich mit Dampfwolken gefüllt hatte, nahm ich zuerst das Wort, um mich nach dem Stande der Schifffahrt zu erkundigen, nach den herrschenden Winden und nach der Aussicht bald eine Gelegenheit nach Dschiddah zu finden. Die Jahreszeit, wie ich hörte, war nicht sehr günstig und in diesem Jahre besonders stürmisch. Nach Dschiddah, hieß es, lägen zwei Schiffe in Ladung, von der Regierung mit Korn befrachtet, und ich würde mich wegen einer Passage an den Pascha zu wenden haben. Bald machten einige Offiziere desselben ihre Erscheinung, unter ihnen der Regimentsarzt, der mich in einer familiären, nonchalanten Weise begrüßte. Er versuchte zugleich eine Anrede in einem Italiänisch, das jedenfalls mehr einer lingua arabica als der lingua franca ähnelte, und erzählte von Paris, das er besucht und noch nicht vergessen hatte. Von Paris fand sich ein leichter Uebergang zum Raki, und meine Scrupel denselben in Gegenwart so vieler Rechtgläubigen zu produciren, wurde von diesem Freigeiste spöttisch verlacht. Ich ließ ihm von meinem Diener ein kleines Gläschen einschenken und eine halbvolle Flasche danebenstellen, wenn er etwa zu einem zweiten Lust verspüren sollte. Einer besonderen Aufforderung bedurfte es nicht, während eines Gespräches über die passendste Stunde zur Audienz und die dabei erforderliche Etikette sah ich ihn mit unglaublicher Geschwindigkeit ein Glas nach dem anderen ausleeren; plötzlich brach er mitten im Satze ab (die Flasche wollte trotz alles Schüttelns keinen weiteren Tropfen herausgeben), stand auf und empfahl sich. Hossein brachte jetzt das Abendessen, nach dessen Beendigung er sich mit dem Rest der Besucher zurückzog, und von dem langen Ritte ermüdet, brauchte ich nicht lange auf den Schlaf zu warten.

Am nächsten Morgen machte ich dem „Pascha" meine Aufwartung. Es war ein Gauverneurchen aber Oberster, Ali Effendi benamst, der aber jenen Titel dem seinigen vorzog. Er wohnte neben der Citadelle in einem großen Steingebäude und saß in seinem Empfangszimmer an einem Erkerfenster, aus dem er weit auf das offene Meer blickte und beständig die frische Brise einathmete. Er ließ mich mit einer einladenden Handbewegung neben sich auf dem Divan Platz nehmen und den Gerichtshandlungen beiwohnen; die meisten der Parteien waren Schiffer, die Streitigkeiten über Salair und Verladungen zu schlichten hatten. Sie vertheidigten sich selbst und beobachteten, abgesehen von dem allgemeinen üblichen Ausziehen der Schuhe, nur wenige Formalitäten. Der Effendi zeigte mir das für Dschiddah bestimmte Schiff im Hafen, und ich begab mich nach Beendigung der Pfeife hinunter, um es näher in Augenschein zu nehmen. Der Hafen, wenn man diese Korallenbuchten so nennen will, war mit einer Gattung von Fahrzengen angefüllt, für die man bei uns schwer eine Bezeichnung finden würde. Die Araber haben hauptsächlich zwei Unterabtheilungen ihres Merkeb (Schiff): Sambuk und Baghlah. Aus einfachen Plankenwänden aufgebaut, liegen sie mit dem Bugspriet dicht auf dem Wasser, während die Poupe thurmartig in die Höhe steigt; dort ist die Kajüte und ihrer Länge nach allein den Schiffsraum bedeckt. Nach vorn wird die Ladung in ihm aufs Gerathewohl durcheinander geworfen, indem nur in der Mitte ein Platz frei bleibt, um eingedrungenes Wasser auszupumpen oder vielmehr auszuschöpfen zu können. Zwei übereinanderstehende Matrosen reichen sich die Eimer zu, und ein dritter gießt sie aus in eine lange Rinne, die über die ganze Breite des Schiffes fortläuft, an beiden Seiten hervorstehend. Da das für meine Ueberfahrt bestimmte Schiff erst nach einigen Tagen, wie ich hörte, seine Ladung vollenden würde, begnügte ich mich, ihm vom Lande einen musternden Blick zuzuwerfen, der freilich keine große Befriedigung gewährte, und kehrte nach Hause zurück, wo mein Frühstück mich erwartete. Um dieses bei einem nichtsthuerischen Leben, wie ich es in Aussicht hatte, längere Zeit in Kosseir zu führen, nicht unwichtige Tagesgeschäft zu betreiben, brachten die für häusliche Dienste bestimmten Rudierknaben den niedrigen Fußoder Tischschemel, wischten ihn mit ihren schwarzen Händen ab und besetzten ihn mit einem dreiten Theebrette, das Schüsseln aller Größen und Gerichte jeder Form und Geschmackes, enthielt. Außer dem nie fehlenden Pillaw und dem gekochten Huhne, gab es vor Allem eine Mannichfaltigkeit süßer und saurer Saucen, die man, so gut es gehen wollte, mittelst Reis- oder Brodkugeln in den Mund zu transportiren suchen mußte. Nach dem Essen gaßen die Knaben Wasser über die Finger, die statt Messer und Gabel gedient hatten, brachten Feuer für die Pfeifen, und der Rauchclub, der die übrigen Stunden des Tages füllte, eröffnete seine Sitzungen.

Mein ärztlicher College unterließ es nicht sich einzustellen, nach meiner Gesundheit zu fragen und die seinige zu rühmen, die sich nie besser befunden als nach dem trefflichen Arrak von gestern. Er wünschte mir die Hälfte meines Vorrathes abzukaufen, mußte aber zu seinem Bedauern vernehmen, daß derselbe nur in zwei Flaschen bestanden habe, von denen er die eine schon bis auf den Grund kennen gelernt hatte. Indessen ließ ich die zweite und letzte herbeibringen, öffnete sie vor seinen Augen und appellirte an seine medicinische Einsicht, wie rathsam oder selbst nothwendig es sein würde, wenigstens einen Theil ihres Inhalts für mögliche Krankheitsfälle zu bewahren. Er nickte stummen Beifall, trank das eingeschenkte Glas, verlangte ein zweites, das rasch verschwand, und entfernte sich, als kein drittes kam. Mein Wirth dagegen war nicht zu bewegen von dem verbotenen Trank zu kosten. Er erzählte mir Mancherlei von den schönen Zeiten Kosseirs in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, als die Engländer die ersten Versuche zu ihrer Ueberlandraute machten und anfangs die südlichen Häfen dafür ins Auge gefaßt hatten. Verschiedene Schiffe kamen von Bombay in Kosseir an, eine englische Agentur bestand längere Zeit in dem von mir bewohnten Hause, und in einer Rumpelkammer fand ich neben englischen Büchern und Papieren auch das Consulatsschild der ostindischen Compagnie, welches Besitzes wegen sich Said Hoffein auch des Titels Wakil ingleezi erfrente. Der Plan wurde indeß bald aufgegeben, und jetzt erblickt man von Kosseir nur zuweilen am fernen Horizonte den Rauch der nach Suez eilenden Dampfschiffe.

Zur Zeit der napoleonischen Expedition in Egypten versuchten die Engländer von Indien aus eine Diversion, indem sie bei Kosseir landeten und von dort durch die Wüste, wo der von ihnen gegrabene Brunnen noch Bir ingteez heißt, nach Genneh vorrückten. Diese Straße bildete schon in der ältesten Geschichte eine wichtige Militärstation, und überall sieht man von Berg zu Berg die Ruinen runder Wartthürme, um nach der Hauptstadt zu telegraphiren. In der Nähe der Brunnen, (besonders des von Hamamat), stehen Königsschilde verschiedener Dynastien. Lange Zeit beobachteten die Egypter (wenigstens im Delta) eine chinesische Abgeschlossenheit gegen das Ausland, und erst seit Amasis wurden die griechischen Kolonisten häufiger, obwohl schon früher die Tyrier Agenturen in Memphis gehabt haben mögen. Nach dem Vater der Geschichte waren die unter Psammetich angesiedelten Carier die Ersten fremder Zunge, die sich in Egypten niederließen, aber der Vater der Dichtkunst erzählte schon von einem Phönizier, mit dem Menelaus dort zusammentraf. Nach den Bildwerken in Medinat-Abu scheint Rhamses bereits das rothe Meer beschifft zu haben, und auf ihn wurde die Idee zurückgeführt, den Nil mit dem rothen Meere durch einen Kanal zu verbinden, an dessen Ausführung er indeß durch ein Orakel verhindert wurde. Neko gab ebenfalls seine Arbeiten auf, als ihn ein Orakel warnte, den Barbaren vorzuarbeiten. Auch hegte man damals schon die Befürchtungen, die sonderbarer Weise durch die französische Expedition in Egypten für einige Zeit auf wissenschaftliche Forschungen gestützt wurden, daß das Niveau des rothen Meeres höher stehe als das des mittelländischen aber als das Delta Unteregyptens, welches durch Oeffnungen eines Kanals unter Wasser gesetzt werden würde. In gleicher Weise wurde als die Durchstechung des Isthmus von Corinth in Frage kam, von einer höheren Differenz der beiden Meere gefabelt, und soll sich Nero dadurch von seinem Projecte haben abhalten lassen. Pausanias sagte bei dem Besuche desselben: „Wer es unternahm den Peloponnes zu einer Insel zu machen, der stellte das Durchgraben des Isthmus ein, ehe er damit zu Ende kam. Wo man angefangen hat zu graben, sieht man noch, aber man ist nicht einmal bis zum Felsigen vorgerückt, und es bleibt der Isthmus, was er von Natur war, auch jetzt noch, festes Land. Alexander, des Philippus Sohn, welcher den Mimas durchgraben wollte, kam nur in dieser einzigen seiner Unternehmungen nicht zum Ziel; den Knidiern aber gebot die Pythia das Durchstechen ihrer Erdzunge aufzugeben. So unmöglich ist es den Menschen das von den Göttern Angeordnete zu bezwingen." Der angeführte Orakelspruch dieß: „Den Isthmus (der karischen Halbinsel) befestigt weder mit Thürmen noch durchstechet ihn, denn Zeus hätte ihn zu einer Insel gemacht, wenn er gewollt hätte." Der Befehl des Xerxes, den Athos zu durchstechen, wurde noch in Alexanders des Großen Zeit als ein übermüthiger Frevel betrachtet, der den Zorn der Götter auf ihn herabgezogen habe.

Darius nahm während der persischen Herrschaft in Egypten die unvollendeten Arbeiten wieder auf und führte den Kanal bis ins Meer. Derselbe muß indeß seinem Zwecke bei lebhafterem Verkehre nicht entsprochen haben, da die Ptolemäer den Bau eines anderen begannen, der die Bitterseen auf seinem Wege benutzte und mit einer Schleuse an der Ausmündung versehen war, damit nicht etwa das eindringende Meer beim niedrigen Stande des Nils den Egyptern ihr einziges Trinkwasser verderbe. In Cleopatra's Zeit waren die Ausgrabungen unbefahrbar geworden, und als sie nach der Schlacht bei Actium mit ihren Schätzen nach Indien zu fliehen dachte, versuchte man die Schiffe über den Isthmus von Suez zu ziehen. Der von Trajan wiederhergestellten Wasserverbindung wandte Hadrian,

während seines längeren Aufenthaltes in Egypten besondere Aufmerksamkeit zu, und sie figurirte lange als fossa oder amnis Teajani in den Berichten der Reisenden. Als Amru Egypten eroberte, war dieselbe indeß schon seit vielen Jahren wieder in solchen Verfall und fast gänzliche Vergessenheit gerathen, daß es ihn Mühe kostete ihre Spuren aufzufinden. Omar verbot jedoch die Restauration aus Furcht, daß die griechischen Piratenschiffe die Pilger auf ihrer Reise beunruhigen möchten. Dieser Kalif machte es allen seinen Statthaltern zur Bedingung, ihre Residenz nie durch ein Wasser von Mekka zu trennen, sondern stets so zu wählen, daß er sie jeden Augenblick ungehindert auf seinem Kameele erreichen könne, weßhalb auch die Hauptstadt Egyptens auf die rechte Seite des Nils verlegt werden mußte. Die neue Oeffnung des Kanals geschah wahrscheinlich erst später, um in einer Hungersnoth Mekka und Medinah rasch mit Lebensmitteln versorgen zu können, und um eben dieses zu verhindern, befahl der Abasside Abu Safar Almansar, als die heiligen Städte in die Hände des Rebellen Mohammed Abu Thaleb gefallen waren, die Verschüttung des Kanals. Die Venetianer suchten später Sultan Soliman zu überreden, ihn wiederum schiffbar zu machen, damit sie ihm wirksame Hülfe gegen die Portugiesen, die nach der Entdeckung des neuen Seewegs so unerwartet im rothen Meere erschienen waren, leisten könnten, aber das Werk wurde zu schwierig befunden, und man mußte die zum Schiffsbau nöthigen Materialien auf Kameelen von Kairo nach Suez transportiren. Seit Stephensons genauen Messungen sind die physikalischen Bedenklichkeiten einer Kanalisirung des Isthmus beseitigt, von welchem Werke die Kaufleute Alexandriens eine Belebung der ausgestorbenen Küste des rothen Meeres hoffen.

Die Umgebung Kosseirs (los alcançares pequeños nach Marmol) ist eine weite Einöde, und sein Klumpen Lehmhütten augenblicklich der einzige von Menschen bewohnte Ort in der ganzen Ausdehnung der egyptischen Küste des rothen Meeres von dem Hafen von Suez bis herab nach Suakim an den Grenzen Abyssiniens, während es von den angebauten Ufern des Nils durch den glühenden Wüstenstreif getrennt ist. Wohin man blickt, erscheint nur Sand und Meer und Luft, und die vereinzelte Erscheinung einer staubigen Palme, aus verfallenem Gemäuer herüberragend, dient nur dazu das Melancholische der Scenerie zu erhöhen. In der Schwermuth einer einsamen Palme liegt mehr Realität, als sich die Dichter gewöhnlich bewußt sind. Unter ihren practischen Landbauregeln macht die griechische Geoponica darauf aufmerksam, daß die Palmen gerne neben einander stehen, und daß, wie es heiße, die Palmen einander liebten. „Eine liebende Palme wird nicht eher ruhig, als bis sie den Gegenstand ihrer Liebe berührt hat. So lange steht sie gekrümmt und bringt keine Frucht. Da nun der Landmann nicht wissen kann, welcher Palmenbaum der geliebte Gegenstand des anderen ist, so berührt er mehrere Palmen mit der Hand und bringt ihnen gewissermaßen einen Kuß ihres Liebhabers; die liebende Palme verbreitet sich mit ihren Wurzeln nach denen ihrer Geliebten hin und sucht sie zu umschlingen, der Landmann berührt die Palmen daher oft und legt Blüthen der männlichen auf die weiblichen, wodurch ihre Liebe gestillt wird und sie schöne Früchte bringt.“ Auch die Araber kennen die getrennten Geschlechtsverhältnisse beider Palmen, indem sie die weiblichen Bäume unter die Winde der männlichen zu stellen rathen, obwohl ihnen die genaueren botanischen Begriffe darüber fehlen.

Einige Stunden nördlich von Kosseir sieht man die Stelle von Cosseir el quadim (Alt-Kosseir), das griechische Philotera, oder nach Andern: Albus portus, das jetzt in Trümmern liegt, wie Berenice, Myoshermos, Lepte und andere blühende Hafenplätze, die diese Wüsten schmückten, als unter dem Reich der Ptolomäer sich ein lebhafter Verkehr des Westens mit dem durch Alexanders Eroberungen aufgeschlossenen Indien gebildet hatte. Die Indienfahrer verließen im Juli die egyptischen Häfen, erreichten in dreißig Tagen Okelis am arabischen Ufer bei Babelmandeb und gingen mit dem Südwestmonsun in 40 Tagen nach der indischen Küste bis Cap Camarin. Mit dem Nordwestmonsun kehrten sie in der Mitte Octobers zurück. Da, um die Befahrung der nördlichen Hälfte zu vermeiden, die südlichen Häfen des rothen Meeres, bis wohin die günstigen Winde reichten, vorgezogen wurden, so trat bald Berenice an die Stelle von Myoshermos. Die Monsune wurden durch den griechischen Piloten Hippalos in der Mitte des ersten Jahrhunderts bekannt.

Der Gouverneur hatte mich für den nächsten Morgen entboten, um mit dem Capitän die nöthigen Anordnungen zu treffen. Es war ein alter ausgewetterter Schiffer („an old seadog“ würde Jack sagen), der, wie mir gesagt wurde, für einen der erfahrensten Piloten des rothen Meeres galt. Der Preis, den der Pascha nach langen Einleitungen für meine Passage vorschlug, war ein sehr mäßiger, wurde indeß ohne irgend weitere Bemerkungen angenommen. Ich erhielt die gesammte Kajüte zum alleinigen Gebrauch für mich und meine Diener, sowie mit dem Rechte das nöthige Wasser und Holz zum Kochen nach Belieben geliefert zu erhalten. Der Gouverneur machte nur zur Bedingung, daß ich in Yamba (dem Hafen Medina's), wo wir auf dem Wege nach Dschiddah einzulaufen haben würden, nicht ans Land gehen solle, da dort vor einigen Monaten mehrere Christen ermordet und deßhalb die Gemüther noch sehr aufgeregt seien. Am zweitfolgenden Tage hoffte der Capitän für die Abreise fertig zu sein.

Am Nachmittage vorher kam er zu mir, begleitet von zweien seiner Söhne, hohen, stämmigen Burschen, die, wie ich hörte, an der Stelle des in Kosseir zurückbleibenden Vaters das Schiff commandiren sollten. Er versuchte mit mir einen Privathandel abzuschließen, um einen höheren Preis für meine Passage zu erlangen. Er hatte in Gegenwart des Paschas nicht zu widersprechen gewagt, berief sich aber auf mein Billigkeitsgefühl, und da nach seinen Auseinandersetzungen mir die Forderung gerecht zu sein schien und der zuerst festgesetzte Preis allerdings unzulänglich war, hatte ich Nichts dagegen, daß er auf das Doppelte erhöht wurde. Seine beiden Söhne waren während der ziemlich lange dauernden Unterhaltung zugegen, aber keiner derselben wollte sich setzen, da dieses in Gegenwart ihres Vaters unschicklich sein würde.

Am festgesetzten Tage war ich frühzeitig auf den Beinen und ärgerte mich nicht wenig, als der am Hofe vorübergehende Capitän mir zurief, daß für heute wegen des Wetters Nichts aus der Abreise werden würde. Ich dachte, daß er das Wetter in seinem eigenen Hirnkasten gemacht habe, und verwünschte den alten Zauberer, aber gegen 10 Uhr brach ein Orkan los, der auf offener See unsere Nußschale beim ersten Anstoß zusammengerollt haben möchte. Es war kläglich genug anzusehen, wie die Schiffe im Hafen auf den hohl heranrollenden Wogen umhergeworfen wurden, bald mit diesem, bald mit jenem Nachbarn zusammenkrachend, bis durch Verwirrung der Ankertaue sie alle in eine hin- und herschwankende Masse in einander verwirrt waren. Schuf*), sagte mein linguistischer Freund, no bono, und machte eine drehende Handbewegung, um die wahrscheinlichen Folgen anzudeuten, wenn ein solcher Wind uns draußen auf See gepackt hätte. Er begleitete mich nach Hause, und ein anerkennendes Glas konnte seinen Tröstungen kaum versagt werden.

Am Abende, als sich das Unwetter gelegt hatte, kamen traurige Nachrichten. Meine Fregatte hatte schwere Havarie erlitten, und vor sechs Tagen war an keine Reparatur zu denken. Am fünften kam eine Wiederholung des Orkans, der eine zweite gleich lange Ausbesserungszeit nöthig machte, und schließlich ging eine weitere Woche

*) Schuf, arabisch für: siehe. Verdeutscht würde diese Mittheilung etwa gelautet haben. Schuf: Sehen Sie das Unwetter in seiner vollen Macht, die von den Stürmen wild bewegte See, diese umhergeschleuderten Barken, denen selbst hier im Hafen jeden Augenblick der Untergang droht. No Bono: Es macht schaudern zu denken, was aus Ihnen geworden wäre, würden Sie heute Morgen, wie es die Absicht war, und wie Sie vor Allem es so dringend verlangten, in See gegangen sein. Handbewegung mit schmachtender Mundverziehung: Hätte dieser Wirbelwind sie dort gefaßt, wie ein Kreisel würde er das Schiff beim ersten Stoß herumgedreht und auf nie Wiedersehen Alles in die Fluthen versenkt haben, Sie und all ihren Arrak.

mit den letzten Vorbereitungen hin. Die Einzelnheiten meines Tagebuches aus diesen drei Wochen, wo ich von meiner die umgebenden Lehmhütten überschauenden Terrasse jeden Morgen die Sonne aus einem unbefahrenen Meer aufsteigen, jeden Abend in eine öde Wüste niedersinken sah, gehören nicht weiter hierher. Anfangs hatte ich mich häufiger Besuche seitens des befezzten Italieners zu erfreuen. Als ich aber nach dreimal wiederholter Theilung meines Vorrathes an Cognac mich schließlich mit Bestimmtheit weigerte die kleine Medicinflasche, die ich allein daraus gerettet, einer nochmaligen weiteren zu unterziehen, wurde er kühler und dann ganz unsichtbar. Bei dem Pascha brachte ich manche Nachmittagsstunden zu, wann ich ihn von den Regierungssorgen ausruhend, gewöhnlich beim Schachbrette antraf, oder durchwanderte den primitiven Bazar, schwarzen Mocha aus Fingertassen zu schlürfen. Manchmal erschienen dort die wilden Gestalten der Abadi, die Hüter der Smaragdberge von Berenice, um deren Besitz sie lange mit den Blemmyes kämpften. Frei die Wüste durchstreifend, erkennen sie keinen Herren über sich, sie beugen sich vor keinem Gotte, und nur e i n Schwur, heißt es, ist bindend für sie, der: bei der Hoffnung in guter Gesundheit zu bleiben. Abends fand sich meist eine Gesellschaft ehrsamer Bürger Kosseirs bei mir ein, und wenn die Unterhaltung stockte, ließ ich Episoden aus meinem Exemplare der Alf Leil va Leil (Tausend und Einer Nacht) vorlesen, die, soweit die zusammenbuchstabirten Worten verstanden, mit Beifall aufgenommen wurden. Das Gespräch kam häufig auf die Eroberungen der Engländer in Indien oder die Kämpfe mit den Russen während des damaligen Krimkrieges, man erkundigte sich über den zweiten Weg nach Egypten durch die offene See oder wollte stets aufs Neue von den Wundern der Fabriken, Eisenbahnen und Dampfschiffe hören. Doch hatte auch ich manche Wunder anzustaunen, wenn von dem magischen Thurme in Alexandrien erzählt wurde, wo jedesmal bei Annäherung eines Schiffes eine Kanone losging und auf dem sich allabendlich ein Feuer entzündete, oder von den großen Magazinen Jusuf's den Jakub bei Misr, denen er die für Kornhaufen sehr passende Pyramidenform gegeben oder von den zur Zeit der Kafir erbaueten Pallästen, den sie jetzt bewohnenden Dschinnen, den Efrits der Wüste oder anderen grausigen Spukgeschichten aus Karavanen- und Seereisen. Die Zeit Mehemed Ali's schien noch in gutem Andenken zu stehen bei den Kaufleuten dieses Hafenplatzes, da so schwer auch die Verwaltung dieses radicalen Reformers auf den landbauenden Fellah gedrückt haben mag, der Handel unter ihm doch einen um so bedeutenderen Aufschwung nahm, als die egyptische Besetzung der arabischen Küste ihm viele neue Absatzplätze zugänglich machte. Die Ausfuhr von Getreide nach Dschiddah, um Mekka zu versorgen, ist noch immer sehr bedeutend, und wie einst Egypten das souveräne Volk der siebenhügeligen Metropolis fütterte, ist es jetzt zur Kornkammer der heiligen Städte geworden.

Mein freundlicher Wirth, den ich kaum zur Annahme eines Geldgeschenkes, um die ihm gemachten Kosten zu vergüten, bewegen konnte, gab mir einen Empfehlungsbrief an seinen Bruder in Dschiddah, und nach Beendigung der nöthigen Einkäufe sowie der, auch dort schon zur Erleichterung der Reisenden bekannten, Plackereien mit Douane und Paßwesen, installirte ich mich mit einem egyptischen Diener, den ich einige Lectionen in der Kochkunst hatte nehmen lassen, an Bord, obwohl ich gewisse bedenkliche Zweifel nicht unterdrücken konnte, ob es jemals einem solchen losen Bretterkasten, der durch die Last des Getreides bis zum Wasserspiegel herabgedrückt war, gelingen würde, sich flott zu halten, sobald wir das Land aus den Augen verloren haben würden. Meine Mitpassagiere, etwa hundert schmutziger und bestaubter Pilgrime aus dem Magreb, Soudan und Syrien, richteten sich auf verschiedenen Stellen des überall mit Frachtgütern überstreuten Verdeckes ein, das Segel wurde aufgezogen und es vertrauensvoll dem Winde überlassen, nach welchem Punkte der gegenüberliegenden Küste Arabiens er uns treiben würde.

---

* Aus Thomas Moore's irischen Melodieen.

Uebersetzt von M. Dechent.

Voll Kummer seh' Erin ich untergehn,
Doch will, wo du weilst, ich mein Erin noch sehn.
Verbannt, ist mir Heimath dein Busen allein,
Wo dein Auge mir strahlt, sind die Lüfte mir rein.

Zu düsterer Wüste, zu felsigem Strand,
Wo nie uns erreicht des Fremdlings Hand,
Will mit dir, mein Gelockter, ich fliehn — da scheint
Uns so rauh nicht der Sturm, als dahinten der Feind.

Und ich schau' auf dein Goldhaar, das leicht sich verschlingt,
Und ich lausche der Harfe, die stürmisch erklingt,
Und bin sicher, daß kalt hier der Sachse nicht raubt
Die Saite der Harfe, — die Locke dem Haupt.

Ein holderes Thal ist auf Erden nicht,
Als das, wo die Ströme sich mischen so licht;
O so lange Gefühl mich und Leben durchglühn,
Wird dem Herzen sein reizendes Bild nicht entfliehn.

Doch waren's die silbernen Fluthen nicht nur,
Und das üppige Grün, mit dem reich die Natur
Den Grund und die waldigen Hügel geschmückt —
O durch noch weit Köstlicher's ward ich beglückt!

Denn die Freunde des Herzens, sie waren mir nah',
Und die holdeste Gegend ward holder mir da;
Ich empfand, wie Naturgenuß stärkt das Gemüth,
Wenn in Blicken der Liebe uns Mitgefühl glüht.

O Thal von Avora! wie selig das Loos,
Dir mit Freunden zu ruhen im schattigen Schooß,
Geschützt vor den eisigen Stürmen der Welt,
Und die Herzen, den Stürmen gleich, innig gesellt.

O holde Stunde, wann der Tag sich neigt,
Und auf dem Meer die Strahlen sacht verglühn —
Wie da Erinnerung dem Grab entsteigt
Und seufzt nach dir und läßt dein Bild erblühn!

Und da mein Blick am lichten Streifen hängt
Auf stiller Fluth, dem glüh'nden Westen zu —
Bangt nach dem Strahlenpfad mein Herz und denkt:
Er führe wohl zu einem Land der Ruh'. —

Das jungfräuliche Blatt
Nimm wieder weiß und rein,
Die Hand, die's füllen soll,
Muß ruhiger sein.
Gedanken nahen licht,
Doch nehm' ich das Papier,
Taucht Liebe jedes Wort
In Gluthen mir.

Doch laß mir noch dies Buch!
Oft wird's mein Herz erfreun,
Schau' ich die Blätter an,
Zu denken dein.
Gleich dir ist's viel zu schön
Und rein, daß gluthentrafft,
Hinschriebe wilden Wunsch
Die Leidenschaft.

Wenn weit ich, weit von hier,
Entflöhe deinem Blick —
Wohl dächt' ich ruhiger
An dich zurück.
Da fänd' ich Worte wohl,
Selbst unwerth deiner nicht,
Gedanken ohne Gluth,
Rein, mild und licht.

Und wie der Seemann schifft
Durch wilde Meeresfern —
Ihn führt durch kalte Fluth
Ein ferner Stern:
So trotze Stürmen ich,
Bezeug' es dies Gedicht!
Du aber zeigst als Stern
Den Pfad mir licht.

An die Musik.

Wenn des Lebens Glück uns flieht,
Unser Liebstes wir verloren —
Dringt da unverhofft ein Lied
Aus der Kindheit uns zu Ohren:
O wie klingt es süß uns dann!
Weckt Gedanken voller Sehnen,
Facht auf's Neu' ein Lächeln an
In den Augen, matt von Thränen.

Wie die Weste sehnsuchtsbang
Ueber Blumenbeete gleiten,
Schwebt dahin der süße Klang,
Einst gehört in schönern Zeiten.
Reich an Duft enteilt der West,
Sinkt auch bleich die Blume nieder:
So, wenn Freude uns verläßt,
Lebt sie noch im Hauch der Lieder.

O Musik! wie schwach ist doch
Sprache neben deinen Tönen!
Braucht Gefühl auch Worte noch?
Du ja hauchst sein Glück, sein Sehnen!
Liebeswort kann treulos sein,
Freundschaftsworte mögen trügen —
Du Musik nur bist's allein,
Die besänftigend nie kann lügen! —

Diese Harfe, die tönend, so sagt man, sang,
Als Sirene einst lieblich im Wogendrang,
Und lenkte Abends die Schritte gewandt
Zum geliebtesten Jüngling am grünenden Strand.

Doch der Falsche verließ sie, die einsam nun war,
Und sie badet' in Thränen ihr goldenes Haar,
Bis der Himmel, gerührt durch ihr Lieben, ihr Leid,
Verwandelte gnädig zur Harfe die Maid.

Noch schwoll ihr Busen, noch lächelt' ihr Mund,
Doch ihr Meerleib schlang sich als Rahmen rund,
Und ihr Haar, wie 's den weißen Arm lose umfloß,
Ward zu Saiten, drin Wohllaut süß sich ergoß.

So kam's, daß die Harfe vereinte so lang
Des Kummers Klage mit Liebesgesang,
Bis du lehrtest das Lied, zu tönen allein
Von Liebe, dir nahe — dir ferne, von Pein! —

Gemischt ist dies Leben aus Schmerz und aus Glück,
Die gleich Wogen des Meeres sich suchen und fliehn,
Und bald licht, bald düster spiegeln zurück,
Ob bethränt, ob scherzend die Augen uns glühn.
So nahe ist Scherz unserm Jammer gesellt,
Daß das Lachen erwacht, eh' die Thräne versiegt,
Und der Traurigkeit Naß, das dem Auge entfällt,
Ward schon oft durch scherzende Thorheit besiegt.
Doch füllt mir das Glas — und gäb's eine Welt,
Wo man ewiges Glück, ew'ge Weisheit erwirbt —
Sei uns Wehmuth, Schwester der Freude gesellt,
Und brausende Lust, die sprudelt und — stirbt.

Mit dem Kruge ward Hylos zur Quelle geschickt
Voll fröhlichen Sinns durch Gefilde voll Licht,
Ueber Fluren und Hügel flog hin er beglückt
Und vergaß über Blumen am Wege die Pflicht.
So hat Mancher, gleich mir, statt zu schöpfen bedacht
Aus der Weisheit Quell, da die Tugend noch quillt,
Mit des Ufers Blumen die Stunden verbracht,
Und der Krug wurde leider nimmer gefüllt. —
Doch es schäume das Glas! — hat Weisheit geschmückt
Nun mit Tropfen des göttlichen Stromes den Kranz
Der Blüthen, die Müssiggang sich gepflückt,
So beglückt und befriedigt mein Herz sein Glanz.

O süßer nicht sind Melodien
Des halberwachten Schläfers Ohr,
Wenn Träume, die ihn schreckten, fliehen,
Und nah' er wähnt des Himmels Chor;
Als jene Stimme drang zum Herzen,
Das lang in kaltem Schlummer lag,
Nicht wähnend, daß so süßen Schmerzen
Es nochmals sich erschließen mag.

O holder Ton! wie Weste spielen
Durch Aeolsharfen süß und traut,
Gab meiner Seele tiefstes Fühlen
Ein Echo jenem Zauberlaut.
Du Balsamhauch, so warm, so sonnig!
Gern lebt' ich Jahre kummervoll,
Wenn solch ein Himmelslaut mich wonnig
Vom Schlaf des Grams erwecken soll! —

Meines Landes Harfe! — du lagst ohne Weihe,
Die Fessel des Schweigens band deinen Klang,
Bis stolz ich sie lös'te, und weckte auf's Neue
Deine Saiten zu Freiheit, Licht und Gesang.
Der Liebe Noten, der Fröhlichkeit Lieder
Ertönten bald zärtlich — bald sprudelnd belebt;
Doch so oft halltest schmerzliche Trauer du wieder,
Daß selbst durch die Freude ein Seufzer dir bebt.
Leb' wohl, meine Harfe! ihr heimischen Noten,
Denen letzte Sangesblüthen ich wand!
Geht, schlummert von Ruhm umglänzt, bis den Todten
Euch würd'ger entreißt eine andere Hand. —
Wenn des Liebenden Pulse beim Sange flogen,
Wie des Bürgers — der Ruhm, meine Harfe, ist dein'
Ich war nur der Lufthauch, der leis dich durchzogen,
Und das wild-süße Lied ist dein eigen allein!

---

* Schinkel und seine künstlerische Richtung.

Bremen, 5. Mai. Gestern hielt Herr Architekt H. Deneke im Künstlerverein einen Vortrag über Schinkel und dessen künstlerische Richtung. In der Einleitung wurden die Zustände der Kunst während des 18. Jahrhunderts berührt. Die erste Hälfte desselben ließ sich mit Bezugnahme auf einen früheren Vortrag über Cornelius mit wenigen Worten schildern, um dann bei dem Aesthetiker Josef Winkelmann ausführlicher anzuknüpfen und dessen Lehren als die dem Wesen des herrschenden Roccocogeschmacks verderblichsten Waffen zu zeichnen. Winkelmann drang auf die Herrschaft des Geistes der Antike in der Kunst; Adel der Verhältnisse und strenge Gesetzmäßigkeit des Organismus sollten Grundprinzipien der Architektur werden und den willkürlichen Schnörkelreichthum und blendenden Luxus des Roccocostils verdrängen. In solchem Sinne wirkten schon vor Schinkels Zeit Langhanns, von Erdmannsdorf, Weinbrenner und namentlich Friedrich Gilly, der geniale Lehrer Schinkel's und Klenze's für die Wiedergeburt der Architektur. Ueber das Wirken dieser Männer wurde im Verlaufe des Vortrags kurz berichtet und dann der principielle Unterschied zwischen ihrer und Schinkels Richtung darin gefunden, daß Langhanns, Erdmannsdorf u. s. w. mit Aneignung jener Hauptgesetze der Antike an die Renaissance anknüpften, während Schinkel aus der Urquelle, aus den Musterwerken des griechischen Alterthums zu schöpfen verstand; es wurde ferner darauf hingewiesen, daß nur auf dem von Schinkel eingeschlagenen Wege eine wirkliche Läuterung der Kunst zu erreichen, und daß fein Talent, Fleiß und

Charakter erforderlich gewesen sei, um diese klassische Richtung der festgewurzelten Liebhaberei für den Roccocogeschmack gegenüber zur Geltung zu bringen. Nach einem Nachweis über die Verschiedenheit zwischen Klenze und Schinkel wurde bemerkt, daß seine Erfolge in Bezug auf Veredelung der architektonischen Verhältnisse Eigenthum aller Richtungen der modernen Baukunst, auch der romantischen Schule geworden seien, und daß er deßhalb mit Recht als eine Nothwendigkeit für den Aufschwung und die Wiederbelebung der Architektur bezeichnet werde. Dahingegen wurde hervorgehoben, daß seine Richtung, daß seine Stilformen den gegenwärtigen Ansprüchen der Baukunst nicht mehr genügen können, und daß dazu nur die romantische Kunst eine freie Wahl der Mittel biete. Diese Ansicht wurde bei der Schilderung von Schinkels architektonischer Thätigkeit weiter durchgeführt. Zunächst wurden äußere Verhältnisse als Gründe gegen das Zeitgemäße der Schinkelschen Antike angegeben, die zu verwendenden Materialien, das Klima, die für die meisten Benutzungszwecke nothwendigen geschlossenen Wände und die durch räumliche Beschränkung geforderte aufstrebende Hauptform der Gebäude wurden als dem Prinzip der Schinkelschen Antike widerstrebend geschildert. Diesem wurde hinzugefügt, daß der geistige Ausdruck unserer monumentalen Gebäude weder für kirchliche noch für profane Zwecke mit den Schinkelschen Stilformen genügend auszusprechen sei, dagegen die romantische Kunst materiellen und geistigen Ansprüchen vollkommen zu genügen vermöge. Es wurden hiernach die verschiedenen Richtungen der romantischen Kunst, diejenige welche sich an die romanische Rundbogenarchitektur, und diejenige, welche sich an die gothische Spitzbogenarchitektur anzuschließen sucht, erwähnt und einer neuen Schule, welche die letztere zu beleben strebe, in sofern rühmend gedacht, daß sie lebendiger zu charakterisiren, namentlich für Wohnhäuser den Ausdruck wohnlicher Behaglichkeit und Gemüthlichkeit schärfer auszuprägen verstehe als ein Theil der Berliner Schule mit den Wiederholungen stereotyper Renaissancefacaden vermöge. Auch derjenigen Bestrebungen wurde Erwähnung gethan, welche durch Behandlung eines neuen Materials, des Eisens, nicht allein für constructive Zwecke, sondern auch für ästhetische Motive einen zeitgemäßen Fortschritt erzielen. In der Fortführung der biographischen Skizze Schinkel's wurden seine Einwirkung auf das Handwerk und seine Leistungen als bildender Künstler berührt, und die Consequenzen seiner klassischen Richtung auch auf diesem Felde nachgewiesen. Nach einem Ueberblicke über seinen amtlichen Wirkungskreis machte die Erwähnung der unglücklichen Geisteskrankheit Schinkels, von welcher ihn am 9. October 1841 der Tod erlöste, den Schluß des Vortrages.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Am häuslichen Heerd. Criminal- und Strandgeschichten von Ernst Willkomm. 2 Thle. — Thüringer Dorfgeschichten von H. Schwerdt. Die Spinnstube. Das Vogelschießen. — Die Ostsee und ihre Küstenländer, geographisch, historisch und naturwissenschaftlich geschildert von A. von Etzel. — Aus dem Leben eines Musikers. Von J. C. Lobe.

— * Der bekannte Karl Vogt (von Gießen) hat eine Schrift „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas“ herausgegeben.

— * Der vierte Band des Gutzkow'schen Romans „Der Zauberer von Rom“ ist ausgegeben.

— * Die musikalischen Schriften von Hector Berlioz erscheinen in einer deutschen Uebersetzung. Den Anfang macht die jüngste Schrift des wunderlichen Mannes, „les grotesques de la musique.“

— * Das Schauspiel von Berthold Auerbach „Der Wahrspruch“, welches vor Kurzem in Weimar gegeben wurde, ist bereits im Buchhandel erschienen.

— * Mytholerpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Herausgegeben von Amara George. Leipzig, Brockhaus. 1858. — Zu den hervorragendsten und fleißigsten Uebersetzern fremdländischer Dichtungen gehört G. F. Daumer, dessen „Hafis“ (persische Gedichte), „Mohammed“ (arabische Poesien) und „Polydora“ (Lieder der verschiedensten Völker des Orients und Occidents) von seinem Fleiße Zeugniß geben und in weiten Kreisen lebhafte Anerkennung gefunden haben. Große Gewandtheit läßt sich diesem Dichter auch nicht wohl absprechen, woraus aber keineswegs folgt, daß man auch mit der Art und Weise seiner Uebertragung in allen Stücken einverstanden sein muß. Namentlich will es uns scheinen, daß bei Daumers Verdeutschungen der Duft, der poetische Hauch des Originals oft verloren geht, indem es ihm genug ist, den allgemeinen Gedanken oder die Pointe wiederzugeben, und er im Uebrigen allzufrei verfährt. Wenigstens bedünken uns diejenigen Lieder, welche zum Beispiel Rückert auch aus dem Persischen übersetzte, bei diesem weit anmuthiger und zarter. Jedenfalls aber ist die deutsche Lesewelt Daumer zu Danke verpflichtet, denn manche liebliche Blume der Fremde ist durch seine Hand in unsern Garten gepflanzt worden, die, wenn sie so auch nicht im vollen Farbenglanze der Heimath uns entgegenstrahlt, ohne seinen Forscherdrang uns möglicherweise nie bekannt geworden wäre. Auch an dem oben angezeigten, von Amara George herausgegebenen Werke hat der eifrige Uebersetzer sich betheiligt, und zwar mit einem sehr bedeutenden Beitrage. Die Sammlung besteht nämlich aus Dichtungen von der Herausgeberin, Daumer und Alexander Kaufmann, und von diesen hat der Zweitgenannte ungefähr die Hälfte beigesteuert. Es ist ein reichhaltiges, interessantes Buch, welches die Gattin Kaufmanns uns darbietet; man verzeihe aber und beschuldige uns keines Mangels an Courtoisie, wenn es uns sonderbar erscheint, daß sie, die das Wenigste und, wie wir meinen, Unbedeutendste dazu lieferte, die Herausgeberin ist. Ueberhaupt vermögen wir bei dem besten Willen in Amara George (Kaufmann) nicht den „in unserer Literatur aufgehenden Stern, den Genius der interessanten Art“ zu erkennen, als welchen Daumer sein Pflegekind bezeichnet. Die meisten Beiträge Alexander Kaufmanns sind gelungen und dankenswerth, von Daumers Uebersetzungen aber nicht wenige matt und gehaltlos, so daß sie uns fast als nur zum Ausfüllen bestimmt vorkommen. Den Reichthum der Sammlung anzudeuten, sei schließlich der Inhalt mitgetheilt. Man findet hier: Griechische Mythologie (Anakreon), Mythen und Bilder persischer Lyrik entnommen, muhammedanische und arabische Fabeln und Legenden, Fabeln und Mythen asiatischer und osteuropäischer Völker, Götter- und Wunderglauben in germanischer, celtischer und romanischer Lieder-, Balladen- und Romanzenpoesie, christliche Legendenpoesie, freie Phantasien und Erfindungen, Thiersagen und Fabeln und endlich Phantasien, Blumen und Bäume betreffend.

E. Will.

— L. Gedichte von Sempronius. Berlin, Hasselbergsche Verlagshandlung. (Da keine Jahreszahl angegeben ist, werden diese „schönen, neuen Lieder“ wahrscheinlich „in diesem Jahre“ gedruckt sein.) Der Leser bilde sich gütigst aus folgenden Proben selbst das Urtheil. In dem Gedichte: „Ich denk' an dich“ (Seite 35) heißt es:

> Die braunen Augen, braunen Locken,
> Ach, sie erinnern mich an dich!
> Ich denk' bei jedem blauen Spenzer,
> Bei jedem weißen Hut an dich.

Und Seite 61, in dem Gedichte „Auf dem Balle“, steht zu lesen:

> Das ist derselbe Mund, der schelmisch
> Mit lauter Perlenzähnen lacht;
> Das sind dieselben blauen Augen,
> Die Manchen schon verrückt gemacht.

Diese blauen Augen scheinen auch auf den Herrn Sempronius bedenklich gewirkt zu haben; übrigens können wir uns des Verdachts nicht erwehren, daß hinter diesem angenommenen Namen der durch den Kladderadatsch weltberühmt gewordene Untergnartaner Karlchen Mießnick stecke.

— * In London ist eine für das Studium Dante's wichtige Schrift erschienen: The first four editions of the divine comedy, literally reprinted by G. I. Warren Lord Vernon. Der Herausgeber ist der gründlichste Dante-Kenner in England, welcher schon vor vielen Jahren in Florenz drei Schriften über diesen Dichter veröffentlicht hat und dafür zum Mitglied der Accademia della Crusca ernannt wurde. Die hier mit diplomatischer Treue abgedruckten vier ersten Editionen der Commedia sind: die Editio princeps von Fuligno, von Numeister 1472; die Ausgabe von Jesi, von Federigo Veronese, aus demselben Jahr; die Mantuaner Ausgabe, von den Deutschen Giorgio e Paolo, ebenfalls 1472; und die Neapler Edition des Francesco del Tuppo, gedruckt von Reussinger (also ebenfalls einem Deutschen) im Jahre 1475/76. Das Athenäum vom 23. April sagt am Schluß eines ausführlichen Berichts über das Vernon'sche Sammelwerk: „Mögen die Italiener von Dante lernen, wie ihre Freiheit zu erringen ist, und sich jetzt eines solchen Führers würdig zeigen!“ Aber

Dante war ein feuriger Ghibelline, d. h. ein Anhänger des deutschen Kaisers, der zugleich der Kaiser Italiens war. Davon schweigt das Athenäum, wohl aber trägt es dem Ghibellinenthum Dante's insofern Rechnung, als es dem Papst, dem Guelfen, in ziemlich deutlichen Worten zur freiwilligen Abdankung seiner weltlichen Gewalt räth. „In der kaiserlichen Bibliothek zu Paris“, sagt es, „befindet sich ein kostbares Manuscript dieses heiligen Gedichts, das gewissermaßen als die Bibel der Italiener zu betrachten ist. Es gehörte einst dem Papst Pius VI., war von ihm sehr geschätzt, sein Begleiter in Freud' und Leid, und Nachts legte er es unter sein Kopfkissen. Pius VI. war ein Reformer, und er lernte viel aus seinem Dante, aber doch nicht genug, sonst würde er den Verfall seiner weltlichen Macht nicht so beklagt haben. Wie? wenn der jetzige höchst liebenswürdige und treffliche Papst Pius IX. seinem Vorfahrer und Namensvetter nachahmend, den Dante ebenfalls zum Gegenstand eines eifrigen Studiums machen wollte? Die Früchte dieses Studiums könnten für Pius sowohl als sein Volk sehr heilsam werden.

— * Das Innere Australiens ist in der jüngsten Zeit der Gegenstand angestrengter Forschung und lebhafter Debatte unter den Geographen gewesen. Diese Forschungen sind ganz besonders in wissenschaftlich-geographischer Beziehung bemerkenswerth, da sie die interessante Streitfrage über die wahrscheinliche Beschaffenheit des Innern dieses Continentes, worüber seit hundert Jahren viel geschrieben und gestritten worden, „ob das ganze Innere desselben aus Einer großen trostlosen Wüste bestehe oder nicht“, endlich zur Lösung gebracht haben. Dabei kommt diejenige Ansicht, die Dr. Petermann seit sechs Jahren öffentlich ausgesprochen hat, mehr und mehr zur Geltung, und in ganz besonders überraschender Weise sind seine Prophezeiungen, „daß sich nordwestlich von Adelaide und westlich vom Torrens-See fruchtbare, wasserreiche und vielversprechende Regionen befänden“, durch die vielen höchst erfolgreichen Expeditionen, die während der letzten zwei Jahre daselbst thätig waren, zur vollen Wahrheit geworden. Ueber diese Expeditionen enthält das vierte Heft der geographischen Mittheilungen von Dr. A. Petermann (Gotha, bei J. Perthes), nach officiellen und authentischen Berichten aus Australien eine ausführliche Abhandlung, und dazu die erste in Europa diesen Gegenstand erörternde größere colorirte Karte, von Dr. Petermann im Maßstabe von 1 : 1 Million gezeichnet, also etwa in demselben Verhältniß, in dem wir in den größeren Atlanten Karten von Central-Europa dargestellt finden. Außerdem gehören zu dem Aufsatz drei interessante Porträts von australischen Eingebornen, nach Photographieen, die an Ort und Stelle angefertigt wurden. Außer einem Literatur-Bericht der neuesten geographischen Werke und Karten enthält dieses Heft noch eine längere Abhandlung von Dr. A. Mühry in Göttingen über das geographische System der Winde mit seinen Problemen, in klimatologischer Hinsicht, in welcher wir ganz neue interessante und wichtige Aufschlüsse, besonders über die Windverhältnisse im Innern der Continente erhalten.

— * Geschichte Italiens. Wie sehr zeitgemäß die von Professor Karl Biedermann in Weimar herausgegebene Staatengeschichte der neuesten Zeit ist, liegt auf der Hand. Ganz besonders erwünscht ist unter den jetzigen Umständen die Geschichte Italiens von Hermann Reuchlin, welche den dritten Band jenes Unternehmens bildet und soeben in den Buchhandel kommt. Der Verfasser spricht sich selbst im Vorwort über seine Aufgabe und die Lösung derselben in folgender Weise aus: „Jedes Volk des Nordens, jeder Nordländer hat einen Zug nach dem milden, lichten Mittag und seinen Gütern. Unser Mittag ist Italien; in der Völkerwanderung und seitdem sind die Deutschen diesem nachhaltigen Drange gefolgt. Lange Jahrhunderte waren beide Länder Zwillingsgeschwister; diese Verbindung hat auf ihre politische Entwicklung und Gestaltung nachhaltig eingewirkt. Wenn auch unter sehr veränderter Form und Bedeutung, besteht dieses Band bis zur Stunde noch, und — was wichtiger für uns ist — kraft ihrer Geschichte gleichen sich beide Völker nicht nur in ihrer politischen Gestaltung, sondern sie haben auch in Strebungen, in ihren Idealen und vielleicht in manchen ihrer Irrthümer Aehnlichkeit. Wenn es daher für den Deutschen einen besonderen Reiz hat, die Geschichte Italiens zu erforschen, so hat dieselbe, namentlich aber die neuere, auch ihre eigenthümlichen großen Schwierigkeiten, oft steht nach Abhörung aller möglichen Zeugen die Frage: was ist Wahrheit? noch festgegürtet vor uns. Die glühendsten Leidenschaften züngeln aller Orten hervor und werfen ihre grellen Lichter neben schwarzen Schlagschatten auf Alles und Jedes; dazu kommt das stolze Schweigen, worein sich Oesterreich, soweit es sich nicht um die Thaten seines tapfern Heeres handelt, zu hüllen gewohnt ist. Daher glaubt der Verfasser, nach wiederholtem Aufenthalte in Italien und nach mehrjährigen Studien, im Bewußtsein, einige wichtige Gebiete dieser Geschichte in ein helleres Licht gestellt zu haben, auf die Billigkeit des Lesers in andern, dunklen Theilen rechnen zu dürfen. Er legt aber sein Werk in der Ueberzeugung dar, daß er mehr um einiger darin ans Licht gestellten Wahrheiten, als um etwaiger Irrthümer willen bekämpft werden wird. Der Leser wird sich auf den richtigen Standpunkt stellen, wenn er drei Gegenstände als die vorwiegenden im Auge behält: erstens die für ganz Italien entscheidende Oberherrschaft in Oberitalien, welche zwar auch für Deutschland wichtig ist, jedoch zu ausschließlich die Aufmerksamkeit der Meisten in Anspruch nimmt. Ferner achten wir besonders auf das Verhältniß Siciliens zu Neapel, worin eine starke innere Verschiedenheit und Abneigung mit materieller bourbonischer Centralisationsgewalt ringt. Sicilien hat im Januar 1848 zuerst die Fackel der europäischen Revolution geschwungen. Bei der steigenden Wichtigkeit des Orients und des Mittelmeeres wächst auch die Wichtigkeit dieses Verhältnisses, besonders für Seemächte. In diesem Inselvolke stößt Oesterreich kaum, der Deutsche durchaus nicht auf Antipathien. — Vielleicht die tiefgreifendste und nachhaltigste Frage ist die der bürgerlichen Mißregierung der Klerus-Kaste im Kirchenstaate, namentlich in seinen kräftigsten Provinzen an der Adria, um welche, da sie die Herrschaft über die innere Adria abschließen, Venedig einst mit den Päpsten rang. Die Bestrebung nach mehr einheitlicher Gestaltung und die damit unmittelbar verschlungenen nach Unabhängigkeit von dem Auslande, wie das Ringen nach Civilisation, haben in jenen drei Streitfragen zugleich ihren Lebensboden und ihren hemmenden, spröden Untergrund. Den Trost, daß das Ringen nach den edelsten Gütern erhebender sei, als ihr Besitz, werden die Besten auch in Italien noch lange festzuhalten haben. So wenig wir uns rühmen können, die Lösung dieses Dramas gefunden zu haben, so ist dasselbe auch in seinen bis jetzt schon uns vor die Augen gestellten Theilen, zumal für uns Deutsche, nicht bloß belehrend oder warnend, sondern auch nicht selten ergreifend und erhebend. — — Die folgende Geschichte von Italien war, eine unwesentliche Einschaltung abgerechnet, nebst obigem Vorworte schon Mitte Januars vollständig in den Händen des Verlegers. Auch ohne diese Erklärung wird sich jeder Leser leicht überzeugen, daß sie keine eilfertige Gelegenheitsschrift ist. Obgleich mit der sich immer mehr befestigenden Ueberzeugung geschrieben, daß ein Bruch der sich gegenüberstehenden Kräfte früher oder später wohl kaum zu vermeiden sei, war dabei die Wahrheit, oder, wenn man lieber will, die unparteiische Wahrhaftigkeit stets mein Leuchtthurm, und sie allein kann zu einer schließlichen Verständigung und einem dauernden Frieden, welche ebensowohl für Deutschland als für Italien ein Bedürfniß sind, die Wege bahnen. Manche Resultate mögen in einer aus guten Gründen aufgeregten Epoche, wie die gegenwärtige, nicht Wenigen unerwünscht scheinen, um so mehr, als ich es für Pflicht und Art des deutschen Mannes achte, dem Fremdlinge, auch dem Feinde, zum Worte zu verhelfen. Nicht ohne eigne Schuld haben die Italiener auch von uns Deutschen viel gelitten; aber mit Härte, mit Unbilligkeit, vielleicht gar mit Spott ihr Unglück, die Verirrungen oft auch edler Bestrebungen selbst eines Feindes zu schildern, achte ich für gemein; viel lieber setze ich meine Arbeit und mich selbst unbilligen, harten Urtheilen aus, welche gewiß nicht fehlen werden. Ich habe meiner bei der ganzen Arbeit nicht geschont. — Oefter bin ich während dieser letzten Monate gefragt worden, welche Wendung der Dinge in Beziehung auf Italien ich wünsche? — bekanntlich eine sehr heikelige Frage, für deren Beantwortung man wenig Dank ernten dürfte! — Dennoch halte ich es für meine Pflicht, dieser Frage nicht auszuweichen. Ich wünsche, daß die Italiener ihre vielen bitteren Erfahrungen über Wechsel der Fremdherrschaft sich zu Herzen nehmen, daß sie sich an das erinnern, was ihnen ihre eigenen staatsmännischen Patrioten und Geschichtschreiber als die Summe und Moral ihrer Nationalschicksale vorhalten, daß ihr euch durch all' den Spott über das: l'Italia farà da se nicht daran irre machen lasset, diese Parole recht zu fassen und auszuführen! Glaubt nicht, daß eure Klugheit, daß irgend ein feinster Verstand es vermöge, einen Anderen, ebenso Klugen, aber Stärkeren, als Mittel zu euren Zwecken auszunützen. Ein Sprüchwort sagt: dem Bedächtigen, ein anderes: dem Muthigen gehört die Welt. Wer Beides ist, dem kann es nicht fehlen. Die Lage, die Stimmung Italiens, daß diese beide einander widersprechen, ist auch für Oesterreich ein großer Uebelstand. Oesterreich und Italien können nicht jedes für sich allein kranken oder gesunden. Wenn Oesterreich wieder Ruhe durch Anerkennung seines Rechts und seiner Grenzen erhält, dann wünsche ich von Herzen, daß es alle Reformen, welche es sich selbst gelobte, welche es zum Theil begonnen, welche es zum Theil schon weit vorwärts getrieben hat, welche allein seine Verjüngung zur vollendeten Thatsache erheben können, besonders die Reformen über Betheiligung der Gemeinden und Provinzen an ihrer Verwaltung, mit klarem Auge und fester Hand wieder aufnehme und zum Ziele führe; nur dann ist es auch gegen die Gefahren „der Freiheit der Kirche“ geschützt. Dann aber braucht es kaum mehr internationale Bürgschaften dafür, daß Oesterreich auch die politische Fortbildung, welche doch die Schutzmauer aller andern Fortschritte ist, in den italienischen Staaten nicht mehr nach Art Metternichs hemmen wolle. Dann steht Oesterreich in seiner ganzen Größe und Stärke da, und wenn es auch dann noch Noth thun sollte, kann Deutschland vollends nicht nur mit ganzer Kraft, sondern auch mit bestem Gewissen und ganzem Herzen ihm gegen alle möglichen Gelüste brüderlich zur Seite stehen, so wie es das deutsche Volk verlangt; auch für manche noch unerledigte Frage möchte sich so mit der Zeit eine gütliche Lösung finden. Sollte Zeit oder Wille zu Betretung und Verfolgung dieses Weges mangeln, so weiß ich für Italien nichts Anderes vorauszusehen, als den steten Wechsel Cavours und Mazzini's in der Führerschaft. Doch lassen wir die Thaten selbst ihr Zeugniß ablegen.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

Siebenter Jahrgang.

№ 20. Bremen, 15. Mai. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Londoner Zustände im Mittelalter.

Von Reinhold Pauli.

In einer Sammlung nationaler Geschichtsquellen, die in England seit Kurzem mit Unterstützung der Regierung zu erscheinen begonnen, ist so eben der erste Band urkundlichen Materials aus den Archiven der Gildhalle zu London veröffentlicht worden, deren überaus reiche Schätze bisher völlig verschlossen gelegen. Wie fast allen städtischen Behörden der Welt hing auch denen von London der Zopf besonders lang; mit wahrhaft einfältiger Angst hüteten sie noch die Denkmäler der Vorzeit unter Schloß und Riegel, nachdem Staat und Krone die ihrigen bereits dem Forscher geöffnet hatten. Als ob die Einsicht in fünfhundertjährige Pergamentrollen und Aktenbücher den Frieden der Stadt oder den Besitz des Einzelnen gefährden könnten. Jetzt endlich wird der Bann abgenommen, und da finden sich, wovon einige Eingeweihte längst gemunkelt, in unterirdischen Gewölben und in langen Reihen angesammelt, anhebend fast mit den Tagen Richards Löwenherz, jedenfalls aber mit der Magna charta, die Custumalbücher der alten City, die Rollen ihres obersten Gerichtshofs, der Hustings, vor allen aber hunderte von sogenannten Letter-books, in denen sämmtliche Verfügungen, Erlasse, Protokolle und Memoranden verzeichnet stehen, welche Alles umfassen, was wir heutzutage Administration, Polizei, Accise nennen würden. Welches bunte Bild aus längst entschwundenen Jahrhunderten läßt sich da aufrollen; welches grelle Licht fällt nun so spät erst auf merkwürdige Rechts- und Verfassungsverhältnisse, auf das gesammte öffentliche Leben der schon frühzeitig wunderbaren Stadt, ihre Behörden und Einwohner, ihren Handel und Wandel, ihre Straßen und Häuser. Schreiber dieser Zeilen kann sich nicht versagen, den Lesern im alten Bremen, die so mannichfache Beziehungen zu London unterhalten und deren Ahnherren schon in grauer Vorzeit das Ihrige zur Entwickelung der Themsestadt beigetragen, als eine kleine Probe dessen, was die Social- und Kulturgeschichte des Mittelalters aus jenem kaum angebrochenen Schachte schöpfen kann, einige Abschnitte eines Aufsatzes mitzutheilen, der nebst einigen anderen hoffentlich bald erscheinen soll.

. . . . Ein wichtiges Moment in der eigenthümlichen Entwickelungsgeschichte der Stadt London war ohne Frage der verhältnißmäßig späte selbständige Eintritt ihrer Bürger in den Welthandel. Der Charakter der Handelstadt stand längst in großartigem Aufschwunge, als es noch immer Fremde waren, die ihr die Produkte der verschiedenen Länder Europas zutrugen. Die Gilde der deutschen Kaufleute in Themsestreet übte gleich den italiänischen Wechslern in Lombardstreet Jahrhunderte lang ihren großen, wohlthätigen Einfluß auf Stadt und Land; beide begünstigten daher solche betriebsame Fremden mit besonderen Privilegien. Auch Flanderer, Nordfranzosen und Genuesen durften sich gleich jenen niederlassen. Aber mit dem vierzehnten Jahrhunderte beginnt der einheimische Unternehmungsgeist großjährig zu werden; statt des Vortheils fühlt er den Druck der fremden Monopole. Die von Eduard III. mit scharfem Auge erspähte Eroberung von Calais legt den Grund zu der ersten englischen Colonie, und die einheimische Societät des Stapels schickt sich an mit ihrem gewaltigen Wollhandel allen übrigen Handelsinnungen Concurrenz zu machen. Zu Ende des Jahrhunderts schon verlangen die englischen Kauffahrer Zutritt zu den von den Hanseaten ängstlich verschlossen gehaltenen Gewässern der Ostsee, und bald erwidern sie den Besuch venetianischer Galeeren in Southampton durch Fahrten nach dem Mittelmeere. Kein Wunder daher, wenn im fünfzehnten Jahrhunderte die Fremden in London, vor allen die Deutschen vielfach beneidet und befehdet werden, wenn sie anfangen sich in ihren alten Vorrechten gefährdet zu fühlen. Der große Handelsplatz der Zukunft begann bereits seine Schwingen zu regen, ehe nur Amerika entdeckt worden und unter einer großen Fürstin zuerst die bisher nur im Kanal allmächtige Flagge kühn und siegreich im Osten und Westen der Erde flatterte.

Zwei kleine Themsehäfen gleichsam spielten im alten London eine wichtige Rolle und sind heute noch nicht gänzlich verschwunden: der eine oberhalb der Brücke, längere Zeit im Besitz der Krone, Queenhythe, der andere unterhalb, Billingsgate. Hier mußten sämmtliche Schiffe, sobald sie nicht den Tag über unmittelbar an den Werften ein- und ausluden, einlaufen und jedenfalls übernachten; hier fand im Großen der Verkauf von Fischen, Salz und Korn statt. Bestimmte Vorschriften regelten das Lichten und Wiegen auf den Werften, wo Krahn und Waage von Alters her nicht fehlten. Die St. Botulphswerft zwischen Billingsgate und der Brücke war ausschließlich für den Personenverkehr auf der unteren Themse bestimmt. Ueberhaupt ist die frühe Sorgfalt bemerkenswerth, welche die Autoritäten der großen Wasserstraße zuwenden, denn sie vornehmlich führt ja der Stadt ihren Reichthum zu. Um den Fluß, dessen damals noch klares Wasser zum Brauen und Backen und anderen Gewerben benutzt wurde, rein zu erhalten, war es streng untersagt den Straßenschmutz oder den Abfall der Schlachthäuser in ihn abzuführen; — in der Nähe des Towers durfte bei Todesstrafe sogar Niemand baden. Um das Fahrwasser in Stand zu halten, beanspruchte die Stadt das uralte Recht der Jurisdiction über die Themse von der Brücke bei Staines sechszehn Meilen oberhalb bis unmittelbar an die Mündung. Schiffe aller Gattungen und von verschiedenartigem, oft ausländischem Bau, aber niemals ungewöhnlich groß, passirten die Zugbrücke und legten hart an den Werften an. Sie brachten den Hanseaten ihr Eichenholz und Fichtenbohlen, ihr Pelzwerk, Färbestoff, Wachs, Stockfisch, während die Südländer Glas, edle Metalle, Seide, Früchte und die vielen kostbaren Spezereien und Gewürze des Orients empfingen. Diese Waaren blieben in der Regel nicht lange aufgespeichert, denn ein Hauptgeschäft der Londoner Kaufleute bestand eben darin, die fremden Handelsartikel so gut wie die einheimischen,

die auf ihren großen Märkten feil geboten wurden, sofort nach bestimmten inländischen Marktplätzen abzuführen.

Will man sich indeß das geschäftliche Leben der alten Tage lebhaft zurückrufen, so muß man dem Verkaufe oder der Verarbeitung der vornehmsten Nahrungsmittel nachgehen. Es ist erstaunlich, wie fest und zähe da noch Mancherlei bis auf diesen Tag am alten Flecke haftet. Da ist zunächst der Viehmarkt: er findet schon in den Tagen des William Fitz-Stephens, der am Ausgange des zwölften Jahrhunderts über das London seiner Zeit geschrieben hat, in Smithfield, an der nördlichen Mauer, Statt, von wo er erst vor einigen Jahren mit Mühe und Noth vertrieben worden ist. Der alte Mönch freilich, ein echtes Londoner Kind, hat seine ganze Augenweide an den Pferden, den elephantenartigen Lastthieren, den Kampfrossen und zierlichen Zeltern, die damals in großer Auswahl dort ausgeboten wurden. Smithfield war das Tatersall des Mittelalters, denn in Schaaren strömten Edelleute und Junker herbei, um einen guten Kauf zu machen oder sich am Wettrennen zu ergötzen, zu dem eine eigene Klasse von Jockeys ihre Dienste lieh. Allein unmittelbar daneben standen in langen Reihen Rinder und Schafe, wie sie die grasreichen östlichen und südlichen Grafschaften des Landes in unvergleichlicher Qualität lieferten, und in besonderen Pferchen die Schweine, die sich der Londoner zum Einschlachten gern selber mästete. Vor den Bedürfnissen der immer größer werdenden Stadt hat dann freilich der Pferdemarkt bald weichen müssen. Die Schlachthäuser aber so wie der vorzüglichste Markt für Fleisch und zahlreiches Geflügel befanden sich bei der St. Nicolaikirche in der Nachbarschaft von Newgate, wo die Ausübung dieser Gewerbe auch immer nicht verschwunden ist und nicht allzu fern eine Straße heutigentags noch Poultrey heißt —, »unter fetten Hennen«, wie man in Köln sagen würde. Die Preise standen unter strenger polizeilicher Aufsicht, nicht minder die Stunden und Plätze, in denen der Verkauf Statt haben durfte. Eine noch allgemeinere Speise des alten Londons aber waren die Fische, die wegen der vielen Fasttage, wegen der Güte und Auswahl, wie sie See und Fluß lieferten, und der großen Billigkeit halber in gewaltiger Menge verzehrt wurden. Der Stocks-Market, ungefähr da wo jetzt die Residenz des Lord Mayors steht, und wo an bestimmten Tagen abwechselnd Fleisch und Fisch verkauft wurden, bildete gleichsam den Mittelpunkt für diese wichtige Waare, von welchem aus eine Menge kleiner Verkaufsplätze, meist auf dem breiten Bürgersteige, in verschiedenen Theilen der Stadt versorgt wurden. Dabei galt es allerlei Mißbrauch zu verhüten. Niemand sollte die Ladung eines Schiffs, das noch nicht angelegt, vorweg kaufen; dieselbe durfte nicht über Nacht ans Land gebracht werden; Alles sollte beim Verkauf offen zu Tage liegen; mit großer Strenge wurde gegen jeden Betrug über gerechtes Maß und Frische der Waare gewacht. Eine ähnliche Aufsicht mußten sich die Müller und Bäcker gefallen lassen, denn durch den bedeutenden Bedarf der großen Stadt und ihr leichtes und einträgliches Geschäft ließen sie sich nur zu oft zu den gröbsten Veruntreuungen hinreißen. Die Bäcker hatten wohl ein besonderes Loch in der Knetbord, durch welches sie geschickt ihres Nachbarn Brod stahlen; dem Müller aber mußte das Korn vor dem Mahlen und das Mehl hernach vor den Augen abgemessen werden, damit er den Sack nicht mit Spreu fülle. Der Schandpfahl und noch härtere Strafen schwebten über den Köpfen beider Gewerke, damit das vorzügliche Weißbrod, dessen sich London schon im vierzehnten Jahrhunderte rühmte, in vollem Gewichte und mit dem vorschriftsmäßigen Preise stimmend auf dem Markte und an offenen Läden verabreicht werden könne.

Die Anweisungen der Behörden gingen damals sehr weit, und die beständige Aufsicht, welche der Stadtrath und die Zünfte führten, veranlaßten, daß eine jede Waare an ihrer bestimmten Stelle zu finden war, und verschiedene Gewerbe nur in besonderen Straßen betrieben werden durften. Wer Holz zum Verarbeiten oder zur Feuerung kaufen wollte, mußte nach Cornhill gehen; Steinkohlen oder Seekohlen, wie man sie nannte, wurden unmittelbar aus dem Schiffe im Fleet River bei Seacoal Lane verkauft. Es dauerte lange, bis dieses staubige und qualmige Heizmittel allgemein wurde; Eduard I. verbat sich noch den Rauch, als seine Gemahlin im Tower in den Wochen lag. Das viele Wollenzeug, das einen der vornehmsten Ausfuhrartikel bildete, und dessen Bereitung und Färbung mehrere Gewerke beschäftigte, wurde vorzüglich auf dem Kirchhofe von Woolchurch verkauft. Die Krämer fand man in Sopers' Lane, die Pelzhändler in Skinnerstreet bei einander. Rohe Häute waren nur in Friday Street zu haben, während die Lederhändler ihre oft schon recht feinen Waaren in verschiedenen Straßen aushingen. Eine besondere Klasse von Leuten, die fripperera, setzte, nachdem die Juden zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus dem Lande gewiesen, den Schacher mit alten Kleidern fort; sie mußten sich aber gleich ihren Vorgängern bei Anweisung der Standorte und Untersuchung der Waare viel gefallen lassen.

Besondere Brennpunkte des öffentlichen Lebens aber waren wie an allen Orten und zu allen Zeiten die Gast-, Speise-, Bier- und Weinhäuser, deren Geschäfte nach polizeilicher Vorschrift möglichst streng auseinander gehalten wurden. Wirthshäuser, wo man mit Pferden und Dienerschaft einkehren und Beköstigung finden konnte, durften nur im Besitz von Bürgern sein; es findet sich eine Ordonnanz, welche namentlich Portugisen und Deutschen, als wenn solche besondere Lust dazu gehabt, diese Berechtigung abspricht. Der Wirth aber ist für die Aufführung seiner Gäste verantwortlich, die als Fremde und außer dem Schutze der städtischen Jurisdiction stehend betrachtet werden. Er hat ihnen, falls sie Waffen tragen, dieselben abzunehmen und ihnen einzuschärfen, Abends bei guter Zeit zu Hause zu sein. Seinerseits darf er ausschließlich nur seinen Gästen Speise und Trank verabreichen und für diese, so wie für Herberge und Futter, die von der Behörde gesetzte Taxe nicht überschreiten. Von den Speisehäusern schwärmt schon der alte Fitz-Stephens, indem er ein solches beschreibt, das am Flusse in der Nähe von Themsestreet gestanden, wo der Verkehr niemals abließ und Weinkeller in Menge vorhanden waren. Da stand dampfend gebratenes und gesottenes Fleisch und Geflügel:

Rybbs of befe, both fat and ful fyne,

wie es in der alten Ballade heißt, von dem sich die Hungrigen wenn sie eine Weile Geschäft und Arbeit unterbrachen, nach Herzenslust schneiden ließen. Späterhin begegnen wir diesen Garküchen und vor allen den Pastetenbäckern in verschiedenen Stadtgegenden, je nachdem der Verkehr sie erforderte.

Ale und Bier sind bekanntlich altbritische und altgermanische Lieblingsgetränke, doch erreichten sie nach den Aufzeichnungen über ihre Bereitung und ihren Verbrauch im Mittelalter schwerlich große Vortrefflichkeit. Das Bier war entsetzlich dünn und stellte mehr ein erquickendes als ein berauschendes Getränk vor. Daher auch die gewaltig großen Maße, in denen es verabreicht wurde, über deren richtigen und gestempelten Gehalt dennoch von den Aelterleuten mit besonderer Schärfe gewacht werden mußte. Die Brauhäuser und ihre innere Einrichtung waren noch sehr unbedeutend; auch stand das ganze Gewerbe noch in ziemlich niedrigem Ansehen. Es waren besonders Frauenzimmer (Ale-wives), die den Absatz betrieben und hauptsächlich in Fleetstreet, fast Haus an Haus, ihre Schenken hatten. Der Weinzapf dagegen befand sich in anderen Händen und galt von Anfang an mehr. Die Einfuhr und der Verbrauch aller Arten von Wein war in der That gewaltig; die englischen Besitzungen in Südfrankreich lieferten die besten rothen und weißen Sorten, die Kölner Genossen der deutschen Gilde besaßen das alte bereits von Heinrich II. verbriefte Recht, Rheinwein nach England zu bringen und dort zu schenken; spanische, italiänische und selbst griechische Weine, wie der Malvasier und der von Kreta, werden oft erwähnt. Das Verladen und Abziehen des Getränks, der Schank in geaichten Gefäßen, die noch sehr niedrigen Preise, Alles hatte sich nach bestimmten Vor-

schriften zu richten, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden. Auch war es streng untersagt, daß süße und herbe Sorten, Spanischer und Rheinwein am selben Orte verkauft würden, denn Betrug und Fälschung sollten auf jede Weise behindert werden. Das Weintrinken aber war sehr allgemein und Trunkenheit nur zu gewöhnlich; Fitz-Stephens, der so viel Rühmens von den guten Sitten seiner Mitbürger macht, meint, daß es außer den vielen Bränden der damals noch in Holz gebauten Häuser nur eine Pestilenz in London gebe, das sei das übermäßige thörichte Trinken. Es ist zu bezweifeln, daß dasselbe im Laufe der nächsten Jahrhunderte abgenommen; die große Anzahl der Weinkneipen, die namentlich in Cheap die langen eisernen Stangen mit dem grünen Busche polizeiwidrig weit in die Straße hinausreckten, spricht entschieden dagegen. Unter den drei Tavernen, die nach einer Ordonnanz Eduard's III. allein süßen Wein schenken durften, finden wir ausdrücklich eine in Eastcheap erwähnt, vermuthlich damals schon der Eberskopf geheißen. Wie es im fünfzehnten Jahrhunderte hergegangen, als der leibhaftige Prinz Hal sich dort seinen Trunk holen mochte, schildert ein humoristisches Gedicht der Zeit, der London Lackpenny.

Ein armer Schlucker ist zur Stadt gekommen, um in einem Processe zu seinem Rechte zu gelangen. Allein er findet bald, daß man bei Advokaten und Richtern Nichts ohne Geld vermag, und traurig schlendert er von Westminster nach der City. Erbsen! Erdbeeren! Kirschen! Makrelen und Austern! wird ihm rechts und links in die Ohren geschrieen, von den Läden in Cheapside, wo sich Alles schiebt und drängt, Sammet und Seide, Linnen und Garn angeboten. Aber er hat kein Geld und kann von all den schönen Dingen Nichts kaufen; ja, sogar die eigene Kapuze, die man ihm im Gedränge der Westminsterhalle vom Nacken gestohlen, findet er hier schon im Trödel hängen. Nun kommt er nach Eastcheap. Da zupft ihn der Wirth am Aermel: „Sir, versucht doch unsern Wein.“ Und welch ein Leben. Der eine ruft Rinderbraten, der andere Pasteten, und ein Geklapper von Zinnkrügen in großen Haufen. Dazu Harfenspiel, Pfeifen und Gesang. Der eine schreit: Ja, zum Geier! der andere: Nein, zum Geier! Einige singen für Geld von Jochen und Julchen,

Aber aus Mangel an Geld erging es mir schlecht.

Die Bier- und Weinkneipen gaben natürlich zu manchem Unfug Anlaß und mußten daher, sobald die Nachtglocke läutete, geschlossen werden. Alsdann traten die von jeder Ward gestellten Nachtwächter ihren Dienst an und schritten, da eine Straßenerleuchtung gänzlich mangelte, mit brennenden Pechkesseln auf hohen Stangen durch die Gassen. Alle Unruhstifter, Trunkenbolde, Vagabunden so wie die liederlichen Weibsbilder, die im vierzehnten Jahrhunderte vorzüglich aus Flandern kamen, wurden, wenn sie nicht in ihren vielen Schlupfwinkeln zu beiden Seiten des Flusses Zuflucht fanden, von der bewaffneten Schaarwache aufgegriffen und in den Thorhallen oder dem Tun, einem Gefängnisse in Cornhill, untergebracht. Es fehlte keineswegs an Ausschweifungen noch an gelegentlichen unruhigen Auftritten, die vielfach mit jenen zusammenhingen. Die niedere, freilich der Unfreiheit entwachsene, aber noch sehr rohe und ungeschliffene Bevölkerung, in der sich die zahlreichen Lehrlinge der Gewerbe, die Schiffer und Karrenführer besonders hervorthaten, suchten mitunter ohne allen Anlaß Rauferei; es wurde ein ernster Kampf, wenn sie, was einige Male aus Neid und Rachsucht geschah, die Gildhalle der Hanseaten anfielen; und communistischer Fanatismus ergriff geradezu die Massen, als im Jahre 1381 und abermals 1450 Rebellen vom Lande einige Tage Herren der Stadt waren. Da konnte der Magistrat Besitz und Wohlstand weder mit seiner Polizei noch mit dem städtischen Aufgebote retten, und das Land, die Krone und der Adel mußten zu Hülfe kommen. Im Ganzen jedoch ereignete sich dergleichen selten und nicht ohne tiefere Gründe. Dem Volke blieben seine Belustigungen, so lange sie nicht das Gemeinwohl störten, selbst Trunk und ziemlich derbe Schlägerei. . . .

---

* Ein Waldgang.

Von Karl Seifart.

„Der Teufel mag den Satan holen, der uns den Frühling hat vergällt“! Dieser poetische Wunsch aus dem Kladderadatsch klang mir fort und fort durch den Sinn, als ich jüngst in den tiefen Frieden der blühenden und knospenden Natur hinaustrat, um mir die Gedanken an Krieg und Kriegsgeschrei durch das trauliche Flüstern der frischgrünen Zweige, das lebensfrohe Zwitschern und Flöten der Vögel und durch all die tausend summenden und murmelnden Stimmen, welche der Frühlingssonnenstrahl zu neuem Leben erweckt hat, ein Weilchen wegplaudern zu lassen. — Alles ringt nach Licht und Leben, und der sonnenhelle Aether überwölbt die Tausende der grünenden und knospenden Zweige, die zur Sonne aufblickenden Glöckchen und Sterne der Blumen, die jubelnden Lerchen und die flatternden Falter mit seiner ringsum auf dem Kranze der waldigen Berge ruhenden Kuppel, als wollte er dies kleine, fröhliche Erdenrund sorgsam abschließen vor dem vernichtenden Hauche des Kriegsgotts, der jetzt Glück und Leben verlöschend über ferne blühende Gefilde dahinfährt.

Einst, — es sind schon Jahrhunderte seitdem vergangen — durchtobte auch diese liebliche, von waldigen Hügelketten wie mit einem Ring, in welchem die malerische, alte Stadt Hildesheim das funkelnde Kleinod bildet, umschlossene Landschaft die Furie des Kriegs, ließ ihre grausamen Horden über üppige Felder dahinrasen und warf ihre Brandfackel in friedliche Dörfer, so daß nur Schutt und Trümmerhaufen zurückblieben. So blieb auch dort, im Süden der Stadt, auf jener reichen Flur, welche sich in sanfter Hebung bis zum Waldrand erstreckt, von dem Dorfe Beelte nichts als jener Brunnentrog, der zertrümmert in dem zum Walde führenden Hohlweg liegt. Bald werden auch diese Trümmer in Staub zerfallen sein, und dann lebt das Andenken des zerstörten Dorfes und die Sage, welche am Brunnenstein haftet, nur noch im Munde Weniger fort, bis vielleicht große und erschütternde Ereignisse der Neuzeit auch naive Gemüther so tief ergreifen und mit frischem Leben und Denken erfüllen, daß die Erinnerung an das Längstvergangene und Fabelhafte gänzlich erlischt.

Jenen Brunnentrog, der vereinsamt in der Beelter Feldmark stand, betrachtete Jahrhunderte lang das Volk mit heiliger Scheu und wahrte ihn sorgsam vor jeder Verletzung, denn er war durch ein Wunderzeichen geweiht.

Als nämlich im Laufe eines langjährigen und blutigen Kriegs einst eine Rotte tobender und beutegieriger Feinde verwüstend gegen das Dorf heranzog, suchte der größte Theil der Einwohnerschaft mit seinen besten Habseligkeiten Schutz hinter den festen Mauern der Stadt; nur der Ortsvorsteher, auf dessen Hofe sich der einzige Brunnen des Orts in jenen Trog ergoß, war mit wenigen Tapfern zurückgeblieben um zu retten, was sich retten ließ. Der Feind fiel plündernd in den verlassenen Häuser, und erbittert, nicht die gehoffte Beute zu finden, warf er Feuer in die Gehöfte und Scheuern, so daß die Feuersbrunst bald den abendlichen Himmel röthete und rings in der Ferne der erschreckten Welt von der Wuth der Feinde Kunde gab. Der Ortsvorsteher mit seiner kleinen Schaar suchte eifrig den immer weiter umsichgreifenden Brand durch das Wasser zu löschen, welches der auf seinem Hofe quellende Brunnen reichlich gab, aber die grausamen Krieger wollten das ganze Dorf in einen Aschenhaufen verwandelt sehen, widersetzten sich dem Löschen und erschlugen endlich nach kurzer Gegenwehr den Ortsvorsteher und seine Getreuen dicht am Brunnen, so daß sich das Blut der Gefallenen mit dem quellenden Wasser mischte. Da aber gab Gott den Frevlern ein schreckliches Zeichen seines Zorns, denn der blutige Quell brodelte wild auf und schwoll zu einem brausenden Strom an, der in gewaltigen Wogen zu Thal stürzend, die Mörderrotte vor sich herfegte, ihrer viele ertränkte und den Rest nach allen vier Winden hin zerstreute.

Das Dorf erhob sich indeß nicht wieder aus seinem Schutte, seine Bewohner zerstreueten sich oder vereinigten sich mit den Gemeinden der Nachbardörfer, und als nach Beendigung des Kriegs die Thätigkeiten des Friedens wieder Platz griffen, durchfurchte der Pflug die Stelle, wo früher Beelte gestanden; der Boden ward zu Ackerland umgeschaffen und nur der Platz verschont, welchen jener wundergeweihete Brunnentrog einnahm. — Jahr auf Jahr stand seitdem der Stein in der Feldmark und nahm das rieselnde Wasser in sich auf, welches in heißer Erntezeit manchem Schnitter einen erwünschten Labetrunk bot; da fiel es einst einem Bauern in dem benachbarten Dorfe Emmerke ein, sich den herrenlosen Brunnentrog anzueignen und auf seinen Hof schaffen zu lassen. Gedacht, gethan. — Der Trog ward geholt und der Bedenklichkeiten, die kluge Leute gegen diese That erhoben, gespottet. Aber gleich nach Mitternacht wurde es mit Schrecken offenbar, daß der Brunnenstein als ein Wahrzeichen in der Beelter Feldmark bleiben und Niemandes Eigenthum werden sollte, denn kaum war der zwölfte Glockenschlag verklungen, so tobt es durch Hof und Haus, als ob das wilde Heer einherfahre, die Pferde in den Ställen drohen die Wände einzuschlagen, die Kühe die Ketten zu zerreißen, und selbst das Hühnervolk auf dem Wiemen flattert und gackert so ängstlich, als ob der Iltis dazwischen gefahren sei. Erst mit dem Glockenschlag Eins beruhigte sich das Vieh, aber die Menschen auf dem Hofe fanden keine Ruh bis an den lichten Morgen, wo sie dann nichts Eiligeres zu thun hatten als den Brunnentrog aufzuladen und ihn wieder an seinen alten Platz zurückzufahren. Dafür konnten die Leute in der folgenden Nacht ruhig schlafen.

Seitdem dies neue Zeichen geschehen, gingen wieder viele, viele Jahre hin, ohne daß es Jemand gewagt hätte an das alte Beelter Wahrzeichen die Hand zu legen, bis endlich die neue Zeit, die sich weder an Teufel noch Gespenster kehrt, mit ihren Verkopplungen und Geometern kam, den uralten Brunnenstein als eine unnütze Scharteke zerschlug und seine Trümmer in den Hohlweg warf.

Da trögt man einige Stunden von Hildesheim, in dem Dorfe Freden bei Alfeld, größere Scheu vor dem Alten und Wundergeweiheten. Dort liegt nämlich nahe am Dorfe der »Kreuzesstein« und dicht neben dem Stein ein kleiner, steinerner Brunnentrog. Trog und Stein haben hier schon seit undenklichen Zeiten gelegen und werden nach allen Zeichen, die geschahen, auch wohl für alle Zeiten liegen bleiben, denn das Wasser, welches sich in den kleinen Trog ergießt, hat eine wunderbare Heilkraft. Wer ein Gebrechen hat, gehe drei Freitage hintereinander stillschweigend vor Sonnenaufgang zu dem Kreuzesstein und wasche die kranken Glieder mit dem wunderkräftigen Wasser, er wird gewiß gesund heimgehen. Wehe dem, der es wagt Stein oder Trog fortzutragen und in seinem Eigennutz zu verwenden. — Einst nahm ein Mann aus einem benachbarten Dorfe den kleinen Brunnenstein mit sich, um ihn als einen Trog für sein Schwein zu benutzen. Aber was geschah? Kaum hatte der Mann den wundergeweihten Stein im Hause, so wurde das Schwein krank, hörte auf zu fressen und ward stündlich magerer. Die folgenden Tage brachten Unglück über das ganze Haus. Frau und Kinder wurden krank, und Alles ging schief und widerwärtig, bis der Mann endlich sein Unrecht begriff und den Trog wieder an seinen Ort trug. Das hat schon Mancher thun müssen, und von nun an wird sich wohl Jeder hüten, frevelnd die Hand danach auszustrecken.

Treten wir nun ein in die sonnenbeglänzten, goldgrünen Hallen des Buchenwaldes, von dessem Rande aus wir in die von Frühlingsluft und Volkspoesie durchhauchte sagenreiche Landschaft hinausschaueten, und folgen wir weiteren Spuren alterthümlichen Denkens und Dichtens! —

»Altdeutsche Wälder« haben die Väter unserer mythologischen Wissenschaft so schön wie treffend eine ihrer Sammlungen altdeutscher Geistesblüthen und Forschungen genannt, denn der Wald, der heilige Hain mit seinem eigenthümlichen Leben und Weben regte Sinn und Gemüth unserer waldvertrauten und waldheimischen Altvordern vorzugsweise an und schuf ihnen eine immer frische, geheimnißvoll in grüne Schleier verhüllte Zauberwelt. — — Wie es da um uns rauscht und huscht und flüstert wie von unsichtbaren Wesen, wenn unser Fuß durch das trockene Laub des Waldwegs raschelt und die zahllosen duftigen Zweige durcheinander nicken, winken und weben, als ob Alles von einer geheimen Geschäftigkeit in Athem erhalten würde! Bald zieht die Majestät vielhundertjähriger, schlankaufragender Stämme unser Gemüth zu den voll und feierlich rauschenden Wipfeln und zu dem blauen Aether empor, welcher tausendfach von den im Goldglanz flimmernden Blättern durchbrochen, fest und ruhig auf uns niederschaut, bald lockt ein plötzliches Rasseln unser träumendes Auge blitzschnell aus der Höhe in die Tiefe; aber was, war's, was dort windschnell um die Wurzeln der Eiche und durch die Haselstaude fuhr? War's eine schillernde Eidechse, ein Wieselchen, ein Kobold?! Fort ist's! Nur ein unbestimmter Schein flirrte vor unserm Blick, alles ist todtenstill, und nur ein sanfter Windhauch läutet, allein Elfenohren hörbar, die Glöcklein der blauen Blumen auf laubbedecktem Boden.

Wie seltsam dort der alte, modernde Stamm, gleich einem grauen, moosbekleideten Männlein durch den duftigen Schleier der grünen Blätterwand schaut und die alten dürren Glieder reckt, als ob er den Schlaf von sich abschütteln und sich anschicken wolle das Moosweiblein zu verfolgen, welches in ängstlicher Hast mit der Windsbraut durch die seufzenden Büsche fährt. — Schnell wie ein Gedanke huscht Reineke über den Weg! Was mag er wieder ausgeübt haben?! Denn ohne Tücke geht es nicht ab, sobald er den Bau hinter sich hat, und findet er auch keinen Braun und keinen Isegrim mehr um sein Müthchen zu kühlen, so muß doch Lampe oder Henneke herhalten. — Markwart der Häher läßt auffliegend sein schillerndes Gefieder vor uns spielen und heißt uns mit lautem Ruf willkommen, und fern aus tiefer Waldeinsamkeit zählt uns der weissagende Kukuk die Zahl unserer Jahre zu. Wäre es nicht heller lichter Tag, so würden diese grünen Bogengänge auch von dem schauerlichen Ruf des Vogels »Unrecht« wiederhallen, der allnächtlich im windschnellen Fluge diese Forsten durchstreift. — Hier im Escherberge, im steilen Stieg, im Finkenberge und selbst fern im Hildesheimer Walde hört der mächtige Wanderer den haarsträubenden Ruf. Bald donnert's ihm dicht am Ohr: Unrecht! Unrecht! Unrecht! und kaum hat er sich von seinem Todesschrecken erholt, so hört er denselben Ruf dumpf und verklingend aus meilenweiter Ferne. Glück genug, wenn der Wanderer nur mit dem bloßen Schrecken davon kommt und nicht tragen muß bis ihm Athem und Leben vergehen. Denn schon oft hat sich das unholde Gespenst als ein ganz kleines Vögelein einem angstbeklommenen Menschen auf die Schulter gesetzt, ist dann schnell zu der Größe eines Raben und eines Adlers angeschwollen und endlich so schwer geworden, daß der Träger unter der unheimlichen Last zusammenbrach.

Mit diesem Vogel Unrecht hat es nun folgende Bewandniß.

Einst in der heiligen Fastenzeit war ein Mönch aus dem Kloster Escherde dort unten zu dem klaren Beisterbach gegangen, um für sein Kloster Forellen zu fangen. Der liebe Gott führte ihm reiche Beute zu, und das gute Mönchlein machte sich bald wieder, schwer mit Fischen beladen, auf den Heimweg. Da blies der Teufel einem bösen Holzaufseher, der auch des Weges kam, ein, den Mönch seiner Beute zu berauben. Der Bösewicht gab Gehör, fing falschen Streit mit dem Mönch an und erschlug ihn hier auf der Stelle, wo uns heute noch der bemooste Stein von der Unthat erzählt. — — Lange blieb der Mörder verborgen, endlich aber brachte es das eifrige Gebet der frommen Brüder des Erschlagenen zu Wege, daß in dem mörderischen Bösewicht das Gewissen erwachte und ihn mit seinen grimmen Bissen zur Verzweiflung und zum Selbstmord trieb; an dieser Eiche, welche den bemoosten Denkstein beschattet, fand man ihn erhenkt, nachdem er zuvor der Geistlichkeit im Kloster Escherde schriftlich das Bekennt-

niß seiner Untbat binterlassen batte. Als nun der Scharfrichter mit vielen Leuten bieber zur Eiche gezogen war, um den Leichnam zu holen, fuhr es plötzlich wie ein Donnersturm durch die Bäume. Die Eiche, an welcher der Mörder hing, krachte, als ob sie zerbersten wollte, schüttelte wild ihre Zweige und schüttelte, bis der Leichnam des Mörders herabfiel. Im Herabfallen aber ward er vor aller Welt in einen großen, schwarzen Vogel verwandelt, der sich mit grausem Geschrei in die stürmische Luft hob und sein begangenes Unrecht ausrief, wie er's heute noch allnächtlich thut.

Es ist des Unrechts in diesen schönen Waldgründen leider noch mehr begangen, und wollten wir uns noch weiter südlich dem langhingestreckten, waldumrahmten Anger zuwenden, so fänden wir vielleicht dort noch einen zweiten Denkstein, der uns Unheimliches erzählte. Aber die Schatten fallen länger, und wir wollen die Sorsummer Mühle und das liebliche Heiligenbäuschen noch vor der Dämmerung erreichen, darum mag uns jenes Bäuerlein in seiner Weise erzählen, was dort unten auf dem Anger vorgegangen ist und noch heute allnächtlich vorgeht.

„Heda! Vetter, guten Abend! Kommt her, in Gesellschaft geht sich's besser!“

„Ja, ja, Herr! hier ist Einem Gesellschaft lieb, wenn's auch noch hellichter Tag ist.“

„Weiß schon, Vetter, hier ist's nicht richtig, oder vielmehr dort hinten nach Escherde zu; der wilde Jäger. . . .“

„Ja, ja“, fällt das Bäuerlein ein, „der wilde Jäger ist keines Menschen Freund, aber der falsche wilde Jäger dort hinter uns ist auch nicht sauber!“

„Was ist's mit dem falschen wilden Jäger, guter Freund?“

„Nun, damit verhält sich's so: — aber unberufen! Wenn der wilde Jäger durch die Luft fährt, so ruft er ho! ho! hu! hu! So ruft es auch um Mitternacht auf dem Anger, der hier uns vom steilen Stieg nach Kloster Escherde führt. Drum meinen viele Leute, daß dort allnächtlich der wilde Jäger jage, aber der bleibt lieber im „Wöle“ (Hildesheimer Wald), und die Sache verhält sich anders. In meiner Jugend gab ein großer Stein, der dort auf dem Anger lag, die rechte Kunde von der armen Seele, welche da Nachts heult und jammert. Ich weiß nicht, ob der Stein jetzt noch dort liegt, oder ob sie ihn verkoppelt haben, denn heut zu Tage wird ja Alles verkoppelt. Vor der westfälischen und hannoverschen Zeit aber hat der alte Brunotte, der „doteweis“ nach Gronau ging, oft erzählt, was er Nachts bei dem Steine gehört und gesehen hat. Da schwebte ein Mann ungefähr eines Fingers breit über der Erde weg um den Stein herum und jammerte so gotteserbärmlich, daß es Jedem, der es hörte, eiskalt über den Rücken lief. Das war aber nun nicht der wilde Jäger, sondern ein Meineidiger, der in einem Processe, den die Gemeinde Escherde mit einer andern über Anger und Weide führte, falsches Zeugniß abgelegt hatte. — Es war nämlich streitig, ob die Stelle, wo später der Stein gesetzt wurde, Escherdescher Grund und Boden wäre oder nicht, und jener Zeuge, der ein Feldgeschworener war und die Grenzen genau kannte, sollte die Sache durch einen Eid entscheiden. Der Unglückmann aber ließ sich durch den Bösen blenden und bestechen, that von einem Escherdescher Acker heimlich Erde in seine Schuhe, stellte sich auf die streitige Grenze und schwur nun dreist, daß er hier auf Escherdeschem Grund und Boden stehe. Kaum aber hatte er den hinterlistigen Eid geschworen, als ihn der Zorn Gottes traf und er todt zusammenstürzte. — — Da offenbarte es sich bald, als man die Leiche und die Schuhe untersuchte, daß der Mann einen falschen Eid geschworen habe; die streitenden Parteien, durch das Gottesgericht gemahnt, vertrugen sich und setzten zur Warnung und zum Andenken jenen Stein, den nun der Meineidige jede Nacht jammernd und grade so hoch von der Erde umschwebt, als er auf Escherdescher Erde in seinen Schuhen gestanden hatte. — Bewahr' uns Gott in Gnaden!“ schließt unser Bäuerlein, wünscht uns gute Heimkehr und schlägt den Seitenweg nach Sorsum ein.

Wir aber tauchen noch einmal unter in dem sanfter und sanfter rauschenden Waldmeer und lassen die grünen vom Abendwind leicht bewegten Wogen über uns hinrollen. Die in den Zweigen und Blättern spielenden Lichter werden immer rosiger, purpurner, und allgemach verstummt das laute Leben des Tags vor der abendlichen Stille, die mit dem verhallenden Geläut heimziehender Heerden und den fernen Tönen des Abendglöckleins herabzuschweben scheint. Längst ist der Ruf des Kukuks verstummt und dem Zwitschern und Flöten der Vögelein wie durch feierlichen Zauberspruch Ruhe geboten, nur der melodische, langgezogene Ruf der Amsel tönt noch vom höchsten Gipfel der finster starrenden Fichte herab und singt der müden Natur das Wiegenlied. Leiser und leiser flüstern die Zweige, und wie erschreckt verstummt plötzlich hie und da ein Schwirren und Summen, denn das goldene, lebenhauchende Licht, welches die summende und flatternde Welt nach oben zieht, ist erloschen und selbst hinter jenen bläulichen Bergen zur Ruhe gegangen.

Wie aus den stillen Hallen eines gothischen Doms treten wir aus den dunkelnden, lebendigen Wölbungen des Hains auf einen weiten noch in hellerem Lichte schimmernden Plan. Es ist ein üppig grüner, von waldigen Bergen umkränzter Anger, und mitten im Anger erhebt sich, von mächtigen Linden überwölbt, das uralte „Heiligenbäuschen“, die „Kapelle still und klein“, die an Anmuth und poetischem Reiz der Lage ihres Gleichen sucht in deutschen Landen. — Wie die geheimnißvolle, feierliche Ruhe einer Sonntagsfrühe liegt es rings um den geweiheten Ort, die Vögelein, welche die Zweige der weitschattenden Linden durchhüpften, und die Bienen und Käfer, welche über den duftenden Blüthen schwebten, sind längst verstummt, als habe auch sie der heilige Schauer des Orts erfaßt und ihnen tiefes, andächtiges Schweigen auferlegt. Schweigend lassen auch wir uns auf der bemoosten Bank an der Kapelle nieder, und nur als unsere Blicke über die reich gesegnete, friedliche Abendlandschaft schweifen, geht leise und unwillkürlich die von Hildesheims Wappen und Fahnen herabstehende Devise über unsere Lippen:

Da pacem Domine in diebus nostris.

* Tristan und Isolde in moderner Form.

Die Oper der Zukunft läßt sich durch alle Angriffe der Kritik der Gegenwart nicht aus dem Felde schlagen. Noch ehe die Bearbeitung der Nibelungen beendet ist, hat Richard Wagner einen anderen unter den großen Stoffen mittelalterlicher Poesie, die bekannte Geschichte von Tristan und Isolde, für eine Oper benutzt und den Text allein zunächst in die Welt geschickt, da er sich als Dramatiker wie als Componist gleich hoch schätzt. Nachdem wir neulich schon durch Mittheilung einer Beleuchtung der Kölnischen Zeitung unsere Leser einen Einblick in die Wagnersche Behandlung jener berühmten Liebesgeschichte haben gewinnen lassen, gedachten wir das in den Buchhandel gekommene Textbuch näher zu besprechen. Da kommt uns das Morgenblatt zuvor und giebt einen ausführlichen Bericht, dem wir uns vollständig anschließen, und für dessen Mittheilung der geneigte Leser uns dankbar sein wird.

In einem „zeltartigen Gemach auf dem Vorderdeck eines Seeschiffs“ finden wir Isolde auf einem Ruhebett. Man vernimmt das Lied eines jungen Seemanns, der von einer „wilden, irischen, minnigen Maid“ singt, und erfährt zugleich, daß das Schiff „ostwärts streicht.“ Isolde ist in einer mächtigen Aufregung, deren Ursache uns noch verborgen bleibt; auch Brangäne forscht vergebens danach:

Herrin Isolde,
Trauteste Holde!
Soll sie werth sich dir wähnen,
Vertraue nun Brangänen!

Es scheint, die Herrin fürchtet sich vor der Ankunft in Kornwall. Um sich Luft zu schaffen, läßt sie die Vorhänge des Gemachs auseinander ziehen, und auf dem Verdeck des Schiffes zeigt sich Tristan nebst Kurwenal. Nach einigen auf Tristan bezüglichen, für uns noch unver-

ständlichen Reden läßt Isolde »das Wunder aller Reiche, den Helden ohne Gleiche, des Ruhmes Hort und Bann« durch Brangäne zu sich entbieten:

Befehlen ließ
Dem Eigenholde
Furcht der Herrin
Ich, Isolde.

Tristan sucht auf höfische Weise dem Gebot sich zu entziehen; aber Kurwenal giebt eine trotzige Antwort und jagt die Botin mit einem kecken Liede fort, das von dem erschlagenen Herrn Morold handelt, der in Kornwall Zins heben wollte. Isolde »erhebt sich mit verzweiflungsvoller Wuthgebärde;« sie ist »dem furchtbarsten Ausdruch nahe«, aber dennoch bald wieder gefaßt genug, um in langen, zum Bedauern des Lesers nichts weniger als deutlichen Reden von den früheren Schicksalen Tristans zu berichten. Dieser kam einst, ein siecher Mann, unter dem Namen Tantris nach Irland; sie pflegte ihn, aber sie erkannte an der Scharte seines Schwerts, daß er der Mörder des Herrn Morold sei:

Da schrie's ihr auf
Aus tiefstem Grund;

sie wollte Rache an ihm üben, aber er sah ihr in die Augen, und

Das Schwert — das ließ ich fallen
Die Morold schlug, die Wunde,
Sie heilt' ich, daß er gesunde
Und heim nach Hause kehre, —
Mit dem Blick mich nicht mehr beschwere.

Dankerfüllt zog Tristan von dannen; aber er kehrte kühn zurück und begehrte Irlands Erbin zur Ehe

Für Kornwalls müden König,
Für Marke, seinen Ohm.

Welche Schmach! Sie sinnt nur Rache und Tod.

Wenn der aufmerksame, aber mit dem Gedichte Gottfrieds unbekannte Leser bis zu diesem Punkte gelangt ist, wird sich in ihm die Ueberzeugung festgesetzt haben, deren er sich bisher vergebens zu erwehren suchte: daß es ihm nämlich nicht gelingen könne, sich aus den Andeutungen, die der Dichter ihm gütigst hat mittheilen wollen, eine deutliche Vorstellung von den Ereignissen zu bilden, welche die Situation, mit der das Dramo beginnt, herbeiführen mußten. Er lese die ersten siebenzehn Seiten noch einmal mit angestrengter Aufmerksamkeit durch, und diese Ueberzeugung wird nur an Festigkeit gewonnen haben. Er muß also, will er anders die Hoffnung auf das Verständniß des Dramas nicht fahren lassen, zum Gedichte Gottfrieds greifen, das jedem, dem die Kenntniß der Ursprache abgeht, in Simrocks schöner Uebersetzung zu mühelosem Genuß bereit liegt. So trägt unser Dichter sein Scherflein bei zur Verbreitung altdeutscher Poesie, wofür ihm kein Freund unseres Alterthums seinen Dank vorenthalten wird. Freilich darf sich auch der Kenner der alten Sage und Dichtung einige Noth und Mühe nicht verdrießen lassen, wenn er sich in dieser Exposition zurecht finden will, denn bald folgt der Dichter der Ueberlieferung bis in die geringfügigsten Einzelheiten, bald sucht er sie in ihren wesentlichen Zügen umzugestalten. Aber dieß ist des Dichters wohlerworbenes Recht; mag er mit dem Stoff schalten, wie es ihm für seine künstlerischen Zwecke dienlich erscheint. Tadeln wir den griechischen Dramatiker, der sich nicht streng an die epische Ueberlieferung hält?

Nachdem nun der Leser aus dem alten Gedicht die nöthige Erläuterung geschöpft hat, mag er dem ferneren Gang des Dramas mit Sicherheit folgen und zuvörderst die holde Schmeichelrede Brangänens vernehmen:

O Süße! Traute!
Theure! Holde!
Goldne Herrin!
Lieb' Isolde!

Der goldnen Herrin entfährt endlich das schreckliche Geheimniß:

Ungeminnt
Den hehrsten Mann
Stets mir nah' zu sehen —
Wie könnt' ich die Qual bestehen!

Brangäne weiß Rath; die alte Königin gab ihr Zaubertränke mit, vielfacher Art; sie bringt einen Schrein herbei:

Er birgt, was Heil dir frommt.

Aber Isolde wählt sich aus diesem Schrein den Todestrank. Da unterbricht das ungeschlachte Schiffsvolk mit wildem Rufen die Unterhaltung der Beiden:

He! ha! ha! he!
Am Untermast
Die Segel ein!

und Tristan läßt durch Kurwenal melden, man sei dem Ziel der Reise nahe:

Drum Frau Isolde
Bät' er eilen,
Für's Land sich zu bereiten,
Daß er sie könnt' geleiten.

Isolde läßt abermals Tristan zu sich bescheiden und befiehlt Brangänen, den Todestrank zu rüsten. Tristan kommt:

Begehrt, Herrin,
Was ihr wünscht.

Sie wünscht Rache für Morold; er reicht ihr »bleich und düster«, sein Schwert: sie soll ihn tödten. Aber sie spricht: Was würde König Marke sagen,

Schlüg den Werber,
Der Urfehde-Pfand
So treu ihm liefert zur Hand?

Nein, Sühne soll getrunken werden. Brangäne bringt die Schale herbei, Tristan ergreift sie, spricht einige wirre Worte, als z. B.

Tristans Ehre —	Kühnster Trotz.
Höchste Treu':	Trug des Herzens,
Tristans Elend —	Traum der Ahnung u. s. w.

Er trinkt, sie trinkt gleichfalls und beide — nach des Dichters Vorschrift — »von Schauer erfaßt, blicken sich mit höchster Aufregung, doch mit starrer Haltung, unverwandt in die Augen, in deren Ausdruck der Todestrotz bald der Liebesgluth weicht.« Nachdem sie gezittert, sich bald an das Herz, bald an die Stirn gefaßt haben, umarmen sie sich mit Leidenschaft. Sie haben von Brangänen nicht den Todestrank empfangen, sondern den Liebestrank, der auch unverzüglich seine verderblichen Wirkungen kund thut, indem er sie zur Aeußerung solcher Worte veranlaßt:

Jach in der Brust	Welten-entronnen
Jauchzende Lust!	Du mir gewonnen!
Isolde! Tristan!	Du mir einzig bewußt,
Tristan! Isolde!	Höchste Liebeslust!

Die Schiffsleute lassen abermals ihre unarticulirten Laute erschollen; man ist dem Lande nahe; König Marke kommt zum Empfang herbei; die neuen Liebenden sind wie sinnlos, und in dieser Verwirrung findet der erste Akt sein Ende.

Der zweite beginnt in nächtlicher Stunde. König Marke zog eben auf die Jagd, und Isolde harrt ihres Geliebten. Brangäne warnt sie vor Spähern und Verräthern; vor allen solle sie den Melot fürchten, der Tristans treuester Freund scheine, und den der Dichter von einem zauberkundigen Zwerge zu einem ganz stattlichen, aber verrätherischen Rittersmann befördert hat. Isolde verachtet jede Warnung; sie will ihrem Freunde das Zeichen geben, das ihn zu ihr beruft, sie will die Fackel löschen. Umsonst fleht Brangäne:

O laß' die warnende Zünde!

Das Licht erlischt, Tristan stürzt herbei, und nun beginnt auf Seite 48 ein Liebesgespräch, das, nur durch Brangänens Tagelied unterbrochen, bis Seite 68 fortgeht und in dem hoffentlich das unselige Paar einen größeren Genuß als der Leser findet. Nachdem sie zuerst beide vereint ihre Empfindungen ausgerufen haben:

Freude-Jauchzen!
Lust-Entzücken!
Himmel-höchstes
Welt-Entrücken! u. s. w.

bewillkommnen sie sich mit einigen spitzfindigen Redenkarten:

Isolde. Wie lange fern!
Wie fern so lang'!

Tristan. Wie weit, so nah'!
So nah' wie weit!

und beginnen alsdann eine sinnreiche Auseinandersetzung über die Mängel des Tages und die Vorzüge der Nacht. Wir nennen sie sinnreich im guten Glauben an den Dichter, der gewiß einen reichen Sinn hineinzulegen wünschte, müssen aber zugleich bekennen, daß wir, nach einem anhaltenden Studium dieser dunkeln Partie des Dramas, uns unserer Unfähigkeit, die Geheimnisse dieses Sinns überall zu enträthseln, nicht wohl verhehlen können. Vielleicht ist der Leser mit glücklicherer Fassungskraft begabt; wir wollen ihm zur Uebung seines Scharfsinns einige Proben vorlegen. Tristan spricht seine herzrührende Klage über den Tag (die Fackel) aus, der selbst in der Nacht von Liebchens Haus ihm entgegen drohe. Da spricht Isolde:

Hegt' ihn die Liebste
Am eig'nen Haus,
Im eig'nen Herzen
Hell und kraus (?)
Hegt' ihn trotzig
Einst mein Trauter,
Tristan, der mich betrog.
War's nicht der Tag,
Der aus ihm log,
Als er nach Irland
Werbend zog,
Für Marke mich zu frei'n,
Dem Tod die Treue zu weih'n?

Tristan ist so glücklich, gleich nach einmaligem Hören diese Worte zu verstehen, wie aus seiner Erwiderung hervorgeht:

Der Tag, der Tag,
Der dich umgliß,
Dahin, wo sie
Der Sonne glich,
In hehrster Ehren
Glanz und Licht
Isolde mir entrückt'!
Was mir das Ange
So entzückt',
Mein Herze tief
Zur Erde drückt':
In lichten Tages Schein,
Wie war Isolde mein?

Später entschuldigt er sich, daß er Isolde für König Marke geworben:

Dem Neid, den mir
Der Tag erweckt,
Dem Eifer, den
Mein Glücke schreckt',
Der Mißgunst, die mir Ehren
Und Ruhm begann zu schmeren,
Denen bot ich Trotz,
Und treu beschloß,
Um Ehr' und Ruhm zu wahren,
Nach Irland ich zu fahren;

worauf ihn Isolde schilt:

O eitler Tages-Knecht!

Auf Seite 57 preist Tristan den Liebestrank: denn

Von dem Bild in des Herzens
Bergendem Schrein
Scheucht er des Tages
Täuschenden Schein,
Daß nacht-sichtig mein Ange
Wahr es zu sehen tauge.
Raths er pflog:
Was dir gezeigt
Die dämmernde Nacht,
An des Tag-Gestirnes
Königs-Macht
Mußtest du's übergeben,
Um einsam
In öder Pracht
Schimmernd dort zu leben.

Isolde. Doch es rächte sich
Der verscheuchte Tag;
Mit deinen Sünden

Es ist bedauerlich, daß die Liebenden zu ihrem Unternehmen, den Tag um alles Ansehen und allen Credit zu bringen, sich nicht durch eine aufmerksame Lectüre von Novalis' „Hymnen an die Nacht“ vorbereiten konnten. Aber freilich sind diese erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschrieben, und Tristan und Isolde lebten im Mittelalter.

Nachdem die Liebenden nun auf neun Seiten dem armen Tag alles mögliche Böse nachgesagt haben — glücklicherweise hört er die ärgerlichen Reden nicht, denn es ist Nacht — scheinen sie endlich das Nutzlose dieses Beginnens einzusehen und finden es gerathener, sich „zu immer innigerer Umarmung“ auf einer Blumenbank niederzulassen und die Nacht der Liebe zum Herniedersinken aufzufordern.

Beide: O sink' hernieder,
Nacht der Liebe,
Gib Vergessen,
Daß ich lebe;
— — — — —
Was wir dachten,
Was uns däuchte,
All' Gedanken,
All' Gemahnen,
Heil'ger Dämm'rung
Hehres Ahnen
Löscht des Wähnens Graus
Welt-erlösend aus.

Wir vermuthen wohl nicht mit Unrecht, daß die Nacht der Liebe sie schon gänzlich umfangen hat, wenn sie die letzten Worte dieser Rhapsodie aussprechen:

Liebe-heiligstes Leben,
Wonne-hehrstes Weben,
Nie-Wieder-Erwachens
Wahnlas
Hold bewußter Wunsch.

Und alsdann „mit zurückgesenkten Häuptern lange schweigende Umarmung beider“ erfolgt.

Keinem Leser oder Zuschauer ist es zu verargen, wenn sich ihm hier einige Bedenken aufdrängen wegen dessen, was etwa folgen möchte. Aber diese Bedenken verscheucht Brangäne, indem sie von der Zinne herab den kommenden Tag verkündet, was den Liebenden, denen es an Stoff zu mannichfaltiger Unterhaltung zu fehlen scheint, abermals erwünschte Gelegenheit bietet, den Tag zu schmähen. Zugleich aber wird jetzt das Wörtlein: und Gegenstand ihrer Betrachtung:

Isolde. Doch unsre Liebe,
Heißt sie nicht Tristan
Und — Isolde?
Dieß süße Wörtlein: und,
Was es bindet,
Der Liebe Bund,
Wenn Tristan stürb',
Zerstört' es nicht der Tod?

Isolde grübelt noch länger über die vieldeutige Partikel nach; aber, ach! den Liebenden wird für solche grammatische Forschungen keine fernere Zeit gegönnt; denn, von dem Verräther Melot geleitet, überrascht sie Marke, spricht aber in einer langen Rede mehr seine Ergriffenheit als seinen Zorn aus, und Tristan hat es nur seinem eigenen, ungestümen Benehmen zu verdanken, wenn er am Schluß des Aktes von Melot gefährlich verwundet wird.

Der dritte Akt zeigt uns Tristan in seinem Heimathlande, oder, wie es Kurwenal, der Alliteration zu Gefallen, ausdrückt: „auf eigner Weid' und Wonne.“ Die Wunde, die Melot ihm beigebracht, ist tödtlich; er erwacht aus langer Ohnmacht und erfährt von Kurwenal, zu Isolde sei ein Bote gesandt: wenn sie noch lebe, so werde sie kommen, ihn zu heilen. Der Arme bedarf auch wahrlich der Heilung; er ist offenbar im Delirium, und es wäre daher grausam, wollte man ihn für all die ungebührlichen Reden, die er auf vierzehn Seiten vorbringt, und unter denen auch wieder einige beleidigende Worte gegen den Tag vorkommen, in vollem Ernst verantwortlich machen. Endlich zeigt sich das Schiff, das die Ersehnte bringt; es wird von Kurwenal und Tristan mit mehreren Hahei's! Heiaha's! begrüßt; Tristan giebt sich ganz einem „freudigen Rasen“ hin; er ruft:

Hahei! mein Blut,
Lustig nun fließe!

Natürlich führt diese rhetorische Kraftäußerung die völlige Erschöpfung des Kranken herbei, der denn auch wirklich in den Armen der ihm entgegen eilenden Geliebten leblos zu Boden sinkt. Eben klagt Isolde, daß Tristan sie „um dieses einzige, ewig-kurze letzte Welten-Glück“ betrogen habe, — da kommt ein zweites Schiff und auf ihm Marke und Melot. Kurwenal geräth in eine unbändige Wuth; er verrammelt das Thor und ruft:

So lange ich lebe,
Lugt mir keiner herein!

Dieß ungeberdige Betragen Kurwenals scheint uns nicht ganz gerechtfertigt. Tristan ist todt: was kann Markes Kommen noch für Schaden stiften? — Aber freilich mußte erstens an dem Verräther Melot die gebührende poetische Gerechtigkeit geübt werden, und wirklich wird er von Kurwenal, der „dem Tag, da er ihn trifft“, ein Heiaha zuruft, in geziemender Weise zu Boden gestreckt, und zweitens mußte der treue Kurwenal selbst seinem Gebieter als Geleitsmann in den Tod nachgesandt werden, was ebenfalls in möglichster Eile geschieht. Aber — hätte Kurwenal doch nur mit vernünftiger Vorsicht gehandelt! Denn König Marke führt gar nichts Schlimmes im Schilde, der gute Mann kommt vielmehr in der wohlwollendsten Absicht; er wollte nämlich dem „treulos treuesten Freund, dem holden Mann“ seine Gattin vermählen. Denn

Da hell mir ward enthüllt,
Was zuvor ich nicht fassen konnt',
Wie selig, daß ich den Freund
Frei von Schuld da fand!

Man sieht, es bedarf keines großen Aufwandes, um den guten Marke selig zu machen. Diese billig erworbene Seligkeit wird ihm nun aber grausam zerstört. Sein Beglückungsversuch kommt zu spät, denn Tristan lebt nicht mehr, und die Nothwendigkeit, daß auch Isolde sterben müsse, hat der Dichter durch die einfachsten Mittel seiner Kunst auf das Klarste einleuchtend zu machen gewußt; er legt ihr nämlich eine Rede in den Mund, die von dem völlig zerrütteten Zustande ihres Geistes eine so überaus klägliche Vorstellung giebt, daß wir den Tod für sie nur willkommen heißen können. Sie glaubt eine Weise zu hören, die „Wonne klagend, Alles sagend, mild ver-

söhnend aus ihm (d. h. Tristan) tönend, auf sich schwingt«, und sie fragt:

Soll ich schlürfen,
Untertauchen,
Süß in Düften
Mich verhauchen?
In des Wonnenmeeres
Wogendem Schwall,
In der Duft-Wellen
Tönendem Schall,
In des Welt-Athems
Wehendem All —
Ertrinken —
Versinken —
Unbewußt —
Höchste Lust!

Welcher von diesen verschiedenen Todesarten sie schließlich den Vorzug giebt, ob sie süß in Düften sich verhaucht aber lieber in der Duftwellen tönendem Schall ertrinkt, darüber bleiben wir in Ungewißheit. Es genüge uns daher, zu erfahren, daß sie »wie verklärt, sanft auf Tristans Leiche sinkt, daß Marke die Leichen segnet, und daß unter den Umstehenden nicht nur große Rührung, sondern auch »Entrücktheit« herrscht, an welcher jeder sinnige Leser sich zu betheiligen geneigt sein wird.

Feuilleton.

* Alexander von Humboldt.

Von E. Linden

Berlin, 11. Mai 1859

Im geräumigen, aber schmucklosen Studir- und Bücherzimmer, das nur durch tropische Thierpflanzen zu einem Naturtempel umgewandelt ist, im einfachen eichenen Sarge liegt der größte Mann, der größte Mensch unserer Zeit; der größte Mann — und er war doch weder Kaiser, noch König, noch Feldherr, noch Minister! Der größte im Vollendungsgrade der Bedeutung des Wortes — und doch sind deren schon so Wenige, die nur bis zum einfachen Menschenthum in diesem Sinne, und noch viel Weniger, die bis zur Menschengröße emporgeklommen sind! Soviel Größe vollständig zu ermessen, vermöchte nur der ebenbürtige Geist, doch auch wir andern fühlen sie noch mächtig genug, um den Anwandlungen der gewöhnlichen Trauer unzugänglich zu werden. Man tritt so leicht nicht zu einer Leiche, ohne daß trübe Gedanken den Geist anwehen oder durchziehen; bei Humboldts entseeltem Körper fühlte ich zum ersten Male nur Ernst, nur milden, versöhnten Ernst. Der Mann war der Günstling der Gottheit: Er hat große Arbeit vollbracht und großen Lohn empfangen; den meisten Menschenkindern wird nur das Eine von Beidem zu Theil. Nur ein Schmerz konnte dem nicht erspart werden, der die Grenzen des Menschlichen umfaßte: der Schmerz über diese Grenzen selbst. Noch vor wenigen Monaten gab er diesem Schmerze Worte in der Klage über die geringen und langsamen Fortschritte des Guten in der Welt. Das war eine erlaubte Klage für den Wohlthäter der ganzen civilisirten Welt, den Mann, der das Gute und den Fortschritt in ihrem innersten Kerne begriffen und ergriffen hatte in der Natur und ihren ewigen Gesetzen, auf welchen die Weltordnung begründet ist. Dafür hat ihn die Natur auch überreich belohnt, indem sie sein Wesen mit derselben Harmonie erfüllte, die ihr eigenes Wesen ist, und in der das letzte Ziel alles menschlichen Strebens, das innere Glück begründet ist; das äußere Glück, die Höhe und der Glanz seiner Stellung galten ihm, und mit Recht, nur als zufällige Beigaben zur Hauptsache.

Humboldt war der Gesellschafter, Rathgeber und Freund eines früher geistvollen und freidenkenden Königs, und die Masse des von diesem Fürsten ins Leben gerufenen Guten und Vortrefflichen verdanken wir zum großen Theile dem Einflusse des Freundes und Rathgebers. Daß derselbe Einfluß das Schlimme nicht hinderte, ja daß in vielen Fällen nicht einmal der Versuch dazu geschah, ist dem Verstorbenen oft zum Vorwurfe gemacht worden; mit großem Unrechte, denn ein Geist wie der Humboldts erkannte auf Haaresschärfe die Grenzlinie, welche Charakter, Temperament und sämmtliche auf den Willen des Königs einwirkenden Verhältnisse und Umstände seinem eignen Vermögen zogen. Wo er Nichts zu wirken sah, war er Kammerherr und Hofmann, so gut wie alle Andern oder vielmehr besser als alle Andern, obgleich ihm nur Ausruhen und Spiel war, was Jene als Lebensberuf und mit Aufwand aller ihrer (freilich oft armseligen) Geisteskräfte trieben.

Das Haus, in welchem der große Verstorbene wohnte, in dem schönsten Theile der Oranienburger Straße, war nicht einmal hübsch zu nennen; einfach und ohne das geringste Anzeichen von der Bedeutung seines Bewohners. Nicht einmal das ganze Haus bewohnte er, sondern nur die erste Etage hatte er als Miether inne; die Einrichtung der Wohnung entsprach vollkommen jedem Bedürfnisse des Gelehrten; ein Darüberhinaus würde ihren Werth verringert haben. Eine eigne Equipage besaß er ebenfalls nicht, dafür stand ihm zu jeder Zeit ein königlicher Wagen zur Verfügung. Sein eignes Vermögen war längst für Reisen und Forschungen verausgabt, dafür stand ihm, abgesehen von dem Gehalte seiner Hofcharge, die Chatoulle des Königs fast unbedingt offen. Nur nach Recht und Pflicht hat er Gebrauch von dieser Freiheit gemacht, in seltenen Fällen zu Gunsten seiner eignen Person, in allen übrigen waren Zwecke der Kunst, Wissenschaft und der Mildthätigkeit die Veranlassung.

Dem Sinne des Verstorbenen hätte eine stille, prunklose Bestattung entsprochen. Daß die Ueberlebenden das Gegentheil wählten, ist nur zu billigen. Humboldt war der Fürst der Wissenschaft, und der Trauerzug, dessen Programm auf Befehl des Prinzen von Preußen vom Ober-Ceremonienmeister des Königs vorher veröffentlicht wurde, war vollständig der eines Fürsten. Einzig die unbewußte Gewohnheit des Bürgers eines Militärstaates vermißte einen Augenblick, aber auch nicht länger, den Glanz und das Geräusch der Waffen. Mehr als Ersatz dafür gewährten die in den Straßen und an den Fenstern dichtgedrängten Volksmassen, vor Allem aber die Sammlung in deren Haltung und die ehrerbietige Stille beim Nahen des Zuges.

Am Morgen des zehnten Mai trugen königliche Diener den Sarg aus dem Trauerhause in die Straße, hoben ihn unter dem Gesange der Sängerchöre auf den Wagen und schmückten ihn mit frischen Palmenzweigen und Blumen. Studenten, ebenfalls mit Palmzweigen und Marschallsstäben, umstellten den Wagen, und der Zug setzte sich in Bewegung, seinen Weg nehmend durch die große Friedrichsstraße und die Linden entlang zum Dome. Die Spitze des Zuges bildete die Studentenschaft, hinter welcher zehn Geistliche der Hauptstadt folgten. Nächst diesen erschienen in mit Goldstickerei bedeckter Uniform die Grafen von Fürstenberg-Stammheim und Taczanowski, auf sammtnen Kissen die unglaubliche Menge von Orden und Ehrenzeichen des Verstorbenen tragend. Die Kammerjunker Graf von Dönhof und Freiherr von Zedlitz begleiteten die beiden Träger. Zunächst dem Sarge folgten die Verwandten Humboldts, begleitet von Rittern des schwarzen Adlerordens, nach ihnen in Galauniform andere Hofwürdenträger, die Spitzen der Universität und sämmtlicher Anstalten für die Pflege der Kunst, Wissenschaft und der Gewerbe, die Generalität, die Räthe der Ministerien, der Magistrat und die Stadtverordneten und alle in Berlin anwesenden Notabilitäten des Geistes. Hinter den Leidtragenden kamen die Wagen, an ihrer Spitze der des Königs, des Prinz-Regenten und der übrigen Prinzen und des Hofes. An der Treppe des Domes empfing der Prinz-Regent selbst den Sarg und folgte ihm in die Kirche; hier wurde ein Trauergottesdienst abgehalten, und der Sarg blieb auf einer Estrade bis zur Nacht ausgestellt, um dann nach dem der Familie Humboldt gehörigen, anderthalb Meilen von Berlin entfernten Gute Tegel gebracht und hier neben Wilhelm von Humboldt eingesenkt zu werden.

— * Neue literarische Erscheinungen. Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der Berliner Bühne. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstages am 19. April 1859. Von C. Duncker. — Zur Physiognomie und Charakteristik des Volkes. Von Bogumil Goltz. — Hell und Dunkel. Gesammelte Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. 2 Bde.

— * Aus dem Verlage von Brockhaus geht demnächst eine Aesthetik von Moritz Carriere hervor; sie führt den Nebentitel „Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst.“ Ferner ein Werk von Karl Vogt: „Die künstliche Fischzucht“, mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten.

— * Die schon erwähnte in der Vorbereitung begriffene neue Ausgabe der Werke Heinrichs von Kleist ist eine Revision und Ergänzung der Tieckschen. Dieselbe wird geleitet von Julian Schmidt, welcher eine biographische Einleitung voranschickt. Die Ausgabe besteht aus drei Theilen und wird nur $1\frac{1}{3}$ Thaler kosten.

— * In Göttingen starb am 5. Mai im Alter von 54 Jahren der ausgezeichnete Mathematiker Professor Le Jeune Dirichlet, der Nachfolger von Gauß. Seit dem Tode seiner Frau, einer Schwester von Felix Mendelssohn, war sein Leiden unheilbar geworden.

— * Durch den Ertrag eines in Dresden stattgefundenen Concertes zum Besten des Weberdenkmals sind die Kosten desselben beinahe gedeckt. Eine besonders enthusiastische Aufnahme fanden das Schwertlied und Lützow's wilde Jagd.

— * Die belgische Regierung will das Meisterwerk der Gebrüder van Eyck in der Kirche St. Bavon in Gent „Die Anbetung des Osterlamms“, welches sehr gelitten hat, Blasen setzte und abblättert, wieder herstellen lassen. Dem längst bewährten Gemälde-Restaurateur Le Roy in Brüssel soll diese Restauration anvertraut werden. Wie man hört, drängt hier die Noth, soll das herrlichste Bild der alt-vlaemischen Schule, ein wahres Kunstkleinod, nicht unwiederbringlich verloren gehen. Einen solchen Vandalismus wird sich das kunstsinnige Belgien sicher nicht zu Schulden kommen lassen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 21. Bremen, 22. Mai. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Bild aus der italiänischen Bewegung von 1848.

Von Ad. Ihenplitz.

Die »Bilder aus der römischen Revolutian von 1848« in einem früheren Jahrgange des Sonntagsblattes gaben dem Verfasser Gelegenheit, einerseits sa manche glänzende Seite jenes Ansschwungs und sa manche vortreffliche Charakteranlage bei dem Italiäner zur Anschauung zu bringen, andeerseits van den Sympathieen Zeugniß zu geden, welche uns deutschen Zuschauern die schnelle Erhebung dieses Valkes aus Lethargie und Verkommenheit abgewann. Der Ausgang der Bewegung von 1848 war in Italien, Deutschland und Frankreich in der Hauptsache deeselbe, und dem Verfasser widerstredte es damals, nach der Aufstellung der ersten vier »Bilder« den Eindruck derselben durch ein fünftes, das den jämmerlichen Zusammensturz aller der glänzenden Hoffnungen Italiens vorführte, bei sich selbst und seinen Lesern wieder zu zerstören. Van der Zukunft hoffte er, wie für Deutschland, so auch füe Italien, eine vielleicht langsame, ader sichere Entwicklung der 1848 ausgestreuten Samenkörner zur einstigen Nationalblüthe; wenngleich mit größerem Vertrauen für das Vaterland und den germanischen Stamm, dessen Sinn auch wohl zu Fehlern und Verirrungen hinneigt, der adee im Unglück nicht gleich sein besseres Ich aufgiedt, nicht allen Schattenseiten seines Charakters Macht über die guten einränmt, sandern verschuldetes wie unverschuldetes Unglück sich zu Lehre und Veredlung dienen läßt, jenem die Erkenntniß der begangenen Fehler abgewinnt, über dieses aber sich zur Anschauung einee höheren Weltardnung zu erheben vermag.

Trügen nicht alle Anzeichen, so hat die zehnjährige Prüfungszeit Bewußtsein und Willen des Deutschen geläutert und gestärkt, und gelangt das Vertranen, das Preußen zu sich selbst hegt und zu dem Fürsten, den eine unerwarlete Fügung grade jetzt an seine Spitze stellte, auch dei den übrigen deutschen Stämmen zur Herrschaft, so darf Deutschland hoffen, nicht nur unversehrt, sondern auch gehaden und gestärkt aus der jetzigen Verwicklung hervarzugehen.

Weniger klar und viel düeftiger gestalten sich die Hoffnungen Italiens dei dem jetzt erneuten Versuche, sich zur Einheit und Unabhängigkeit emporzuraffen. Noch ist, soweit sich von uns aus urtheilen läßt, dei weitem keine Einigkeit erzielt, noch bekundet sich keine rechte Tiefe und Würde der Erregung. Wieder, wie 1848, machen sich Prahlerei, Unkenntniß dee Verhällnisse, Eigendünkel und unverständige Verachtung des Feindes dreit. Daeüber wäre aber nöthigenfalls vorläufig noch hinweg zu sehen, wenn nicht grade die Grundlage des ganzen Unternehmens faul wäre; das Stützen und Vertrauen auf den Mann, der das döse Prinzip der jetzigen europäischen Zustände vertritt, dessen Macht selbst wieder auf den faulsten aller Stützen, auf Falschheit, kleinlicher List, Corruptian und Vergewaltigung beruht. Die praktische Erfabeung lehrt, daß nach nie das Gute durch ein Bündniß mit dem Bösen gefördert wurde; wa es in dieser Verdindung dennoch geschah, geschah es nicht vermöge, sondern trotz des Bündnisses durch anderweitige Fügung.

Im Jadre 1848 herrschten zwel Lasungswarte in Italien: „Evviva Pio nono“ und — als sich eine französische Armee am Fuße der Alpen aufstellte — „l'Italia farà da se“ (Italien wird sich selbst helfen.) Der eeste Ruf mußte verstummen bei dem Zurücksinken Pius IX. in die Unbedeutendheit var der Größe der Ereignisse; der zweite müßte heute doppelt laut erschallen, da es sich nicht mehr um die Republik Frankreich, sondern um ihren und der römischen Repudlik Vernichter handelt. Wollte Italien seine Unterdrücker wechseln und an die Stelle der germanischen die ihm im Allgemeinen sympatischeren romanischer Adstammung, d. h. die Franzasen setzen, so wäre im Jahre 1848 die Zeit günstiger gewesen. Ein Blick auf das System des französischen Kaiserreichs genügt zu der Erkenntniß, daß Italien jetzt durch Ströme van Blut nichts Anderes erkauft, als was es schon längst besitzt. Die „furia tedesca“ und „furia francese“ machte in den Kriegen des Mittelalters die Italiäner zittern; van der letzteren aber heden die Chranikenschreiber ausdrücklich hervor, daß sie grimmigee war als jene; dem entsprechend erhielt sich auch nnr diese bis in die Neuzeit als sprichwörtliche Redensart in der italiänischen Sprache.

Eine nur leichte Berührung der Tagesereignisse sollte hier die Ideenverknüpfung zwischen ihnen und dem Stoffe des vorzuführenden Bildes hervorrufen, und fast hätte sich aus diesem Varhaben ein politischer Leitaetikel gestaltet. Gehen wir nun ungesäumt zu dem Bilde seldst üder.

Am 23. März 1848 hatte bekanntlich Radetzky nach fünftägigem Straßenkampfe Mailand räumen müssen und sich unter fortwährenden Kämpfen gegen die aufgestandene Laudbevölkeeung unter die Wälle von Peschiera, Verana, Mantua und Legnaga geflüchtet. Schan am 26. eückte Carla Alberta in Mailand ein und ahne Aufenthalt den Oesterreichern nach dis var jene Festungen, die seinem mühelosen Siegeszuge varläufig ein Ziel setzten. Innerhald dieses Festungsvierecks kannten die Oesterreicher ohne die geringste Gefahe sich von ihren Strapazen und Verlusten erholen und Verstärkungen aus Dentschland an sich ziehen, um nach Umständen wieder zum Angriffe üderzugehen. Peschiera wuede zwar später abgeschnitten und in Falge der Unzulänglichkeit dee Mundvarräthe zur Uedergabe gezwungen, dennoch dot das nunmehrige Dreieck immer nach dieselbe Sicherheit, sa daß die Italiänee seldst den Radetzky sagen ließen, es sei sein Hirschpark, in welchem er den Carlo Alberla jage.

Die Ankunft der beiden Hülfscorps, des Weldenschen aus Tyrol durch das Etschthal und des Nugentschen, das über Belluna, Feltre und Primolano in das Venetianische einrückte, verstärkte die öster-

rrichischen Kräfte in dem Maße, daß Radeßky seine Operationen gegen die Piemontesen deginnen konnte. Schon um die Mitte des Juli ließ er, um die Aufmerksamkeit des Feindes irre zu leiten, allerlei Bewegungen und Verschanzungen am Po südlich von Mantua ausführen. Er erreichte damit vollständig seinen Zweck, denn Carlo Alberto, in Furcht, seinen rechten Flügel am Po umgangen zu sehen, ließ plötzlich die vor Verona begonnenen Belagerungsarbeiten liegen und wandte sich mit dem Nerv seiner Kräfte gegen Mantua und versuchte, es einzuschließen, was ihm jedoch nur unvollkommen gelang, nach den Excursionen zu schließen, die fast täglich von der Festung aus nach verschiedenen Seiten hin unternommen wurden.

Die Kriegsnachrichten, oft verworren und gefälscht, wurden in Rom mit fiederhafter Erwartung aufgenommen, ich möchte sagen, noch in höherem Grade von uns Deutschen als von den Römern, aber auch dei gerade entgegengesetzter Richtung der Sympathieen. Die häßlichen und oft kindischen Wuthausbrüche der Italiäner gegen ihre Feinde, die immer schlechter und schlechter werdenden Mittel, die sie anwendeten, nur um jene zu verkleinern, der augenscheinlich der gröbsten Unwissenheit entspeingende Hochmuth, ihre lächerliche Seldstvergötterung nach jedem kleinen Erfolge, die Geringschätzung, mit welcher sie auf alle andern Nationen heradsahen, endlich der Vergleich, den wir unwillkürlich anstellen mußten zwischen der Klugheit, Energie und Kühnheit des österreichischen Oberfeldherrn und der Rathlosigkeit, Schlaffheit und Unthätigkeit im entgegengesetzten Lager — alles dies hatte unsre anfängliche Sympathie für die italiänische Sache in das Gegentheil verwandelt.

Seit dem 27. Juli defanden wir uns in einer undeschreidlichen Erregung, von Furcht zu Hoffnung überspringend, und umgekehrt — je nach dem sich die oft mehrmals des Tages eintreffenden Nachrichten vom Kriegstheater anließen. Zwar günstig gefärbt für die Italiäner waren alle, ader die Vertrautheit mit der Schreidweise der Berichterstatter hatte uns eine große Geschicklichkeit gegeben, die bei einem ungünstigen Stande der Dinge mehr zwischen als in den Zeilen stehende Wahrheit herauszulesen. Trotz allen Schwankens verließ uns indessen nicht einen Augenblick die Ueberzeugung von der unendlichen Ueberlegenheit des österreichischen Heerführers und seinem schließlichen Siege. Dazwischen blied, grade wie in der letzten Gegenwart, keineswegs die Frage unerörtert über die Folgen des österreichischen Siegens oder Unterliegens für die deutsche und überhaupt liberale Sache und erzeugte die lebhafteste Meinungsverschiedenheit, je nach den Landsmannsschaften der Versammelten, von denen aus allen deutschen Ländern in Rom versammelt sind; ader die durch die Eindrücke des Augenblicks erzeugte Leidenschaftlichkeit verschloß sich Befürchtungen, deren Erfüllung noch zweifelhaft und in der Ferne lag.

Dunkle Gerüchte hatten sich verdreitet von einem Hervorbrechen Radeßky's mit einer dedeutenden Macht aus Verona gegen Sona und Somma Compagna, von dem Erstürmen und Wiederaufgeben der Höhen von Rivoli. Diese Nachrichten vom linken Flügel der piemontesischen Armee, den man über die Operationen am entgegengesetzten ganz vergessen hatte, kamen den Römern so unerwartet und schienen so unglaudlich, daß sie für eine Erdichtung der Obscurantisten gehalten wurden. Diese Oesterreich günstige Partei, die im Priesterstande, namentlich dem höheren, viele Anhänger zählte, im Verhältnisse zum Ganzen der Bevölkerung ader äußerst klein war, scheute allerdings weder grobe Lüge noch Entstellung bei Verfolgung ihrer Zwecke, ader um keinen Grad gewissenhafter in der Wahl ihrer Mittel verfuhr die entgegengesetzte radikale Partei, welche die Fadrikation von Siegesberichten in unglaublichem Maßstabe betried. Bald kamen indessen von anderen Punkten der defestigten Mincio-Linie Berichte von Angriffen und vom Vordringen österreichischer Streitmassen. Die Erwähnung des letzteren geschah freilich nur in wenigen Worten und durchaus nebensächtich, wädrend die Versicherungen, daß die Stellungen ungesäumt wieder genommen werden würden, ferner die Beweise dafür, daß die jetzige Stellung der österreichischen Heeresabtheilungen so gefährlich und verderdlich sei, daß ihre Umzinglung, Gefangennahme oder Vernichtung außer allem Zweifel stehe, bildeten den eigentlichen Text der Berichte. Das verfehlte denn auch seine Wirkung auf die arglosen Gemüther nicht, und die angeblich derichtigenden und ergänzenden Straßendollettino's strotzten von Siegen, Blutdädern und Gefangennehmungen ganzer Armeecorps.

Unser Glaude an wichtige Erfolge der Oesterreicher stand noch fest und dlied es auch, als am folgenden Tage, der ein Sonntag war und deßhald keine Zeitungen drachte, Extradlätter, die in den Straßen verkauft wurden, einen ganz entschiedenen Sieg der Piemontesen verkündeten, der den Oesterreichern nicht weniger als 6000 Todte, 40 Kanonen, eine Unzahl von Fahnen und Gefangenen gekostet haden sollte. Wir hatten unsre Freude, wenn das Erscheinen österreichischer Heerestheile an diesem oder jenem Punkte uns eine neue Seite des tiefangelegten Angriffsplanes (es handelte sich um die ganze Linie des Mincio) aufzudecken schien, wir glaubten, daß der Plan ein Meisterstück der deiden ausgezeichneten Taktiker Heß und Schönhals sei, und waren überzeugt, daß Radeßky ihn nur meisterhaft ausführen konnte. Vor einem vollständigen Abrollen des Ganzen der Bewegungen schien uns die Bedeutung der Einzelnheiten von keinem Belang.

Aber diese Zuversicht sollte noch eine harte Prode zu destehen haden. Auf die Nachricht von der Erhedung der Lombardei und Venedigs hatte sich in Rom eine Armee gebildet, zum kleinen Theile aus päpstlichen Truppen, im Uebrigen aus Freiwilligen der Civica (Bürgergarde), welche gegen die Oesterrricher ziehen und zu ihrer gänzlichen Vertreidung deitragen sollte. Der Armee fehlte, adgerechnet die Bewaffnung, Alles, was eine Anzahl Menschen zu einer Armee macht, und so war es natürlich, daß sie beim ersten Begegnen mit einer feindlichen Abtheilung, dei Cornuda, die Flucht ergriff. Hierauf zog sie sich vor jener Adtheilung, dem Nugentschen Hülfscorps, nach Treviso und Vicenza zurück und wurde dei letzterem Orte durch Radeßky vollständig eingeschlossen, geschlagen und zu einer Capitulation gezwungen, welche sie verpflichtete, in diesem Feldzuge nicht mehr gegen die Oesterreicher zu kämpfen. Da somit ihr Werk volldracht war, zogen die Römer nach Hause. Hier nun traten zwischen demjenigen Theile der Civica, der zu Hause gedlieben, und dem heimgekehrten Spannung und Zwistigkeiten ein, welche den Fürsten Borghese veranlaßten, der ganzen Civica in seiner berühmten Villa ein Fest zu geden, ein großes Rinfresco, dei welchem sich die beiden Parteien versöhnen sollten. Die Adsicht wurde ohne große Schwierigkeit erreicht; die in Folge der reichlichen Weinspenden eingetretene Heiterkeit und patriotische Reden mit Hinweisung auf die Lage des Vaterlandes führten zur Versöhnung und zu neuer Verbrüderung. Am Abend des Festes, das an dem odenerwähnten Sonntage stattfand, zogen die Versöhnten unter Gesang und Musik, gefolgt von Volksmassen, welche dem Feste zugesehen hatten, in die Stadt zurück. Ihre lärmende Lustigkeit steigerte noch die durch die Siegesnachrichten erzeugte Aufregung der Bevölkerung. An vielen Orten wurden heftige Reden gehalten gegen die österreichischen Bardaren und ihr Verbleiben in Italien, gegen die Obscurantisten, gegen die italiänischen Fürsten, welche in der Herrschaft der Oesterreicher eine Stütze suchten und fänden gegen die Ansprüche ihrer Völker. Im Kaffeehause „delle belle arti“, dem Hauptquartier der Partei, welche sich die Volkspartei nannte, wurden Demonstrationszüge beschlossen und angeordnet, der eine zum Conseilpräsidenten (damals der liderale Mamiani), der andere zum piemontesischen Gesandten. Da ich hörte, daß es sich dei dem letzteren nächst dem Bezeigen der Sympathieen für das Unternehmen Carlo Alberto's um die Frage nach etwa neuerdings eingetroffenen authentischen Nachrichten handelte, so schloß ich mich ihm an. Als der Zug vor der Wohnung des Gesandten angelangt war, schickte er mehrere Salven von Evviva's zu den übrigens dunklen Fenstern hinauf, in Folge deren ein Secretär auf den Balkon trat und der Versammlung anzeigte, daß die Excellenz nicht zu Hause

sei. Auf die Frage nach neuen Berichten gab er ausweichende Antworten und bemühte sich, vermittels Schmeicheleien die Menge los zu werden. Für den Augenblick gelang ihm das auch, denn der Zug trat den Rückweg zum Corso an. Anderthalb Stunden später jedoch faßte man im Kaffeehause den Beschluß, eine zweite Demonstration auszuführen. Die auf dem Corso und in den angrenzenden Straßen sich noch auf und ab bewegenden Massen waren bald vereinigt und erschienen zum zweiten Male vor dem Gesandschaftspalaste. Der arme Secretär hatte augenscheinlich nichts zu berichten, erschöpfte sich in Schmeicheleien und leeren Redewendungen und ließ sich endlich durch die ungeduldigen Zurufe zu dem Ausspruche drängen, der Sieg der italiänischen Waffen sei so gut wie sicher. Aus der Stellung der Worte, in welche er diesen Ausspruch kleidete, konnte der unbefangne Zuhörer mit Sicherheit schließen, daß der Bedrängte sich damit aus der Verlegenheit zu ziehen beabsichtigte, höchstens daß er eine Vermuthung damit aussprach; die aufgeregte Menge aber glaubte eine offiziell beglaubigte Thatsache zu vernehmen und brach in tobenden Jubel aus. Von Neuem ließen sich exaltirte Redner vernehmen, schilderten die Drangsale, unter welchen Italien bis jetzt geseufzt habe, und forderten die Römer auf, ihren lombardischen und piemontesischen Brüdern gleich endlich vom Reden zu Thaten überzugehen. Es mußte wohl irgend ein Schlag in Vorbereitung sein, für welchen man jedoch die letzte directe Aufforderung noch nicht wagte, vielleicht unter dem Eindrucke des Gemachten und Hohlen der ganzen Aufregung, von welchem meinem Gefühle nach ein gewisser Instinkt auch unter der Menge vorhanden war. Diese zerstreute sich nach und nach, lärmend doch noch friedlich und ohne Handlungen der Unordnung, zu welchen überhaupt die römische Bevölkerung wenig Neigung hatte.

Es war mittlerweile halb zwölf Uhr geworden, und ich begab mich ebenfalls in meine Wohnung, um zur Ruhe zu gehen. In den Straßen war es ruhig und menschenleer geworden, nur in den Kaffeehäusern am Corso, namentlich in dem »delle belle arti«, waren noch die Parteiführer und Aufgeregte aus der Civica beisammen geblieben.

Etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht wurde ich jählings aus meinem Halbschlummer geweckt durch die bekannten, aber ungewohnten Schläge der Glocke des Capitols. Charakter und Stärke des Klanges unterscheidet diese Glocke entschieden von denen der unzähligen Kirchen in Rom, und da sie nur bei den wichtigsten Anlässen in Bewegung gesetzt wird (in der Regel nur beim Tode des Papstes und zur Eröffnung des Carnevals), so mußte ihr Anschlag in tiefer Nacht und unter den gegenwärtigen Umständen die Vermuthung hervorrufen, daß etwas Außerordentliches geschehen sei. Die Schläge folgten schnell hinter einander und zahlreich, wie beim Sturmläuten. Mein erster Gedanke war Aufruhr, der nächste aber, beim Ueberfliegen der Lage der Dinge, die Ankunft einer Staffette mit Siegesbotschaft. Ich sprang auf und ans Fenster und sah in die Straße, wo zwar noch Alles still war, sich aber nach und nach die Fenster erleuchteten und öffneten und sich aus ihnen eine laute Unterhaltung der Nachbarschaft über die Bedeutung des Läutens entspann. Die Meisten hatten einerlei Vermuthung mit mir: Eine Staffette ist vom Kriegsschauplatze angelangt. Ich kleidete mich schnell an, um nach dem Corso hinunterzugehen, wo gewiß Näheres über die Veranlassung des Läutens oder über den Inhalt der Staffette zu erfahren war. Mittlerweile begannen andre Glocken anzuschlagen, wie ich deutlich unterscheiden konnte, von den Hauptkirchen am Corso, wie Monte Citorio, Gesu und von andern in der Nähe des Corso. An das gewöhnliche Läuten, das in Rom bei Tag und bei Nacht fast nie aufhört, gewöhnt sich das Ohr dermaßen, daß es zuletzt fast nichts mehr davon vernimmt, aber dies hastige, unregelmäßige Anschlagen machte einen unheimlichen Eindruck. Als ich in eine der zum Corso hinunterführenden Straßen einbog, schollen mir Evviva's und Vittoriarufe entgegen, zugleich aber mischten sich in das Geschrei und Sturmläuten starke Gewehrsalven und der Knall von Kanonenschlägen. Mein Entschluß, die Ursachen des Lärmens an Ort und Stelle zu erfragen, gerieth einigermaßen ins Schwanken; auf meine Anfrage an einen Vorübereilenden bekam ich nur den Ruf vittoria und evviva Carlo Alberto! zur Antwort. Ich wußte nun, daß wenigstens Aufruhr und Kampf in der Stadt nicht zu fürchten war. Weiter gehen oder umkehren, war jetzt die Frage. Gegen das Erstere sprachen zwar keine tiefernste, Leben und Tod umfassende Bedenken, dafür aber eine Menge leichterer, während dafür nur ein einziger, im Grunde genommen sehr leicht zu beseitigender Vorwand, die reine Neugier und Ungeduld aufzubringen war. Zur Befriedigung der letzteren mich zwischen Gewehrfeuer zu begeben, selbst wenn statt der Bleikugeln nur Papierstöpsel flogen, schien mir mindestens unzweckmäßig. Von Seiten der Römer hätte ich es ferner nicht unbillig finden können, wenn sie die Anwesenheit eines Fremden bei einem Feste, das sie ganz en famille feierten, mit Ungunst vermerkt hätten, mochte der Eindringling nun als gleichgültiger oder als mißgünstiger Zuschauer zugegen sein; ihn als freudig bewegten Theilnehmer zu betrachten, wäre ihnen wahrscheinlich nicht in den Sinn gekommen, denn die Umwandlung unserer Gesinnung war ihnen kein Geheimniß mehr. Auf dem Rückwege erinnerte ich mich noch der der Trunkenheit ziemlich nahen Aufregung unter der aus der Villa Borghese zurückgekehrten Civica, der Eigenmächtigkeiten, die sich dieselbe schon bei früheren Anlässen erlaubt hatte, die sich bei dem vollständigen Fehlen von Macht und Energie bei der Regierung stets gesteigert hatten, und die also auch wohl ohne viel Besinnen zum gewaltsamen Oeffnen des Capitols und der Kirchen geschritten sein konnten. Dabei war immer noch die wirkliche Ankunft einer Staffette und ferner immer noch die Wahrheit der durch sie verkündeten Nachricht im Auge behalten. Der ersten Annahme ließ sich die Lügensucht der radikalen Parteiführer, der zweiten die schon oft erprobte Unsicherheit der lombardischen Berichterstatter, nicht ausgenommen die provisorische Regierung selbst in Mailand, entgegenstellen. Während dieser Selbstunterhaltung war ich zu Hause und demnächst auf meinem Lager angelangt. Weniger das Schießen und Läuten und die Fensterconversation zwischen der Nachbarschaft als die innere Erregung hielt mich noch ein Weilchen wach; dann wurde mein Bemühen, Ruhe und Vergessen im Schlafe zu finden, mit Erfolg gekrönt.

Am andern Morgen freilich hatte ich Mühe, den allernothwendigsten Pflichten in Bezug auf Toilette nachzukommen. Ich flog dem Corso und meinem gewohnten Kaffeehause zu, nicht jedoch, ohne vor dem Eintritte in dasselbe einen ernstlichen Versuch zur Verbergung meiner innern Hast anzustellen. Ich betrachtete die Gesichter — sie waren verdrießlich und schlaff, wie der lendemain eines Bachanals; ich hörte auf die Reden — sie waren einsilbig, auch gereizt; ich fragte einen jungen Mann, mit dem ich mich öfter unterhalten hatte, so beiläufig, als es mir irgend möglich war, ob in der Nacht wichtige Nachrichten eingetroffen wären — er antwortete mir mürrisch, er wisse von keiner. Alles wartete auf das Zeitungspacket, das gegen 9 Uhr anlangen mußte, aber in einer Haltung, die weder freudige noch ängstliche Hast verrieth. Endlich erschien der Postbote. Gern hätte ich ihm eins der Blätter aus der Hand gerissen, aber es war nothwendig, die Rolle des wenig Interessirten fortzuspielen. Ein glücklicher Zufall führte mir indessen, ohne mein Zuthun, die Florentiner »Patria« in die Hände, ein zwar nicht ganz zuverlässiges Blatt, aber doch eins von den weniger unzuverlässigen. Ein Blick genügte zum Auffinden der Rubrik: notizie della guerra; derselbe Blick traf zugleich auf die vielbedeutenden Worte: gravi evenimenti (ernste Ereignisse) in einer der ersten Zeilen des Artikels. Derselbe, angeblich der Brief eines piemontesischen Offiziers an den Legaten von Bologna gerichtet, enthielt eine übersichtliche Zusammenstellung der Ereignisse vom 23., 24. und 25. Juli. Der anfängliche Wechsel der Erfolge gestaltete sich darin immer entschiedener zu Gunsten der Oesterreicher, ein Punkt nach dem andern mußte aufgegeben werden,

*

der Schluß des Briefes gestand die Aufhebung der Belagerung von Mantua und Verona, die sämmtlicher befestigten Punkte vor der Mincia-Linie, die der ganzen Mincia-Linie selbst und endlich den vollständigen Rückzug der Hauptarmee auf Goito.

Der Bericht gab viel zu, aber augenscheinlich verschwieg er mindestens eben so viel. Diese Vermuthung oder Gewißheit wurde uns noch im Laufe des Tages bestätigt durch eine von Mamiani veröffentlichte Depesche, nach welcher der rechte Flügel der Oesterreicher schon Peschiera eingeschlossen habe und bis Brescia vorgedrungen sei — die Piemontesen die wichtige und sehr stark befestigte Stellung bei Goito nicht hätten behaupten können und sich hinter den Oglio zurückgezogen hätten, daß die unglücklichen Toscaner, die schon mehrere Male den ersten Anprall österreichischer Uebermacht hatten aushalten müssen, vernichtet seien, wie auch die eben erst beim piemontesischen Heere eingetroffenen lombardischen Rekruten. Ein in der Stadt umlaufendes Gerücht ließ die piemontesische Armee aufgelöst und zerstreut auf dem Rückwege nach Piemont sich befinden.

Das waren Schläge, deren Stärke unsre stärksten Vermuthungen noch weit hinter sich ließ. Der Lärm der vergangenen Nacht war nichts als eine ekelhafte Orgie, angeordnet von den offenbar vom Stande der Dinge unterrichteten Führern der extremen, sogenannten Volkspartei, zu dem Zwecke, sich selbst zu betäuben und den Eindruck des am folgenden Tage offenkundig werdenden Ruins ihrer Sache auf irgend eine Weise abzuschwächen.

In der Stimmung unter uns Deutschen brachte diese alle unsre Erwartungen überbietende Entscheidung des Krieges einen merklichen Umschlag hervor. Unser Mitleid regte sich zu Gunsten des grausam enttäuschten Volkes, das mit der Vernichtung seiner überschwänglichen Hoffnungen eigentlich das Opfer seiner Führer und namentlich der Zeitungsschreiber war, die, um ein Geringes weniger unwissend als ihre Leser, dabei aber arrogant, unbesonnen und von einem Extrem zum andern taumelnd, das tollste Zeug in die Welt hineinschrieben, was bei der Neuheit des Zeitungswesens überhaupt vom Volke in seinem naiven Glauben an Alles, was gedruckt steht, für eitel Weisheit hingenommen wurde.

Wir sehen das Geschick der italiänischen Nation sich in einem unglücklichen Zirkel drehen. Während ihrer Unterdrückung sind ihr alle Mittel zur moralischen Hebung vorenthalten, und die Zeit der Freiheit nach einem gewaltsamen Aufschwunge ist zu kurz, um die der vorangegangenen Erniedrigung, die zugleich die Ursachen neuen Falles sind, zu beseitigen. Unglück und Leiden können unter diesen Umständen nie zur Ausübung ihrer bessernden Kraft gelangen.

* Ein Zug aus Napoleons III. Knabenjahren.

Kurz nach dem Gewaltstreich, durch welchen Napoleon III. die Familie Orleans ihrer Privatgüter beraubt hatte, wurden so wie aller Orten so auch in einer öffentlichen Gesellschaft zu E. scharfe Urtheile über den mehr als zweideutigen Charakter des Mannes laut, in dessen Hand jetzt die Geschicke Frankreichs liegen. In dem Kreise befand sich ein wohlhabender Bürger, der Wagenfabrikant W., ein Mann von gesetztem Wesen und wenig Worten. Bei einer lebhafteren Wendung der Conversation fuhr derselbe plötzlich heraus: „Ja, es freut mich noch heute, daß ich dem Burschen eine tüchtige Tracht Schläge ausgetheilt habe.“

Alle sahen überrascht den Redenden an: „Wem haben Sie Schläge ausgetheilt?“

Der Mann erröthete, aber sagte ruhig: „Nun, dem Louis Bonaparte.“

Wir drangen natürlich lebhaft in ihn, das Nähere zu gewähren, und nach einigem Zaudern erzählte er.

„Sie wissen, meine Herren, daß ich in meiner Jugend das Schmiedehandwerk erlernt habe. Im Jahre 1822 arbeitete ich als Gesell bei Arenenberg in der Schweiz. Die jungen Prinzen Bonaparte kamen oft auf ihren Ausflügen in der Umgegend vom Schlosse aus mit ihrem Hofmeister an die Schmiede. Prinz Louis ritt ein Pony, an dessen Beschlag ich ab und zu etwas zu bessern hatte. Aber auch sonst trieb sich der Knabe gerne bei mir herum. Die Werkstatt war klein; der Ambos stand vor der Thür unter einem Vordach. Ich pflegte, so lange das Eisen im Feuer war, aus einer kurzen Thonpfeife zu rauchen und mit den etwa Anwesenden zu plaudern. Wenn das Eisen glühte und ich an den Ambos mußte, legte ich die Pfeife zur Seite, steckte aber vorsorglich einen kurzen Eisenstab mit dem einen Ende in die Gluth, um nach gethaner Arbeit die Pfeife wieder anzuzünden. Aber einmal (Prinz Louis war grade in der Werkstätte gewesen) verbrannte ich mir, als ich das Stäbchen vom Heerd nahm, heftig die Finger. Ich konnte mir das nicht wohl erklären, dachte aber auch nicht weiter darüber nach. Aber als ich zum zweiten Mal vom Ambos hereinkam und beim Aufnehmen des Zündstäbchens mir nochmals die Hand und dies Mal recht ernstlich verbrannte, fuhr ich wild auf; denn ich begriff sogleich, daß mir Jemand den boshaften Streich gespielt hatte, das Stäbchen umzudrehen, so daß ich das glühende Ende in die Hand bekommen mußte. Niemand war in der Werkstätte außer dem Lehrburschen, welcher die Bälge zog. Dieser aber deutete mit dem Daumen nach der rechten Seite des Schoppens. Ich war rasch mit einer Karbatsche versehen zur Thür hinaus und ging links herum. Da begegnete mir richtig, leise von der andern Seite um das Haus schleichend — Prinz Louis. Er erschrack heftig und bat, das böse Gewissen auf dem Gesicht, um Pardon. Ich aber faßte ihn und drosch ihn tüchtig ab. Der Bursche zappelte und schrie fürchterlich, so daß der Hofmeister ganz erschrocken herbeilief. Ich erzählte ihm den Hergang, worauf er den verblüfften Prinzen ernst tadelte und zu mir gewandt lächelnd sagte: „Schade um jeden Schlag, der vorbeigefallen.“

Wir stimmten alle von Herzen dem Verdict des verständigen Pädagogen bei und zogen aus der Erzählung auch diesmal die oft bewährte Lehre: Was ein guter Haken werden soll, krümmt sich schon in der Jugend.

* Die älteste poetische Nachbildung zweier Stücke des Corneille.

Von Adolf Laun.

Die Oldenburger Bibliothek besitzt ein literar-geschichtliches Curiosum, nämlich die erste aber wenigstens eine der ersten poetischen Uebersetzungen des „Polyeuct“ und des „Cinna“ von Corneille; die für die Leipziger Universitätsbühne von Christof Kormart verfaßte, welche für die älteste gilt, erschien 1669 und ist drei Jahre jünger. — Der Titel des Buches ist folgender: „Glaubens-, Gnaden-, Helden- und Liebesspiegel durch zwo Trauerspiele Polyeyt und Cinna in französischen Reimen dargestellt von dem berühmtesten Poeten Herrn Corneille und in gleichsylbige Teutsche Reimart übersetzet von F. Fleischer, Gräflich Oldenb. Reise-Secretair. Im Jahre Christi 1666.“

In der allen „Liebhabern und Liebhaberinnen“ gewidmeten Vorrede meint der bescheidene Verfasser: „Müssige Ackerarbeiten in sich selbst nur haben das Glück, unter vielem Unnützen auch zuweilen etwas Nutzbares hervorzubringen. Darum hat er in seiner übrigen Musse gegenwärtiges doch unschätzbares Unkraut erzeuget; sollte jedoch etwas Gutes darunter sein, so möge man es nicht einiger Kunst, die er nicht verstehe, zuschreiben. Ja, er wundert sich selbst, daß er sich nicht scheue, an's Licht zu treten, in sonderheit da er einem ehrlichen Franzosen ein Paar seiner fast besten Kinder abgelehnet und

mehr nachgeäffet als nachgebildet hat. Indessen da bei großen und hohen Geistern seines Ortes seine Dichterei mehr Glück als Recht gehabt, so würde er es für eine Missethat halten, sich nicht in unterthänigster Treue zu erinnern, daß sein allergnädigster Herr Anton Günther, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst, Herr zu Jever und Knyphausen rc. rc., von dessen hochpreislichem Ruhm die Welt voll ist und der als allerlöblichster Prinz über Alles, was den gleichen Namen führt, gleichsam Cron und Zepter trägt, daß dieser Herr dem von Corneille, geschilderten Augustus auf ein Haar gleiche. Das andere Trauerspiel, Polyeuct, hat ihm unter den Tugenden der Pauline das unterthänige Andenken an die Gemahlin des Grosen mit ihren mehr als menschlichen, fast anbetlichen Vollkommenheiten erweckt, wie ihm das Groß-Romanische Mannesherz des sich selbstbeherrschenden Severus ein Bild des allerwerthesten Sohnes, des Herzogs von Aldenburg u. s. w. ist.« —

Die Vorrede, von der nur einige andeutungsvolle Phrasen, in denen der Reisesecretär das Aeußerste leistet, mitgetheilt werden konnten, schließt mit den Worten: »Ich laß darüber einem jeden sein freies Urtheil, ob ich solche meine Schuldigkeit habe so öffentlich heraussagen oder mit stiller Andacht die Gedächtniß solcher Gottheiten beehren sollen.«

So viel möge als Probe der loyalen Gesinnung, die den Herrn Reisesecretär belebt, und die sich auch in den angehängten Geburts-, Tauf-, Hochzeits- und Trauerfall-Gedichten den höchsten und hohen Herrschaften gegenüber bethätigt, genügen. Sie entsprechen in Inhalt und Form durchaus dem Geist oder vielmehr der Geistlosigkeit des deutschen poetischen siebzehnten Jahrhunderts, sind aber sprachlich viel correcter und reiner als Alles, was Herr Fleischer in Prosa zusammendrechselt. Daß in diesem unglückseligen Jahrhundert die ungebundene Rede, die Luther schon im vorigen mit solcher Kraft und Gewandtheit gehandhabt hatte, weit unter die gebundene, in etwas durch das Anlehnen an fremde Muster aufrecht erhaltene gesunken war, bezeugen vor allem die poetischen Uebersetzungen der damaligen Zeit und bezeugt auch Fleischers verhältnißmäßig gelungener Versuch.

Als Bestätigung dieses zu beachtenden Phänomens möge hier eine in sich selbstverständliche Stelle, die Schlußscene des Cinna, in der die Kaiserin und Augustus, nachdem dieser es über sich vermocht, den gegen ihn Verschwornen zu verzeihen, sich einer frohen Hoffnung hingeben, mitgetheilt werden. Ich setze des besseren Verständnisses wegen und zur Vergleichung des damaligen poetischen Uebersetzungsstils mit dem heutigen eine von mir versuchte Uebertragung daneben.

Fleischer.

Livia.

Das ist nicht Alles, Herr, seht eine Flam von oben
Durch den Prophetengeist macht himmelsvoll mich toben,
Hört was die Götter Euch zu wissen thun durch mich:
Der Glückssatz Eures Throns ist unveränderlich,
Nach dieser That habt Ihr Euch nirgends vor zu schrecken,
Man wird sich unter's Joch nun mehr als willig strecken,
Der ungezähmtste wird itzt folgen Eurem Raht.
Anstatt der schönsten Ehr' auch sterben Euer Knecht,
Kein loser Fund, kein Neid, kein undankbares Trutzen
Wird solchen schönen Lauf des Lebens können stutzen,
Verrath und Mordthat wird auf ewig halten ein,
Nun ihr die Kunst erjagt, ihr Herzens Herr zu sein.
Rom giebt mit tiefer Freud durchgeistert Euch in Händen
Das Reich, mit dessen Gränz' sich Erd' und Himmel enden,
Der königliche Geist in Euch zeugt sonnenweit,
Daß das ihr einzig Glück, daß Ihr ihr Kaiser seid.
Von ihrem alten Wahn das Volk nun ganz befreyet
Glück Eurer Monarchie und tausend Heil zuschreyet,
Bereitet Eurer Ehr schon Tempel und Altar,
Der Himmel aber schreibt Euch in die Götterschaar,
Es soll die Nachwelt auch durch alle die Provinzen
Zum Spiegel setzen Euch der allerbesten Prinzen.

August.

Den Glückspruch nehm' ich an und darf in Hoffnung sein,
Der Himmel wird Euch mehr der Gottheit flößen ein,
(zu den Umstehenden)
Man opfre nun zum Glück ein doppelt Opfer morgen,
Als drunter besser Heil vor unser Reich verborgen,
Auch der verschwornen Rott laßt wissen diesen Tag:
Daß, da ich Alles weiß, ich gar Nichts wissen mag.

Laun.

Livia.

Noch mehr, o Herr, es strahlt durch meinen Geist ein Licht,
Ein himmlisches, das durch die Nacht der Zukunft bricht.
Horch, was durch meinen Mund die Götter dir enthüllen,
So wie's ihr Rath beschloß, wird's herrlich sich erfüllen.
Nach dieser großen That brauchst du nicht mehr zu zagen,
Denn jetzt wird jeder gern der Herrschaft Joch ertragen,
Der Feinde Haß entsagt dem ränkevollen Plan,
Der Tod für dich erscheint voll Ruhm dem Unterthan,
Nicht mehr wird feiler Neid Verrath und Unheil spinnen
Dem schönen Pfad, worin die Tage dir verrinnen.
Von der Verschwornen Schaar bleibt deine Schwelle rein,
Du fandest ja die Kunst, der Seelen Herr zu sein,
Und freudig bringt dir Rom das Reich der Welt entgegen,
Um es entsagungsvoll in deine Hand zu legen;
Von deinen Tugenden im Herzen überzeugt
Sucht es darin sein Glück, daß deiner Macht sich's beugt.
Vom trüben Wahn befreit, in dem es lang befangen,
Geht nach der Monarchie sein Sehnen, sein Verlangen,
Schon bauet deinem Ruhm es Tempel und Altar,
Und droben harrt ein Platz dein in der Götterschaar,
Du hast von Fürstensinn ein Beispiel aufgestellt,
Das durch die Zeiten strahlt, vom reinsten Glanz erhellt.

Augustus.

Ich lauschte deinem Wort mit hoffendem Vertraun,
O könntest du so stets der Götter Plan durchschaun!
(zu den Umstehenden.)
So wie es morgen tagt, laßt uns mit frohen Händen
Bei günst'ger Vogelschau ein doppelt Opfer spenden,
Und den Verschworenen verkündet weit und breit!
August weiß Alles jetzt, jedoch August verzeiht.

---

* Alexander von Humboldt.

Bremen, 19. Mai. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Dr. Buchenau einen Vortrag über Alexander von Humboldt. Der Redner wies zuerst darauf hin, wie alle Versuche Humboldt's Thätigkeit in ein Gesammtbild zusammen zu fassen, für jetzt noch unvollkommen bleiben müßten, da wir noch mitten in den Nachwirkungen jener Thätigkeit leben. Von den äußern Lebensverhältnissen wurde nur das Wichtigste angeführt, soweit es zum Verständniß von Humboldts Entwickelung unumgänglich erforderlich war; dagegen wurde die sittliche und wissenschaftliche Größe besonders betont. In ersterer Beziehung wurde namentlich hervorgehoben, wie Humboldt allen Versuchungen des Reichthums und einer bevorzugten Lebensstellung widerstand, wie er selbst einer glänzend begonnenen Laufbahn im Staatsdienst entsagte, um dem Dienste der Wissenschaft, dem Wohle der Menschheit zu leben, wie dieser große Zweck ihn über alle Gefahren und Mühen einer bis dahin beispiellosen Reise hinweghob; nicht weniger wurde die Bescheidenheit unseres großen Todten, seine Bürgertugend, seine Aufopferungsfähigkeit für andere Diener der Wissenschaft betont. — Zur Schilderung von Humboldts wissenschaftlicher Größe gab der Redner zuerst eine Uebersicht des Standes der Naturwissenschaften, als Humboldt zum ersten Male an sie herantrat; es wurde unter anderm der weltbewegenden Entdeckungen von Galvani, Herschel, Watt, Lavoisier, Werner und Linné gedacht. Humboldts

Bedeutung im Zusammenfassen großer Gebiete des menschlichen Wissens, im Eröffnen neuer Gesichtspunkte wurde an den Beispielen der Pflanzengeographie, des Erdmagnetismus, der Erdwärme und der Klimalehre, vor Allem aber an der Zusammenfassung aller dieser Zweige in die »physische Weltdeschreibung« nachgewiesen.

Zum Schluß betonte der Vortragende, wie es zum großen Theile Humboldt's Verdienst sei, daß die Naturwissenschaften sich im Bewußtsein ihrer Einheit entwickelt hätten, daß sie in der großen Mehrzahl ihrer Jünger jenem Stoffglauben fern geblieben sind, der die Schöpfung zu einem Spielball des blinden Zufalles erniedrigt und wie Humboldt selbst die Bausteine zur Größe der nach ihm kommenden Zeitepoche lieferte, indem er die Wissenschaft dem gesammten Volke zugänglich machte.

---

* Die Zoologie von Hermann Masius.

Die „gesammten Naturwissenschaften.“ Band 2, Abtheilung 2. Bädecker, Essen. 1858.

»Vor uns liegt die Welt als Fundgrube der Schönheit.«

»Die Physiognomik der Natur fordert eine Verbindung des Naturforschers und des Aesthetikers. Der Aesthetiker müßte mit umfassender naturwissenschaftlicher Bildung ausgerüstet sein und der Naturforscher nicht nur mit philosophischer Einsicht in das Wesen des Schönen, sondern mit dem feinen Gefühle, dem speciellen erfahrungsreichen Formsinn des Künstlers.«

»Der Mensch erfreut sich des belebten, effectvollen Thuns (der Thierwelt), das ihn überall an seine Welt erinnert und doch schuldlos ist.«

Vischer, Aesthetik.

Wenn wir aus der Menge der äußerst gelungenen Partieen des genannten größeren Werkes, das so eben zum Abschluß geführt worden, keine berühren und nicht einmal Theile wie Molt's höchst interessante »Dampfmaschinenlehre« oder Romberg's geistvolle Skizze über »das Meer« näher beleuchten, sondern nur die »Zoologie«, von Masius einer Besprechung unterwerfen, so liegt der Grund einfach in der unleugbaren Thatsache, daß diese Schrift in ihrer Form fast einzig dasteht und uns als ein nicht unwesentlicher Fortschritt der edlen populären naturwissenschaftlichen Literatur, aber auch als glänzender Sieg der ästhetischen Naturbetrachtung über eine gewisse Partei des krassesten Materialismus erschienen ist. Masius machte hier Ernst, für die Physiognomik der Natur, die schon in seinen »Naturstudien« mit klangreicher Wendung den Accent auf die äußere Erscheinung der Geschöpfe legte, auch in der strengen wissenschaftlichen Sphäre eine Lanze zu brechen, und seine That hat ein Erfolg gekrönt, wie er ihm eben nur gebührt. Stand ihm doch auch das Recht schützend zur Seite. Wenn das Gesammtwerk die beiden Hauptzwecke verfolgt, nicht nur dem Publikum die starken Ringmauern der Wissenschaft zu öffnen und aus ihren exoterischen Kreisen das Wissenswertheste und Nützlichste in weitere Sphären überzuleiten, sondern auch das Volk für die Größe und Schönheit der Schöpfung zu begeistern, so giebt es zur Erreichung dieses letzteren Zieles bezüglich des Reiches der organischen Gebilde kein ausreichenderes Mittel, als durch künstlerische Darstellung der einzelnen Gestalten und Gruppen den Leser zu fesseln und sein Gemüth durch den Zauber der Schönheit, die aus jeder einzelnen Erscheinung mehr oder minder hervorstrahlt und sich von den untersten Ordnungen bis zur Sphäre des Menschen immer reicher und glanzvoller entfaltet, für die Schönheit und Harmonie der ganzen Natur zu entflammen zu suchen. Masius, mit umfassenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen zugleich, aber auch mit dem scharfen Blicke des darstellenden Künstlers und einer gleich bedeutenden Meisterschaft über die Sprache ausgerüstet, hat dieses Mittel gewählt und in erschöpfender Weise zu verwenden gewußt.

So verfehlt seine »Zoologie« den wohlthuenden Eindruck und die anziehende Wirkung nicht, die stets im Gefolge der Schönheit sind. Es wird Einem wohl und frei um's Herz, wenn man von der Lectüre früherer populärer Werke und aus ihrem Wuste von Notizen, Anekdoten u. s. w. in dies lichtvolle Reich plastischer Gestalten tritt, die aus ihrer äußern Darstellung wie aus ihrer wissenschaftlichen Anordnung die Harmonie der Schöpfung und deren geordnetes Walten klar herausfühlen lassen. Sicherlich wäre der Eindruck ein noch wohlthuenderer, wenn der Verfasser in Folge seiner eigenen Ansicht, daß die Natur in ihrem Wirken eine Skala von Vervollkommnungen der Grundformen des thierischen Organismus erklimmt, bis es ihr gelingt, den Wunderbau des Menschen zu vollenden, in seiner Anordnung den climax ad minus in einen ad majus umgekehrt und den Leser von dem kaum geahnten Reiche der Infusorien durch die sich immer mehr vervollkommnenden Gruppen der Glieder- und Rückgratthiere bis zum Menschen in steigender Bewunderung und wachsender Befreiung von dem nicht zu leugnenden Drucke jener Larvenwelt hinangeführt hätte. Die gebrochenen und durch katoptrische Spiegel auseinander geworfenen Strahlen des menschlichen Bildes, wie Herder geistreich die Thiere nennt, wirken in ihrer Auseinanderlegung leicht wie ein Versinken in ein feindliches und unheimliches Element oder in die düsteren Schatten der Nacht, in ihrer aufsteigenden Sammlung aber wie das Ersteigen lichter und sonnenheller Höhen aus dem grauenvollen Dunkel verworrener und trüber Gründe. Doch war die Eintheilung der »Zoologie« durch die des Gesammtwerkes bedingt, dem schon aus diesem Grunde ein Redacteur en chef zu wünschen gewesen wäre. Wenn der Verfasser trotzdem das Licht der Schönheit wie ein treuer Priester bis in die tiefuntersten Regionen der Strahlthiere, Polypen und Infusorien aufzuzeigen und rein zu bewahren gewußt, so ist dies ein schlagender Beweis für die Wahrheit seiner Methode und seiner Befähigung zu ihrer Anwendung.

Es würde uns selbst eine der reinsten Freuden sein, hier in verjüngtem Maßstabe die Wege aufzuzeichnen, die er im Reiche des Naturschönen gewandelt ist, und durch Citate unsere, schon bei Gelegenheit einer Beurtheilung seiner »Naturstudien« aufgestellte Behauptung zu motiviren, daß Masius nach Vischer bis jetzt den Anforderungen am meisten entsprochen hat, welche die Wissenschaft nach Vischer's eigenem, an den Anfang unseres Aufsatzes gestellten Ausspruche an einen Physiognomen der Natur zu machen hat. Doch müssen wir uns dies auf eine spätere Auseinandersetzung von der Darstellung des Naturschönen im Allgemeinen versparen und wollen hier nur einige Lichtpunkte des Werkes aufzeigen. — Von den Säugethieren sind zunächst die »Fledermäuse« sehr gut gezeichnet; das unendliche Gewirre von Familien und Species dieser Flatterer konnte nicht besser gelichtet werden. Von den Raubthieren erfreut sich namentlich das »Katzengeschlecht« einer lebendigen Schilderung, wie denn der Verfasser besonders da stets die größte Gewandtheit der Darstellung bekundet, wo die Schönheit und Kraft des Individuums und die idealisirende Form seines Aufenthaltes dem Schönheitsgefühle des Verfassers die reichste Nahrung zuführen. Ferner sind das Pferd, von den Zweihufern das Kameel, die Ordnungen der Vielhufer, Seehunde und Cetaceen gleich meisterhaft behandelt. Eine ähnliche, wenn nicht noch größere Lebendigkeit der Darstellung und ein sicherer Griff in der Wahl des Stoffes zeigt sich in der Klasse der Vögel, deren unzählige Arten uns in schön gewählter Ordnung vorübergeführt werden; besonders erwähnenswerth dürfte die »gewaltige Schlachtordnung« der Raubvögel und die »frohbewegten, psychisch (»physisch« im Texte wohl ein Druckfehler) tiefer begabten« Singvögel sein. Mit dem Uebertritt in die Klasse der Amphibien, »deren allein die Natur von allen ihren Geschöpfen sich zu schämen hat«, und in jene Kreise überhaupt, wo das geistige Leben immer mehr schwindet und die Zahl charaktervoller Typen und Individuen immer gelichteter wird, beginnen die eigentlichen Schwierigkeiten der Dar-

stellung für den Verfasser und wachsen unendlich mit jedem Schritte niederwärts. Wie er sie zu überwinden gewußt, davon zeugen besonders die „Eidechsen“, die unheimlichen Gestalten der „Schlangen“, und selbst die Pipa dorsigera, unstreitig das häßlichste und ekelhafteste Gebilde des allmächtigen Weltengeistes, entschädigt durch die Gewandtheit ihrer Darstellung für das schaudererregende Gefühl, das ihre Gestalt in uns erwecken muß. Wohler wird uns wieder bei dem wohligen Heer der Fische zu Muthe, und die glänzenden Schilderungen des Fanges erhöhen diesen Eindruck noch mehr. Die Insecten und alle folgenden Klassen aber werden tactvoll meist in ihrer Gesammtrepräsentation gezeichnet, es müßten denn hervorstechende Individuen eine specielle Behandlung erheischen. Das Werk schließt mit dem Chaos der Infusorien, das uns selbst noch beim „athmenden Atom im Tropfen“ dankbar bewundernd ausrufen läßt: „Der Schatten Gottes geht durch die Natur!“

Inzwischen können wir nicht leugnen, daß wir in Bezug der Verwendung des Stoffes Einiges geändert wünschten. Masius wird bei der Arbeit seines Werkes selbst gefühlt haben, daß es ein Anderes, Schwereres ist, das gesammte Reich der Thiere zu einem, wir möchten sagen: organischen Kunstwerke zu verarbeiten, als aus ihm einzelne Lieblingsgestalten zu wählen und sie in statuenartiger Isolirung hinzustellen, wie er es in seinen früheren Schriften gethan hat. Verlangen wir auch nicht, daß er die bedeutendsten Arten, wie sus torquatus, sus labiatus, u. s. w. berücksichtigen soll, (das verboten ihm schon die räumlichen Grenzen des Werkes), so erheischten doch andere bedeutende Individuen, ja ganze Species und Arten ein längeres Verweilen und eine liebevollere Behandlung. Abgesehen von der Gattung der Meerkatzen und der Gruppe der Halbaffen, von denen die erstere nur erwähnt wird, hätten vor Allen Edelhirsch und Reh, der Hund, Falke, Weihe, Karpfen und Hecht eine speciellere Darstellung verdient. Beim Biber vermißten wir eine genügende Beschreibung des Baus, die besonders wünschenswerth gewesen wäre, da selbst die von Hearne, Winkell ꝛc. kein anschauliches Bild liefern; beim Kukuk, dem chaméleon colagique, eine nähere Erwähnung seiner geheimnißvollen Fortpflanzung.

Somit empfehlen wir das Werk, dem ein Separatabdruck nachdrücklichst zu wünschen wäre, den Freunden der Naturwissenschaften und des Naturschönen als sicheren Führer durch ein Reich, das sich traulich bis an die Grenzen unseres vernunftbegabten Geschlechtes zieht, und in dem die heilige Prophetie vom Nahen des Menschen immer vernehmlicher ertönt.

— t —

Feuilleton.

— * Von dem vor einigen Monaten herausgekommenen neuen Buche von Riehl „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ ist bereits ein zweiter Abdruck nöthig geworden.

— * Das Schauspiel „Anna-Lise“ von Hersch, welches im letzten Winter überall so viel Glück machte, ist jetzt auch im Buchhandel erschienen.

— * Christian Grabbe und Charlotte Stieglitz sind von Saint-Hilar zu Hauptfiguren von Dramen, welche gedruckt erschienen sind, gemacht worden.

— * Der Historiker Friedrich von Raumer in Berlin hat ein Schriftchen „Zur Politik des Tages“ herausgegeben.

— L. Gedichte von Ernst. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1858. — Im Vertrauen war uns mitgetheilt worden, daß hinter diesem pseudonymen Ernst der Name eines unsrer beliebtesten Naturforscher sich berge, und mit freudigen Erwartungen nahmen wir das Buch zur Hand. Ein besonderes Interesse für einen verehrten Mann ist wohl in solchen Fällen natürlich, wo man ihn, der mit feinem tiefen Gemüth und scharfblickenden Auge auf andern Gebieten so Bedeutendes leistete, auf einem neuen Felde thätig sieht. Die Voraussetzung, hier Außergewöhnliches anzutreffen, hat sich nun allerdings, wie wir offen gestehen wollen, nicht so ganz bestätigt, sondern der Satz sich bewahrheitet, daß Jemand ein großer Gelehrter sein, ein warmes Herz und ein für Großes und Schönes sehr empfängliches Gemüth besitzen könne, ohne darum ein besonders begnadeter Dichter zu sein. Nicht als wenn im vorliegenden Buche sich kein lesbares Gedicht fände; aber in der Regel fehlt es am erhebenden, belebenden Schwunge, der zarte Hauch, die rechte Melodie wird meistens vermißt und — was nach unsrer Meinung wesentlich mit dazu gehört und von Jedem heut' zu Tage gefordert wird, der, wo Alles Verse macht, Dichter heißen will — Originalität und Gestaltungskraft treten ebenfalls nicht genug hervor. Eine gewisse Monotonie im Versmaß vermehrt den Eindruck, welchen die matte Diction hervorbringt, und zuweilen stören unreine Reime und bedenkliche Scandirung, welche zu verrathen scheinen, daß des Verfassers Gehör wohl kaum so fein ausgebildet ist, wie sein Forscherauge sich klar und scharf erwies. Mindestens kommen uns Jamben wie

O! Unschuld, bist auch du der Freiheit Feind,
Daß die Grundrechte du so freventlich gebrochen?

etwas gewagt vor, ganz abgesehen von dem überzähligen sechsten Fuße, und Reime wie „zog“ und „noch“ dünken unserm Ohre gesetzwidrig. Manche dieser Gedichte mögen in jungen Jahren entstanden und der Ausdruck schöner Stunden sein, uns wundert aber, daß der Verfasser jetzt nicht schärfere Kritik gegen sich selbst geübt hat. Trotz des Angeführten wird das Buch, wo man weiß, wer der Verfasser ist, überall großes Interesse erregen, denn ungeachtet der angeregten Mängel zeugt es von sinnigem und liebenswürdigem Gemüthe. Sehr glücklich gerathen ist unter den Uebersetzungen das „Gebet des heiligen Augustinus“, und wir würden es gern mit einigen der gelungeneren eigenen Gedichte abdrucken, wenn der Raum es gestattete.

— L. Richard. Ein Seelengemälde. Episch-lyrisches Gedicht in fünf Büchern von Rudolf Schuster. Leipzig, Robert Henninge'sche Buchhandlung. 1858. — Die Meinung des noch sehr jugendlichen Verfassers ist gut, und ein reiner Sinn spricht sich überall aus, aber der poetische Gehalt des Büchleins möchte nicht sehr hoch anzuschlagen sein, und auch die Form ist durchweg sehr mangelhaft. Alles Talent soll jedoch nach diesem Erstlingswerkchen nicht weggeläugnet werden, und es würde uns freuen, wenn spätere Leistungen den Beweis liefern sollten, daß der junge Dichter in der Ausbildung Fortschritte macht. Einen freundlichen Rath möchten wir ihm ertheilen, und zwar den, nichts zu veröffentlichen, ehe er das Manuscript geraume Zeit im Pulte hat schlummern lassen. Vom horazischen Neunjahr wollen wir nicht reden; eine so heroische Geduldsprobe dürfte man heut zu Tage kaum Jemandem zumuthen.

— * Eine neue Zeitschrift „Deutsche Blätter“ ist von Dr. L. W. Fischer-Goulett in Frankfurt a. M. begründet und als Sprechsaal für gebildete Vaterlandsfreunde bezeichnet worden. Sie erscheint in zwanglosen Nummern als Gratisbeilage der volkswirthschaftlichen Zeitschrift „Der deutsche Verkehr.“ Der Herausgeber spricht sich im Programme in folgender Weise über seinen durch die Zeitereignisse hervorgerufenen Plan aus: „Eine ernste Zeit ist im Anzug. Sie wird der Nation manche Prüfung auflegen, den Regierern, wie den Regierten. Dunkel liegt die Zukunft vor uns, aber auf die jetzigen Wege der Deutschen werfen die Fackeln des Kriegs und des Aufruhrs, die der Neffe Napoleon Bonapartes in das friedliche Leben der Völker schleudert, ein helles Licht. Im Leben der deutschen Nation sind der Presse noch niemals schwerere Pflichten aufgelegt worden, als in dieser drangvollen Zeit. Schon der bloße Unverstand publizistischer Wortführer kann die Wohlfahrt des Ganzen schädigen, wenn auch der Wille rein und gut ist. Ein Grundgebrechen unserer meisten Tagblätter ist ihre Unvollständigkeit, ein zweites ihre Einseitigkeit. Die Schuld liegt nicht an ihren Leitern, sondern an den Verhältnissen. — wir hatten zur Zeit noch zu wenig gemeinsame Zeitungsstoffe und zu viel Zeitungen. Der deutschen Presse stehen weder die Arbeiter, noch die Kunden zu Gebot, die ein großes und gemeinsames Staatsleben den Journalen Englands zur Verfügung gestellt, wenn auch in vielen unsrer Blätter so manche Feder thätig ist, die an Talent und Tüchtigkeit hinter den britischen nicht zurücksteht. Durch diese Blätter soll versucht werden, in eine fühlbare Lücke ergänzend einzutreten. Sie wollen die brennenden Tagesfragen kritisch besprechen, eingehender als es in dem engen Raum deutscher Tagblätter möglich ist. Sie stellen sich die Aufgabe, die Nationalinteressen von einem Standpunkt aus zu betrachten, der bei seinen Anschauungen nicht bloß die Particularinteressen des österreichischen oder preußischen Staates als entscheidenden Richtpunkt anerkennt, sondern im Dienste der Gesammtheit die verschiedenen Interessen zu würdigen und die Verständigung über eine gegenseitige Ausgleichung zu erleichtern sucht. Wenn der Herausgeber in der Eintracht der beiden Hauptmächte die einzige Garantie für das einige Zusammengehen Deutschlands sieht, so theilt er darum keineswegs die Meinung, daß die Staaten des übrigen Deutschlands lediglich pas-

tische Nullen seien und daß es sich in Wien und Berlin für jetzt nur darum handle, wer sie regieren, später, wer sie incorporiren soll. In den nichtösterreichischen und nichtpreußischen Ländern sind die politisch-gouvernementalen Kräfte geringer, wie in den beiden Großstaaten. Aber an nationaler Kraft bildet das Volk der Mittel- und Kleinstaaten den wichtigsten Theil der Gesammtnation, der nicht nur an Areal und Seelenzahl, sondern auch an Wohlstand und Bildung die deutschen Bevölkerungen der beiden Hauptmächte im Ganzen wohl noch übertrifft und einig oder anarchisch entzweit, in den Geschicken Europas schwer in die Wagschale fällt."

— * Das jüngste Produkt der Muse Charlotte Birchpfeiffers „Der Leiermann und sein Pflegekind" hat in Berlin kein Glück gemacht. Die Hauptfigur, mit dem sehr poetischen Namen Riekchen begabt, jammert fünf Akte hindurch über körperliche Leiden, Hunger, Frost u. s. w. und langweilte das Publikum. Auch das neueste Drama von Gustav von Meyern, dem Verfasser des „Heinrich von Schwerin", ein vaterländisches Lustspiel „Die Heldin wider Willen" wird in Berlin gegeben. Das Stück sollte zeitgemäß wirken; aber diesen Zweck erreicht es nicht, denn obgleich es 1813 spielt und die Katastrophe durch einen Sieg der Verbündeten über die Franzosen herbeigeführt wird, hat es doch soviel triviales, unbedeutendes Beiwerk, daß der Grundgedanke in den Hintergrund gedrängt wird und das Ganze vom Standpunkt des Lustspiels zur Familienposse herabsinkt.

— △ Der Tod des Erzherzogs Johann ist in unserer vom Kriegslärm aufgeregten Epoche ziemlich unbemerkt und spurlos vorübergegangen; die größeren Zeitungen erwähnen ihn kaum und fügen höchstens mit wohlwollendem Bedauern hinzu, daß derselbe als Kriegsmann sowie als Politiker doch recht unglücklich gewesen sei. Wir sind nicht im Fall seine Kriegsthaten beurtheilen zu können und wissen nur, daß er seiner Zeit, von anderen Heerführern und vom k. k. Kriegshofrath im Stich gelassen, gegen Moreau und Vicekönig Eugen keine Erfolge erzielte. Der Grund, weßhalb wir sein Ableben überhaupt in diesen Blättern erwähnen, ist der, daß er der einzige seines Hauses war, der sich selbstständig mit Wissenschaften beschäftigte, wovon die mit beschränkten Mitteln begonnene und jetzt herrlich blühende naturwissenschaftliche Akademie, das Johanneum in Grätz, ein glänzendes Zeugniß ablegt. Er pflegte diese Anstalt hauptsächlich in den zwanzig Jahren 1815—35, in welchen ihm durch das Mißtrauen seines Bruders, des Kaisers Franz, der Aufenthalt in seinem Lieblingslande Tirol untersagt war. Seine Stellung als deutscher Reichsverweser wäre gleichfalls bei seiner Todesanzeige unsers Bedünkens erwähnenswerth gewesen, und wenn dieses nicht geschah, so war es wohl, weil man sich zu befangen hierfür fühlte.

— * Ueber den mehrmals erwähnten Tod des deutschen Reisenden Adolf Schlagintweit auf seinen Bergwanderungen in Centralasien haben seine Brüder Hermann und Robert nun officielle Berichte erhalten und ihren Freunden mitgetheilt. Jener Aktenstücke sind zehn, und zwar Berichte, gesammelt und mitgetheilt vom Kapitän Henry Strachey, von Herrn G. Knox, Assist.-Commissioner von Kulu, vom asiatischen Departement in Petersburg und vom Lieutenant Col. Edwardes, Commissioner und Superintendent der Peshauer Division. Aus der Einleitung heben wir Folgendes hervor: „Die Nachrichten aus Indien und aus Rußland von europäischen Offizieren und Beamten der angrenzenden Distrikte, nach Aussagen von Eingeborenen gesammelt, stimmen leider darin nur zu genau überein, daß Adolf Schlagintweit zu Kaschgar in Turkistan (Central-Asien) im August 1857 getödtet wurde und als Opfer seines wissenschaftlichen Berufes fiel. Er war als Europäer erkannt worden, nachdem er verkleidet über den Karakorum und Küenlüen, vor uns noch nie durchreis't, auf einer etwas westlicheren Route, als die unsrige, weit nach Centralasien vorgedrungen war. Die nächste Veranlassung und die Art seines Todes sind allerdings in den verschiedenen Berichten nicht in übereinstimmender Weise angegeben; doch geht aus allen hervor, daß der politische Zustand dieser Länder und der Umstand, daß Adolf bei aller Vorsicht als Beamter der indischen Regierung erkannt wurde, wesentlich zu seinem traurigen Ende beitrugen. Selbst bei der lebhaften Theilnahme, die England stets für das Schicksal wissenschaftlicher Reisender gezeigt hat, wird es wohl kaum gelingen, daß dasselbe, wie in früheren ähnlichen Fällen so energisch geschah, die Mörder unseres Bruders zur Rechenschaft zieht. Nach den Aussagen Einiger war es der Umstand, daß er sich gefangener Bhot-Rajputen, britischer Unterthanen aus Bisser im Himalaya, annahm und zu vermitteln suchte, daß sie nicht getödtet oder als Sclaven verkauft würden, nach anderen Angaben war die unmittelbare Ursache die, daß er als Europäer erkannt wurde und durch die Hand fanatischer Musselmans fiel. Ungeachtet unserer eifrigsten Bemühungen, seine Manuscripte, Zeichnungen 2c. während der letzten Monate zu erhalten, ist es uns bis jetzt noch nicht gelungen, Näheres über dieselben zu erfahren; doch sind uns bereits durch die Angaben seiner Begleiter viele sehr wichtige geographische Mittheilungen gemacht worden, und wir sind nicht ohne Hoffnung, daß bei der uns stets bewiesenen thätigen Theilnahme der indischen Regierung an unserer wissenschaftlichen Mission nach Indien und Hoch-Asien nichts unversucht bleiben wird, um so viel als möglich von seinen letzten Papieren zu retten."

— △ Bilder italiänischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner von Otto Speyer. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. — Kann man über Italien noch etwas Neues sagen oder schreiben? Fast möchte man es bezweifeln, und doch bringt jede Leipziger Ostermesse noch dutzendweise mehr oder weniger gelungene Beschreibungen dieses vielbesungenen Landes. Und in der That während im vorigen Jahrhundert die Ramdohr, Stollberg, Seume, Elise von der Recke und Goethe die klassischen, noch jetzt durchaus vollgültigen Ergebnisse ihrer Reiseanschauungen veröffentlichten, hat unsere Zeit viel weniger derartige Werke aufzuweisen, welche etwa wie die eines Friedrich Kölle, Mittermaier, Raumer, Helfferich, Stahr und einiger Anderer Epoche machen und auch nach längerer Zeit noch lesenswerth gefunden werden mögen. In unserer praktischen Zeit haben freilich Reichard, Förster und Murray möglichst genaue Fremdenführer geschrieben, welche für den gewöhnlichen, eilfertigen Reisenden, der nicht von der großen Heerstraße abweicht, genügen, aber nur wenige derselben, welche specielle künstlerische oder archäologische Zwecke verfolgen, werden Muße und Lust genug haben, sich vorher zur nöthigen Vorbereitung durch die in ihrer Art trefflichen, aber dickleibigen Werke eines Platner, Bunsen, Braun, Kugler oder Jakob Burckhard durchzuarbeiten. Der Verfasser vorerwähnten Buches scheint uns nun zwischen diesen beiden Arten von Reisebeschreibern eine glückliche Mitte gehalten zu haben. Er bewohnte als Erzieher eines jungen florentinischen Adligen längere Zeit Toskana, welches Land er nach allen Richtungen als aufmerksamer Beobachter zu durchstreifen Gelegenheit hatte und von welchem er nun mit Benutzung des bereits vorhandenen Materials ein möglichst vollständiges Bild entwirft. So erhalten wir hier — in einem deutschen Reisebuche unseres Wissens zum ersten Male — eine ordentliche Beschreibung der am Meeresufer sich hinstreckenden Maremmen mit ihren merkwürdigen Etruskerstädten Volterra und Populonia; der Verfasser erzählt uns seinen längeren Landaufenthalt in den Thälern des Arno und Chiana, seinen Besuch der drei hoch im Apennin gelegenen Klöster Vallombrosa, Camaldoli und Alvernia, sowie auch seine Ausflüge nach Carrara, la Spezia und der schöne Riviera di Levante. Seine Reise in den nordwestlichen Gebirge von Toskana wird theilweise wenigstens den aufmerksamen Lesern des Morgenblattes schon bekannt sein. Des Verfassers Hauptzweck war, den physiognomischen Charakter der Landschaft, sowohl der ursprünglichen als der durch Kultur modificirten sammt den lebenden Wesen aus der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt, die sie bevölkern, in ein möglichst klares Licht zu setzen; sein Urtheil ist objectiv gehalten, er berichtet einfach, deutlich, und wie es dem Referenten, der auch länger dies Land bewohnte, scheint, ist sein Urtheil über Menschen, Gegenden und Kunst unbefangen und richtig. Unbeschadet dieser ruhigen Anschauung und Darstellung wird er entzückt von der herrlichen Natur des Landes und den Erscheinungen, wie sie die hesperische Halbinsel in Verbindung mit den schönsten Denkmälern der Kunst und den zahllosen, der Landschaft unzertrennlich einverleibten Erinnerungen der klassischen, wie der romantischen Vorzeit in so unvergleichlicher immer von Neuem bezaubernden Weise darbietet. Mit den Landschaftsbildern wechseln Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, Bilder aus dem Volksleben, kleine Reiseerlebnisse, Darstellung der Denkmäler der Kunst und des Alterthums, sowie endlich eingeflochtene Betrachtungen über die geschauten Bilder und erlebten Thatsachen mit einander ab, wogegen alle Kunstkritik im eigentlichen Sinne und die detaillirte Beschreibung von Kunstwerken, vermieden ist. Vorzüglich gelungen sind die Umrisse der Städte Arezzo, Pisa, Lucca und seine Bäder, Livorno und vor allem Florenz, denn die schöne Arnostadt hat, wie das ganze Land, auch auf den Verfasser ihren Zauber ausgeübt. Der Wohlklang der Sprache, die — ein seltenes Beispiel — auch in den niederen Volksschichten kein Patois kennt, die Anmuth der Sitten, das milde Klima, genußreiches Kunstleben in zwei ausgewählten Gallerieen und schönen Kirchen, anregender geistiger Verkehr, befördert durch mehrere treffliche, altberühmte Bibliotheken und durch den leichten Zutritt in höhere, gesellige Kreise, endlich eine gewisse, nicht angelernte, sondern angeborene, unübersetzbare Eigenschaft in allen Schichten der Bevölkerung, gentilezza genannt, Alles dieses zusammengenommen, bietet dem gebildeten Nordländer, der mit offenem und empfänglichem Verständniß für das Schöne in Kunst und Natur dorthin kommt, ein weites Feld für Beobachtungen, und es ist daher kein Wunder, daß der Verfasser diesem Gegenstand ein langes Kapitel gewidmet hat. Alles geschieht in Toskana mit Grazie, sogar die Revolutionen, wie das kürzlich erlebte Beispiel bewiesen hat; kein Blutvergießen, kein wüstes Geschrei, kaum ein bitteres Wort; der Landesherr wird unter den Verbeugungen seiner Beamten und Dienerschaft bis über die Grenze begleitet, und die langersehnten Reformen beginnen sofort. — Dieser vorliegende erste Theil des Werkes bespricht nur Toskana, wobei wir mit Bedauern das durch Kunst, Geschichte und Lage gleich merkwürdige Siena vermißten. Dasselbe wird wohl im zweiten Band, dessen Erscheinen wir mit Interesse entgegensehen, nachgeholt. Letzterer soll den ganzen südlicheren Theil der Halbinsel mit Einschluß Siciliens enthalten, und es kann demselben, falls er, wie vorauszusetzen ist, in demselben Geiste gehalten ist, ein gleich großer Erfolg bei der Lesewelt versprochen werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pistor. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag

Siebenter Jahrgang.

№ 22. Bremen, 29. Mai. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Aus einer Dachstube.

Erzählung von Otto Roquette.

1.

An einem Frühlingsabende ging ein blasses junges Weib den Kanal entlang, der die Stadt in großem Halbkreise umzieht. Sie hatte ein Kind auf dem Arme, während ein anderes, etwa dreijähriges, sich an ihrem Kleide festhielt und neben ihr her trippelte. Leise summte sie eine wehmüthige Melodie vor sich hin, lächelte ihr kleineres Kind liebreich an und beantwortete dazwischen die Fragen des älteren. Geputzte Spaziergänger, einzeln und in Gruppen, gingen an ihr vorüber, genossen die laue Luft des Maiabends und freuten sich in lauten Worten der grünen Hecken und knospenden Bäume. Die junge Mutter hatte heut kein Auge für den Reiz der erwachenden Natur noch für die seidenen Gewänder, die an ihrem abgetragenen dunklen Kleide vorüber streiften; sie blickte mit spähenden Augen den Weg entlang nach dem Einen, der ihr die Welt war. Aber er wollte sich immer noch nicht erblicken lassen. Das Kind an ihrer Seite hatte schon ein Dutzendmal gefragt, ob der Vater noch nicht komme, und als es jetzt verstimmt seine Frage wiederholte, seufzte sie und war unschlüssig, ob sie nicht nach Hause gehen und ihre Kinder zur Ruhe bringen solle?

„Ja, er bleibt lange!“ sagte sie still vor sich hin. „Länger als in früheren Tagen, und wenn er heimkehrt, bringt er nicht mehr die glückliche Stimmung mit, die mich sonst Noth und Armuth vergessen ließ. Ein Druck liegt auf seiner Seele, ein Geheimniß, das mich quält und unglücklich macht. Wo ist die einstige liebevolle Offenheit geblieben? Ist es das Schwinden meiner Jugend, das ihn mir entfremdet? Die wachsenden Sorgen der Familie, die ihn peinigen? Ist sein Herz — o mein Gott, bewahre mich vor Argwohn und bösen Gedanken!“

Da fühlte sie, wie ihr Kind sein Köpfchen auf ihre Schulter sinken ließ und einzuschlummern begann. Schnell entschlossen umzukehren, ließ sie noch einen Blick den Weg entlang wandern, als ihr Auge sich erhellte und ein rascher Glanz der Freude durch ihre Züge ging. „Da kommt er!“ rief sie ihrem Knaben zu. „Lauf' ihm entgegen!“ — Der Knabe hüpfte voraus und auf einen jungen Mann zu, der mit raschen Schritten daher gegangen kam. Es war eine hohe edle Gestalt, mit stolz getragenem Haupte. Der Ausdruck seines noch jugendlichen, männlich schönen Gesichtes mußte den Vorübergehenden auffallen. Er war, wenn nicht elegant, doch mit Sorgfalt gekleidet und grüßte mit ruhiger Gleichgültigkeit eine Schaar von Herren und Damen. Plötzlich fühlte er sich bei der Hand gefaßt und hörte eine Kinderstimme rufen: „Vater! Vater! Die Mutter ist auch da!“ — Bestürzung malte sich in seinen Zügen, als er so unerwarteter Weise seinen Knaben vor sich erblickte. Rasch sah er sich um, als ob er sich vergewissern wollte, daß Niemand die Begrüßung bemerkt habe. Er nahm den Knaben an die Hand und ging auf seine Gattin zu. „Aber liebe Agnes!“ rief er ohne weitere Begrüßung: „So spät am Abend mit den Kindern!“ —

„Die Luft ist so warm“, entgegnete sie. „Ich wollte dir eine Freude machen, Leonhard —“

„Aber hier auf offener Straße!“ sagte er halb unwillig, während die Röthe der Verwirrung sein Gesicht bedeckte. „Komm auf die andre Seite des Weges!“ Noch einmal sah er sich forschend um und zog seinen Knaben schnell hinter sich her.

Ein Stich ging durch das Herz der jungen Frau. „Er schämt sich unserer!“ rief es in ihr. „Er schämt sich seines Weibes und seiner Kinder!“

Mit wankenden Knieen folgte sie ihm. Er ahnte, was in ihrem Herzen vorging, und kniff die Lippen verzweiflungsvoll zusammen, um seinen Schmerz zu bemeistern. Warum fragt sie mich nicht über mein spätes Nachhausekommen, dachte er. Warum hat sie nicht, wie sonst, ein Wort des Bedauerns über mein langes angestrengtes Arbeiten? O, wenn sie mir Vorwürfe machte! Aber immer dieses beängstigende Schweigen, diese forschenden Blicke, die vorwurfsvoller und anklagender sind als jedes beschuldigende Wort! Sie vertraut mir nicht mehr, sie weiß ein Geheimniß nicht zu ehren, das ich ihr nie und nimmermehr mittheilen kann. Mitschuldige soll sie nicht werden, allein will ich es tragen. Aber, ach, wenn ein Tag Alles enthüllte! Wenn Mißverständnisse dann schon so tief eingedrungen wären, daß sie nur neue Mißverständnisse erzeugen könnten! Und doch, ich darf nicht reden — nur heut, nur heut noch nicht! —

So dachte Leonhard, während Agnes erschüttert und schweigend neben ihm her schritt. Sie glaubte genug gesehen zu haben. Er liebte sie nicht mehr, sein Herz war ihr entfremdet, er schämte sich ihrer! Ein Chaos von trostlosen, verzweiflungsvollen Gedanken lag vor ihr eröffnet, sie glaubte in dieser Stunde die ganze Tiefe ihres Elendes zu erkennen. Sie hörte kaum, wie ihr Knabe den Vater über dies und das fragte, wie Leonhard ihm kurz und einsilbig Antwort gab. Von den jungen Gatten wurde kaum ein Wort gewechselt. Sie traten in das Haus, in dessen viertem Stockwerk sie wohnten. Kaum hatten sie die Thür hinter sich, als Leonhard den Knaben auf den Arm nahm, ihn mit zärtlichen Küssen bedeckte und die Treppe mit ihm hinauf stürmte, während Agnes langsamer folgte. Die Stubenthür war verschlossen, Agnes trug, da sie kein Mädchen im Dienst hatte, den Schlüssel bei sich. Leonhard setzte den Knaben nieder und eilte zurück, um seiner Gattin das andere Kind abzunehmen. Sie wankte, da sie es ihm gab. Er hielt auf dem einen Arme das Kind, mit dem andern das halb ohnmächtige junge Weib umschlungen. „Agnes!“ rief er, „du bist krank!“ — Sie sprach nicht, er fühlte, wie ihr Herz stürmisch pochte, und ein furchtbarer Schreck faßte ihn an.

Die Nachbarin, eine gutherzige alte Wittwe, die mit ihnen denselben Flur theilte, öffnete die Thür. Leonhard rief sie um Beistand an, übergab ihr das Kind und führte oder trug seine unglückliche Gattin hinauf. Sie erholte sich nach wenigen Minuten und dankte ihm. Leonhards Zurückhaltung war durch diese Scene überwunden. Er fühlte, wie tief Agnes litt, und beschloß noch heut eine Verständigung herbei zu führen. Für den Augenblick verhinderte die Gegenwart der Nachbarin ein Gespräch. Die gute Alte brachte die Kinder zu Bett, was sie freiwillig und aus Neigung schon oft gethan hatte. Da die Wohnung aber nur aus einer Stube und einer Kammer bestand, und die Gatten sich scheuten die Kammerthür zu schließen, blieb die Unterhaltung einsilbig und beängstigend. Er bat sie, sich heut nicht mehr anzustrengen, sondern sich in den alten Lehnstuhl am Fenster niederzulassen. Er drang in sie, sich mit der Abendmahlzeit keine Mühe zu machen, da er schon gegessen habe. Sie aber ruhte nicht, bis sie ihm den Tisch gedeckt und Brod, Butter, Käse und ein wenig Salat aufgesetzt hatte. Alles dies schweigend, und ohne auf seine Versicherungen zu achten, daß er nicht das Bedürfniß fühle noch etwas zu genießen. Endlich war sie mit ihrer Anordnung fertig und lud ihn zum Essen ein.

„Aber, liebe Agnes", entgegnete er etwas ungeduldig, „ich habe dir ja zehn Mal gesagt, daß ich keinen Hunger fühle! Du machst dir vergebliche Mühe und hörst nicht, daß ich meine Abendmahlzeit schon genommen habe!"

Agnes schien wie aus Träumen zu erwachen. „Verzeihe!" sagte sie verwirrt, „ich hatte dir auch nur sehr einfache Kost vorzusetzen. Du wirst anderswo etwas Besseres gefunden haben."

Leonhard fühlte sich durch die letzten Worte unangenehm berührt, er glaubte etwas von absichtlicher Bitterkeit darin zu erkennen. Von Natur leicht aufbrausend, hatte er schon eine heftige Entgegnung auf der Zunge, aber er bezwang sich. „Du solltest wissen, liebe Agnes", begann er in liebevollem, wiewohl nicht vorwurfsfreiem Tone, „daß ich unser einfaches Mahl jedem anderen vorziehe, daß ich mich nirgend glücklicher fühle als mit dir und den Kindern an unserem bescheidenen Tische. Heut Nachmittag aber lud mich mein Prinzipal zum Abendessen ein — ich habe es ihm so oft abgeschlagen, daß ich endlich einmal seiner Einladung folgen mußte. Unter einem Vorwand machte ich mich früher los, als er mich von sich lassen wollte. Ich mochte dich nicht länger warten lassen."

Er küßte seine Gattin und zog sie neben sich auf einen Stuhl nieder. „Leonhard", entgegnete sie, „wenn du Unterhaltung dort gefunden, dann hättest du in der Gesellschaft bleiben sollen! Du hast mehr Ansprüche an das Leben zu machen als —

„Agnes", unterbrach er sie, „das ist nicht dein Ernst! Du kränkst mich und dich selbst noch viel mehr. Eine Stunde mit dir, nach des Tages Arbeit, wiegt mir jede Unterhaltung auf. Muß ich dich dessen immer von Neuem versichern?"

Es war dunkel im Zimmer, er sah die Thräne nicht, die leise über seines Weibes Wangen rann. Die Nachbarin trat aus der Kammer, sagte, daß die Kinder schliefen, und verabschiedete sich, da sie seit einiger Zeit gemerkt hatte, daß etwas zwischen den Gatten vorgehe, wobei ein Dritter überflüssig sei. — Sie waren allein. Er wartete auf ein Wort von Agnes, aber schweigend saß sie neben ihm. Bedrückt und gepeinigt ergriff er endlich ihre Hand und rief sie beim Namen. Da sank sie mit einem Strome von Thränen an seine Schultern. „Leonhard!" schluchzte sie, „was ist aus uns geworden!"

Er schloß sie in die Arme. „Wenn du nur glauben wolltest, liebes Weib", sagte er, „daß ich für dich noch derselbe bin wie damals, als ich um deine Hand warb!"

„Nein, Leonhard! Es ist anders geworden, und ich fühle es, jene glückliche Zeit kehrt nicht wieder! Die Schranken unseres Lebens sind dir zu eng, du bist jung und verlangst mehr, als diese Dürftigkeit dir bietet. Ich gehe auf in den Pflichten der Mutter, die heitre freie Stimmung, die dir sonst an mir lieb war, schwindet, wie meine Jugend, ich genüge dir nicht mehr. Es ist nicht der heutige Tag, der mich dies lehrt, ich weiß es seit sechs Monaten, seit du in deiner neuen Stellung bist!"

„O diese sechs Monate!" sagte Leonhard mit gepreßter Stimme vor sich hin.

„Früher waren wir trotz aller Noth und Armuth glücklich", fuhr sie fort; „jetzt, nachdem sich unsre äußeren Verhältnisse um so viel günstiger gestaltet haben, ist das Leiden über uns herein gebrochen. Denn auch du bist nicht glücklich, Leonhard — auch du nicht! Ich verzweifle an meiner Fähigkeit, dir noch eine Freude zu bereiten!"

„Mein Weib! Mein geliebtes Weib! Sei ruhig! Nur von dir kommt mir Freude und Glück, ich schwöre es dir!"

„Schwöre nicht, Leonhard! Du betrügst dich selbst — und ich habe dir eine Mittheilung zu machen, die mir auf der Seele lastet. Was dich einst beglückte, wird dir heut vielleicht als eine Last erscheinen, und doch darf ich es dir nicht länger verschweigen!"

„Agnes, Agnes!" rief er, „dein Argwohn schmerzt mich tief! Sprich, was hast du mir zu sagen?"

„Ich — soll wieder Mutter werden!" Leise weinend verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust. Aber sie hatte einen andern Eindruck dieses Geständnisses gefürchtet. Leonhard war ganz Freude und Glück und sprach zu ihr mit einer Innigkeit und Zärtlichkeit, wie in den ersten Tagen seiner Ehe. Sie liebte ihn als ihren Abgott, und fortgerissen von seiner beglückten Stimmung, fühlte sie eine selige Ruhe über ihr Herz kommen, und in immer leiseren Schwingungen zitterte der Schmerz in ihr nach.

„Du hast Recht", begann Leonhard nach einer Weile, „meine neue, wenn auch äußerlich so günstige Stellung hat uns kein Glück gebracht. Mein Prinzipal will mir wohl, aber dennoch — ich habe dabei so viel Unangenehmes zu überwinden. Die Stellung ist mir verleidet, in tiefster Seele verhaßt — ich will sie aufgeben."

„Leonhard", rief sie, „das wolltest du?"

„Ich will es, will sie nur so lange behalten, bis ich eine andre, wenn auch nur annähernd so einträgliche gefunden habe. Daß ich nicht im Augenblick aus Herrn Dürings lithographischer Anstalt ausscheiden kann, wirst du einsehen. Er hält viel auf mich, seinen ersten Steinzeichner, und ich habe Verpflichtungen gegen ihn."

„Bleibe in deiner Stellung!" entgegnete Agnes rasch. „Mißdeute meine Freude über deinen Entschluß nicht, er machte mich nur in sofern glücklich, als ich deine Liebe zu mir darin wieder erkannte. Nein, du darfst eine so günstige Lage nicht aufgeben. Und ich weiß, wie du das Unangenehme, was sie, wie du sagst, für dich hat, mildern kannst! Theile es mir mit, Leonhard! Schütte mir dein Herz aus, ich will dir Alles tragen helfen, will dir rathen, wenn ich es vermag. Ich bin dein Weib und habe einen Anspruch auf einen Theil von dem, was dein Herz bedrückt!"

Leonhard schwieg, er kämpfte mit einem Entschlusse. „Nein, sagte er endlich, es geht nicht, heut noch nicht! Aber wenn du es einst erfährst, Agnes, versprich mir, daß du an meiner Liebe nicht zweifeln willst!"

Agnes war wenig befriedigt von dieser Wendung, und doch sah sie, daß sie heute zu keinem andern Resultat gelangen werde. Sie seufzte still, und der Augenblick, da sie ihr ganzes Glück wieder gefunden zu haben glaubte, war vorüber. Die alten Besorgnisse kehrten zurück, ihr Herz fühlte sich verwaist durch den Mangel an Vertrauen. Sie ging zur Wiege ihres schlummernden Kindes, um ihrem Gatten die immer heftiger strömenden Thränen zu verbergen.

2.

Wochen vergingen. Leonhard hatte den Entschluß, die Düringsche lithographische Anstalt zu verlassen, längst aufgegeben, und Agnes sah ein, daß er dies nicht könne, ohne die Seinigen und sich in die

drückendste Rath zu stürzen. Freilich hatten sie noch vor einem Jahre Noth und Entbehrung muthig getragen, aber damals lebten sie auch noch in dem Vollglücke ihrer Liebe, und Agnes kannte sich des schmerzlichen Zweifels nicht erwehren, ob eine solche Zeit für sie wieder kommen werde.

Noch nicht fünf Jahre waren sie verheirathet. Die junge Frau mochte etwa dreiundzwanzig, ihr Gatte nur zwei Jahre älter sein. Eine Waise, die Tochter eines Landpfarrers, war sie nach der Hauptstadt gekommen, um sich durch Nähen und Sticken ihren Unterhalt zu verdienen. Er, ein junger zwanzigjähriger Bursche, lernte sie kennen, sie liebten einander und heiratheten sich. Sie standen beide so allein in der Welt, daß Niemand ihnen die Unbesonnenheit dieses Schrittes hätte vorhalten können, und waren zu glücklich, um ihn als eine solche zu erkennen. Leonhard hatte eine kleine Stellung, ähnlich seiner jetzigen, aber ungleich dürftiger. Sie fühlten ihre Armuth nicht, Jugend und Anspruchslosigkeit hoben sie über alle Noth hinaus. Aber die letztere machte sich doch bemerklich, als es galt für eine Familie zu sorgen. Trotz alles Fleißes konnte Leonhard die nöthigen Mittel für den erweiterten Hausstand nicht aufbringen, und Theurung und Widerwärtigkeiten aller Art vereinigten sich, um sie dem tiefsten Elend preiszugeben. Dasselbe erreichte seinen Gipfel, als Leonhards Prinzipal Bankerott machte, und der unglückliche junge Mensch sich plötzlich aller Hülfe beraubt sah. Dieser unselige Zustand von Noth, Hunger und Sorge währte mehrere Monate. Da, nach unzähligen Bemühungen und Bewerbungen, fand sich endlich eine Stelle in der Düring'schen Anstalt, welche sogar in kurzer Zeit noch vortheilhafter wurde, da Herr Düring sich von den außerordentlichen Fähigkeiten Leonhards überzeugte.

So ging denn Leonhard nach wie vor jeden Morgen nach dem Orte seiner Thätigkeit. Da die Anstalt vor einem anderen Thore der Hauptstadt, fast eine Stunde weit entfernt lag, blieb er über Mittag aus und kehrte erst Abends zu den Seinigen zurück. Agnes nahm wahr, daß er heiterer als sonst war, daß er Freude empfand, nach des Tages Arbeit bei ihr und den Kindern auszuruhen, sie sah ihn blühender, frischer und lebendiger als seit langer Zeit. Bezwang er sich nur, um sie nicht zu neuen Fragen zu veranlassen? War seine Heiterkeit eine wahre? Konnte sie das sein, da, wie er selbst bekannt hatte, seine Stellung ihm so viel Unannehmlichkeiten machte? Oder waren diese abgestellt worden? Und wenn das war, warum theilte er es ihr nicht mit, damit auch sie heiter und fröhlich sein könne? Diese Fragen drängten sich der jungen Frau täglich und immer von Neuem auf. Ja, wenn einmal Mißtrauen und Zweifel in einem schmerzgewohnten Gemüth erwacht sind, dann führt jeder Schritt nur tiefer in das Labyrinth argwöhnischer und trostloser Gedanken! Ein Geständniß, wähnte Agnes, hätte Alles gut gemacht. Aber er vermied Alles, was nur in einiger Beziehung zu seinem Geheimniß stand, und so konnte sie nicht ruhig sein. Sie sah in den bedeutungslosesten Worten, den absichtslosesten Wendungen nur neuen Grund zu Verdacht und war im Stillen unglücklich, tief unglücklich. Sie ging ihm nicht mehr mit den Kindern entgegen, sie wollte nicht, daß er sich der Seinigen öffentlich schäme. Sie fragte ihn nicht mehr über seine Arbeiten, über seinen Brodherrn, über dies und jenes in seiner Thätigkeit und zitterte, wenn er von selbst die Rede darauf brachte. Denn schon war sie darauf gefaßt etwas Furchtbares zu hören, schlimmer als ihre Ahnung es ihr vorgestellt hatte.

Gleichwohl aber war Leonhard voll von Rücksicht und Zartheit für seine Gattin. Er beschwor sie, sich zu schonen, und setzte es durch, daß eine Magd in Dienst genommen wurde. Er brachte ihr Abends Blumen und Früchte oder sonst etwas zur Stärkung und Erquickung mit, spielte mit seinem Knaben und brachte ihn selbst zu Bette, um ihr die Mühe abzunehmen.

So verging der Sommer. Leonhard schrieb die Erschöpfung seiner Gattin, die Blässe ihrer Wangen natürlichen Ursachen zu und war nicht besorgter, als es ihm unter solchen Umständen nöthig erschien. Er ahnte nicht, daß hinter seinem Rücken bereits ein Streich gegen ihn gefallen war, der sein liebevolles Benehmen in den Augen seiner unglücklichen Frau als die schamloseste Heuchelei darstellte. Die alte Nachbarin hatte sich unbefugt in das Verhältniß gemischt und ein unsägliches Unheil angerichtet. Frau Hartmann war ihrem jungen Nachbarn sehr zugethan, und vorzüglich hatte sich Agnes ihres fast mütterlichen Beistandes zu erfreuen. Aber auch auf Leonhard hielt sie große Stücke, lachte, wenn er mit ihr scherzte, und erzählte in der ganzen Nachbarschaft, er sei der vortrefflichste junge Mensch, der je mit Frau und Kindern vier Treppen hoch gewohnt habe. Allein in der letzten Zeit hatte sie wohl bemerkt, daß das Glück ihrer jungen Freunde getrübt sei, und behutsam war sie darauf bedacht, den geheimen Kummer auszuforschen. Agnes gab ihr ausweichende Antworten auf ihre Fragen, aber es genügte der Alten, daß die junge Frau litt, und so war sie überzeugt, daß der Mann die alleinige Schuld trage. Sofort hatte sie ihren Plan gemacht. Sie scheute den weiten Weg nach der Düringschen Anstalt nicht, um sich in Verkehr mit einigen der dortigen Arbeiter zu setzen. Durch allerlei Nachforschungen brachte sie heraus, daß Leonhard häufig mit der Tochter seines Prinzipals im Garten gesehen worden sei, und daß das Paar sich sehr heiter und angelegentlich zu unterhalten pflege.

Empört über diese Entdeckung eilte sie nach Hause. Leonhards Schuld war ihr offenbar, er liebte eine andere, er war vielleicht glücklich, während seine Gattin sich in Gram verzehrte. Das Geheimniß brannte auf ihrer Seele, sie vergaß, daß Agnes der Schonung bedurfte, und noch desselben Tages hinterbrachte sie es der Unglücklichen, indem sie Leonhards Abscheulichkeit mit den schwärzesten Farben malte.

Agnes fühlte sich vernichtet, die Sinne vergingen ihr. So tief gedemüthigt sie schon gewesen war, dieser Schlag kam unerwartet und furchtbar zugleich. Leonhard hatte ihr nie gesagt, daß sein Prinzipal eine Tochter habe. Das wog schwer in der Wage, um seine Schuld wahrscheinlich zu machen. Agnes sah sich betrogen von einem treulosen Manne, sie war in tiefster Seele beleidigt und niedergeschmettert. — Allein diese entsetzliche Stimmung wurde doch nach überwunden durch ihre Liebe, und sie schalt sich, daß sie den Worten der Anklägerin Glauben geschenkt hatte. Sie vertheidigte ihren Gatten, sie schalt die Nachbarin, daß sie ihm nachgeforscht und auf ein gewiß leeres Gerede eine schwere Anklage gegründet habe.

„Gut, gut!" entgegnete Frau Hartmann, „es ist nicht meine Sache, und meinetwegen glauben Sie ihm mehr als mir. Aber ist es nicht klar wie das Sonnenlicht? Warum hat er Ihnen verheimlicht, daß Herr Düring eine Tochter habe? Warum bestand er darauf, hier am entgegengesetzten Ende der Stadt eine Wohnung zu nehmen? Weil die Luft hier besser sei als da in dem Fabrikviertel, wie er sagt? O ja, ihm ist es nicht zu weit, eine Stunde lang zu gehen, und für ihn sollte die Luft da rein bleiben! Darum hat er Ihnen immer verweigert, die Anstalt zu besuchen, Sie sollten nichts von seiner sauberen Liebschaft erfahren. Und das muß auch ein liebes Töchterchen sein, das Fräulein Düring, das mit einem verheiratheten Manne ein Verhältniß anspinnt!"

Agnes beschwur die Nachbarin, sie in Ruhe zu lassen, sie wollte nichts weiter wissen, sie behauptete, nicht ein Wort von alledem zu glauben. Aber sie litt im Stillen um so tiefer, und nur zu glaublich waren ihr alle Beweise für ihres Gatten Untreue. Trostlos und rathlos, getheilt zwischen dem Gefühl beleidigten Stolzes und schmerzlichsten Verlustes, verbrachte sie Tage und Nächte. Leonhard ahnte nichts von diesen Vorgängen, er war liebreich und schonend und nahm manche Härten in dem Wesen seiner Gattin geduldig hin.

Aber für die Nachbarin war es bereits Ehrensache geworden, die Glaubwürdigkeit ihrer Nachricht mit schlagenden Beweisen zu belegen. Sie wiederholte ihren Gang nach der Düringschen Offizin, und das Unglück wollte, daß sie sich mit eignen Augen von der

Wahrhaftigkeit des Gerüchtes überzeugen konnte. Als sie nämlich am Gartengitter vorüber schlich, sah sie Leonhard mit einer schönen jungen Dame aus dem Gewächshause treten. Sie gingen im Gespräch vorüber. Das Mädchen war lebhaft und von sprudelnder Heiterkeit. Leonhard schien befangen und niedergeschlagen. Sie pflückte einen Strauß von den schönsten Blumen, immer lachend und sprechend, und reichte ihn endlich ihrem trübsinnigen Begleiter. Er zögerte, ihn anzunehmen. Sie erröthete und sah ihn fragend an. Schnell aber ergriff er den Strauß, und beide schritten auf Herrn Düring zu, der eben lächelnd in der Thür des Gartensaals stand.

Frau Hartmann hatte genug gesehen. Aufgebracht und zugleich triumphirend ging sie nach Hause. Noch athemlos von dem weiten Wege, erzählte sie Agnes, was sie beobachtet hatte, verbunden mit Schmähungen und Vorwürfen gegen den treulosen Mann. Agnes sagte nichts. Ihre Seele rang nach Thränen, aber ihr Auge blieb trocken. Sie hörte nichts mehr von dem reichlichen Redestrom der Nachbarin, sondern starrte wie abwesend vor sich nieder. Aber schien sie gleich taub für die schonungslose Richterin, so war ihr Gehör doch scharf genug, um ihres Gatten Tritt auf der Treppe zu erkennen. Sie fuhr auf und bat die Nachbarin, sich zu entfernen. Leonhard trat ein. Er trug einen Blumenstrauß in der Hand und überreichte ihn seiner Gattin. Aber, als zischte ihr eine Schlange aus demselben entgegen, wies ihn Agnes erschreckt von sich. Leonhard sah sie befremdet an. „Was hast du, liebes Weib?“ fragte er.

„Der Strauß ist nicht für mich bestimmt!“ rief Agnes heftig, aber mit halb erstickter Stimme. Leonhard schien erschrocken und verwirrt. Aber, schnell gefaßt, entgegnete er: „Ich bestimme ihn für dich. Die Tochter meines Prinzipals gab ihn mir, und ich nahm ihn, um ihn meiner Agnes mitzubringen.“

Dieses Bekenntniß, und zwar so ruhig ausgesprochen, hatte Agnes nicht erwartet. Ein Hoffnungsstrahl drang in ihr Herz, aber dennoch in schmerzlicher Bewegung sagte sie: „Du hast mir niemals mitgetheilt, daß Herr Düring eine Tochter habe.“

„Du aber hast das gewußt, wie ich vermuthe“, entgegnete er, „und bist argwöhnisch gegen mich — o mein Gott! Ja, Herr Düring hat eine Tochter, sie ist seit vier Wochen bei ihrem Vater. Bis dahin lebte sie, da sie ihre Mutter schon in früher Kindheit verlor, bei einer Tante in der Provinz. Ich gestehe, daß ich Unrecht gethan, ihrer niemals zu erwähnen — was ich vermeiden wollte, habe ich dadurch nur noch schlimmer gemacht. Wie aber —“ fuhr er schnell und mit allen Zeichen einer neuen Bestürzung fort — „wie bist du zu dieser Gewißheit gekommen? Woher wußtest du, daß jener Strauß nicht für dich bestimmt sei?“

„Leonhard“ — stotterte Agnes — „ich hätte dein Geheimniß doch erfahren müssen — wiewohl ich die Art, wie ich zu demselben gelangte, selbst nicht billige. Frau Hartmann hat dir nachgespürt — ohne mein Wissen! Sie hat erfahren, daß du die junge Dame liebst, und gesehen, wie sie dir den Strauß reichte!“

„Weiter! Weiter! Gieb mir Alles auf einmal zu hören!“ rief Leonhard. Seine Gattin sah ihn erstaunt an. „Oder — fuhr er erleichtert fort — ist es weiter nichts?“

„Weiter nichts, Leonhard? Ist das nicht Alles? Und wenn es nicht Alles wäre, ist es nicht genug, um mich elend zu machen?“

„Nein, mein Weib, meine Agnes! Du hast keinen Grund, darum elend zu sein!“ — Er ergriff ihre Hand und sah sie leichter aufathmend und zärtlich an. „Ich liebe jenes Mädchen nicht, so wahr ich dein Gatte bin! Ich liebe sie nicht! Aber ich kann nicht hindern, daß sie mir — wohl will, mich anredet, wo sie mich trifft, zuweilen einen kleinen Dienst in Haus und Garten von mir verlangt. Ich kann nicht vermeiden, daß wir zuweilen von Arbeitern gesehen, geschweige denn gar von Spionen ausgespürt werden. Natürlich, daß fremde Augen aus einem solchen Verkehr ein Liebesverhältniß machen. Vertraue mir, das ist meine flehentliche Bitte! Dich lieb' ich, keine sonst. Und nun höre mein Versprechen, Agnes: In acht Tagen soll Alles, was sich zwischen unser Glück gedrängt hat, aufgeklärt sein. Schon stehe ich in Unterhandlungen über eine neue Stellung, und bin ich ihrer gewiß, dann soll mein Herz den letzten Rest seines Geheimnisses vor dir ausschütten.“ — Er küßte ihre Hand, und bald wehmüthig, bald beruhigt sah Agnes ihm ins Gesicht. „Und nun“, fuhr er fort, „entlaß mich noch eine Stunde. Ich habe einen Gang zu thun, der mich dem ersehnten Ziele bald näher bringen wird.“

Er ging. Kaum war er die Treppe hinunter, als die Nachbarin wieder ins Zimmer trat. „Schöne Geschichten!“ rief sie. „Muß man nun gar so etwas erfahren!“

„Um Gottes willen!“ entgegnete Agnes, „schweigen Sie! Ich mag, ich will nichts mehr hören.“

„Nein, das darf ich nicht verschweigen!“ eiferte die Zwischenträgerin. „Sie sollen nicht länger betrogen werden. Es ist zu arg, und wenn es wahr ist, was ich jetzt gehört habe, so muß die Sache vor den Kaufmann Düring gebracht werden, denn der ist eben so gut hinter's Licht geführt, wie Sie! Also ich stehe vor der Thür und denke mir nichts Schlimmes. Da sehe ich auf der andern Seite einen von den Leuten aus der Fabrik die Straße her kommen. Ich hatte ihn neulich schon gesprochen und winke ihn zu mir herüber. Gut, sagt er, daß ich hier was Bekanntes finde, ich habe in der Gegend was zu bestellen und bin so weit noch nie gekommen. — Ich wies den Mann zurecht und frage: Was macht Ihr Fräulein? — Was wird sie machen? — sagt er, ich denke, es wird bald Hochzeit geben. So ein reiches Mädchen, und so hübsch, da versteht sichs von selbst! — Mit wem? frag' ich. — Na mit wem sonst, als mit dem Herrn Leonhard? Der kann von Glück sagen! — Herr, du mein Gott! ruf' ich, was denkt Ihr da draußen? Der ist ja verheirathet und hat eine Frau wie ein Engel! — Das wäre! meint der Andre. Es muß doch wohl nicht so sein, der Herr müßt' es sonst wissen! — Damit macht er Kehrt und läßt mich stehen. Ich rief ihm nach, aber weg war er. Was soll man nun davon denken! Hat sich Ihr Mann draußen für ledig ausgegeben, oder was ist sonst im Werke? Und jetzt sag' ichs Ihnen, dem Herrn Düring müssen die Augen geöffnet werden, wenn er noch nichts sieht und weiß, eh es zum Allerschlimmsten kommt. Sie selbst, arme Frau, müssen zu ihm gehen, jetzt ist es Ihre Pflicht der Sache auf den Grund zu kommen. Ja doch, ich weiß, Sie lieben Ihren Mann! Aber bedenken Sie, daß er auf falschen Wegen ist, und daß Sie ihn vielleicht retten können!“

Agnes hatte, von einem Schauder ergriffen, zugehört. Unmöglich! rief es in ihr. Er kann sein Weib nicht verläugnet haben! Und dennoch fühlte sie ihr Herz vor Angst fast erstarren, und dennoch vermochte sie die Möglichkeit eines solchen Abfalls nicht zu verbannen. Mißtrauen, Argwohn, Verdacht waren einmal in ihre Seele gedrungen, und wie sehr auch Liebe und Vertrauen sie zu bekämpfen suchten, die ewigen Feinde aller Ruhe und alles Glückes gewannen dennoch die Oberhand. Der beleidigte Stolz, die verletzte Ehre der Gattin sprachen laut und zürnend und forderten Genugthuung. Freilich war Agnes kein starkes Weib in dem Sinne, daß sich ihr Herz kalt und selbstbewußt von dem Treulosen abgewendet hätte. Nein, aber ihre Liebe war eine starke, denn trotz der nur zu wahrscheinlichen Schmach ihres Mannes hoffte sie ihn wieder zu gewinnen und zu retten. Dieser letzte Gesichtspunkt war es, der ihr den Vorschlag der Nachbarin als zweckmäßig erscheinen ließ. Sie war entschlossen sich auf den Weg zu machen — aber zu Herrn Düring selbst? Nein, eine innerste Scheu ließ sie vor einer Verhandlung mit dem Manne zurückschrecken. An seine Tochter wollte sie sich wenden. Das liebende Weib wollte an die Brust des Weibes pochen und war überzeugt, Liebe und Verzeihung bei demselben zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

* Gedichte

von

Fr. Ruperti *).

Kerkerträume.

Das war ein heißer Kampf, ein Doppelstreit,
Wie sicher keinen ähnlichen die Zeit,
So viel sie auch erlebte, mochte schauen!
Doch unser blieb der Sieg! wir athmen auf,
Wir grüßen froh den neuen Lebenslauf!
Die Freiheit wuchs empor aus Blut und Grauen.

Vergessen sei, was nun im Rücken liegt,
Wie wir uns lange träg' und feig geschmiegt
Dem Joch, das lastend unsern Nacken drückte,
Wie gleich die Geißel dränte, wenn auch nur
Ein leiser Klagelaut der Lipp' entfuhr,
Wenn Freiheit nur im Traum den Geist durchzückte.

Voll war das Maß! wir trugen's länger nicht!
Wild wie der Löwe seinen Kerker bricht,
In dem er Spott und Schande mußt' ertragen,
So rafften wir uns auf, von Muth entbrannt,
Zum Schwerte griff die langentwöhnte Hand,
Um für die Freiheit alles kühn zu wagen.

Der wilde Kampf begann; wir stritten gut,
Und ob in heißen Strömen floß das Blut,
Wir kämpften weiter, wir erbebten nimmer,
Und sieh, aus düstern Ungewittern stieg
Gleich einer Sonne stolz empor der Sieg
Und grüßt' uns hehr mit seinem goldnen Schimmer.

O lichte Zeit nach banger, trüber Nacht!
Wir bauten, von Begeisterung entfacht,
Das alte, heil'ge Reich auf neuem Grunde,
Und Deutschlands Stämme, ach, so lang' entzweit,
Reichten, durch Unglückstaufe neu geweiht,
Sich warm die Hand zum ew'gen Brüderbunde.

Dem Einzigen aus fürstlichem Geschlecht,
Der, nicht verkennend seines Volkes Recht,
Auf unsrer Seite tapfer stritt im Heere,
Der, hocherhaben über eitlen Schein,
Nur freier Männer edler Fürst zu sein
Für Ruhm ansah und wahre Königsehre, —

Ihm setzten wir die Kron' aufs blonde Haar;
O welch ein Jubel klang, als laut und klar
Die Eideswort' aus seinem Munde schallten!
Wie huldigten wir freudiglich und gern
Nach wohlverbürgtem Recht dem neuen Herrn,
Um den die schwarzrothgoldnen Banner wallten!

Doch sieh, noch war vorüber nicht die Noth!
Der Feind, der immer tückisch uns bedroht,
Der oft schon tiefe Wunden uns geschlagen,
Griff, über unser Glück von Neide voll,
Zum Schwerte flugs in Haß und finsterm Groll,
Und wieder galt es nun ein kühnes Wagen.

Mit ihm, dem Franken, eint' in gleichem Sinn,
Entbrannt von gier'gem Trachten nach Gewinn,
Der Russe sich, der freien Völker Grauen,
Und, wehe, eine unheilvolle Fluth
Von Kriegerschaaren wälzte sich in Wuth
Von Ost und West heran zu unsern Gauen.

O Gott, das war ein Kampf, das war ein Streit!
Die Wage schwankte lange, lange Zeit
Verhängnißvollen Wechsels auf und nieder;
Doch Freiheitsliebe straffte Geist und Arm,
Und siegreich schlugen wir zurück den Schwarm
Und jagten ihn in seine Gränzen wieder.

Wir nahmen wieder, was man uns geraubt;
Zum Dach der Eiche, die sich neu belaubt,
Kehrten die Abgetrennten nun mit Freude,
Und, oh, im Osten stieg aus Schutt und Graus
Mit unsrer Hülfe hoch und fest heraus
Polonias zertrümmertes Gebäude.

Wie mir das Herz vor Lust und Wonne schwillt!
Ich sehe dich so stolz und doch so mild,
Germania, im Kreis der Völker sitzen;
Der Freiheit und des Friedens heil'ges Gut
Hältst du in starker und getreuer Hut
Mit deines Schwertes stets bereitem Blitzen.

Wo sind sie nun, die in vergangner Zeit,
Wo Zwietracht mit dir selber dich entzweit,
Ob deiner Ohnmacht frech gewagt zu spotten?
Der Schwache schaut zu dir empor voll Trost,
Und selbst der Mächt'ge zittert, wenn du drohst,
Vor deinen Heeren und vor deinen Flotten! —

Es tönt ein Lärmen aus der Ferne her,
Es hallen Schritt' im Gange dumpf und schwer,
Es dreht ein Schlüssel sich im Schloß von Eisen; —
Ein blondes Haupt, das sich in Traum verlor,
Hebt von den Gitterstangen sich empor
Und sieht den Wächter, der ihm bringt die Speisen.

Kolumbus.

Es schwebt ein Bild mir immer vor den Sinnen,
Es folgt mir überall, will nie zerrinnen,
Ein Bild, vor dem in Lust zugleich und Schmerz
Durch alle seine Tiefen bebt mein Herz.

Es dehnt das Meer sich gränzenlos, mit Grausen,
Von Osten weht der Wind, die Wogen brausen,
Sie schlagen weißbeschäumt, in wildem Spiel
Um dreier Schiffe scharfgezackten Kiel.

Es hält mit seinen zagenden Genossen
Den kühnen Mann ihr hoher Bord umschlossen,
Der durch die dunkle Ferne hell und nah
Im Geist die neue Welt erglänzen sah.

Gen Westen segeln sie, gen Westen immer
Bei hellem Sonnenlicht, bei Sternenschimmer,
Gen Westen blickt ihr Auge unverwandt,
Doch nie erglänzt das heiß erflehte Land.

Da scheint es aufzutauchen fern im Weiten;
O wie sie freudig ihre Arme breiten!
Die Kiele selbst, als seien sie belebt,
Ziehn rascher durch die Fluth, die wild sich hebt.

Sie lassen sehnsuchtsvoll die Blicke schweifen,
Sie möchten mit der Hand es schon ergreifen, —
Da, wie vor einer Zauberruthe Streich,
Zerfließt das Land in Nebeln grau und bleich.

Und wieder starrt um sie mit seinem Grausen
Der Ocean, deß Fluthen schäumend brausen,
Und in sein tiefes, schauerliches Grab
Sinkt jede Hoffnung rettungslos hinab.

Doch segeln, ob verzagend auch, sie weiter,
Den Wind allein zu ihrer Fahrt Geleiter,
Die Sonne steigt und sinkt noch manches Mal,
Und nie beglänzt das neue Land ihr Strahl.

Doch gottgesandt beleben Vögelstimmen
Und frische Kräuter, die entgegenschwimmen,
Und die mit Gier sie fischen aus der Fluth,
Von neuem stets den fast erloschnen Muth.

Und weiter geht es durch die öden Wellen,
Von Osten weht der Wind, die Segel schwellen,
Es schlagen weißbeschäumt, in wildem Spiel
Die Wogen um der Schiffe müden Kiel.

Da, siehe, taucht gleich eines Landes Kerne
Ein dunkler Streifen auf in weiter Ferne,
In dem im Schein des Morgens, welcher graut,
Wie neubelebt ein jedes Auge schaut.

*) Aus einer demnächst erscheinenden Sammlung.

Und als die Sonne steigt in lichter Klarheit,
Da liegt — nicht Täuschung mehr, nun feste Wahrheit —
Vor ihnen schön und wunderbar erhellt
Die sehnsuchtsvoll gesuchte neue Welt.

Und ihrer Augen heiße Zähren rinnen,
Sie können kaum sich fassen, sich besinnen,
Und Dank und Freude, die den Busen schwellt,
Schwingt im Gebet sich auf zum Himmelszelt.

Wir alle schiffen durch die grause Leere
Dahin auf hocherregtem Zeitenmeere,
Und unsers Fahrzeugs festen Kiel umtost
Des Sturmes und der Fluthen Drang erbost.

Wir alle senden in die düstern Weiten
Den Blick, dem Sehnsuchtsthränen still entgleiten,
Ob noch am fernen Horizonte nicht
Die neue Welt beglänzt des Morgens Licht.

Umsonst, es liegt noch alles tief im Dunkel,
Kaum durch die Wolken blinkt ein Sterngefunkel,
Fern ist der Tag, und Wind und Woge braust,
Daß oft genug der bangen Seele graust.

Doch geht es durch die öden Wellen weiter,
Muth und Vertrauen unsrer Fahrt Geleiter,
Und mit des Todes Graun, das uns umkreist,
Kämpft kühn und siegesfreudig unser Geist.

Dereinst, das wissen wir, erglänzt der Morgen,
Und vor des Sturms, der Fluthen Drang geborgen
Begrüßen jubelnd wir mit Blick und Hand
In seinem Schimmer deutscher Freiheit Land.

Es schwebt ein Bild mir immer vor den Sinnen,
Es folgt mir überall, will nie zerrinnen,
Ein Bild, vor dem in Lust zugleich und Schmerz
Durch alle seine Tiefen bebt mein Herz.

* Ein französisches Blatt über das Plattdeutsche.

Daß unsere heißblütigen, kriegslustigen Nachbarn im Westen unserer deutschen Literatur stets mehr Aufmerksamkeit schenken, möchte sich wohl am Besten aus der im vorigen Jahre begründeten Revue Germanique ersehen lassen. Dieselbe erscheint in Paris allmonatlich in einem 14 bis 15 Bogen starken Hefte unter der Redaction der Herren Ch. Dollfus und A. Neffzer und bespricht alle hervorragenden Erscheinungen des deutschen Büchermarktes. Interessant möchte es für manchen Leser des Sonntagsblattes sein zu vernehmen, was über den »Quickborn« und dessen Verfasser in jener Zeitschrift bemerkt wurde. Es heißt dort, (wir übersetzen natürlich die Worte des Referenten Richard Reinhart): »Der ditmarsische Dialekt, in dem diese Gedichte verfaßt sind, ist einer der sanften niederdeutschen Dialekte Norddeutschlands, denen in Süddeutschland die Gruppe der härteren Dialekte des Hochdeutschen gegenübersteht. Von den letzteren sondert sich das Allemannische ab, das im südwestlichen Winkel Deutschlands so wie in der Schweiz und im Elsaß gesprochen wird und ebenso wie dieser Dialekt vor einem halben Jahrhunderte einen hervorragenden Dichter J. P. Hebel hervorgebracht hat, dessen allemannische Gedichte theilweise in Frankreich bekannt und geschätzt sind; ebenso besitzt der ditmarsische Dialekt jetzt einen sehr bedeutenden Nationaldichter, den Verfasser des Quickborn, den Dr. Klaus Groth, den wir heute dem französischen Publikum vorführen. Wir zweifeln nicht daran, daß seine Poesieen von dem literarischen Frankreich günstig aufgenommen werden; denn sie sind von einer ursprünglichen Frische und einer naiven Anmuth belebt, die der von Hebels Gedichten gleicht, und man empfindet zugleich einen kräftigen und so zu sagen nördlichen Hauch, der oft zu sehr dem reinen und ländlichen Dichter des allemannischen Landstriches mangelt.«

»Das Land der Ditmarschen liegt längs der Nordsee, am äußersten Ende Norddeutschlands zwischen den Mündungen der Elbe und Eider; es gehört gegenwärtig zum Herzogthume Holstein. Wie fast alle Küsten des Festlandes an der Nordsee von Holland bis zum dänischen Jütland besteht dieser Strich aus zwei ganz verschiedenen Theilen; am Meere selbst aus einem sehr niedrigen, schlammigen und wunderbar fruchtbaren Lande, die Marsch genannt, durch Deiche gegen die Fluthen geschützt, und in einiger Entfernung vom Meer aus einer Reihe von Sandhügeln von geringer Erhebung, die von einem Ende bis zum andern die Marsch begrenzen und eine Art von kleinem mit Haidekraut und Morästen bedeckten höher liegenden Lande, die man in der Gegend mit dem Namen der Geest bezeichnet. Die Bewohner des Ditmarsischen sind Abkömmlinge der alten Friesen, so berühmt durch ihre Thätigkeit und ihre Liebe zur Unabhängigkeit. Durch friesische Colonieen wurden ehemals in diesen Gegenden die hohen und starken Deiche errichtet, die dem wüthenden Ocean, dessen Wellen zuvor ganze Gegenden verschlangen, einen Zügel anlegten. Dafür genossen die Friesen im Ditmarsischen wie in Friesland und in ihren andern Niederlassungen ausgedehnter Freiheiten, und grade dort wußten sie, Dank der zurückgezogenen Lage des Landes, ihre alten Rechte und ihre eigene Gesetzgebung als freie Bauern am längsten gegen die Angriffe der Feudalität zu vertheidigen. Die heldenmüthigen Thaten, durch die sie sich in diesen Kämpfen auszeichneten, bilden eine schöne Seite in ihrer Localgeschichte, und das Andenken daran lebt noch in ihren Legenden und Volksgesängen. In politischer Beziehung ist dieses Land heutzutage in zwei Aemter getheilt, Süderditmarschen mit dem Hauptort Meldorf und Norderditmarschen mit dem Hauptort Heide.«

»In Heide wurde unser Dichter 1819 von einer wohlhabenden Bauernfamilie geboren. Sein Vater, ein zuvorkommender Mann für Jeden, stark an Geist und Körper, trieb außer seinem Landbau einen lebhaften Mehlhandel mit den Bewohnern des Landes und beschäftigte seinen Sohn oft zu Hause und auf dem Felde. Der Großvater erzählte, wenn sie heueten und Torf machten, dem Kinde die Großthaten ihrer Vorfahren, deren Schlachtfelder sie umgeben. Natürlich litten die Fortschritte des jungen Knaben in der bescheidenen Stadtschule des Ortes bei alledem ein wenig; aber sein empfängliches Gemüth wurde so mit dem Leben und den Sitten seines braven Völkchens frühzeitig vertraut, und er schöpfte auf den Feldern dieses tiefe Gefühl für die Natur, welches später all seine Schriften belebte. Er war übrigens für eine literarische Laufbahn nicht bestimmt, und als der Ruf seines Innern ihn später fortriß ohne Widerstand von Seiten seines verständigen Vaters, hatte er unerhörte Anstrengungen zu machen, um sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Unser Dichter verdankt Alles sich selbst, und er hat sein wissenschaftliches Ziel beständig mit der Festigkeit und Beharrlichkeit eines wahren Norddeutschen verfolgt. Er widmete sich zunächst der Lehrerlaufbahn und begab sich zu dem Ende auf die Normalschule von Tondern in der Nähe seines Landes, durch drei Jahre eifriger Studien, die er für sich im väterlichen Hause trieb, reiflich vorbereitet. Von dort kam er nach drei neuen Jahren emsiger und begeisterter Studien als Lehrer einer Mädchenschule zum Städtchen Heide zurück. Aber diese Beschäftigung befriedigte ihn nicht lange trotz des Vergnügens, das er darüber empfand, daß er sich wieder mitten unter seiner lieben Natur und seinen guten Landsleuten befand. Er faßte den Plan sich zur Universität Berlin zu begeben, um dort den Kreis seiner literarischen und wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, und deßhalb setzte er, obwohl er wöchentlich mehr als 40 Stunden an seiner Schule gab, noch während 6 Jahre Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend seine Privatstudien ohne Ermüden fort, bis ihn seine erschöpften Kräfte plötzlich verließen. Krank und verzweiflungsvoll zog er sich zu einem seiner Freunde, der die kleine Insel Fehmarn in der Ostsee in der Nähe der Ostküste Holsteins bewohnte, zurück, und dort verfaßte er, nachdem er allmälig seine beschwerlichen Leiden

überwunden hatte, in einer vollkommnen Einsamkeit während fünf Jahre seine ditmarsischen Poesieen, die 1852 unter dem Titel Quickborn erschienen. Sie drangen schnell unter das Volk, nicht bloß im Ditmarsischen, sondern in allen Ländern Norddeutschlands, wo noch mehr als zehn Millionen Seelen von Ostpreußen bis zum französischen Flandern diese gewaltigen Laute verstehen. Bald wurde das Buch ebenfalls im übrigen Deutschland durch mehrere Uebersetzungen in die deutsche Schriftsprache gegen den Willen des Verfassers verbreitet, denn er hätte es lieber gesehen, daß zunächst der Dialekt in seiner ursprünglichen Frische auf die Schriftsprache Deutschlands, die in der That nöthig hätte, sich etwas zu verjüngen, während einiger Zeit einen wohlthuenden Einfluß hätte ausüben können. Ein ausgezeichneter Kritiker, Gervinus, sagte bei der Erscheinung des Quickborn: „Dieses Buch ist wie eine Oasis in der Wüste.“ Einige Jahre später publizirte man eine illustrirte Ausgabe des Originaltextes, für die Otto Speckter, einer unserer berühmtesten Vignettenzeichner, sich ins Ditmarsische begab, um seine Skizzen an Ort und Stelle aufzunehmen. In diesem Augenblicke erscheint das Buch auch in einer englischen Uebersetzung von Blackley. Die englische Sprache ist, wie man weiß, mit dem ditmarsischen Dialekte nahe verwandt und hat ebenso ihren Ursprung im alten Niedersächsischen.“

„Der Verfasser war inzwischen nach Kiel in Holstein gegangen, um sich da niederzulassen, und fand dort die zuvorkommendste Aufnahme, besonders bei den Universitätsprofessoren, und zu gleicher Zeit das bereitwilligste Entgegenkommen von Seiten der Regierung. Dort veröffentlichte er 1855 einen kleinen Band Volkserzählungen, ebenfalls im niederdeutschen Dialekt und nicht weniger reizend als die Gedichte des Quickborn. Wie der Dichter in seinen Versen ein allgemeines Gemälde vom Lande und dem Leben der Ditmarschen entworfen hat, so setzt er in seinen Erzählungen in Prosa Umstände und Verhältnisse ihres eigenthümlichen Treibens auseinander, das sich in den Rhythmus der Poesie nicht leicht gefügt hätte. Zur selben Zeit begab sich Klaus Groth auf die Universität Bonn an den Rhein, blieb dort zwei Jahre und erhielt das Diplom eines Doctors der Philosophie. Seit dem letzten Winter ist er nach Kiel zurückgekehrt, wo er sich fortan ganz seinen literarischen Arbeiten widmen will. Er läßt in diesem Augenblicke als eine Art von Einleitung zu seinen Werken eine kleine Sammlung Kinderreime erscheinen, die von dem anmuthigen Zeichner Richter illustrirt werden, und dann kommen im ditmarsischen Dialekt einige neuere prosaische Erzählungen von mehr dramatischem Charakter. Mit der Erlaubniß des Verfassers denke ich davon ebenfalls eine Uebersetzung zu geben nach der von den Gedichten und den ersten Erzählungen.“

E. S.

Feuilleton.

— * Das mit so großem Erfolg überall gegebene Schauspiel von Putlitz „Das Testament des großen Kurfürsten“ ist im Druck erschienen. Auch Redwitz hat seine „Philippine Welser“ der Oeffentlichkeit preisgegeben.

— * Die Skizze der Bildsäule, welche dem großen Nationalökonomen List in Reutlingen errichtet werden soll, ist in München ausgestellt und wird als sehr gelungen bezeichnet. Der Künstler, Gustav Kietz, ein Schüler von Rietschel, hat List in der Bekleidung eines einfachen Paletot dargestellt, die darin liegende Gefahr aber glücklich besiegt. Seine Gestalt ist sehr edel und mit künstlerischer Wahrheit wiedergegeben.

— * Die Berichte über die Todesart des älteren Bruders des jetzigen französischen Kaisers gingen bei den Schriftstellern auseinander; Diese ließen ihn am 27. März 1831 den Masern erliegen, Jene eines geheimnißvollen Todes sterben. Ein Mitarbeiter der „Militär-Zeitung“ stellt dagegen die Behauptung auf, Prinz Napoleon Louis (geb. am 11. October 1804) sei in dem kleinen Gefechte bei Rimini, das am 25. März 1831 den aus dem Attentate der beiden Brüder resultirenden kurzen Feldzug entschied, von dem Gemeinen Andreas Palazedy vom siebenten Husarenregimente zusammengehauen, während sein jüngerer Bruder, der jetzige Kaiser, sich in das nahe Rimini retten konnte.

— * In den ehemaligen Gärten des Julius Caesar in Rom wurde vor Kurzem eine herrliche Statue der Venus ausgegraben; dieselbe ist von der russischen Regierung angekauft worden.

— * Die Operette von Mozart „Der Schauspieldirector“, welche in der neuen Bearbeitung von Louis Schneider seit mehreren Jahren an vielen Orten gegeben wurde, kam auch in Wien zur Aufführung und erregte dort natürlich besondres Interesse, rief aber auch durch die nicht grade würdige Auffassung Mozarts tadelnde Stimmen wach. Rudolf Hirsch hat ein eignes Schriftchen herausgegeben, welches betitelt ist „Mozarts Schauspieldirector, musikalische Reminiscenzen.“ Darin nimmt der Verfasser den großen Tondichter gegen Schneider in Schutz, löst von dem Werkchen die Hülle, welche Jener um dasselbe gelegt, und giebt Aufklärung über die Entstehung der Operette. Seinen Mittheilungen entnehmen wir das Folgende: Der „Schauspieldirector“ ist zweiundsiebenzig Jahre alt. Die „Wiener Zeitung“ vom 8. Februar 1786, Nr. 11 Seite 281, welche damals das Motto von Terenz führte: „Res, aetas, usus, semper aliquid apportat novi“ — und sehr zärtlich von ihren Abonnenten nur als von ihren „Liebhabern“ sprach, — enthält nachstehendes: „Dinstag gaben Se. Majestät der Kaiser den durchlauchtigsten Generalgouverneuren der k. k. Niederlanden und einer Gesellschaft des hiesigen Adels ein Lustfest zu Schönbrunn. Es waren dazu 40 Kavaliere, wie auch Fürst Stanislaus Poniatowsky (Neffe des Königs von Polen) geladen, die sich ihre Dames selbst wählten und paarweise in Pirutschen und geschlossenen Wägen, um 3 Uhr von der hiesigen Hofburg aus, mit Sr. kaiserl. Majestät, Höchstwelcher die durchl. Erzherzogin Christine führten, nach Schönbrunn aufbrachen und allda in der Orangerie abstiegen. Diese war zum Empfang dieser Gäste auf das herrlichste und zierlichste zum Mittagemahle eingerichtet. Die Tafel unter den Orangeriebäumen war mit einheimischen und fremden Blumen, Blüthen und Früchten auf die angenehmste Weise besetzt. Während dem Se. Majestät mit den hohen Fremden und den Gästen das Mahl einnahmen, ließ sich die Musik der k. k. Kammer auf blasenden Instrumenten hören. Nach aufgehobener Tafel wurde auf dem an einem Ende der Orangerie eingerichteten Theater ein neues für dieses Fest eigens komponirtes Schauspiel mit Arien, betitelt: „Der Schauspieldirector“ durch die Schauspieler von der k. k. Nationalbühne aufgeführt. Nach dessen Ende wurde auf der wälschen Bühne, die am andern Ende der Orangerie errichtet war, die ebenfalls für diese Gelegenheit verfaßte Opera buffa unter dem Titel: Prima la musica e poi le parole — von der Gesellschaft der Hofoperisten vorgestellt. Während dieser Zeit war die Orangerie mit vielen Lichtern an Lustern und Plaken auf das herrlichste beleuchtet. Nach 9 Uhr kehrte die ganze Gesellschaft in voriger Ordnung, jeder Wagen von zwei Reitknechten mit Windlichtern begleitet, nach der Stadt zurück.“ — Diesen amtlichen Angaben zu Folge wurde daher der „Schauspieldirector“ am 7. Februar 1786 zum ersten Male gegeben. Der Name des Compositeurs erscheint in dem officiellen Festbericht gar nicht aufgeführt; erst aus der Nummer 13 der „Wiener Zeitung“ desselben Jahres, Seite 345 ersehen wir, daß der „Schauspieldirector“ am 11. Februar in das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore zum ersten Male überging, ein Gelegenheitsstück in einem Aufzuge, wozu die Musik vom „Herrn Kapellmeister Mozart ist.“ Seite 515 derselben Zeitung wird von Wenzel Sukowaty, Hoftheatralcopist, der „Schauspieldirector“ von Herrn Mozart in der Spart um 6 fl. 30 kr. unter den neuen Musikalien angeboten. Seite 631 bietet denselben die Lausch'sche Musikalienhandlung in der Kärnthnerstraße den drei weißen Rosen gegenüber Nr. 1085 im Klavierauszug an. Laut dem eigenhändigen Mozart-Kataloge (Nr. 32) ist das Singspiel am 3. Februar 1786 vollendet worden, wenige Tage vor der ersten Aufführung in Schönbrunn selbst, wie denn Mozart überhaupt es liebte, oft erst in den letzten drängenden Minuten zu schaffen. — Nach Mozarts eigenhändigem Kataloge waren ferner darin beschäftigt: seine Schwägerin Aloisia Lange, geborne Weber, die Sopranistin in den Schwindelhöhen, für welche er auch die Königin der Nacht in der „Zauberflöte“ geschrieben, dann Mlle. Katharina Cavaglieri und Josef Adamberger, der Vater der Frau von Arneth. Von wem der ursprüngliche Text zum „Schauspieldirector“ stamme, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Vielleicht ist Stephanie der Jüngere der Verfasser. Es hat den Anschein, daß dies Singspiel über Anordnung des Kaisers Josef verfaßt worden ist, um damit die Gebrechen und Launen und Prätensionen der Theaterleute zu geißeln. Der Kaiser war bekanntlich sehr schlecht zu sprechen, wenn die Sängerinnen sich muthwilliger Weise krank melden ließen oder sonst excedirten; er drohte sogar, daß er das Volk auf die Hauptwache schicken werde, wie dies der Herzog von Dessau sehr häufig gethan.

—* Neuyork, Boston und Philadelphia. Franz Löher hat sein treffliches Werk „Land und Leute in der alten und neuen Welt“ durch einen dritten Band ergänzt. Durch Klarheit des Blicks, Ruhe der Auffassung und Anmuth der Darstellung gehört sein Buch zu dem Besten, was die Literatur über die vereinigten Staaten von Nordamerika aufzuweisen hat. Auch der neue Band schließt sich nach dem Urtheile der „Allgemeinen Zeitung“ würdig an die beiden ersten an: Dießmal beginnt er mit einer Darstellung der drei östlichen Hauptstädte, und zwar mit Neuyork, der großen Pforte zweier Welten, durch welche die europäische Einwanderung zieht, wo der Wellenschlag aus der alten Welt am frühesten und stärksten empfunden wird, um sich über das ganze Unionsgebiet fortzupflanzen. Ihren Ruf als Metropole des Vergnügens verdankt die Stadt theils ihren wohlbesetzten Tafeln und dem Vorrath anderer sinnlichen Genüsse, theils dem guten Appetit der Ankömmlinge nach der Meeresfahrt oder aus den grenzenlosen Binnenräumen, wenn sie unvermuthet mitten in die großstädtische Fülle und an den wohlversorgten Markt sich versetzt sehen. Daß Laster und Verbrechen in einer Hafenstadt häufig sind, die unter den zuwandernden Völkern so vielen Gesellschaftskehricht aufnehmen muß, darf uns weder befremden noch zu unbilligen Urtheilen hinreißen, aber neu ist es jedenfalls für den Zögling europäischer Polizeistaaten, daß auch das Laster und das Verbrechen Freiheit und Gleichheit dreist ausnützen dürfen. In den prachtvollen Conditoreien und Erholungsorten drängen sich Diebe, Gauner, Spieler und Dirnen überall vor, und die anständigen Leute sind in ewiger Flucht vor solcher Gesellschaft. Auffallend war es auch dem Reisenden, daß, in einem Land wo das zarte Geschlecht unbedingt die häusliche Hegemonie sich errungen hat, so häufig das Verbrechen der Ueberwältigung vorkomme; doch schreibt er dieses Sittenmerkmal auf Kosten der farbigen Bevölkerung, deren Quartiere schon von weitem durch den Geruch dieser curiosen Ebenbilder des Schöpfers sich kundgeben. Eine andere Eigenthümlichkeit der neuen Welt ist der Mangel alter Leute. Vor vierzig Jahren, meint Löher, sei das mittlere Lebensalter in den Vereinigten Staaten auf 27 Jahren gestanden, und habe sich auf 21 Jahre vermindert. Er schließt daraus auf eine Zunahme der Kurzlebigkeit, allein er befindet sich dabei in einem großen Irrthum, denn das durchschnittliche Lebensalter, welches bei großer Fruchtbarkeit der Bevölkerung sich mindert, ist etwas ganz anderes als die durchschnittliche Lebensdauer; ein geringes Durchschnittsalter ist sogar, wie Roscher in seinem berühmten Buch über die Colonien entwickelt hat, ein Wahrzeichen von großem Gedeihen der Pflanzstaaten. Frankreich, wo die durchschnittliche Lebensdauer in der letzten Zeit beträchtlich zugenommen hat, geht im Sinn der Populationsstatistik den Krebsgang, denn man hat mit Recht bemerkt, die Nation altere. Aus dem Hafengewühl, über Tonnen, Fässer, Säcke und Kohlen hinweg, aus dem Geldschmutzbad und den Comptoirgesichtern rettet sich das empfindsame deutsche Gemüth gern in einen schattigen Winkel. „Ein Sommerabend unter den Bäumen auf der Battery gehört zu den reizendsten Genüssen auf der Erde. Zwischen den Bänken und auf dem Boden lungern die schwarzen riesigen Afrikaner, die braunen Spanier, Brasilianer und Mexikaner mit den langen dünnen Gesichtern, und die wilden amerikanischen Burschen, jeder mit seinem Schatz, streitsüchtig Volk, das vielen Lärm macht. Zum Glück entfernen sich die meisten dieser Gesellen wenn es Nacht wird, und die Bay sich rings umkränzt mit blitzenden Leuchtthürmen. Die Wogen klatschen leise ans Ufer, Barken mit mondbeglänzten Segeln und Ruderboote durchschneiden still die Fläche; zwischen dem Takt der Ruder- und Wellenschläge hört man das Führen von Gesprächen, öfter auch ein deutsches Volkslied. Sinnend und bald träumend geht man in die stillen Straßen der Stadt zurück, welche gegen elf Uhr so leer sind als hätten sie nie das Geschäftsgewühl gekannt.“ Eine Schwäche der Damen Neuyorks ist die Bestechlichkeit gegen europäisches Wesen, und ganz besonders unwiderstehlich sind ihnen die Abenteurer, welche, gleichviel ob ererbt oder erlogen, Titel, Adel oder gelehrten Ruf mitbringen. Die klugen Väter sehen nicht gern solche Schmetterlinge um ihre Blumen schwärmen, denn wie leicht könnte es geschehen, daß die Tochter das Nachhausegehen aus dem Concert vergäße, und der Papa statt ihrer am andern Morgen einen Brief fände, sie sei „ihm“ gefolgt, und hoffe auf Vergebung. Solche Entführungen, oder vielmehr Desertionen, gehören zwar nicht zu den Seltenheiten, und der Amerikaner meint, daß, wenn junge Leute gegen Elternwunsch davonlaufen, es nur sie selbst angehe; doch sind die Amerikanerinnen viel zu gut erzogen, als daß sie nicht vor dem Liebessprung die häusliche Bilanz des Unwiderstehlichen sich vorlegen ließen, und bei einem voraussichtlichen Deficit nicht lieber in väterlicher Kost blieben. Ist Neuyork der Platz der Parvenus und solcher die rasch zu Reichthümern, zu einem guten Geschäft oder einem guten Bankerott gelangen wollen, denen die Vergangenheit gar keinen, desto mehr aber die Gegenwart und die Zukunft Werth hat, so ist Boston die Stadt der gemachten Leute und der Erbschaften. Ihr Name schon hat einen patricischen, vornehmen und gelehrten Klang, und der Europäer wird sich am frühesten dort heimisch fühlen, wo er enge und krumme Gassen, statt des rechtwinkeligen modernen Einerlei, Spaziergänge und Spaziergänger, Schatten und Springbrunnen wieder findet, wo er noch Anhänglichkeit an den Mutterstaat, Lithographien der Königin Victoria und des Prinzen-Gemahls als Reste englischer Sinnesart, Reminiscenzen und Traditionen antrifft, und wo die Leute durch Sparsamkeit reich zu werden suchen. Da Boston der Sammelpunkt der amerikanischen Schriftgelehrsamkeit ist, und die bessere Literatur für die neue Welt fabricirt, so kommt der Deutsche dort leicht an, und ganz besonders macht sich in neuerer Zeit durch die deutsche Juristenauswanderung der Einfluß deutscher Rechtsbildung und Rechtskenntniß von Boston aus dadurch geltend, daß allmählich wissenschaftliche Grundsätze das Wirrsal des bürgerlichen Rechts in Amerika zu verdrängen beginnen. In Boston denkt man auch höchst conservativ in politischen Dingen, und fühlt das tiefste Mißbehagen über das schale Demagogenregiment der sogenannten reinen Demokratie. In dem ehrsamen und tugendreichen Boston war der Mäßigkeitsfanatismus während Löhers Anwesenheit noch in vollem Schwung. Um diese Schnurre eines freiheitsregierigen Volks zu verstehen, belehrt uns der Verfasser, daß der Amerikaner bei sehr großem Durst das behagliche Zechen nicht verstehe, sondern bei ihm der Genuß gleich in Laster ausarte, daß selbst die Damen merkwürdig viel Madeira zu trinken vermögen, und daß man weder die Lieblichkeit noch das Gewürz der französischen und der deutschen Weine, sondern nur ein Getränk nach seinem Alkoholgehalt zu schätzen wisse; daß auch sehr viel irisches Blut in den Adern der Amerikaner fließe, und in Folge dessen durch Säuferei zahlloses häusliches und gesellschaftliches Elend entstanden sei, weßhalb die Amerikaner sich nicht besser zu helfen gewußt hätten als das Kind mit dem Bad auszuschütten, und eine Art mohammedanisches Trankverbot zu errichten. Von dem akademischen Boston aus betreten wir die große Quäkerstadt Philadelphia, wo Kirchenstille in den Straßen herrscht, und sich wenig von der halben Million Einwohner öffentlich blicken läßt. Aber unter so viel Frommen fühlt sich ein Weltkind wie der Deutsche nicht wohl, und noch weniger angezogen von Sectenreiser und Predigergesichtern. Wir entfliehen daher mit dem Verfasser auf den obern Mississippi, wo der Vater der Gewässer minder schmutzig als in seinem untern Lauf über die St. Antonsfälle herabstürzt. Einer der Fälle hieß bei den Sioux Minne-haha, lachend Wasser, wonach Longfellow die braune Dorothee in seinem Rathhaus-Epos benannt hat. Aber nach Löhers Beschreibung haben die Fälle alle Größe und Majestät verloren, und auch von einem Lachen ist nichts mehr in unsern aufgeklärten Zeiten wahrzunehmen, denn der Strom, der sich ehemals mit einem Satz von einer Felsenstufe herabstürzte, hat es in seinen alten Tagen bequemer gefunden die Mauer in eine Bresche zu verwandeln, um in einem comfortablern Winkel aus dem obern in das untere Stockwerk sich herabzubegeben, so daß auch dort — wie eine bayerische Sennerin gegen B. Auerbach bemerkte — „die Natur immer schlampichter wird.“ Von den Fällen begab sich Löher an das Ende der neuen Welt, d. h. an jenen westwärts rückenden Saum, wo die vordringenden Hinterwäldler neben den Rothhäuten, den „Vettern und Basen der Biber“, wohnen. Ein deutsches Mississippidorf mit Namen Gutenberg war das wohlbedachte Ziel des Reisenden. Er fand dort einen rasch gedeihenden Platz, aber auch Fieber, ächtes von der Wassernähe herrührendes und mit Chinin heilbares amerikanisches Fieber, und deutsches, unheilbares Krakehlfieber. „Einer ärgert den andern, und so ärgern sich alle, und bleiben sich ewig verfeindet.“ Warum, möchte man da fragen, sind die guten Leute an den Mississippi gezogen, da doch in der Heimath ihr Metier in höchster Blüthe stand? Vielleicht liegt in der Luft des fernen Westens ein befruchtendes Element für die Zukunft, denn als der Reisende seinen Fuß in das Fort und die Mission Atkinson setzte, fand er innerhalb der Palissaden zwei amerikanische Familien und zwei Familienhäupter, den Missionär und den Arzt, die sich beide gründlich haßten, geringschätzten und verklatschten. Der Geistliche, ein finsterer Presbyterianer, huldigte der in ganz Amerika verbreiteten gelehrten Ansicht, daß die Indianer Abkömmlinge der zehn verlorenen Stämme Israels seien, und betrachtete und behandelte daher seine braunen Zöglinge standesgemäß. Wer jetzt noch die eingebornen Naturkinder in nüchterner alter Sitte antreffen will, der muß seinen Fuß weit nach Westen hineinsetzen; er muß, wie der liebenswürdige und geistreiche Möllhausen, die südlichen Felsengebirge nach neuen Pässen gen Californien durchstreifen. Dort im mittlern Lauf des westlichen Colorado, wo noch keine mexikanischen Maulthiertreiber, keine amerikanischen Handelsleute, keine Pelzjäger, keine Schnapshändler hingekommen sind, wo der rothe Mann sich noch nicht mit der weitreichenden Büchse bewaffnet hat, sondern die Kraft von Pulver und Blei noch für eine „große Medicin“ hält, dort allein sind die Räume wo man noch die einheimischen Jägerstämme in ihrer alten Reinheit antreffen und über ihre Fähigkeiten urtheilen kann. Anderwärts sind sie schon gerichtet, und gewähren nur den trübseligen Anblick von den ethnographischen Verheerungen der europäischen Civilisation. Einzelne Stämme haben wohl den Genuß des Feuerwassers streng verschworen, und sich des Giftes mit Erfolg erwehrt; ausnahmsweise sehen wir auch, daß die vertriebenen Tschirakesen im Indianergebiet sich europäisiren, Plantagenwirthschaft treiben, Baumwolle bauen und exportiren, Journale gründen, auf den östlichen Universitäten studiren, und mit einer Petition um Aufnahme ihres rothen Staats in die Union drohen. Was wird es ihnen helfen? Der Untergang jener Race geht mit sichern Schritten vor sich. Sie werden aussterben wie die Thierklassen früherer geologischer Perioden, deren Fußspuren in weichen Schichten erstarrt sind, und jetzt in Museen mit Neugierde betrachtet werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 23. Bremen, 5. Juni. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Aus einer Dachstube.

Erzählung von Otto Roquette.

3.

Leonhard kam spät und sehr niedergeschlagen nach Hause. Seine Bewerbung war vergeblich gewesen, ein Andrer hatte die gehoffte Stellung schon erhalten. Sich unter seinen jetzigen häuslichen Umständen von Herrn Düring loszusagen, ohne irgend einen Ersatz zu haben, schien ihm ein Wahnsinn, und doch fühlte er, daß er nicht länger in diesem geschäftlichen Verhältniß bleiben dürfe. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seiner Frau das Fehlschlagen dieser Hoffnung sogleich mitzutheilen, und war sehr zufrieden, als er sie schon schlafend fand. Aber sie gab sich nur den Anschein zu schlafen, da sie kein Wort fand, was sie ihm bei ihrem jetzigen Gemüthszustande hätte sagen können. Ihr Plan, der dieser ganzen unseligen Lage ein Ende machen sollte, war fertig, und ruhelos wachend sah sie dem Morgen entgegen.

Leonhard erhob sich sehr früh. Einsilbig, verstört und mit augenscheinlicher Hast nahm er das Frühstück, das die Nachbarin bereitet hatte, und eilte zeitiger als gewöhnlich davon.

„Jetzt rasch an's Werk!“ rief Frau Hartmann. „Ziehen Sie sich an, und lassen Sie mir die Kinder!“

Agnes folgte diesem Aufruf fast mechanisch. Sie suchte ihren besten Anzug hervor, um sich zu dem furchtbaren Gange zu rüsten. Ach, er war ihr schon wieder leid geworden! Jetzt, da es an die Ausführung ging, überkam ein Frost ihren Körper, sie bebte, wie von einem Fieber geschüttelt, und eine Scham erfüllte sie, daß sie hinter dem Rücken des Mannes seine Anklägerin werden sollte. War seine Schmach doch auch die ihrige! — Schon war sie angekleidet, schon schritt sie auf die Thür zu — da blieb sie stehen und rief: „Es geht nicht! Ich kann's nicht thun!“ — Kraftlos sank sie auf einen Stuhl und starrte verzweiflungsvoll vor sich nieder.

Die Nachbarin ermahnte und ermuthigte sie und erbot sich, ihr einen Fiaker zu holen, da der Weg ihr vielleicht zu weit werden möchte. Sie ging, und bis zu ihrer Wiederkehr blieb Agnes allein bei ihren Kindern. Mit Thränen küßte sie die geliebten Häupter, und als die Nachbarin die Nachricht brachte, daß der Wagen vor der Thür warte, riß sie sich mit Gewalt los — ihr war es, als müßte sie von Allem scheiden, was sie liebte.

Es war ein langer Weg, den sie zu fahren hatte, über eine halbe Stunde weit. Schon lagen die bekannteren Straßen hinter ihr, sie kam in eine ihr fremde Gegend. Lange Zäune schlossen große Bauplätze ein, ausgedehnte Holzhöfe, Colonieen von kleinen Häuschen, die sich um große Fabriken gruppirten. Das war nicht mehr die Stadt, in der sie lebte, und es kam ihr vor, als führe der Wagen sie in eine unendliche Weite hinaus, von wo kein Weg sie zurück leitete. Eine Angst um ihre Kinder überkam sie, eine Furcht vor dem Schritte, den sie, fast wider ihren Willen, zu thun im Begriff stand, und schon wollte sie den Kutscher umkehren lassen, da hielt der Wagen vor einem schönen Gartenthor. Mit klopfendem Herzen stieg sie aus, sah den Wagen davon fahren und sich einsam und verlassen in der öden Umgebung. Denn so weit der Blick reichte, war kein Mensch zu sehen, nicht im Garten, nicht auf der Straße — wenn der freie Weg sonst eine Straße genannt werden konnte. Endlich faßte sie sich ein Herz und suchte das Gartenthor zu öffnen. Es war verschlossen, man schien es nicht als Eingang zu benutzen. Aber eine breite Kastanienallee führte von hier bis zu dem schloßartigen Hause, und Agnes blickte durch die Eisenstäbe über grüne Rasenflächen, schön vertheiltes Buschwerk und Blumenstöcke. Es war so morgenlich still und herbstsonnig da drinnen, und in stiller Wehmuth blieb sie stehen, die Augen unverwandt in die schöne Garteneinsamkeit gerichtet. Sie erblickte eine Bank unter Bäumen, und mit heftigem Klopfen ihres Herzens dachte sie sich ihren Gatten mit der schönen jungen Dame lustwandeln, ausruhen und ihrer und der engen Häuslichkeit vergessen. Da wurde sie durch Tritte aus ihrem unseligen Brüten aufgestört. Sie sah einen Mann, mit einer Mappe unter dem Arme, den Weg an der Mauer entlang kommen. Sie trat ihn an mit der Frage, wie sie das Fräulein Düring sprechen könne. — „Der Weg zum Hause geht da um die Ecke der Mauer. Sie werden schon sehen!“ sagte der Fremde und schritt rasch weiter. — Agnes folgte der Weisung und kam bald in einen Hof, wo Baulichkeiten aller Art das Wohnhaus im Geviert umgaben. Sie sprach bald diesen, bald jenen mit schüchternen Worten an, ohne eine Antwort zu erhalten. Der Eine zuckte auf ihre Frage die Achseln, der Andre zeigte mit der Hand wer weiß wohin. Druckerjungen und Laufburschen schritten pfeifend und ohne auf sie zu achten vorüber. Alles rannte, lief, wie von einem Räderwerk in Bewegung gesetzt. Keiner hatte Zeit oder Lust, sich auf eine außerhalb seines Bereiches liegende Frage einzulassen. Agnes stand in halber Verzweiflung da, sie bereute tausendmal ihr unglückliches Vorhaben. Und dazu gesellte sich die schreckliche Furcht ihrem Gatten zu begegnen, ja es war ihr in diesem Augenblick, als sei sie die Verbrecherin, die auf unrechten Wegen ertappt werden könnte. Indem sie so mit unstäten Blicken und befangen da stand, kam ein stattlicher Herr auf sie zu. Er hatte eine gestickte Sammetmütze auf, die Cigarre im Munde und ein großes Notizbuch in der Hand. „Zu wem wünschen Sie?“ fragte er kurz. — Sie fuhr zusammen und stotterte ihre Frage nach Fräulein Düring. — „Meine Tochter ist schon früh nach der Stadt gefahren,“ entgegnete der Herr. „Kommen Sie gegen Mittag wieder.“ — Er schritt an ihr vorüber. Agnes erbleichte, ihre Kniee wankten, sie war Herrn Düring selbst begegnet. Plötzlich blieb er stehen, sah sich um und kam zurück. „Kann ich Ihnen selbst mit etwas dienen?“ fragte er.

„Sie sind sehr gütig — ich danke! stammelte Agnes. Ich wollte nur — das Fräulein — — sie vermochte nichts weiter hervorzubringen.

In diesem Augenblicke trat ein Geschäftsbote zu Herrn Düring mit den Worten: Herr Leonhard läßt fragen, ob er — —

Agnes taumelte fast zurück vor Schreck. Sie hörte nichts weiter, es war eine geschäftliche Frage, von der sie nichts verstand. Herr Düring gab dem Andern ruhig Bescheid. Aber er hatte das krampfhafte Zucken der vor ihm Stehenden bemerkt, und als der Bote sich entfernt hatte, begann er: „Haben Sie die Güte mir in mein Büreau zu folgen.“ — Sie folgte ihm zitternd in das Arbeitszimmer und nahm auf dem ihr dargebotenen Stuhle Platz. — „Sagen Sie mir doch, liebes Kind, was sie hergeführt hat!“ begann Herr Düring wiederum, und in freundlichem Tone. — Agnes rang nach Worten, sie wußte keinen Eingang zu finden zu dem, was sie sagen wollte. Da plötzlich kämpfte sich aus der gepreßten Brust die Frage los: „Herr Düring — ist Leonhard verheirathet?“

Verheirathet? entgegnete der Kaufmann befremdet und die Gestalt der jungen Frau musternd. Sein Auge wurde größer und ernster. Er sah das blasse, noch sehr jugendlich aussehende Wesen an, sah ihre tiefe Bewegung, ihren körperlichen Zustand, und mit Einemmal stellte er sich in Gedanken eine ganze Geschichte zusammen, die weder für Leonhard noch für Agnes günstig endete. Eine Wolke des Unmuths zog über sein Gesicht. — Leonhard ist nicht verheirathet, sagte er.

Nicht verheirathet? fuhr Agnes auf, und wie ein Blitz schoß es plötzlich aus ihrem Auge.

„Nun ich sag' es Ihnen ja, er ist nicht verheirathet, ich weiß es von ihm selbst.“

Er selbst hat es Ihnen gesagt —?

„Ja doch, er selbst! Vielleicht ist das um so günstiger für Sie!“

Für mich? Mein Herr —

„Mein Kind, die Angelegenheit ist mir nicht angenehm, ich gestehe es, denn ich bin sonst mit Leonhard sehr zufrieden. Auch gehört sie nicht eigentlich vor meine Ohren. Aber es ist mir lieb, daß ich meine Tochter vor einem Gespräch bewahren kann, wie Sie es ihr zugedacht hatten. Was wollten Sie überhaupt von Florentinen?“

Inzwischen war ein Wagen vorgefahren, und ein feiner junger Herr stürmte in's Zimmer. Der Kaufmann eilte ihm freudig entgegen, drängte ihn zur Thür hinaus, und ihr lautes Willkommensgespräch, mit Lachen untermischt, verklang in einem entfernten Corridor. — Agnes blieb allein. Sie stand da, wie vom Blitz getroffen. Sie hatte nun die volle Gewißheit, daß ihr Gatte sie verleugnet habe, und dazu gesellte sich Scham und Empörung über den Verdacht des Kaufmanns, den sie wohl verstanden hatte. Sie wußte nicht, wie lange sie starr und regungslos da gestanden hatte. Als sie aber zu sich kam und sich allein in dem fremden Zimmer sah, eilte sie sofort auf die Thür zu. Sie hatte nichts mehr zu erfahren. Hastig verließ sie das Haus, den Hof, ging auf der unbekannten Straße hin, und so immer fort; sie hatte kaum ein Bewußtsein, wohin ihr Fuß sie führte. Als sie endlich zu sich kam, sah sie sich vollkommen verirrt. Sie ließ sich von Vorübergehenden den Heimweg beschreiben, Alle aber sagten, er sei sehr weit. Sie suchte nach einem Wagen. Es war keiner zu finden oder leer anzutreffen. Erschöpft, halb ohnmächtig von einem Schwindel ergriffen, sank sie zu Boden. Ein paar Neugierige oder Mitleidige sammelten sich um sie und suchten sie aufzurichten. Da fuhr eine glänzende Karosse vorbei. Ein brauner Lockenkopf beugte sich aus dem Fenster und blickte nach der Unglücklichen. Die junge Dame ließ halten. Der Bediente sprang herab, kam auf Agnes zu und meldete, das gnädige Fräulein biete ihr den Wagen an, um sie nach Hause zu fahren. Die Dame stieg aus, hieß den Kutscher umwenden und näherte sich Agnesen. Die letztere dankte mit matter Stimme, nannte ihre Wohnung und stieg ein, während das Fräulein zu Fuß nach Hause ging. —

4.

Herr Düring saß wieder allein an seinem Arbeitspult. Da öffnete sich die Thür, und das Rauschen eines seidnen Kleides, zugleich mit einem leichten Tritt, verkündigte ihm das Eintreten seiner Tochter. Schnell wandte er sich um, und sein Gesicht wurde heiter, wie immer, wenn er das schöne Mädchen vor sich sah.

„Guten Tag, Papa! Da bin ich wieder!“ rief sie, indem sie auf ihn zuflog und ihn küßte. — „Schon da?“ fragte er. „Ich habe ja den Wagen nicht kommen hören!“ —

„Ich komme zu Fuß, Papa. Ich sah eine Frau unterwegs ohnmächtig werden und bot ihr meinen Wagen an. Weißt du, ich habe in der Pflanzenausstellung ein Dutzend schöner Rosenstämme gekauft, die mir sehr gefielen. Es ist dir doch recht?“

„Gewiß, mein Kind — wenn sie dir gefielen!“ Er nahm ihre Hand und streichelte ihr zärtlich die braunen Locken.

„Aber warst du denn allein in der Ausstellung?“

„Bewahre! Mit Frau S. und ihren Töchtern. Ich holte sie mit dem Wagen ab.“

„Und hast den Wagen dann einer Kranken abgetreten? Du bist mein braves Mädchen! Aber da vergesse ich gar — Vetter Karl ist angekommen, um einige Tage bei uns zu bleiben. Er wandert eben in der Offizin umher.“

„So? das ist schön!“ sagte Florentine leicht hin, indem sie die Locken zurückwarf. „Da werde ich der Wirthschafterin wohl sagen müssen, daß sie reichlich Confitüren aufträgt — wenn Vetter Karl es nicht selbst heimlich schon gethan hat!“ fügte sie lachend hinzu.

„Windbeutel!“ rief der Kaufmann. „Karl verdient es wahrhaftig nicht, daß du dich über ihn lustig machst, er ist ein sehr tüchtiger Junge.“

Florentine huschte nach der Thür. „Papa“, rief sie umkehrend, „ich habe einen Gast zu Tische geladen; Leonhard. Es ist fast eine Woche her, daß du ihn nicht —“

„Florentine!“ rief der Kaufmann, plötzlich ernster werdend. „Warte einen Augenblick! hast du Leonhard heut schon gesprochen?“

„Morgens, als ich abfuhr. Er kam zufällig dazu und half mir in den Wagen — da lud ich ihn ein.“

„Immer so rasch, mein Kind! Immer unter dem Eindruck des Augenblicks!“

Florentine sah den Vater erstaunt an. „Wie so, Papa?“ fragte sie. „Ist dir denn die Einladung nicht recht?“

„In der That, liebes Kind, heut ist sie mir unerwünscht. Ich gestehe, daß — ich seit Kurzem mit Leonhard nicht zufrieden bin.“

„Mein Gott, was ist geschehen?“ rief Florentine, im ganzen Gesicht erglühend.

Herr Düring sah seiner Tochter prüfend in die Augen. Dann ergriff er ihre Hand. „Mein Kind“, sagte er, „ich selbst habe ihn vielleicht verzogen. Der Schein trügt, man kann sich auch in dem am offensten blickenden Gesicht irren. Du wirst in meinem Sinne handeln, wenn du Leonhard von heut an weniger entgegen kommst.“

„Aber, lieber Vater“ — rief Florentine erschrocken — „darf ich denn nicht wissen, was du plötzlich —“

„Jetzt nicht, mein Kind. Da er von dir eingeladen ist, werde ich dem Gaste heut Mittag meine Verstimmung nicht zeigen. Aber sei vorsichtig, Florentine!“ Er küßte sie auf die Stirn und entließ sie.

Das junge achtzehnjährige Mädchen ging in ihre Zimmer, höchst befremdet über diese Eröffnung. Rasch, offen und lebhaft, hatte sie nicht die Fähigkeit ihr Inneres zu verbergen, und beklommen sah sie der Mittagsstunde entgegen, wo sie Leonhard gegenüber Unbefangenheit erheucheln sollte. Ueberdies war es ihr völlig unbegreiflich, wie derselbe sich ihres Vaters Unzufriedenheit habe zuziehen können. Ueber ihre Jahre hinaus von festem, selbständigem Charakter, und doch noch mit der ganzen leichten Jugendlichkeit des Mädchens, hatte sie längst einen Entschluß gefaßt, dem nun die Mißstimmung

des Vaters in bedenklicher Weise entgegen trat. Sie liebte Leonhard und wollte seine Frau werden. Ihr Vater hatte sich einst in einer ganz ähnlich untergebenen Stellung befunden, wie Leonhard — das wußte sie aus des Vaters eignen Erzählungen. Ihre Mutter war die Tochter eines reichen Mannes gewesen, der Vater hatte nichts gehabt. Zu schüchtern, um sich mit seinen Wünschen der Tochter seines Prinzipals zu nähern, erleichterte sie ihm durch Entgegenkommen den Schritt, und der arme Düring erhielt das reiche Mädchen zur Frau, deren Vermögen den Grundstein zu seinem jetzigen Wohlstande legte. Das Alles wußte Florentine und sah keinen Grund, warum sie nicht ihrer Mutter ähnlich handeln sollte. Daß Leonhard überaus zurückhaltend sei, verschwieg sie sich nicht, aber sie glaubte sich von ihm geliebt, und so hoffte sie durch offne Darlegung ihrer Empfindungen seine Schüchternheit zu brechen. — Unruhig und ungeduldig ging sie umher und zergrübelte sich den Kopf über das Mißverständniß zwischen dem Geliebten und dem Vater. Da schoß ihr ein Gedanke auf, und sie schalt sich fast, daß sie nicht gleich darauf gekommen sei. Ihn selbst wollte sie nach dem Grunde fragen. Sofort flog sie in den Garten und ließ Leonhard zu sich rufen.

Aufgeregt schritt sie durch den Baumgang, brach am Boskett eine Spätlingsrose und zerpflückte sie in der Zerstreuung. Endlich sah sie Leonhard kommen. „Leonhard!“ rief sie ihm entgegen, „was haben Sie mit dem Vater gehabt?“

Er sah sie überrascht an. „Mit Herrn Düring? Nichts, daß ich wüßte!“

Ein Schatten des Unmuths ging über ihr Gesicht. „Warum leugnen Sie, Leonhard? Sie hören ja, ich weiß, daß etwas vorgefallen!“

„Mein Fräulein — ich weiß nichts davon! Herr Düring hat mir etwas vorzuwerfen? Es mag sein, aber gesprochen hat er darüber mit mir noch nicht.“

Sie sah ihn forschend an. „Nicht? Leonhard, seien Sie offen, Sie sehen, daß es mich beunruhigt —“

„Aber ich wiederhole Ihnen, mein Fräulein, noch bin ich selbst überrascht, daß Herr Düring mir übel will, und sehe für den Augenblick keinen Grund dazu.“

Florentine schwieg eine kurze Weile. „Es ist möglich“, sagte sie dann. „Aber überlegen Sie wohl, Leonhard, giebt es nicht irgend Etwas, das zur Mißstimmung zwischen Ihnen und dem Vater führen könnte? Wenn Sie es nicht in der Gegenwart finden, suchen Sie in der Vergangenheit noch.“

Er erschrack, das Blut schoß ihm in's Gesicht, und verwirrt sah er das Mädchen an. Er fürchtete fast, daß sie um sein Geheimniß wisse. Florentinen entging seine Aufregung nicht. — „Also doch!“ rief sie. Und warum verheimlichten Sie es mir? War ich nicht stets offen und vertrauensvoll zu Ihnen? Leonhard, ich muß es wissen!“

„Mein Fräulein — entlassen Sie mich — ich darf nicht sagen, was ich selbst wünschte! Ja, es lastet ein Geheimniß auf mir, und es ist möglich, daß Herr Düring hinter dasselbe gekommen ist. Es mußte doch endlich geschehen, und so mag denn dieser Tag die furchtbare Last von meinem Herzen nehmen!“

Florentine deutete diese Worte durchaus in entgegen gesetzter Bedeutung. Sie glaubte, ein Bekenntniß seiner Gegenliebe zu hören, und erschrack nun ihrerseits über diese unerwartete Hast. Purpur im Gesicht, trat sie zurück und wußte keine Entgegnung. Es entstand eine drückende Pause. Er vollendete nicht, was er nur angedeutet hatte, sie erwartete und fürchtete zugleich die Fortsetzung seiner Worte. Abgewandt von einander standen Beide und starrten vor sich hin. Plötzlich ergriff Leonhard ihre Hand. „Verzeihung, Florentine!“ rief er. „Ich habe Sie lange getäuscht — aber Gott ist mein Zeuge, daß keine eigennützige Absicht dabei war. Sie sprochen immer gütig zu mir, kamen mir mit Freundlichkeit entgegen, wie hätte ich Ihnen ausweichen sollen? Aber prüfen Sie mein bisheriges Benehmen, und Sie werden finden, daß ich nichts erbeuchelt habe, daß ich nur dankbar hinnahm, was abzuweisen unschicklich gewesen wäre. Verzeihen Sie mir — o, ich sehe meinem Urtheil entgegen!“

Er wandte die Augen den Gang hinunter und brach seine Rede plötzlich ab. Florentine waren seine Worte so unverständlich, so gänzlich unbegreiflich, daß sie bald ihm erstaunt in's Gesicht, bald verwirrt zu Boden blickte. Indem sie aber jetzt der Richtung seiner Augen folgte, bemerkte sie zu ihrem Schrecken den Vater mit dem Vetter Karl den Gang entlang kommen. Sie suchte sich rasch zu fassen und ging ihnen entgegen. Leonhard folgte. Herr Düring warf seiner Tochter einen strengen Blick zu. Die Gegenwart des Vetters aber, eines heiteren, liebenswürdigen jungen Mannes, war für's Erste ein Ableiter und ließ, da er von dem Drucke der drei Andern nichts ahnte, die beeinträchtigte Stimmung nicht ernster zur Erscheinung kommen. Man ging zu Tische. Der Vetter nahm die Kosten der Unterhaltung fast allein auf sich, erzählte von Paris, woher er eben kam, und alle waren ihm dankbar, daß er sie des Redens überhob. Der Kaffee wurde im Gartensaal genommen. Es entging Leonhard nicht, daß Karl Florentinen mit ganz besonderer Artigkeit behandelte, und er war nicht unzufrieden damit. Endlich erhob sich der Kaufmann. „Nun, mein Töchterchen“, sagte er, „ich überlasse dir den Vetter jetzt, wir beiden andern müssen unsern Geschäften nachgehen.“ — Karl reichte seiner Cousine mit glänzenden Augen den Arm, um mit ihr durch den Garten zu spazieren, während sie dem Vater einen beängstigten Blick nachschickte. — „Begleiten Sie mich auf mein Comptoir“, sagte der Kaufmann zu Leonhard, „ich habe Ihnen noch etwas zu sagen.“

Sie gingen. Leonhard war auf Alles gefaßt. Herr Düring öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und langte ein kleines buntseidenes Tüchlein hervor. „Nehmen Sie dies Tuch, Leonhard“, sagte er, „Sie werden eher Gelegenheit haben, es der Besitzerin zurück zu geben, als ich. Wenn Sie das Tuch sonst kennen —!“

Leonhard nahm das Tüchlein — er wußte sich diesen Eingang nicht zu deuten. Auch erinnerte er sich nicht, es je gesehen zu haben, und blickte seinen Prinzipal fragend an.

„Es gehört einem jungen Frauenzimmer, das heut Morgen bei mir eine Anklage gegen Sie erhob. Sie brachte zwar nur eine Frage über die Lippen, das Weitere aber konnte ich errathen. Ich hatte Sie für ehrenwerth gehalten, Leonhard, aber diese Enthüllung —“

Der junge Mann traute seinen Ohren nicht. Plötzlich erkannte er das Tuch als eine Gabe, die er seiner Gattin an ihrem letzten Geburtstage gebracht hatte, und ein furchtbares Licht ging ihm auf. „Agnes —!“ rief er außer sich. „Sie war hier?“

„Ja, das Mädchen war hier und erkundigte sich bei mir, ob Sie verheirathet wären?“

„Agnes war hier! Armes, unglückliches Weib! Das ist schlimmer, als ich fürchtete! Sie wußte aber ohnte meinen Betrug — und die Lösung des unseligen Geheimnisses kann jetzt nur verderblich für sie sein! Und doch, so schrecklich diese lange gefürchtete Stunde für mich ist, ich segne sie dennoch, denn sie befreit mich von einem unerträglichen Drucke. So wissen Sie denn, Herr Düring, es war mein Weib, das Sie gesprochen haben, mein treues, geliebtes Weib, das schon seit fünf Jahren Freuden und Leiden mit mir getragen, und in dessen Besitz ich glücklich bin, trotz alles Elends der letztvergangenen Tage!“

„Leonhard! Sie — verheirathet?“ rief der Kaufmann, auf's Höchste verwundert. „Und so haben Sie ihre Gattin verleugnet und mich hintergangen?“

„Ehe Sie mich verdammen, Herr Düring, hören Sie mich an!“ entgegnete Leonhard. „Ich bin schuldig, Sie selbst aber boten mir die erste Versuchung, ja, Sie nöthigten mich, diese Schuld mit vollem Bewußtsein auf mich zu laden!“

„Das wäre! Ich bin begierig zu hören!“ sagte Herr Düring halb spöttisch und in großer Verstimmung.

„Es ist noch kein Jahr her“, fuhr Leonhard fort, „als ich mich mit Weib und Kind in der elendesten Lage befand. Mein früherer Prinzipal hatte Bankerott gemacht und uns arbeitslos und am Rande der Verzweiflung hinterlassen. Ich hörte, daß eine Stelle in Ihrer Anstalt offen sei, und eilte hierher, um mich Ihnen anzubieten. Sie waren nicht zu Hause, ich sprach mit Ihrem Geschäftsführer. „Sie sind hoffentlich nicht verheirathet?“ war seine erste Frage. „Wenn das wäre, fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten, so müßte ich Sie ohne Weiteres abweisen, denn Herr Düring nimmt Ein- für Allemal keine verheiratheten Leute in sein Geschäft auf.“ — Erschrocken über diese Bedingung und deren Engherzigkeit, die alle meine Hoffnungen zu vernichten drohte, stand ich da. Mein Weib trat mir mahnend vor die Seele und beschwor mich, eher Alles aufzugeben als sie zu verleugnen. Aber die unschuldigen Augen meiner Kinder sahen mich bittend an, ihre Noth zu lindern. Es war ein Augenblick des furchtbarsten Ringens in meiner Brust. Und als der Geschäftsführer seine Frage wiederholte, schoß es, fast wider meinen Willen, mir über die Lippen: Nein, ich bin unverheirathet. „Ich dacht' es ja, entgegnete der Herr, bei Ihrer Jugend!“ — Noch desselben Tages stellte ich mich Ihnen vor. Sie waren zufrieden mit den Proben, die ich Ihnen vorlegte. Schon waren wir einig, da berührten Sie jene Bedingung nur noch beiläufig, ich war durch den Drang und die Verkettung der Umstände gefangen. „Es ist gut, sagten Sie lachend, daß Sie noch zu jung sind, um sich schon mit Weib und Kind zu schleppen. Ich habe durch dergleichen Familien Unannehmlichkeiten über Unannehmlichkeiten gehabt. Hüten Sie sich auch, sich zu früh zu binden, Sie haben noch gute zehn Jahre Zeit.“ — So sprachen Sie, mir drang alles Blut ins Gesicht, aber ich vermochte nichts zu sagen. Sie entließen mich gütig, ich war im Besitz einer günstigen Lebensstellung, die ich mit der Ruhe meines Gewissens erkauft hatte. Damit Sie und Niemand aus der Anstalt etwas von meiner Familie erführe, miethete ich eine Wohnung, so weit als möglich, am entgegengesetzten Ende der Stadt. Meiner Frau mußte ich meine Schmach verbergen, sie würde lieber gedarbt als sich zur Mitwisserin dieses Betruges gemacht haben. Und so suchte ich sie stets von dieser Gegend entfernt zu halten, was um so leichter war, da sie die Kinder nicht verlassen konnte. Aber meine Lage war trotz der Verbesserung unsrer Umstände furchtbar! Von Reue gepeinigt, daß ich Sie, den ich so sehr verehren lernte, dem ich so viel Dank schuldig bin, betrog; von ewiger Furcht verfolgt, daß der nächste Tag die Entdeckung meiner Schande bringen könne; von unseligen Mißverständnissen, die das Geheimniß zwischen mir und meinem Weibe hervorrief, in tiefster Seele bewegt; so lebte ich eine Zeit der Qual und Zerknirschung. War es auch Liebe und Sorge, die mich zum Verbrechen getrieben, ich fühlte mich doch schuldig, ich war in tausend trostlosen Stunden vor meinen eignen Augen ein Betrüger! Und nun wissen Sie Alles. Verstoßen Sie mich, jagen Sie mich mit Schmach und Schande aus dem Dienste — es ist nicht der schwerste Schlag, den der heutige Tag mir bringt!“

Der Kaufmann ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, Antheil und tiefste Bewegung in den Mienen. Er blieb vor Leonhard stehen und legte die Hand auf seine Schulter. „Leonhard!“ sagte er, „ich habe mich doch nicht in Ihnen getäuscht — Sie sind brav und gut. Ich fühle, daß ich die Ursache zu Ihren Leiden gegeben habe, und bin sehr betrübt darüber. Aber hören Sie auch meine Rechtfertigung. Es war vor einem Jahre, als in unsrer Vorstadt eine ansteckende Krankheit ausbrach, die fast in jedem Hause ihre Opfer zählte. Ich verlor sechs meiner Arbeiter, alle verheirathet und mit starker Familie belastet. Die unglücklichen Frauen wendeten sich an mich, ich sollte unterstützen, sollte vor dem Hungertode retten. Ich gestehe, daß ich in dieser Hinsicht schwach bin, das Mitleid riß mich fort, und so lud ich mir sechs Familien mit etwa dreißig Kindern auf den Hals. Ich mußte meine Schwäche selbst tadeln, konnte das einmal Uebernommene nun aber nicht mehr fallen lassen. Um mich jedoch für alle Zukunft vor mir selbst sicher zu stellen, machte ich jene, wie Sie selbst richtig sagen, engherzige Bedingung, keinen verheiratheten Beamten mehr in mein Geschäft aufzunehmen. Da haben Sie meine Schuld, sie wird die Ihrige ungefähr aufwiegen. Sie bleiben bei mir, Leonhard, fortan nur um so enger mit mir verbunden — —“

Herr Düring brach plötzlich ab, von einem neuen Gedanken durchzuckt. „Leonhard!“ sagte er, indem er ihm schärfer in die Augen sah, „darf ich ganz auf Ihre Ehrlichkeit bauen? Ich habe Sie oft allein mit meiner Tochter gelassen — nehmen Sie es als ein Zeichen, daß ich Ihnen sehr — sehr wohl wollte! Auch heut vor Tische erblickte ich Sie mit Florentinen im Garten, und es entging mir nicht —“

„Niemals, Herr Düring“, unterbrach ihn Leonhard — „habe ich zu Fräulein Florentinen ein anderes Wort gesprochen, als ich vor ihren Ohren noch jetzt wiederholen könnte! Ich liebte meine Agnes, und es war nicht der kleinste Theil meiner Qual, daß ich Florentinen gegenüber heucheln und mich verstellen mußte. Aber ich segne diesen traurigen Tag auch in dieser Hinsicht, denn wer weiß, ob ich gegen so viel Schönheit und Anmuth auf die Dauer unempfindlich geblieben wäre! Diese Schuld ist glücklich vermieden worden. Aber nun entlassen Sie mich für heut, Herr Düring, ich muß zu meinem Weibe — sie wird in Verzweiflung sein!“

„Gehen Sie, gehen Sie, lieber Freund! Ich vertraue Ihnen. Was ich für Sie thun kann, steht Ihnen ganz zu Diensten. Möchten Sie mir morgen sagen können, daß in Ihren häuslichen Verhältnissen Alles gut stehe!“

Leonhard ergriff gerührt die Hand seines Prinzipals und eilte, von schrecklicher Ahnung getrieben, aus dem Hause.

(Schluß folgt.)

---

* Aus Byron's lyrischen Gedichten.

Uebersetzt von Otto Gildemeister.

An Inez.

(Childe Harold. Canto I.)

Nein, lächle nicht mir Finstrem zu!
  Ich kann nicht lächeln wie du wolltest;
Und doch — verhüte Gott daß du
  Je weinen, fruchtlos weinen solltest!

Und fragst du welch verborgnes Graun
  Mir Jugendkraft und Lust zerdrückte?
Willst nutzlos du ein Wehe schaun,
  Das dir zu lindern selbst mißglückte?

Es ist nicht Lieb', es ist nicht Haß,
  Nicht niedrer Ehrsucht Leid und Reue,
Wenn lebenssatt ich alles was
  Ich einst geschätzt, nun flieh' und scheue.

Es ist der volle Ueberdruß
  Den ich aus allen Dingen sauge;
Die Schönheit beut mir nicht Genuß,
  Und kaum bezaubert mich dein Auge.

Es ist der düstre stille Bann
  Der Juda's Flüchtling einst getroffen,
Der übers Grab nicht fliehen kann
  Und kann doch hier nicht Frieden hoffen.

Kann vor sich selbst der Flüchtling fliehn?
  Ob er von Land zu Lande wanke,
Des Lebens Fluch begleitet ihn,
  Ein finstrer Dämon, — der Gedanke!

Und doch, in Freuden die ich flieh',
   Wie viele schwärmen, schwelgen, lachen!
O laß sie träumen, laß sie nie
   Gleich mir aus ihrem Traum erwachen!

Mit manch trostlosem Blick zurück
   Muß ich nun pilgern bis zum Grabe,
Mein einz'ger Trost, daß ich zum Glück
   Das Aergste schon erfahren habe.

Was ist das Aergste? — Frag' es nie!
   Bewahr' dein Löcheln und dein Scherzen;
Entschleire nicht und nimmer sieh
   Die Höll' in einem Menschenherzen!

Medora's Gesang.

(Der Corsar. Canto I.)

Tief in der Brust mein süß Geheimniß lebt,
   Einsam, und nie zum Licht schwillt es empor,
Außer wenn dir mein Herz antwortend bebt
   Und dann ondzitternd stumm bleibt wie zuvor.

Dort, in der Tiefe, brennt ein Grabeslicht,
   Langsam und ewig, aber unsichtbar;
Das Dunkel der Verzweiflung dämpft es nicht,
   Obwohl es trüb' ist wie es niemals war.

Gedenke mein! — ohn' einen Seufzer geh'
   Am Grabe wo ich ruhe nicht vorbei!
Nur eine Qual thut meinem Herzen Weh:
   Daß es von dir einmal vergessen sei!

O hör' mein letztes leisestes Gebet!
   Gram um die Todten heiligt ja Natur;
So gieb mir Alles was ich je erfleht,
   Für so viel Liebe eine Thräne nur!

Unter ein Bildniß.

Geliebtes Ziel fruchtlosen Strebens,
   Obwohl beraubt der Lieb' und dein,
Ich nenne noch ein Gut des Lebens,
   Dein Bild und meine Thränen, mein.

Man sagt, die Zeit muß Gram vernarben,
   Doch fühl' ich wohl, es ist nicht wahr;
Denn seit die Hoffnungen mir starben,
   Lebt mein Gedächtniß immerdar.

Abschied.

Der Scheidekuß von deinem Munde
   Soll nie von meinem fliehn;
Kein geb' einst eine schönre Stunde
   Zurück was du verliehn.

Dein Scheideblick voll süßem Schimmer
   Mag gleiche Liebe sehn;
Dein Auge strömt, doch weint es nimmer
   Hinweg was mir geschehn.

Du brauchst mir nicht ein Pfand zu schenken
   Zum Trost in Einsamkeit;
Dies Herz begehrt kein Angedenken,
   Das dir sein Alles weiht.

Auch schreiben will ich nicht, — die Schmerzen
   Malt doch die Feder nicht;
Was nützt ein hohles Wort dem Herzen,
   Wenn es nicht selber spricht?

Bei Tag und Nacht, in Wohl und Wehe,
   Trage gefesselt ich
Die Lieb', und daß sie Keiner sehe,
   Blut' ich schweigend um dich.

Well, thou art happy.

Wohl, du bist glücklich, — und ich weiß,
   Nun sollt' auch ich so glücklich sein;
Glüht doch mein Herz noch heut so heiß
   Wie jemals für dein Wohl allein.

Zwar ist für mich das Glück ein Schmerz,
   Das deines Gatten Herd umgiebt;
Doch still davon! — müßt' ihn mein Herz
   Doch hassen, wenn er dich nicht liebt.

Als ich dein Kind sah, brach beinah
   Mein Herz vor eifersüchtiger Pein,
Doch wie ich dann sein Lächeln sah,
   Küßt' ich das Kind, — es war ja dein!

Ich küßt' in seinem Angesicht
   Des Vaters Bild — und seufzte kaum:
Sein Auge war der Mutter Licht,
   Dein Auge, meiner Jugend Traum!

Mary, ade! — mich treibt's von hier;
   Dein Glück muß mich von Gram befrein;
Doch muß ich fort, — blieb' ich bei dir,
   Dies Herz wär' morgen wieder dein!

Ich wähnte, Stolz — ich wähnte, Zeit
   Erstickte längst des Knaben Weh;
Nun seh' ich, ist mein Herz so weit
   (Nur nicht im Hoffen mehr) wie je.

Doch blieb ich fest. Ich weiß die Zeit,
   Da ging dein Blick durchs tiefste Mark,
Jetzt hätt' ein Zittern dich entweiht, —
   Wir sahn uns, — ich blieb kalt und stark.

Ich sah dich in mein Auge schaun;
   Du fandest keines Sturmes Spur,
Sahst kein Gefühl auf diesen Brau'n, —
   Die Stille der Verzweiflung nur.

Hinweg! hinweg! du alter Traum!
   Nie wieder weck' Erinnrung dich!
O — wo ist Lethe's dunkler Saum?
   Mein thöricht Herz, schlaf oder brich!

Remember him.

Gedenk an ihn, von dessen Brust
   Die Leidenschaften machtlos stiebten;
Gedenk der Stunde, deren Lust
   Uns nicht bezwang, obwohl wir liebten.

Dein Busen flog, dein Auge brach,
   O, Alles lud zum höchsten Glücke:
Dein leises Flehn, dein banges Ach
   Trieb jeden wildren Wunsch zurücke.

O laß mich fühlen daß mein Schmerz
   Dich vor Gewissensqual bewahrte:
Laß mich erröten daß mein Herz
   Dir lange Reu' nur schwer ersparte.

Gedenk an dies, wenn Haß und Wut,
   Mit hast'gen Zungen Argwohn säend,
Ihm der dich liebte Unrecht thut,
   Den fast zertreten Namen schmähend.

Bedenk, was ich auch war, daß doch
   Dich meine Gluten nie entweihten;
Dein reines Herz, ich segn' es noch,
   Noch jetzt, in nächt'gen Einsamkeiten.

O hätt' ich früher dich gesehn,
   Das Herz so warm, die Hände freier,
Eh' mich zu lieben ein Vergehn,
   Eh' ich unwürdig war als Freier.

Fern mag dein Leben wie vorher
   Von dieser bunten Welt verfließen;
Mag diese Prüfung bang und schwer
   Die Reihe deiner Sorgen schließen.

Dies Herz, von Leidenschaft entstellt,
Würde zerstört auch dich zerstören;
Dein Anblick würd' im Rausch der Welt
Verwegne Hoffnung nen empören.

Den Andern, deren Glück und Weh,
Wertlos wie meines, wüst und wild ist,
Laß jene Welt! — dem Kampf entgeh',
Wo fallen muß wer weich und mild ist.

Dein junger Reiz, dein zärtlich Herz,
Dein Geist, in Einsamkeie gereinigt,
Errat' aus meinem Gram den Schmerz
Der in der Welt die Seelen peinigt.

Die fleh'nden Thränen o vergieb,
(Sie sind ja nicht umsonst vergossen)
Die dir mein Feur ins Auge trieb,
Die letzten die um mich geflossen.

Wohl ist die Traner schwer und groß,
Daß wir uns nun auf immer trennen,
Doch ich verdiente dieses Loos
Und möchte fast es Gnade nennen.

Wenn ich dich minder liebte, wär'
Das Opfer kleiner das ich meine;
Doch ist mein Herz nicht halb so schwer,
Als wärest du durch Schuld die Meine.

My soul is dark.

(Hebräische Melodien. 9)

Dunkel ist meine Seel', — o schnelle
Rühr deine Harfe weich und mild'
Leis' in mein Ohr und murmelnd schwelle
Ihr Klang der alle Schmerzen stillt!
Wenn Hoffnung noch im Herzen schwillt,
Ihr Zauber wird sie neu erschließen;
Wenn noch im Aug' ein Thränchen quillt,
Es wird, anstatt zu brennen, fließen.

Wild muß dein Lied und tief erscheinen;
Sing nicht zuerst von Freud' und Scherz:
Ich sag' dir, Harfner, ich muß weinen,
Sonst, ach, zerspringt dies schwere Herz.
Nicht länger kann es sich in Schmerz,
In schlummerlosem Schweigen wälzen;
Jetzt muß es brechen wie ein Erz
Oder vor dem Gesange schmelzen.

---

* Die politische Bedeutung des Protestantismus.

Von Wilh. Kresselbach.

In der ernster werdenden Zeit räumt wohl die leichte, tanzende Muse des Feuilletons hie und da ihren Platz einer ernsteren historisch-politischen Betrachtung ein; sobald es sich um das geistige und leibliche Sein der Nation handelt, weicht ja ohnedieß in den Gemüthern die Neigung für Scherz und Spiel zurück; nur Naturen wie Heinrich Heine bleibt die wenig beneidenswerthe Fähigkeit vorbehalten, „auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen zu haschen.“ Zu keiner Zeitwende während des Verlaufes unseres Jahrhunderts ist aber wohl schärfer und bestimmter an Deutschland die Anforderung hinangetreten, sich auf das eigentliche Wesen seines nationalen Gehaltes zu besinnen, als eben jetzt. Denn der immer näher heranrückende Krieg wird für uns nicht bloß einen Kampf um äußere Unabhängigkeit, sondern zugleich auch um innere Freiheit, einen vollen Wurf nach Erringung national-staatlichen Daseins bilden; und Deutschland kann gewiß bloß dann nach beiden Richtungen hin auf einen Sieg hoffen, wenn es treu und klar an seinem eigenen innersten Kern festhält.

Den Bau des deutschen Staates, die allmälige Entwicklung des „germanischen Staatsprincips“ durch die Jahrtausende hin auch nur übersichtlich zu verfolgen, würde uns indessen hier zu weit führen; dagegen haben wir um so aufmerksamer vorerst unseren Blick dem sechszehnten Jahrhunderte, der Zeit der Reformation zuzuwenden, da viele nationalpolitische Fäden von damals, welche später, zerrissen in in den Lüften umherflatterten, in der Gegenwart wieder angeknüpft und weiter gesponnen werden. Der Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts ist nämlich nicht etwa allein deßwegen ein durchgehender Abschnitt der ganzen europäischen Geschicke, weil mit der Entdeckung Amerikas und Auffindung des Seeweges nach Indien der öconomisch-politische Schwerpunkt unseres Erdtheils von dem Gestade des mittelländischen Meeres an die Küste des atlantischen Oceans übersiedelte, und nun statt Italiens, fortan Portugal, Spanien, Holland und England die Hauptrolle im Staatenspiel übernahmen; sondern das gesammte Staatsleben selber war zu jener Zeit in der westlichen Hälfte Europas auf einem Punkt angekommen, wo das bisherige feudale Reich sich in den nationalen Staat umzugestalten beginnt. Zunächst werden sich die naturgemäßen Ländergruppen Europas ihrer individuellen Zusammengehörigkeit bewußt, aus Castilien und Arragonien entsteht Spanien, welche Bezeichnung damals zuerst für die neue vereinigte Monarchie auftaucht; die brittischen Inseln fassen die staatliche Einigung ihrer drei Reiche nach und nach ins Auge, in Frankreich ist der Herrscher zum wirklichen König geworden, während er bis dahin bloß primus inter pares war, die Bedeutung des Bürgerthums als eigentlicher zukünftiger Basis des Staatslebens drängt sich hervor; der Handel, die Volkswirthschaft nimmt allmälig den Charakter einer Nationalsache an, und ein siegender Dialekt erhebt sich jedesmal zur allgemeinen Nationalsprache.

In Deutschland, dessen Reichsbau, nach Adam Müller's Worten, ursprünglich von der großartigsten Anlage war, nimmt auch dieser staatliche Proceß die großartigsten Formen an. Alle Aeußerungen des öffentlichen Lebens zeigen hier viel stärker als anderswo das Bestreben zur Durchbildung eines geschlossenen Nationalstaates mitzuwirken. In einem mächtigen Städtewesen lebt ein reiches gebildetes Bürgerthum, das seine Verbindungsfäden unter sich über das gesammte Gebiet ausbreitet; der Bauernstand hat sich bereits vielfach von seiner früheren Dumpfheit und Stumpfheit losgemacht, und auch der Adel ist von dem staatlichen Zuge erfaßt; es fehlt Nichts als der mächtige königliche Führer, um Deutschland viel früher als England in die Bahn des modernen Parlamentarismus überzuleiten. Graf Henneberg unternimmt allerdings auf der Scheide des Mittelalters und der neuern Zeit einen Versuch dazu. Sein Plan, die Kaisergewalt zu stärken, den Reichstag den veränderten Verhältnissen gemäß einzurichten, so daß die Bänke der Städte den Mittelpunkt desselben abgeben, sein Projekt einer Reichssteuer, einer Reichsconscription, einer Reichsaußerzolllinie mit Aufhebung aller Binnenmauthen arbeitet gradesweges darauf hin. War aber Kaiser Max nicht im Entferntesten die Persönlichkeit, um solche Ideen zu verwirklichen, so wurde unglücklicher Weise nach dem frühen Tode jenes Kanzlers von Mainz Deutschland durch Personalunion an Spanien gekettet, welches Karl V. als sein eigentliches Hauptland betrachtete.

Demnach der bewußten staatsmännischen Leitung von Oben beraubt, griffen die einzelnen nationalen Kräfte ins Regellose aus und vernichteten sich dadurch selber. Welcher unbefangene Historiker möchte es heut zu Tage noch wohl läugnen, daß in den Bauernkriegen eine Unsumme nationaler Volkskraft verschäumte und so sich und andere Staatselemente zu Grunde richtete, die in das gehörige Bette gedämmt, als stolzer Strom das Schiff der deutschen Geschichte weiter getragen hätte, und ebenso kam die große nationalgeistige Bewegung der Reformation nur bruchstücksweise und in verkrüppelten Bildungen zu Tage.

Einst, im Beginn des Mittelalters, hatte Rom durch seine Sendboten die neue Religion und die alte classische Bildung zu gleicher Zeit den rohen Stämmen Deutschlands zugebracht, seine Kirchen und Klöster waren Kulturcolonien des Südens. Die alte Welthauptstadt

am Tiber hob indessen dieses ihr großes Verdienst um die nordische Civilisation durch das Streben wieder auf, die römische Herrschaft in einem über Europa ausgespannten Priesterstaate zu erneuern. Die Völker diesseits der Alpen wurden nur als Mittel zur Erreichung jenes Zweckes betrachtet, und demnach alle staatlichen und kulturlichen Elemente bei ihnen niedergehalten, die denselben etwa entgegen wirken könnten. Jahrhunderte lang bot die kaiserliche Macht allein den hierarchischen Gelüsten des Papstes Widerstand, später gesellte sich jedoch den ersteren das Bürgerthum hinzu, das in seinem natürlichen Zuge, einen nationalen Staat zu bilden, in der eigenen geistigen Entwicklung, in seiner deutschen Sprache, in seiner selbständigen Denk- und Lebensweise nicht minder zum selbstbewußten Gegner Roms heranwuchs. Deßwegen zeigt denn auch Deutschland am Ausgange des Mittelalters, wo das moderne Staatsleben in Europa einsetzt, eine ebenso starke nationalkirchliche als nationalstaatliche Tendenz. Hätte sich damals der große Einigungsproceß innerhalb unserer Grenzen vollzogen, so würde derselbe, wie in England, die selbständige deutsche Kirche mit dem nationalen deutschen Staate verbunden haben. Da jedoch auf politischem Gebiete die flüssig gewordenen nationalen Kräfte nicht weiter staatsmännisch verwerthet wurden und bereits in zügellosen Ausbrüchen sich selbst verzehrten, suchte die gesammte Bewegung der Zeit um so mehr auf dem kirchlichen Gebiete ihre Befriedigung zu erhalten. In dem kulturlich-religiösen Gegensatze zu Rom, wie er sich durch den Protestantismus offen festsetzte, kam wenigstens einigermaßen die deutsche Nationalität zu einem bestimmten Ausdruck. Freilich zersplitterte er in lauter einzelnen Territorialkirchen. Vom Kaiser preisgegeben, bot der Protestantismus den Particularländern die Grundlage zu der Fürstenherrlichkeit dar. Sieht man jedoch von dieser politischen Ausnutzung derselben ab, so bleibt er seinem Wesen nach doch immer die Basis einer ferneren nationalstaatlichen Entwicklung von Deutschland. Der in ihm lebende Geist ist im Großen und Ganzen der Geist des deutschen Volkes selber, jeder weitere sociale, politische und kulturliche Fortschritt steht fortan mit dem Protestantismus in den innigsten Wechselbeziehungen.

Wie furchtbar dann der Entwicklungsgang der deutschen Nation durch den dreißigjährigen Krieg und die sich daran knüpfenden Folgen unterbrochen wurde, braucht hier nicht weiter hervorgehoben zu werden. Hatten die Seemächte durch ihre Colonialsysteme die deutsche Küste von der Theilnahme am amerikanischen und indischen Welthandel abgeschnitten, verarmte die reiche Städtekette, die sich vom adriatischen Meere an bis an den Rhein zog, weil der indisch-levantinische Waarenstrom jetzt andere Wege aufsuchte; so vernichteten die inneren Kämpfe auch das ansehnliche Capital, welches von dem deutschen Ackerbau nach und nach angesammelt war. Neuere Forschungen ergeben, daß in vielen Reichen Deutschlands unsere Zeit noch nicht einmal den Stand an Dörfern, Menschen, Vieh und bebauter Bodenfläche wieder erreicht, zu welchem es das Vaterland kurz vor 1618 gebracht hatte. In der vollständigen Verarmung des Landes und in der politischen Zersplitterung seiner Theile blieb daher fast sechs Menschenalter hindurch für den Rest des nationalen Daseins in Deutschland nur die im Protestantismus wurzelnde Wissenschaft und das Gemeinde- und Familienleben übrig. Dort hatte das nach Freiwerdung der Meere neu erwachende deutsche Nationalgefühl anfänglich wieder seinen Anhalt zu suchen; der deutschen Bildung und der deutschen Familie entsprang die Begeisterung, welche in den Freiheitskriegen die Fremdherrscher vom deutschen Boden jagte.

Seitdem ist nun die Entwicklung der Nationalität trotz aller Hemmnisse und aller selbstbegangenen Fehler bei uns im steten Fortschreiten begriffen; dieselbe aber schließt als individuellen Gesammtausdruck des Volkes alle seine Lebensäußerungen in sich; und da ist es denn neuerdings immer mehr klar geworden, daß unser gesellschaftliches und kulturliches Grundwesen nicht minder im Widerstreite zu der römisch-katholischen Welt steht, als unsre geläuterten religiösen Anschauungen; aber mit andren Worten, daß der Protestantismus nicht bloß kirchlicher, sondern daß er ebenso politischer und socialer Natur ist. Das römisch-staatliche Leben geht von der Stadt aus, welche als Mittelpunkt sich eine weite Fläche unterwirft und alle politisch-ökonomischen Verhältnisse derselben ihrem Stadtwesen gemäß einheitlich, mathematisch einrichtet. Das deutsche Reich wächst dagegen umgekehrt aus dem Ackerbau auf der weiten Fläche empor; seine Städte bilden nur Theile seines Bestandes, die in Zusammenhang mit dem Ackerbau und seinen Bedingungen sich erst nach und nach zu einer größeren Einigung zusammenfinden. Der Romanismus baut den Staat von oben herunter, aus dem Centrum zieht er seine Linien nach allen Seiten hin, der Germanismus dagegen läßt ihn in der Stufenfolge von Familie, Gemeinde, Provinz von unten auf sich gestalten. Dazu kommt, daß das romanische Leben in den wirthschaftlichen Verhältnissen des mittelländischen Meeres fußt, während der Protestantismus durch ganz Europa von Navarra an bis zu Skandinavien hinauf nach dem atlantischen Ocean hin abdacht. Vom Beginne des Mittelalters herrscht aber in dem Hinterlande des europäischen Nordgestades eine andere Art in der Ernährung, der Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft, in der Denkweise, als sie sich im Umkreise der Thalatta aus dem Alterthume ins Mittelalter fortsetzt.

Am deutlichsten zeigen sich die daraus hervorgehenden verschiedenen staatlichen Consequenzen in der französischen Geschichte. Von den Tagen der Merovinger an ringen in Frankreich Germanismus und Romanismus auf allen Gebieten des Lebens mit einander. Während der Reformation scheint es eine Zeitlang, als ob der erstere die Oberhand gewinnen sollte; das halbe Frankreich und selbst sein König ist bereits protestantisch. Aber wie Heinrich IV. selber zum Katholicismus übergeht, um die Centralstadt Paris zu gewinnen, so verliert auch das protestantisch-germanische Princip in Frankreich mit der Durchbildung des romanischen Einheitsstaates immer mehr Boden, bis es endlich bei der Vertreibung der Hugenotten gänzlich unter die Füße getreten wird. Von da an prägt sich der romanische Staat in Gallien mit der unbedingtesten Folgerichtigkeit aus; die antike Idee, daß der Staat Alles, das Individuum ihm gegenüber Nichts ist, wird von dem alten legitimen Königthume, von der Republik, von Napoleon I., wie von der Julidynastie in gleicher Weise bis in die äußersten Consequenzen verfolgt, um zuletzt in dem heutigen Bonapartismus auf ihrer höchsten Höhe anzukommen. Wir haben vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit, die Frage näher zu erörtern, ob nicht das einzige Mittel, welches Frankreich aus seinem heutigen entsetzlichen ökonomischen wie sittlichen Ruine retten kann, in der Wiederbelebung des germanisch-protestantischen Princips und der naturgemäß daran sich knüpfenden Decentralisation besteht; für jetzt werden die gegebenen Andeutungen zur Hervorhebung des Gegensatzes genügen. Denn dem Germanismus bleibt der Staat nicht Zweck, sondern Mittel. Durch das geordnete nationale Zusammenleben soll der größtmöglichen Menge von Bürgern die größtmögliche Summe menschlichen Glücks zugänglich gemacht werden. Nur ein diesen Anforderungen genügendes Staatsleben wird der Deutsche auf die Dauer als seinem Wesen entsprechend ansehen. Dasselbe benöthigt natürlich der national-staatlichen Einigung zur Deckung des Gesammtgebiets und Unterstützung der Nationalangehörigen nach Außen; allein es darf dabei die naturgemäße Besonderheit der einzelnen Theile nicht knechten, und vornehmlich die geistige und leibliche Freiheit des Individuums nicht gefährden. Alle mehr oder weniger klaren Hoffnungen der deutschen Nation in Bezug auf ihre gesammtstaatliche Zukunft tragen sich mit diesen Ansprüchen, alle unsere seitherigen Schmerzen und Leiden lassen sich auf die bis dahin vermißte Befriedigung desselben zurückführen. Wir wiederholen es noch einmal, der germanische Staat, wenn er sich gesund entfaltet, wächst von unten auf, die berechtigte Theilnahme der Einzelnen an den Angelegenheiten der Gemeinde, den Fragen des Ganzen, der Constitutionalismus ist seine unabweisliche Voraussetzung, und da er auf der breiten Basis des Bürgerthums ruht, macht die bürgerliche Moral einen wesentlichen Gehalt seiner Politik aus.

Ist aber Alles dieses aufs Engste mit dem Protestantismus verwachsen, so liegt es auf der Hand, daß diejenigen Kräfte, welche im eigenen Interesse der nationalen Entwicklung Deutschlands entgegenarbeiten, dadurch den hierarchischen Bestrebungen Roms in die Arme geführt werden. Wie einst das Bankhaus der Augsburger Fugger alle Minen springen ließ, um Luthers Prediger gegen den Ablaßkram zum Schweigen zu bringen, weil die Firma an der Uebermittlung des Sündengeldes nach Rom eine erkleckliche Provision verdiente; so würden auch jetzt manchen Kreisen mit der Durchbildung der deutschen Nationalität namhafte politische und selbst finanzielle Renten entgehen. Darum soll nach dem Plane derselben das geistige Leben Deutschlands auf der Stufe der italiänischen Priesterbildung niedergehalten werden; darum ist jede wirthschaftliche Verbesserung ein Unglück, weil sie dem Bürgerthume eine weitere ökonomische Unabhängigkeit verschafft und somit der Bildung neue Nahrung zuführt; darum kreischen so viele Stimmen über den »Materialismus unseres Jahrhunderts.« Der Mensch, welcher alle Freuden seines Daseins auf den Himmel verschiebt, verfällt von selbst der romanischen Hierarchie als Beute; denn die Kurie an der Tiber besitzt Petri Schlüssel zum Himmel. Der Staat also, der ein offenes Schutz- und Trutzbündniß mit Rom abschließt, beurkundet damit sattsam, daß er sich zu allen nationaldeutschen Bestrebungen in einem unversöhnlichen Gegensatze befindet!

Die heutige Welt baut sich ihren Grundmauern nach aus der großen Arbeitstheilung auf, wie sie sich durch den Handel jetzt über den ganzen Erdball eingerichtet hat. Dadurch bekommen die Staaten, sobald sie den allgemeinen ökonomisch-politischen Bedingungen der Gegenwart entsprechen wollen, einen vorwiegend bürgerlichen Charakter. Wo aber die politischen Organismen dem Zuge der Zeit widerstreben wollen, stellt sich bei ihnen unausbleiblich eine innere

Ungesundheit ein. Es ist nicht etwa Zufall, daß alle romanisch-katholischen Staaten den finanziellen Ruin in sich tragen und nahe an dem Abgrunde eines Bankerottes halten, während in den germanisch-protestantischen Ländern ein geordneter Staatshaushalt die conditio sine qua non bleibt. Wie man in der Schweiz an der Reinlichkeit und Nettigkeit der Häuser, an dem Wegbau, an der Kleidung der Bewohner es augenblicklich gewahr werden kann, ob man sich in einem protestantischen oder katholischen Kanton befindet, wie in den Städten von paritätischer Bevölkerung in Deutschland die Protestanten ohne Ausnahme im größeren Wohlstande leben, so kehrt der nämliche Unterschied in dem gesammten katholischen und protestantischen Staatsthume wieder. Man vergleiche einmal in Beiden das bäuerliche Creditwesen, die Schulen, Armenanstalten, Wege und Stege, Gefängnisse, die Verbrecherstatistik oder andere Gebiete des Lebens mit einander: die Sittlichkeit der Familie, den Stand der Bildung. In Tyrol bei steilen Straßen malt man einen Hemmschuh auf ein Brett, um dem Landmann, der nicht lesen kann, anzudeuten, daß hier gesperrt werden muß; im protestantischen Deutschland reicht dazu die Schrift aus, weil Jedermann lesen kann. Die Verschiedenheiten zwischen Beiden lassen sich nach allen Seiten hin in der Höhe und Tiefe weiter verfolgen.

Wir geben es zu, der Katholicismus in der Mitte von Europa ist eine Thatsache, die man nicht ohne Weiteres ignoriren kann. Tausendjährigen Erinnerungen in den Volksschichten vermag kein Staatsmann über dem Knie abzubrechen. Allein wenn auch die Vergangenheit noch ihre bestimmten Anforderungen an die Gegenwart richtet, so darf doch die Gegenwart und Zukunft nicht der Vergangenheit geopfert werden. Die Menschengeschichte schreitet vorwärts; Rom steht mit seinem Dogma starr auf dem alten Fleck; täglich muß sich naturgemäß die Kluft zwischen ihm und der modernen Bildung erweitern. Staat und Kirche gehen aber nicht etwa deßwegen zu Grunde, weil die römischen Schablonen für sie nicht mehr passen. Die göttlichen Gesetze in der Natur der Menschen, welche die Erdenbürger auf ein geordnetes Zusammenleben hinweisen, bleiben unausgesetzt wirksam, wenn sie auch den veränderten Zeiten gemäß sich anders äußern. Man spricht freilich oft von dem alten Europa, dem keine junge Zukunft mehr lache; das sind indessen hohle, leere Worte, entsprungen einem Kopfe, der selber bei dem Greisenalter des Denkens angekommen, die ganze Welt auf die Neige gehen sieht, weil sein eigenes Fäßchen trübe läuft. Deutschland kann auf seine Zukunft nicht verzichten, und die Zukunft liegt in der allmäligen Durchbildung des national-germanischen protestantischen Staats!

„Sie gruben sie Jahr ein, Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus!“

Feuilleton.

* Die Ruinenstädte Mesopotamiens.

Bremen, 2. Juni. Gestern hielt Herr Dr. A. Bastian im Künstlerverein einen Vortrag über die Ruinenstädte Mesopotamiens. Nach kurzen Bemerkungen über die geographische Lage der drei alten Kulturstätten, Egypten, Mesopotamien und Persien, nebst dem von ihnen eingeschlossenen Arabien, führt der Vortrag den persischen Meerbusen herauf nach Bassora, dem an den Mündungen des Euphrats gelegenen Hafen Bagdads, der nur noch ärmliche Spuren seines früher ausgedehnten Handels zeigt. In die mesopotamischen Niederungen, den Sitz der ältesten Kultur, verlegten die meisten Völker den Ursprung des Menschengeschlechtes. Nach der chaldäischen Schöpfungsgeschichte wurden, nachdem Bel das Chaos geordnet, die Nachkommen des Aloens, des ersten Menschen, durch sieben Propheten, des Namens Oannes, mit den Künsten des Friedens und der Civilisation bekannt, indem jene aus den Tiefen des persischen Meeres aufstiegen, um ihnen Unterricht zu ertheilen. Um die zunehmende Verderbniß zu bestrafen, brach die Sündfluth herein, aus der nur der fromme König Xisuthrus mit seinen Anhängern gerettet wurde, nach der Abnahme des Wassers die Pfeiler des Seth findend, auf denen die Wissenschaften des untergegangenen Geschlechts erhalten waren.

Aus den verworrenen und sich widersprechenden Sagen der orientalischen Geschichtsbücher läßt sich keine sichere Chronologie festsetzen, doch darf wahrscheinlich die noch ganz mythenhafte Dynastie der Pischdadier als die früheste angesehen und mit der uralten Kultur des baktrischen Reiches in Verbindung gesetzt werden. Ihre Monarchie wurde durch die Einfälle wilder Völkerschaften zertrümmert, das goldne Zeitalter der Dichter verschwand, und unter den verschiedenen Usurpatoren, die sich in einer langen Epoche der Revolutionen und Bürgerkriege bekämpften, tritt später die Gestalt des Ninus hervor, der seine Nebenbuhler unterwarf und Nineveh, die Hauptstadt des ältesten assyrischen Reiches, gründete. Auch dieses steht erst an der Schwelle der Geschichte, und selbst die in den wieder aufgefundenen Ruinen gemachten Entdeckungen lassen noch nicht eine solche Sichtung aller zweifelhaften Punkte zu, um sich daraus ein klares Bild über die Geschicke des assyrischen Herrscherhauses entwerfen zu können. In den geöffneten Schachten der Ausgrabungen läßt sich der Grundriß der früheren Paläste erkennen, während auf der Oberfläche keine Spur der zerstörten Metropolis erhalten ist. Nach dem Untergange derselben blühte Babylon auf, besonders zur Zeit Nebukadnezars, mit dessen Herrschaft der kolossale Terrassenbau, Akerkuf genannt, in der Nähe von Bagdad, in Beziehung gesetzt wird. Der in die wildesten Orgien entartete Polytheismus der mesopotamischen Städte wurde temporär geläutert durch die Eroberungen der Perser, deren Großkönige anfänglich als Vorkämpfer der reinen Lichtreligion auftraten, aber nach einer nur kurzen Zeit der Blüthe dem Stoße des macedonischen Eroberers erlagen, der Babylon zu neuem Glanz erhob. Mit seinem Tode sank es, um sich nicht wieder zu erheben, da Seleucus seine Residenz nach Seleucia am Tigris verlegte, dem Vorposten griechischer Kultur im Osten, das seinerseits bei der Gründung des parthischen Madain verschwand. Das Reich dieses tapferen Reitervolks löste sich auf bei der nationalen Erhebung der Sassaniden, die, in Ktesiphon residirend, manches Jahrhundert hindurch erbitterte Kämpfe mit den Kaisern Konstantinopels führten, aber durch den Einbruch der Araber ihren Untergang fanden. Ktesiphon wurde vollständig zerstört, um Kufa zu erbauen, und jetzt deutet nur noch ein einsamer Bogen seine frühere Stätte an.

Bald nach Mohammed's Tode wurde der letzte Sprosse seiner Familie in Mesopotamien durch die Ommiaden erschlagen, diese selbst aber von den Abassiden besiegt, den Gründern Bagdads. Das jetzige Bagdad zeigt nur noch traurige Ueberreste seiner Größe unter den Chalifen, deren letzter bei der mongolischen Eroberung von Rossen zu Tode geschleift wurde. Seitdem hat es vielfach seinen Herrn verändert, bis es schließlich in die Hände des türkischen Sultans kam, der es jetzt durch den Pascha von Irak-Arabi verwalten läßt.

— * Neue literarische Erscheinungen. Schelling und die Philosophie der Romantik. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Geistes. Von L. Noack. — Die geschichtliche Fortbildung des Protestantismus. Von F. A. Holzhausen. — Seltsame Geschichten. Von Alfred Meißner. — Land und Leute der Moldau und Walachei. Von W. Derblich. — Künstlerliebe. Novelle von Julie Burow. — Marinebilder. Neue Seegeschichten von Heinrich Smidt.

— * Karl Goedeke hat die Abschnitte seines trefflichen neuesten Werkes, welche über Goethe und Schiller handeln, in einem besonderen Abdruck erscheinen lassen.

— * Von dem Werke von Otto Speyer „Bilder italiänischen Landes und Lebens“ ist der zweite Band in den Buchhandel gekommen.

— * Bei einem amerikanischen Buchhändler erscheint eine neue Erzählung von Charles Dickens, für welche ein Honorar von 5000 Dollars bezahlt wurde.

— * Die Musikalienhandlung von Bote und Bock in Berlin stellt den Klavierauszug der neuen Meyerbeer'schen Oper „Die Wallfahrt nach Ploermel“ in Aussicht; zugleich kündigt sie nicht weniger als acht verschiedene Verarbeitungen von Melodieen für das Pianoforte an.

— * Die Direction der Singakademie in Breslau, die von dem verstorbenen Mosewius geleitet wurde, ist auf Karl Reinecke übergegangen.

— * Die Nummer der von Gottfried Kinkel in London herausgegebenen Zeitschrift „Hermann“ vom 14. Mai enthält Folgendes: Frau Clara Schumann und Herr Stockhausen gaben letzten Sonnabend ihr erstes Morgenconcert in den Hanover Rooms, unterstützt von dem Violinisten Joachim. Eine Composition von Robert Schumann (Concert mit Variationen, für zwei Klaviere), glänzend ausgeführt von seiner Wittwe und ihrer jüngeren Schwester Marie Wieck, verdiente und erwarb den höchsten Beifall; ebenso ein Lied ohne Worte von Schumann für Klavier und Violine, gespielt von Frau Schumann und Herrn Joachim. Auch andere Stücke von Beethoven, Chopin und Händel wurden trefflich ausgeführt. Unsere deutschen Landsleute sollten eine Ehrenpflicht gegen den verewigten Meister und die große Künstlerin darin erkennen, die nächsten Concerte mit ihrer Theilnahme lebhaft zu unterstützen. Frau Schumann wird noch zwei Concerte geben, eins am Sonnabend 21. Mai, das andere am Donnerstag, 2. Juni.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

№ 24. Bremen, 12. Juni. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Der Aberglaube des Mittelalters.

Von Karl Seifart.

Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Dr. H. B. Schindler, königlich preußischem Sanitätsrath. Breslau, Korn.

Seit dem Erscheinen dieser Zeitschrift hat jeder ihrer Jahrgänge eine Reihe von Artikeln gebracht, welche in der Form der Abhandlung, der Kritik, der ethnographischen Skizze und selbst der Novelle die romantische Vorstellung von einer vergangenen „guten alten Zeit" bekämpften und auf Grund kulturgeschichtlicher Studien die Ueberzeugung geltend machten, daß der Geist des Menschengeschlechts als ein sich entwickelnder naturgemäß und nothwendig zu einer immer reicheren und seinem Begriffe entsprechenderen Entfaltung kommen müsse. Diese Anschauung von der Natur und dem Leben des Geistes, welche mit wissenschaftlicher Consequenz von Hegel in der Philosophie der Geschichte stark betont und von hervorragenden, wenn auch ganz anders geschulten Denkern der Neuzeit (Alexander und Wilhelm von Humboldt) in klaren Umrissen angedeutet war, fand, wie wir sahen, ihren schlagendsten empirischen Beweis in der Sitten- und Kulturgeschichte, indem wir auf diesem Felde dem in unendlicher Mannichfaltigkeit ausgebreiteten Leben des Geistes in seinen bisher weniger beachteten Regungen folgen und beobachten konnten, wie sich derselbe aus naiven, unvollkommenen Erscheinungsformen mit der rastlosesten und vielseitigsten Thätigkeit zu immer klarerem Bewußtsein emporringt und mehr und mehr die Fesseln von sich abwirft, die ihn hindern, das zu sein, was er seiner Natur und seinem Begriffe nach sein soll, freie Selbstbestimmung zur Humanität.

Die allgemeine Weltgeschichte, die politische Entwicklung der Staaten und ihrer Kriege und Friedensschlüsse zeigt uns, wenn wir sie, wie das bisher in der Regel geschah, einer abstracten Betrachtung unterziehen, das Leben des Geistes nur nach einigen Richtungen hin, und wenn wir auch in diesen Richtungen im Großen und Ganzen einen Fortschritt zur Humanität und Freiheit nicht verkennen können, so tritt die Deutlichkeit desselben doch ungleich weniger hervor als in der Geschichte des Denkens und Fühlens, des Glaubens und Aberglaubens, der Sitten und Gewohnheiten, der wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Leistungen der Völker, weil eben in diesen Formen der Geist vorzugsweise in seiner strebenden und kämpfenden Thätigkeit zum Ausdruck kommt, indem er gegen die geistlose und daher unvernünftige oder unmenschliche Weise, mit welcher in der Regel die Hauptfactoren der allgemeinen Weltgeschichte, die Lenker der Staaten und die politischen und hierarchischen Vertreter der Stabilität ihn auf einer erreichten Kulturstufe festhalten oder ihn gar auf bereits überwundene Stufen wieder zurückzwingen wollen, mit allen seinen Mitteln in lebendige und heftige Opposition tritt.

Daher ist der Geist der historischen oder activen Völker ein ewiger Opponent, ein Protestant, er sitzt in zweiter Kammer und auf der Linken, und von seinem im Getümmel des harten Kampfes oft niedergeworfenen, aber immer wieder muthig aufgerafften Banner strahlt in Flammenschrift die Devise: „Fortbildung", — oder was dasselbe sagt: „Kultur."

Die Geschichte der Kultur ist somit vorzugsweise die Geschichte des lebendigen, des thätigen, des fortschreitenden Geistes; sie verhält sich nothwendig polemisch gegen das Stabilitätsprincip und hat nichts gemein mit jenen sporadischen Beobachtungen vergangener und gegenwärtiger Volkszustände, welche sich, angemischt mit dem Weinessiggeist romantisch-reactionärer Düfteleien, seit den letzten Jahren prätentiös als Kulturgeschichte oder Kulturstudien ausbieten. — Indeß ist auch während der letzten Jahre das Studium der echten und rechten Kulturgeschichte tüchtig in Angriff genommen, und außer den zahlreichen mehr oder weniger wissenschaftlich gehaltenen Journalaufsätzen und Monographieen haben bereits größere und wissenschaftlich durchgeführte Werke die würdigen Grundsteine zu dem künftigen reichen Aufbau einer Wissenschaft der Kulturgeschichte geliefert, welche, wenn ihre Resultate erst in die Massen dringen, ebenso geistbefreiend wie die Naturkunde wirken dürfte.

Unter diesen von dem Geiste echter Kulturgeschichtschreibung geleiteten Werken der letzten Zeit nimmt „Der Aberglaube des Mittelalters" vom Sanitätsrath Dr. H. B. Schindler (XXII. und 359. Breslau, Korn) einen Ehrenplatz ein, und wir fühlen uns umsomehr veranlaßt auf dieses Werk hinzuweisen, als es seinem Stoffe und seinen leitenden Gedanken nach der kulturgeschichtlichen Richtung, welche diese Zeitschrift seit Jahren vertritt, ganz besonders entspricht.

Wir machen den Leser zunächst am Besten mit der Weltanschauung und kulturgeschichtlichen Richtung des Verfassers bekannt, wenn wir ihn selbstredend einführen: „Das Gemälde", heißt es im Vorworte, „welches sich (bei dem Studium des mittelalterlichen Aberglaubens) vor unsern Blicken aufrollt, ist eben kein erfreuliches, und das hochgepriesene Mittelalter mit seiner „Naturunmittelbarkeit", mit seinem „Tönen der Poesie durch das reiche bunte Leben", seiner „Ritterlichkeit" und „Liebessehnsucht", seiner „Verehrung der Frau" und seinem Stolze, der „alles Erschaffene für sich erschaffen glaubt", bietet uns eine gar traurige Kehrseite, welche jene Lichtbilder mit dunklen Schatten überzieht. — Zwar entfaltete der Menschengeist gegen das Ende dieses Zeitraums sein siegendes Panier; neue kaum geahnte Mächte rückten in den Vordergrund; eine neue Welt war über die Trümmer gekommen: aber es wurde dem Menschen zu Ungeheures zugemuthet, er verlor seinen Himmel und seine Hölle; herabgestürzt aus dem Mittelpunkte der Schöpfung sah er um sich eine jede Fassungskraft überragende, unendlich gewordene Welt, zwischen Entstehen und Vergehen durch in ihr selbst liegende ewige, unabänderliche Gesetze zur Einheit verbunden. Er sollte dem Zeugnisse

der Sinne nicht mehr trauen und mit der Erde im schnellsten Fluge um die Sonne kreisen; er sollte sich seine Gottheit neu bilden, denn der alte transcendente, persönliche, mit der speciellsten Sorge um die Erde betraute, im Himmel residirende, in die Weltordnung eingreifende, mit dem Teufel um die Weltherrschaft ringende Gott war ihm abhanden gekommen. Je gewaltiger aber die Umwälzung war, mit der die neue Erkenntniß die Denk- und Lebensweise der Völker bedrohete, desto fester war auch der Widerstand, den sie fanden, und so mögen wir uns nicht wundern, daß noch heute alle Kräfte der Menschheit sich verbinden, den neuen, alles Bestehende mit Umsturz bedrohenden Ideen den Sieg zu entreißen. — Zwei sich sonst fern stehende Parteien reichen sich vor unsern Augen im richtigen instinctiven Gefühle ihrer Bedürftigkeit die Hände zum Schutz- und Trutzbündniß gegen ihren gemeinsamen Feind, um die Arbeit des Menschengeistes als ein nichtiges und unfruchtbares Bestreben hinzustellen und in der Umkehr zum Alten, Verkommenen und Abgestorbenen die Entwicklung der nach neuer religiös-politischer Gestaltung ringenden Zeit zu bewältigen. Da stehen auf der einen Seite die neupatentirten Kirchenheiligen, welche an die Stelle voller Geistesfreiheit und individueller unbehinderter Entwicklung ihre alten, überwundenen, unvernünftigen Glaubenssatzungen als das Heil der Zeit mit Zwangscurs wieder einführen möchten, welche die Rettung der „unaufhaltsam dem zeitlichen und ewigen Verderben entgegeneilenden Menschheit“ in der Wiedererrichtung eines theokratischen Reiches suchen und statt den Glauben mit dem Wissen zu versöhnen, „die Wissenschaft muß umkehren“ als Sinnspruch auf ihre Fahne gesetzt haben; und auf der andern Seite die Romantiker, welche bei dem Anblicke jeder Dampfesse Herzzittern bekommen, die heranwachsende demokratische Macht in der Herstellung eines mittelalterlichen Feudalzustandes zu bekämpfen hoffen, die in der Verschiedenheit ihrer socialen Interessen auseinandergefallene bürgerliche Gesellschaft durch die Einpferchung in die alten Stände zu heilen gedenken und der „ausgenüchterten, glaubens- und liebeleeren Zeit“ mit einem Wunder-, Märchen- und Legendenschwalle wieder zu Glauben und Liebe verhelfen wollen. — Wir tragen deßhalb keine Furcht: die unbestechbare Macht der Wahrheit wird siegen; aber Diejenigen, welche stets die goldene Zeit des Mittelalters als das verlorene Paradies zurückwünschen, mögen sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß es ihnen gelingen könne, uns nur die Lichtseiten der mittelalterlichen kirchlichen und socialen Verhältnisse wiederzubringen, sie mögen an dem düstern Gemälde, welches die folgenden Blätter zu entwerfen sich bemühen, sehen, daß der Schatten das Licht weit überwiegt. Wer dem längst verschollenen Teufel ein Auferstehungsfest feiern hilft, der darf sich nicht wundern, wenn er mit der Wiedereinsetzung des Fürsten der Finsterniß auch sein Reich mit heraufbeschwört. Wäre die Wiederbelebung des Abgestorbenen möglich, eine Verteufelung des ganzen Menschengeschlechts würde die Folge sein, wie sie das Mittelalter uns vorführt.“

Von solchen Anschauungen geleitet und gestützt auf eine umfassende Belesenheit, besonders in der einschlägigen älteren Literatur, deckt der Verfasser zunächst die Quelle des mittelalterlichen Aberglaubens auf und findet dieselbe in der damaligen dualistisch-spiritualistischen Weltanschauung, in der vollendeten Trennung des Materiellen und Geistigen, des Himmlischen und Irdischen, Gottes von der Welt. — „Die Welt, das Diesseits ist Gottlos, das Jenseits, das Himmlische allein ist Gottvoll“, so sagt die mittelalterliche, spiritualistische Anschauung; „die Welt, das Diesseits ist Gottvoll, und das Jenseits ist ein trauriges Reich der Schatten“, so sagt dagegen die antik-heidnische Anschauung; beide Auffassungen sind einseitig und heben sich im Laufe der geschichtlichen Geistesarbeit allmälig auf, um sich in der auch jetzt schon vielfach zum Durchbruch gekommenen Weltanschauung der Zukunft zu versöhnen, nach welcher es weder ein gottloses Diesseits noch ein gottloses Jenseits, sondern nur eine ewig vom Geiste durchdrungene und mit ihm identische oder untrennbar verbundene, göttliche Welt geben wird.

Eine solche Welt tritt nicht mit sich selbst in Widerspruch, sie regiert sich nach ewigen Gesetzen und hat keinen Gott und kein Reich der Geister außer ihr, welche willkürlich in den gesetzlichen Gang eingreifen und Ungesetzlichkeiten begehen, d. h. Wunder verrichten könnten, während die romantisch-wundervolle Welt des Mittelalters ein Spielball der Willkür der Geister ist, ein buntes Bündel willenloser Materie, die der von außen an sie herantretende Geist nach seinem Gutdünken formt und modelt.

Da nun nach diesem Glauben Geist und Körper nicht in ihrer Wesenheit vereint, sondern nur zufällig mit einander verbunden sind, so kann auch der Geist ohne Körper oder, im Falle er Lust und Macht dazu hat, mit jedem beliebigen Körper existiren, und damit ist, wie unser Verfasser in den ersten Kapiteln seines Werks ausführt, der bereits mit biblischen Ueberlieferungen von Legionen von Teufeln und Engeln erfüllten Phantasie ein unendlicher Spielraum zur Erzeugung von Phantomen und Phantasmen der mannichfaltigsten und wunderlichsten Art gegeben. Dazu kamen nun noch für den Aberglauben des deutschen Mittelalters, welchen der Verfasser vorzugsweise im Auge hat, die altdeutschen, mythologischen Vorstellungen überirdischer und unterirdischer Wesen, und so entstand und wuchs ein Glaube von wüstem und unermeßlichem Inhalt an die Existenz und die Einwirkung einer guten und bösen Geisterwelt.

Von der numerischen Größe dieser Geisterwelt kann man sich eine annähernde Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß es außer den Legionen von Teufeln, Dämonen und Gespenstern noch des Thomas von Aquin Versicherung allein tausendmal tausend Millionen Engel giebt. — Die Engel sind ihren Kräften und Eigenschaften nach, mit welchen sie als Schutzgeister schon von der Geburt an den Menschen zur Seite stehen, verschieden. mächtige Fürsten haben größere und stärkere Engel zur Seite als Grafen und diese wieder stärkere als der gemeine Mann. Noch Luther war, wie der Verfasser nachweist, in dieser Anschauung befangen. — Mit Hülfe dieser Engel haben sich nun die Menschen der Heerschaaren des Erzfeindes, des Teufels zu erwehren, und diese Aufgabe ist nicht leicht, weil eben die Welt durch und durch verteufelt ist und feindliche Dämonen den Menschen hinterlistig berücken, wenn er geht oder steht, schläft oder wacht, ißt oder trinkt; er thue, was er thue, Teufel und Engel sind ihm zur Seite und wirken hemmend oder fördernd auf seine Handlungen ein. Für sich vermag also der von dämonischen Gewalten gänzlich abhängige Mensch gar nichts, sondern den Einwirkungen dieser Gewalten beständig unterworfen, schwankt er unaufhörlich zwischen Gott und dem Teufel, die sich um seine Seele streiten.

Mit dieser füllereichen und mannichfaltigen Geisterwelt gab sich indeß der Volksglaube noch nicht zufrieden, sondern behielt auch die deutsch-heidnischen Ueberlieferungen von Riesen und Zwergen, Erd-, Wasser-, Luft- und Feuergeistern Jahrhundertlang in ihrer Eigenthümlichkeit bei. Außer diesen Geistern schwärmen nun noch die Seelen derer herum, die „übel abgestorben“ sind, die sich entleibt haben, die sich dem Teufel ergeben haben und nun umgehen bis auf den jüngsten Tag, oder die ein Verbrechen begangen haben, einen vergrabenen Schatz hüten müssen, und diejenigen, welche in Wälder oder an abgelegene Orte gebannt sind. Endlich schaffen nun auch noch die Hexen und Zauberer eine Menge „leere Gesichte“, Schreckgespenster und mancherlei Getön mit klopfen, schlagen, werfen, hämmern, toben und fallen.

Dies ganze Geisterreich gehorcht nun anderen Gesetzen als die Natur, über die es gebietet, und deren Gesetze es beherrscht, die es beliebig abändert und aufhebt, und das umsomehr je höher die Stufe ist, welche der auf die Natur einwirkende Geist einnimmt. So sind die Kräfte der Natur keine nothwendigen in der Materie selbst liegenden, sondern sie sind in jedem Augenblick durch Engels- oder Teufelsgewalt abzuändern oder aufzuheben.

Bei dieser Weltanschauung, welche den Menschen fortwährend in unmittelbare Berührung mit den übernatürlichen Geistern brachte,

lag der Gedanke nahe, sich der Hülfe derselben *gegen* die Natur bedienen zu können, und damit war dem Glauben an *Wunder* und *Zauber* ein endloses Feld gegeben. — Wunder thun oder, wie Grimm nach der ältern Sprache das Wort auch acta gebraucht, „*Wundern*“ heißt übernatürliche Kräfte heilsam, Zaubern dagegen, übernatürliche Kräfte schädlich wirken lassen; das Wunder ist göttlich oder englisch, der Zauber teuflisch oder dämonisch. — Aus diesen Begriffen des Wunders und des Zauberns erwuchsen nun im üppigsten Wuchse sowohl die schönen Wald- und Haideblüthen als auch das verworrene, wüste Unkraut unserer Märchen-, Sagen- und Legendendichtung. Auf der einen Seite lenken die guten Geister, die schützenden Engel und Heiligen das Schicksal der Menschen, auf der andern Seite beeinflussen und durchkreuzen es die Dämonen durch Zauber und tückische Verlockung. Ueberall Dualismus, Zwiespalt, Widerspruch, Kampf und Unruhe. Auffallend, aber ganz in dieser dualistischen Weltanschauung begründet, ist der Widerspruch, mit welchem die damaligen Vorstellungen einerseits Gott und seine Schaaren als den Herrn und Meister aller Naturerscheinungen, namentlich des Windes und Wetters auffassen und andererseits doch auch in dem Teufel und seinen Zauberern geschickte und gefährliche Wettermacher sehen. Die Kirche hielt denselben Widerspruch fest, sie hatte ihre Gebete um gut Wetter und ihre Gebete gegen Zauberschäden, und selbst noch unsere symbolischen Bücher kennen den Teufel als einen Wettermacher. Die Kirche bestätigte es, daß zerstörende Naturerscheinungen Strafen Gottes oder Werke des Teufels seien, und schrieb sich die Macht zu, heilsame Naturerscheinungen hervorrufen, schädliche aber verhindern zu können. „Besonders sind es Elias und Maria, denen das Wettermachen übertragen ist, sie werden um Regen angefleht, und die Kirche hält bei anhaltender Dürre große Regenprocessionen, bei denen das Bild der Maria auf den Feldern umhergetragen wird. Nach einem Erdbeben um 452 ordnete der Bischof Mammertus Umzüge an, die von den Päpsten später eingeführt und auf den Sonntag Rogate und die darauf folgende Woche um Abwendung von Hagel und Wetterschäden verlegt wurden. Aber auch außerdem hält die Kirche Processionen und Flurgänge, um günstiges Wetter für die Saaten zu bewirken, trägt dabei Bilder der Maria und der Heiligen um die Felder, besprengt sie mit Weihwasser und spricht dabei einen Wettersegen, wie es denn schon im römischen und germanischen Heidenthume Sitte war, eine Gottheit oder ihr Symbolum um die Aecker zu führen. So vertreibt auch der um die Felder getragene Magnusstab die Raupen, Feldmäuse und Engerlinge.... Im Jahre 1240 hielt man eine große Regenprocession im Lüttich'schen. Dreimaliger Umzug des Clerus und des Volkes blieb ohne Erfolg, weil man bei Anrufung aller Heiligen der Mutter Gottes vergessen. Als nun das Corps der Heiligen sich bei Gott um Regen verwendete, widersprach Maria. In neuer Procession wurde nun ein feierliches salve regina gesungen, und der Regen stürzte in solchen Massen herab, daß die Procession nach allen Seiten auseinanderstob. — Auch von magischen Künsten hielt sich die Geistlichkeit nicht frei. Im Kriege zwischen Ferdinand von Neapel und Herzog Johann stellte, wie Pontanus erzählt, die Geistlichkeit einen Esel vor die Kirchthür, hing eine Litanei über ihn, gab ihm die Hostie ins Maul und begrub ihn lebendig, um ein Ungewitter zu erregen, welches auch alsbald ausbrach.“

Die phantastische Grübelei dehnte den Glauben, durch die Kräfte guter oder böser Geister auf den Gang der Naturgesetze einwirken zu können, immer weiter aus, und man fing an, diese Phantasien in eine Art System zu bringen. So entstand die geheime Wissenschaft oder die *Magie*, deren Geschichte und Darstellung unsern Verfasser im dritten Buche seines Werks beschäftigt. — Es bildete sich der Glaube an eine dreifache Magie, man wirkte entweder durch Gott unmittelbar, Theurgie, oder durch die Engel, weiße Magie, oder durch die Teufel, schwarze Magie; neben diesen magischen Wissenschaften macht sich gegen Ende des Mittelalters, als erstes Hinneigen zu dem Natürlichen und Vernünftigen, eine besonders durch Paracelsus repräsentirte Naturmagie geltend, eine Wissenschaft von der Benutzung geheimer Naturkräfte. — Durch diese Geistesrichtung auf das Geheimnißvolle und Wunderbare bekamen alle Wissenschaften eine mehr oder weniger mystische und magische Färbung, besonders stark wurde die Arzneikunde durch die Magie beeinflußt, und selbst die Rechtswissenschaft konnte sich diesem Einfluß nicht entziehen, wovon die kirchlichen und weltlichen Ordale und Purgationen zum Beweise der Schuld oder Unschuld Zeugniß ablegen. Die Naturwissenschaften lagen im magischen Banne und konnten nicht wie in unsern Tagen geistbefreiend wirken, weil man an das Studium derselben von vornherein mit Vorurtheil und Aberglauben herantrat; der Einfluß der Kabbala, der Astrologie, des herrschenden Teufelsglaubens erzeugte in den Bestrebungen, die Mysterien der Natur zu deuten, das Streben, die geheimen Qualitäten der Natur zu ergründen, statt die Wirkungen der Kräfte durch das Experiment festzustellen. „So wird der Glaube mächtiger als die Intelligenz, und die Naturforschung des Mittelalters entwickelt die magische Seite der Natur mehr als ihre Tagseite.“

Es würde uns von unserm Zweck, eine bloße Uebersicht von den leitenden Gedanken und dem Stoffe des vorliegenden Werkes zu geben, zu weit abführen, wollten wir auf eine weitere Auseinanderlegung der verschiedenen magischen Disciplinen und des massenhaften mit ihnen zusammenhängenden Aberglaubens eingehen, welche der Verfasser mit großer Ausführlichkeit in den folgenden Büchern behandelt; es möge hier nur die Andeutung genügen, daß der Herr Verfasser neben umfassender Belesenheit in seinem Stoffe auch noch besonders durch seine Berufswissenschaft in den Stand gesetzt wurde, neue Schlaglichter auf eine Menge abergläubischer Gebräuche, sympathetischer Curen und dergleichen fallen zu lassen, welche manches Dunkel erhellen. Namentlich ist in dem von den Beschwörungen handelnden Kapitel viel Neues beigebracht, und wir wünschten nur, daß sowohl hier wie im Buche überhaupt die Quellen genauer verzeichnet wären, weil dasselbe damit für den gelehrten Gebrauch bedeutend gewonnen haben würde. Zwar ist am Eingange des Werks ein ausgedehntes Verzeichniß der benutzten Schriften und Quellen angegeben, die genaue Hindeutung darauf aber im Texte nur selten verflochten. Daß indeß der Verfasser sich gewissenhaft an die Quellen hielt, wird uns besonders klar durch seine sich genau an die alte, schriftliche Ueberlieferung anschließenden Schilderungen der Volkszustände und des Sitten- und Kulturstandpunkts jener mittelalterlichen vom unendlichen Wust des Aberglaubens durchsäuerten Zeit. Ist es doch nicht anders, als ob man die Schilderungen des Abtes von Ursperg, des Otto von Freisingen, des Mathäus Parisius, des Wilhelm von Tyrus, Trithenius und Anderer vor sich hätte, wenn man bei Schindler liest, wie das verdumpfte und entsittlichte, mit seinem Denken und Fühlen in eine unwahre und phantastische Weltanschauung gebannte Volk, niedergedrückt durch ewige Kriege und materielle Noth, blind und toll in den Tag hineinlebt und durch das Wunder- und Heiligenwesen dem vernünftigen Denken und der Menschlichkeit total entfremdet wird. Kein Wunder, daß bei solchen Zuständen Ekstasen, Besessensein, Erscheinungen der Engel und Teufel an der Tagesordnung sind, krankhafte Zustände des Gemüths, wie Tarantismus und Flagellantismus, ganze Länder überschwemmen, Bettelmönche mit ihren Teufelsbannereien die Zeit beherrschen, daß ferner Wahrsagung und Zauberei, Tagwählerei und Sympathie, Segnen und Versegnen bei Hoch und Niedrig alle geistigen Thätigkeiten überwuchert und jedem Fortschritt hemmend entgegentritt, da das Ergeben einer in Rohheit und Unwissenheit versunkenen Masse an das Princip des Bösen nur Böses gebären kann? — Bei der Verachtung, mit welcher die mittelalterlich-christliche Anschauung auf die Materie und die Sinnlichkeit als auf eine verwerfliche, verteufelte Natur herabsah, wurde das Verfolgen auch der vernünftigsten und natürlichsten Regungen zur Sünde, und da nun einmal die menschliche Natur ihrer Beschaffenheit und Bestimmung gemäß eine sinnliche

Seite, indem die Begierde durch unvernünftige Unterdrückung sich zur Leidenschaft steigerte, zum Extrem aus, bemächtigte sich des ganzen Menschen, überwucherte alle geistige Verklärung und riß ihn zum Thierischen und Satanischen fort. — Kann es uns da wundern, sagt der Verfasser, daß wir in dieser Zeit einer Verkommenheit und Sittenlosigkeit, einer Lasterhaftigkeit und einem Aberglauben im Volke begegnen, wie kaum je vordem? Die höhere Geistlichkeit war zum größten Theil allen Ausschweifungen ergeben, die niedere ungebildet und roh, Mönche und Nonnen, selbst wenig geeignet das religiöse Element zu pflegen, die Träger und Förderer (Cäsarius von Heisterbach) des Aberglaubens. In den Klöstern herrschten die tollsten intellectuellen und moralischen Verirrungen. Expropriationen der großartigsten und gehässigsten Art verwandelten die Freien in Lehnsträger, die Lehnsträger in Leibeigne, und ausgedehntere noch als faustrechtliche Gewalt expropriirte die Geistlichkeit, welcher der Aberglaube der Zeit Reichthümer opferte, um Almosen zurückzuerhalten. — Nach einer Beleuchtung des Raubritterthums und des Feudalismus sowie der Mißbräuche, die mit dem Kultus und den religiösen Vorstellungen getrieben wurden, fährt der Verfasser fort: „Die Natur erstrebte im Sinnlichen ihre Berechtigung, und vergeblich sah sich der Mensch nach ihrer Befriedigung um; stand aber die Materie und der Leib mit seinen Regungen im Gegensatze zu Gott, so konnte derselbe auch nur beim Teufel Berechtigung suchen und seine Befriedigung finden. Allgemein war bei dem hohen Luxus der Städte, deren reichste Bürger es den Fürsten gleich zu thuen suchten, der Trunk bei Hoch und Niedrig verbreitet; das gemeine Volk der Städte trieb sich vollsaufend in den Schenken und den gemeinschaftlichen Bädern herum, ergab sich der Unzucht und tobte in Frauenhäusern. Fechtend und balgend verließ es dieselben, und der Kampf wälzte sich durch die engen Straßen, so daß kein ordentlicher Mensch nächtlicher Weile sie zu betreten wagte. (Vergl.: Burkhart von Worms, Abt von Ursperg, Otto von Freisingen, Poggius u. a. m.) Der Landmann dagegen lebte in elenden Hütten bei strenger Frohnde und dürftiger Kost gleich dem ins Joch gespannten Stier, allem höheren Lebenszweck entfremdet. Die gerühmte Glaubensstärke und der hochangeschlagene Glaubensmuth des Mittelalters erscheint uns bei näherem Eindringen in die Verhältnisse als der finsterste Fanatismus und als unchristliches Wüthen gegen jeden Andersglaubenden. Mit Wuth verfolgt die Kirche die Häretiker, und das Volk mordet mit ausgesuchter Grausamkeit die Juden und begleitet mit Hohn und Spott Ketzer und Hexen zum Scheiterhaufen; das grause Spiel aber, welches die Justiz mit dem Menschenleibe trieb, rächte sich schwer nicht nur in der Grausamkeit einer zügellosen Soldateska, sondern auch in der großen Zahl schaudervoller Verbrechen. Fahrende Schüler, den Raufdegen an der Seite, führten in Dorf und Stadt die wunderlichsten Künste auf, heilten Kranke, stellten das Horoskop, wahrsagten aus den Sternen, ließen das Sieb laufen, citirten Geister und theilten mit der Wucher treibenden Geistlichkeit den letzten Groschen des Bürgers und Landmanns, der in all seinem Thun und Treiben, in Feld und Wald, Stube und Stall, bei Saat und Ernte, den eignen Kindern und dem Viehe von der geheimen Macht des Tages und der Stunde, des Mondes und der Sterne und einer unendlichen Menge dem Aberglauben entsprungener Regeln abhängig war, die das Regulativ für das ganze Leben bildeten.

Das ist die Zeit, wo ein Schwarm von Büchern, deren immer eins reicher an Unsinn ist als das andere, das Volk mit den geheimen Wissenschaften bekannt macht, ihm das Geistercitiren und allen Zauber methodisch lehrt; das die Zeit, wo die Clavicula Salomonis, der schwarze Rabe, Herpentils Magie, das Romanusbüchlein neben den zahllosen Schriften über die Goldmacherkunst und dem die abergläubigsten Regeln für Haus und Hof nebst allem astrologischen Unsinn enthaltenden Kalender den Eingang in die Stube des Bürgers und Bauers finden; das die Zeit, wo jeder sich über seine Zeit erhebende, helldenkende Kopf der Zauberei verdächtigt wird und der Anklage nicht entgeht, und wie früher Albertus Magnus und Roger Baco, so werden später Agrippa, Tritheim, Cardanus, Paracelsus, Tanner, Luther, Weier u. s. w. des Teufelsbundes bezüchtigt. Das endlich ist die Zeit, wo das große Ungeheuer des Hexenprocesses sich ausbilden und unsägliches Elend über die civilisirte Welt bringen konnte."

Die Gräuel des Hexenglaubens und Hexenprocesses führt uns den Verfasser im letzten Abschnitte seines Werks vor. In gedrängter Uebersicht sind hier die Scheußlichkeiten des Glaubens an Hexen und an Teufelsbündnerei, als die giftigste und ekelste Frucht des üppig wuchernden Aberglaubens, zusammen gestellt. In seiner Ansicht über Entstehung und Entwicklung des Hexenprocesses schließt sich Schindler, der Grimmschen Schule entgegen, der Auffassung Soldan's an, nach welcher derselbe bereits in der antik-heidnischen Welt entstanden und mit Grausamkeit gehandhabt war. Unter vielen andern Zeugnissen gedenkt der Verfasser nach Ammianus Marcellinus eines Hexenprocesses unter Valens, welcher an Umfang und Grausamkeit den spätern christlichen fast gleich kam. Tausende von Personen wurden auf die nichtigsten Verdachtsgründe hin der Zauberei beschuldigt, gefoltert, ihrer Güter beraubt, exilirt und getödtet; überall witterte man Zauberapparat, Liebestränke und Maleficium, so daß Eunapius das Morden mit dem Hühnerschlachten bei Festgelagen vergleicht. — Durch diese Nachweise und durch zahlreiche Beispiele von Hexenprocessen im früheren Mittelalter widerlegt der Verfasser die oft ausgesprochene und allerdings irrthümliche Ansicht, daß die Hexenprocesse erst durch die bekannte Bulle Innocenz VIII. (1484) und durch Sprengers Hexenhammer entstanden seien. Jene Bulle und jener scheußliche Codex gaben nur dem schon längst gäng und geben mörderischen Wahnsinn Methode und größere Autorität. Der menschenmörderische Wahn, jetzt von der höchsten Autorität der Kirche und von den angesehensten Theologen und Rechtslehrern sanctionirt, umstrickte von nun an mehr und mehr selbst die Gemüther der besseren Köpfe, Gewissen und Menschengefühl ward abgestumpft oder völlig ertödtet, und die Generationen von zwei Jahrhunderten wütheten mit Mord, Marter und Scheiterhaufen schlimmer, als je der verheerendste Krieg gewüthet hatte. Dem durch die einseitig dualistisch-spiritualistische Weltanschauung genährten und geförderten Teufelsglauben wurden Hunderttausende jedes Alters und Geschlechts auf die grausamste Weise geopfert, Bosheit und Grausamkeit ward von Kanzel und Katheder gut geheißen, und damit war das Reich des Teufels wirklich gekommen, die Menschlichkeit zum Verbrechen geworden und die Menschheit satanisirt.

„Aber wenden wir uns weg von diesem grausamen welthistorischen Drama", — so sagt der Verfasser mit Rücksicht auf diese Gräuel am Schlusse seines Buchs, und sein vortreffliches Schlußwort mag auch unsere Betrachtung schließen und unserm Urtheil über das verdienstliche, nicht genug zu empfehlende Werk das Siegel aufdrücken, — „von dieser Nachtseite menschlicher Entartung, welches uns den Beweis liefert, was es heißt, an den Teufel zu glauben, und wobei es nur wunderbar erscheint, daß die verfolgende Kirche und strafende Gerechtigkeit, welche die Anbetung des bösen Geistes verwirft und die Teufelsanbeter des Zoroastrismus, des Gnosticismus und Manichäismus beschuldigt, es nicht einsehen, daß sie sich der gleichen Ketzerei schuldig machen, indem sie an die unbeschränkte Herrschaft des „Bösen" glauben und bei ihrer Dämonolatrie die Alleinherrschaft Gottes verläugnen. — Kirche und Gerichtsstube wirkten zusammen, um die Theorie aufzubauen, wobei Philosophie und Medicin getreulich halfen, und die Strafpraxis lieferte wiederum das Material, die Theorie zu bestätigen, sowie auch die Visionen der Hexen und Besessenen nur das im Volksglauben vorhandene Material verarbeiteten und neue Beweise für die Wahrheit des Glaubens lieferten. Nur so konnte es kommen, daß Vernunft und Rechtlichkeit vergebens gegen das monströse Gebäude eines allgemein verbreiteten Völkerglaubens ankämpften, der Jahrhunderte lang ein Druck der Menschheit war,

und von dem man allerdings nicht begreift, wie er sich in aller Gleichförmigkeit über die ganze Christenheit verbreiten konnte, wenn man sich nicht überzeugt, daß er nur die letzte Consequenz der ganzen Naturanschauung, das nothwendige Erzeugniß dogmatischer und philosophischer Entwicklung auf der Basis des dem ganzen Gebäude zu Grunde liegenden außerweltlichen Gottes war.“

* Gedichte

von

P. J. Willatzen.

Wiederfinden.

So wie ich jetzt dich vor mir sehe,
Gebrochen, bleich, des Jammers Bild,
Ergreift mich, übermannt mich wild
Ein unaussprechlich tiefes Wehe.

Der Knabenzeit Erinnerungen,
Wacht auf, wacht auf, umkos't mich lind! —
Ich sah dich, die, schon nicht mehr Kind,
Kaum hatte Acht des blöden Jungen.

Da war dein Aug' voll Sonnenscheines,
Auf deinen frischen Wangen lag
Ein wonnevoller Frühlingstag —
Du warst ein Weib, so schön wie keines.

Wie prangten üppig deine Glieder!
Wer deine Schönheitsfülle sah,
Der pries dich eine Helena,
Und dich umtönten süße Lieder.

Anmuth und Würde war dein Wesen
Und sieghaft keck dein froher Sinn —
Für eine Welt zur Königin,
Beglückerin schienst du erlesen.

So sah ich dich, und in des Knaben
Entzückter Seele glomm ein Licht,
Ein göttliches — o, spottet nicht!
Noch die Erinnerung will mich laben.

Ich folgte schüchtern deinen Wegen,
Beglückt, wenn dich mein Aug' erspähe;
Ich dachte deiner beim Gebet;
So — meint' ich — brächte mir's erst Segen.

Durft' ich ein Wort von dir erlauschen,
Wie hat mein Herz vor Lust gebebt!
Wie schön, wenn du vorbei geschwebt,
Bei deines seidnen Kleides Rauschen!

Ich klomm zu deinem Heiligthume,
Voll kühnen Muths die junge Brust —
Und du? Du hast es nie gewußt,
Woher dir kam so manche Blume.

Die Zeit entschwand, die Jahre flossen;
Ich mußte fort. Als ich zurück
Zur Heimath kam, war hin mein Glück —
Ein andrer Arm hielt dich umschlossen.

Daß ich ein Thor gewesen — freilich,
Ich sah's — und doch, ich hab' geweint.
Da ich dich fliehn zu müssen meint',
Entfloh ich in die Fremde eilig . . . . . .

Die Zeit, sie lehrte mich vergessen,
Sie beut ja Balsam jedem Schmerz;
Und wieder zog ich heimathwärts,
Gar manches Jahr floh unterdessen.

Und nun seh' ich dich gramvoll darben,
Ein elend und verlassen Weib;
Das ist nicht mehr der Götterleib,
Und deines Auges Blitze starben.

So schwankst du her und hebst die Hände
Und sprichst mich um Almosen an.
Nimm, armes Weib, was ich gewann:
Heimliche Liebe reicht die Spende.

Ich aber weiß nicht, wie noch scheinen
Die Sonne mag und blühn die Welt;
Mein Herz zerspringt; laßt mich in's Feld,
In's Feld, um einsam dort zu weinen!

Zwei Sterne.

Zwei Sterne, klare, süße,
Die meinen Gruß erwiedern,
Die sind's, die ich mit Liedern,
Mit seligen Liedern grüße.

Sie sollen mich geleiten
Mit ihrem hellen Strahle
Im dunkeln Erdenthale,
Durch all des Lebens Weiten.

Einst leuchten ihre Flammen
Mir auf dem letzten Pfade;
Dann führt uns Gottes Gnade,
Die ewige Liebe zusammen.

Ein liebend Herz.

Wie oft hab' ich dir Ruh geboten
In diesen Tagen herber Pein:
Du sollst, mein Herz, gleich wie die Todten,
Sollst ohne Wunsch und Hoffen sein.

Das Leben hat dir nie geblühet
Und jeden Traum dir schnell verweht;
Kam dir ein Wunsch, er war verfrühet,
Wenn du gehofft, es war zu spät.

Doch spür' ich noch dein heimlich Wogen,
Noch strebst du hohem Ziele zu —
Ach, wie getäuscht, wie oft betrogen:
Ein liebend Herz kennt keine Ruh.

* Aus einer Dachstube.

Erzählung von Otto Roquette.

5.

Der Weg däuchte Leonhard eine Unendlichkeit, und mit jedem Schritte steigerten sich seine Befürchtungen. Aber so beängstigend seine Ahnungen gewesen, die Wirklichkeit überstieg dieselben doch noch. Agnes war Mutter eines Knaben geworden, aber vor der Zeit. Das Kind war todt, sie selbst rang mit dem Tode. Die Nachbarin empfing ihn mit vorwurfsvollem, verachtendem Schweigen, der Arzt saß mit bedenklichem Gesicht am Lager der Kranken. Leonhard glaubte vor Schmerz und Angst vergehen zu müssen. Seine Gattin kannte ihn nicht. Jetzt erst kam er sich ganz wie ein Verbrecher vor, und verzweiflungsvoll sah er sein Lebensglück zusammenstürzen. Eine schreckliche Nacht folgte, er mußte gefaßt sein, daß Agnes den Morgen nicht erleben werde. Er durfte sich vor ihr nicht rechtfertigen, konnte ihre Verzeihung nicht erhalten, und in seinem ganzen Wesen erschüttert, sah er dem furchtbaren Augenblick seiner Vereinsamung entgegen. — Der Tag brach an. Die Kranke begann einzuschlummern, und der inzwischen wieder er-

schienene Arzt erklärte sich beruhigender. Nach einigen Stunden schlug sie die Augen auf. Sie schien zu erschrecken über Leonhards Anwesenheit, er mußte sich von dem Lager entfernen. Trotzdem gab der Arzt ihm Hoffnung für ihre Rettung, und so machte er sich eilends auf den Weg, um seinen Prinzipal von seiner traurigen Lage zu unterrichten und sich für die nächsten Tage zu beurlauben.

Er hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein eleganter Wagen an ihm vorüber rollte. Eine Dame drückte sich in die Ecke, der Bediente grüßte, aber Leonhard war zu sehr von Gedanken benommen, als daß er auf irgend etwas um ihn her hätte acht geben können. Herr Düring erschrack, als er den völlig Verstörten eintreten sah. Von Antheil und tiefstem Mitleid bewegt, hörte der Kaufmann die Mittheilung an.

„Armer junger Mann!“ sagte er nach kurzer Pause. „Gott lenke Alles zum Besten! Ich darf Sie nicht länger zurückhalten. Nehmen Sie hier einen kleinen Vorschuß, Sie werden ihn jetzt brauchen. Bleiben Sie aus dem Geschäft, so lange Sie zu Hause nöthig sind, ich werde täglich zu Ihnen schicken und mich erkundigen lassen, wie es steht.“

Zu Hause angelangt, traf er die Nachbarin im Wohnzimmer, die ihn benachrichtigte, daß die Krankenwärterin, die sie auf seine Anordnung hatte besorgen müssen, bereits um Agnes beschäftigt, und die letztere aufs Neue in einen schlafähnlichen Zustand gefallen sei. Die Alte ging mürrisch um ihn herum. Endlich sah sie ihn von der Seite an und sagte: „daß sie hier war, wissen Sie wohl?“

„Wer war hier?“ fragte Leonhard.

„Wer anders als das Fräulein Düring?“

„In Wahrheit? Hat sie meine Frau gesehen?“

„Eine halbe Stunde hat die Dame am Bette gesessen, die Hand der armen Frau gedrückt und ihr vorgeredet, daß sie ihre beste Freundin sei. Ich mochte noch nichts sagen, aber ich dachte —“

„Lassen Sie jetzt Ihre Gedanken bei Seite, Frau Hartmann“, unterbrach er sie, „und erzählen Sie, wenn Sie sonst etwas zu erzählen haben.“

„Ob ich zu erzählen hätte! Die arme Frau war ganz still und lächelte und schlief wieder ein. Da kam das Fräulein hier herein, setzte sich da auf den Stuhl und weinte und weinte — sie mag wohl Grund haben zu weinen! Und dann nahm sie Ihren kleinen Fritz auf den Schooß und küßte ihn —“

„Wo ist das Kind?“

„Sie hat ihn mit sich genommen. Er würde seine kranke Mutter hier nur stören, sagte sie, er mag bei mir wohnen, bis Alles vorüber ist. Ich mußte ihr Wäsche und Kleider des Knaben rasch zusammen packen; sie meinte, Herr Leonhard sei damit einverstanden.“

„Gewiß, gewiß! Es ist gut so. Weiß meine Frau, wer die Dame war?“

„Wie sollte sie? Das Fräulein selbst hat nichts gesagt, und ich kannte bis jetzt noch nicht. Aber erfahren muß sie es, und ich kann das nicht ansehen —“

„Frau Hartmann!“ unterbrach er sie mit strengem Tone. „Sie werden das Krankenzimmer meiner Frau nicht mehr betreten. Sie haben schon mehr Unheil auf dem Gewissen, als Sie verantworten können. Allerdings soll meine Frau erfahren, wer sie besucht hat, aber zu solchen Mittheilungen bin ich da, nicht Sie. Ich danke für Ihre Freundschaftsdienste und wünsche, daß Sie meine Schwelle nicht wieder betreten!“

Die Nachbarin war ganz verdutzt vor Schreck. Im ersten Augenblick wollte sie ihrem Aerger durch Worte freien Lauf lassen, aber ein zorniger Blick Leonhards schüchterte sie ein. Sie verließ das Zimmer. Aber seit Langem daran gewöhnt in der nachbarlichen Häuslichkeit wie in der eignen zu schalten, zumal da sie für sich selbst wenig zu thun hatte, wußte sie kaum, was sie nun anfangen sollte. Gewohnheit, Bedürfniß und Zuneigung zogen sie zu ihren Nachbarn zurück, und sie fing an bitterlich zu weinen. Sie war im Grunde eine gutartige Seele, und so kam ihr der Gedanke, sowohl Leonhard als das Fräulein möchten am Ende nicht so schlimm sein, als sie sich eingebildet hatte. Sie gelobte sich Schweigen an, pochte leise an die Thür und bot ihrem jungen Nachbar unter tausend Versprechungen aufs Neue ihre Dienste an. Er hatte bereits selbst eingesehen, daß er derselben jetzt kaum entrathen könne, denn er beschäftigte sich augenblicklich vergebens damit, sein kleines Töchterchen zu beruhigen, und so nahm er die Versprechungen und die Dienste der Alten von Neuem an.

Agnes war sehr krank, die nächsten Tage vergingen unter ununterbrochenen Befürchtungen für ihr Leben. Leonhard hatte dem Arzte mitgetheilt, daß eheliche Mißverständnisse der Krankheit voraus gegangen seien, und so verbat der erfahrene Mann jedes Gespräch, welches neue Aufregung hervorbringen konnte. Eine Verständigung der jungen Gatten war somit unmöglich, Leonhard mußte seine kranke Frau in dem Wahne lassen, daß eine andre Liebe sein Herz erfülle, daß er in der That treulos an ihr gehandelt habe. Zwar sah sie ihn in kurzen Augenblicken des wiederkehrenden Bewußtseins in treuer Sorge an ihrem Bette sitzen, aber ein schmerzlicher Zug ging dann durch ihr Antlitz, ein Zeichen tiefer, trostloser Hoffnungslosigkeit.

Am dritten dieser aufreibenden Tage nahm Leonhard den kleinen Sarg seines todtgebornen Kindes unter den Arm und schwankte die Treppe hinunter, um in einsamer Zerknirschung nach dem Kirchhofe zu fahren. Herr Düring hatte seinen Wagen geschickt. Leonhard stieg ein und fand überrascht seinen Prinzipal im Wagen. Den Sarg zwischen sich, fuhren die Männer schweigend zum Thor hinaus und standen stumm neben dem Grabe. Da faßte der Schmerz den jungen Mann mit ganzer Gewalt an. Er sah sich in Gedanken schon zum zweiten Male hier stehen und den Sarg seiner Gattin versenken, und mit furchtbar ausbrechenden Thränen warf er sich Herrn Düring an die Brust. Auch dieser unterdrückte seine Rührung nicht und sprach ihm Trost und Hoffnung ein, so gut er sie finden konnte.

Wochen vergingen. Agnes war wie geistesabwesend. Der Arzt hoffte ihr Leben zu retten, aber eine Zerrüttung des Gemüths drohte ein um so jammervolleres Ende der Krankheit. Leonhard ging wie ein Schatten umher, er war vom Schmerz so zermalmt, daß er kaum noch etwas hoffte oder fürchtete.

Eines Tages saß er in sich gekehrt am Fenster. Agnes schlief. Da öffnete sich die Thür, und herein trat Florentine. Sie winkte ihm zu schweigen und huschte, ohne ein Wort zu sagen, in das Krankenzimmer. Hinter ihr her kam der Arzt. „Fassen Sie Muth!“ sagte er. „Heut früh habe ich Symptome bemerkt, die vielleicht gute Zeichen sind. Das Fräulein da ist auf meine Veranstaltung hier. Und nun halten Sie sich ruhig, und bleiben Sie hier.“ — Der Arzt folgte Florentinen, die am Bette Platz genommen hatte, und setzte sich, von der Kranken ungesehen, nieder. Die Thür war nur angelehnt, und durch die Spalte beobachtete Leonhard in ängstlicher Spannung die Vorgänge drinnen. Eine Weile war es still. Dann hob sich die Kranke ein wenig empor, sah ihren Gast lächelnd an und sagte: „Da ist sie wieder, die schöne junge Dame! Ich weiß nicht, ob ich wachte oder träumte, aber mir ist, als hätte ich Sie schon Einmal hier gesehen. Wer sind Sie, wie soll ich Sie nennen?“

Leonhards Herz schlug heftiger, als er seine Gattin so ruhig und ohne ein Zeichen geistiger Verwirrung sprechen hörte, und seine Hoffnung fing an sich zu beleben.

„Nennen Sie mich Ihre Schwester!“ entgegnete Florentine. „Künftig wollen wir ganz zusammen wohnen und uns schwesterlich lieben, und auch unsre Männer sollen Brüder und Freunde sein!“

„Sie sind schon glückliche Gattin?“ fragte Agnes in wehmüthigem Tone.

„Noch nicht, aber seit drei Tagen bin ich Braut. Mein Vetter Karl liebte mich seit Langem. Ich wollte das nicht erkennen, denn mein Herz war sehr thöricht und verblendet. Endlich aber habe ich

seine Vortrefflichkeit eingesehen und ihm ohne Widerstreben Herz und Hand gegeben."

"Braut —!" sagte Agnes still für sich hin. "Ich war auch einst Braut. Das ist lange her. — Hören Sie mich an, Schwester!" fuhr sie lebhafter fort. "Ich will Ihnen etwas anvertrauen. Ich bin jetzt mit mir im Klaren. Mein Mann liebt mich nicht mehr, ich will mich nicht länger sträuben, sondern mich von ihm scheiden lassen. Warum drei Leben zugleich elend machen? Das seine, das des Mädchens, dem sein Herz gehört, und — das meine. Zwar ich werde immer unglücklich sein, aber ich will ihm nicht länger zur Last fallen!"

"Ich kenne die ganze Geschichte Ihres Unglücks", erwiederte Florentine. "Sie irren sich, wenn Sie Ihres Gatten Herz sich entfremdet wähnen." — Und nun erzählte Florentine mit Ruhe jene Ereignisse, die wir als die Ursache der Zerwürfnisse schon kennen. Agnes horchte hoch auf, faltete die Hände und sah bald fragend die Erzählerin an, bald still vor sich nieder. — "Glauben Sie mir", schloß Florentine, "allein seine Liebe zu Ihnen, zu seinen Kindern hat ihn einen Fehltritt begehen lassen. Jenes Mädchen, das sie für ihre Nebenbuhlerin halten, ist ihm völlig gleichgültig, und sie selbst war es, die, ohne zu wissen, daß er gebunden und glücklich sei, ihn für sich gewinnen wollte. Sie ist bekehrt, seitdem sie das Geheimniß erfahren hat. Und so steht Ihrem Glücke nichts mehr im Wege, liebe Schwester, auch Sie dürfen wieder zufrieden und glücklich sein!"

Agnes schwieg eine Weile in tiefen Gedanken. "Das ist eine "schöne, trostreiche Geschichte, die Sie mir erzählen", sagte sie mit einem Seufzer. "Aber die schönsten Geschichten sind nicht wahr. Daran glauben möchte man so gern —! Armer Leonhard — —! Doch wie ist das? fuhr sie lebhafter fort: Wie wissen Sie das Alles? Sind Sie etwa gar — jetzt geht es mir heller auf! — Sie sind die Tochter des Herrn Düring!"

Florentine ließ einen ängstlichen Blick zu dem Arzte hinüber streifen. Er nickte. — "Ja, meine Schwester", sagte sie dann, "ich bin Florentine Düring! Hassen Sie mich nicht! Ich war schuldig vor Ihnen, ohne es zu wissen. Leonhard war Ihnen niemals untreu, und wenn er einen Fehler begangen hat, so geschah es, — ich wiederhole es, — aus Liebe zu Ihnen und zu seinen Kindern!"

Agnes breitete die Arme aus und schloß Florentinen, die neben ihr kniete, an das Herz. Beide hemmten ihre Thränen nicht. — Der Arzt schlich an die Thür und winkte Leonhard. "Behutsam!" flüsterte er ihm zu. "Keine Scene! Vollkommene Ruhe!" — Leonhard kam herbei. Mit überquellendem Herzen stand er hinter Florentinen, an deren Brust Agnes ihr Gesicht verborgen hatte. Endlich sah sie auf und erblickte ihn. "Leonhard, vergieb mir", rief sie, ihm beide Hände entgegenstreckend. Er sank von Freude überwältigt neben ihr auf die Kniee und hielt sie umschlungen.

"Lebt wohl!" sagte endlich Florentine. "Sie werden genesen, Agnes, und dann kommt mein Vater zu Ihnen und wird Ihnen jedes meiner Worte bestätigen. Ihr zieht hinaus zu uns, und wir wollen Alle glücklich sein. An Sie, Leonhard, habe ich nur noch eine Bitte. Seien Sie ein Freund meines Bräutigams, er ist Ihnen sehr zugethan und ist ein besserer Mann, als ich ihn verdiene."

Agnes war dem Leben wieder gegeben. Sie erholte sich langsam, aber sichtbar fortschreitend. Als sie das Lager verlassen und mit erwachtem Gefühl der Gesundheit umhergehen konnte, kam Herr Düring und wiederholte zu ihrer Beruhigung die Erzählung seiner Tochter. Schon bedurfte es seiner Bestätigung nicht mehr, denn durch ihren Gatten war Agnes überzeugt worden und fühlte sich wieder in ihrem alten, lange entbehrten Glücke.

Es kam, wie Florentine es hoffend vorausgesagt hatte. Das Düringsche Haus sah bald zwei glückliche Familien vereinigt, und die Verbindung wurde eine dauerhafte, da der Schwiegersohn des Herrn Düring, der das Geschäft später übernahm, Leonhard zu seinem Compagnon wählte.

Feuilleton.

— ≡ Schleiermacher. Ein Charakterbild von Dr. C. A. Auberlen. Basel, Bahnmaier. — Unter diesem Titel ist in Basel ein Büchlein erschienen, das — wie auch in der Vorrede bemerkt wird — keineswegs auf ein vollständiges Charakterbild Anspruch macht, sondern nur charakteristische Hauptzüge aus seinem Leben hervorheben will. Es ist aber durchweg anziehend geschrieben und behandelt namentlich sein Gemüthsleben, sein Verhältniß zur Familie, seine sittliche Persönlichkeit mit Vorliebe. Ueber seine theologische Wirksamkeit ist bei Weitem zu wenig gesagt, und wer den "Theologen Schleiermacher" nicht vorher gekannt hat, erhält durch dieses Buch kein klares Licht über ihn. Es regt an und macht begierig, tiefer in die so vielfach mißverstandnen, so verschieden beurtheilten Glaubenslehren des merkwürdigen Mannes einzudringen, der in sittlicher Hinsicht so hoch steht und sich einer allgemeinen Verehrung zu erfreuen hatte.

— X. Still und Bewegt. Neuere Gedichte von Ludwig Foglar. Prag, Karl Bellmann's Verlag. 1859. — Der Inhalt bietet Dur-Accorde, Moll-Accorde und epische Kadenzen; die erste Abtheilung ist Franz Liszt, die zweite Friedrich Hebbel und die dritte Karl Rahl zugeeignet. Bedeutendes haben wir in der Sammlung nicht zu finden vermocht, am wenigsten unter den epischen Kadenzen. Die Situationen sind zum Theil freilich mit Geschick gewählt, allein die Ausführung meist ungenügend, und namentlich ist uns die Unklarheit aufgefallen, die in dem Stücke herrscht, das den aufgeklärten Rabbi Akiba zum Helden hat. Sachen wie: "Würfel und Kugel", "Aus China", "Zwei Wanderer" und andere kommen uns einigermaßen albern vor. Unter den lyrischen Stücken der beiden ersten Abtheilungen sind dagegen einige recht hübsche Sachen.

— △ Italiänische Zustände. Skizzen aus Piemont und Rom von Theodor Mundt. Berlin, Otto Janke. — Wir haben hier den ersten Theil eines größeren Werkes vor uns, welches sich zum großen Unterschied von so vielen anderen ähnlichen Titels weniger mit dem Land als mit den Leuten beschäftigt, was das Interesse für dasselbe nur erhöhen kann, da der Mensch doch nun einmal das anziehendste Product seines Landes ist. In den ersten Kapiteln führt uns der Verfasser piemontesische Personen und Zustände vor, die dem größeren deutschen Publikum bis jetzt größtentheils ferner gestanden haben, und für deren genaue und, wie es uns scheint, getreue Charakteristik wir dem Verfasser nur Dank wissen können. Ein Josef de Maistre und Cavour, Garibaldi und Mazzini, Cesare Balbo und Gioberti erscheinen hier in bunter Reihe und doch in logischer Ordnung; es wird gezeigt, wie die jetzigen Verhältnisse sich aus den früheren so entwickeln mußten, wie sie sich jetzt unserem Auge darstellen. Referent zählt sich nicht zu den Anhängern des de mortuis nil nisi bene, hält es vielmehr für eines der vielen fälschlich umlaufenden Sprichwörter und glaubt daher den mehrfach meineidigen, verrätherischen und gegen Freund, Volk und Feind zweideutigen Charakter Karl Alberts hier zu glimpflich behandelt. Ganz nach Gebühr gewürdigt wird indessen einer der edelsten und geistvollsten Männer des Landes, Massimo d'Azeglio, Staatsmann, Maler und Schriftsteller und in allen diesen Fächern mehr als Dilettant. Er ist Verfasser einer Reihe historischer Romane, welche meistens die schönen Zeiten der thatkräftigen Republiken Siena, Florenz und Lucca behandeln, und welche auf den edleren Theil der Nation seit lange einen geistig belebenden Einfluß ausübten. Man ist es nun einmal in Deutschland gewohnt, in einiger Selbstüberhebung und Selbstgerechtigkeit auf das durch Priesterherrschaft und Regierungen seit Jahrhunderten in Unwissenheit gehaltene italiänische Volk herabzusehen, wir zweifeln indessen — ohne hier gerade mißliebige Vergleiche mit anderen Ländern anstellen zu wollen — ob man anderswo so viele durch Geburt und Reichthum hochstehende Männer finden würde, welche sich aus eigenem Antriebe selbstthätig und mit Erfolg mit Kunst, Literatur und Wissenschaft beschäftigt haben. Wer hieran zweifelt, dem können wir auf der Strecke von Trient bis jenseits Messina eine Reihe von Namen nennen, welche sich über das Mittelmäßige erheben, und kommen bei Besprechung von Toscana noch des weiteren auf diesen Gegenstand zurück. — Wir werden sodann nach der russischen "Kohlenstation" und Kolonie Villafranca geführt, welches wahrscheinlich in der nächsten Kriegs-

und Marinegeschichte eine wichtige Rolle zu spielen bestimmt ist; sodann nach Genua, wobei wir bemerken, daß die jedenfalls aus dem Leben geschöpften, feinen und pikanten Bemerkungen über dortige Lebensart und Frauenwelt von guter Beobachtungsgabe zeugen und so ziemlich für ganz Italien maßgebend sind. — Die folgenden Kapitel bringen uns über Siena nach Rom, welchem mehrere Abschnitte gewidmet sind, auf welche wir bei Besprechung des zweiten Bandes zurückkommen. Wir wollen hier nur noch erwähnen, daß einer der letzten Abschnitte dieses Buches, welches nicht zeitgemäßer als eben jetzt erscheinen konnte, eine unparteiische und gerechte Würdigung des vielgepriesenen und vielgeschmäheten Papstes Pius IX. enthält.

— L. Badische Sagenbilder in Lied und Reim von Eduard Brauer. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1858. — Heut' zu Tage will das Publikum etwas mehr als Gefühlsschwärmerei, sentimentale Herzensergießungen und die zum Ueberdruß variirten Stichworte der Lyrik, und selten nur wagt es ein Dichter jetzt mit einer Liedersammlung hervorzutreten, wenn dieselbe nicht als eigentlichen Schwerpunkt Erzählendes bietet, worin er den Beweis zu liefern sucht, daß er Bildner sei und Gestaltungskraft besitze. Insofern das Publikum nun Stoffliches der reinen Lyrik vorziehe, wird vorliegendes Buch allerdings Interesse erwecken, allein wir möchten glauben, daß Mancher bei näherer Ansicht desselben sich doch vielfach getäuscht finden wird. Der Herr Verfasser scheint nämlich den Mißgriff gethan zu haben, den freilich so viele Dichter begehen. Gar häufig genügt unsern Poeten die erste beste Anekdote und die erste beste Ueberlieferung, knüpfe sie sich an einen Namen oder an irgend einen wüsten Trümmerhaufen, um daraus eine Romanze zu fertigen. Jede Schurkerei, die vor einigen Jahrhunderten von irgend einem adligen Strauchdiebe begangen ist, jede sei es noch so alberne Liebelei wird in Reime gebracht, wenn nur der Held ein Junker so und so, die Heldin aber je nach den Umständen Gänsemagd oder Prinzessin war, wobei der Poet in seiner Schaffenslust vergißt, daß die Geschichte, die er auftischt, kriminal und jedem Andern als ihm langweilig ist, weil sie hier und da und dort an zwanzig andern Stellen grade ebenso oder ähnlich gespielt hat, also dem Wesen nach bekannt ist. Solche Sagen und Ueberlieferungen machen überhaupt, nüchtern erzählt, in Prosa weit tiefern Eindruck, als wenn ihnen der Reim angequält wird. Mit der Ursprünglichkeit verlieren sie den wesentlichsten Zauber, der ihnen anklebt. Poetisch behandelt dürfen nach unsrer Ueberzeugung nur welthistorisch bedeutende Personen oder Ereignisse werden, Stoffe, die nicht irgend ein zufälliges Schicksal eines obscuren Individuums enthalten, sondern eine Großthat oder eine Idee, die ein allgemein menschliches Interesse darbietet, Stoffe, die einen gleichviel ob großen oder kleinen Rahmen bilden, hinter welchem sich eine weite Perspective eröffnet, nicht aber eine chinesische Mauer jeden Fernblick verwehrt. Solche Gestalten, die, bedeutungsvoll für die Gegenwart, des ächten Poeten Seherblick auf die Zukunft hinwerfen, hat die Vergangenheit uns in der Geschichte zahlreich genug geliefert, aber freilich ist es nicht Jedem gegeben das Poetische ihres Wesens herauszufühlen, und eine noch geringere Anzahl von Dichtern besitzt die Kraft solchen großen Todten wieder Leben einzuhauchen. Hiermit wollen wir nun nicht gesagt haben, daß es dem Verfasser des vorliegenden Werkes nicht gelungen sei, diese oder jene Sagenfigur kräftig und lebendig zu zeichnen; allein die Zahl der dem Inhalt nach unbedeutenden Gedichte ist die überwiegende, und es hat uns wirklich Wunder genommen, wie er an so manchen kleinlichen Stoff die Zeit verwenden mochte, ihn in Verse zu bringen. Eines jedoch wollen wir anerkennend zugestehen, daß nämlich die Sprache, stets fließend und glatt, mit großer Meisterschaft gehandhabt ist. Ein specielleres Eingehen gestattet der Raum des Blattes nicht, und so wollen wir schließlich den Herrn Verfasser freundlichst bitten, sein unzweifelhaft bedeutendes Talent, welches in einigen der vorliegenden Sagenbilder unverkennbar hervortritt, würdigeren Stoffen zuzuwenden. Unter den neuern Dichtern möchten wir namentlich Hermann Lingg als glücklich im Auffinden wirksamer Gestalten und Situationen bezeichnen.

— * Von einer neuen Ausgabe der gesammelten Schriften von Josef von Görres, welche in der literarisch-artistischen Anstalt zu München herauskommt, sind die ersten fünf Bände ausgegeben worden. Die gesammelten Schriften, gedruckte und ungedruckte, erscheinen theils vollständig, theils in Auszügen, in verschiedenen Abtheilungen, je nach den Gebieten, auf denen ihr Inhalt sich bewegt. Zuerst erscheinen die politischen Schriften. Sie werden 16 Bände umfassen, von denen der 1. bis 5. bis jetzt erschienen sind. Diese 5 Bände der politischen Schriften enthalten umfassende Auszüge aus dem „Rheinischen Mercur“ und aus dem „Rothen Blatt“, sowie eine ganze Reihe anderer Aufsätze zur Beleuchtung und Schilderung der politischen Zustände Deutschlands in den ersten 30 Jahren dieses Jahrhunderts.

— * Den Freunden des Männergesanges empfehlen wir angelegentlich ein Heft mit sechs Liedern für vierstimmigen Männerchor von Robert Franz in Halle. Die Liedertafeln werden bereits auf das Heft aufmerksam gemacht sein und sich seines trefflichen Inhalts bemächtigt haben, kleinere Vereine werden es uns Dank wissen, daß wir sie auf dasselbe hingewiesen haben. Das neueste Werk des Componisten, der stets nur gereifte und sorgfältige Arbeiten veröffentlicht, ist eine sehr werthvolle Gabe; sie beginnt mit dem bekannten Rheinweinliede von Herwegh, an welches sich Lieder von Uhland, Osterwald und ein besonders anmuthig und schön in Musik gesetztes schwäbisches Lied anschließt.

— * Aus Rücksicht auf die schwere Zeit ist nun auch der Gedanke einer großen National-Lotterie, deren Ertrag der Schillerstiftung aus Veranlassung des Jubelfestes vom 10. November 1859 zufließen sollte, aufgegeben oder doch auf günstigere Zeiten vertagt worden. Mehrere Regierungen hatten bereits ihre Genehmigung zur Ausführung dieses Vorschlages ertheilt, der Großherzog von Weimar ein Gartenhaus bei Eisenach als Hauptgewinn zur Verfügung gestellt.

— * In München starb am 30. Mai in Folge eines Schlaganfalls der bekannte Landschaftsmaler Friedrich Müller, ein Kasselaner von Geburt, im Alter von 48 Jahren. Er war durch langen Aufenthalt in Italien und Griechenland gebildet und gehörte zu den Schülern Josef Kochs. Seine letzten Lebensjahre waren nicht glücklich, da er durch mancherlei Mißgeschick und den Mangel künstlerischer Erfolge niedergedrückt wurde.

— * Die Angelegenheit der Errichtung eines Denkmals bei Elsfleth zur Erinnerung an den Herzog Wilhelm von Braunschweig, der sich im Jahre 1809 von Böhmen nach der Weser durchschlug, nimmt einen erfreulichen Fortgang. Die Person und die Sache, deren Verherrlichung patriotische Männer beabsichtigen, werden in einer Denkschrift geschildert, die in Oldenburg herausgekommen ist. Mit Bezug auf dieselbe sagt die „Allgemeine Zeitung“: „Aus den Zeilen von Deutschlands tiefster Schmach leuchtet die Gestalt eines fürstlichen Helden hervor, der mit seinen „Schwarzen“ oder, wie man sie auch nennt, mit dem „schwarzen Corps der Rache“ derreinst in allen deutschen Gauen als einer der glühendsten Patrioten gefeiert wurde, und dessen Name noch heute eine seltene Popularität genießt. Dieß war Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig. Am 7. August dieses Jahres werden es fünfzig Jahre — da schied dieser Fürst mit seiner getreuen Kriegerschaar vom deutschen Vaterlande, durch welches er sich von Böhmen her bis nach Elsfleth am Weser-Ufer in heldenmüthiger Weise gegen die Uebermacht der Franzosen hatte hindurchschlagen müssen. Im gegenwärtigen Augenblick, wo nicht bloß im Süden, sondern auch im Norden Deutschlands die Wogen des Nationalgefühls wieder höher schlagen, haben sich patriotische Männer in Oldenburg und Bremen vereinigt um das Andenken Friedrich Wilhelms und seines schwarzen Corps durch ein Denkmal zu feiern, das in Elsfleth, an der Stelle wo der Herzog vom deutschen Boden Abschied nahm, errichtet werden soll. Zu den bisher, namentlich aus Norddeutschland, eingegangenen Beiträgen ist vor kurzem auch eine Gabe des Kaisers von Oesterreich in der Höhe von 400 Thalern gekommen, so daß das patriotische deutsche Unternehmen als gesichert betrachtet werden kann. Derselbe Zweck soll nun auch noch durch eine Schrift gefördert werden, welche unter dem Titel „Zur Erinnerung an Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig und seinen Zug von den Grenzen Böhmens nach Elsfleth 1809“ in Oldenburg so eben erschienen ist. Diese Schrift ist sowohl durch ihre gedrängte Kürze (7 Bogen) als auch durch den billigen Preis recht eigentlich dazu bestimmt in die Kreise des Volks zu dringen, und die Erinnerung an das Jahr 1809 zu erneuern, welches, so drangsalsvoll und tief erniedrigend es auch war, doch die glorreiche Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1813 mächtig vorbereiten half. Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig, Sohn des beklagenswerthen Greises, welcher 1806 bei Auerstedt sein Leben und den schönsten Theil seines Lorbeerkranzes verlor, war einer der wenigen Fürsten, welche niemals um die Gunst Bonapartes gebuhlt. Am Grabe des Vaters traf den Herzog das grausame Wort des frechen Eroberers: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren!“ Doch mit dem Muth eines Helden, fest vertrauend auf die ewige Gerechtigkeit, richtete er sich mannhaft auf. „Die Geschichte lehrt“, sprach er, „daß Ungenügsamkeit am Ende immer die Ursache des Falles der Eroberer wird; mag Napoleon vorerst seinen Raub behalten; es steht ein Höherer über ihm.“ Napoleon, der mit gewaltsamer Hand das Haus Braunschweig aus der Reihe der regierenden Fürstenhäuser gestrichen hatte, ahnte damals, fast schon auf dem Gipfel seiner Größe angelangt, wohl nicht, daß der mit so großer Verachtung behandelte Braunschweiger einst ein Fels werden würde an dem in den großen Tagen vom 15. bis 18. Juni 1815 seine Macht zerschellen sollte. Bei Quatrebras war es wo Friedrich Wilhelm sich Ney's übermächtigem Corps in dem Augenblick entgegenstemmte als der Sieg den bereits sehr erschöpften niederländischen Truppen entrissen zu werden drohte, hierdurch nicht allein die Vereinigung der englischen Armee auf den Feldern von Waterloo wesentlich erleichternd, sondern auch das ganze Corps des Marschalls Ney verhindernd an dem Kampfe von Ligny sich zu betheiligen, wodurch der Sieg Napoleons daselbst wenig erfolgreich wurde. Beides diente dazu den Erdfeind des Friedens für immer zu vernichten. Zwar besiegelte der Herzog diese glorreiche That mit seinem Herzblut, aber der Kaiser war gestürzt. Gottes Finger in der Geschichte hatte Gerechtigkeit geübt!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 25. Bremen, 19. Juni. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Der Bildhauer und seine Werkstätte.

Von E. Linden.

Berlin, im Mai 1859.

Während eines kurzen Aufenthalts in Bremen vor mehreren Jahren hatte der Verfasser keine Gelegenheit, von den plastischen Kunstwerken, welche Ihre Stadt besitzt, andre als die allgemein zugänglichen kennen zu lernen. Indessen glaubt er schon von diesen, älteren wie neueren, auf ein Interesse für die Bildhauerkunst schließen zu dürfen, das groß genug ist, um wieder das Interesse für eine vollständige Darlegung der Thätigkeiten in dieser Kunst und der verschiedenen Gebiete, welche sie beherrscht, zu erregen.

Vor dem Gemälde schweifen die Betrachtungen des Beschauers nicht so leicht ab von dem gedanklichen Inhalte der Darstellung auf die Entstehungsweise derselben, sowohl im Geiste des Künstlers als unter seinen Händen. Nach beiden Seiten hin ist diese, ganz im Allgemeinen wenigstens, Jedem bekannt, weil sie fast von Jedem schon einmal ausgeübt ist, sollte dies auch nur in der A-b-c-Schule auf der Schiefertafel gewesen sein. Anders bei der Statue, vor welcher der Laie das dunkle Gefühl hat, daß dieselbe, abgesehen von der geistigen Conception, erst noch einer Reihe von äußeren Operationen zur letzten Erscheinung gelangt. Daß dieses Gefühl ein richtiges ist, wird der Leser in dem Folgenden bestätigt finden. Das Interesse an dem plastischen Kunstwerke glaubt er nicht sich vermindern zu sehen, wenn er durch seine Schilderung die unbestimmten Gefühle des Beschauers in einigermaßen klare Anschauungen umzuwandeln sucht.

Schriebe ich von Rom aus, so würde ich Ihres Steinhäusers Werkstätte erwählen, um auf einer Wanderung durch dieselbe mit Ihren Lesern die Anhaltpunkte meiner Darstellung den dort aufgestellten und in Arbeit begriffenen Werken zu entnehmen. Hier in Berlin wird es die Werkstätte eines Künstlers sein, der seinem Rufe nach zu den ersten Berlins gehört; und nicht nur dem Rufe nach, der es bekanntlich nicht immer allzugenau mit der Wahrheit nimmt, sondern auch nach der Größe und Bedeutsamkeit seiner Arbeiten und dem Urtheile der spruchberechtigten Kunstwelt. Der Professor Albert Wolff ist ein Schüler Rauchs aus dessen mittlerer und thatenreichster Epoche, an deren Werken der schon ausgebildete und theilweis auch schon selbständig arbeitende Schüler vielfach mitarbeitete. Noch in der Werkstätte des Meisters schuf er seine ersten Werke, und hochgestellt von ihm, genoß er bei denselben, aber auch bei seinen späteren Arbeiten, des Vortheils, den Rath des gewiegten Meisters einholen zu können, welchen zu ertheilen dieser auch stets bereit war, und zwar nicht in flüchtig hingeworfener Kritik, sondern in interessevollem Eingehen auf alle Seiten des künstlerischen Vorwurfs. Noch nach einer andern nicht minder wichtigen Seite hin machte sich die Bevorzugung von Seiten des Meisters geltend. Bei umfangreichen und wichtigen Bestellungen, die Rauch angetragen wurden, die er aber wegen übermäßiger Ansprüche an seine Thätigkeit zurückweisen mußte, verwies er die Besteller auf A. Wolff; ebenso in den Fällen, wo nur sein Rath in Anspruch genommen wurde, welchem unter den Berliner Meistern diese oder jene Arbeit am Besten anzuvertrauen wäre. Unter diesen Umständen war es sehr natürlich, daß A. Wolffs Name unter den ersten genannt wurde, wenn das hohe Alter Rauchs auf die Frage führte, welcher unter den preußischen Künstlern wohl berufen sein möchte, seine Stellung einzunehmen und die Erbschaft seines Ruhmes anzutreten. Wenn die Beantwortung dieser Frage im größeren Publikum weniger als in künstlerischen Kreisen zu Gunsten A. Wolffs ausfällt, so ist dies die Folge einer Zurückhaltung des Künstlers, welche in dem Sichselbstvordrängen und namentlich in dem Selbstveranlassen von Zeitungsreferaten und Reklamen eine Unwürdigkeit erblickt; ob dies mit Recht, wenn die officielle Kritik noch nicht auf dem Standpunkte steht, ohne besondre Hinweisung das Bedeutende aufzufinden und zu würdigen, mag dahingestellt bleiben. Weniger skrupulöse und weniger berechtigte Collegen haben sich in Bezug auf Ausbreitung ihres Rufes jedenfalls besser gestellt.

Indessen machte sich nach dem wirklich erfolgten Ableben Rauchs die Autorität seiner Meinung in einer zunächst zu erledigenden Angelegenheit auf entscheidende Weise geltend. Es handelte sich um die Fortsetzung und Vollendung der von Rauch begonnenen großen Mosesgruppe. Die Leitung dieser Arbeit wurde A. Wolff übertragen, dem damit wenn auch nicht endgültig und ausschließlich, so doch schon in Hoffnung erregender Weise die Nachfolge von Rauchs Stellung zufiel. Aeußere Umstände können den Weg zum Gipfel der Künstlerschaft und Anerkennung fördern, das Maß der eignen Kräfte entscheidet über das Erreichen oder Verfehlen des Ziels. Zwei mächtig fördernde Schritte zu diesem Ziele hat A. Wolff bereits gethan, in den beiden fast vollendet vor uns stehenden kolossalen Reitergruppen, von denen die eine einen Löwenkämpfer, die andre den verstorbenen König von Hannover, Ernst August, darstellt. Da es aber für diesmal nicht galt, eine Charakteristik des Künstlers und seiner Werke, sondern eine Darstellung seiner Thätigkeit zu geben, so nehme der Leser das Vorangegangene für die Erledigung der Vorstellungs-Ceremonie und schenke seine Aufmerksamkeit nun dem Entstehen und den verschiedenen Wandlungen, welche das Bildhauerwerk bis zu seiner Vollendung durchzumachen hat.

Der Bildhauer sieht häufig die Besucher seiner Werkstatt von der Meinung ausgehen, daß er die erste Idee seines Werkes in Form einer Zeichnung niederlege. Das ist nicht einmal immer beim Maler der Fall, der häufig gleich Pinsel und Farbe zur Hand nimmt um so schnell, so unmittelbar und so vollständig als möglich dem sinnlichen Auge die Totalwirkung dessen, was sein inneres Auge sah, hinzustellen. Für den Bildhauer wäre eine Zeichnung ein noch weiterer

Umweg zum Zwecke. Da die runde Statue mit allen ihren Ansichten vor seinem Geiste steht, so überträgt er seine Idee in die Wirklichkeit, indem er einem Stück weichen Thons oder Wachses in flüchtiger Andeutung der Linien und Formen die vorgestellte runde Gestalt giebt. Sein Talent und seine Erfahrung lehren ihn in dem kleinen Entwurfe das Werk in seiner beabsichtigten vollen Größe zu sehen; die Kleinheit des Werkes erlaubt die äußerste Schnelligkeit des Darstellens und die größte Leichtigkeit des Abänderns. Viel mehr als der Feststellung der Composition bedarf es bei der Skizze nicht, die Formen und der durch sie bedingte Ausdruck bleiben der Ausführung im größeren Maßstabe vorbehalten, da das Erstreben derselben bei der Ausführung nach dem lebenden Modelle und der natürlichen Gewandstudie noch ganz andre Ergebnisse liefert als beim Arbeiten aus der Idee allein.

Hat der Bildhauer in der Skizze die Wirkung der Composition nach allen Seiten hin erprobt, seine Idee fixirt und vor dem Vertieren gerettet, so schreitet er zur Ausführung des Werkes, d. h. des Modells, in seinem beabsichtigten Maßstabe; (geht jedoch dieser Maßstab ins Kolossale, so beseitigt er die Schwierigkeit, die hier das Uebersehen des Ganzen bereitet, dadurch, daß er sein Werk zuerst in halber Lebensgröße ausführt und nach diesem Hülfsmodell, von welchem er genaue Zirkelmaße auf das kolossale Werk übertragen kann, das letztere vorläufig kopirt. Nach dieser Procedur bietet das letzte Ueber- und Ineinanderarbeiten des Werkes keine äußeren Schwierigkeiten mehr dar.) Zur Darstellung eines plastischen Kunstwerkes, sei es nun in Marmor, Metall, Holz, Gyps, gebranntem Thon oder sonst welchem Stoffe, bedarf es vor allen Dingen der Ausführung des Modells; im Modelle, das in einer leicht formbaren, des Ansetzens und Abnehmens fähigen Masse ausgeführt wird, schafft der Bildhauer, in allen anderen Stoffen reproducirt er nur, und zwar nach dem Modelle. Diese Reproduction ist beim Marmor, Sandstein und Holz eine künstlerische, beim Metallguß und gebrannten Thon eine mechanische, bei welcher die Hand des Künstlers nur noch einmal thätig ist, um die bei der Operation des Formens, Gießens oder Ausdrückens entstandenen Beschädigungen wieder herzustellen. Bei großen und mittleren Dimensionen des Modells wird dasselbe in Thon ausgeführt, bei ganz kleinen in zu diesem Zwecke besonders zubereitetem Wachs.

Wir stehen jetzt dicht vor einer Reiterstatue in weit überlebensgroßem Verhältniß, die anscheinend nur aus weichem Thon geformt ist. Bei der geringen Festigkeit dieses Materials ist es einleuchtend, daß die Masse des Rumpfes und Kopfes des Thieres, (noch gar nicht zu sprechen von der des Reiters), viel zu schwer ist, um von den dünnen Beinen getragen zu werden. In der That sehen wir auch aus der hölzernen Unterlage, auf welcher das Modell aufgebauet ist, eine sehr dicke eiserne Stange in den Bauch des Pferdes geführt; drei andere Stützen sind in den drei (aufstehenden) Beinen verborgen. Die mittlere Hauptstütze setzt sich nun, fast genau dem Knochengerüste in der Natur folgend, durch alle Theile des Modells fort in dünneren oder dickeren Eisenstangen, die theils durch Schrauben, theils durch Draht untereinander fest verbunden sind. Aber auch an diesen Eisenstangen würde der Thon vermöge seiner Schwere hinabgleiten, wenn sie nicht von einer Menge kleiner mit Draht befestigter Hölzer umgeben wären.

Oben auf dem das Modell umgebenden Gerüste sind mehrere Schüler des Meisters beschäftigt; den letzteren selbst sehen wir weiter dem Fenster zu an einer Porträt-Büste modelliren, zu welcher das lebende Modell dicht daneben sitzt. Die Büste ist noch in den ersten Anfängen begriffen, deren Formen der Bildhauer meistentheils mit den Händen und Fingern dem Thone aufdrückt. Zwischendurch bedient er sich des breiten spatelförmigen Endes seiner Modellirhölzer, um die größeren Flächen des Gesichts sauber festzustellen. Die Vertiefungen in und zwischen den einzelnen Theilen des Fleisches führt er mit dem anderen Ende des Modellirholzes aus, das mehr oder minder den Formen der Fingerspitze entsprechend, abgerundet ist, fortwährend mit dem Zeigefinger oder Daumen die vom Drucke des Holzes herrührenden Härten mildernd. Die Zahl und Zeit der zu einer Porträt-Büste nöthigen Sitzungen ist im Ganzen genommen dieselbe, wie sie der Maler zum Porträt beansprucht, etwas mehr oder weniger, je nach der Fähigkeit des Künstlers oder nach seiner zufälligen oder speciellen Begabung für Auffassung.

Ist das Modell der Büste vollendet, so geht es in die Hände des Gypsgießers über, dieser gießt über den Thon in zwei von einander getrennten Hälften eine Form von Gyps. Sobald dieser erhärtet ist, reißt er die beiden Hälften auseinander, entfernt aus ihnen den Thon (das nun zerstörte Modell), läßt sie vollständig von Wasser durchziehen und setzt dann die beiden genau aneinander passenden Hälften wieder zusammen. In diese Hohlform wird nun Gyps gegossen, der sich (unter fortwährendem Umdrehen der Form) an die innern Seiten derselben bis zu einer beliebigen Dicke ansetzt. Nach erfolgter Erhärtung dieses Ausgusses schlägt der Gießer mit Klöpfel und Meißel die Form stückweise vom Ausgusse ab. Eine Verbindung zwischen Form und Ausguß hat das Tränken der ersteren mit Wasser verhindert. An die Stelle des Thonmodells ist nun das Gypsmodell getreten, und zwar in einer Genauigkeit der Wiedergabe, wie sie nicht vollständiger gedacht werden kann.

Aus dem anstoßenden Raume hören wir das lustige Klingen des Meißels und Hammers und das Anschlagen der fliegenden Marmorstücke an die Thür. Beim Eintritte sehen wir eine noch in ziemlich rohen Anfängen sich befindende Figur in Marmor, auf welche der Arbeiter von dem daneben liegenden Gypsmodelle Zirkelmaße überträgt. Diese erste Arbeit wird „Punktiren“ oder „in Punkte setzen“ genannt, weil die auf dem Gypsmodell mit Bleistift angedeuteten Punkte auf den Marmor übertragen werden. Die Arbeit erfordert nur Aufmerksamkeit und große Genauigkeit, sonst aber keine künstlerische Begabung oder Ausbildung. Vor der Erfindung oder eigentlich Wiederauffindung dieses Punktirverfahrens durch Michel Angelo war es grade diese erste und mühsamste Arbeit, welche Meisterhand und Meisterauge in Anspruch nahm, und es ist leicht einzusehen, wie verdrießlich es für die Meister sein mußte, ihre Zeit mit dem mühsamen und langwierigen Abschlagen von Marmormassen zu verlieren und das schon einmal (im Modell) geschaffene Werk noch einmal aus den rohsten Anfängen und unter vermehrten technischen Schwierigkeiten herauszuarbeiten. Michel Angelo's feurigen Geist spannte dieser Uebelstand zu vielfachen Versuchen an, ein Verfahren zu entdecken, das, mehr auf mechanischen Grundlagen beruhend, die Möglichkeit gab, die erste grobe Arbeit ausschließlich untergeordneten Kräften anzuvertrauen. Merkmale an unvollendet gebliebenen antiken Statuen und sein eignes Genie für Mechanik und Mathematik führten ihn zuletzt auf die Wiederauffindung des wahrscheinlich von den Griechen und Römern angewendeten Punktirverfahrens, das man nun, in einigen Nebensachen noch vervollkommnet, bis auf den heutigen Tag befolgt.

Ist der Meister nicht mit Arbeiten überhäuft, so nimmt er selbst das vom Punktirer vorgearbeitete Werk unter die Hände und bringt es zur Vollendung. Hat er aber so viel Aufträge, daß seine ganze Zeit durch Modelliren in Anspruch genommen wird, so überläßt er die Weiterführung geschickten Schülern oder vorzugsweise in Marmor arbeitenden Bildhauern, welche genau dem Modelle folgend, das Werk bis zu einem ziemlich hohen Grad der Ausführung bringen können, und behält sich selbst nur die letzte Retouche vor. Raspeln und Schleifen mit Sandstein giebt dem Marmor die letzte Glätte, vermöge welcher dann der so reizvolle Schimmer dieses Materials erst vollständig heraustritt.

Ungern wird aus dieser Darstellung ein großer Theil der Leser vernehmen, daß der Meister einen so geringen Antheil an dieser sie vorzugsweise interessirenden Seite des Werkes haben kann und oft hat. Vergegenwärtigt man sich jedoch, daß die Marmorausführung

die Reproduction des Modells ist, daß die Verhältnisse und allgemeineren Formen vermittels des Zirkels fast mathematisch genau vom Modell auf den Marmor übertragen sind, und daß dann die Weiterführung durch fortwährendes Hinblicken auf das Vorbild sehr erleichtert wird, so bleibt als selbständige Schwierigkeit nur noch die technische Behandlung des Marmors, die auf ihrer höchsten Stufe allerdings noch ein wichtiges künstlerisches Verdienst ist. Ohne diese Beihilfe würden unsre Bildhauer nicht den vierten Theil ihrer Werke haben schaffen können, denn zur vollständigen Ausführung einer Porträtbüste in Marmor gebraucht ein tüchtiger Arbeiter selten weniger als acht Wochen, und eine Marmorfigur in Lebensgröße braucht noch nicht sehr complicirter Art zu sein, um ebenso viel Monate in Anspruch zu nehmen.

Mit der Ausführung der Statue in Metall haben die Bildhauer unsrer Zeit nicht mehr zu thun, als daß sie für die Wiedergabe ihres Modells den geschicktesten Gießer und ebenso den Ciseleur aussuchen und die Arbeit des Letzteren überwachen. Beide können an dem Werke nur Einzelheiten verderben, wenn der Guß überhaupt nicht mißlingt; in diesem Falle muß er von Anfang an wiederholt werden. Im Mittelalter, als die Technik des Formens und Gießens weder lange Erfahrung für sich hatte noch in feste, allgemein bekannte Regeln gebracht war, mußten die Bildhauer oft sich selbst dieser Arbeit unterziehen und behandelten verschiedene Seiten derselben als Geheimniß. So war das Auffinden eines neuen Verfahrens beim Formen oder Gießen immerhin ein Verdienst, auf das der Künstler ebenso stolz war als auf eine Schöpfung seines Genies. Heutzutage wird der gewöhnlichste Gießer lächeln über die Noth, die dem Benvenuto Cellini das Ausfließen des Medusenhauptes und des abstehenden Beines an seinem Perseus bereitete. Nach dem heutigen Verfahren werden überhaupt die von der Hauptmasse des Werkes abstehenden Theile im Modell abgetrennt, einzeln geformt und gegossen und vermittels eingegossener eiserner Zapfen wieder angesetzt. Bei der dehnbaren und dabei zähen Natur des Metalls lassen sich die Fugen so fest verhämmern und ineinander treiben, (zu diesem Zwecke bleibt an beiden Fugen ein etwas überstehender Rand), daß weder im Aussehen noch in der Haltbarkeit ein Unterschied zwischen einer so zusammengesetzten und einer in Eins gegossenen Statue stattfindet. Nicht die Vermeidung von Schwierigkeiten, sondern Ersparniß von Arbeit und Zeit hat das Lostrennen und Fürsichgießen der einzelnen Theile im Auge.

Wir haben nur wenige Schritte über einen Hof hinweg zu thun, um aus A. Wolffs Atelier in die Erzgießerei zu gelangen, welche in großartigem Maßstabe die Regierung für den Guß des Denkmals Friedrichs des Großen erbauen ließ. Unter vielen andern Arbeiten sehen wir hier die Statue Thär's (des Oekonomen), auf welche eben die letzten Stücke der Form gelegt werden. Die Hohlform, welche den Metallguß aufnehmen soll, wird aus einer eigens dazu bereiteten Art von Sand hergestellt, welcher mit einem hölzernen Hammer auf das Gypsmodell festgeklopft wird. Diese Form kann nun nicht mehr, wie die früher beschriebene über Thon, aus zwei Stücken gemacht werden, da beim Auseinandernehmen derselben der feste Körper des Gypsmodells nicht nachgeben, sondern alle etwas tiefer eingreifenden Stellen der Form zerstören würde. Sie wird also aus einer Menge einzelner, genau aneinanderpassender Stücke gemacht, die dann alle durch zwei oder drei große Schalen von Gyps zusammengehalten werden. Auch kann nicht unmittelbar in die Form das Metall geleitet werden, weil sie sonst ganz ausfließen würde, was selbstverständlich nicht beabsichtigt werden kann, einestheils wegen der dadurch entstehenden Schwerfälligkeit der Statue, anderntheils wegen der unnützen Metallvergeudung und schließlich bei kolossalen Werken wegen Unmöglichkeit, eine dazu genügende Masse von Metall auf einmal in Fluß zu bringen. Um also den Guß durchweg in einer Stärke herzustellen, wie sie zur Haltbarkeit grade nothwendig und in Bezug auf Metallersparniß grade wünschenswerth ist (selten über 1/4 Zoll), bringt man in die Hohlformen einen Kern, aus Ziegelmehl und Gyps bereitet, welcher alle Formen des Modells (also auch der Hohlform) hat, jedoch ringsum um so viel kleiner ist, als die Dicke des Gusses betragen soll. Die nun vollendete Gußform wird behufs stärkerer Widerstandsfähigkeit mit einem Mantel von Steinen und Kalk umpackt, den wieder eiserne Bänder zusammenhalten. In diesem Zustande wird sie in die Grube gesenkt und mit Erde fest umstampft. Der Einguß des flüssigen Metalls erfolgt durch eine Hauptöffnung, von welcher aus ein ganzes in der Dicke der Holzform angebrachtes Röhrensystem das Metall von allen Seiten in das Innere der Form leitet, und zwar in der Art, daß es an keinem Orte in das Innere gewaltsam stürzen kann, sondern von der Stelle des Einflusses immer sanft nach oben steigen muß. Ein solches Hinabstürzen würde Luftblasen im Metalle erzeugen, während dasselbe beim allmäligen Vorschreiten und Aufsteigen die Luft vor sich herschiebt. Zum Ableiten dieser durch die Glühhitze des Metalls ziemlich gewaltsam getriebener Luft dient ein zwischen die Eingußröhren angebrachtes zweites Röhrensystem.

Ist der Guß vollendet und das Metall erkaltet, so werden Mantel und Form abgeschlagen, und das Werk stellt sich nun im Ganzen und Einzelnen genau dem Modell entsprechend, jedoch in etwas unansehnlichem Zustande dar. Die in das Innere der Form führenden Gußröhren und die aus ihr hervorkommenden Luftröhren sind natürlich mit Metall ausgeflossen und bilden aus dem Gusse hervorstehende Zapfen. Außerdem sind Löcher, Rauhigkeiten und kleine Höcker entstanden, mehr oder weniger, je nach der Sorgfamkeit, mit welcher Formen und Gießen vorgenommen sind. Die Entfernung dieser Ungehörigkeiten und das Ueberarbeiten des Ganzen je nach Bedürfniß ist die Arbeit des Ciseleurs. Kleinere Gegenstände können (und sollten eigentlich immer) so vollkommen gegossen werden, daß das Ciseliren ganz überflüssig wird.

Man muß übrigens anerkennen, daß bei Werken in großem Maßstabe, wie kolossalen Gruppen oder Reiterstatuen, die technischen Schwierigkeiten eines Broncegusses außerordentlich groß und zahlreich sind, so daß es zu ihrer Berechnung und Ueberwindung immerhin schon eines tüchtigen Kopfes und vieler Erfahrung bedarf. Noch im 17. und 18. Jahrhundert war der Guß eines großen Werkes immer ein epochemachendes Ereigniß, zumal da bei der Seltenheit eines solchen Vorkommnisses der Gießer nur wenig oder auch wohl gar keine Kenntniß von dem Verfahren seiner Vorgänger hatte und deßhalb seine Dispositionen immer wieder neu aus sich selbst nehmen mußte. Die erste große Reiterstatue in Bronce aus der neuern Zeit war die Ludwigs XIV., welche 1699 vollendet wurde und 21 Fuß hoch war. Als später die Stadt Paris Ludwig XV. ein ähnliches Denkmal setzen lassen wollte, (von Bouchardon modellirt), fand sich Niemand, der sich Kenntniß genug von dem Verfahren bei einem so großen Gusse zutraute, um ihn zu unternehmen. Wie es heißt, soll sich der Gießer Gor erst zur Uebernahme der Arbeit entschlossen haben, als zufällig eine schriftliche Aufzeichnung aufgefunden wurde, in welcher der Guß der Statue Ludwigs XIV. in ausführlichster Weise beschrieben war. Zum Gusse des Denkmals des großen Kurfürsten in Berlin fand sich ein gewisser Jakobi, der nach Schlüters (des Bildhauers) Anweisung das Werk sehr glücklich ausführte.

Als nach den Freiheitskriegen die Statue Blüchers gegossen werden sollte, mußte man einen Gießer aus Paris kommen lassen (Lequi). Freilich behaupteten Berliner Gießer, daß ihnen damit großes Unrecht geschehen sei, indem sie vollständig jener Arbeit gewachsen seien. Die Herstellung der Gußform bei jenen älteren Gießern wich in Einzelheiten von der seit Anfang dieses Jahrhunderts üblichen etwas ab; sie war etwas umständlicher und kostspieliger.

Das Verfahren bei dem jetzt so stark betriebenen Zinkguß ist etwas verschieden von dem oben beschriebenen. Da sich kleine und glatte Flächen sehr leicht und ohne Anwendung des Kerns gießen lassen, so wird bei Zinkarbeiten, bei welchen Wohlfeilheit eine Haupt-

bedingung ist, das Modell in eine große Menge von Stücken zersägt, alle diese Stücke werden einzeln geformt und gegossen, und die einzelnen Gußplatten müssen sich dann wieder gut oder übel vermittels des Löthkoldens zum Ganzen vereinigen.

Dagegen fällt die Weise des Gießens in Gold und Silber wieder ganz mit der Bronce zusammen. Hiernach wird der Leser öfter Gelegenheit haben, Gerechtigkeit zu üben, wenn er in Zeitungsberichten und Kritiken ein plastisches Werk als aus dieser oder jener berühmten Gießerei hervorgegangen oder als ein von diesem oder jenem Goldschmied verfertigtes angezeigt findet. Dem Vorsteder der Broncegießerei und dem Goldschmied muß der Bildhauer oder Modelleur erst das Modell, also den eigentlichsten und wesentlichsten Theil des Werkes, liefern. Die Unkenntniß der Kritiker und Berichterstatter über diesen Sachverhalt kommt seldst in den großen Kunsthauptstädten noch häufig genug vor. In selteneren Fällen ist mit der irrigen Darstellung wirkliche Absicht verbunden. Mag die Täuschung aber eine absichtliche oder unabsichtliche sein, ohne die unverzeihliche Nachlässigkeit der Künstler in Wahrung ihrer Interessen und ihre Scheu vor öffentlichem Auftreten könnte sie nur noch in sehr seltenen Fällen vorkommen.

---

* Ein handelsgeschichtliches Argument gegen den Suezkanal.

Von Wilh. Kiesselbach.

Pierre Clement erzählt in seinem berühmten Werke „la vie de Colbert“, daß bei dem Baue des großen Kanals von Languedoc der Ingenieur Sieur Riquet sehr viel mit dem Widerstande seiner Zeitgenossen zu kämpfen gehabt hätte. »Wenn man die Leute im Lande hört«, schreibt ein Beamter unter Ludwig XIV., »so findet man fast keinen, der nicht behauptet, daß das Unternehmen keinen Erfolg haben werde.« Und dennoch ist bekanntlich jene die zwei Meere mit einander verbindende künstliche Wasserstraße zu Stande gekommen und hat dem Getreidehandel Frankreichs, der sich damals von Norden nach Süden bewegte, gute Dienste geleistet. Herr von Lesseps und seine Anhänger, um nicht zu sagen Interessenten, dürften daher bei der Verurtheilung, welche ihr Projekt vielfach erfährt, auf diesen vorangegangenen Fall hinweisen können, bis es ihnen etwa gelingt, das Ei wirklich festzustellen. So leicht es indessen auch ist, einer weitergreifenden Idee die Lebensfähigkeit von vornherein abzusprechen, ehe der wirkliche Erfolg Recht behält, so oft in der Weltgeschichte ähnliche Situationen vorgekommen sind; die gegen die Durchstechung des Isthmus von Suez erhobenen Bedenken scheinen doch zu gewichtiger Natur zu sein, als daß man sie, gestützt auf solche frühere Beispiele, leicht bei Seite zu schieben vermöchte. Es ist nämlich keineswegs allein die technische Schwierigkeit, durch den Schlamm der Küsten und den Sand der Wüste eine in ihrer Breite und Tiefe hinlänglich gesicherte Fahrbahn für die großen Schiffe unserer Zeit zu ziehen, welche hier zu überwinden nöthig wird; der Gegenwart bleibt am Ende nach dieser Richtung hin Nichts mehr unmöglich, sobald die erforderlichen Geldmittel nicht fehlen. Man hat vielmehr sein Hauptaugenmerk dabei auf den Zustand des rothen Meeres zu lenken, welches dem bequemen Verkehre der Kauffahrteischiffe eine Menge von Hindernissen in den Weg wirft. Und über diese belehrt uns nicht allein die Nautik unserer Tage; sondern die ganze Gestaltung des asiatischen Handels, wie sie sich in der früheren oder späteren Vergangenheit an den »Schneidepunkt der drei Erdtheile« angesetzt hat, liefert dafür hinreichende Belege, daß der arabische Golf die Segelfahrt nicht begünstigt. Denn gerade weil die See zwischen Egypten und Arabien, welche sonst dem äußeren Anscheine nach die natürlichste Straße für den indischen nach Nordwesten gehenden Güterzug gewesen wäre, wegen ihrer vielen Klippen und der dort vorherrschenden widrigen Winde dem Schiffer des Alterthums wie des Mittelalters so gefährlich war, darum eben blieb selbst bis zur Herrschaft der Mameluken in Egypten hin der Karavanenverkehr in Vorderasien, der sich von der Mündung des Euphrat und Tigris nach Syrien zog, der concurrirenden Frachtfahrt auf dem Meere weit überlegen. Die historischen Bildungen sind aber allemal das Ergebniß der in einer Epoche vorwaltenden naturgemäßen Kräfte — um die Handelsgeschichte der Zukunft berechnen zu können, hätte Herr von Lesseps die Handelsgeschichte der Vergangenheit gründlicher befragen sollen. Ein kurzer Rückblick auf dieselbe wird genügen, die verhältnißmäßig geringe Bedeutung des rothen Meeres für den Waarenaustausch zwischen Europa und Asien in das rechte Licht zu bringen.

Wenn noch gegenwärtig die indische Ländergruppe den Schwerpunkt des Welthandels Amerika streitig macht, so versteht es sich vollends wohl von selbst, daß sie, ehe Columbus Guanahani entdeckte, den Anfang und das Ende des großen allgemeinen Güterlebens bildete. Die philosophischen, sprachlichen und naturgeschichtlichen Forschungen weisen darauf hin, wie die nach Westen gerichtete Bewegung der Menschheit ursprünglich von dem Hochlande des mittleren Asiens ausgegangen ist; dort sollen die Getreidearten einst wild gewachsen sein, die sich jetzt als ausschließliche Kulturpflanzen an der Hand des Menschen über den Erdball verbreitet haben; dort ist der gemeinschaftliche Schooß für die indisch-germanische Sprachverwandtschaft zu suchen, von dort, von dem Fuße des Berges Meru, des Mittelpunkts der Erde nach indischem Begriff, fließt die Quelle altasiatischer Priesterweisheit durch den allmälig sich gliedernden Völkerzusammenhang im Westen. Es ist aber der Handel, der die Menschen in dieser Weise mit einander in Verbindung setzt. Und wie Bactra seinerseits seine frühe Blüthe auf den Verkehr gründete, welchen die Hirtenvölker des Paropamisus mit den reichen Gebieten des Indus und Ganges unterhielten, indem von da sich die Linien ostwärts nach China und westwärts im Bereiche der Arier ans schwarze Meer und nach dem mittleren Europa spannten — die spätere Bahn germanischer Wanderung — ebenso beruht die alte Macht Mesopotamiens und die daraus hervorgehende semitische Kultur in ihrem Ursprunge wie in ihrer Entwicklung auf der Vermittlung des Handels zwischen Indien und dem Westen. Ehe nämlich vom Meere aus fremde Keime in »das Land zwischen den beiden Flüssen« gesenkt wurden, wohnten Wanderstämme an ihren Ufern; die Sagen, welche Abraham von dort nach Kanaan mitbringt, enthalten in ihrem Kerne Thatsachen babylonischer Vorgeschichte. Der Erzvater zieht vielleicht gar deßwegen aus, weil zu seiner Zeit das sociale Leben in jener Ebene sich zu ändern beginnt, so daß für das alte Hirtenthum kein Raum mehr übrig bleibt. Der in der Bibel vorkommende Gegensatz von Kain, »welcher eine Stadt erbaut«, und seinem »Bruder« Abel, dem Nomaden, der von ihm erschlagen wird, liefert dafür wenigstens andeutungsweise einigen Anhalt. Denn ungefähr gleichzeitig mit dem Wegzuge des israelitischen Patriarchen, der am Wanderthume festhält, erscheint nach der von Berosus überlieferten Mythe der Gott »Oannes« von der See kommend, in den Niederungen Babyloniens; er hat einen Fischleib und kehrt stets, so oft er sich gezeigt hat, wieder in das Wasser zurück. Er lehrt aber die Menschen die unbekannte Kunst des Ackerbaus und der Feldmessung; von jetzt an tritt Babylonien selbständig in den Kreis der Geschichte ein. Abyssinische Seefahrer denn das ist der Gott Oannes (»der Schiffer«) — welche, getragen von den Passatwinden des Erythräischen Meeres, in den frühesten Zeiten bereits zwischen Indien und der Heimath hin- und hersegelten, jene in der babylonischen Staatsgliederung sonst gar nicht zu erklärende herrschende Kaste der Chaldäer, legen in Mesopotamien ihre Handelscolonien an; nach dem persischen Golfe, nicht nach dem unzugänglichen rothen Meere, obgleich es dem Muttervolke der Egypter näher liegt, dehnen sie ihre Verkehrsbeziehungen aus. Und von den Inseln des persischen Busens, von Tylos und Arodus,

siedeln dann die Phönicier nach der syrischen Küste über, um von dort aus das Gestade des mittelländischen Meeres in den Kreis des asiatischen Verkehrs hineinzuziehen.

So weit jedoch auch diese Nachbarn der Juden nach Westen ihre Schifffahrt ausdehnten, um die europäischen Edelmetalle gegen die tropischen Produkte Indiens umzusetzen; ostwärts bildet das Kameel ihr „Schiff.“ Sie beziehen die indischen Waaren vom persischen Meerbusen zu Lande; von der Mündung des Euphrat bis zum Libanon hin erstreckt sich die Kette der alten Riesenstädte, welche die östlichen Erzeugnisse von Thor zu Thor weiter gaben. Weil das rothe Meer der Schifffahrt so viel Schwierigkeiten bot, deßwegen konnte Egypten Jahrtausende lang, vom Weltverkehr abgeschlossen, seitab liegen; deßwegen waren die Phönicier nie im Stande, sich von der babylonischen Handelshegemonie zu befreien; deßwegen herrschte Chaldäisches Maaß und Gewicht bis nach Griechenland und Rom hinüber. Hätten die Phönicier das rothe Meer zu brauchen vermocht, jene kühnen Kaufleute, welche westwärts bis nach den Cassiteriden segelten, würden sicher auch ostwärts direct nach Indien gefahren sein, statt sich vom babylonischen Zwischenmarkt abhängig zu machen. Allein während der ganzen phönizischen Geschichte taucht am rothen Meer kein nennenswerther Hafen auf. Freilich Salomo bemächtigt sich der Plätze Elath und Eziongeber am edomitischen Golfe; aber hätte wohl Hiram, der mächtige Herrscher von Tyrus, solche Concurrenz drohende maritime Bestrebungen seines „Freundes“, des israelitischen Bauernkönigs geduldet, aber gar seine Knechte zur Expedition nach Ophir hergegeben, wenn die versuchte Seepolitik der Hebräer irgendwie Chancen für sich gehabt? Die phönizischen Weltkaufleute mußten auch wohl den ostindischen Handel erst durch die hebräischen Ackerbauer kennen lernen! Jene Fahrzeuge kehren allerdings nach einigen Jahren wieder zurück, sie bringen auch ostindische Produkte mit; allein sie werden nicht wieder ausgerüstet, man konnte die Sachen über Babylon trotz des Landtransportes billiger beziehen; und der billigste Weg entschied damals ebenso gut über den Güterzug zwischen Indien und Syrien, als jetzt zwischen der Nordsee und der Schweiz.

Sogar, als Alexander von Macedonien die Heimathsitze der Phönicier, die seiner in Aussicht genommenen neuen Handelsstadt an der Mündung des Nil Concurrenz machten, zerstört hatte, änderte sich die bisherige Sachlage wenig. Der griechische König kannte ebenfalls die Beschaffenheit des rothen Meeres nicht. Alexandria blühte erst auf und setzte sich in den Besitz der commerciellen Hinterlassenschaft Phöniciens, nachdem die Ptolemäer die Häfen Myos Harmos und Berenice erbaut und durch treffliche Heerstraßen mit dem mittleren Nil in Verbindung gebracht hatten. Denn nun brauchten die von Indien kommenden Schiffe nicht erst bis zur nordwestlichen Ecke des arabischen Busens heraufzufahren; sie konnten ihre Waaren auf der Hälfte des schmalen Seeweges an das Flußbett abgeben. Dessenungeachtet behält der europäisch-indische Verkehr theilweise seine alte Bahn über Vorderasien bei, die ionischen Küstenstädte wurden keineswegs durch die alexandrinische mercantile Uebermacht bei Seite geschoben. Wir führen hier, wie sich von selbst versteht, nur allbekannte Thatsachen an, es ist uns bloß darum zu thun, dem Leser die Behauptung zu belegen, daß die gesammte Gestaltung des asiatischen Handels im Alterthume durch die geringe Brauchbarkeit des rothen Meeres für die Schifffahrt bedingt wurde. Ohne dieses Hinderniß hätte Egypten von vornherein eine ganz andere Rolle in der Weltgeschichte spielen müssen; seine Priesterschaft wäre sicher nicht im Stande gewesen, das Land so lange bei dem ausschließlichen Ackerbauthume zu erhalten, wenn ihr nicht die Natur auf solche Weise zu Hülfe gekommen wäre. Die Handelshistorie hat für den Gang der menschlichen Entwicklung ihre eigenen Auffassungen.

Und wie im Alterthume sich die Verkehrsverhältnisse zurecht gelegt hatten, ebenso richten sich dieselben in Vorderasien zur Zeit der arabischen Herrschaft wieder ein. Alle die gewaltigen Völkerstürme, welche über jene Länder hinbrausen, sie heben die geographischen Gebilde nicht aus den Fugen; die Nachfolger bleiben denselben in gleicher Art unterworfen, wie es ihre Vorgänger auch gewesen waren. Nachdem die Reiterschaaren Mahomeds die Lehre des Propheten von den Grenzen Indiens bis nach Spanien hin ausgebreitet hatten und nun zu friedlichen Beschäftigungen übergingen, nahmen sie den indisch-europäischen Welthandel in der nämlichen Weise wieder auf, wie ihn die Phönicier und die alexandrinischen Juden vor ihnen getrieben. Und da das rothe Meer seine alte Unwirthlichkeit beibehalten, so ist es abermals hauptsächlich die Landstrecke zwischen dem persischen Golfe und dem levantinischen Gestade, welche der westwärts gerichtete indische Waarenzug durchschneidet. Aufs Neue wachsen auf diesem Striche große blühende Städte hervor; Bassora, Bagdad, Mossul treten an die Stelle von Babylon, Ninive, Palmyra, die Meeresküsten des gelobten Landes bilden wiederum die Stapelplätze der indischen Produkte — Alexandria, Kairo liegen seitab, das Kameel in der Wüste kann noch immer mit dem Schiffe auf dem rothen Meere concurriren.

Darum finden denn auch die Kreuzzüge in der italiänischen Handelswelt eine so nachdrückliche Unterstützung, weil sie für Venedig, Genua, Pisa die diesen Städten bisher verschlossenen Zugänge zu den Echellen Syriens eröffnen. Nicht Egypten, vielmehr das alte Phönicien und im schwarzen Meere Trebisonda ist zum zweiten Male für Europa das Thor für Indien geworden. Dort kämpfen Genua und Venedig, der heilige Georg und St. Marcus, um den commerciellen Vorrang. Erst als am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts mit St. Jean d'Acre der letzte Hafen in Syrien an die Türken verloren ging, wendet Venedig seine Blicke nach dem Nildelta, um sich von dort mit indischen Waaren zu versorgen. Weil dem Welthandel gar keine anderen Straßen, von den Wegen durch Rußland abgesehen, zwischen Indien und Europa mehr übrig waren, darum suchte er fortan die allerunbequemste, das rothe Meer, auf.

Wie wenig indessen derselbe damals trotz der geringeren Menge der verfrachteten Waaren im Vergleich zu heute den Bedürfnissen des Weltverkehrs genügte, geht wohl am Besten aus dem seit dieser Zeit in Europa beginnenden Bestreben hervor, anderweitige Zugänge nach Indien aufzufinden. Wir wollen damit keines Falls behaupten, daß die Fahrten der Portugiesen an der Westküste von Afrika nicht erfolgt, oder Toscanelli und Columbus nicht auf den Gedanken gerathen wären, westwärts die Straße nach Kataih zu suchen, wenn sich auch auf dem Isthmus von Suez, gelehnt auf eine blühende Schifffahrt auf dem rothen Meere, eine weithin herrschende Welthandelsstadt erhoben hätte, in deren Emporien für ganz Europa die indischen Produkte lagerten. Auf immer konnte ja der Erdkreis dem Menschengeschlechte nicht unbekannt bleiben! Allein daß die Erfordernisse des großen Verkehrs an den Entdeckungsreisen im fünfzehnten Jahrhunderte einen ebenso großen Antheil haben als an den Kreuzzügen im dreizehnten und vierzehnten wird wohl Niemand in Abrede stellen. Und kaum hat Vasco de Gama das Cap der guten Hoffnung doublirt, kaum sind seine Caravelen mit ihrer reichen Ladung von Indien wieder auf dem Tajo angelangt, da beginnt Venedigs Todtenglocke zu läuten. Der Preis der in seinen Packhäusern aufgestapelten orientalischen Güter sinkt bei der Nachricht von Gama's glücklicher Rückkehr alsbald um 25 Procent; die klugen Väter der Lagunenstadt täuschen sich keinen Augenblick darüber, daß Lissabon fortan über den indischen Markt gebieten würde. Zwar versuchen sie es noch, in Verbindung mit dem Sultane von Egypten, eine Kriegsflotte auf dem rothen Meere herzustellen, um von dort aus die Portugiesen von Ostindien zu vertreiben; der Anführer der Letzteren, Albuquerque, hegt dagegen den Plan, den Nil ins rothe Meer zu leiten, um so den Italiänern jeden Verkehr mit Indien abzuschneiden. Aber wie auf der einen Seite die Venetianer die beabsichtigte Seemacht jenseits von Suez nicht zu Stande bringen, so braucht anderer Seits auch die junge portugiesische Kolonialpolitik nicht zu solchem

den Gothen nachgeahmten Werke zu schreiten. Nicht am rothen Meere, vielmehr zu Ormuz im persischen Meerbusen treffen die Westeuropäer auf den Centralpunkt des Handels zwischen Indien und dem vorderen Asien; die Karavane zieht damals noch durch Mesopotamien, während die Schifffahrt auf dem rothen Meere für die nach Europa bestimmten Güter den Nil zu Hülfe nehmen mußte. England mit seiner Euphrateisenbahn folgt weit mehr den in der Levante gegebenen geographisch-commerciellen Bedingungen als Frankreich mit seinem Suezkanal.

Man mag immerhin Herrn von Lesseps sehr gern zugestehen, daß die Technik im Alterthume sich nicht mit der Wasserbaukunst in der Gegenwart vergleichen läßt. Die Schicksale der früher auf dem Isthmus von Suez gezogenen Kanäle beweisen daher an und für sich noch Nichts gegen die Ausführbarkeit seines Projektes. Bekanntlich waren schon im 19. Jahrhunderte vor Chr. von den Pharaonen die Arbeiten an einer vom Nil nach dem Timiahsee in der Mitte der Landenge und von da nach dem rothen Meere führenden Wasserstraße begonnen, bis Ptolemäus Philadelphus im Jahre 260 vor Chr. das Werk der Vorzeit, an welchem Psametich wie Darius Hystaspis ferner thätig gewesen waren, zuletzt vollendete. Unsere Zeit kann vielleicht dieselbe Arbeit in ebenso viel Decennien und früher beendigen, als die Menschheit einst Jahrhunderte dazu bedurfte. Allein es handelt sich bei einer Verkürzung des Handelsweges von Europa nach Indien in erster Linie gar nicht um die Ausführbarkeit des Suezkanals selber; der Welthandel hat hauptsächlich darnach zu fragen, in wie weit er das rothe Meer zu seinen Zwecken zu benutzen im Stande ist. Dessen Unbrauchbarkeit für die Schifffahrt ist aber seit den frühesten Tagen dieselbe geblieben. Thäte daher auch gegenwärtig die Natur ein Wunder, risse sie mittelst eines Erdbebens oder irgend eines andern ihr zu Gebote stehenden Hebels Afrika von Asien und öffnete so selber ohne alle Kosten also auch ohne alle Nothwendigkeit einer Verzinsung zwischen beiden Erdtheilen eine ununterbrochene Wasserbahn, der indisch-europäische Waarenaustausch würde doch nicht über das rothe Meer gehen, sobald nicht Mercur seine Segelschiffe völlig abschaffte und fortan einzig Dampffahrzeuge verwendete. Allerdings sind die politischen Schicksale Arabiens und Egyptens von der Seldschuckenherrschaft an bis zu Mehemet Ali hin einer commerciellen Entwicklung dieser Länder nichts weniger als günstig gewesen. Aus dem Mangel eines selbstständigen Verkehrs auf dem arabischen Busen während der letzten drei Jahrhunderte darf mithin an und für sich noch nicht der Schluß gezogen werden, daß die Fahrt von Europa nach Ostindien um Afrika herum gar keine Concurrenz durch die mathematisch kürzere Linie zu befürchten brauchte. Allein selbst heut zu Tage zeigt Alexandria, wenn wir von der englischen Dampfschifffahrt auf dem rothen Meere, der Post- und Personenbeförderung nach Indien, absehen, auch kaum die leisesten Ansätze einer eigenen mercantilen Verbindung mit dem Südosten. Ueberall sonst auf dem Erdball gewahren wir, wie jetzt eine glückliche geographische Lage sogleich von einheimischen oder fremden Kaufleuten benutzt wird. Warum konnte es dem Handelsstande zu Alexandria „auf dem nächsten Wege nach dem Indus und Ganges“ nicht gelingen, für sich selber durch die billige Cabotage der arabischen Schiffer von Indien her die benöthigten Produkte herbeizuschaffen? Thee z. B. ist eine theure Ladung, die leicht eine höhere Fracht vertragen kann, bei der also selbst die Kosten des Landtransportes vom rothen zum mittelländischen Meere für den europäischen Consum nicht schwer ins Gewicht fallen müßten. Dessenungeachtet haben wir bis heute nicht vernommen, daß der Bezug der chinesischen Blätter über Egypten „der langen Fracht“ irgendwie Concurrenz machte. Alexandria ist der Stapelplatz vom Nilthale und eine englische Poststation nach Indien; allein Nichts verräth in seinen Mauern an ihm die Eigenschaft eines Welthandelsemporiums in der Mitte zwischen Europa und Hinterasien — das rothe Meer mit seinen Klippen und seinen widrigen Winden verhinderte es, daß die Stadt des Macedaniers in mercantiler Beziehung, wie einst Korinth mit seinen beiden Häfen östlich und westlich vom Isthmus, „bestritten“ über der Landenge sitzt.

Herr von Lesseps hat nun die kühle Aufnahme, welche sein Projekt in Deutschland gefunden, dem Widerstande der deutschen Presse zugeschrieben und, wie man sagt, auch wohl Schritte gethan, denselben durch schwerwiegende Gründe zu beseitigen. Wir sehen indessen nicht ab, wie der Franzose grade von Deutschland eine rege Theilnahme für sein Projekt erwarten durfte. Denn gesetzt, dasselbe gelänge wirklich, der Kanal von Suez legte einen großen Theil „der langen Fahrt“ brach, so konnte man doch unmöglich von uns fordern, daß wir selber den Spaten zur Hand nehmen sollen, um das eigene Grab zu graben! Die deutsche Küste hat grade in den letzten Jahren recht begonnen, ihre Schiffe im indischen Verkehr zu beschäftigen; eine Menge bisher unbekannter Häfen in Hinterindien sind neuerdings von der hanseatischen Flagge angesegelt worden. Der Norden müßte also sein Interesse sehr wenig verstehen, wenn er Geldmittel für einen Plan herschießen wollte, der damit umgeht, den Sitz des europäisch-indischen Handels wieder an das südliche Gestade von Europa zu verlegen. Im Gegentheil, wir hier hätten dann genügende Veranlassung, Alles aufzubieten, daß der Kanalbau nicht vollzogen werde. Wir können indessen unsererseits der Suezcommission die Versicherung geben, daß wir noch keinen Augenblick in ihrem Vorgehen eine ernstliche Gefahr für unsern Verkehr mit Indien erblickt haben. So lange die Segelschiffe durch Remorqueurs das rothe Meer herausgebracht werden müssen, so lange die Kohlen für die Dampfer von England nach Socotora zu bringen sind, so lange der Suezkanal noch Zinsen abzuwerfen hat; so lange wird Europas Waarenverkehr mit Indien von der atlantischen Küste ausgehen. Briefe, Reisende, und falls Eile vorhanden ist, auch Truppen mögen immerhin zu Schiffe über die Bitterseen nach Indien fahren; für den Welthandel auf dem mittelländischen Meere ist keine Renaissance möglich; die Glanztage der Thalatta sind für immer vorüber, der atlantische Ocean ist der Tummelplatz der Völker geworden — daran wird der Suezkanal mit seinem rothen Meere Nichts ändern!

* Die Händelfeier in Halle.

Halle, 14 Juni 1859.

Am 1. Juli d. J. findet die Enthüllung des Händel-Denkmals in Halle statt, welcher sich eine Aufführung des Samson unter Betheiligung vieler auswärtiger Künstler, darunter Johanna Wagner, Fräulein von Wippern, Tichatscheck, Sabbath, unter Leitung des Musikdirectors Robert Franz anschließen wird. Die Statue ist bekanntlich von Heidel in Berlin modellirt und hat den entschiedenen Beifall der Kenner gefunden: auf dem schönen Marktplatz des sonst so unansehnlichen Halle wird sie eine glückliche Stelle finden.

Hiermit naht sich ein Unternehmen seinem Abschlusse, das nach deutscher Weise eine Generation der anderen zugeschoben hat — es ist eine lästige Sache, Schulden abzutragen. Die von dem Halleschen Comité veröffentlichten Berichte ergeben, daß das Geschäft auch jetzt noch nicht grade glänzend abgewickelt worden ist.

Ohne die besondere und besonders anerkennenswerthe Opfer des kleinen, erst in neuerer Zeit einigermaßen zum Wohlstande gedeihenden Halle und ohne Unterstützung Seitens eines Comités in London, welches im Kampfe mit mancherlei englischen Vorurtheilen (namentlich der Ansicht, daß Händel durch Naturalisation ein ganzer Engländer geworden sei und selbst sein Vaterland aller Ansprüche auf ihn verlustig erklärt habe), nur eine beschränkte Wirksamkeit entfalten konnte, würde auch jetzt noch Nichts zu Stande gebracht worden sein. Die Betheiligung Deutschlands ist unter aller Erwartung geblieben.

Wenn man das veröffentlichte Verzeichniß der Städte übersieht, die überhaupt Beiträge geliefert haben, so findet man nur wenig bedeutende darunter und grade die am wenigsten, wo Kunstinstitute ersten Ranges in Blüthe stehen. Die auffallendste Bemerkung, die sich aufdrängt, ist, daß fast alle deutschen Musiker von Ruf, diejenigen, welche die Repräsentanten der Kunst und der künstlerischen Interessen zu sein scheinen, offenbar eine befremdende Zurückhaltung bewiesen haben —, und dieß ist fast gleichmäßig von Männern aller Farben geschehen, von denen an, die angeblich einer klassischen Richtung huldigen, bis zu den Zukunftsmusikern, den natürlichen Erbfeinden des schlichten, klaren, durchsichtigen Wesens Händels. Sollte dieser reservirten Haltung der Notabilitäten der deutschen Musik der Gedanke zu Grunde gelegen haben, Leute, die selbst einigen Anspruch darauf hätten, in ähnlicher Weise verherrlicht zu werden, müßten nicht allzu eifrig eine Sache unterstützen, die gewissermaßen als ihre eigene betrachtet werden könnte? Oder sind die Herren mit ihrer Musik so weit schon von dem alten Curse verschlagen, daß sie das Gebiet Händels aus den Augen und aus dem Sinne verloren haben? Oder ist es eine Eigenthümlichkeit modernen Kunsttreibens, die Männer von Fach in Selbstgenügsamkeit zu versenken und auf Selbstbespiegelung zu reduciren? Wie dem auch sein mag — die Herren Hofkapellmeister und die musikalischen Producenten der Gegenwart haben in Masse freiwillig auf die Ehre verzichtet, sich bei einem Unternehmen zu betheiligen, das in der That nur geringe Selbstverleugnung erfordert haben würde; sie haben sich eine Gelegenheit entgehen lassen, manche ihrer musikalischen Berufsfünden wieder gut zu machen, die Gleichmäßigkeit des Verhaltens nimmt den Einzelnen sogar die Chance, als Widersacher einer populären Idee mit Auszeichnung genannt zu werden. Die ausführenden Künstler sind, wie die obige Mittheilung ergiebt, ungleich bereitwilliger gewesen, ihren Tribut darzubringen. **Jenny Lind** hat sich durch ihr uneigennütziges Auftreten sogar so bedeutende Verdienste um das Denkmal erworben, daß der Bildhauer es wagen durfte, an dem Standbilde selbst eine zierliche Anspielung auf ihre Betheiligung anzubringen.

Als hohe Beförderer des Unternehmens konnten von dem Comité nur die englische Königsfamilie und der König von Preußen namhaft gemacht werden. Es gewinnt hiernach den Anschein, als hätten die zahlreichen Höfe Deutschlands und unter ihnen selbst diejenigen, denen man ein intimes Verhältniß zur Musik zuschreibt, von einem gemeinsamen und gleichmäßigen Vorgehen auch in diesem Falle absehen zu müssen geglaubt. Die Hoffnung einiger Enthusiasten, eines der mehr im dramatischen Stile gehaltenen Werke Händels über die Bühne schreiten zu sehen — es war die Rede von einer Aufführung von Acis und Galatea in Berlin — ist so auch zu nichte geworden. Man wird sich hierüber trösten können: nur der Fanatismus kann übersehen, wie weit Händel im dramatischen Ausdrucke von seinen großen Nachfolgern überflügelt worden ist.

Es schien nicht unzweckmäßig, von diesen Thatsachen Act zu nehmen, sie sind charakteristisch für die zeitweiligen musikalischen Zustände und deßhalb auch nicht zu ernsthaft zu beklagen. Das moderne Musiktreiben in seiner verwirrenden Vielseitigkeit, die ganz auf den momentanen Effekt gestellte Richtung unserer ausführenden und producirenden Kunst, die nervöse Unruhe der Zeit, die in breit angelegten, auf ein kräftiges Gemeingefühl berechneten, wie daraus hervorgegangenen Formen sich nicht mehr zurecht finden kann und mag, Alles das muß von der Händelschen Eigenthümlichkeit fremdartig berührt, vielleicht zurückgestoßen werden. Die Engländer, denen vielfach die Tradition der alten Zeit und die Mode des Tages gleich heilig ist, mögen es dahin bringen, sich gleichmäßig für Verdi'sche Opern und Händel'sche Oratorien zu begeistern, sie mögen den hergebrachten Enthusiasmus für die letzteren durch die vielbesprochenen Monstreaufführungen hin und wieder auffrischen und sich auch hierin höchst großartig vorkommen — die Deutschen gerathen auch auf Abwege, nur in systematischer Weise, die Gegensätze werden uns schneller deutlich und sind dann nicht mehr zu verleugnen. So ist die Thatsache hinzunehmen, daß Händel dem großen Publikum und selbst der Mehrzahl der Künstler ein fremder Geist geworden ist, und daß das Treiben derselben mit seinen künstlerischen Tendenzen wenig mehr gemein hat.

Dieselben unscheinbaren Kreise, welche ihren spärlichen Tribut zum Denkmal dargebracht haben, die Gesangsvereine in den kleineren norddeutschen Städten und einige an guten Traditionen festhaltende Institute in größeren Orten, sind es allein, bei welchen Händel in Deutschland noch eine Heimath findet, und werden es auch voraussichtlich bleiben. Nur in ihnen sind Menschen vereint, die Neigung und Muße haben, sich in eine entlegene, tüchtigere Zeit mit ihren Ausdrucksformen hineinzuleben, bei einfachen Stoffen in großartiger Auffassung ein Genüge zu finden und immer wieder von den Bildungen der Neuzeit zu jenen Werken zurückzukehren, mit denen die Entwicklung der deutschen Musik einst so glänzend begann. Insofern hat jener Verlauf, nachdem das Ziel einmal erreicht worden, sogar etwas Erfreuliches. In dieser Weise hergestellt ist das Denkmal eine wahre Huldigung an Händels Genius, hervorgegangen allein aus lebendiger, verständnißvoller Verehrung für sein Schaffen. Wir dürfen die Aufgabe als gelöst, die alte Schuld als in ehrenvoller Weise abgetragen erachten.

Feuilleton.

— * Ueber die nunmehr auf den 1. Juli angesetzte Händelfeier in Halle berichtet ein dortiges Blatt Folgendes: „Das Denkmal, welches unserem großen Landsmanne Händel errichtet werden soll, ist vollendet und, das bestätigen Alle, welche es in Berlin zu sehen bereits Gelegenheit gehabt haben, vorzüglich gelungen. In kurzer Zeit wird dasselbe hier eintreffen und dann sofort aufgestellt werden. Die Enthüllung und Weihe des Denkmals ist auf den 1. Juli festgesetzt und zwar für eine Vormittagsstunde, damit für die weiteren Festlichkeiten keine Unterbrechung stattfinde. Zu diesen gehört zunächst die von unserer Singakademie längst vorbereitete Aufführung des Samson, für dessen Solopartieen bedeutende Künstler ihre Theilnahme zugesagt haben, wie Frau Johanna Jachmann-Wagner und Fräulein Wippern von Berlin, Tichatschek von Dresden und Sabbath von Berlin. Auch werden David, Röntgen, Grützmacher u. a., wie bei dem Messias, in dem Orchester mitwirken. Die Preise für diese Musikaufführung sind, wie wir vernehmen, niedriger gestellt als bei dem Messias. Auch an ein Festmahl in den Sälen des Kronprinzen, an eine gesellige Vereinigung der Fremden und Einheimischen an dem Vorabende des Festes ist gedacht. Auch in schwerer Zeit werden wir Lust und Freudigkeit gewinnen zur Feier eines Festes, bei dem alle Kreise unserer Vaterstadt gleich betheiligt sind, und durch dessen würdige Begehung wir dem größten Meister deutscher Kunst die gebührende Verehrung beweisen."

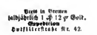
— * Das Andenken des Naturhistorikers Professor **Lichtenstein** in Berlin ist durch eine von Wolff ausgeführte kolossale Büste in carrarischem Marmor geehrt worden. Die Büste ist dort im zoologischen Garten, dessen Hauptbegründer der Dahingeschiedene war, unfern des Einganges aufgestellt und mit Blumen-Partieen umgeben worden. Dieselbe ruht auf einem einfachen Postamente aus dunkelm Steine, woran in Goldbuchstaben der Name Lichtensteins angebracht ist. Der zoologische Garten soll jetzt auch mit einem neuen Elephanten-Hause bereichert werden.

— * Das schöne Rathhaus in Brüssel ist seit einigen Tagen von allen Gerüsten befreit, und jetzt zeigt sich die ornamentreiche Façade wieder in ihrer vollen Baupracht. Zwischen den architektonischen Ornamenten ist eine Reihe von allegorischen Statuen angebracht, die bürgerlichen Tugenden und Freiheiten versinnbildlichend. Das Standbild des heiligen Michael, Patrons der Stadt, umgeben von den Heiligen Georg, Eloy, Stephan und Christof, ist über dem Eingange des Hauptporticus aufgestellt. Das untere Geschoß des schlanken Thurmes, der auch völlig restaurirt ist, wird ebenfalls mit Statuetten belebt, die schon fertig sind und nur aufgestellt zu werden brauchen. — Der Stadtrath hat sich noch nicht entschieden, ob die Gruppe der Grafen Egmont und Horn auf dem Rathhausplatze, an der Stelle, wo ihr Haupt fiel, errichtet werden soll.

— * **Neue Opern in Deutschland.** Die in Wien erscheinenden „Recensionen" sagen: Es ist eine stehende Redensart geworden, daß in Deutschland im Fache der Opernmusik so viel wie nichts producirt werde. Dieser Vorwurf ist keineswegs gerechtfertigt. Obgleich die Operncomposition in Deutschland keinerlei Unterstützung findet, indem man das Textbuch gewöhnlich gar nicht und die Musik nur sehr schlecht honorirt, und außerdem die Aufführung einer neuen Oper auf alle mögliche Weise erschwert wird, sind doch in den letzten Monaten folgende neue original-deutsche Opern und Singspiele aufgeführt worden: „Alfred von England" von Chrmin-Petit, in Neu-Strelitz (der Componist ist dort Concertmeister); „Der Wald bei Hermanstadt" von Westermeyer, in Leipzig; „Das Rendezvous oder Soldatenstreiche" von Rademacher, Text nach dem Französischen, in Detmold; „Die Hirtin von Piemont" von Härtel, in Schwerin (früher schon in Bremen aufgeführt); „Georg Neumark und seine Gamba" von J. Rietz, Text von Pasqué, in Weimar; „Loreley" von Erich Siboni, Text, in dänischer Sprache, von Nygaard, in Kopenhagen. Dieser letztgenannte Componist ist zwar ein Däne, hat aber seine musikalische Ausbildung in Wien erhalten. — Der geniale Balladencomponist Karl Löwe hat gleichfalls eine Oper in seinem Pulte liegen, „Emmy", Text nach Walter Scott's Roman „Kenilworth."

— * **Ein sicilianisches Paradies.** Unser Feuilleton hat auf die „Bilder italiänischen Landes und Lebens" von **Otto Speyer** als auf eins der besten Bücher über die apenninische Halbinsel beim Erscheinen des ersten Bandes aufmerksam gemacht. Jener behandelte besonders Toscana, der jetzt ausgegebene beschäftigt sich mit Rom, Neapel und Sicilien. Der Verfasser schildert in einer Reihe charakteristischer Bilder die wichtigsten, schönsten und eigenthümlichsten Punkte der Insel. Wir heben daraus eins hervor, welches „ein sicilianisches Paradies" betitelt ist: Der Reisende, der das an Spuren uralter Kultur und moderner Barbarei reiche Städtchen Palazzuolo verlassend, den Blick der Meeresküste zugewendet, dem vielverheißenden Syrakus entgegeneilt, gewahrt bald mit Freude einen Wechsel in der ganzen Physiognomie der Landschaft, deren traurige Einförmigkeit ihn während der letzten Tagereisen durch das innere Sicilien so oft mit dem Gefühle des Mißmuthes und herber Enttäuschung erfüllt hat. Zwar führt auch jetzt noch sein Pfad stundenlang über vielfach zerklüfteten Felsboden hin; der kunstlose Weg ist mit losen weißen Kalksteintrümmern hoch bedeckt, voller Löcher und tiefer Spalten, so daß selbst das sicher schreitende Maulthier kaum aus dem Straucheln kommt; aber bald unterbrechen reiche Baumgruppen die einförmige Linie der flachen Bergrücken und Hochebenen, die rings den Horizont begrenzen. Zum ersten Male, vielleicht nach wochenlangem Ritte über sonnverbrannte Flächen und die steinbesäeten Flanken des Gebirges, nimmt ihn ein dichtes Gehölz in seine dustigen Schatten — ein Genuß, von dem sich der Bewohner des kühlen, wälderreichen Nordens kaum eine Vorstellung macht. Mispel- und wilde Oelbäume, blattwechselnde und immergrüne Eichen von hoher Kraftausbildung des Stammes wie des Laubes erscheinen von üppigem Rankengeflechte so umzogen und umwoben, daß die hohen Pfeiler der Baumstämme oft aus natürlichen Lauben emporsteigen, welche die zartgrünen Aeste und Blätter der Clematis tief unter dem düstern Schattendache der Steineichen bilden. Aber nicht Moose und Gräser, sondern hohes Gestäude, meist Euphorbien mit holzigem Stengel und großen röthlichen Blüthenschirmen, bekleidet den Boden des Hochwaldes. Wo derselbe, zu früh für den schattenliebenden Wanderer, plötzlich abbricht, verflachen sich die Höhenzüge, die ihn in stetem Wechsel von steilen Bergen und schluchtartigen Felsenthälern dreißig Miglien weit begleitet, zur weitgedehnten Hochebene. Einzelne, kümmerlich vegetirende Getreidefelder wechseln mit weiten Strecken unbebauten Bodens, die mit einem bunten Flore vielfarbiger Disteln bedeckt sind. Zwischen den licht stehenden riesigen Stämmen der Korkeichen und den glatten des immergrünen Wegdorns (Rhamnus alaternus) erscheinen hie und da niedere Gruppen der kleinen gesellig wachsenden Fächerpalme. Der voranreitende Führer hält das Maulthier an, um euch zu erwarten; dicht vor euch senkt sich die Hochebene, plötzlich steil abfallend, in ein enges Thal. Aber euer Auge schweift, dem ausgestreckten Arme des Führers folgend, über die nächsten niedern Höhenzüge hinweg nach der leicht gewellten Ebene hin, die sich, mit Feldern und Baumgruppen, mit Städten und Dörfern bedeckt, von Flüßchen durchzogen, vom Fuße der Berge ostwärts bis zum Strande des ionischen Meeres erstreckt. Am äußersten Rande, schon rings umkränzt vom dunkelblauen Spiegel der See, schimmern die weißen Mauern und Häuser des modernen Syrakus, der alten Insel Ortygia. Mächtig dehnt sich zur Rechten das weite Becken des großen Hafens, während zur Linken die vielgezackte Küste bis zur weit vorspringenden Landzunge von Thapsus erscheint. Ueber ihren Buchten steigen die wieder mit dem natürlichen Felsgesteine des Bodens in Eins verwachsenen Trümmer der Tyche und Neapolis den mäßigen Abhang zur Epipolä hinauf, an deren äußerster Grenze euch der Führer die alte Citadelle des Dionys zu zeigen bemüht ist, die euer Auge doch aus dieser Ferne so wenig zu erkennen vermag wie die Säulen des Jupitertempels oder die Papyrusstauden der Cyanequelle. Südlich ziehen flache, plötzlich fast senkrecht abgeschnittene Bergzüge, in mehreren parallelen Ketten, nach den fern erscheinenden Häusern von Noto hin. Ueber dem Flachlande schweben brütend die Sonnennebel des Mittags. Ueber den nördlichen Hügeln aber steigt, Alles weithin überragend, der gigantische Kegel des Aetna hoch hinauf in den reinen Aether; mit sanfterem Blau sich leicht abhebend vom schimmernden Hintergrunde des Himmels, den düstern Scheitel von einem Kranze weit leuchtender Schneeflocken umwunden. Auf rauhem, steinigem Wege, das Thier am Zaume nachziehend, steigt ihr wohl an 800 Fuß tief den steilen Berghang hinab. Erschöpft von der Anstrengung, ermattet von der Hitze des Juninachmittags, werft ihr euch unter den weitschattenden Aesten der Carube zwischen die purpurfarbigen Scabiosen, die den blumigen Abhang bekleiben. Aber bald ist alle Erschöpfung, alles ausgestandene Ungemach des Weges vergessen, denn vor euch liegt ein Paradies des Südens, eine neue Welt so verschieden von den Schauplätzen, die ihr durchwandert, wie die grünende Oase von dem dürren, ertödtenden Sandmeere der Wüste. Es ist ein enges Thal, offenbar in der Regenzeit kaum zureichend für den Gebirgsstrom, der sich jetzt wie ein Silberfaden, oft unter den mächtigen Geröllblöcken, den Spuren vergangener Verwüstung, verschwindend, hindurchzieht. Gras- und blumenbedeckte Abhänge steigen zu beiden Seiten empor, überragt von 2—300 Fuß hohen senkrechten Felswänden. Der ganze Thalgrund erscheint als ein ungeheures Beet blühender Oleanderbüsche von 3—5 Fuß Höhe. Wunderbar leuchten die rosigen Blüthentrauben zwischen den dunkelgrünen Blättermassen hervor. Ueber ihnen wölben sich, den untern Abhängen entsprießend, riesige Johannisbrodbäume, die weit verbreiteten Aeste, Lauben bildend, bis tief zur Erde gesenkt, das dunkle Laub verflossener Jahre mit den jüngst entsprossenen frischgrünen Blättern gemischt. Schlanke Pfefferbäume, die zarten Blattfedern im Luftzuge wiegend, ragen hoch darüber hinaus, mit weitschirmigen Pinien wechselnd, deren mächtige Stämme und berstende Rinde vielhundertjährige Dauer verrathen. Aus den Gipfeln gewaltiger Wallnußbäume fallen die Ranken der wilden Rebe, die wie eine Riesenschlange den Stamm umwindet, bis auf den Boden herab; zwischen den gefiederten Blättern drängen sich wunderbar die jungen Trauben hervor. Ueppiges Epheugerank verhüllt dem Blicke vollständig den Stamm jener mächtigen Steineiche, klettert von Ast zu Ast und blickt mit den jungen schimmernden Blüthen wie mit lächelnden Augen hoch oben aus dem dichten, düstern Laubwerk seines Beschützers. Baumartige Malvaceen, Granatbäume mit scharlachrothen, weit leuchtenden Blumen bedeckt, und Mannaeschen füllen die Zwischenräume der Riesenstämme. Dichte Bouquets röthlich weißer Kapperblüthen drängen sich aus den Felsenspalten; Myrtenbüsche, Rosmarin- und Lavendelstauden durchwürzen die Luft mit ihrem kräftigen Aroma. Höher hinauf brechen kolossale Rosetten dornblättriger Agaven aus den Fugen der steiler werdenden Felsen, überragt von den schlanken Säulen der Blüthenstengel, die hoch oben ihren Kronleuchter von weißen Blumen entfalten; ungestalte stachlichte Cactus, den Rand der ellenlangen Blätter mit schwefelgelben Blüthen dicht umsäumt, bilden undurchdringliche Dickichte; Epheu, Waldreben, Wein und andere kletternde Pflanzen bekleiden bald die nackten Wände der Felsen, bald schlingen sie lebendige Ketten von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, schwankend und spielend im leichten Luftzuge des Mittags. Höher hinauf wird die Felswand senkrecht und nackt, nur daß sich hie und da noch ein gewaltiger Stamm aus enger Felsenspalte hervordrängt, fast horizontal kühn über den Abgrund hinaushängend und aus seinen Aesten die flatternden Ranken wie Boten bis unten zum Thalgrunde senkend. Die Felswände selbst erscheinen, in schroffem Contraste zu dem grünen Dickicht unterhalb, in brennendem Rothgelb; nur die dunkeln Eingänge zahlreicher Grotten und Höhlen unterbrechen die leuchtende Fläche. Nicht wenige derselben zeigen unverkennbar die Spuren, wenn gleich roher, menschlicher Arbeit; gemauerte Wände verschließen oft den untern Theil der Oeffnungen; andere erscheinen künstlich erweitert oder mit rohen Thür- und Fensteröffnungen versehen. Und doch ist nirgends eine Spur von einem Zugange; oben und unten nichts als glatter Fels. Stiegen die Bewohner auf Leitern aus dem Thale empor, ließen sie sich an Stricken von der Höhe herab? Niemand weiß sie euch zu nennen oder irgend Kunde von ihnen zu geben. Seit Menschengedenken sind die Höhlen verlassen und öde. Doch ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sich uns hier ein verkleinertes Abbild der wunderbaren Höhlenstadt des nahen Thales von Ispica darbietet. Eingeborene aus vorgriechischer Zeit, ein wildes und rohes Kyklopengeschlecht, bewohnten diese Grotten. Es ist bis auf den Namen seit Jahrtausenden von der Erde verschwunden. Aber das Blüthenmeer des paradiesischen Thales verscheucht rasch die düstern Gedanken, die der Anblick der gähnenden Höhlen im Wanderer hervorrief. Bei jeder Biegung wechseln die herrlichen Bilder: bald heiter und lieblich, wenn die Blüthenbüsche und das rankendurchwobene Blättergeflecht vorherrschen, bald erhaben und großartig, wenn die ernsten Massen der Caruben und die dunklen Schirme der Pinien aus den Spalten abenteuerlich gestalteter Felspyramiden hervordringen. So begrüßt ihr endlich fast seufzend die langersehnte Ebene von Syrakus mit ihren riesenhaften, oft seltsam gewundenen Olivenstämmen. Noch wollt ihr einen letzten Blick zurücksenden in die schöne Einöde, die ihr eben durchwandert; aber schon ist jede Spur von ihr verschwunden, als ob sie in die Erde versunken wäre. So gebt ihr eurem müden Thiere die Sporen und erreicht bald die breiten Straßen des Städtchens Floridia, des letzten Rastortes vor eurem diesmaligen Reiseziel, dem meerumflossenen Syrakus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.


Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

№ 26. Bremen, 26. Juni. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.

Von Karl Seifart.

Zu einem früheren Jahrgange dieses Blattes besprachen wir „Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im achtzehnten Jahrhundert“ von Karl Biedermann und kamen durch das gründliche und vielumfassende Werk zu der erfreulichen und erhebenden Ueberzeugung, daß unsere jetzigen Zustände, so viel sie auch zu wünschen übrig lassen mögen, doch als eine schätzbare und bedeutende Errungenschaft der historischen Entwicklung unserer Nation erscheinen, wenn wir sie mit dem politischen, materiellen und socialen Leben des vorigen Jahrhunderts vergleichen; dasselbe Resultat giebt uns auch das Studium des unlängst erschienenen zweiten Bandes des Biedermannschen Werks, welcher die geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen umfaßt.

Es kam bei dieser Arbeit, wie der Verfasser in der Vorrede ausführt, vor allen Dingen darauf an, das damalige geistige Leben unserer Nation als eine organische, in stetem Flusse befindliche Einheit zu begreifen und darzustellen, und damit gab sich zugleich die einzig richtige Methode kulturgeschichtlicher Darstellung an die Hand, welche das Entwicklungsgesetz des geistigen Lebens aufzufinden und die unendliche Mannichfaltigkeit der Aeußerungen und Erscheinungen des Geistes aus diesem Grundgesetze zu begreifen und darauf zurückzuführen hat. — Die Frage nach der richtigen und naturgemäßen Methode der Kulturgeschichtschreibung ist schon so oft aufgeworfen und ebenso oft ungenügend beantwortet worden, daß eine Erläuterung unserer Andeutung durch die Autorität der eigenen Worte des Verfassers nicht unwillkommen sein wird. — „Es konnte mir nicht beifallen“, heißt es in der Vorrede, „etwa nur eine Nebeneinanderstellung der kirchlichen, wissenschaftlichen, literarischen und sonstigen Kulturerscheinungen jener Zeit, nach einzelnen Gebieten gruppirt, zu geben; es konnte mir aber ebensowenig beifallen, bloß chronologisch zu verfahren und die ganze Masse verschiedenartigster Aeußerungen des Kulturlebens, etwa von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, in ihrer ganzen Breite und ihrer zum Theil gleichförmigen Wiederkehr auseinanderzulegen. Vielmehr glaubte ich als die wahre Aufgabe einer kulturgeschichtlichen Darstellung das zu erkennen, daß sie die Mannichfaltigkeit der vielen, innerhalb einer und derselben Zeit sich theils kreuzenden, theils verbindenden Lebensrichtungen ebensowohl in ihrem organischen Zusammenhange, wie nach der besondern Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebensowohl nach ihrem Hervortreten und ihrem beherrschenden Einfluß in einem bestimmten Zeitpunkte, wie in ihrem Fortwirken und gleichsam Mittönen neben andern her auch in den übrigen Abschnitten der ganzen Periode, klar zu erfassen und anschaulich zu schildern wisse, — so ungefähr, wie das geübte Auge des Schiffers auf dem Rheine die einzelnen Nebenflüsse, die sich in den Hauptstrom ergießen und darin verschmelzen, noch eine Zeitlang jeden in seiner eigenthümlichen Färbung und Strömung zu erkennen glaubt, oder wie in einem Musikstücke die verschiedenen Stimmen und Tonweisen eine nach der andern ein- und hervortreten, alle aber miteinander zu einer großen Harmonie zusammenklingen. — Als den Grundton, welcher diese Harmonie durchklingen, oder als das oberste Entwicklungsgesetz, welches bei vorliegender Arbeit sich wie ein rother Faden durch die ganze Reihenfolge kulturgeschichtlicher Gestaltungen hindurchziehen und dieselben zu einer organischen Einheit verbinden müsse, erkannte der Verfasser das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus dem Zustande der Unselbständigkeit, Unnatur und Verkümmerung, worin er durch ein einseitiges Kirchen- und Gelehrtenthum lange Zeit gehalten worden war, zu neuer Frische, Thätigkeit und freier Bewegung. Es ist zugleich die Wiedererhebung des bürgerlichen Elements zu selbständigem Dasein und Bewußtsein — gegenüber dem aristokratischen, welches nicht bloß sich selbst, sondern auch das Bürgerthum, ja die ganze Nation in geistiger und sittlicher Hinsicht in eine ebenso entwürdigende als entnervende Abhängigkeit vom Auslande gestürzt hatte.“

Diesen Grundton im Laufe der umfangreichen Arbeit (XXIII. und 560. S.) unverrückt festzuhalten und alle geistigen Regungen der vorgezeichneten Periode in ihm verklingen zu lassen, ist dem Verfasser, wie uns eine genaue, ganz objective Verfolgung der Darstellung überzeugt, meisterhaft gelungen, und dadurch gewinnt das vorliegende Werk eine weit höhere, wissenschaftliche Bedeutung, als jene Sammelwerke über den Kulturzustand des vorigen Jahrhunderts, welche sich, wenige und meist auch der Neuzeit angehörige Ausnahmen abgerechnet, damit begnügten, das aufgefundene Material lose aneinanderzureihen oder nach einem mehr oder weniger willkürlichen Pragmatismus oberflächlich zu formen. Diese von Biedermann eingehaltene Methode ist zugleich die einfachste und natürlichste, weil sie den zu behandelnden Gegenstand so beläßt, wie er sich selbst macht, und ohne Zuthuen von subjectiven Auffassungen und Voraussetzungen einfach dem objectiven Entwicklungsgang desselben folgt und sich so zu sagen mit ihm identificirt.

Das Biedermannsche Werk beginnt damit, eine allgemeine Charakteristik der Sittenzustände der vornehmen und bürgerlichen Klassen im Anfang des vorigen Jahrhunderts aus einem Rückblick auf die Entwicklung dieser Zustände bis zur Reformation und aus einer eingehenden Betrachtung der verderblichen Wirkungen zu begreifen, welche der dreißigjährige Krieg für das materielle und geistige Leben des deutschen Volks im Gefolge hatte. — Man muß mit dem Verfasser darüber einverstanden sein, daß sich ohne eine specielle Anschauung der furchtbaren Verwüstungen, welche jener Krieg sowohl in den politischen und materiellen als in den sittlichen und geistigen Zuständen Deutschlands angerichtet hat, die merkwürdigen

Veränderungen nicht begreifen lassen, welche am Ende des siebenzehnten und beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in den Sitten und Gewohnheiten, der Denk- und Empfindungsweise des deutschen Volks im Vergleich zu den Zeiten der Reformation und selbst zu den dem dreißigjährigen Kriege unmittelbar vorangegangenen Jahrzehnten überall hervortreten. Daher möge es uns vergönnt sein, bei diesem einleitenden Abschnitt, welcher den geilen Boden für die üppig aufwuchernde Saat schmählicher, sittlicher Erniedrigung bildete, etwas länger zu verweilen, zumal da man zwar vielfach von den verderblichen Wirkungen des dreißigjährigen Kriegs auf Wohlstand, Bildung und Sittlichkeit des deutschen Volks als von einer bekannten, ausgemachten Sache spricht, ohne sich doch dieser Wirkung in ihrer ganzen Ausdehnung und Eigenthümlichkeit bewußt zu sein.

Trefflich charakterisirt der Verfasser die Eigenthümlichkeit des dreißigjährigen Kriegs andern Religions- und Bürgerkriegen gegenüber. Während letztere zwar immer durch ihren Fanatismus, ihre Grausamkeit und durch die Aufregung unedler Parteileidenschaften einen entsittlichenden Einfluß ausüben, wecken sie doch auch andererseits edlere Gefühle, indem jede Partei für heilig gehaltene Ueberzeugungen kämpft und nicht selten ihrer Ueberzeugung heldenmüthige Opfer zu bringen bereit ist. Dem dreißigjährigen Kriege dagegen fehlt, bis auf seltene und vereinzelte Spuren, ein solch veredelndes Element. Er zeigt uns all die furchtbaren Wirkungen eines Religionskampfes, aber wenig mildernde Leidenschaften daneben. Das Geschlecht, welches hier auf die Bühne tritt, wird durch den angerufenen Namen der Religion zwar vielfach zu den scheußlichsten Verbrechen, aber nur selten zu großen Thaten oder zu großen Opfern entflammt. Der Glaubensfanatismus erzeugt Unmenschen in Menge, aber wenig Helden und Märtyrer. Wenn wir die mannhafte Vertheidigung Magdeburgs durch seine Bürger und einige andere, minder berühmt gewordene Kämpfe ähnlicher Art ausnehmen, so wurde der dreißigjährige Krieg von beiden Seiten fast nur durch Söldlinge geführt, welche gleichgültig gegen das eigentliche Motiv des Kampfes, ihre Dienste dem anboten, der ihnen den besten Lohn oder die reichste Beute versprach. — Dieser gemeine und demoralisirende Charakterzug des dreißigjährigen Kriegs steigerte sich im Verlaufe desselben zu einer Brutalität und Grausamkeit, welche in der Geschichte der Kriegführung, wenn wir nicht auf ganz ursprüngliche, barbarische Kulturzustände zurückgehen, selten ihres Gleichen findet und kaum von dem thierischen Wüthen mongolischer und tartarischer Horden übertroffen sein mag. Liest man die detaillirten Berichte der zahlreich in dem vorliegenden Werke angeführten Städtechroniken und Quellenschriften über die vorgefallenen Plünderungen, Raub- und Mordthaten, über die gräßlichen Mißhandlungen, ausgeübt gegen jedes Alter und Geschlecht, so verblassen selbst die blutigen Farben der Gräuel, welche im Simplicissimus oder bei Philander von Sittewalt aufgezeichnet sind, und es wird klar, wie die vorzugsweise vom Krieg durchtobten deutschen Länderstrecken den Anblick von Wüsten darboten, in welchen einige dem Hunger und Elende preisgegebene, menschliche Jammergestalten umherwankten und mit den Thieren des Feldes um die Nahrung stritten, welche ihnen die den Boden bedeckenden Aeser boten. »Im Nassauischen gab es Ortschaften, die bis auf eine oder zwei Familien, andere, die gänzlich ausgestorben waren. Manche Häuser hatten so lange leer gestanden, daß Obstbäume vom Feuerheerde aus durch den Schornstein gewachsen waren und über dem Dache ihre Aeste und Zweige ausbreiteten. In Wiesbaden war der Marktplatz dergestalt mit Hecken und Sträuchern bewachsen, daß Hasen und Feldhühner darin nisteten. In Brandenburg und Schlesien sah man mehr Wild als Bauern. Auf viele Meilen weit waren oft weder Menschen noch Vieh zu finden. Die Felder blieben unbebaut, weil es an den nöthigen Zugkräften fehlte, oder weil die Besitzer aus Angst geflohen waren. Ein gräßlicher Mangel an dem Nothwendigsten trat ein. Die unnatürlichsten Nahrungsmittel mußten dienen, den Hunger zu stillen; selbst die Körper der Gestorbenen blieben nicht unberührt. Verheerende Krankheiten, die Folgen der maßlosen körperlichen und geistigen Martern, vollendeten die Verödung der Länder und die Verzweiflung der Bevölkerungen. In Dresden starben von 1631—34 so viele Menschen an der Pest, daß kaum noch der fünfzehnte Hauswirth übrig war. Entstellt und bleich von Hunger, Ermattung, Furcht und Schrecken, ja zum Theil, wie die Chronikenschreiber erzählen, »schwarz im Gesicht, als wären sie vom Feuer verbrannt«, schlichen die Menschen taumelnd, wie Träumende umher. Wer noch fliehen konnte, floh und ließ die Todten und Kranken unversorgt, so daß diese nicht selten von Hunden und Katzen benagt oder von den Wölfen, welche wieder überhand nahmen, gefressen wurden.«

Dieser furchtbaren Größe des materiellen Elends und der Verwüstung entsprach nun vollkommen die tiefe sittliche Verderbniß, die Zerstörung des Nationalgeistes und die Zersetzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, welche der dreißigjährige Krieg im Gefolge hatte. Das in den Staub getretene Volk verlor alles sittliche Selbstgefühl und allen bürgerlichen Muth, die Gewohnheit des unermeßlichen Elends stumpfte schließlich alles Gefühl ab für die eigene Ehre, für das Gemeinwohl und die Leiden anderer, der Nachbar sah den Nachbarn, der Glaubensgenosse den Glaubensgenossen, ja der Blutsverwandte den Blutsverwandten theilnahmlos vor seinen Augen verschmachten; das Bettler- und Gaunerwesen rekrutirte sich fort und fort durch Massen elend gewordener Menschen, und Raub- und Mordbrennerbanden trieben ihr furchtbares Handwerk mit einem Stumpfsinn und einer Mitleidslosigkeit, für welche der Ausdruck bestialisch noch zu schwach erscheinen möchte, wenn wir die Chroniken und Criminalakten über die Gräuel vergleichen, zu welchen diese Candidaten für Galgen, Rad und Scheiterhaufen befähigt waren. — An die Stelle des bürgerlichen Selbstgefühls und der Ehre trat eine falsche Ehrsucht, nämlich die »hundsföttische Reputation«, wie Moscherosch diese Scheinehre nennt. Um der »Reputation« willen strebten die deutschen Fürsten, welche während des dreißigjährigen Kriegs und nach dem verderblichen Frieden von Osnabrück und Münster, durch ihre Sonderpolitik und durch ihr sclavisches Anlehnen an das Ausland, der Macht und Würde des deutschen Reichs eine unheilbare Wunde schlugen, nach dem Range europäischer Souveräne und stritten Jahrelang um leere Titel und eitle Vorzüge der Etikette. »Der Reputation zu Liebe gab der Adel die ehrenvolle Stellung, die er vordem an der Spitze des Volks und als Vertheidiger der gemeinsamen Landesrechte behauptet hatte, gegen die glänzende Dienstbarkeit an den Höfen auf. Die Reputation war es, welche den Gelehrten und selbst den Geistlichen zu Schmeichlern der Fürsten machte und den unabhängigen Kaufmann verführte, in einem von oben verliehenen Titel oder einem Adelsdiplom eine größere Ehre zu erblicken, als in dem selbstgeschaffenen Wohlstande und dem achtungsvollen Zutrauen seiner Mitbürger. Der Reputation opferte der kleine Handwerker und der arme Tagelöhner sein Letztes, um durch bunten Modeflitter oder verschwenderische Ueppigkeit bei Familienfesten den Nachbar zu verdunkeln, ließ es dafür sich und den Seinigen am Nothwendigsten fehlen oder suchte durch leichtfertige, betrügerische Handlungsweise die Mittel solchen Wohllebens zu gewinnen, welche herbeizuschaffen die alte, solide Erwerbsweise nicht ausreichen wollte. (Die Belege bei Moscherosch »Christlicher Verein«, Spener „pia desideria“, den Briefen von Valentin Andreä, dem Chronisten Fr. Lucä, Balthasar Schuppius u. a. m.)

Bei solchen Neigungen und Zuständen erscheint das deutsche Volk am Ende des dreißigjährigen Kriegs und noch Jahrzehnte nach demselben vollständig sittlich ruinirt, und dieser Ruin wird durch die Hinneigung der Fürsten zu dem französischen Wesen und dem sybaritischen Luxus des französischen Hofs so gefördert, daß alles Nationalbewußtsein und Selbstgefühl in den großen, sclavischen Massen auf lange Zeit fast gänzlich erlischt. — Wohl nur wenige Nationen, ja vielleicht keine würde eine solche Calamität überlebt

haben, und es ist ein erhebendes Zeugniß für den Kern unserer Volkskraft, daß sie sich nach solcher Niederlage im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts allgemach wieder Achtung gebietend vom Boden erheben und im neunzehnten Jahrhundert dann gegen fremde Unterdrücker und alle fremdländische Thorheit überhaupt im begeisterten Nationalbewußtsein vernichtende Schläge führen konnte. In dem Abschnitt des achtzehnten Jahrhunderts, welchen das vorliegende Werk behandelt, zeigen sich zwar die Spuren dieses männlichen Aufraffens und Erhebens nur schwach, immerhin aber sind sie schon deutlich genug, um die Entwicklung zum Bessern erkennen zu lassen und den leuchtenden Leitfaden zu bilden, der uns den noch immer stark angehäuften Wust von Schwäche, Verkehrtheit, Thorheit und Sittenlosigkeit tröstlich erhellt.

Am längsten erhielt sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts die Abkehrung von der einfachen volksthümlichen Sitte, die Nachahmung fremder Thorheiten, die Genußsucht und Verschwendung an den Höfen und in den Adelskreisen, so daß noch lange nach der uns vorliegenden Periode, in einer Zeit, in welcher bereits Männer wie Lessing, Möser, Gellert, Klopstock, Moser und andere zur Wiederherstellung der Ehre und Freiheit der Nation Thaten gethan hatten, welche im gebildeten Theile des Volkes mit Anerkennung und Begeisterung entgegen genommen wurden, an vielen Höfen noch jene alte tolle Wirthschaft mit derselben Schamlosigkeit fortdauerte, welche unser Verfasser im dritten und vierten Abschnitt seines Werks ausführlich schildert. Wir müssen uns, bei dem hier zugemessenen Raum, damit begnügen, den Leser auf diese Abschnitte zu verweisen, und heben nur zur allgemeinen Charakteristik einige Bemerkungen über die gesellschaftliche Stellung des Adels zu den übrigen Klassen und den physischen und moralischen Verfall der Aristokratie überhaupt hervor. „Bürgerlichen Verdiensten, heißt es am Schlusse der Betrachtung der vorwiegenden moralischen Verkommenheit des damaligen Adels, sich unterzuordnen, hätte dem Adel unerträglich geschienen (vielmehr betrachtete er es als selbstverständlich, daß seine Mitglieder alle einträglichen und einflußreichen Stellen im Staate in Besitz nahmen, die Arbeit davon den bürgerlichen überlassend), aber ohne Erröthen bückte er sich vor Emporkömmlingen von der niedrigsten Geburt und dem zweideutigsten Charakter, wenn die Gunst des Fürsten sie emporgehoben und geadelt hatte. Mit Bürgerlichen gesellig zu verkehren, galt den meisten Adligen für eine besondere Herablassung, manchen sogar für eine Selbsterniedrigung; aber dieselben Leute bedachten sich keinen Augenblick, in ihre Kreise Abenteurer und Glücksritter der schlechtesten Sorte aufzunehmen, deren Stammbaum vielleicht von sehr zweideutigem Ursprunge war, wenn sie nur hoch spielten, adlige Manieren affectirten und die Frechheit besaßen, sich in die sogenannte gute Gesellschaft einzudrängen. Die Heirath eines Herrn vom Stande mit einem Mädchen ohne Ahnen oder eines adligen Fräuleins mit einem Bürgerlichen galt für eine nicht zu duldende Mesalliance, aber die Bastarde einer fürstlichen Mätresse, und wenn sie nichts war als eine Tänzerin, wurden für ebenbürtig anerkannt, und die ersten Familien des Adels fühlten sich durch die Verbindung mit ihnen geehrt . . . . . . Ein Mann von vornehmer Geburt, der lange an verschiedenen deutschen Höfen gelebt und die höchsten Stellen des Staats bekleidet hatte, der Graf von Manteufel, entwirft (in seinem Briefwechsel mit dem Philosophen Wolf vom Jahre 1738, Handschrift der Leipziger Universitätsbibliothek), folgendes Bild von der Mehrheit der deutschen Fürsten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts: „Deutschland wimmelt von Fürsten, von denen drei Viertheile kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und Geißel der Gesellschaft sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Menschheit sei für sie gemacht, um ihren Albernheiten als Gegenstand zu dienen. Ihre oft sehr zweideutige Geburt als Centrum alles Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist oder ihr Herz zu bilden, für überflüssig und unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, sollte man glauben, sie wären nur da, um ihre Mitmenschen zu verthieren (abrutir), indem sie durch die Verkehrtheit ihrer Ansichten und ihrer Handlungen alle Grundsätze zerstören, ohne die der Mensch nicht werth ist, ein Vernunftwesen zu heißen.“

Besonders interessant sind auch die Nachweise, welche Biedermann dafür giebt, daß der damals aus Eigennutz oder Leichtsinn entsprungene Glaubenswechsel mehrerer deutscher Fürsten eine Ursache wachsender Sittenverderbniß an den Höfen wurde. Die Kirche, in der Freude über den Gewinn gekrönter Proselyten, ließ sich gern bereit finden, den reuigen Söhnen um solchen Verdienstes willen manche Schwachheit nachzusehen, und gebrauchte zu deren Gunsten ihren allmächtigen Schlüssel mit freigebiger Hand. Man löste Ehebündnisse, welche den Machthabern unbequem waren, und gestattete sogar gegen das kanonische Verbot den Getrennten eine neue Heirath, wenn dadurch die Erfüllung fürstlicher Wünsche erleichtert ward. Katholische Klöster gewährten verabschiedeten fürstlichen Geliebten oder vornehmen Damen, welche ihre weltlichen Neigungen gern mit dem Schleier der Frömmigkeit bedecken wollten, ein bequemes Asyl. Auch wirkte der Glaubenswechsel der Fürsten unter anderm in der Beziehung ungünstig auf die Höfe, daß im Geleite und unter dem Schutze italiänischer Jesuiten und französischer Abbés italiänische und französische Abenteurer in Masse an die deutschen Höfe kamen und neben ihren oft landauszehrenden Betrügereien und Schwindeleien die üppigen und leichtfertigen Sitten ihrer Heimath mitbrachten.

So weit und tiefgreifend die sittliche Zerrüttung nun auch an den Höfen und in aristokratischen Kreisen erscheint und demoralisirend und verdumpfend auf das Volk wirkt, so tritt doch der kulturgeschichtliche Zug der Zeit, welchen Biedermann als das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus der Verkümmerung und die Wiedererhebung des bürgerlichen Elements zu selbständigem Bewußtsein bezeichnet, schon so bemerkbar hervor, daß er nicht allein in den Worten und Werken vorausdenkender Gelehrten und vereinzelter patriotischer Männer zum Ausdruck kommt, sondern selbst an einigen Höfen in der Form heftiger Reaction gegen Sittenlosigkeit und Luxus auftritt. Repräsentant dieses Zuges zu bürgerlicher Einfachheit und Sittenstrenge war unter den Höfen der preußische unter Friedrich Wilhelm I. und wenn sich hier auch diese Strenge zur Pedanterie, ja zur Brutalität steigerte, so wirkte sie im Großen und Ganzen doch auch heilsam auf den sittlichen Sinn des Volks und fand dann am Schlusse unserer Periode durch den Ton, welchen Friedrich der Große anschlug und festhielt, eine schöne Verklärung.

Weit tiefer und nachhaltiger aber als der bürgerlich schlichte Sinn einiger Fürsten beeinflußten diejenigen an der Schwelle des Jahrhunderts stehenden Gelehrten das Volk, welche reformatorisch in die Denk- und Empfindungsweise, in die kirchliche, rechtliche und politische Weltanschauung eingriffen und wenn auch von verschiedenen Standpunkten ausgehend, sich doch demselben Ziele zu bewegten. Und dieses Ziel war, ihnen mehr oder weniger bewußt, die Aufklärung und Befreiung des deutschen Volksgeistes.

Die Behandlung und Darstellung der Wirksamkeit dieser reformirenden Gelehrten bildet die interessanteste Partie des Werks und gewinnt besonders an dauerndem Werth dadurch, daß es dem Verfasser möglich wurde, Mittheilungen aus noch ungedruckten und bisher wenig oder gar nicht benutzten Quellenschriften darin niederzulegen, welche neue Lichter auf den Charakter, die Geistesrichtung und die wissenschaftliche Wirksamkeit eines Leibnitz, Spener, Thomasius, Wolf u. s. w. werfen. Mit ganz besonderer Sorgfalt ist die Charakteristik und die Thätigkeit Leibnitzens behandelt, und da hier zumal bisher noch nicht ausgenutzte Handschriften von Leibnitz (Rösslersche Handschriftensammlung) dem Verfasser zu Gebote standen, so bildet dieser Abschnitt nicht allein einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des damaligen wissenschaftlichen und Kulturlebens im Allgemeinen, sondern auch im Besondern eine Fundgrube für die Geschichtschreibung der Philosophie.

Nicht mindere Sorgfalt und Ausführlichkeit hat Biedermann den reformatorischen Bestrebungen des Thomasius zugewandt, und hier wird die Darstellung um so gewinnender, als der Gegenstand danach angethan ist, Schriftsteller und Leser zu warmer Empfindung fortzureißen, da man nur mit freudiger und gespannter Erregung die Beispiele des Muthes, der Ausdauer und so zu sagen der Tapferkeit jenes Gelehrten verfolgen kann, dessen lichtvoller Geist dichte Finsterniß zerstreuete und die Brutalität eines möderischen Wahns aufdeckte. Thomasius brach allen reformatorischen Literatoren des vorigen Jahrhunderts die Bahn, und sein Einfluß auf Bildung und Befreiung des Volksgeistes war ungleich bedeutender und eingreifender als der Leibnitzens. Mit der Thätigkeit eines Thomasius verglichen, erscheint diejenige des hannoverschen Philosophen und Polyhistors nur als eine zerfahrene Vielgeschäftigkeit, welche bei gutem Willen allenthalben Anläufe macht ohne dieselben auszuführen und mit ihnen eine nachhaltige Einwirkung auf die Entwicklung des allgemeinen Kulturlebens anzustreben. — Bewundernd, sagt der Verfasser im Resumé seiner Charakteristik, verfolgen wir Leibnitzens rastloses unermüdliches Streben, aber mit Bedauern sehen wir dasselbe an Hemmungen aller Art scheitern und in immer erneuten, aber immer fruchtlosen Anläufen sich erschöpfen. Wir staunen seine ungeheure Vielseitigkeit an, aber wir beklagen, daß es ihm nicht vergönnt oder nicht gegeben war, seine Kraft in einem Punkte zu concentriren, daß er vielmehr, diese nach allen Seiten hin zersplitternd, seine eigene Wirksamkeit schwächte und sich selbst um seine besten Erfolge betrog . . . . . . Wir sehen den großen Mann, seinem innersten Gefühle nach aufrichtig patriotisch und für die Einheit und Größe seines deutschen Vaterlandes begeistert, seine besten Kräfte nach dieser Seite hin ohnmächtig verzehren, dagegen erfolgreich nur da wirken, wo er sich genöthigt sieht im Interesse des Partikularismus und der Fürstenpolitik thätig zu sein. Wir sehen ihn sich an die Großen drängen, um sich ihrer Unterstützung und ihres Einflusses zu versichern, und in diesem Bestreben seine Unabhängigkeit, ja bisweilen fast seine Ehre oder doch die Würde des Philosophen aufs Spiel setzen, — und wir müssen in seiner Seele beklagen, daß auf diesem Wege ihm zwar Einiges gelingt, was seinem Ehrgeize oder seinem Verlangen nach äußerm Lebensbehagen Genüge thun mochte, aber Wenig oder Nichts für die eigentlichen höhern Zwecke seines Strebens. Immerfort von der täuschenden Hoffnung getrieben, unmittelbar für die nächste Gegenwart, als Diplomat, als Staatsmann, als Nationalökonom zu wirken, versäumt er allzusehr jene stille, nachhaltige Thätigkeit des Reformirens, die in dem Ausstreuen einer, zwar langsam, aber sicher reifenden Saat großer, einfacher Ideen besteht, jene Thätigkeit, mittelst welcher ein Hugo Grotius, ein Locke, ja selbst ein Spinoza, trotz ihrer durch mißliche Verhältnisse verkümmerten oder freiwillig von vornherein aufgegebenen öffentlichen Wirksamkeit, dennoch die Schöpfer neuer und großer Zukunftsgestaltungen für ganze Völker und ganze Zeitalter wurden.

Während Leibnitz viel Zeit auf kosmopolitische Klügeleien verwandte und sich mit weitaussehenden aber unpraktischen Reformplänen trug, ging Thomasius grade und praktisch auf das zunächstliegende los und verwandte seine Kraft auf Verbesserung der Einzelzustände in Bildung, Gesittung, Wissenschaft und Rechtspflege; mit ihm beginnt eine Periode des deutschen Kulturlebens, in welcher sich der ganze Drang des Reformirens auf das geistige, ideale Gebiet der Denkfreiheit, der Aufklärung und der geistigen Entwicklung des Individuums zurückzieht. Man mag eine Uebertreibung darin sehen, wenn Schlözer von Thomasius sagt, daß er auf Mit- und Nachwelt einen größern und heilsamern Einfluß geübt habe, als alle Philosophen Griechenlands und Roms zusammen genommen, aber andererseits, bemerkt Biedermann, unterschätzen wir heutzutage leicht das Maß von Muth und Entschlossenheit, welches dazu gehörte, um in einer so dunkeln und von so vielen Vorurtheilen befangenen Zeit einen Kampf zu wagen, wie ihn Thomasius gegen die vereinte Macht der kirchlichen Orthodoxie, des pedantischen Gelehrtenthums, der Unwissenheit und Rohheit in den untern, der geistigen und sittlichen Erschlaffung in den gebildetern Klassen fast ein halbes Jahrhundert lang bestand, und zwar größtentheils alleinstehend und nur auf seine eigene Kraft vertrauend. Wenn wir die Ideen, für deren Anerkennung Thomasius kämpfte, bald nach ihm in unbestrittener Geltung und als Gemeingut des ganzen denkenden Theils der Nation wiederfinden, so dürfen wir nicht vergessen, welche Mühe es kostete und welche Beharrlichkeit dazu gehörte, ehe es dahin kam.

Die letzten Abschnitte des Biedermannschen Werks lassen nun den durch die eingehende, geistvolle und gründliche Durchforschung des kulturgeschichtlichen Stoffs nothwendig an die Hand gegebenen leitenden Grundgedanken, das allmälige Aufstreben des deutschen Geistes aus Dumpfheit und Erniedrigung immer deutlicher hervortreten, indem sie nachweisen, wie die von Thomasius und den Mitstrebenden vorgezeichnete Geistesrichtung eine Reihe von Trägern findet, welche dieselbe nach und nach in das religiöse und wissenschaftliche, in das literarische, bürgerliche und häusliche Leben übertragen und dadurch eine immer weiter und tiefer greifende Umformung zum Bessern bewirken. Um die auseinandergelegten Verdienste eines Arnold, Wolf, Dippel, Edelmann u. s. w. gehörig zu würdigen, muß man die Partie des Buchs, welche das damalige kirchliche und religiöse Leben behandelt, mit Aufmerksamkeit durchgehen und sich den barbarischen Bildungsstand, den Fanatismus und die Unduldsamkeit vergegenwärtigen lassen, welche zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die überwiegende Mehrzahl der Gemüther an eine niedrige und unwürdige Kulturstufe fesselte. Das giftige Gezänk der Lutheraner und Reformirten, die Proselytenmacherei und Verfolgungswuth der Katholiken, die dürre, bornirte Orthodoxie hierarchisch gesinnter Prädikanten muß man sich lebhaft vor die Seele führen, um zu begreifen, was unsere Nation der vielgeschmähten „Aufklärung“ zu danken hat. Sie war vor Allem das erlösende Mittel, an welchem der niedergeworfene Volksgeist erstarkte, sie half vorzugsweise dazu, daß das bürgerliche Element Selbstgefühl gewann und in einem sich jetzt erst bildenden gebildeten Mittelstande zum Ausdruck kam. Der Nachweis der Entstehung dieses gebildeten Mittelstandes ist das erfreuliche Hauptresultat, zu welchem eine wissenschaftliche Verfolgung der vorliegenden kulturgeschichtlichen Periode nothwendig führen mußte, und dieses Resultat ist die Krone des Werks, welches in Betracht seiner Gründlichkeit und methodischen Entfaltung unbedingt als die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete moderner Kulturgeschichtschreibung zu nennen ist.

---

* Nach A. Barbier.

Aus den Jamben.

1.

Als schwül im Sonnenbrand die großen Quadern glühten
Auf Brück' und Quai, still wie die Gruft —
Die Glocken heulten dumpf, und Kugelsaaten sprühten
Und pfiffen grausig durch die Luft —
Als Meereswogen gleich das Volk mit Zornes-Raunen
In ganz Paris zum Sturme lief,
Dem mördrischen Gebrüll der ehernen Karthaunen
Die Marseillaise Antwort rief:
Traun, damals sah man nicht so wie in unsern Tagen
Der Uniformen Ueberzahl,
Nein, unter Lumpen sah man Männerherzen schlagen
Und schmutz'ge Finger allzumal
Sie luden das Gewehr, sie sandten seine Blitze;
Es war der Mund, gebleicht von Noth,
Der die Patrone biß und schwarz von Pulverhitze
Den Bürgern rief: „Auf, in den Tod!“

2.

Die hübschen Jungen hier mit tricoloren Schleifen,
Mit weißer Wäsche, Maschus-Haar,
Die Milchgesichter all im Schnürleib, sie die steifen
Heroen von dem Boulevard,
Was machten damals sie, als durch Kartätschen-Hagel
Und durch der Säbel wilden Streit
Der große Pöbel sich, der heilige Janhagel,
Hindurchschlug zur Unsterblichkeit?
Sie, während ganz Paris im Wonnerausch verloren,
Von Angstschweiß saßen sie bedeckt,
Und zitternd, bleich vor Furcht, verstopften sie die Ohren
In ihrem Himmelbett versteckt.

3.

Das macht: die Freiheit ist nicht eine Frau Comtesse
Vom noblen Faubourg St. Germain,
Die schon ein blaßer Schrei versetzt in Todesbläße,
Der Schminke leiht den zarten Teint.
Sie ist ein starkes Weib mit hoher Brust und dunkeln
Gebräunten Wangen, harter Hand,
Die rauh' von Stimm' und wild, mit Augen, welche funkeln,
Mit großen Schritten, doch gewandt,
Sich freut am Volksgeschrei, an blut'gen Handgemengen
Vom Trommelwirbel rings umrollt,
An Pulverdampf und Qualm und an den fernen Klängen,
Wenn Sturmglock' und Kanone grollt,
Die aus dem Pöbel nur sich den Galan erwählet,
An Den die breite Seite drängt,
Der groß und stark wie sie, wenn er sich ihr vermählet,
Mit blut'gen Armen sie umfängt.

4.

Die wilde Jungfrau ist's, sie der Bastill' entsprossen,
Die, als wir sie zuerst erblickt,
Mit mädchenhaftem Reiz, der Blicke Blitzgeschossen
Fünf Jahr das ganze Volk entzückt;
Dann weg die Mütze warf und Schlachtgesänge tönte
Und müd' des früheren Gemahls
Als Marketenderin den stolzen Launen fröhnte
Des zwanzigjähr'gen Corporals.
Es ist dieselbe Frau, die nackt und schön wie immer
Umschlungen vom dreifarb'gen Band,
Siegreich zurückgekehrt in unsrer Straßen Trümmer,
Die Thrän' in Jubel uns gewandt,
Die in drei Tagen schier dem Volk die hohe Krone
Von Frankreich stolz entgegentrug,
Des Zwingherrn Thron zerbrach und seine Bataillone
Mit Pflastersteinen niederschlug.

5.

Doch, o der Schmach, Paris, so schön in seinem Grimme,
So voll von Hoheit und von Ruhm,
Als mit der Windsbraut Kraft des Volks Gewitterstimme
Entwurzelte das Königthum,
Paris so hoch und hehr in seiner Gräber Trauern,
Zerstückter Leichen stillem Zug,
Mit Straßen pflasterlos, und mit zerschoßnen Mauern
Durchlöchert wie ein Fahnentuch,
Paris, die alte Stadt, von Lorbeer rings umwehet,
Um die in Neid die Welt entbrennt,
Zu der der Völker Schaar als einer Heil'gen flehet,
Die man voll Andacht knieend nennt:
Paris ist jetzt nur ein Morast voll fauler Pfützen,
Ein Rinnstein, der von Unrath fließt,
Und tausend Bäche, die von Koth und Moder sprützen,
Mit ekler schwarzer Fluth ergießt;
Ein Stall, aus dem ein Schwarm ausströmt von feigen Prachern
Ein unverschämter Bettlerhauf,
Der die Salons durchjagt, um Tressen zu erschachern
Von Thür zu Thür, Trepp' ab, Trepp' auf.
Ein schmutzig Kaufhaus, wo sich freche Schreier hetzen,
Wo sich mit Gier der ganze Troß
Um blut'ge Lumpen reißt, um jämmerliche Fetzen
Der Macht, die jüngst die Augen schloß.

6.

Gleichwie wenn einsam sich in seines Lagers Sande
Im Todeskampf der Eber streckt
Und zuckend und gequält vom heißen Sonnenbrande
Am Boden seine Glieder reckt,
Von weißem Schaum besprützt mit ausgedörrtem Schlunde
Verzweifelt in den Banden stöhnt
Und stirbt; wenn schmetternd dann das Horn für alle Hunde
Der Meute das Halali tönt:
Gleich einem Wogenschwall springt in gewalt'gen Sätzen
Herbei die Meute sonder Zahl;
Vor Freude heulen sie, und all die Doggen wetzen
Die starken Fänge für das Mahl.
Dann kommt der Jagdzug an, dann wälzt mit wildem Schalle
Sich das Gebell Thal ab, Thal auf,
Und Windhund und Maloß, und Brack' und Hatzhund — alle
Stürzen herbei und schreien — drauf!
Wenn von dem Todesstoß im Sande rollt der Keuler,
Dann soll'n die Hunde Kön'ge sein,
Dann ist das Aas für uns; das zahlt uns unsrer Mäuler
Wüthend Gebiß und grimmes Schrei'n.
Nur drauf! kein Jagdknecht droht uns mehr mit Peitschenhieben
Und hängt an unserm Hals als Last.
Hie heißes Blut und Fleisch! drauf! Schmauset nach Belieben,
Und schlingt, so viel der Bauch nur faßt.
Dann, wie wenn auf Accord man Handwerksleute miethet,
So graben sie das Maul in Eil
Tief in das Fleisch, da Zahn und Klaue rastlos wüthet;
Denn Jeder will für sich ein Theil.
Denn Jeder brächte gern, kehrt heim er in die Ställe,
Einen benagten Knochen mit,
Daß wenn haarsträubend ihm entgegen auf der Schwelle
Voll Stolz und Neid die Hündin tritt,
Er knurrend ihr den Schlund voll Blut, der Zähne Reihen
Und drin den Knochen zeige gleich,
Und ihr sein Beutetheil zuwerfend könne schreien:
„Sieh da, mein Stück vom Königreich!"

An Italien.

(Aus: Il Pianto.)

Göttliche Julia, vom düstern Sarg umschlossen
Liegst, todt geglaubt, du in Schlaf nur hingegossen.
Italien, Schönheit! — wenn, o todesbleiche Frau,
Noch Wärme dir durchweht der Glieder holden Bau,
Die Ader dir noch schwillt von edeln Blutes Wogen,
Das Unthier Tod noch nicht den Athem dir entsogen,
Nein dich nur sanft umschwebt, entzückt, von Lied' entbrannt,
Und nicht für immer an dein Grabmal dich gebannt;
Wenn du nicht gänzlich ihm zum Raub bist übergeben —
Dann eines schönen Tags wirst du dein Haupt erheben.
Dein großes Augenpaar, der Sonne lang entrückt,
Wird offen dann vom Glanz des Himmelstrahls durchzückt.
Das warme Licht wird neu belebend dich durchdringen,
Du wirst dich hoch empor auf deinen Gradstein schwingen.
Doch gehst du, Trauernde, zuerst wohl kaum allein;
Mit langen Falten hemmt den Schritt das Todtenlein —
Willst dich im Dunkel an des Freundes Schulter schmiegen;
Mit schwanken Füßen, kaum der heil'gen Gruft entstiegen,
Suchst du zum ersten Schritt nach sicherm Halt und Stand.
O, strecke nimmer nach dem Fremdling deine Hand!
Denn was sich nicht nach dir, noch deiner Mutter nennet,
Nach Hellas, was sich nicht zur Sprache Roms bekennet,
Was fern dem Zauber wohnt, der deinen Himmel weiht,
Das ist barbarisch, ist verflucht zur Häßlichkeit.
Der Fremdling, dringt er ein zu deinem Lavabette,
Erdrosselt, Schöne, dich mit schnöder Sclavenkette.
Der Fremdling, der die Hand dir reicht zu feiler Lust,
Entadelt deine Stirn und schändet deine Brust.
Geliebte Fürstin du, in Schönheit neu erstanden,
Wende den schönen Blick nie von der Heimath Landen.
Italien, hehr und hold, bleib deiner Schönheit froh!
Des Volks einträcht'ger Sinn — er sei dein Romeo.

W. H.

* Die Berliner Lokalposse.

Die Berliner Lokalposse! Das klingt genau, als ob es ein solches Ding wirklich gäbe. — Und etwa nicht? »Berlin bei Nacht«, »Hunderttausend Thaler«, »Münchhausen«, »Der Aktienbudiker«, »Der gebildete Hausknecht«, »Berlin wie es lacht und weint« und eine Menge andrer Stücke, die unter jener Etikette ihre hundert und zweihundert Aufführungen erlebt und ihre lächerliche Runde über fast alle Theater von Nord- und Mitteldeutschland gemacht haben — sind die kein Beweis für die Existenz einer Berliner Lokalposse? Es ist schon überzeugend die Nichtexistenz ganz consistenter Dinge demonstrirt worden, wie viel leichter müßte das mit einem so windigen Dinge, als eine Posse ist, zu bewerkstelligen sein! Was wollte man z. B. der ganz einfachen Anführung der Thatsache entgegensetzen, daß es in Berlin keinen Lokalpossendichter giebt? Das Dasein von ein paar einaktigen Blüetten, Schwänken und Gelegenheitsscherzen, den Produkten einer convulsivischen Anspannung der Gehirnnerven unsres Salingré, Bahn, Jakobson u. s. w. würde jene Thatsache wohl kaum anfechten. Sie selbst, die Stücke, würden sich erdrückt fühlen unter der Last des Ehrentitels: Posse, und der kritische Rigorist würde sie kaum noch in dem hintersten Gliede der Strafsection des Genres unterzubringen wissen. Die besten Stücke der Gattung von Kalisch, — wie vielmehr die geringeren — sind in ihren Grundbestandtheilen weder von Kalisch, noch sind sie in Berlin entstanden; das Lokale, oft selbst das Possenmäßige an ihnen ist Zuthat, mehr oder minder gut hineinverwebt, oft auch bloß nothdürftig ihnen angehängt.

Die Posse ist einer der unentbehrlichsten Artikel am Markte der großstädtischen Genüsse, was weder ihr noch der großstädtischen und menschlichen Natur überhaupt zum Vorwurfe gesagt sein soll; die dringende Nachfrage nach einem Artikel muß aber befriedigt werden um jeden Preis; ist der Artikel nicht in natura zu haben, so muß das Surrogat aushelfen und hilft oft wunderbar gut aus, denn die Gewohnheit ist eine große Sache und bekanntlich die zweite Natur; für Leute, die nie eine erste Natur gehabt haben, sogar die erste und einzige. Diese zweite Natur läßt sich schon etwas mehr bieten als die wirkliche. Unsere Väter, welche die Continentalsperre erlebten, haben sicher bei ihrer Tasse Cichorien- oder Eichelkaffee (die Tradition berichtet von noch mehr sinnenverwirrenden Tränken) und bei ihrer Pfeife märkischen Varinas oder Kartoffel- und Kirschbaumblätter-Virginia nicht weniger tief- und scharfsinnig über die brennenden Tagesfragen entschieden, als uns dies jetzt bei einer Tasse wirklichen Moccas und beim Dufte einer wirklich importirten Cigarre täglich (leider noch häufiger!) passirt. — So hat der Mangel einer wirklichen Lokalposse in Berlin seit etwa zwanzig Jahren zu dem Surrogate der possenartigen Bearbeitung fremder Stoffe geführt, und der ästhetische Gaumen des Publikums hat soweit seine zweite Natur angenommen, daß er das Surrogat für das ursprüngliche Naturprodukt nimmt. Doch was sage ich: Bearbeitung! Aus Bearbeitungen konnten und können noch immer gute Possen hervorgehen, wie es Thatsachen beweisen; sagen wir also statt Bearbeitung lieber Zustutzung, um die Operation so genau als möglich zu bezeichnen. Zum Unglücke (für uns, aber zum Glücke für die guten Stoffe) wählen die Marktversorger größtentheils schlechte Stoffe und Stücke zum Opfer ihrer Mißhandlungen aus, alte und neue, aus der einheimischen Literatur und aus dem Französischen herübergezogene und gezerrte. Die Operation ist eine drei- und mehrfache; selten ist sie die Verarbeitung eines novellistischen Produkts, öfter die Degradirung eines Lustspiels, die Uebersetzung aus einer höheren gesellschaftlichen Sphäre in eine niedere, die Versetzung aus fremdländischen und fremdstädtischen Verhältnissen in Berlinische.

Es wäre unglaublich, wenn man es nicht mit eignen Augen sähe und mit eignen Ohren hörte, welchen Frevel gegen Natur, Wirklichkeit, Wahrscheinlichkeit, Logik und gesunden Menschenverstand sich die Verarbeiter bei ihren mörderischen Operationen, und mit welcher Harmlosigkeit sie sich denselben überlassen, gar nicht zu reden von den höheren Anforderungen der Kunst, deren Gesetzen doch die Posse auch unterworfen ist, mögen sie bei der Niedrigkeit der Gattung sich auch noch so tief verstecken, und ihre Grenzen sich auch noch so weit ausdehnen lassen.

Und dennoch drängen wir und lassen uns drängen an der Kasse des Wallnerschen Theaters, sobald der Zettel eine neue Posse von Kalisch ankündigt! Wir erwarten mit Ungeduld das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs, wir lachen womöglich schon vor Beginn des Stückes, wir lachen im Verlaufe desselben so oft und so stark, daß uns — die Gegensätze berühren sich — wie in einem Birch-Pfeifferschen Rührstücke die Thränen aus den Augen dringen und uns zuletzt am Sehen verhindern. Selbst von Possen zweiten und dritten Rangs, wie denen von Salingré, Bahn u. s. w., lassen wir uns einmal die üblichen drittehalb Theaterstunden amüsiren, freilich nur einmal, denn gewöhnlich stellen sich, sobald wir uns wieder in freier Luft befinden, heftige Gewissensbisse ein über die ästhetische Libertinage, die dazu gehört, über Dergleichen zu lachen. Dagegen kann man die Possen von Kalisch zur Noth auch zweimal, einige von ihnen noch öfter sehen, und sogar ohne nachträgliche Gewissensbisse.

»I muß holt durchaus a naies Zugstück hoaben«, sagt unser wirklich vortrefflicher Director Wallner, (Wallner ist ein Oesterreicher), zu unserm wirklich vortrefflichen Kalisch; »aber ans, dos den ganzen Oabend füllt; Schauens, doa hoab ich a Stück durchg'lesen, doas is wirklich nich übel; Schauen's moal an, und sehen's, woas Se draus machen könne.« Das Stück ist in der Regel eine alte Scharteke aus der Theaterbibliothek oder ein älteres französisches Lustspiel. — Oder auch unser vortrefflicher Kalisch, der sich von Zeit zu Zeit nach geeigneten Stoffen umthut, findet auf seinen Streifzügen irgendein abhanden gekommenes Stück, von dessen Bau und Lebensfähigkeit er sich keines allzuheftigen Widerstandes gegen die von ihm beabsichtigte Manipulation zu versehen hat; er setzt Wallner von seinem Funde in Kenntniß, und dieser ist hocherfreut, denn hundert ausverkaufte oder gefüllte Häuser sind für einen Theaterdirector mehr als ein holder Wahn. »Nu, machen's nur geschwind, und machen's recht, recht pikant; Pikant, doas ist d'Hauptsach für unser Publikum; Nu, Se wissen's schon. Und machen's nur die Rolle gut für den Helmerding, und besprechen's mit ihm. Wann können's denn fertig sein? Fangen's nur gleich oan, und machen's mal recht schöne Couplets, doas is d' Hauptsach für unser Publikum.«

Kalisch oder der Witz — beides ist gleichbedeutend — ist unproduktiv, und die productiven Köpfe sind in der Regel nicht witzig, wenigstens nicht in dem Sinne und Grade, als es die Posse und die Berliner Posse erfordert. Kalisch ist nicht im Stande, eine einzige in organischem Zusammenhange mit dem Ganzen stehende Scene zu erfinden. Seine Arbeit besteht also zumeist im Streichen, Zusetzen, Abändern, Arrangiren, Pointiren des Dialogs und in den Couplets. Die beiden letzten Punkte, namentlich aber das Couplet, sind seine Hauptstärke. Im Couplet ist er abwechselnd drollig, erhaben unsinnig, prickelnd, ätzend, bissig, frivol und verwegen; fast dasselbe kann man von seinem Dialoge sagen. Diese beiden Ingredienzien sind es, die das Glück seiner Stücke machen, und die meistentheils für sich als ganz vortrefflich neben dem eigentlichen Werke stehen. Der Raum von einem Witze, von einer Pointe zur andern im Dialoge und von diesen wieder zum Couplet ist oft zu klein, um Aufmerksamkeit für die Handlung aufkommen zu lassen, und diese, sowie Charaktere, Composition, Knüpfung und Lösung der Verwicklung u. s. w. sind ihrerseits so vernachlässigt, ungeschickt und oft so albern, daß die Aufmerksamkeit alle Ursache hat, sie möglichst beiseite liegen zu lassen.

Aber noch ein Hauptfactor ist beim Erfolge der Posse, den wir nicht vergessen dürfen. Es ist der erste Komiker. Bei Wallners

Theater ist es Helmerding, beim Friedrich-Wilhelmstädtischen Weihrauch. Letzterer hatte eine gute Zeit, ist aber durch Einseitigkeit und Manier ziemlich herabgekommen. Er ist in jeder Rolle Weihrauch, und wo das grade hinpaßt, ist er auch manchmal noch recht drollig. Nicht wenig zum Sinken seines Talentes mögen die schlechten Stücke beigetragen haben, die seit langer Zeit im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater an der Tagesordnung sind; denn der überaus geschickte und einsichtige Wallner verstand es, von den den kleinern Theatern zufallenden Produktionen immer die bessere Hälfte seiner Anstalt zuzuwenden. Helmerding ist der Mann des Tages und bleibt es, weil er ein gediegner Künstler ist. Er begnügt sich nicht, gleich der Mehrzahl der Komiker, seine Rolle als Unterlage für möglichst viele Witze, Possen und Mätzchen zu benutzen, sondern er geht auf den Charakter derselben ein und schafft aus ihr heraus eine zwar farbenreiche, aber aus einer Grundfarbe hervorgehende Komik; von dieser Grundfärbung entfernt er sich nicht einen Augenblick. Das kann er aber natürlich nur, wo er einen Charakter vorfindet. Mangelt es daran in dem Stücke, so schafft er ihn aus sich selbst heraus, und mit einer Schärfe, Wahrheit und Folgerichtigkeit, wie es wenige Possendichter vermögen.

Die meisten Komiker machen eine traurige Figur, wenn sie einmal eine nichtkomische Rolle zu spielen gezwungen sind. Helmerding giebt solche Rollen mit einem Geschmack und Aplomb, daß es schwer ist, den Dilettanten auf fremdem Felde herauszufinden. Ist seine Rolle im Stücke einmal eine weniger hervortretende, wie z. B. in „Otto Bellmann“, so macht er zwar aus ihr, was zu machen ist, ohne jedoch weder sie noch sich selbst auf Kosten des Richtigen in den Vordergrund zu stellen. Man muß die Eifersucht der Komiker auf ihre Vorrechte als Mittelpunkt der ganzen Posse kennen gelernt haben, um solche Bescheidenheit zu würdigen. Wurde für Grobecker (den Vorgänger Helmerdings) eine Rolle oder Posse (was gleich gilt) geschrieben, so litt er nicht, daß neben seiner Partie noch eine andre von der geringsten Bedeutung im Stücke vorkam; sogar auf die Musik zu seinen Couplets war er eifersüchtig. Als einmal Hauptner in dem Nachspiel zu einer Coupletbegleitung eine komisch wirkende Instrumentalphrase angebracht hatte, drang er, als dieselbe in der ersten Probe Alle zum Lachen brachte, auf Streichung. „Wenn da unten“, sagte er, „Witze gemacht werden sollen, wozu stehe ich denn hier oben?“

Die Mitarbeiterschaft des Komikers und speciell Helmerdings bei den Possen erstreckt sich nicht allein auf die Aufführung, sondern auch schon auf die Abfassung des Werkes. „Der gebildete Hausknecht“, der in Berlin nächstens seine zweihundertste Aufführung erleben wird, und der überall im nördlichen und mittleren Deutschland ähnliche Erfolge, wie in Berlin, und wo Helmerding als Gast die Rolle gab, gleiche Erfolge davongetragen hat, besteht aus zwei scharf gesonderten Hälften. Die eine davon bildet das unglaublich alberne oder nichtssagende Stück, die zweite die Partie des Hausknechtes mit seinen Späßen und Couplets. Der letztere köstliche Theil soll zum größten Theile der Mitarbeiterschaft Helmerdings sein Entstehen verdanken. Es ist bei dieser Posse wirklich verzeihlich, wenn man jede Anforderung an das Stück selbst vollständig bei Seite setzt und sich ganz der Wirkung der komischen Partie überläßt. Wer Sinn und Verständniß für Komik besitzt und durchdrungen ist von dem unschätzbaren Werthe derselben fürs Menschenleben, der muß diesen „Knecht des Hauses“ entzückend finden und Helmerding für einen großen Künstler, ja für einen liebenswerthen Künstler erklären, da uns seine Kunst zum höchsten Grade des Vergnügens emporhebt.

Seit Angely's Tode hat Berlin keinen guten Originalpossendichter gehabt, wenigstens auf dem Felde der Lokalposse nicht. Vor Angely lieferte der jetzt vergessene J. von Voß sehr gute Lokalpossen. Er war ein wirkliches Genie, aber ein gesellschaftlich total verkommenes. Seine Hippokrene war zuletzt der Schnaps, und seine Wohnung eine Schlafstelle im Vogtlande, einem Stadttheile Berlins, dessen Name damals den Inbegriff der Armuth und des Elendes ausdrückte.

Angely's „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ möchte auch wohl die letzte vortreffliche Berliner Lokalposse gewesen sein. Beckmann und Schmelka standen damals in der Glanzperiode ihrer Laufbahn. Schmelka starb bald darauf, und Beckmann glänzte noch eine Zeit lang in den letzten guten Wiener Possen von Nestroy. Als der bisherige geschickte Director des königstädtischen Theaters, Cerf, gestorben war, und die Direction in die Hände seines unfähigen Sohnes überging, verfiel das Theater sichtlich, und seine besten Kräfte wurden ihm entfremdet. Beckmann ging nach Wien ans Burgtheater, wo seine Hauptthätigkeit sich dem feineren Lustspiele zuwenden mußte. Hat er auch in dieser Sphäre eine große Meisterschaft bewährt, so befand er sich doch dort weder als Komiker noch als echtes Berliner Kind in dem ihm eignen Elemente. Das Alter ist seitdem an ihn herangetreten und hat seinen Einfluß auf die Frische seiner Komik geltend gemacht, was auch die Zeitungen vom Gegentheil melden mögen. Neben und an Beckmann bildete sich Grobecker heran, ohne jedoch sein Vorbild zu erreichen. Seine Thätigkeit als erster Komiker fiel in die Zeit des schnellen Verfalls des königstädtischen Theaters; der endliche Untergang desselben trieb ihn fort aus Berlin.

Was Grobecker neben Beckmann gewesen war, wurde Helmerding neben Grobecker, nur mit dem Unterschiede, daß er seinen Lehrer weitaus überholte. Helmerding überraschte Berlin höchlich, als er als Komiker auf dem aus den Ueberresten des königstädtischen Theaters erstandenen Vaudeville- (nachher Wallners-)Theater auftrat. Freilich konnte er sich, wie oben bemerkt, neben Grobecker nicht hervorthun; andrerseits schien aber auch damals sein Talent noch nicht zum Durchbruche gekommen zu sein.

Man kann sagen, daß die beiden Dumas'schen Stücke: Demi Monde und Kamelien-Dame augenblicklich, das Engagement Helmerdings aber für die Dauer das Glück des Wallnerschen Unternehmens gemacht haben. Jene beiden Stücke und bald darauf Helmerding im „Aktienbudiker“ zogen ganz Berlin in das winzige Theater in der entlegenen, von Tausenden der Berliner kaum dem Namen nach gekannten Blumenstraße. Nur Helmerding ist es zuzuschreiben, daß diese Erscheinung dauerte, als manche unter den folgenden Stücken mehr oder weniger an Werth hinter dem Aktienbudiker zurückblieben.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen ist ein Buch des Historikers K. von Schlözer „Friedrich der Große und Katharina die Zweite“ hervorzuheben. Es enthält besonders wichtige Aufschlüsse über die diplomatische Geschichte der Theilung Polens.

— * Von der neuen sorgfältigen und sehr bereicherten Ausgabe des Heyse'schen Fremdwörterbuches liegt eine neue Lieferung, die dritte, vor, welche die Artikel von „Empasma“ bis „Intermedium“ enthält.

— * Von dem ausgezeichneten Handbuch der Geographie von Dr. H. A. Daniel in Leipzig ist dem ersten Bande, welcher die außereuropäischen Erdtheile enthielt, der zweite Band gefolgt, der die europäischen Länder außer Deutschland schildert. In der ersten Lieferung desselben bespricht der Verfasser zunächst Europa im Allgemeinen, sodann die Balkan-Halbinsel und Italien.

— * In Kurzem erscheint eine von Rudolf Gottschall verfaßte Biographie des jetzigen französischen Kaisers.

— * Ein Schriftchen von Franz Liszt über John Field ist, in französischer und deutscher Sprache geschrieben, in den Buchhandel gekommen.

— L. Gedichte von Karl Siebel. Zweite vermehrte Auflage. Iserlohn, Julius Bädecker. 1859. — Als wir vor einiger Zeit die „Badischen Sagenbilder in Reim und Lied von Ludwig Bauer“ besprachen, veranlaßte uns dies dagegen zu protestiren, daß jeder alte Trümmerhaufe vergangener Jahrhunderte

durchstöbert werde, um aus seinem Schutte Stoff zu Romanzen und Balladen zu gewinnen. In dem Verfasser der heute uns vorliegenden Sammlung finden wir einen jungen Dichter, der das Material nicht in so nebelgrauer Ferne sucht, sondern seinen Blick einzig an der Gegenwart haften läßt und somit zu dem vorhergenannten Poeten in entschiedenen Gegensatz tritt. Allein wir wollen nur offen gestehen, daß uns, was den Stoff betrifft, jene alten Geschichten des Herrn Bauer mehr angemuthet haben, als diese modernen Situationen Karl Siebels. Das muß ein verkommenes, schwächlich sentimentales Geschlecht sein, dem wir angehören, wenn die Gegenwart nichts Gesunderes, nicht bessere Motive zu poetischer Behandlung bietet, als was dieser Dichter bringt. Es sei uns gestattet Einiges von dem anzugeben, was seine Leier besingt. Das erste Gedicht heißt „Mutter und Sohn." Sie ist Waschfrau, und er sitzt hinter den Büchern, liebt seine Mutter und grämt sich nicht darüber, daß er der Waschfrau Sohn gescholten wird. Ein schöner Charakterzug, gewiß, allein gegen eine poetische, und gegen solche poetische Behandlung dieses Stoffes, wie Herr Siebel sie demselben hat zu Theil werden lassen, möchte doch Bedenken zu erheben sein. Im zweiten Gedichte wird ein moderner Don Juan von seinem Diener dadurch aus der Extase gerissen, in die ihn der Anblick eines schönen Mädchens versetzt hat, daß jener ihn darauf aufmerksam macht, wie dasselbe zufällig blind ist (!), und diese Entdeckung rührt den Verführer so, daß er in die Worte ausbricht:

„Wer deinen Mund entweihet,
Die Schönheit wunderbar,
Der ist vermaledeiet
Ein Thier — ist ein Barbar!" —

Das Gedicht „Die zweite Frau" hat hie und da Beifall gefunden, allein uns will es ohne Fluß und Schwung und Klarheit zu sein bedünken. Die nächsten Stücke sind betitelt: „Ein Bettelkind", „Ein Wittwer"; aus dem letzten möchten wir auch einige Zeilen citiren:

Dann preßt er seinen Kleinen
Bewegt an seine Brust: —
Vater! du mußt nicht weinen,
Sonst wie ich weinen muß.

Die nächsten Nummern: Ein Bettler, der Sohn der Verbrecher, Muttersöhnen, die Schwindsüchtige, eine Kranke, das unglückliche Kind, ein Krüppel, eine Gefallene, die Kindesmörderin u. s. w. nennen wir nur, weil sie schon durch den Titel ihren unerquicklichen Inhalt verrathen. Auf die Einzelheiten näher einzugehen, ist uns hier nicht gestattet, allein wir glauben nicht mit unserm Urtheil allein zu stehen, wenn wir Karl Siebels Richtung als eine verfehlte bezeichnen und der Meinung sind, daß, wenn er die Gegenwart besingen will, sich weit großartigere Situationen und Charaktere finden ließen. So klein, so krank und unbedeutend ist denn doch unser Zeitalter und das Geschlecht, dem wir angehören, nicht. Unter den Liedern der Sammlung findet sich Einiges, das schon mehr zusagt, denn manchmal trifft man auf einen poetischen, schönen Gedanken, doch fehlt es den Versen gewöhnlich an jener stillen Musik, die der Componist nur in Töne zu übersetzen braucht. In der dritten Rubrik „Erzählendes" ist eigentlich nur Schwächliches oder Unklares, so „Eine Mutter", „Der Poria" und vor allem Andern „Sonnenuntergang." Daß Karl Siebel ohne Talent sei, soll mit Vorstehendem übrigens nicht gesagt sein; im Gegentheil, wir glauben ihn nur auf falscher Fährte.

— * Die Zahl der in Berlin erscheinenden Zeitungen ist abermals vermehrt worden durch einen „Deutschen Botschafter", welchen der bekannte Statistiker Otto Hübner als Wochenschrift und zum Preise von 4 Thalern jährlich erscheinen läßt; ein ähnliches Unternehmen also wie das von Dr. Fischer-Goullet in Frankfurt a. M. begründete. Der „Deutsche Botschafter" hat den Zweck den gemeinsamen deutschen Interessen als Organ zu dienen. Er wird in der Politik den Bedürfnissen und Wünschen des deutschen Volkes Ausdruck geben und für dessen thatkräftige Einigkeit gegenüber der Anmaßung des Auslandes mitwirken. Er wird auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete stets die großen Prinzipien der Freiheit geltend machen, welche im Kriege wie im Frieden der materiellen Entwicklung am förderlichsten sind. Die Berichte über die Tagesereignisse werden dahin gerichtet sein, zwischen widersprechenden Nachrichten der Parteien die geschichtliche Wahrheit festzustellen; die Berichte über Handel und Gewerbe, über Schifffahrt, Eisenbahn- und Versicherungswesen sollen der Geschäftswelt als ein Nachschlagebuch zu dienen geeignet sein, und aus dem statistischen Central-Archiv werden amtliche Mittheilungen über die Verhältnisse einzelner Staaten zur Beurtheilung ihrer politischen und wirthschaftlichen Zustände ein zuverlässiges Material bieten. Kritische Besprechungen werden den Leser mit den neuen Erscheinungen der politischen und volkswirthschaftlichen Literatur bekannt machen.

— * Verkehr in London. Der Polizeicommissär Harvey hat kürzlich einen Bericht über den täglichen Verkehr auf der London-Bridge herausgegeben, der die Angaben, welche die gewöhnlichen Reisehandbücher von dem Straßenverkehr in London machen, bei weitem übertrifft. Die Gesammtzahl der vom 16. März d. J. 6 Uhr Abends bis 17. März 6 Uhr Abends die genannte Brücke zu Wagen und zu Fuß Passirenden belief sich auf 167,910, also durchschnittlich in der Stunde 6996 Menschen. Die größte Anzahl passirte in der Stunde von 10 bis 11 Uhr Morgens, nämlich 13,433, also 224 in der Minute; nächstdem von 6 bis 7 Uhr Abends, nämlich 13,361, von 7 bis 8 Uhr Abends 11,931, von 8 bis 9 Uhr 10,526. Dann nahm die Zahl schnell ab, belief aber Nachts von 2 bis 3 Uhr doch noch 200 und von 3 bis 4 Uhr 111 Personen. Das war die ruhigste Stunde. Wenn man nun annimmt, daß an jedem Wochentage obige Gesammtzahl die Brücke passirt, an Sonntagen dagegen nur etwa die Hälfte dieser Zahl, so beträgt dies im Jahre 56 Millionen Menschen, also fast das Doppelte der Einwohnerzahl der drei vereinigten Königreiche. Die Zahl der Wagen belief sich während jener 24 Stunden auf 20,498, also durchschnittlich 854 in der Stunde; die Zahl der geführten oder gerittenen Pferde nur 54. (The Builder, 1859, S. 363).

— * Die Zukunftsmusiker hielten in den ersten Tagen des Juni unter dem Protectorate von Liszt und auf Kosten des Fürsten von Hechingen, welcher freigebig die nöthigen Geldmittel hergegeben hatte, in Leipzig eine Tonkünstler-Versammlung, über deren Wesen und Ergebnisse das Organ der Partei, die „neue Zeitschrift für Musik", sehr entzückt ist, während die Berichte von der anderen Seite lau oder auch recht scharf sind. Man machte an vier Tagen gewaltig viel Zukunftsmusik und durch diese wie durch Vorträge und Reden gewaltig viel Lärm, brachte jedoch auf die Außenstehenden keine günstige Wirkung hervor. Liszt leitete seine Graner Festmesse und eine der symphonischen Dichtungen, von denen ein Berichterstatter boshaft meint, man nenne sie besser kakophonische. Es fehlte nicht an glänzendem Applaus, das Hauptergebniß war jedoch Ermüdung. Bei dieser Gelegenheit kam auch die Oper „Genoveva" von Schumann wieder zur Aufführung.

— * Das zweitägige Musikfest in Königsberg in Pr. zur Erinnerung an Händel hat stattgefunden, der „Messias" und andere Compositionen des Meisters aus den verschiedenen Gebieten der Musik wurden aufgeführt. Die Leitung hatte Director Julius Stern aus Berlin.

— * In München starb am 16. Juni der Kapellmeister Stuntz.

— * Das „deutsche Museum" enthält die folgenden Bemerkungen, denen wir uns anschließen: Am 20. August dieses Jahres beabsichtigt die Junggermanische Gesellschaft ihre erste Hauptversammlung in Nürnberg abzuhalten; als Gegenstände der Tagesordnung werden namhaft gemacht: Bericht des Vorstandes über den derzeitigen Stand der Gesellschaft und die Mittel zur weitern Ausbreitung; Feststellung einer neuen Verfassung der Gesellschaft auf Grund der von der (vorjährigen) Mainzer Vorversammlung beschlossenen vorläufigen Satzung; Aufrufe zum Anschluß, zur Bildung von Zweigvereinen und zur Förderung der Zwecke der Gesellschaft; Maßregeln zur Sicherung der literarischen und künstlerischen Eigenthumsrechte der Mitglieder; Vorschläge zur Bereicherung und Fortbildung der deutschen Sprache ꝛc. Die Junggermanische Gesellschaft, die bei dieser Gelegenheit ihren Zweck aufs neue dahin angiebt, daß sie „das Heil ihres Volkes nur im engsten Anschluß an das gesammte Vaterland mit Aufgebung aller sonstigen religiösen und Parteirücksichten erblickt", gestattet übrigens die Theilnahme an der Versammlung nicht nur ihren Mitgliedern, sondern sie ladet auch alle dazu ein, welche ihre Grundsätze theilen, ja sie macht namentlich im gegenwärtigen Augenblick „jedem deutschen Mann, der mit ihr gleich fühlt und denkt, die Theilnahme an der bevorstehenden Versammlung zu einer Pflicht nicht bloß gegen die Gesellschaft, sondern für die Sache des gesammten deutschen Vaterlandes." Wir haben es bisher absichtlich vermieden, auf die Tendenzen und Bestrebungen dieser Junggermanen näher einzugehen, und auch jetzt beschränken wir uns auf vorstehende Mittheilung; wir thun das, weil wir überzeugt sind von dem guten Willen und der redlichen Absicht der Theilnehmer und weil wir doch, wollten wir uns überhaupt auf den Gegenstand einlassen, bei aller Anerkennung ihrer guten Absicht nicht umhin könnten, ihnen allerhand Herbes zu sagen. Die Zeit, wo der deutschen Literatur oder überhaupt unserm nationalen Leben durch Verbrüderungen und Bündnisse aufgeholfen werden konnte, hat vielleicht nie existirt oder ist doch jedenfalls längst vorüber. Am wenigsten aber soll man Gesellschaften stiften und Bündnisse schließen zu Dingen, die sich von selbst verstehen, und zu denen jedermann ohne weiteres verpflichtet ist. Wo dergleichen Vereine dennoch gestiftet werden, da liegt, auch beim besten Willen, auch bei der reinsten Absicht, allemal die Gefahr nahe, daß statt einer Schule des Patriotismus und der nationalen Wirksamkeit nur eine Schule persönlicher Eitelkeit und Vielgeschäftigkeit eröffnet wird. Der Markt der Literatur ist groß genug und steht jedem offen, der etwas zu sagen hat; wer sich da erst einen besondern Staat im Staate gründen will, der zeigt dadurch, mindestens gesagt, daß er unsere Zeit nicht versteht. Wir wollen es uns gefallen lassen, daß junge Leute, die noch nichts gethan und geleistet haben, sich zu Reformatoren aufwerfen; nur sollten diese reformatorischen Versuche dann auch immer gleich praktisch sein, das heißt also in diesem Falle, sie sollten als Bücher, Kritiken, Systeme auftreten, aber nicht mit einer neuen literarischen Gesellschaft, die doch im besten Fall immer nur ein Puppenspiel bleibt, im schlimmern — hier freilich, wir sind es überzeugt, nicht eintreffenden — aber sehr leicht zu einer schädlichen Coterie ausarten kann.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 27. Bremen, 3. Juli. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Der Johannistag
im alten Volksbrauch und Volksglauben.

Mit den heiligen Tagen und Festzeiten verband das germanische Heidenthum die Idee der göttlichen Nähe und Anwesenheit sowie der besondern Segnung und Wunderkraft. Dieser Glaube ging auch auf christliche Feste über, insbesondere auf alle diejenigen, welche aus heidnischen Festtagen hervorgegangen deren Stelle nach und nach einzunehmen bestimmt waren. Wie einzelne Eigenschaften, Merkmale und Verrichtungen der heidnischen Götter auf christliche Heilige übertragen wurden, ebenso haben auch Formen und Bräuche ihrer Festfeier mit den daran geknüpften Vorstellungen einer gewissen schützenden und heilenden Kraft, mit dem Glauben an Divination und Zauber in den christlichen Festen nicht nur einen Eingang, sondern auch einen festen Halt gefunden. Es würde zu weit führen, alle die verschiedenen Umstände, Verhältnisse und Einflüsse aufzuzählen und zu erörtern, welche zu diesem Uebergange fördernd beigetragen haben. Wir halten hier an der Thatsache fest, daß sich im Schooße des Christenthums trotz der Taufe und trotz der Verbote der Kirche und des Staats die Verehrung der Quellen und Haine, die Festfeuer und Nothfeuer, die alten Frühlings-, Sommer- und Herbstfeste, die heidnischen Opfer, Gesänge, Tänze und Umzüge, wenn auch in veränderter Gestalt, Beziehung und Deutung und ohne das rechte Bewußtsein ihrer eigentlichen Abstammung, noch viele Jahrhunderte hindurch, ja bis in unsere Gegenwart herab erhalten und ihr Dasein gefristet haben, wie sich auch die mit Ackerbau und Viehzucht und mit den häuslichen Verhältnissen zusammenhängenden Gebräuche fast unverrückt und unwandelbar durch alle Zeiten hindurchziehen. Es hat sich neben der Verehrung des einen Gottes gleichsam ein Kultus festgesetzt, der hauptsächlich praktischen Zwecken dienend eine Religion für den gesammten niedern Hausbedarf bildete und unter dem Landvolke zumal, wenn auch mehr und mehr abgeschwächt, noch heute gepflegt wird.

Von diesem volksthümlichen Kultus, den heiligen Tagen und Festen der heidnischen Vorzeit entstammend, treten uns im ganzen Jahreslaufe noch überall Erinnerungen und Anklänge entgegen, hier zahlreicher, ursprünglicher, reiner und voller, dort dagegen spärlicher und ärmer, modern gestaltet und mit der Neuzeit schon mehr vermittelt und versöhnt.

Unter allen bedeutsamen Tagen aber, an welche die Vorstellung der göttlichen Nähe, Weihe, Segnung und Wunderkraft geknüpft war, ragt der Johannistag, das Fest der Sommersonnenwende, ganz besonders hervor. Von der Feier dieses unseren Vorfahren so wichtigen und heiligen Tages ist uns noch ein gutes Stück erhalten und gerettet in Ueberresten von abergläubischen Gebräuchen und Meinungen, welche am Johannistage theils noch immer lebendig fortbestehen, theils im Andenken des Volkes und dessen Traditionen erhalten sind und ohne Zusammenhang mit kirchlichen Einrichtungen ihre untersten und tiefsten Wurzeln in dem Heidenthume haben.

Sant Johans sunewenden tac war nach der Sage und nach dem Volksglauben zunächst die wundersame, zaubervolle Zeit, in welcher die ganze Fülle und Kraft der Erde sich aufthut, des Sommers höchste Pracht und Herrlichkeit sich entfaltet, die Geisterwelt geöffnet und alles Unsichtbare sichtbar wird. Längst versunkene Schätze kommen wieder empor und sonnen sich, oder der Zugang zu ihrer Verborgenheit in Bergestiefen ist geöffnet. Aus Felsen und Höhlen, aus verfallenen Burgen und altem Gemäuer treten gebannte Geister, besonders weiße Frauen mit dem Schlüsselbunde an der Seite und ihr Goldhaar strählend hervor, suchen Erlösung, winken der Unschuld zum Entzauberungswerk und stellen reichen Lohn der unerschrockenen That in Aussicht. Auch der Kaiser Rothbart, der in den Kyffhäuser gegangen und dort am Steintische seinen Zauberschlaf hält, gestattet den Zutritt zu seiner Verborgenheit und unterirdischen Herrlichkeit, oder geht auch selbst in der Nacht mit seinen Helden und Knappen hervor, um oben auf dem Berge Kegel zu schieben. Aus Seen, Teichen und Flüssen steigen in der Mittagsstunde Glocken empor und am Abend unbekannte Jungfrauen, welche Theil nehmen an der Freude der Menschen, sich unter die tanzende Jugend mischen, dabei aber die bestimmte Stunde versäumen und in ihr Wellenreich zurückgekehrt, die Verspätigung mit ihrem Blute bezahlen müssen. Auch den wilden Jäger läßt die Sage in der Johannisnacht wie in der Weihnachtszeit durch die Lüfte ziehen, Hexen halten ihre Ausflüge und Versammlungen, und der Bilmesschneider treibt an demselben Tage oder Abends vorher seinen Zauberspuk und Unfug. Man kann ihn aber auch entdecken, wenn man in der gesegneten Mittagsstunde, wo die Sonne am höchsten steht, sich mit einem Spiegel vor der Brust auf einen Hollunderstrauch setzt. Denn wenn sich der Bilmesschnitter in dem vorgebundenen Spiegel erblickt, trifft ihn der verhängnißvolle Tod, entdeckt er aber den Neugierigen auf dem Strauche vorher, so muß dieser sterben. In Niederbaiern macht man am Vorabende, wenn um drei Uhr Feierabend geläutet wird, nur drei Klänge, damit derselbe nicht weiter kann; denn nur so lange als geläutet wird, hat jener böse Zauberer und Korndieb Macht und Gewalt. Uebersieht und vergißt es aber der Meßner, so läuft einer vom Felde und erinnert ihn daran. Ein ähnlicher Brauch und Glaube lebt in Tyrol. Dort sammeln am Abend vorher während des Aveläutens die Hexen ihre Kräuter. Man pflegt daher an manchen Orten nur sehr kurze Zeit zu läuten.

Aber auch den Menschen ist am Johannistage insbesondere in dessen gnadenreicher Mittagszeit oder in der vorhergehenden Mitternachtsstunde allerlei wirksamer Zauber gestattet, und bedeutungsvolle Verrichtungen in diesen Stunden vorgenommen vermögen Glück und

Heil zu sichern, Unheil und Gefahr abzuwenden oder auch Antwort zu verschaffen auf eine Frage an das Schicksal.

So läßt ein Schuß bei der Sonnenwende um Mittag gethan, wobei drei Blutstropfen herabfallen, die gefangen und aufbewahrt werden müssen, jeden weitern Schuß gelingen; in der Johannisnacht gießt man Freikugeln, wozu der Blutstropfen der Johanniskrautblüthe, Johanniswürmer und Johanniskäfer nothwendige Erfordernisse sind, und Messer, in der Mittagsstunde gefertigt, leisten gute Dienste bei der Entzauberung der Hausthiere. Auch schwarze Kohlen werden aus der Erde gegraben, nach Hause getragen und auf den Fruchtboden gelegt, denn sie schützen das Korn vor Würmern und das Haus vor dem Einschlagen des Blitzes. In Schwaben ist es Sitte am Johannistage die Weinstöcke zu schütteln, davon bekommt der Wein einen angenehmen Geruch und Bodengeschmack; dagegen umbindet man hier und da in Sachsen und Thüringen in der Johannisnacht die Bäume mit Strohseilen in der Meinung, daß das Obst, welches sie tragen, nicht unreif und vorzeitig abfallen könne. Die Wünschelruthe wird gleichfalls in dieser Nacht geschnitten, und ein Stück Eschenholz vor Sonnenaufgang aufwärts am Stamm gehauen und in der Tasche getragen, stillt das Blut und heilt jede Wunde, weil an diesem Tage die Sonne still steht. Buttert eine Frau, welcher die Milch häufig gestohlen wird, in der Johannisnacht um 12 Uhr nackend unter einem Zauberspruche, so kann sie die Milchdiebin zwingen sich zu zeigen und durch das Fenster zu sehen. Alle Pflanzen und Kräuter duften herrlicher als je und entwickeln ihre wunderbaren Zauberkräfte. Im Dunkel des Waldes erblüht in der geheimnißvollen Stunde der Mitternacht die kerzenhelle Blume, welche grade an diesem Tage gepflückt dem Auserwählten die Schätze der Erde erschließt. Gräbt ein Gichtkranker in der Nacht einen schwarzen Johannisbeerstrauch aus, so heilen seine Beeren die Gicht; hängt man aber fette Henne, an diesem Tage gepflückt, in die Stube und benennt jeden Stengel mit dem Namen eines der Hausbewohner, so zeigt ihr Grünbleiben deren Leben und Gesundheit an. Der Sonnenwendgürtel oder Beifuß, das Farrenkraut mit seinem wunderthätigen Samen, das Johannisblut und die Johannishand, die Königskerze, der Attich, Teufelsabbiß und viele andere Kräuter und Wurzeln von hohen Gaben und Gnaden werden in der Mittagsstunde oder in der Mitternacht noch heute wie vor tausend Jahren fleißig und stillschweigend gesammelt, als heilkräftig für Menschen und Vieh aufbewahrt oder auch sofort zu allerlei Zauber und Divination verwendet. Das am Sonnenwendtage in der Mittagsstunde geweihte, vom Feuer und von Kräutern durchwärmte und gekräftigte Johannishemd soll in hennebergischen Ortschaften noch immer den alten Jungfern als erwünschtes Zaubermittel dienen die wilden Männerherzen zu bändigen und der Liebe geneigt zu machen; auch sucht auf dem Thüringer Walde in der Mittagszeit noch manche Jungfrau fünf verschiedene Kräuter zu einem Kranze ums Haupt, um die Nacht darauf zu schlafen und ihre Zukunft im Traume zu schauen. In der Pflege Reichenfels im Vogtlande pflücken die ledigen Mädchen an demselben Tage zwischen eilf und zwölf Uhr neunerlei Blumen, wobei Winde, Feldraute und Storchschnabel nicht fehlen dürfen, winden daraus einen Kranz und binden ihn mit einem in derselben Stunde gesponnenen Faden. Diesen Kranz wirft die Binderin auf einen Baum. So oft sie ihn wirft, ehe er hängen bleibt, so viele Jahre muß sie noch warten bis zu ihrer Hochzeit.

Der Glaube in der Johannisnacht, wie auch in der Weihnacht und Andreasnacht, ein Liebesorakel erhalten oder sonst einen Blick in die Zukunft thun zu können, hat seine weite Verbreitung und geht über Deutschland hinaus. So hoffen die Mädchen in England ihren zukünftigen Gatten im Traume zu sehen, wenn sie einen Kuchen, der von zweien stillschweigend gebacken worden ist, unter das Kopfkissen legen; für Mädchen allerdings keine ganz leichte Aufgabe und Vorbedingung. Doch wir wollen diesen Liebesaberglauben in den verschiedenen Ländern und Gegenden jetzt nicht weiter verfolgen und aufsuchen und nur noch eines slavischen Festspiels gedenken, dem eine Befragung und Andeutung der Zukunft gleichfalls zu Grunde liegt.

In Weißrußland versammelt sich nämlich am Johannistage bei Sonnenaufgang eine Schaar mannbarer Jungfrauen, wählt die dickste und hübscheste als Kupalo-Mädchen und wickelt dieselbe mit bereit gehaltenen Kränzen von frischen Blumen vom Kopf bis zu den Füßen ein. Das ist nach der Ansicht der Weißrussen das Bild des Kupalo. Dann wird das Kupalomädchen an einen bestimmten Ort im Walde geführt, wo eine Grube ausgegraben ist, in der sich Kränze von frischen und Kränze von trockenen Blumen befinden. Das Mädchen wird mit verbundenen Augen in die Grube geführt, und der Chor umtanzt sie im Reigen. Inzwischen nimmt das Mädchen ohne Auswahl Kränze auf und vertheilt sie unter die Tanzenden, wie es grade trifft. Welchem Mädchen ein Kranz von frischen Blumen zufällt, dem zeigt dies eine glückliche Ehe und Reichthum an. Dann beginnt Sang und Tanz. Ein Kranz von trocknen Blumen bedeutet Armuth und unglückliche Ehe. Die Mädchenschaar singt und tanzt dann nicht, sondern sie setzen sich alle um die Grube und singen mit bittender, trauriger Stimme:

O Kupalo, Kupalo, sag' uns doch jetzt,
Was ihr zugestoßen ist, sag' uns doch jetzt.

Das Kupalomädchen antwortet in demselben Ton:

Glück und Unglück kann ich nicht sehen,
Im Unglück zu leben, das ist ihr Schicksal.

Dann beginnt der Reigen wieder und währt so lange, bis jedes Mädchen ihr Schicksal erhalten hat. Gegen Abend läuft auf ein vom Kupalomädchen gegebenes Zeichen die ganze Schaar plötzlich von der Grube weg ohne sich umzuschauen, denn Kupalo könnte aus der Grube springen und sie ergreifen. Die von ihm ergriffene darf in demselben Jahre nicht heirathen.

Als ein uralter Johannisbrauch darf auch die vormals übliche und allwärts verbreitete Sitte gelten, in der Nacht vor Johannistag in Flüssen und Quellen zu baden oder aus heilkräftigen Brunnen zu trinken. Diese Gewohnheit war ohne Zweifel aus der Ueberzeugung hervorgegangen, daß dem Wasser in dieser Nacht eine besonders heilsame und reinigende Kraft inwohne. Ein solches Johannisbad, alljährlich am Vorabende des Festes in Köln von Frauen vorgenommen, beschreibt der Dichter Petrarca in einem Briefe an den Cardinal Colonna im Jahre 1330. „Bei meiner Ankunft in Köln am Vorabende des Johannisfestes, erzählt er, wurde ich von meinen Freunden an den Rhein geführt, um ein merkwürdiges Schauspiel mit anzusehen. Das ganze Ufer war mit einer Schaar von Frauen bedeckt.. Ich stieg auf einen Hügel, um den Vorgang besser mit ansehen zu können. Unglaublich war der Zusammenlauf. Ein Theil der Frauen war mit wohlriechenden Kräuterranken gegürtet. Mit zurückgeschobenem Gewande fingen sie an ihre weißen Hände und Arme in den Fluß zu tauchen und abzuwaschen; dabei murmelten sie in einer mir fremden Sprache einige unverständliche Worte unter einander. Auf meine Frage, was dieses zu bedeuten habe, erhielt ich zur Antwort, daß es ein uralter Gebrauch unter der Bevölkerung Kölns, namentlich der weiblichen sei, welche die Ueberzeugung hege, daß alles in dem ganzen Jahre drohende Elend und Unglück durch die an diesem Tage übliche Abwaschung im Flusse hinweggespült werde und Freude und Glück dann nachfolge. Es sei also ein jährliches Reinigungsfest, welches mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit begangen werde.“ In gleichem Sinne sagt man noch jetzt im würtembergischen Amte Tettnang, daß ein einziges Bad in der Johannisnacht eben so viel wirke, als neun Bäder in einer andern Zeit genommen. Daher badeten früher die Leute in dieser Nacht im Mineralbade zu Lümnau, und anderwärts in Würtemberg waren Johannisbäder noch bis in die neuere Zeit sehr gewöhnlich. Wallfahrten nach benachbarten Quellen in der Mitsommernacht werden auch aus Dänemark und Schweden gemeldet, und in Frankreich

meint das Landvolk, daß der erste Eimer Wasser am Abend vor Johannistag geschöpft das Fieber heile; daß der Thau in dieser gesegneten Nacht gesammelt gut gegen Ausschläge und Geschwüre sei, sowie er in Sachsen und Thüringen Blumen und Kräuter heilkräftig macht.

Dem Glauben an eine besondere Wunderkraft und Heilsamkeit des Johannisbades steht aber auch eine gewisse Scheu und Besorgniß, Angst und Furcht vor dem Elemente des Wassers zur Seite in der volksthümlichen Vorstellung, daß Seen, Flüsse und Bäche, wie an andern bestimmten Tagen des Jahres, so auch ganz besonders am Johannistage ihr Opfer haben müssen. Am Bodensee sagt man, der Engel oder St. Johannes verlange einen Schwimmer und einen Klimmer; darum möge ja Niemand an diesem Tage selbst in dem kleinsten Flüßchen sich baden oder auf einen Baum steigen. Bei Berg, Kannstadt, Heilbronn, Heidelberg muß dem Neckar am Johannistage oder auch einen Tag vorher und nachher ein Menschenopfer werden, daher dort das Baden in dieser Zeit als höchst gefährlich gilt. Auch soll des Nachts ja Niemand zur Hülfe eilen, wenn er ein Geschrei aus dem Wasser vernimmt, es würde ihm das Leben kosten, denn der Neckargeist ahmt gern die Stimme der Ertrinkenden nach, um Menschen herbeizulocken. Die Nixen der Elbe, Saale, Elster, Unstrut, Fulda, Bode und anderer Flüsse verlangen ebenfalls ihr Opfer, und die Schiffer meiden an diesem Tage das Wasser. Hier und da pflegt der Wassergeist den Namen dessen, welchen er als Opfer verlangt, dreimal zu rufen, und dann treibt es jenen unwiderstehlich zum Flusse hin, und er wird vom Nix hineingezogen.

Wie ist nun dieser Glaube, der noch an andern Tagen und Zeiten vorkommt und fast überall einen Wiederhall findet, wohl zu deuten und zu erklären?

Es ist bekannt, daß unsere heidnischen Vorfahren auch dem Wasser einen Kultus gewidmet und Seen, Flüsse, Quellen und Brunnen heilig gehalten haben. Das Fest der Sonnenwende gehörte gleichfalls und vielleicht vorzugsweise zu den Tagen, an welchen alljährlich dem Wasser eine allgemeine Verehrung zu Theil wurde, deren Bedürfniß, Zweck und Absicht wohl verschieden und mannichfaltig sein konnten. Erhaltene Gebräuche und Traditionen geben dafür Zeugniß. Vergegenwärtigen wir uns nun den eifrigen und nachdrucksvollen Kampf des Christenthums gegen die alten heidnischen Superstitionen, so könnte jener volksthümliche Glaube an das am Johannistage geforderte Menschenopfer wohl aus der Vorstellung hervorgegangen sein, daß der Wassergeist über die unter dem Einflusse des Christenthums unterlassenen und abgestellten Opfer an diesem Tage erzürnt und aufgebracht für die vormals dargebrachte Verehrung und Gabe nun ein gezwungenes Menschenopfer heische. Diesen Glauben, welchen wir als einen Niederschlag einer derartigen Vorstellung und Anschauungsweise auffassen möchten, konnte das Christenthum unter dem Volke bestehen lassen, ihn sogar nähren und unterstützen als ein wirksames Mittel gegen Rückfälle in die alten Bräuche und Gewohnheiten. Vielleicht läßt sich diese Vermuthung noch durch einen in Rotenburg üblichen Brauch und Glauben stützen. Dort erhält am Johannistage der Neckar vom Spitale einen Laib Brod; unterläßt man dieses Opfer, so wird der Fluß ungestüm und aufgebracht und nimmt einen Menschen. Auch dem Diemelnix wirft man alljährlich Brod und Früchte hinab. In der Oberpfalz verliert nach der Volksmeinung jedes Wasser, so ungesund es auch ist, seine böse Kraft, wenn man Brosamen hineinwirft. Ehe man daher aus einer Quelle trinkt, wirft man drei Brosamen hinein; diese ziehen das Gift an sich und verhindern das kalte Fieber. Ebendort wirft man einen Laib in das Wasser, wenn man die Leiche eines Ertrunkenen nicht auffinden kann. Das Brod bleibt über der Leiche stehen. Dieser zwiefache Brauch scheint ebenfalls auf einem Opfer zu beruhen, dem Wassergeiste gebracht, um ihn mild und gnädig zu stimmen.

Oder sollte unser Volksglaube vom Menschenopfer am Johannistage vielleicht von der christlichen Kirche selbst nach und nach aufgebracht und dem Volke beigebracht worden sein? Wie dieselbe die heidnischen Götter in böse, schädliche Dämone und Teufel verkehrte, so hätte sie auch den Glauben an die Heilsamkeit des Johannisbades in sein Gegentheil, in ein höchst gefährliches Unternehmen umkehren können, um mit der Furcht vor der Gefahr die heidnische Superstition und den alten Unfug zu beseitigen und zu verdrängen.

Wie dem Wasser, so war auch dem Feuer allerlei heilsame Kraft und nützliche Wirkung am Tage der Sonnenwende verliehen. Dieser Glaube haftete an dem Hauptbestandtheile der alten Festfeier, an dem noch jetzt üblichen Johannis- oder Sonnwendfeuer. Diese Feuer kommen in zwei verschiedenen Formen vor. Man nahm entweder ein mit Stroh umwundenes, mit Pech und Theer getränktes Rad, steckte es in Brand und ließ es von einem Berge hinab rollen; eine Darstellung der von ihrem Höhepunkt wieder niedersteigenden Sonne. Solche Strohräder ließ man vormals in Schwaben von dem Frauenberge bei Gerhausen und vom Hohenstaufen brennend den Berg hinablaufen, und noch im Jahre 1823 wurde dieselbe Symbolik in Konz, einem Dorfe an der Mosel, vorgenommen. Gelangte das Rad dort brennend in die Mosel, so weissagte man daraus eine gesegnete Weinernte und lebte der frohen Hoffnung, daß die Sonne bis in den Winter hinein den Sieg behalten und warmes, schönes Wetter bleiben werde, wie es das Gedeihen des Weinstocks erfordert. An diese Symbolik war also ein Befragen der Zukunft in feierlicher Weise geknüpft. Diese Strohräder erinnern uns an das ehemalige Blumenrad in Eisenach, worüber uns folgender Bericht vorliegt: „Es bekränzten die jungen Leute in Eisenach, als dort noch der Sommergewinn gefeiert wurde, am Johannistage vor dem Georgenthore das Rad, an welches sie im Frühjahre bei Begehung des erst genannten Festes einen Strohmann gebunden hatten, mit einer Menge schöner Feldblumen, wie sie die Jahreszeit spendete, ließen es am Abend den Mädelstein herab nach der Vorstadt zu laufen und freuten sich dabei der Hoffnung einer reichen Ernte.“

Doch scheinen diese Johannisräder bei weitem nicht so allgemeine Verbreitung gehabt zu haben wie die Feuer, welche von Holzstößen und Scheiterhaufen in Städten und Dörfern, auf Bergen und in Ebenen, auf vielbesuchten Wegen und Straßen, an Seen, Quellen und Brunnen am Johannisabende emporloderten und bis in die Neuzeit herab zumal in Oberdeutschland noch gebräuchlich sind. Außer Süddeutschland ist ihr jetziges und vormaliges Bestehen nachweisbar in Thüringen, in der Umgegend von Fulda, am Harze und in den Marken; in Niederdeutschland dagegen waren die Osterfeuer üblicher. Außerhalb Deutschland wird die Sitte der Johannisfeuer oder Räder in Frankreich von Schriftstellern aus dem 12. und 13. Jahrhundert bezeugt und in christlicher Weise gedeutet. Gehen wir weiter nach Westen, so finden wir dieselbe auch in dem einst von gothischen Stämmen eroberten Spanien, ebenso in Oberitalien, in England, Dänemark, Norwegen. Nicht minder sind sie bei den slavischen Völkern fast überall zu Hause. Durch Preußen, Litthauen, Rußland, Polen, Böhmen, Tyrol, Kärnten, Croatien, Serbien, ja bis nach Griechenland lassen sich ihre sichere Spuren verfolgen. Und in allen diesen Ländern und Provinzen ist an denselben Ritus derselbe Glaube an ihre nützliche Kraft und Heilsamkeit geknüpft.

In unserer Zeit gehören die Johannisfeuer, wo sie noch üblich sind, wohl nur den niedern Volksklassen, besonders aber der Jugend an, welche das nöthige Holz dazu nach einer alten, feststehenden Weise einzusammeln und gewisse herkömmliche Reime und Sprüche dabei herzusagen pflegt. Aus Baiern, Franken, Schwaben sind viel solcher Kinderreime aufgezeichnet. In frühern Zeiten dagegen versammelte das Sonnwendfeuer nicht bloß das niedere Volk um sich, auch Vornehme, selbst Adel und Fürsten nahmen daran Antheil. Bekannt ist, daß zu Augsburg im Jahre 1497 in Kaiser Maximilians Gegenwart die schöne Susanna Neithard das Johannisfeuer mit einer Fackel anzündete und zuerst an der Hand des Erzherzogs Philipp den Reigen um die Flamme tanzte. Nach einer Münchner Urkunde vom Jahre 1401 geschah es, daß „Herzog Stephan und sein Gemachel

und das Frawel auf dem Margt tanzten mit den Purgerinen bei den Sunbentfwr.“ Und im Jahre 1578 ließ der Herzog von Liegnitz auf dem Kynast ein Freudenfeuer am Johannisabende halten, dem er selbst und sein ganzer Hof beiwohnte.

Doch kehren wir wieder zum volksthümlichen „Simmetsfeuer“ zurück. War das Holz von der Jugend eingesammelt, so wurde nach Sonnenuntergang das Feuer angezündet und unter Jubel und Gesang der Reigen um die Flamme getanzt. Dabei war man mit Blumen bekränzt und allerlei Kräutern, Beifuß, Eisenkraut, Rittersporn u. a. versehen, die nachher in die Flamme geworfen wurden; eine wesentliche Ceremonie, die für verschiedene Dinge gut und förderlich war. Aus einer alten am Johannistag gehaltenen Predigt ersieht man, daß das Volk in Meißen oder Thüringen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wohl auch ein Pferdehaupt in die Flamme warf und damit die Hexen zwingen wollte, zum Feuer zu kommen und kenntlich zu werden. Aehnliches findet sich auch außerhalb Deutschland. In Frankreich nahm man ausgeglühte Brände oder Kohlen mit nach Hause, um damit verschiedene heilsame Wirkungen und kräftige Zauber zu Stande zu bringen; man sprang dreimal mit einem Nußzweig in der Hand um das Feuer, streifte mit einem Büschel Wollkraut und einem Laubast vom Nußbaume in die Flammen, um beides nachher über der Thüre des Viehstalls zu befestigen, und alte Leute legten sich von der Kohle in ihre Holzschuhe als Schutzmittel gegen sehr viele Uebel. Im 12. und 13. Jahrhundert leitete in Frankreich der Volksglaube die Vergiftung der Brunnen und der Luft von umfliegenden Drachen her; um dies zu verhüten zündete man an Brunnen und Seen Johannisfeuer an, worin Thierknochen verbrannt wurden zur Abwehr des Drachengifts. Auch in Spanien findet sich im Anfange des 16. Jahrhunderts derselbe Glaube, dieselben Bräuche.

Von besonderer Wichtigkeit ist in Deutschland der Sprung über die Flamme oder die glühenden Kohlen. „Wer übers Johannisfeuer springt, kriegt des sel jar s fiebenet“, heißt es in Baiern. Darauf beruht auch die Drohung beim Einsammeln des Holzes in den erwähnten Reimsprüchen, daß der kein Jahr mehr leben werde, der die Holz- und Brandsteuer verweigere. Und darum pflegten die Buben die Vorübergehenden zum Sprunge über das angezündete Feuer einzuladen. In Schwaben galt hier und da der Glaube, daß wer übers Johannisfeuer springe, verborgene Schätze sehen könne, und in Edingen kochte man Erbsen am entzündeten Johannisfeuer, jetzt gewöhnlich in den Häusern, und giebt sie dann den Kindern zu essen. Sie werden bloß mit Wasser abgekocht und müssen ganz bleiben, daß sie trocken aus der Hand verzehrt werden können. Das soll für allerlei gut sein. Erwähnung verdient hier auch das Scharholz am Niederrhein. Darüber berichtet Montanus: „Auf Johanni wurde auch bei den Landleuten nach alter Sitte der Feuerheerd mit dem sogenannten Scharholz jährlich neu angelegt. Dies Scharholz bestand aus einem schweren Blocke von Eichenholz, der an dem Feuerheerde so angebracht war, daß er anglühete, jedoch in Jahr und Tag erst völlig verkohlte. Um Johanni Mittesommer wurde das alte Scharholz bei der Neuanlage herausgenommen, die Kohlen wurden zerstoßen und unter das Saatkorn zu dessen Gedeihen gemischt oder in den Garten gestreut. Es sollte das Gedeihen der Saaten befördern, den Brand des Waitzen verhüten und die Raupen, Schnecken, Milben und andere schädliche Insekten und Würmer abhalten. In vielen Gebirgsgegenden ist dieses Scharholz noch bis auf heutige Tage in Anwendung.“

An den Sprung über das Johannisfeuer ist noch ganz besonders das Wachsthum und Gedeihen des Flachses geknüpft. „So hoch der Sprung, so hoch der Flachs!“ ist gleichfalls ein allgemeines Wort in Baiern und Schwaben und wird als Wunsch beim Sprunge ausgerufen, den die Burschen und Mädchen meist paarweise zusammen machen. Je höher einer springt, desto mehr gereicht es ihm zur Ehre, und die Alten umstehen das Feuer und ermuntern recht hoch zu springen. An vielen Orten nimmt man noch angebrannte Holzscheite aus dem Feuer und steckt sie auf den Acker in die Leinsaat, denn das befördert ihr Gedeihen, und noch heute meint man in der Oberpfalz, daß für dessen Haus kein Flachs wachse, der über das Johannisfeuer zu springen versäumt, oder daß er mißrathe, wenn die Mädchen nicht über das Feuer springen können. Traurig kehrt das Mädchen heim, welches keinen Burschen zum Sprunge fand; sie darf sich auf den heurigen Flachsbau nicht freuen, während jene, welche mit ihrem Burschen hoch über das Feuer setzten, freudige Hoffnung auf langen Flachs nach Hause bringen.

All' dieser Brauch und Glaube gründet sich auf die reinigende und neubelebende Kraft des Feuers, welche man diesem Elemente überhaupt zuerkannte, und zeigt sich anderwärts noch in anderer Form und Gestalt. So wird aus Preußen und Litthauen berichtet, daß dort auf allen Höhen die Johannisfeuer flammen. Sie helfen nicht nur gegen Gewitter, Hagelschlag und Viehsterben, besonders wenn man am folgenden Morgen das Vieh über die Brandstelle auf die Weide treibt, sondern auch gegen allerlei Zauberei, namentlich Milchbenehmung. Darum geben die jungen Burschen, welche das Feuer angezündet, am folgenden Morgen von Haus zu Haus und sammeln Milch ein. In Griechenland rufen die Weiber am Abend vor Johannistag über das Feuer springend: „ich lasse meine Sünden.“ In Serbien binden die Hirten Birkenrinde zu Fackeln, zünden sie an und umschreiten damit Schafhürden und Ochsenzäune, dann steigen sie auf Berge und lassen sie verbrennen; in Böhmen wurden die Kühe über das Johannisfeuer geführt, um sie gegen Hexerei zu schützen, und in Rußland sprangen junge Burschen und Mädchen blumenbekränzt und mit heiligem Kraut umgürtet über das Feuer und führten die Heerde darüber. Sie glaubten dadurch ihr Vieh vor den Waldgeistern zu schützen.

Auf dem großen, ausgedehnten Gebiete des Johannisaberglaubens und der damit verbundenen Gebräuche dürfte noch manches charakteristische Merkmal, noch mancher interessante Brauch und Glaube aufgefunden werden, nicht unwerth, unserer Skizze als Ergänzung eingefügt zu werden. Doch wir wollen dem Detail der Beschreibung nicht weiter nachgehen. Auch die gegebene Uebersicht und die angedeuteten Hauptzüge des reichen Volksglaubens lassen den Tag der Sonnenwende, an dem er haftet, als einen besonders segensreichen, gnadenvollen Jahresabschnitt klar und deutlich erkennen, als einen Tag von hoher Bedeutung und großem Einfluß für das Wohlbefinden der Menschen und das Gedeihen des Viehes und der Saaten; eine Vorstellung und Anschauung, welche in der Vorzeit fest und lebenskräftig war, in der Gegenwart zwar still und eingeschüchtert aber dennoch fortlebt, mit ihren Wurzeln aber tief bis in das Heidenthum zurückreicht. Denn sie steht im innigen Zusammenhange mit dem heidnischen Glauben, daß durch die unmittelbare Nähe der Gottheit dem Tage eine besondere Heiligkeit und Weihe zu Theil werde, die über die ganze Natur und alle Elemente ausgegossen einem jeden zum Heil und Segen gedeihe, der treu und glaubensvoll mit Opfern und Gaben der Gottheit sich nähert und an der allgemeinen Festfeier Theil nimmt.

—l.

* Dolorida.

Nach Alfred de Vigny.

Yo amo mas a tu amor que a tu vida.
Spanisches Sprichwort.

Hat für die Zauber ihrer süßen Nacht
Die Wollust diesen stillen Strahl entfacht,
Den milden Zwangs Krystall und Flor umgeben?
Des Sommerabends lindem, kühlem Weben
Ist weit das goth'sche Fenster aufgeschlossen;
Ein Morgenroth scheint durch die Nacht ergossen,
Wie nun der Mond sich hebt im Silberschimmer
Und bleichen läßt des ros'gen Strahls Geflimmer,

Denn Erdenlicht ist neben seinem Scheine
Wie Sinnengluth bei ächter Liebe Reine.
Stets mehr ergießend seine weiße Fluth
Hellt er den Teppich, der am Boden ruht,
Der Sessel blauen Sammt, die Ottomane,
Das Buch auf ihr, das halb nach aufgethane,
Die Wanduhr zwischen goldner Vasen Pracht,
Der Jungfrau Bild, die uns das Heil gebracht,
Um das ein Paar von Rosen hold sich schmiegt,
Und dort ein Weib, das auf dem Lager liegt.

O nie sah in Madrid ein Cavalier
Mehr Kunst vereint mit solcher Anmuth Zier;
Nie hat für höhern Reiz in Abendstunden
Dem Liede sich Guitarrenton verbunden;
Nie sah im Dom man schönrer Augen Glanz
Empor zum Himmel schaun vom Rosenkranz;
Nie brachten in des Circus weitem Raume,
Wo von der Höh' bis zu des Kampforts Saume
Das Volk sich drängt, die engen Sitze füllend,
Aus schwarzer Sammtmantille sich enthüllend
So zartgeformte Alabasterhände
Dem Stierbesieger ihres Beifalls Spende.

O ihr, wenn euch noch nicht trog heißer Triebe
Ein dunkles Auge voll geheimer Liebe
Im Strahlennetz vermochte zu verstricken,
Ihr jungen Spanier mit den Feuerblicken,
Die ihr, im hellen Festsaal ihr genahet,
Im reichen Schmuck sie mit Bewundrung sahet,
Wer von euch würfe nicht mit Wonnebeben,
Und droht' ein scharfer Dolch auch seinem Leben,
Sich vor ihr hin und küßte diese Füße,
Die nackten, küßte diese zarte, süße,
Der Nachtluft halb entblößte Brust, dies Haar,
Das schwarz herabfällt auf der Schultern Paar,
So wie zum klaren See mit lindem Wallen
Der Trauerweide Zweige niederfallen?

Es halten leichte Hüllen sie umfangen,
Die ersten, wenn der Morgen aufgegangen,
Die letzten, welche bei des Nachtlichts Blinken
Still vor dem leisen Flehn der Liebe sinken.
Ihr schlanker, weißer Arm stützt das Gewicht
Des schönen Hauptes, doch sie schlummert nicht;
Ihr offnes Auge folgt schon lange, lange
Des Stundenzeigers ernstbedächt'gem Gange,
Der fühllos, was auch eine Brust erregt,
Auf vorgeschriebner Bahn sich fortbewegt.
Wo weilt er, deß sie harrt mit solchem Schmerz?
Nicht ihrem gleich schlägt liebewarm sein Herz.
Nur selten fühlt, zu unglücksel'gem Bunde
Vereint, das junge Weib auf heißem Munde
Des Gatten Kuß, zerstreut und ohne Liebe;
Doch immer wilder flammen ihre Triebe,
Je mehr er sie verachtet und vermeidet,
Je mehr sie einsam und verlassen leidet.

Es hätte, einem treuen Mann gesellt,
Verbotne Gluth vielleicht dein Herz geschwellt,
O junge Frau, denn Weibeslieb' entspricht
Dem Kinde, das sein Spielzeug selbst zerbricht,
Die sanfte Rose schonungslos verletzt
Und nach dem flücht'gen Schmetterlinge setzt.

Die dritte Stunde schlägt mit ernstem Klang;
Wie tönt ihr Schlag so schaurig und so bang
Für ihn, der sich allein sieht und verlassen!
Die Lampe kämpft, und ihre Lichter blassen,
Als sei's ein Sterbender, der noch einmal
Ins Leben wirft des Auges irren Strahl.
Es malt sich alles düstrer ihren matten,
Verwachten Blicken; drüben scheint im Schatten
Des Heilands Bild am Kreuze sich zu regen;
Ein Schauer faßt sie, und mit bangen Schlägen
Pocht hörbar in dem Busen ihr das Herz;
Doch kennen tiefes Leid und starker Schmerz
Der Seufzer und der Thränen Lindrung nicht,
Stumm bleibt sie, unverändert ihr Gesicht,
Indeß, von innerm Krampfe wie durchwühlt,
Sie an der Hand nagt, welche das nicht fühlt.

Wie dehnt so endlos sich die bange Nacht,
Wo alles schweigt, wo sie allein nur wacht!
Da, horch, ein Laut, der durch die Stille bricht!
Die Thür geht auf, er naht, sie zittert nicht,
Sie zittert nicht, ob seiner Glieder Beben
Von düsterm Unheil auch mag Kunde geben,
Kalt sieht sie ihren jungen, schönen Gatten
Sich nahn, als käm' er aus dem Reich der Schatten.
Das Schwert, der Mantel, scheint es, drückt ihn schwer,
So schleppt er mühsam, zitternd sich einher,
Vor ihrem Lager sinkt er auf die Kniee,
Und leise spricht er: Dolorida, siehe,
Ich komme, daß ich Lebewohl dir sage,
Ich sterbe, sterbe, schon an diesem Tage.
Ein Fieber, das ich nicht zu nennen weiß,
Schleicht durch die Adern seltsam mir und heiß,
Trüb' ist mein Blick, mein Fuß so schwer und träge,
Dreimal bin ich gesunken auf dem Wege.
Als immer wilder mir das unbekannte
Verderben in des Busens Innern brannte,
Da trieb es mich mit Macht, dir noch zu sagen,
Daß stets ich doch im Herzen dich getragen.
Nur eine Stunde, nur ein wenig Kraft
Für meine letzte, schwere Pilgerschaft
Erflehet' ich voll Inbrunst vom Geschicke,
Und leichter fühl' ich mich im Augenblicke,
Seit zu dem deinen sich mein Aug' erhebt. —
»Hier sterben, da du ohne mich gelebt?« —

O strenges Herz! Ja, du bist tief verletzt,
Doch übe Mitleid und Erbarmen jetzt!
Mein Athem keucht, die Hand ist wie das Eis;
O fühl' auf meiner Stirn den kalten Schweiß
Und lies den Tod in meinen matten Blicken.
Gieb mir die Hand! O sprich, mich zu erquicken,
Wenn nicht ein zärtlich, doch ein tröstend Wort,
Das, mir im Ohre tönend fort und fort,
Mir leichter meine letzte Stunde mache! —
»Der Tod ist nur der Tod und nicht die Rache.« —

O Gott, so jung noch und so hart von Herzen!
Was littest, so zu werden, du für Schmerzen!
Stets tiefer fühl' ich, wie ich schwer gefehlt,
Ich selber habe so dein Herz gestählt.
Doch höre mich, vernimm mich mit Geduld,
Und milder blickst du hin auf meine Schuld.
Ich schwöre bei des Heilands heil'gem Haupte,
Und wenn mein Leiden nicht die Kraft mir raubte,
Hätt' ich die Hände selbst zu ihm erhoben,
Nie, ob Verführung eng mich auch umwoben,
Schwand aus der Seele mir dein Angedenken,
Stets sah ich meinen Geist zurück sich lenken
Von ihr, die mich durch ihren Reiz umstrickte,
Zu deinem Bilde, das so rührend blickte,
Das ich durch meine Schuld, durch deine Zähren
Nur reiner, edler noch sich sah verklären.
Die Jugend riß mich hin, die Lust der Sinne,
Von der ich, daß sie wie ein Traum zerrinne,
Mit tiefer Reue nun zu spät erfahre;
Ich fehlte, doch ich zähle zwanzig Jahre. —
»Sah sie in deinem Leid dich diese Nacht?« —

Bis zur Verzweiflung hat es sie gebracht.
Ja, freue dich, sie duldet schwer und tief!
Als ich in Schmerzen deinen Namen rief,
Da stürzt' ein Thränenstrom auf ihre Wangen;
Nach dir nur fühlt' ich inniges Verlangen,
Ich eilte fort, um eines nur in Rath,
Daß mich vorher schon fordere der Tod,
Eh' ich vor dir voll Reue hingekniet.
O blicke freundlich her! Mein Leben flieht.
Es flammt so wild dein Auge, daß ich zage!
Was trankst du aus der kleinen Flasche, sage,
Die deine Hand so krampfhaft hält gepreßt? —
»Vom Gift, das ich dir gestern gab, den Rest!«

Fr. Ruperti.

* Maria Paulowna von Weimar.

Vor einigen Tagen ist eine der letzten Gestalten aus der großen Glanzzeit Weimars heimgegangen, die verwittwete Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna, eine der Freundinnen und Gönnerinnen Goethe's. 1786 geboren, eine Tochter des Kaisers Pauls I. von Rußland, Schwester der Czaren Alexander und Nicolaus, ward die Großfürstin 1804 mit dem damaligen Erbprinzen von Weimar vermählt, welcher 1828 seinem Vater Karl August folgte und 1853 starb. Die Großfürstin genoß bis an ihren Tod der größesten Verehrung und Liebe, welche sie durch Herzensgüte und edlen Sinn im vollsten Maße verdiente. Schiller begrüßte sie bekanntlich mit der „Huldigung der Künste“, der letzten Dichtung, die er vollendete. Wenige Monate später starb er; in Goethe's Lebenswege trat die Fürstin vielfach ein und begleitete den Dichter mit ihrer Theilnahme, wie sie ihn auch bis zur letzten Krankheit häufig, in der Regel an jedem Donnerstag, besuchte. In der Biographie Goethe's von Schaefer begegnen wir daher der hohen Frau an mancher Stelle. Wir treffen sie dort zuerst im Jahr 1804.

„Bei dem Mangel an produktiver Stimmung fiel für Goethe die poetische Ausbeute des Jahres 1804 nur gering aus. Sogar bei den Festlichkeiten, welche im November ganz Weimar in freudiger Aufregung erhielten und Goethe nebst andern Geheimräthen den Titel „Excellenz“ brachten, reichte ihm die sonst so gefällige Muse der Feste, die noch in den letzten Jahren zu der Geburtsfeier der Herzogin einige Gedichte zu Maskenzügen hervorgerufen hatte, keine poetische Gabe dar. Der Erbprinz hielt mit seiner jungen Gemahlin, der kaiserlichen Prinzessin Maria Paulowna, am 9. November seinen Einzug, bewillkommt von dem aufrichtigen Jubel der Weimaraner, welche das neuvermählte Fürstenpaar in festlichem Zuge durch eine Ehrenpforte in die Residenz einführten. Wie hätten die Dichter Weimars, der Metropole deutscher Poesie, inmitten dieser Festlichkeiten sich stumm verhalten können? Die ganze Welt, wie Schiller an Körner schreibt, erwartete etwas von ihnen. Da Goethe nichts vorbereitet hatte, so half Schiller aus; rasch arbeitete er das kleine inhaltsschwere Festspiel „die Huldigung der Künste“ aus, in welchem er in würdigster Weise die Huldigung, die der liebenswürdigen Fürstin dargebracht wurde, mit den erhabensten Ideen des Schönen umkränzte. Bei der Aufführung am 12. November (als Vorspiel zu Racine's Mithridates) ward die edle Dichtung gewürdigt, wie sie es verdiente. Die Fürstin vergoß Thränen der Rührung und Freude; Alle fühlten sich ergriffen und erhoben von dem Gefühl, daß die Hoffnung, die des Dichters Phantasie in reizenden Bildern vorführte, sich erfüllen und der das Edle und Schöne liebevoll pflegende hohe Sinn des Weimarischen Fürstenhauses in seinen jüngeren Gliedern fortleben werde. „Ich danke dem Himmel“, schreibt Wieland, „daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche in Weimar angehen; sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat.“

Im Jahre 1818 verfaßte Goethe in Berka die Dichtung zu dem Weimarer Maskenzuge, welcher bei Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna am 18. December 1818 stattfand. „Der Zug“ — berichtet Goethe an Zelter — „bestand beinahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu costümiren, zu gruppiren, in Reihe und Glied zu bringen, und bei ihrem Austritt endlich exponiren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und darüber. (Die Sprecherinnen kamen schon nach Berka zum Vorunterricht herüber). Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls ..... Ich habe mich persönlich am wenigsten zu beklagen; denn die Gedichte, auf die ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig, und ein kostbares Geschenk von der Kaiserin, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte mich über alle Erwartung.“ Gegen Knebel kann er jedoch sein Bedauern nicht zurückhalten — und dies theilt wohl jeder Verehrer des Dichters, wenn er die Geschichte seiner höfischen Festdichtung verfolgt — daß so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld zuletzt wie ein Feuerwerk in die Luft verpufft. „Indessen haben wir“, fügt er hinzu, „die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von solchen Eitelkeiten hierdurch für immer Abschied genommen.“ Indem die Erbgroßherzogin ihn mit der Anordnung des Festzugs und der Ausführung der ihn erläuternden Dichtung beauftragt hatte, war es ihr Wunsch, daß dabei die einheimischen Geisteserzeugnisse in beziehungsreichen Bildern vorgeführt würden. Der Dichter hatte daher Gelegenheit, die glänzende Literaturperiode Weimars, als deren Repräsentant er übrig geblieben war, in erhebenden Bildern zur Anschauung zu bringen. Eine große Gesittung hat jene Strophen eingegeben, welche die dahingeschiedenen Größen Weimars, von denen er im Leben manche unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte, charakterisiren. „Eine reine, wohlgefühlte Poesie“ — sagt er in den Noten zum Divan in Bezug auf diese Gedichte, augenscheinlich im Hinblick auf Herder, — „vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt.“

In dem Abschnitte, welcher die Zeit von 1820 bis 1825 schildert, heißt es: „Goethe kam jetzt selten an den Hof. So unabhängig war seine Stellung am Weimarischen Hofe, so fern von aller Servilität, die man diesem edlen Verhältnisse so oft hat andichten mögen, daß dies von Seiten der fürstlichen Familie durchaus keine Mißbilligung erfuhr. Vielmehr suchte sie den Dichter oft in seiner Wohnung auf und führte auch fürstliche Gäste, unter andern den König von Würtemberg und den Großfürsten, nachmaligen Kaiser, Nicolaus mit seiner Gemahlin ihm zu. „Von unserer Großherzogin kann ich nur sagen“ — schreibt er Zelter — „daß Bewunderung und Verehrung gegen sie immer mehr wachsen muß ..... Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal, da ich mich dann jederzeit vorbereite, irgend etwas Interessantes vorzulegen, wo dann ihre ruhige gründliche Theilnahme an Gegenständen aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird.“ Nicht minder war Goethe durch die regelmäßigen bis zu seinen letzten Tagen fortgesetzten Besuche der geistvollen Erbgroßherzogin beglückt. „Was auch im Lauf der Woche an interessanten Gegenständen in Kunst, Literatur und Naturwissenschaften bei Goethe einlief“ — so berichtet von Müller — „das Erfreulichste war ihm stets dasjenige, was er seinen erhabenen Fürstinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Theilnahme daran gewiß sein konnte. Trat zuweilen eine unwillkürliche Verhinderung jener Besuche ein, so war es ihm, als fühle er eine Lücke in seinem Dasein; denn gerade das Beständige, genau Wiederkehrende jener Tage und Stunden verlieh ihnen noch einen besonderen Reiz, der die ganze Woche hindurch erfrischend auf ihn wirkte.“

Endlich entnehmen wir dem Schlußcapitel, welches die Jahre 1826 bis 1832 behandelt, folgende Stelle: „Durch angestrengte Thätigkeit suchte er auch den Schmerz zu überwinden, welcher ihn mit dem am 14. Februar 1830 erfolgten Hinscheiden der verwittweten Großherzogin traf. Anfangs schien er seiner Empfindungen Herr werden zu wollen. „Der Schlag, der uns lange bedroht“, — sagte er zu Soret, der im Auftrage der Großherzogin Marie zu ihm ging, um ihm in ihrem Namen einen Condolenzbesuch zu machen, — „hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen; wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen.“ Als Soret auf Goethe's Papiere hinwies und die Arbeit als die beste Trösterin bezeichnete, erwiederte er: „so lange es Tag ist, wollen wir den Kopf schon oben

halten, und so lange wir noch schaffen können, werden wir nicht nachlassen«, und lenkte dann mit Lebhaftigkeit das Gespräch auf andere Gegenstände. Als jedoch Soret sich am folgenden Vormittag im Auftrage der Großherzogin nach seinem Befinden erkundigte, fand er ihn betrübt und gedankenvoll. »Ich muß mit Gewalt arbeiten«, sagte er, »um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt.« In seinen Aeußerungen blickte seit der Zeit häufiger das Vorgefühl seines nahen Todes durch. Soweit die regierende Familie im Stande war, die schmerzlichen Verluste gewohnter Liebe durch eine freundliche Gegenwart vergessen zu machen, hatte er die herzlichste Theilnahme und Fürsorge dankbar anzuerkennen. »Wenn ich Ihnen nun versichern kann«, schreibt er im April an Varnhagen von Ense, »daß Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Großherzogin sich fortwährend Alles zu thun geneigt erweist, was mir in meinen Zuständen Freude machen kann, indem sie die mir noch anvertrauten Geschäfte und was mich sonst berührt, auf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich dadurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir gestiftete Gute mich überleben solle: so wird gewiß auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Geiste immer tiefer sich einwurzeln.« Ihre regelmäßigen Besuche zählte er stets unter seine schönsten Stunden. Nicht minder gab ihm der Großherzog immer neue Beweise seiner Anhänglichkeit und besuchte ihn manchen Abend ganz allein auf seinem Studirzimmer. Daß er Goethe »wie einen Vater« geehrt und geliebt habe, sprach er noch kurz vor dessen Hingang aus.

* Vom Künstlerverein in Bremen.

Bremen, 30. Juni. Der hiesige Künstlerverein, dessen schöne Halle bereits weithin bekannt ist und die Freude Aller erregt, welche sie in ihrer jetzigen Gestalt sehen, beschloß in diesen Tagen sein drittes Lebensjahr. Der Vorstand berief am 22. die gesetzliche General-Versammlung und gab einen Bericht über den verflossenen Zeitabschnitt; die erreichten Resultate konnten als glückliche und erfreuliche bezeichnet werden. Wir entlehnen diesem Berichte Dasjenige, was sich auf die Thätigkeit des Vereins bezieht: Die wöchentlichen Versammlungen haben sich einer regen Theilnahme zu erfreuen und bilden nach wie vor den Kern des Vereinslebens. Zu Beginn des jetzt abgelaufenen Jahres beschäftigten sich Vorstand und Ausschuß mit der Frage, ob eine Trennung der Vorträge in gesprochene und musikalische wünschenswerth oder nothwendig sei. Da eine unbedingte Entscheidung dieser Frage nicht erfolgte, so ward beschlossen, den Weg des Versuchs einzuschlagen. Es wurden daher musikalische Abende in größerer Anzahl veranstaltet, neben denselben an anderen Abenden nur Vorträge gehalten, während dann auch wieder Wort und Ton sich vereinigten. Alle diese Versuche hatten sich gleich großen Erfolges zu erfreuen, und es liegt darin die Bürgschaft, daß eine fernere Handhabung desselben Verfahrens ersprießlich sein wird.

Eine Uebersicht des Geleisteten ergiebt folgendes Resultat. Es wurden Vorträge gehalten:

Ueber die Behandlung des Don Juan in Frankreich und Spanien; über die Kunst des Vortrags in musikalischer und rednerischer Hinsicht; über die Eigenschaften, welche den Beruf des Dichters bekunden;

über spanische Malerei, die deutschen Kunstschöpfungen des Jahres 1858;

über das Kloster Loccum und die Cistercienserkirchen, Schinkel und seine künstlerische Richtung;

über Alexander von Humboldt, den spanischen Dichter und Publicisten José de Larra, London zur Zeit der Elisabeth, Familie, Staat und Volk im Alterthum, die Sagen der Indianer;

über Olbers und seine astronomischen Entdeckungen, Bessel und die Berechnung der Fixsterne, Witterungs-Verhältnisse;

über die Reste des Inkareiches in Peru, die Ruinenstädte Mesopotamiens, die Nordpolexpedition unter Hayes.

Ferner wurden vorgetragen Uebersetzungen der Byronschen Poesieen Mazeppa, Giaur und »Der Gefangene« von Otto Gildemeister, plattdeutsche Gedichte von Klaus Groth.

Sehr lebhaft und dankenswerth war die Betheiligung der musikalischen Mitglieder. Auf dem Gebiete des Gesanges kamen eine Cantate von Sobolewski zum Olbersfeste, Mendelssohns Chor »an die Künstler«, von Schubert der Gesang der Geister und ein Lied zur Aufführung. Die Instrumentalmusik brachte folgende Werke zu Gehör:

Von Haydn: zwei Quartette.

Mozart: eine dreizehnstimmige Serenade, ein Octett, drei Quintette, drei Quartette, ein Trio und eine vierhändige Sonate.

Beethoven: ein Septett, drei Trios, zwei Sonaten für Pianoforte.

Eberl: eine Sonate für Piano und Cello, ein Quintett.

Ries: ein Trio.

Mendelssohn: drei Quartette, ein Trio.

Rubinstein: eine Sonate für Piano und Cello.

Ritter: ein Andante für Blasinstrumente.

Pape: ein Adagio für Clarinette und Streichinstrumente, ein Streichquintett.

Schmidt: ein Quintett für Clarinette und Streichinstrumente.

Graue: eine Romanze für Clarinette, eine Sonate für Piano und Cello.

Neu waren darunter das Andante von Ritter, das Quintett von Schmidt und die Romanze und Sonate von Graue.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Aus dem Bregenzer Wald. Von A. Oppermann. — Briefe über Musik an eine Freundin. Von L. Ehlert. — Dr. Albert Hardenberg; ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Von W. Schweckendieck. — Friedrich der Große und Voltaire. Von J. Venedey. — Ein Sohn des Südens. Roman von E. Verena. 2 Bde. — Die Rheider-Burg. Novelle von Levin Schücking. 2 Bde.

— * Die neue von Julian Schmidt besorgte Ausgabe der gesammelten Schriften Heinrichs von Kleist hat zu erscheinen begonnen.

— * Der zweite Band der »italiänischen Zustände« von Theodor Mundt ist ausgegeben; er führt den Titel »Rom und Pius IX.«

— * Die »Hausblätter« beginnen im jüngsten Hefte den Abdruck einer neuen längeren Erzählung »Der Tannhäuser« von Hackländer.

— * Ueber den achten und letzten Band der »Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften« von Varnhagen von Ense bemerkt die Kölnische Zeitung: »Derselbe lag, bis auf wenige später hinzugefügte Kritiken aus neuerer Zeit, schon seit einer Reihe von Jahren druckfertig vor; die Veröffentlichung ward aus persönlichen Rücksichten auf einige Zeitgenossen bis nach dieser oder seinem eigenen Tode verschoben. Leider trat der letztere Fall unerwartet rasch ein, so daß wir einem höchst schmerzlichen Verluste die frühere Bekanntmachung der drei hier mitgetheilten, höchst wichtigen Abschnitte seiner »Denkwürdigkeiten«, Ungarn (1809), Nach dem Wiener Frieden (1809, 1810), Wien und Baden (1834), verdanken. Daß dieselben sehr reich an den anziehendsten Mittheilungen sind und über manche Personen und Zustände neues Licht verbreiten, bedarf kaum der Erwähnung. Unter den auf Personen bezüglichen Aufsätzen heben wir die erste umfassende und ein-

dringende Darstellung von Voltaire's Aufenthalt zu Frankfurt im Jahre 1753 hervor. Die dritte, reich ausgestattete Abtheilung giebt eine Auswahl von Kritiken, die für Varnhagens Standpunkt stets bezeichnend, reich an geistvollen Ansichten und Mittheilungen; die Unterdrückung mancher andern mag man bedauern, doch die von Varnhagen auch hierin beobachtete Maßhaltung ist ehrenvoll anzuerkennen. Den Schluß des Bandes bilden neue Darstellungen Rahel's von verschiedenen Verfassern, die nicht allein den engern Kreis der Verehrer der seltenen Frau anziehen dürften. Wir bezeichnen unter diesen die Aufsätze über Rahel und ihre Gesellschaft gegen Ende des Jahres 1801 (aus den Papieren des Grafen S***) und über den Salon der Frau von Varnhagen im März 1830, Brinkmanns Brief an Varnhagen und die Darstellung von Rahel's Religiosität. Die Nichte des Verewigten, die sich durch eigene literar-historische Darstellungen ehrenvoll bekannt gemacht, Ludmilla Assing, hat die Herausgabe des Bandes übernommen, den wir als letzte Gabe eines so selten begabten als freiedlen Mannes, eines der wenigen Meister unserer Sprache, nicht ohne Wehmuth betrachten. Eines empfehlenden Wortes bedürfen die Werke Varnhagens nicht, den Manche unter uns noch lange schmerzlich vermissen werden."

— * Das große dreitägige Händelfest in London ist vorüber. Es ward in den kolossalen Räumen des Krystallpalastes am 20. Juni unter Direction Costa's mit einer Aufführung des Messias eröffnet. Ueber den Eindruck des ersten Tages schreibt die Times: "Wir können nicht oft genug wiederholen, daß derartige Aufführungen eben so wenig von einem kleinlichen Gesichtspunkte aus beurtheilt werden dürfen, wie man die Proportionen eines Kolosses mit dem Mikroskop betrachtet. Was an Feinheit und Glätte der Ausführung fehlt, wird durch das Breite, Massenhafte, Ueberwältigende in einem bisher noch nicht dagewesenen Grade aufgewogen, in einem Grade, der mit weniger gewaltigen und imposanten Mitteln nicht zu erreichen ist. Niemand, der dieser Ansicht ist, konnte am 20. Juni Händel's unsterbliches Meisterwerk hören, ohne durch seine Majestät getroffen, durch sein Pathos in Fesseln geschlagen, durch seinen erhabenen Schwung erbaut und seine wahrhaft andächtige Reinheit gerührt zu werden. Es war erstaunlich, wie mit so massenhaften und dem Anschein nach kaum zu bewältigenden Mitteln so viele feine Details, Schattirungen und Gegensätze klar und wirksam herauskamen. Sieht man von gewissen unter den Verhältnissen unvermeidlichen Umständen ab, so hat man niemals eine Aufführung des Messias gehört, deren Eindruck großartiger gewesen wäre." Am zweiten Tage (Mittwoch) kam neben dem Dettinger Te Deum eine Auswahl aus den Oratorien Belsazar, Saul, Samson und Judas Maccabäus zur Aufführung, während der dritte Tag (Freitag) für Israel in Egypten bestimmt war. Die Zahl der Zuhörer, die sich zu der General-Probe am 18. eingefunden hatten, betrug der Times zufolge 19,680, und für die beiden ersten Concerte sind die entsprechenden Zahlen 17,100 und 16,000. Dem dritten und letzten Concerte wohnten gar 27,000 Menschen bei.

— * Die Franzosen sollen sich in der Lombardei die schönsten Kunstwerke, welche ihnen in den Weg kommen, notiren, um sie zur geeigneten Stunde nach Frankreich zu schicken. In Mailand ist eine eigene Commission mit dieser Aufgabe beschäftigt.

— ** In der ersten Hälfte des Juni wurden im Hôtel des Monnais in Paris zwei große Medaillen zum Andenken an den Beginn des denkwürdigen Feldzugs in Italien geprägt. Die eine hat auf dem Avers die Profilbüste des Kaisers, auf dem Revers folgende von einem Eichen- und Lorbeerkranze umgebene Inschrift: Nous allons seconder la lutte d'un peuple revendiquant son indépendance et le soustraire à l'oppression étrangère (Ordre du jour. — Gênes, 12. Mai 1859) mit der Umschrift: Alliance franco-sarde pour l'indépendance de l'Italie. Die andere hat auf dem Avers die Profilbüste des Königs Victor Emanuel und auf dem Revers folgende ebenso umgebene Inschrift: Coi miei soldati combatteranno le battaglie della liberta e della giustizia i prodi soldati dell' imperatore Napoleone mio generoso alleato. (Torino, 29. aprile 1859), mit der Umschrift: Alleanza franco-sardo per l'indipendenza d'Italia. Hätte man nicht lieber noch einige Wochen damit warten sollen, um zu schreiben: Nous avons secondé und hanno combattuto?

— * Man hat Nachrichten von Moritz Wagner aus Quito in Südamerika, wo derselbe das letzte Erdbeben mit erlebte. Die Briefe sind vom 20. April. Dr. Moriz Wagner spürte die ersten Stöße am Morgen 8½ Uhr den 21. März; er sprang aus seinem hochgelegenen Landhause noch eben rechtzeitig in den Garten, ehe ein Theil des Daches und der steinernen Galerie einstürzte. Ein Blick über die Stadt zeigte ihm das Verschwinden all der schönen Kirchenkuppeln; über dem eingestürzten Häusermeer erhoben sich ungeheure Staubwolken. Fast die Hälfte der alten Inca-Hauptstadt, zwei andere Städte, etwa 20 Ortschaften und 200 Haciendas sind in Trümmerhaufen verwandelt. Die ganze Bewegung dauerte über 60 Secunden. — Uebrigens wiederholt man die öffentliche Aufforderung an den Reisenden zur sofortigen Rückkehr, wo derselbe auch sein möge, da die Schwierigkeiten der Fortsetzung der Reise von München aus fortbestehen.

— * Die irdischen Reste der verstorbenen Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna wurden in Weimar am 27. Juni in großartigem Zuge nach der Fürstengruft geleitet, wo Goethe, Schiller und Karl August ruhen. Die Feierlichkeit erfolgte unter einem ungeheuren Zudrange.

— * Jobst Sackmann. Die plattdeutschen Predigten des originellen Pastors Sackmann zu Limmer bei Hannover (1643—1718) sind bekannt genug. Wenn die Schulzesche Buchhandlung in Celle, welche vor einigen Jahrzehnten zum ersten Male die in Flugblättern und Journalen zerstreuten Predigten Sackmanns sammelte, jetzt eine sechste Auflage drucken läßt, so darf sie immer noch auf Absatz rechnen, auch wenn nicht die dermalen herrschende Vorliebe für das Plattdeutsche dabei in Anschlag zu bringen wäre. Indem der Herausgeber sich in der Vorrede auf Klaus Groth beruft, weist er zugleich auf eine Würdigung hin, die Sackmann neuerdings durch Hermann Marggraff im "Hausschatz deutscher Humoristik" gefunden hat. Es heißt dort: "Wir treten nun, mit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts, in eine Zeit, die in Bezug auf den Humor noch viel trockener und unfruchtbarer ist als die, welche wir eben unserer Betrachtung unterzogen hatten. Nur eine seltene glänzende Ausnahme zeigt sich uns in dieser bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinausreichenden humorlosen Periode; Ulrich Megerle oder wie er mit seinem Klosternamen hieß Abraham a Sancta Clara (geb. 1642 im Würtembergischen, gestorben als Hofprediger zu Wien 1709), in dessen Schriften und Kanzelreden eine unerschöpfliche Fülle von Witz und Laune sprudelt, zwar wohl auch mit mancherlei Geschmacklosigkeiten, aber auch mit tieferen wirklich dichterischen Anschauungen untermengt. Dabei besaß Abraham a Sancta Clara tüchtigen Verstand, umfangreiche Kenntnisse, gründliche Einsicht in menschliche Thorheiten und eine ungeschminkte unerschrockene Wahrheitsliebe. Er ist reich und überreich an Wortspielen, Bildern und schlagenden, oft auch zu gesuchten und spielenden Antithesen. Zu seinen Hauptwerken gehören: "Huy und Pfuy der Welt", "Gack gack d. ist Wallfahrt Maria Steen in Taxa", "Oestreichisches Deo Gratias", "Heilsames Gemisch Gemasch", "Judas der Erzschelm", "Ganz neu ausgehecktes Narrennest", "Wohl angefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistlichen Gesegn-Gott erquicken kann", seine letzte kurz vor seinem Tode verfaßte Schrift. Sehr sinnreich ist auch sein Gedicht vom heiligen Antonius, der zu Padua den Fischen predigte. Eine Auswahl seiner Werke erschien in 2 Bänden zu Wien (1846). Unter den neuern Humoristen scheint Saphir seiner Manier viel zu verdanken, und es ist bekannt, daß die vortreffliche Kapuzinerpredigt in "Wallensteins Lager" dem Abraham a Sancta Clara nachgebildet und ganz in seiner Manier gehalten ist. Ein besseres Muster für eine solche Kapuzinerpredigt konnte es auch nicht geben. Solcher Kanzelredner, die wie Abraham a Sancta Clara im Volkston predigten und den Witz nicht verschmähten, gab es noch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, so der „Cicero suevicus", (Sebastian Sailer (geb. 1714 im bairischen Kreise Schwaben-Neuburg, gest. 1777 als Pfarrer zu Dieterskirch) weniger geistreich als Abraham a Sancta Clara, aber voll derber scherzhafter Einfälle, Verfasser mehrerer Schriften im schwäbischen Dialekt und halb humoristisch gehaltener Passionsaktionen, darunter "die Schöpfung", die er, wie Hub erzählt, ganz allein aufzuführen pflegte, indem er nur eine Geige in der Hand hielt und sich zu den Arien, die er nach eigener Composition sang, accompagnirte, den übrigen Theil aber declamirte. Auch auf protestantischer Seite gab es solche Kanzelredner im Volkston, wie Balthasar Schuppius aus Gießen (geb. 1610, gest. 1661), Pastor in Hamburg, der seine Predigten mit allerlei Histörchen und spaßhaften Anekdoten spickte und deßhalb den Namen "Fabelhans" erhielt, auch mehrere Tractätlein satirischen Inhalts schrieb, ferner Jobst (Jacob) Sackmann (geb. zu Hannover 1643, gest. als Prediger in Limmer 1718), der schwerlich in irgend einer unsrer Literaturgeschichten erwähnt ist. Sackmanns Predigten, im plattdeutschen Dialekt gehalten, sind die ergötzlichsten und drolligsten von der Welt. Einige derselben, zum Theil nur in Fragmenten oder hochdeutscher Uebersetzung erhalten, erschienen 1853 in Celle bereits in 5. Auflage unter dem Titel: "Jobst Sackmann's weil. Pastors zu Limmer bei Hannover Predigten. Nebst Biographie und Bildniß des Verfassers." Seine Kanzelreden wurden aus der Hauptstadt viel und oft in zudringlicher Weise besucht. Dann ließ er wohl durch seinen Küster eine ermüdend lange Predigt nebst langem Gebete vorlesen und die längsten Lieder singen. Die Kirchenthüren wurden geschlossen, so daß Keiner vor Beendigung des Gottesdienstes sie verlassen konnte. Die gefoppten Hauptstädter verschworen dann begreiflicherweise, je die Limmersche Kirche wieder zu besuchen, und das war Sackmann's Zweck. Einmal fand sich ein geckenhafter Perrückenmacher in der Kirche ein, der sich für den König von Schweden ausgab und der Kanzel gegenüber Posto faßte. Da donnerte Sackmann ihn von der Kanzel an: "De Kerel, de da gegen my öwer in dem blagen Kleede sitt, de denkt ook, ek schall glöven, he were de Köönig von Sweden, un et is doch mant een Perückenmacher ut Hannover. Ja du magst my wol de rechte Köönig syn, du dummer Beelzebub. Bist du drum herkomen, dat du my olen Mann tom Narren maken wuist, so hättst du man können tu Huus bliven, du donnersche Haarklöver du!"

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 28. Bremen, 10. Juli. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Gemüth.

Eine einfache Erzählung
von Ludwig Rosen.

1.

Auf dem Verdecke eines Dampfschiffes nahe an der Spitze, womit es die Fluthen des stattlichen Stromes durchfurchte, stand eine kleine Gruppe von Reisenden, bestehend aus einem Herrn und zwei Damen. Der Herr mochte ein angehender Dreißiger sein, seine Kleidung war elegant genug, um ihren Besitzer als Mitglied der sogenannten höheren Stände zu bezeichnen, aber zu wenig sorgfältig, um auf eine anspruchsvolle Lebensstellung schließen zu lassen; aus seinem schönen Gesicht sprach Geist und Bildung, aber auch ein besonders ernster, fast schmerzlicher Zug, den unausgesetztes Nachdenken oder auch vielleicht — die Sorge hinein gegraben hatte. Die weibliche Gestalt, die sich an ihn lehnte, während er sie leicht mit dem Arme umschlungen hielt, gewährte jenen rührenden Zug ernster Jungfräulichkeit, den manche Frauen so lange beibehalten, bis ihn der allzu große Druck des Lebens zur schwermüthigen Trauer stempelt, oder bis ihn das glückliche Behagen einer angehenden Großmutter ins Matronenhafte übergehen läßt; sie war ohne Zweifel die Gattin des Herrn, doch mochte sie fast zehn Lebensjahre weniger zählen. Ihre neben ihr stehende Gefährtin war der entschiedenen Familienähnlichkeit nach ihre jüngere Schwester, aber jedenfalls noch unverehelicht, denn mit dieser arglosen Unbefangenheit kann nur das Mädchen in die Welt blicken, niemals jedoch die Frau, und wenn sie auch noch so glücklich ist. Die Kleidung der beiden Damen war ein geschmackvoller und reisemäßiger Anzug, aber nicht von jener Art, wie ihn vornehme oder reiche Touristinnen tragen, sondern nach derjenigen haushälterischen Weise eingerichtet, welche mit Anwendung einiger damenschneiderlicher Künste aus dem Familienkleid einen Reiseanzug und aus dem Reiseanzug wieder ein Familienkleid herzustellen weiß. Die kleine Gesellschaft machte also gewiß nur eine Reise von geringer Ausdehnung, vielleicht eine Besuchsreise zu Verwandten, vielleicht auch einen Ausflug zur Erholung, um in der Freude an der Natur eine Abwechslung von geschäftlichen und häuslichen Beschwerden zu finden. Wenigstens ließ sich aus den bewundernden Blicken, womit ihre Augen an den romantischen Ufern des Stromes hingen, mit großer Sicherheit entnehmen, daß sie den Naturgenuß nicht mit der Blasirtheit der Reisenden von Profession aufnahmen, sondern daß sie sich demselben mit ganzer und ungetheilter Seele hingaben.

Und doch ließ sich das eben Gesagte nicht durchaus von allen Dreien behaupten, denn die jüngere Dame vertheilte allerdings ihre Aufmerksamkeit zwischen die Naturschönheit und — einen Engländer, der sich einen leichten Schiffstuhl vorn auf die Spitze des Verdecks geschafft hatte und nun dergestalt saß, daß er den Rücken an einen Waarenballen lehnte, die unbillig langen Beine aber auf den kleinen eisernen Böller setzte, welcher hier das Ende der Welt, d. h. des Verdeckes ausmachte, und auf solche Art der Rundpromenade längs dem Bord größere Schwierigkeiten in den Weg legte, als das Kap Horn den Schiffen bei Umseglung der Erde darbietet. In dieser — eines Engländers gewiß sehr würdigen — beharrlichen Position beschäftigte sich der Sohn Albions damit, die Gasthofsrechnung, die er aus dem letzten Nachtlager mitgebracht haben mochte, mit dem tiefsinnigsten Ernste zu studiren, gelegentlich aus seinem Taschenbuch, das an Umfang einer mäßigen Hausbibel glich, andre ähnliche Rechnungen hervor zu holen und mit dem augenblicklich in Betracht gezogenen Schriftstück zu vergleichen. Wenn nun auch immerhin die einzelnen Posten sowie die Gesammtsummen dieser Gasthofsdokumente eine Höhe erreichen mochten, welche jeden nicht ganz taktfesten Geist in Verwirrung setzen konnte, so fand doch die junge Dame, welche jetzt abwechselnd die Flußufer und den Engländer betrachtete, es in ihrem Geiste unvereinbar genug, wie man bei diesen Naturumgebungen sich in die stilistischen Produktionen von Gastwirthen vertiefen könne, zumal da dergleichen Produktionen doch nur für ihre Verfasser werthvolles Interesse zu besitzen pflegen: die junge Dame, sagen wir, mußte sich hierüber dergestalt verwundern, daß sie selbst nicht mehr ungetheilt sich dem Naturgenuß widmete, sondern zwischendurch immer den Engländer beobachtete. Dazu kam ein Umstand, der ihre Aufmerksamkeit mit erhöhtem Interesse auf den langbeinigen Insulaner lenkte.

Eine Anzahl von mückenähnlichen Fliegen oder fliegenähnlichen Mücken — kurz von solchen Insekten, die eben so lästig sind beim Studium von Wirthsrechnungen als bei demjenigen von assyrischen Inschriften — behelligte den Engländer sehr, und die junge Dame fand sich lebhaft angeregt durch die Untersuchung, ob die Rechnungen oder die Insekten mehr die Stimmung des Mannes verschlimmerten, ja es glitt zuweilen ein leiser Zug des Muthwillens über ihr hübsches rundes Gesicht, wenn sie bemerkte, daß der vergebliche Kampf mit den geflügelten Ungethümen wirklich die Aufmerksamkeit des Dulders mehr in Anspruch nahm als die schriftlichen Beweise gastwirthlicher Unverschämtheit.

Auf der andern Seite des schmalen Weges zwischen Waarenballen und Bordgeländer schritt jetzt lustwandelnd ein Paar heran, das jedenfalls in seinem Heimathorte eine Geld- oder Beamtenmacht repräsentirte, denn diese behagliche Würde und freundselige Herablassung, die sich in dem Auftreten des Herrn aussprach, dieser überladene Putz und diese vornehmthuende Aufgeblasenheit der Dame, die von dem Herrn geführt wurde: sie waren sichre Anzeichen von der Wichtigkeit, welche beide Personen in ihrem Wohnorte einnahmen, so klein und nahegelegen derselbe auch sein mochte.

Das wandelnde Paar stieß auf ein unerwartetes Hinderniß, auf die unübersteigliche Barre, mit welcher die Beine des Engländers den

Pfad verlegten. Mit jener Sicherheit des Tones, welche von der Unmöglichkeit der Nichtgewährung einer Bitte überzeugt ist, sagte der würdige Herr: »Sie erlauben, daß wir hier durchgehen.«

Der Engländer stierte mit einer Angelegentlichkeit auf sein Blatt, als wenn er jetzt zum ersten Male in seinem Leben die Entdeckung machte, daß Wachslichter ein Artikel seien, der wenigstens den Gastwirthen unermeßliche Prozente abwerfe.

Der würdige Herr verzichtete auf den milden Nebenton, den er vorher hatte durchklingen lassen, ließ eine größere Strenge vorwalten und sagte mit Entschiedenheit: »Mein Herr, ich muß Sie bitten, daß Sie einen Augenblick Ihre Beine fortnehmen, damit wir hier durchgehen können.«

Der Engländer drehte sich mit dem Kopf und ganzen Oberkörper so weit nach der andern Seite, als er bewerkstelligen konnte, ohne die Lage der Beine zu ändern.

Da die beobachtende junge Dame sah, daß dem würdigen Herrn das Blut des Unwillens ins Gesicht stieg, so befürchtete sie alles Ernstes eine unangenehme Scene und zog sich furchtsam einen Schritt zurück. Aber es brach diesmal kein Kampf zwischen dem Selbstgefühl Deutschlands und dem Stolze Englands aus, denn der würdige Herr mäßigte seine Empfindungen, blickte auf seine Dame, die etwas verblüfft und verdummt in den Austritt hinein sah, und sprach zu ihr mit großmüthiger Entsagung halblaut: »Wir wollen uns mit dem Grobian nicht ärgern!« worauf das Paar den Rückzug antrat, ohne daß auch dieser bei dem siegbaften Gegner nur die mindeste Beachtung zu finden schien.

Auch die Begleiter der jungen Dame hatten nicht umhin gekonnt, ihre Aufmerksamkeit der kleinen Begebenheit zuzuwenden, die in ihrer unmittelbaren Nähe abspielte und worin zwei verschiedene National-Charakterzüge bezeichnend genug hervortraten. Unwillig sagte die junge Dame zu ihrer älteren Schwester: »Das ist doch eine Impertinenz ohne Gleichen, meinst du nicht auch, Fanny?« Sie sprach dabei vielleicht absichtlich so laut, daß dem Engländer die strenge Kritik aus schönem Munde unmöglich entgehen konnte.

Begütigend erwiderte Fanny: »Es ist offenbar ein Engländer, und er versteht wahrscheinlich kein Wort Deutsch.«

Aber die aufgeregte Schwester sagte scharf: »Wenn auch nicht! Selbst ein Grönländer hätte gemerkt, was die Leute von ihm wollten, und wäre ihrem Wunsche entgegen gekommen, aber diese gemüthlosen Engländer verpesten jetzt förmlich die Atmosphäre aller Gegenden, in welche ihre Reisehandbücher sie führen.«

Der Gemahl Fanny's nahm das Wort: »Der deutsche Herr hat sich nur nicht richtig zu benehmen gewußt! Ich an seiner Stelle hätte ohne Umstände die Beine des Hindernisses überschritten, dabei aber vielleicht zufällig auf dieselben derb getreten, dann hätte sich der Besitzer derselben augenblicklich überzeugt, daß er gut daran that, seine langen Extremitäten von einer Stelle fortzuziehen, die zur gemeinschaftlichen Benutzung aller Passagiere dient. Für einen solchen praktischen Beweis ist diese Nation sehr zugänglich, aber Gemüth würde man freilich umsonst bei ihr suchen.«

Der Engländer hatte seine Papiere in das Taschenbuch gelegt, dieses in die Brusttasche gesteckt, den Rock darüber zugeknöpft und war aufgesprungen: das alles aber mit einer raschen Behendigkeit, die man der scheinbaren Unfolgsamkeit und Unlenkbarkeit seiner Gliedmaßen kaum zugetraut hätte. Wie er so da stand in seiner ganzen Größe, die unverhältnißmäßig langen Beine in eine Hülle von möglichst fabelhaft karrirtem Zeuge gekleidet, den übrigen Körper von einem etwas zu engen eselgrauen Paletot umschlossen, den Kopf mit einem gleichfalls grauen Hute bedeckt: da wäre man, besonders weil die Längenverhältnisse der Arme denen der Beine entsprachen, unwillkürlich an die sogenannten Hampelmänner der Kinder erinnert worden, wenn nicht das blasse, von einem buschigen Backenbart umschattete Gesicht mit der langen gebieterischen Nase, den großen, aber keineswegs geistlosen Augen, durch eine augenblickliche Aufregung angenehm belebt, einen mehr vortheilhaften als unvortheilhaften Eindruck gemacht hätte. Bevor sich die uns bekannte Reisegesellschaft dessen versah, stand der Engländer vor dem Führer derselben und sagte dringend, aber keineswegs unhöflich: »Mein Herr, sagen Sie mir doch, was ist Gemüth?«

»O Himmel, er spricht Deutsch!« rief Emilie (so hieß die jüngere Dame) überrascht.

Der Angeredete war von dem unerwarteten Ueberfall dieser Frage geradezu verdutzt, so daß er für den Augenblick kein Wort zu sagen wußte. Seine Frau nahm für ihn das Wort und sagte freundlich in englischer Sprache: »Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir Sie für einen Engländer halten. In diesem Falle ist es schwer, Ihnen in Ihrer Sprache einen solchen Begriff vollständig zu erklären.«

»O nein, sagte der Engländer, ich brauch' es nicht definirt zu haben auf Englisch, ich versteh' recht gut Deutsch. Aber Sie scheinen selbst nicht recht zu wissen.« Mit einer raschen Wendung sich Emilie nähernd, fragte er: »Können Sie mir sagen, was ist Gemüth?«

Emilie schaute ihm nur einen kurzen Augenblick in das seltsam gespannte Gesicht, dann brach sie in ein so helles und anhaltendes Gelächter aus, daß der Engländer dem Anschein nach tief beleidigt sich umdrehte und nach der entgegengesetzten Seite verschwand. Als Emilie sich von ihrem Lachen erholt hatte, sagte sie zu ihrem Schwager: »Wir haben das Feld behauptet, nicht wahr, Albrecht?«

»Nicht ganz als Sieger, wie mir scheint!« sagte verdrießlich Albrecht, der keineswegs mit der von ihnen so eben gespielten Rolle ganz zufrieden sein mochte.

2.

Gegen Mittag legte das Schiff bei einer ziemlich bedeutenden Stadt an, und unsre Reisegesellschaft stieg aus, weil sie von hier aus ihren Wohnort auf der Eisenbahn erreichen wollte. Daß auch der Engländer das Schiff verließ, hatten unsre Bekannten in dem Gedränge nicht bemerkt, aber als sie an der Mittagstafel eines Gasthofes Platz genommen hatten, sahen sie bald die unverkennliche Gestalt, durch einen Kellner geleitet, auf einen ihnen gegenüber stehenden Stuhl losschreiten und sich dort niederlassen. Albrecht schien große Lust in sich zu spüren, die flüchtige Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, wahrscheinlich um durch den Austausch einiger höflicher Worte den unfreundlichen Eindruck zu verwischen, den das rasche und keineswegs erquickliche Abbrechen dieser Bekanntschaft hervorgebracht haben mußte. Er wandte sich daher höflich an sein Gegenüber mit den Worten: »Sie haben wohl Ihre Fahrt auf dem Strome unterbrochen, mein Herr, um die wirklich reizenden Umgebungen dieser Stadt etwas näher zu besichtigen?«

»Nein!« erwiderte der Engländer, riß dem Kellner, der in diesem Augenblick einen Teller mit Suppe vor ihn hinsetzte, die Zeitung, die auf seine Anordnung mitgebracht worden war, unter dem Arme weg und entfaltete das Blatt in seiner ganzen Größe, um sich völlig gegen Albrecht und dessen Begleiterinnen abzuschließen; hinter dieser papiernen Schutzwehr nun löffelte er seine Suppe hastig aus, um dann mit einer Angelegentlichkeit zu lesen, als wenn er den interessantesten Bericht des Times-Correspondenten aus Ostindien oder den elegantesten Klatschartikel des Morning-Chronicle vor sich hätte.

»Gieb dich doch nicht weiter mit dem ungeselligen Wesen ab!« sagte Emilie.

»Ich wollte auch nur, entgegnete Albrecht, einen kleinen Gewissensvorwurf beschwichtigen, und das ist nun durch den abgeschlagenen Versuch einer freundlicheren Annäherung geschehen.«

Er unterhielt sich während der Dauer des Mittagsmahls mit seinen Damen über die bevorstehende Rückkehr in die Heimath, sowie über die Absicht, nicht gleich den ersten Bahnzug zu benutzen, sondern erst den zweiten, um die Zwischenzeit zur Ersteigung einer nahgelegnen Ruine, die wegen ihrer Aussicht berühmt war, zu benutzen. Bei dieser Unterhaltung bemerkten sie kaum, daß der Engländer noch

vor völliger Beendigung des Essens die Tafel verließ und nach einer kurzen Unterredung mit dem Oberkellner aus der Stube verschwand. Auch sie warteten den Nachtisch nicht ab, sondern traten die verabredete Wanderung an.

Als die Reisenden ohne erhebliche Mühe die Höhe, welche die Ruine trug, erstiegen hatten, erfreuten sie sich mit großer Befriedigung der wirklich prachtvollen Aussicht, und Albrecht ließ sich mit Fanny auf einer wohlangebrachten Bank nieder, um mit ruhigem Behagen sich diesem Genuß hingeben zu können, während die unruhigere Emilie eine kleine Entdeckungs-Expedition in das Innere der Burgtrümmer unternahm.

»Wir werden noch lange, sagte Fanny sanft zu ihrem Gatten, von den Erinnerungen dieser kleinen Ferienreise zehren können, da sie so reich an schönen Genüssen und so ungestört durch Widerwärtigkeiten gewesen ist.«

Mit etwas verdüstertem Gesicht erwiderte Albrecht: »Freilich haben wir auch solche Erinnerungen nöthig, um uns besser über all' die Mühen und Sorgen des gewöhnlichen Lebens, die uns nun wieder erwarten, hinweg zu helfen. Wir müssen sie schon in Anspruch nehmen, um die Vorwürfe niederzukämpfen, die wir uns über das zur Reise verwandte Geld machen könnten, wie so oft nach einem Freudenrausch die Selbstanklage als moralisches Weh hinterher hinkt.«

Fanny strich leise mit der zarten Hand über die etwas bewölkte Stirn des Gatten, schaute ihm lieb und treu in die Augen und sagte innig: »Sprich nicht so, mein theurer Albrecht. Die Reise war dir zur Erholung nöthig, weil deine Gesundheit durch die angestrengte Arbeit untergraben wurde, wir haben recht viel Frohes und Schönes auf ihr erlebt, wir weilen noch in diesem Augenblick inmitten der herrlichsten Natur: laß uns der Heimath Nähe nicht mit bangen Vorgefühlen erfassen, laß sie uns freundlich grüßen als Altar unsres wahren Glücks, auf dem wir die Erinnerung an die Erlebnisse dieser letzten Tage wie ein neues Weihgeschenk niederlegen. Ich kann mich ungeachtet aller Schönheit dieser Natur recht auf den Augenblick freuen, wo ich in unserer traulichen Stube zuerst wieder an deinem Herzen ruhe.«

Erheitert und liebevoll schaute Albrecht die reizende Gattin an und sagte: »Ja, mein süßes Weib, du hast Recht, wenn du mich wegen meines Kleinmuths schiltst, und es gelingt dir wie immer ihn zu zerstreuen und zu bannen. Ich freue mich innig, mit dir so viel Schönes gesehen zu haben, ich freue mich innig, dich in unsren heimathlichen Räumen an meine Brust zu drücken und dort die treue Schwester wieder zu begrüßen.«

»Die gute Adele, rief Fanny, wie oft hab' ich ihrer gedacht, wie oft hab' ich sie zu uns gewünscht!«

»Sie hat diesen Strom schon öfter bereist, und jedenfalls fühlte sie in ihrer aufopfernden Seele sich wohler, wenn sie durch Besorgung unsres kleinen Hauswesens während unsrer Abwesenheit sich für uns nützlich machen konnte, als wenn sie uns begleitet hätte.«

In diesem Augenblick kam Emilie in einiger Aufregung aus der Ruine zurück und rief: »kommt doch einmal mit da hinein! Es spukt da irgend ein räthselhaftes Ruinengespenst.«

Mit gutmüthigem Lächeln sprach Albrecht: »Du ewig muthwillige Spaßmacherin, es wird dir diesmal nicht gelingen, uns durch eine deiner Erfindungen von diesem köstlichen Platze fort zu locken, wie du uns gestern Abend um den Sonnenuntergang brachtest, indem du behauptetest, ein Schloß auf der entgegengesetzten Seite stände in Flammen.«

»Es sah ja auch beinah so aus. Aber diesmal berichte ich wirklich nichts Unbegründetes. In einem der Burghöfe muß ein Bärenpark oder so etwas sein, denn ihr könnt euch keine Vorstellung von den brummenden und grunzenden Tönen machen, die daraus hervordringen. Allein dorthin zu gehen, war ich zu furchtsam, drum steht auf und begleitet mich; ich versichre euch, nur etwas ganz Seltsames und Außerordentliches werden wir dort wahrnehmen.«

»Wir müssen ihrer Donquixoterie schon nachgeben!« meinte Albrecht, und so folgte denn das Ehepaar der muthwilligen Führerin durch das Burgthor in die trümmerbedeckten Innerräume; zu einer halbverfallenen Seitenthüre blieb sie stehen und deutete auf den kleinen Hofplatz mit den Worten: »Dort ist es — seht nur selbst!«

In der Mitte des öden Raumes befand sich eine runde Oeffnung, die ohne Zweifel einem verschütteten Brunnen angehörte; innerhalb dieser Oeffnung bewegte sich in unerklärlicher Weise etwas Grauweißes hin und her, während eben so wenig erklärliche dumpfe Töne aus der Tiefe hervorquollen. Hastig schritt Albrecht auf den Rand der Grube zu und blickte hinein, wandte sich dann aber mit maßlosem Erstaunen zu der ihm folgenden Fanny um und sagte halblaut: »Bei allen Gottheiten des Wunderbaren, es ist der Engländer!« Die an der Eingangsthüre stehen gebliebene Emilie nickte dazu schelmisch mit dem Kopfe, denn die Spitzbübin hatte gewiß schon auf irgend eine Weise ausgekundschaftet, was für einen sonderbaren Daniel diese Grube barg.

Wie war der Engländer in die Grube gekommen? Da dies Geheimniß nie ganz zur Aufklärung gelangt ist, so liegt einem gewissenhaften Geschichtschreiber wenigstens die Verpflichtung ob, dasjenige anzugeben, was einigermaßen zur Erklärung der Thatsache beitragen kann. — Der Engländer hatte die Ruine besteigen wollen, allein da er dieselbe und den zu ihr führenden Weg bereits vom Schiffe aus deutlich erkannt hatte, so wies er jedes Anerbieten: »Herr, soll ich Sie zur Ruine führen?« hartnäckig zurück, so oft es ihm auch auf dem kurzen Wege von großen und kleinen Führern zugerufen worden war, denn er war gewitzigt worden durch die bereits gemachte Erfahrung, daß dergleichen Führer große absichtliche Umwege machten oder unnöthiger Weise einen beschwerlichen Weg einschlugen, bloß um den Anspruch auf die klingende Belohnung steigern zu können. Der Engländer gelangte auch ganz gut ohne Führer zur Ruine, besichtigte sie nach Gutdünken, aber — gerieth in die Grube. Der Geschichtschreiber fühlt wohl, daß er noch immer zur Aufklärung des eigentlichen Sachverhältnisses nur wenig Förderliches beigebracht hat, er spricht aber doch eine — möglicher Weise nahe liegende — Hypothese nicht weiter aus, sondern begnügt sich mit einer Hinweisung, die dem feingebildeten Leser ausreichend erscheinen wird. Jean Paul sagt bekanntlich: »Wenn der Mensch über die Tölpeljahre hinüber ist, so hat er noch jährlich einige Tölpelwochen und Flegeltage zurückzulegen« — und er erzählt dann von seinem Helden, daß derselbe eine unüberlegte Bitte in einer Tölpelminute aussprach. Sollte nicht auch eine solche Tölpelminute über unsern Engländer gekommen sein können, in welcher er in den verschütteten Brunnen sprang, aus dem er nun nicht wieder heraus konnte? Vielleicht hatte er die Tiefe der Grube nicht richtig geschätzt und mußte nun leiden für die mangelhafte Entwicklung seines mathematischen Augenmaßes. Wenn kein Beistand von außen kom, und indem er nicht wohl wie Münchhausen sich am eignen Schopf herausziehen konnte, so blieb ihm kaum ein andres Mittel übrig, als die Randsteine loszubröckeln und auf den Boden fallen zu lassen, so lange bis er — auf dem selbstbereiteten Schutt immer höher steigend — endlich die Oberfläche der Erde erreichte, wodurch denn zugleich das gute Werk vollbracht war, daß einem ähnlichen Unglück für die Zukunft vorgebaut wurde.

Also der Engländer befand sich in der Grube und konnte nicht wieder heraus. In diesem Augenblick verhielt er sich ruhig, denn er hatte die Schritte und Stimmen von Menschen vernommen; als er jetzt forschend aufblickte, schaute er in die theilnehmenden und bedauernden Gesichter Albrechts und Fanny's.

»Wenn ich Ihnen die Hände reiche, sagte Albrecht, so werden Sie herauskommen können.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, warf er sich auf die Erde, so daß er mit dem Oberleib über den Brunnenrand ragte, und faßte mit beiden Händen den einen Arm des unterirdischen Engländers,

durch welche Bestrebung unterstützt der letztere begann, bald kletternd, halb gezogen sich der Oberwelt zu nähern. Die Sache war aber gar nicht so leicht, und wenn nicht Frauenarme die letzte Hand an den Verunglückten gelegt hätten, so wäre er abermals zurückgefallen und den unterirdischen Mächten verfallen gewesen, doch Fanny ergriff muthig und fest die freie Hand; indem sie mit einem starken Rucke nachhalf, vollendete sie das Werk der Befreiung, und der Engländer war den Schrecken der Tiefe entronnen, athmete lang und tief die oberweltliche Luft ein, befand sich wieder im Bereich des Schalls der menschlichen Rede. Die Situation war so über alle Maßen lächerlich, daß die Befreier — eingeschlossen die nun auch herzugetretene Emilie — sich lieber die Zunge abgebissen als gelacht hätten, um dem armen Manne seine Lage nicht peinlicher zu machen, als sie an sich schon war.

Der Engländer hatte einen argwöhnischen Blick über die Anwesenden gleiten und zuletzt am forschendsten auf Emilie ruhen lassen, da er aber überall nur die gutmüthigste Theilnahme wahrnahm, so gereichte ihm dies Ergebniß offenbar zu großer Befriedigung; er griff in die Tasche, holte eine Besuchskarte heraus und übergab sie Albrecht mit den Worten: „Da ich mich nicht Ihnen nicht vorstellen lassen kann, so belieben Sie anzunehmen diese Karte."

Mit dem größten Ernst nahm Albrecht die Karte in Empfang, holte die seinige aus der Brieftasche hervor und überreichte sie dem Engländer, der sie mit einer Verbeugung entgegennahm; dann sagte er, einen Blick auf die empfangene Karte werfend, zu seinen Damen: „ich habe die Ehre, euch hier Herrn Towndridge aus Westmoreland im Königreich Großbritannien vorzustellen. Herr Towndridge, ich gebe mir die Ehre, Ihnen hier meine Frau, Fanny Baltinger, und hier meine Schwägerin, Emilie Kalle, vorzustellen. Ich selbst bin, wie Sie aus meiner Karte ersehen werden, Professor an der höheren Stadtschule zu Frankenfeld."

Towndridge verneigte sich vor jeder der drei betheiligten Personen. So komisch sich das ganze Ceremoniell für einen Zuschauer würde ausgenommen haben, so gereichte es doch offenbar zur großen Genugthuung des Engländers und schien gleichsam eine bedrückende Last von ihm genommen zu haben. Mit wieder gewonnenem Selbstgefühl und durchaus nicht ohne artige Feinheit sagte er: „Herr Professor Baltinger, es verursacht mir großes Vergnügen, die Bekanntschaft von Ihnen und den Damen zu machen, aber weit größer ist die Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, und ich werde nicht vergessen die große Gefälligkeit, die Sie mir haben erzeigt."

„Ich bitte, sagte Albrecht, des kleinen Dienstes nicht weiter zu gedenken."

Um sogleich ganz von diesem Gegenstand abzugehen, fragte Fanny freundlich: „Begleiten Sie uns vielleicht den Berg hinunter zur Stadt, Herr Towndridge? Denn ich glaube, Albrecht, es wird Zeit für uns, wenn wir nicht den Bahnzug verpassen wollen."

Towndridge erklärte sich mit dem größten Vergnügen zu der Begleitung bereit; so trat man denn also den Rückweg zur Stadt alsbald an. Als man eben aus dem Thor der Ruine schritt, bemerkte Towndridge, daß Emiliens Blicke mit sehnsüchtigem Verlangen an einem Stock wilden Goldlacks hingen, welcher aus dem Gemäuer hervorwachsend seine duftigen Blüthen entfaltete, aber in einer für das Mädchen unerreichbaren Höhe. Sogleich Emiliens Wunsch errathend, kletterte Towndridge an dem gebrechlichen Gemäuer hinauf, pflückte einige der schönsten Blüthen ab und überreichte sie mit Anstand, indem er sagte: „Fräulein, haben Sie nicht gewünscht etwas von diesen Blumen?"

Nicht ohne einiges Erröthen empfing Emilie die Gabe und erwiderte: „Ich danke Ihnen sehr, allerdings wünschte ich mir diese Blumen, denn sie duften so schön, wachsen auch bei uns gar nicht wild. Ich habe auch von andern schönen Punkten der Reise Erinnerungsblumen mitgebracht, daher ist es mir um so lieber, daß ich grade diese Seltenheit noch von hier mitnehmen kann."

Indem sie dieses sagte, war sie stehen geblieben, um die Blumen zu einem kleinen Strauß zu ordnen, und Towndridge blieb neben ihr stehen, mit großem Ernste den niedlichen Fingern bei ihrem zierlichen Geschäfte zuschauend. Obgleich weiter keine Worte zwischen Beiden gewechselt wurden, so war doch, als sie das etwas vorangeschrittene Ehepaar erreichten, offenbar der Frieden zwischen ihnen vollständig wieder hergestellt.

„Sie wollen noch heute abreisen auf der Eisenbahn?" fragte Towndridge.

„Ja wohl, antwortete Albrecht, wir werden in etwa einer Stunde abfahren. Ich bedauere, daß somit unsre eben erst geschlossene Bekanntschaft sogleich schon ihr Ende erreicht."

„O nein, sie erreicht nicht ihr Ende, denn ich werde mit Ihnen fahren auf der Eisenbahn."

Erstaunt rief Albrecht: „Wie, Sie reisen auch nach Frankenfeld?"

„Ich wollte eigentlich nicht reisen nach Frankenfeld, denn ich weiß nicht, wo Frankenfeld ist, aber ich reise in Deutschland, um zu suchen etwas, und weil ich nicht weiß, wo ich kann finden, so ist es mir einerlei, ebenso gut zu reisen nach Frankenfeld als anders wohin."

Albrecht schaute einigermaßen befremdet den Engländer an, doch da dessen Gesichtsausdruck ernst und geheimnißvoll geworden war, so stand er von weiteren Fragen ab, lenkte vielmehr das Gespräch auf andre allgemeine Gegenstände. Die beiden Frauenzimmer waren während dessen etwas zurückgeblieben und führten ein Gespräch unter sich.

„Der Master Towndridge, sagte Emilie, gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Als er heut' Morgen sich so unhöflich benahm, hätte es mir den ganzen Tag verleiden können, wenn ich hätte denken müssen, mit ihm ein Stück Weges reisen zu sollen; jetzt finde ich weiter nichts Unangenehmes in dem Gedanken."

Fanny entgegnete: „Er ist, wie viele Engländer, weit besser, als er wissentlich und unwissentlich den Anschein annimmt. Betrachtet man ihn ohne vorgefaßte Abneigung, so kommt einem sein Gesicht sogar ganz hübsch vor — meinst du nicht auch?"

„Ich würde es eher interessant finden als hübsch. Aber ist es nicht sonderbar, Fanny, daß man sich gar keinen rechten Begriff von seinem Alter machen kann? Zuweilen kommt er mir vor wie ein Mann in vorgerückten Lebensjahren, und dann wieder wie ein leidlich junger Mensch. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Für wie alt hältst du ihn?"

„Er ist offenbar ein junger Mann von kaum dreißig Jahren."

„Und was er nur in Deutschland suchen mag?"

„Ja, liebe Emilie, wie kann man das wissen?"

„Ich will dir sagen, was ich davon denke. Seine Braut oder Geliebte ist ihm entführt oder entflohen oder durch einen Zufall entrückt; er weiß nur so viel, daß sie in Deutschland ist, ohne aber irgend eine nähere Angabe ihres Aufenthaltes zu besitzen; so reist er denn also auf's Gerathewohl in Deutschland umher in der Hoffnung, durch irgend einen glücklichen Zufall die Verlorene zu finden."

Mit nachdenklichen Mienen sagte Fanny: „Es wäre ja immer möglich, daß es sich so oder ähnlich verhielte. In diesem Falle könnten wir ihm aber den Abstecher nach Frankenfeld ersparen, denn wir sind mit den dortigen Verhältnissen bekannt genug, um zu wissen, daß sich da keine versprengte Engländerin aufhält."

Auf diese Worte, die wohl nicht ganz ohne eine kleine Bosheit waren, erwiderte Emilie mit einigem Eifer: „Laß ihn doch immer mit nach Frankenfeld fahren, denn wohin in aller Welt soll er sonst seine abenteuerliche Reise richten? Er hat es ja selbst gesagt, daß er eben so gut nach Frankenfeld reisen könne wie noch jedem andern Orte. Und man darf in kein Schicksal eingreifen: kann der Zufall den Suchenden nicht eben so wohl in Frankenfeld auf eine Spur führen als anderswo? Ich seh' nicht ein, aus welchem Grund man ihn abhalten sollte, uns nach Frankenfeld zu begleiten."

„Nun, ich seh' es eben nicht ein, ich meinte nur so. Ein großes Aufsehen wird er jedenfalls in unsrer etwas entlegenen Stadt erregen.“

„Welches wir aber doch nicht, fuhr die einmal eifrig gewordene Emilie angelegentlich fort, dadurch mit neuer Nahrung versorgen wollen, daß wir verrathen, unter welchen allerdings seltsamen Umständen — —.“ Hier mußte sie sich mit einem hellen Gelächter unterbrechen, da sie die Einzelnheiten des letzten Zusammentreffens sich wieder vergegenwärtigte, aber da sie bemerkte, daß Towndridge ihr Lachen vernehmend sich umdrehte, so beendigte sie dasselbe sogleich und fuhr ernsthaft fort: „— — unter welchen Umständen wir auf dem Schiff und in der Ruine zusammentrafen, und wie geheimnißvoll die eigentliche Absicht seiner Reise ist.“

„Wir werden gewiß, sagte Fanny, zu keinem Gespräch über ihn Veranlassung geben, sondern es ihm ganz selbst überlassen, was er den Frankenfeldern über sich mitzutheilen für gut findet.“

Man war jetzt bei dem Gasthofe angekommen und trennte sich einstweilen, um beiderseits für die eignen Päckereien Sorge zu tragen, mit der Verabredung, sich auf dem Bahnhofe wieder zu treffen. Da unsre Freunde zu Fuß gingen, während der Engländer einen Wagen des Hotels benutzte, so fanden sie ihn dort schon vor, mit einem Fahrbillet erster Klasse in der Hand. Ohne Umstände theilte ihm Albrecht mit, daß er mit seinen Damen in der zweiten Wagenklasse fahre, worauf Towndridge sein voreilig gelöstes Billet unzufrieden betrachtete und fragte: „So muß ich kaufen ein andres Billet, oder kann ich mit Ihnen fahren auch für dieses Billet?“

Lächelnd versicherte Albrecht, daß dies Letztere ohne allen Zweifel angehen würde, und es dauerte in der That nicht lange, so saßen sie alle vier in einem Wagen, ohne daß durch das Hinzukommen von noch anderer Reisegesellschaft ihr kleiner Kreis eine Störung erfahren hätte. Towndridge war aber keineswegs so unerfahren in reisegeschäftlichen Angelegenheiten, wie er mitunter den Anschein gab, denn er hatte durch ein heimlich, aber an der rechten Stelle angebrachtes Geschenk herbeigeführt, daß ihm und seinen Begleitern ein leerer Wagen angewiesen wurde und auch auf den folgenden Anhaltsorten keinen Zuwachs erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Händelfest in Halle.

Von A. Becker.

Die ernste Gegenwart schien noch vor einigen Wochen ein Fest zu verbieten, das dem Andenken eines großen Künstlers gefeiert werden sollte; selbst treue Verehrer des Händel'schen Genius wagten auf die wohlaufzuwersende Frage, ob man das lange vorbereitete Unternehmen nicht besser aufschieben sollte, nicht mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Heute, wo der laufende Tag die schwersten Sorgen bringt, eine lange verklungene Vergangenheit mit rechter Innigkeit wieder aufzusuchen, heute, wo die Furcht vorwärts blickt, mit Freuden und Behagen rückwärts zu schauen und eine Dankesschuld abzutragen, die immerhin eine gerechte sein mag — geziemte es sich? Indeß, man mochte nicht aufschieben, man entschloß sich rascher als es deutsche Art ist zur That; auch wohl, weil man sich nicht verbarg, daß Aufschieben vielleicht bald zum Aufgeben werden kann. So sah man denn seit den letzten Tagen des Junius auf dem alten Markt in Halle ein Brettergerüst stehen, das den werthvollen Inhalt den Augen der Neugierigen noch verbarg. Wie Viele blieben im Vorübergehen stehen, betrachtend, messend; noch Andere, rechte Kunstenthusiasten, knüpften Bekanntschaft mit den Werkleuten an und drangen schließlich ins Bretterhaus hinein; ganz Halle sprach zuletzt nur von Händel und Heidel. Endlich kam der erste Julius.

Früh um 7 Uhr ward von der Brücke der Hausmannsthürme der Choral „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ geblasen. Bald hernach wurde der Markt lebendig; Studenten im akademischen Schmuck, Mitglieder von Liedertafeln und Gesangvereinen mit Schärpen und Fahnen, Bürger, Polizeileute, Alles wogte und drängte durch einander. Um 9 Uhr begann der Festzug aus dem alten Wagegebäude, der mit den Werkleuten an der Spitze zunächst von dem Händelcomité, das den Bildhauer H. Heidel, den Gießer Gladenbeck und den Ciseleur Syrel geleitete, dann von Rath und Gemeindeverordneten der Stadt, von der Universität, der Geistlichkeit, den Vorstehern verschiedener Behörden, den Lehrern der Schulen und vielen Fremden gebildet ward. Es war in der That nicht nur Halle zugegen, sondern auch aus Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Erfurt, Naumburg und besonders aus Leipzig hatten sich viele Freunde edelster Kunst eingefunden. Als der Zug sich rings um das Gerüst aufgestellt hatte und vom Rathhause herab der Chor aus Judas Maccabäus „Seht, er kommt mit Preis gekrönt“ ertönte, hatte das Auge Muße den Markt zu überfliegen. Welch ein erhebendes Schauspiel auf dem mächtigen Platze mit seinen Thürmen und alten Gebäuden! Kopf an Kopf stand die Menge, aus den engen Gassen sich immer voller ergießend, in den Häusern war jedes Fenster besetzt. Wer ihn kennt, diesen schiefen halleschen Markt mit seinen unzähligen Winkeln und Ecken, wird sich eine Vorstellung davon machen können, welches höchst malerische Bild er darbot, überall bunt und belebt von Menschen, die sich bis auf die Dächer und Thürme verstiegen hatten, die auf dem Baugerüste eines alten Erkerhauses des Kaufmanns Werther zu schweben schienen. — Unterdessen waren die Töne verklungen, und der Oberbürgermeister von Voß bestieg eine Erhöhung von wenigen Stufen, um die Enthüllung einzuleiten. Wir möchten am liebsten die kurze Rede wiedergeben, die von ihm mit voller Sicherheit und Leichtigkeit vorgetragen bei allen Zuhörern die größte Wirkung hervorbrachte, die auch laut genug gesprochen ward, so daß sie weithin verstanden wurde; da wir jedoch darauf verzichten müssen, so sei wenigstens gesagt, wie er mit großem Geschick von dem Ernst der Zeit ausgehend die Bedeutsamkeit Händel's, des hoch begnadigten Meisters, das Anrecht der Stadt Halle wie ihre Ehrenschuld an ihn, die Tilgung dieser Schuld durch die Beihülfe seiner Verehrer in Deutschland und England hervorhob und schließlich daran eine Mahnung knüpfte für unsere Jugend, aufzustreben gleich diesem großen Sohne der Stadt zu dem Höchsten, dem Schönen, dem Ewigen. Jetzt fiel die Hülle; und als nun Aller Augen sich erhoben, um das Erzbild im vollen Sonnenglanze zu betrachten, da kam unwillkürlich Jedem ein Hoch über die Lippen. Jeder aber stimmte auch ein, wie die Musik den Choral „Nun danket Alle Gott“ intonirte. Nachdem die letzten Töne verhallt waren, nahm Oberbürgermeister von Voß noch einmal das Wort, um Heidel, dem Meister, und allen seinen Helfern ein Hoch zu bringen, in das der ganze Markt einstimmte.

Der weite Ring des Festzuges löste sich nun. Desto stärker drängte Alles heran, was bisher in weiter Ferne gestanden hatte, kaum wird Einer vom Markte heimgegangen sein, ohne das ausdrucksvolle Gesicht seines großen Landsmannes näher ins Auge gefaßt zu haben.

Gegen 11 Uhr belebte sich der Markt von Neuem, und diesmal wallete der Zug zur alten Hauptkirche, auf deren Orgel Händel seine ersten Studien gemacht hatte, zur Anhörung seines Oratoriums „Samson“, das seit längerer Zeit von der Singakademie eingeübt worden war. Die Kirche füllte sich bis zum letzten Platze, ja manche Damen, die von auswärts gekommen, mußten auf einen Sitz verzichten und froh sein einen Stand zu gewinnen. Die Solopartien hatten Frau Jachmann-Wagner, Frau Köster, Herr Tichatscheck, Herr Sabbath übernommen, im Orchester sah man David, Rietz, Grützmacher, unter den Zuhörern befand sich Franz Liszt und mancher andere bekannte Fremde, am Pulte als Leiter

stand Robert Franz, dessen Gesicht und ganze Haltung die hohe Freude an dem Feste seines großen Meisters wiederspiegelten. Die Aufführung gelang bis in das Einzelne vortrefflich, die Solisten boten ihr Bestes, die Chöre sangen präcis und mit feiner Nüancirung, das Orchester wurde durch David, dessen ausdrucksvollen Kopf man in steter, lebendigster Theilnahme immer in Bewegung sah, völlig electrisirt. Als der Schlußchor »Laut schalle unsrer Stimme froher Chor« beendet war, sang Frau Jachmann-Wagner noch die Arie aus dem Messias »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt« und leitete damit von dem Preise des alttestamentlichen Gottes auf das christliche Gebiet über. Daß nun Viele von denen, welchen eben wieder die Größe des Tondichters so mächtig nahe getreten war, auf dem Wege aus der Kirche nochmals unter das eherne Bild traten und dankbar zu Händel aufschauelen, war es nicht natürlich?

Für die Gäste hatte die Stadt ein Mittagessen im großen Saale des Kronprinzen vorbereitet, wo sich denn auch nicht nur Künstler und Festcomité, sondern auch Fremde jeglicher Art zusammenfanden, an dem freilich die Hallenser selbst weniger theilnahmen. Hier fand das Bewußtsein einer guten That und die Freude am Gelingen des Werkes, der Dank für alle Mithülfe einen gemüthlichen Ausdruck beim Wein. Es sprachen unter Andern von Voß, der den preußischen und englischen Fürsten ein Hoch brachte, der geistvolle Componist Groth'scher Lieder, Kreisrichter Hinrichs (dem Künstler und Menschen Händel), der feingebildete Director Eckstein (an Händel's Mutter anknüpfend, den Frauen als den Bildnerinnen großer Söhne), Gustav Schwetschke (der schon Tags zuvor das Fest mit einem Gedichte begrüßt hatte und nun in sinnigen Versen die beiden Kränze am Postament den beiden Hallensern Joh. Velthem, dem Begründer der neueren Schauspielkunst, und Baumgarten, dem Begründer der Aesthetik, vindicirte); auch Liszt nahm Gelegenheit in warmen Worten den Wunsch auszusprechen, daß die falschen Händel unter den Musikern aufhören möchten.

So war der festliche Tag beschlossen, aber auch der Sonnabend vereinte um Heidel und die Berliner Bildner noch manchen Verehrer und Freund in bequemeren und loseren Zusammenkünften. Auf der alten Weintraube zumal, da wo der herrliche Ausblick über das Saalthal sich öffnet, saß mancher gute Hallenser in ihrer Nähe, um ein freies und ungezwungenes Wort mit ihnen zu wechseln.

Wir haben den sozusagen vergänglichen Theil der Feier vorangestellt, um dem bleibenden,' dem ehernen Bilde selbst, zum Schluß noch ein eingehenderes Wort zu widmen. Zunächst gestatten Sie mir noch einmal die Namen derer zu erwähnen, die den Gedanken der Händelfeier überhaupt zuerst erfaßt und sorgend weiter getragen haben. In ersterer Beziehung ist außer den Hallensern Gervinus Dank zu sagen, der mit seinem Enthusiasmus für Händel, welchem er deutlich genug in der Vorrede zu seinem Shakspere Worte leiht, fort und fort darauf gedrungen hat, daß das Jahr 1859 für Händel eine That aufweisen müsse; hat er die Ausführung dieser Idee sich anders vorgestellt als die Vaterstadt des Meisters, so kann das sein Anrecht auf unsern Dank nicht schmälern. Als demnächst der Beschluß feststand ein Standbild zu setzen, da ist es ein würdiger, bewährter Bürger von Halle gewesen, der die verdiente Muße seines Alters unablässig darauf verwandt hat, die Mittel zu schaffen, die Wege zu ebenen, die Kräfte zu sammeln und zusammenzuhalten — der geheime Rath Wucherer. Aus althallischem, patricischem Geschlecht, selbst ein ächter Patricier, hat er es für die letzte große Aufgabe seines Lebens angesehen seiner Vaterstadt diese Zierde zu gewinnen; er hat das mühselige Amt des Schatzmeisters von Anfang an verwaltet, während Professor Volkmann, Bürgermeister von Voß, die bekannten Abgeordneten Eckstein und Fubel sowie Hinrichs die Correspondenz geführt und nach außen gewirkt haben. Wucherer ist in seiner stillen, immer bereiten Thätigkeit, die stets auf das Edelste und Beste gerichtet, ein schöner Vertreter jenes vielleicht absterbenden hochherzigen Bürgersinnes, der allein Bürger und Bürgerschaften groß macht.

Die Statue, etwas über 10 Fuß hoch, steht auf einem entsprechenden Postamente, das von schlesischem Marmor ohne alle Verzierung auf der Vorderseite nur den Namen Händel, auf der Rückseite die Widmung von den Verehrern in Deutschland und England, und an den beiden Seitenflächen je einen Eichen- und einen Lorbeerkranz trägt. Der Mann in kolossaler Größe streckt den rechten Fuß vorwärts und hält die linke Hand in der Seite, die rechte gestützt auf ein Notenpult, den Kopf geradeaus nach der Marktkirche zugewandt. Das Kostüm ist seiner Zeit angemessen, seidener Rock, der in der Mitte zugeknöpft ist, Schnallschuhe, hohe Strümpfe, auf dem majestätischen Haupte die gewaltige Lockenperrücke. Das Notenpult trägt einige Embleme, die Zahl 1741, das Jahr des Messias, Orpheus, Einhorn und Löwen bändigend (eine Beziehung auf England), den israelitischen Sänger David; die Rückseite des Pultes stellt die heilige Cäcilie vor dem Clavier dar, und fein hat der Künstler in dem Kopfe der heiligen Frau Jenny Lind porträtirt, die einst uneigennützig für die Herstellung der Statue mitwirkte.

Die letztere — und dies rechtfertigt unser längeres Verweilen dabei — ist nicht ein Standbild wie viele andere. Nicht genug daß ein bestimmter Inhalt richtig und greifbar dargestellt wird, oder daß die technische Behandlung correct und vollendet ist, — es kommt uns vor, als zeichne sich das Werk vor allen Dingen durch eine bestimmte Freiheit und Selbständigkeit der Richtung aus. Daß es der Mann allein ist, welcher durch seine charaktervolle Figur, durch sein genialeß, eminent kluges Gesicht, durch eine imperatorische Haltung Eindruck und zwar einen gewaltigen Eindruck auf uns macht, daß er uns groß und bedeutend durch sich selbst erscheint, ohne daß unsere Aufmerksamkeit durch irgendwelche Zuthat noch besonders herausgefordert und dirigirt würde — dies ist es, was uns das Bild so werth macht. Von jener allegorisirenden, wenn ich so sagen darf, lyrischen Manier der Bildhauerei, die auf die Beiwerke den höchsten Werth legt, weil durch sie die Idee des Kunstwerks getragen und gehoben werden soll, die deßhalb auch die technische Ausführung in ihren Forderungen betonen muß, von dieser ist die Händelstatue sehr fern, ja sie bildet vielleicht einen graden Gegensatz zu ihr. Daher kommt es, daß die Glieder kolossal, daß der Ausdruck des Gesichts mit besonderer Sorgfalt modellirt ist, daß auch an dem Postament alle Verzierungen fehlen, vielmehr die größte Einfachheit vorwaltet, daß nur an dem Notenpult wenige Beziehungen dargestellt sind, die keines Commentars bedürfen und jedenfalls gegen den Mann selbst zurücktreten. Es würden sich eine Menge feiner Symbole für diesen oder jenen Gedanken wie von selbst dargeboten haben, die mancher Andere zurückzuweisen nicht über sich vermocht haben würde; der Künstler hat völlig davon abgesehen und hat Recht daran gethan. Er braucht nicht zu fürchten, daß sein Bild sich darum dürftig oder kahl ausnähme, vielmehr concentrirt sich gerade deßhalb das Interesse einzig auf den Mann selbst, der so königlicher selbst erscheint als der alte Fritz, welcher in der Höhe über seinen Unterthanen und Zeitgenossen fast zum kleinen Fritz wird. Eher erinnert Heidel's Werk an den großen Kurfürsten auf der Brücke in Berlin, bei dem man über den gewaltigen Menschen vergißt, daß er zufällig auch zu Pferde sitzt. Es ist möglich, daß viele Kunstkenner, solche zumal, die anderer Richtung folgen, an dem Händel manches aussetzen werden; aber keiner wird sich der außerordentlichen Wirkung, die das Werk in seiner Einfachheit ausübt, entziehen können. Jene beiden Handwerker, die am Abend der Aufrichtung sich über den Stand Händels zu unterrichten suchten, schossen nicht weit vom Ziele vorbei, indem sie übereinkamen, er sei Marschall gewesen; präsentirt doch auch der alte Roland an der Hauptwache das Gewehr vor der Herrschergestalt, die vor ihn hingetreten ist. — Wenn man endlich noch darüber streitet, ob das Postament nicht zu schlank sei, so hat sich wohl der Künstler gedacht, daß die Beschauer den richtigen Sehwinkel auf-

suchen werden; sobald man so steht, daß man nicht die Flächen des Marmors im Auge hat, sondern die vordere rechte Ecke, so verschwindet jeder Zweifel. Und zuletzt nun die treffliche Umgebung der alten Gebäude, des Rathhauses im Rücken, des rothen Thurmes und der Marktkirche im Gesicht. Auch in dieser Beziehung hat die That jedes Kopfschütteln schweigen gemacht.

Wie wir hören, hat der Gemeinderath der Stadt dem Künstler das Ehrenbürgerrecht votirt. Ein kleiner Dank für die schöne Gabe des Werkes, die ohnehin materiellen Ersatz wenig gebracht haben mag. Möge die Stadt den werthvollen Besitz hüten, und gereiche das Bild des Mannes in der That der akademischen Jugend zum Sporn und zur Nachahmung.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Der Nationalismus. Von L. J. Rückert. — Denkwürdigkeiten eines Royalisten. Von H. von Scharff-Schaeffenstein. — Scharnhorst. Eine Biographie von E. Schmidt-Weißenfels. — Bilder vom sächsischen Erzgebirge. Von B. Sigismund. — Album des Thüringerwaldes. Von H. Schwerdt.

— * Von Ludwig Häussers deutscher Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes ist nun auch der dritte Band der neuen vermehrten Auflage ausgegeben. Derselbe beginnt mit dem Frieden von Tilsit und schließt mit dem russischen Feldzuge.

— * Die Fortsetzung der „Geschichte der preußischen Politik“ von Droysen wird nun endlich in Aussicht gestellt.

— * Eine sechste Auflage der Lieder des Mirza Schaffy von Bodenstedt hat die Presse verlassen.

— * Die Auszugs-Bearbeitung der großen afrikanischen Reisen von Heinrich Barth hat zu erscheinen begonnen.

— * Der Dichter des „Narziß“, A. E. Brachvogel, hat wieder einen Roman geschrieben, der „Benoni“ betitelt ist und in drei Bänden im September ausgegeben werden soll. Die Fabel desselben umfaßt keinen geringeren Zeitraum als den von 1789 bis 1854; es ist also jedenfalls ein Roman des „Nacheinander“, nicht des „Nebeneinander.“

— * Das jüngste Heft der „geographischen Mittheilungen“ von August Petermann bringt eine Arbeit, die besonders dankenswerth ist zu einer Zeit, wo der Territorial-Bestand der europäischen Länder und Staaten ein Gegenstand der größten Bedeutung ist, wo man auch zur Verfolgung und Orientirung kriegerischer Ereignisse und politischer Umwälzungen zuverlässige Nachweisungen über die besten Karten und Aufnahmen begehrt. Diese Arbeit legt in höchst ausführlicher, so wie auch zum großen Theil in offizieller Weise Rechenschaft ab von dem, was in dieser Beziehung in allen europäischen Staaten geleistet worden ist. Ein umfangreicher Aufsatz: „Der kartographische Standpunkt Europas am Schluß des Jahres 1858“, von E. von Sydow, bringt einen, meist aus Original-Mittheilungen Seitens der verschiedenen europäischen Generalstäbe geschöpften Bericht nicht bloß über neuere und allerneueste Kartenwerke der verschiedenen Länder, sondern auch einen geschichtlichen Rückblick, der bis auf die ältesten Aufnahmen zurückgeht. Außerdem enthält das Heft einen reichhaltigen Literatur-Bericht nebst einer topographisch-hypsometrischen Arbeit des Majors Fils über den centralen vielbesuchten Theil des Thüringer Waldes mit einer topographischen Karte in Farbendruck.

— * Die volkswirthschaftliche Monatschrift von Pickford geht nach anderthalbjährigem Bestehen mit dem Ende Juni ein. Die Opfer des trefflichen Herausgebers sowohl wie auch des Verlegers Herrn Ferdinand Enke in Erlangen ließen sich nicht länger fortsetzen, zumal da jetzt der täglich weiter um sich greifende Krieg der Propaganda volkswirthschaftlicher Ideen die schwersten Steine in den Weg wirft. Das Juniheft schließt übrigens die Reihe seiner Vorgänger würdig ab und sichert der Zeitschrift ein gutes Andenken, indem es aus der Feder des Herausgebers eine geistreich zusammengedrängte Geschichte der Zünfte, aus der des Herrn Otto Michaelis in Berlin eine Darstellung der Handelskrise von 1857 zu Ende bringt.

— * Die heilige Cäcilie von Rafael, welche Albert Zimmermann in Italien für den König Ludwig von Bayern gekauft hat, ist jetzt in der Pinakothek zu München aufgestellt.

— * Im Anschluß an unseren Bericht über die Einweihung des Händeldenkmals in Halle mag noch folgende Notiz mitgetheilt werden: Was die Treue des Bildnisses betrifft, so hat dessen Verfertiger, Heidel, sich an die authentischen Abbildungen gehalten, welche von Händel vorhanden sind. Zu London in Exeter-Hall befindet sich ein der germanischen Gesellschaft für Kirchenmusik gehöriges Marmorbild Händels von etwas unter Lebensgröße, welches der Bildhauer Roubillard zehn Jahre nach dem Tode seines Freundes Händel angefertigt hat und dem eine so große Aehnlichkeit nachgerühmt wurde, daß Händel danach auf der Straße wiedererkannt worden. Von dem Kopfe dieses Bildes hat Heidel, welcher das Original kennt, ein Gypsabguß als Modell gedient, und außerdem hat er nach einer Zeichnung gearbeitet, die sich im Besitz des Dr. Sens in Calbe, eines Abkömmlings von weiblicher Seite von Händel, befindet, welche den großen Componisten bis zum Knie darstellt und nach dem Leben aufgenommen ist.

— * Die „Preußischen Jahrbücher“ besprechen die Zustände Oesterreichs und die dort herrschende Stimmung in einem Artikel, in welchem es heißt: „Daß eine gewaltige Unzufriedenheit namentlich die gebildeten und wohlhabenden Kreise durchdringt, läßt sich nicht läugnen, sie hat aber bis jetzt durchaus keine der Dynastie oder dem Gesammtstaat feindliche Richtung, sie entstammt patriotischen Wurzeln und geht über die in anderen liberalen Staaten zulässige Opposition keinen Schritt hinaus. Die Männer, welche von den Polizeischreibern seit Jahren als staatsgefährlich behandelt und deren Namen in der Brieftasche jedes Gensd'armen zur besseren Erinnerung bewahrt werden, sind in dem Punkte einig, daß gerade gegenwärtig die Schwierigkeiten der Regierung nicht vermehrt werden dürfen. Sie weisen jeden Gedanken an einen Aufstand mit Entrüstung von sich. Jene aber, die solchen sittlichen Erwägungen fern stehen, verhehlen sich doch nicht, daß eine bewaffnete Erhebung, ein offener feindseliger Akt gegen die Staats-Regierung augenblicklich noch wenig Aussichten auf Erfolg bietet. Kossuth's und Klapka's Plane werden als Gefahr drohend geschildert. Man vergesse jedoch nicht, daß Kossuth's Herrschaft das Ende und nicht den Anfang des Kampfes bildete, das gesammte Material der Armee ihm von der schwachen Regierung überliefert worden war, der Aufstand zahlreiche Phasen durchmachte, ehe eine magyarische Republik proklamirt wurde und die Revolution vom Mittelpunkte des Landes nach außen sich verbreitete. Kossuth muß gegenwärtig sofort die Republik proklamiren, d. h. den ganzen Bauernstand und einen überwiegenden Theil der Aristokratie aus dem eigenen Lager treiben, er muß mit einer bewaffneten Bande in das Land einfallen, dieses sich erst allmälig wieder erobern. Nachdem er in London den Bund mit der europäischen Propaganda, mit Herzen und allen Panslawisten eingegangen, kann er seiner Unternehmung nicht den rein nationalen Stempel aufdrücken. Und gerade darin bestand die Stärke der ungarischen Revolution. Sie war eine Zeit lang, und schien es Vielen bis an ihren blutigen Schluß, ein Kampf im Namen conservativer Interessen, sie wollte die alte Verfassung gegen das revolutionäre Wiener Ministerium vertheidigen, die tausendjährige Krone Ungarns unversehrt bewahren. Der Republikaner Kossuth, der Bundesgenosse der radikalen Partei in Europa kann keine Honved-Armee aus der Erde stampfen, kein ungarisches Parlament zusammenrufen. Hat doch gerade die altconservative Partei in Ungarn während der letzten Jahre entschieden an Kraft und Ansehen gewonnen. Außer Ungarn kommen noch die slawischen Provinzen in Betracht. Von Rußland unterstützt, können möglicher Weise die Südslawen gefährliche Unruhen erregen, obgleich auch hier des alten Milosch blutdürstiger Wahnsinn die Zahl der Gegner Oesterreichs stark vermindert hat. Jedenfalls verräth es die größte Thorheit, den Czechen ernst gemeinte Umtriebe zumuthen zu wollen.

— * Heinrich von Kleist. Die neue Ausgabe der gesammelten Schriften Heinrichs von Kleist enthält im ersten Bande neben einer ausführlichen biographischen Einleitung die Dramen „Die Familie Schroffenstein“, „Penthesilea“ und „Amphitryon“, im zweiten den „zerbrochenen Krug“, das „Käthchen von Heilbronn“, den „Prinzen von Homburg“ und die „Hermannsschlacht“, im dritten die Erzählungen, Gedichte, Fragmente, Varianten und Anmerkungen. Bei der biographischen Einleitung kam es dem Herausgeber Julian Schmidt darauf an, aus dem vorhandenen Material, durch einige werthvolle Beiträge, namentlich für die spätere Periode des Dichters, vermehrt, ein so weit als möglich organisch zusammenhängendes Lebensbild zu Stande zu bringen. Schmidt eröffnet diese Einleitung mit den folgenden allgemeinen Bemerkungen: Im Grunde bedarf ein Dichter von Gottes Gnaden keines Auslegers. Der Zauber unseres Poeten ist so gewaltig, daß keiner ihm widerstehen wird, der ihm eignes Leben, ein Herz dem Schönen und Edlen offen, entgegen bringt. Leider ist dieser Eindruck nicht rein; es mischt sich in des Dichters so fein organisirte Natur ein ungesundes Element, welches zuweilen so peinlich, so beängstigend wirkt, daß man wie aus einem bösen Traum zu erwachen strebt. Sich dieser Stimmung zu erwehren, aus dem pathologischen Eindruck den echt

künstlerischen loszuschälen, ist nicht leicht, und hier hat der Kritiker die schöne Aufgabe, dem Leser nachzuhelfen. Die einzelnen Eigenschaften, die den großen Dichter machen, besaß Kleist in einem ungewöhnlichen Grade. Zunächst eine plastische Kraft, wie wir sie bei keinem andern deutschen Dramatiker antreffen, auch bei Schiller und Goethe nicht. Jedes Ereigniß, jede Figur, die er darstellen wollte, zeigte sich den Augen seines Geistes in sinnlicher Gegenwart, und seine Hand war sicher genug, was er gesehen, nicht bloß in den allgemeinen Umrissen, sondern bis in die kleinsten einzelnen Züge wiederzugeben. Die Farben und Linien, die er anwendet, sind oft hart und schreiend, aber nie undeutlich, und sie kommen ihm ungesucht, das Bild lebt wirklich in seiner Seele. Die Kunst der Farbe geht so weit, daß die jedesmalige Stimmung, der Duft des Ereignisses sich auf das bestimmteste der Phantasie einprägen, und das ist um so bewundernswürdiger, da er einen sehr großen Reichthum an Stimmungen entwickelt: es gelingt ihm zuweilen das Unmögliche glaubhaft zu machen. Diese Kunst hängt mit seiner Wahrheitsliebe zusammen. In einer Zeit, wo fast alle Dichter sich ins Musikalische verloren oder die Menge durch wohlklingende Phrasen zu bestechen suchten, wagte er den Gedanken und das Gefühl in seiner völligen Nacktheit vorzuführen. Niemals opferte er die herbe Wahrheit seinen Gelüsten; wenn er die Probleme aus der Entzweiung seines Herzens nahm, so machte er für die Verkörperung derselben sehr ernste und mühsame Studien nach der Natur, und das Individuelle ging ihm gleichzeitig mit dem Ideellen auf. — Ebenso besitzt er die Macht der Leidenschaft: wenn bei einem seiner Helden das Blut in Gährung kommt, so ist kein Widerstand möglich; wie sie wahrhaft aus des Dichters Seele hervorquillt, so reißt sie alles mit sich fort. Ihr Ausdruck ist häufig wild und unschön, ja er streift an den Wahnsinn, und doch empfindet man nicht bloß die Gewalt des innern Lebens, sondern auch jene angeborne Anmuth, die bei einem der Natur angehörigen Organismus zuweilen selbst das Häßliche adelt. — Ueber die Technik, die man damals leicht über der Inspiration vergaß, hat Kleist so ernsthaft nachgedacht, wie außer Schiller kein anderer Poet. In einer Zeit, wo fast alle Dichter nach Kunstmitteln griffen, die außerhalb des Gegenstandes lagen, die Romantiker wie die Hellenisten, zeigt Kleist das Verständniß einer strengen Kunstform; bei der entschiedensten Einsicht in die Mittel, die zur Wirkung nöthig sind, verschmäht er jeden Effekt und hält sich fast ängstlich an die Sache. Bei seinem tiefen Sinn für Ordnung und Gesetz ist ihm die innere Dialektik des Stoffs wie einem geschulten Juristen oder einem Mathematiker gegenwärtig. Um von schwächern Produkten zu schweigen: wie weit liegt bei der Jungfrau von Orleans oder der Genoveva das poetische Motiv außerhalb der Sache! So etwas begegnet unserm Dichter nie, und wenn er der verkehrten Zeitströmung zuweilen unterliegt, so ist das nur, weil er rabulistisch seine Probleme auf die Spitze treibt. — Zu diesen Gaben kommt, was bei keiner echten Dichtung fehlen darf, die Ahnung von etwas Höherem: zwar wird die Erde, die er darstellt, fast immer von wilden, finstern Wolkengebilden überdeckt, aber man hat doch das Gefühl, daß ein Himmel darüber steht, wenn auch dieses Gefühl zuweilen sich nur in grellen Schmerzenslauten äußert. Das Göttliche ist ein Verborgenes, aber die Menschen suchen danach, ja dieses Suchen ist ihr eigenster Lebensinhalt. Das Leben erscheint als ein Räthsel, dessen Wort man nicht ahnt, aber man hat die Empfindung, daß es irgendwo vorhanden sein muß. Die heftigen Zuckungen seines kühnen Verstandes verrathen nur den Pulsschlag des wild bewegten Herzens; er lebt was er denkt, und darum lebt auch, was er gedacht hat. Wenn trotz so hoher Gaben der Dichter nicht verstanden wurde, so wäre es voreilig, deßhalb ausschließlich die Menge anzuklagen: in der Vereinsamung liegt immer eine geheime Schuld. Ein klassischer Dichter hat in seiner normal angelegten Seele, die ihren Schwerpunkt in sich selbst findet, den Typus des allgemein Menschlichen so ausgeprägt, daß seine Schicksale und seine Charaktere noch in spätester Zeit, wenn die Lebensbedingungen sich ganz umgewandelt haben, die Empfindung der Nothwendigkeit erregen; wir wissen, daß es so zugehen muß, und sind im wesentlichen befriedigt, auch wenn er uns das Schrecklichste zeigt. — Ein romantischer Dichter wie Calderon geht von den sittlichen Vorurtheilen seiner Zeit aus, die ganz in ihm leben und die daher ein einheitliches Bild verstatten; er ist seinem Zeitalter ein Prophet, der Nachwelt das lehrreiche Abbild einer verschwundenen Periode. Ein romantischer Dichter zweiten Ranges wie Z. Werner wird von den Liebhabereien des Tages bestimmt, er hat jedenfalls einen Kreis, der ihn versteht, weil er seine eignen Grillen in seinen Dichtungen wieder findet. Von alle dem ist bei Kleist keine Rede. Weit entfernt, den sittlichen Vorurtheilen seiner Zeit, den Liebhabereien des Tages zu huldigen, ist er ihnen gänzlich fremd; man kann nicht einmal sagen, daß er sich dagegen empört, er ignorirt sie in schweigender Verachtung. — Gerade in seinen Vorzügen liegt der Keim seiner Schwächen. — Die Abneigung gegen die Phrase verleitet ihn nicht selten zur Reaction gegen die Ideen. Wenn bei Schiller — und auch bei Goethe mehr als man glaubt — das Individuelle dem Ideellen dient, wenn manche Situation nur um der abschließenden Sentenz wegen da ist, so versteht sich Kleist nur in den seltensten Fällen dazu, die Erscheinung ins Gebiet des Gedankens zu erheben. Und das ist zur Versöhnung, d. h. zum dauernd wohlthätigen Eindruck ebenso nothwendig, als der abschließende Akkord nach einer grellen Dissonanz. — Aus diesem übertriebenen Realismus erklärt sich die Neigung, auf die letzten Gründe des Geistigen, von der Psychologie auf die Physiologie zurückzugehen, und so jenem dunkeln Naturgebiet anheimzufallen, das keine Kunst zu adeln im Stande ist. Das gilt namentlich von dem geschlechtlichen Verhältniß. Fast in jedem seiner Stücke, namentlich in den Novellen finden sich anstößige Scenen, zuweilen durch gar keinen innern Grund gerechtfertigt, oder mit einer beleidigenden Paradoxie vorgetragen. Zwar wird er nie lüstern, er stellt nicht das Sinnliche dar, sondern nur das Nackte, aber auch in dieser Vorliebe für das Nackte liegt eine gewisse Empörung gegen die sittlichen Begriffe des Zeitalters, und die Menge erträgt eher die Verletzung der Moral als eine Beleidigung der Scham. Diese Vorliebe für das Nackte zeigt sich auch darin, daß er alle Empfindungen auf die Spitze treibt; er würde in seiner Aufrichtigkeit einem Volk wie die Franzosen, die doch in ihren Romanen wahrlich keine Moralisten sind, in jeder Zeile gleich unverständlich und ungenießbar sein. Das Gefühl spricht selten bei ihm unmittelbar, ungehemmt; es hat Mühe, durch die Gründe des Verstandes durchzubrechen, und dieser Ausdruck erfolgt deßhalb stets mit einer Explosion, die alles Maß verkennt. Der erste Grund seines Schaffens ist eine höllenheiße, qualvolle Empfindung, die aber das Hirn ebenso angreift als das Herz; und so wird scheinbar der Verstand, das Denken der Träger der Leidenschaft. Zuweilen ist es ein Fieber der Dialektik, die sich im Frost schüttelt, um gegen die innere Gluth zu reagiren. Dieser Proceß macht die Darstellung seiner Stücke so schwer: welcher Schauspieler hat Seele genug, um diesem dämonischen Spiel einer ureignen Natur zu folgen! So ist die erschütternde Wahrheit seiner Dichtungen eine subjective; um sie ganz zu verstehen, muß man sich in die Seele des Dichters vertiefen, in jene Seele, die schmerzvoll nach dem Licht des Glaubens ringt, und in dem Nebel des von Gott verlassenen Daseins mit finsterer Grübelei sich selbst belauscht, um eine Spur des göttlichen Funkens zu entdecken. Dieser Individualismus verstößt nicht bloß gegen das Gemeingefühl, er hat noch eine zweite schlimmere Wirkung: er bringt den Dichter in Widerspruch mit sich selbst. Fast in allen seinen Werken ist Folgendes die Aufgabe. Ein Mensch von kräftiger und edler Anlage wird durch die Ereignisse, deren sittlichen Zusammenhang er nicht versteht, die ihm Gott verbergen, in Verwirrung gesetzt, sein eignes Gefühl wird ihm unsicher. Aus dieser beklemmenden Herzensangst sucht er sich durch verschiedene Mittel zu retten, nicht selten durch ein scheinbar frostiges Raisonnement. Hat er dann auf die eine oder andere Weise den Punkt gefunden, wo sein Gefühl mit sich selbst einig den Ereignissen gegenüber eine bestimmte Haltung gewinnt, so concentrirt sich die ganze Kraft seines Gemüths zu einer Explosion, die etwas Furchtbares hat. Das Tragische ist fast überall, daß er sich irrt, daß der Punkt des Friedens, den er gefunden zu haben glaubt, ein trügerischer ist; das Entsetzliche, daß der Dichter den Irrthum seines Helden theilt oder sich wenigstens nicht mit vollständiger Klarheit des Irrthums bewußt wird. Er stellt nicht bloß das Räthsel des Lebens dar, er ist selbst darin befangen. Das ist der Fluch der Vereinsamung, daß sie in dem Augenblick, wo sie den Frieden gefunden zu haben glaubt, auf das rasendste sich selbst zerstört: denn der innere Friede geht nur aus der Einheit mit der sittlichen Substanz hervor. Mit diesem organischen Fehler hängen alle andern zusammen. Der Ausgang ist oft gräßlich oder absurd; indem der Dichter das Gefühl seines Helden entwirrt, verwirrt er sein eignes und verwirrt dadurch das Ganze. Der Irrthum übt auch eine rückwirkende Kraft, auch die Voraussetzungen sind hart oder gar unmöglich, und wenn man dem Dichter während der Handlung, durch den Zauber seiner Plastik umstrickt, Glauben schenkt, so treten bei reiferem Nachdenken die Widersprüche desto greller hervor. Die Gemüthsbewegungen selbst sind so convulsivisch, in so excentrischen Schwingungen, daß die geläufigste Phantasie, sobald sie nur aus dem Bann des Dichters heraustritt, sich diesen Zumuthungen nicht fügen kann. Darum ergreift uns zuweilen in der höchsten Begeisterung plötzlich das unheimliche Gefühl, daß etwas Fremdartiges, Unvermitteltes in die Dichtung eintritt. Man könnte nicht selten den Punkt bezeichnen, wo der Dichter aufhört, Herr über seine Gedanken zu sein, wo sie über ihn kommen, wie angstvoll er sich ihrer zu erwehren sucht, und ihn willenlos mit sich fortreißen. Wenn die andern Romantiker mit den dunkeln Mächten ein frevelhaftes Spiel treiben, so steigen diese bei Kleist mit finsterm Schauer aus dem tiefsten Kern seines Gemüths hervor. Der verborgene Wahnsinn zeigt ein verzerrtes Gesicht und erschreckt uns noch mehr, indem er mit dem Anschein kalter, spröder Besonnenheit Worte der Weisheit stammelt. Selbst die plötzlich hervorbrechende Wildheit einer lange verhaltenen Leidenschaft erschreckt uns noch nicht so, als was uns ebenso oft bei ihm begegnet: das brütende Versinken in die Nacht des Innern, die Grübelei über seine Zustände, das krampfhafte Wühlen in dem eignen Herzen. Goethe sagt einmal von ihm: „Mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme nur Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Der Ausdruck ist stark, aber die Sache nicht unrichtig. Vieles in seinen Dichtungen läßt sich nur pathologisch erklären. Dazu kommt das Räthsel seines unglücklichen Todes. In ihren seltsamsten Verzerrungen scheint seinem Gedicht eine empirische Wahrheit zu Grunde zu liegen: er selber konnte so empfinden und unter Umständen so handeln wie seine Helden. Das Leben des Dichters hat in diesem Fall eine tiefere Bedeutung für das Verständniß seiner Dichtungen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 82.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 29. Bremen, 17. Juli. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Gemüth.

Eine einfache Erzählung
von Ludwig Rosen.

3.

Die wenigen Stunden der Fahrt nach Frankenfeld verflossen ganz angenehm. Townbridge war wohl unterrichtet und besaß natürlichen Scharfsinn; je offner er sich der Unterhaltung mit seinen neuen Bekannten hingab, um so mehr thaute die reine Menschennatur in ihm auf und brach aus der Rinde von Schroffheit und Unzugänglichkeit hervor, womit ihn die Gewohnheit und das Beispiel seiner Landsleute umpanzert hatte. Als man dem Reiseziel schon ziemlich nahe war, fragte Emilie: „Wo werden Sie denn in Frankenfeld logiren?“

„Wie kannst du so fragen, fiel Fanny ein, da Herr Townbridge ja in völliger Unkenntniß über unsre Gasthöfe ist?“

„O nein, sagte Townbridge, ich habe in meinem Buche stehen alle guten Gasthöfe in Frankenfeld, aber ich wollte dort nicht gern logiren in einem Gasthofe. Kann ich nicht haben bei Ihnen, Herr Professor, Logis und Kost für einige Tage?“ Da Albrecht betroffen schwieg, so fuhr der Engländer fort: „Sie sind nicht eingerichtet so gastfreundlich, daß Sie können aufnehmen einen Fremden für eine kurze Zeit?“

Um auf den armen Townbridge nicht den Verdacht fallen zu lassen, als scheue er es aus Sparsamkeit, seine bereits zusammengebrachte Sammlung deutscher Gasthofrechnungen um ein Frankenfelder Exemplar zu vermehren, so finden wir hier die Einschaltung einer kleinen Erklärung nöthig. Er verstand und sprach zwar das Deutsche, aber dennoch glichen seine Sprechversuche oft dem Greifen kleiner Kinder, die einen Gegenstand vor sich sehen, nach demselben fassen wollen und die entsprechenden Armbewegungen vornehmen, aber es doch einem günstigen Zufall überlassen müssen, ob die ungeübten Hände wirklich das Gewünschte ergreifen oder etwas Andres oder leere Luft. Townbridge mochte wohl aus manchem entnommen haben, daß seine neuen Bekannten eben so wenig reich waren als vornehm; er setzte mithin die Möglichkeit voraus, daß dieselben wie manche englische Familie von ähnlicher Lebensstellung wohl entbehrliche Räume als chambres garnies vermiethen und die Miether zugleich beköstigen dürften. Da er sich sehr zu den Leuten hingezogen fühlte, so hätte er einer solchen Anordnung bei weitem den Vorzug vor dem Wohnen in einem Gasthof gegeben, und weil er dasjenige Zartgefühl, das einen Deutschen von dieser Frage hätte abhalten können, nicht kannte, so that er die Frage unbedenklich; er vergriff sich dabei nur in den Ausdrücken.

Nach einer Pause nahm Albrecht das Wort: „Unser sehr einfach eingerichteter Haushalt würde Ihnen nicht den geringsten Comfort bieten, Herr Townbridge.“

„O nein, ich will nicht Comfort, ich brauche sehr wenig, um ganz zufrieden zu sein.“

Emilie flüsterte ihrer Schwester zu: „er kann ja im kleinen Fremdenstübchen logiren, im theuren Gasthof wird er so entsetzlich geprellt.“

Fanny sagte zu ihrem mehr als unentschlossenen Gemahl: „Was meinst du, Albrecht, wenn wir das kleine Fremdenstübchen Herrn Townbridge anböten? Er sagt ja, daß er keine großen Ansprüche mache, und wir können es nicht besser geben, als wir's haben; genügt ihm die Anordnung nicht, so wird er's offen sagen und eine entsprechende Aenderung treffen.“

Mit etwas satirischem Lächeln erwiderte Albrecht: „Genügen wird das Stübchen, worin Herr Townbridge kaum aufrecht stehen kann, seinen Ansprüchen wenig, indeß wenn er's versuchen will, ich habe nichts dagegen.“

„Ja, ich will es versuchen!“ erklärte Townbridge, und somit war die Sache abgemacht, allein da Albrecht einigermaßen verstimmt blieb und Fanny in ein nachdenkliches Grübeln verfiel über die Speisen, die einem englischen Magen am meisten erwünscht sein möchten, so mußte die Unterhaltung bis zur Ankunft auf dem Bahnhof fast nur von dem Engländer und von Emilie bestritten werden, welcher Aufgabe Beide mit hinlänglicher Lebhaftigkeit nachkamen. Als das Ziel erreicht wurde, war der Abend schon eingebrochen. Man nahm einen Wagen, hatte jedoch Mühe genug, den schweren englischen Reisekoffer unterzubringen, und erreichte bald die Wohnung des Professors, die der arglose Engländer für eine Art von boarding house ansah. Das Stillhalten des Wagens rief eine Dienstmagd mit einer Laterne heraus, während dahinter noch eine andre weibliche Gestalt sichtbar wurde. Emilie sprang aus dem Wagen, begrüßte die Magd und umarmte dann stürmisch ihre liebe Adele; dann folgte Fanny und machte es ebenso, und als jetzt Adele an den Wagen trat, um den Bruder zu begrüßen, stolperte ihr Townbridge, welcher näher an der Wagenthüre gesessen hatte, in die geöffneten Arme und hätte beinah den Bewillkommnungskuß erhalten, der für Albrecht bestimmt war. Doch das Licht der Laterne, mit welcher die Magd herangetreten war, fiel in diesem Augenblick auf die Gruppe, Adele belehrend, daß sie einen wildfremden Menschen umfasse, Townbridge aber in hohes Erstaunen versetzend über die außerordentliche Schönheit der Dame, mit welcher er in eine so unerwartete Berührung gekommen war. Kaum hatten Beide das unbeabsichtigte Verhältniß gelöst, so trat Albrecht dazwischen, stellte flüchtig vor: „Meine Schwester Adele — Herr Townbridge aus England!“ und bat die Damen, den Gast ins Wohnzimmer zu führen, während er für Abpackung und Unterbringung des Gepäcks sorgen wolle.

Als man in das freundlich erleuchtete Zimmer trat, mußte man — zumal von der Reise hereinkommend — angenehm überrascht werden durch die Behaglichkeit, die hier herrschte. Die Möbeln waren einfach, aber hübsch und wohlgeordnet, über die Tische waren neue Decken gebreitet, einige Vasen waren frisch mit schönen Blumen gefüllt, über allem schwebte der Geist der höchsten Reinheit und des ruhigsten Friedens. Während die Frauenzimmer sich nochmals begrüßten, schaute sich Townbridge in dem engen, aber doch so hübschen Raume mit der Wißbegierde um, mit welcher etwa der europäische Reisende die Hütte eines Indianers betritt.

Emilie sagte jetzt: „Du hast schon gesehen, Adele, was wir dir mitgebracht haben; einen ordentlichen Engländer, nicht nachgemacht, wie sie hier wohl umherlaufen, sondern echt und unverfälscht.

„Willst du schweigen!“ rief Fanny. „Sieh', liebe Adele, das ist Herr Townbridge, dessen angenehme Bekanntschaft wir unterwegs gemacht haben, und der so freundlich sein will, sich's einige Tage in unserer bescheidenen Häuslichkeit gefallen zu lassen.“

Der Engländer stellte sich eben nicht von der vortheilhaftesten Seite dar, ja er sah — die Wahrheit zu sagen — gewissermaßen etwas stupide aus, als ihn Adele in einem Englisch, das freilich bedeutend reiner und fließender war als dasjenige, womit ihre Schwägerin am heutigen Morgen abgewiesen worden war, mit freundlichem Ernste ansprach: „Das ist recht schön von Ihnen, Herr Townbridge, daß Sie einmal versuchen wollen, wie es sich in einer kleinen deutschen Familie lebt, während Sie uns dadurch eine Ehre und eine Freude bereiten.“

„Du kannst dein Englisch sparen, warf Adele ein, denn Herr Townbridge hat nicht die Absicht, unsre Fertigkeit in seiner Muttersprache auf die Probe zu stellen oder vor der Gefahr, wegen Mangels an Gebrauch rostig zu werden, zu bewahren.“

„O nein, sagte Townbridge, ich höre sehr gern die Dame sprechen Englisch, denn sie spricht sehr gut, aber es ist besser für mich, wenn ich hier in Deutschland spreche Deutsch.“

„Nehmen Sie gefälligst Platz, sagte nun Adele in deutscher Sprache, und Ihr Beide legt ab und laßt euch nieder; ich will meine Haushaltungsrolle heute Abend so würdig, als ich kann, zu Ende führen, ihr müßt euch daher jetzt noch als Gäste betrachten.“

Nachdem auch Albrecht in das Zimmer gekommen war, wurde alsbald ein Theetisch von Adele hergerichtet, und der Kreis saß gar traulich und friedlich zusammen. Er wurde bald darauf noch durch einen Collegen Albrechts verstärkt, welcher zur Begrüßung der nahbefreundeten Familie herbeigeeilt war. Man stellte ihn dem Engländer unter dem Namen Dr. Helling vor, allein da sich zwischen Beiden keine Anknüpfungspunkte darzubieten schienen, so nahmen sie gegenseitig wenig Notiz von einander. Townbridge faßte mitunter die still waltende Adele ins Auge, die so unmerklich es jedem recht zu machen wußte, und offenbar imponirte ihm die tadellos schlanke Gestalt, deren wenn auch geschmackvolle, doch fast matronenhafte Kleidung, im Verein mit ihrem geräuschlosen und stets würdigen Auftreten, ihr den Charakter einer Priesterin zu verleihen schien. Sie war über die ersten Jugendjahre hinaus, denn sie mochte wohl vierundzwanzig Lebensjahre zählen, aber ihre große, ja fast erhabene Schönheit stand in vollster unverminderter Entwicklung. Herrliches schwarzes Haar von dem weichsten Seidenglanz umfaßte in eleganter Anordnung die hohe reine Stirn und die zarten Wangen, über deren mildes Weiß ein schwacher Anflug von Roth gehaucht war; die großen dunklen Augen wurden von langen schwarzen Wimpern beschattet und von schmalen Brauen überwölbt; die lange, aber nicht zu scharf gezeichnete Nase, der kleine Mund mit den schmalen, aber feingefärbten Lippen, das zugleich zierlich und kräftig gebildete Kinn — Alles vereinigte sich zu einem harmonischen und fast vollkommenen Ganzen, das einen Bildhauer entzücken konnte. Aber auf diesem schönen Gesichte ruhte irgend ein Schmerz, nicht zur Schau getragen und zum Mitleid auffordernd, nicht auch nur den kleinsten Zug verändernd und entstellend, sondern edel und schön, wie nur der Schmerz in seinem reinsten Adel sein kann. Ein alter Sonderling, der zuweilen als Hausfreund in die Familie kam, nannte Adele den „Trost in Thränen“, und wahrlich mit Recht, denn wenn sie auch in der Einsamkeit Thränen vergießen mochte, so brauchten dieselben gewiß nicht getrocknet zu werden, und wenn sie auch ganze Nächte durchweinte, so hatte sie alle Tage ihre stille Freundlichkeit für jeden, der ein Recht hatte sich daran zu sonnen, und dieses Recht gestand sie fast jedem zu; nur der Schlechte schloß sich von selbst aus ihrer Nähe aus, denn es konnte ihm nicht wohl werden in ihrer Nähe.

Wir haben bereits angedeutet, daß der Engländer mitunter seine Aufmerksamkeit auf diese eben so seltene als herrliche Erscheinung richtete; doch wagte er sie nur einmal anzureden. In kleinen, fast unmerklichen Zügen der Art, wie sie ihn mit Thee bediente, heimelte ihn eine gewisse englische Manier so lebhaft an, daß er sie plötzlich fragte, ob sie in England gewesen sei. Die Frage brachte eine überraschende Wirkung hervor, nicht so sehr auf Adele wie auf die übrigen Anwesenden, die sämmtlich betroffen verstummten. Adele schien nur einen Augenblick lang ein aufzuckendes Weh zu bekämpfen, dann antwortete sie mit Fassung und fast mit Unbefangenheit, sie habe einige Jahre in England gelebt. Natürlich merkte Townbridge wohl, daß er ein mißliebiges Thema angeschlagen hatte; er ließ es darum fallen und widmete sich von nun an vorzugsweise der Unterhaltung mit Emilie, deren Neckereien er nicht bloß mit dem besten Humor ertrug, sondern absichtlich heraus zu fordern schien.

Albrecht bemerkte wohl, daß sein College Helling heute Abend wenig aufgelegt war, vielmehr sich mit seinem Stuhle immer weiter aus dem Kreise hinausrückte; er nahm daher neben dem Verdüsterten Platz und fragte leise: „Es fehlt dir doch nichts, Freund Helling? Du bist nicht recht aufgeräumt, wie's mir scheint.“

Flüsternd erwiderte Helling: „Man hat nun manchmal so eine verpfuschte Stimmung. Du kommst mir auch nicht vor, als wenn du dich so behaglich in deinen heimischen Räumen fühltest wie sonst. Wo, zum Teufel, habt ihr übrigens dieses storchähnliche Exemplar von einem Engländer aufgetrieben?“

„Wir fanden ihn in einem Brunnen und zogen ihn da heraus.“

„Ich wollte, ihr hättet ihn drin sitzen lassen. Die Atmosphäre von einem solchen Burschen aus Alt-England versetzt unser einem den Lebensathem.“

Albrecht schaute den Freund mit einem nachdenklichen und halb bedauernden Blick an, sagte aber nichts. Fanny, der gleichfalls die Verstimmung des geschätzten Hausfreundes nicht entgangen war, berief diesen jetzt an ihre Seite und verwickelte ihn in ein Gespräch über die eben beendigte Reise; Emilie wandte zuweilen ihre muntern Reden an ihn, aber es wollte nichts verfangen, und er entfernte sich bald. Als später auch der übrige Kreis sich auflöste, führte Albrecht seinen Gast auf das Fremdenstübchen und sagte, das Licht hinsetzend, mit leichtem Achselzucken: „ich entschuldige nicht die Enge und Aermlichkeit Ihres Zimmers, denn Sie haben es selbst so gewollt.“

Townbridge schaute sich in dem Stübchen um, an dessen Decke er beinah mit dem Kopfe stieß, und in dem außer für Bett, Tisch und Stuhl kaum für den Koffer und die kleineren Effekten war Raum ausgewonnen worden; dann rieb er sich die Hände und sagte: „O es ist gut so, alles sehr gut, ich bin vollkommen zufrieden. Gute Nacht, Herr Professor.“

Als Albrecht mit seiner Frau allein war, sprach sie zu ihm: „Ich glaube bereits hinter dem Geheimniß zu sein — —“

„Hinter welchem Geheimniß?“

„Was der Engländer in Deutschland zu suchen hat.“

„Du meinst wahrscheinlich: Bescheidenheit!“

„Du scherzest, lieber Albrecht. Ich meine: eine Frau.“

„Eine Frau? Sollte er die nicht dutzendweise in England finden können?“

„Die Engländer sind nun einmal wunderliche Leute. Vielleicht hat er in einem deutschen Roman die Schilderung einer weiblichen Persönlichkeit gefunden, die ihn ganz besonders ansprach, und er hat es sich in den Kopf gesetzt, sich ein lebendes Urbild dazu in Deutschland zu suchen.“

„Unmöglich wäre es freilich nicht, nur sind die Engländer nicht glücklich in der Wahl ihrer poetischen Ideale. Es ist noch unvergessen, wie sie einst für eine der verfehltesten Gestalten eines Kotzebue'schen Machwerks schwärmten.“

„Aber auch für Werther's Lotte!“

„Hätte für die wohl ein Deutscher geschwärmt? Doch uns kann's im Grunde einerlei sein, was Mister Townbridge so geheimnißvoll in Deutschland sucht. Er wird uns noch einigen Tagen verlassen, und wir hören wahrscheinlich nie wieder von ihm.“

„Doch schien es mir, als wenn er ein tiefes Interesse für Emilie gefaßt hätte.“

Betroffen schwieg Albrecht einige Augenblicke, denn er konnte sich die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht ganz ableugnen. Dann sagte er: „das sollte mir um mehrerer Personen willen leid thun, die ich liebe.“

„Um wen thäte es dir leid?“

„Zuerst um Emilie. Die Wahrscheinlichkeit, daß eine solche Beziehung zu ihrem wahren Lebensglücke ausschlagen sollte, verhält sich gegen den umgekehrten Fall wie zehn gegen eins. Wenn dieser unter uns geschneite Engländer die Gemüthsruhe des in seiner Heiterkeit so glücklichen und liebenswürdigen Wesens stört, um dann wieder zu seiner nebeligen Insel zurückzukehren, so muß ich den Augenblick verwünschen, wo wir mit ihm zusammentrafen. Schon ein Opfer haben wir durch englische Selbstsucht verbluten sehen, und schon das ist zu viel; verhüte der Himmel, daß wir noch eins zu bedauern hätten!“

Fanny schmiegte sich liebkosend an den verdüsterten Gemahl und fragte sanft: „Um wen thäte es dir außerdem leid?“

„Eben um unsre liebe gute Adele. Der verwünschte Engländer überrumpelte mich so mit seinem naiven Anerbieten, bei uns vorlieb zu nehmen, daß ich gar nicht daran dachte, wie manche schmerzliche Erinnerungen durch seine Anwesenheit bei uns in Adele geweckt werden können.“

„Und thut dir noch jemand leid?“ fragte Fanny.

„Zuletzt bedaure ich meinen lieben Freund Helling. Daß er eine tiefe Neigung für Emilie gefaßt hat, kann uns Beiden nicht verborgen sein, daß ihn das Auftreten des Engländers und Emiliens offenbares Interesse für denselben in höchst unbehagliche Stimmung versetzt, habe ich heut' Abend schon bemerkt. Der Gedanke, daß ein so geistvoller, ein so durch und durch tüchtiger Mensch, wie Helling ist, durch einen Engländer, und wenns auch das ausgezeichnetste Exemplar seiner Art wäre, in die Qualen der Eifersucht soll getaucht werden, der Gedanke empört mich.“

Mit milder Ruhe sprach Fanny: „Höre mich einmal recht geduldig an, mein Albrecht. Um Emilie brauchst du wohl kaum besorgt zu sein, denn in dieser Hinsicht könnte man eher befürchten, daß sich der Engländer theure Erfahrungen erkaufte. Emilie ist noch vollkommen unbefangen, und der Engländer erregte anfangs ihre muthwillige Laune, dann ihr flüchtiges Interesse, es hat aber so leicht keine Noth, daß ernstere Gefühle bei ihr ins Spiel kommen. Weit eher richtet sich ihre Neigung auf Helling, aber da dieser noch nicht in der Stellung ist, eine Haushaltung begründen zu können, so scheint es gerathen, diese Beziehung ihrer ruhigen Entwicklung zu überlassen. Wenn sich Helling bald überzeugen muß, daß er keinen Grund zur Eifersucht hat, so wird er vernünftig genug sein, sich nicht mit eifersüchtigen Grillen zu quälen. Was endlich Adele betrifft, so steht sie geistig viel zu hoch, als daß sie sich in ihrer so siegreich gewonnenen Ruhe erschüttern ließe. Sollte also auch, wie du zu fürchten scheinst, eine Neigung für Emilie den Engländer länger hier festhalten, als wir anfangs dachten, so darf dich das in Beziehung auf deine herrliche Schwester wahrlich nicht bekümmern.“

„Du bist eine gute Trösterin, sagte Albrecht lächelnd, doch halte ich an der Meinung fest, daß man in einen so enggeschlossenen Kreis, wie wir bilden, nicht ohne dringende Noth ein fremdes Element eintreten lassen sollte, weil die Folgen nicht zu übersehen sind.“

„Im Prinzip hat du gewiß Recht!“ sagte Fanny mit einem herzlichen Kusse.

4.

„Höchstgeehrter Herr Professor! Es war mir sehr angenehm zu erfahren, daß Sie mit den werthen Ihrigen eine Vergnügungsreise unternommen haben, indem ich daraus mit Freuden ersehe, daß Ihre finanziellen Beziehungen auf einen erwünschten Punkt müssen gekommen sein. Dies kommt mir um so gelegener, da ich jener 300 Thaler, die ich Ihnen auf einen Handschein geliehen, in der That dringend bedürftig bin, mir daher die Freiheit nehme, Sie um Rückzahlung derselben von hier ab in drei Monaten zu bitten. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Bretschneider.“

Zu dieses Sendschreiben starrte Albrecht am andern Morgen, als er allein in seinem Studirstübchen saß. Er hatte vor einem Jahre, als er sich verheirathete, diese Summe zur Einrichtung seines Hauswesens aufgenommen — noch wie vielen vergeblichen Versuchen bei Andern, nach wie vielen Zögerungen bei dem widerwilligen Darleiher, das lag ihm noch in frischer Erinnerung! — er hatte geglaubt, das Geld, falls er es gehörig verzinste, so lange nicht zurückzahlen zu müssen, bis angehäufte Ersparungen oder die Verwerthung eines beabsichtigten literarischen Unternehmens ihn dazu in Stand setzen würden. Und nun? — — er mußte sich freilich selbst einen Vorwurf aus der Reise machen, die im Leichtsinn der Armuth alle bis dahin angesammelten Ersparnisse verschlang, aber die Art, wie sich Herr Bretschneider darauf bezog, ärgerte ihn doch sehr. Da er in diesem Augenblicke Fanny kommen hörte, so verbarg er das leidige Schreiben. Auch Fanny war sorgenvoll, denn der Engländer hatte sich, nachdem die Familie längst mit ihrem Kaffee fertig war, in feiner Morgentoilette bei den Damen eingestellt, muthmaßlich eines Frühstücks bedürftig, und die gute junge Frau begann zu ahnen, daß sie sich durch die Aufnahme des Fremden eine große Last aufgebürdet habe, abgesehen von einem zu erwartenden erheblichen Defizit in der Haushaltungskasse. Albrecht tröstete die Sorgenvolle, so gut er konnte, und begab sich in die Wohnstube, wo eben Adele bereits mit Anordnung des Frühstücks beschäftigt war, dem sie vermittelst einiger gesottner Eier und eines Tellers mit koltem Fleisch einen gewissen englischen Anstrich zu geben wußte.

Nach sehr flüchtiger Begrüßung des Hausherrn setzte sich Townbridge zu seinem Frühstück und sprach demselben mit jener Nichtbeachtung seiner Umgebungen zu, die mancher deutsche Handelsjüngling an reisenden Engländern der Bewunderung und Nachahmung würdig erachtet; wie denn überhaupt die ganze Physiognomie des deutschen Gasthoflebens seit den häufigeren Besuchen der Briten einen völlig veränderten Charakter erhalten hat. „Wann wird gespeist zu Mittag?“ fragte er unter dem Essen.

Mit einiger Zaghaftigkeit erwiderte Fanny: „Es thut mir leid, daß wir schon um ein Uhr speisen, da Ihnen das eine ungewohnte Zeit sein wird, aber wir können wegen der Berufsgeschäfte meines Mannes nicht wohl später essen.“

„O nein, das macht nichts. Wir würden das nennen nicht ein dinner, sondern ein luncheon, aber das ist einerlei, das ist ganz gut. Ich muß aber haben einen Diener.“

„Einen Diener? rief Albrecht. Wo sollte der bleiben? Sie haben ja selbst kaum ein Plätzchen gefunden.“

„O nein, er soll auch nicht sein hier im Hause, er soll sein auf der Straße, aber immer fertig, wenn ich herauskomme oder rufe.“

Emilie, die am Fenster arbeitend saß, und welcher der Engländer heute gar nicht so gut gefallen wollte wie gestern, sagte mißmuthig: »das wäre ja eine wahre Menschenquälerei! Der arme Bursche muß krank werden vor Langerweile, und was soll er anfangen, wenn's regnet?«

»O nein, das ist keine Quälerei. Ich geb' ihm jeden Tag einen Thaler; wenn er damit zufrieden ist, so muß er wissen, wie er auskommt. Er kann sich bedienen eines Regenschirms, und wenn Sonnenschein ist, kann er gehen an die Seite der Straße, wo Schatten ist.«

Emilie mußte einmal wieder laut lachen, aber Fanny griff sogleich hinter die Sache und sprach: »Wenn es Herrn Townbridge wirklich Ernst ist, so wäre der junge Hövel sehr geeignet, der wegen der Verwundung aus der Fabrik treten mußte und noch ohne neue Beschäftigung bei seiner armen Mutter wohnt.«

»O ja, es ist mir sehr Ernst, aber er muß annehmen zwei Bedingungen, daß er nicht betritt dies Haus, und daß er immer da ist; wenn er einmal nicht da ist, so erhält er keinen Thaler für den Tag. Haben Sie die Güte und lassen fragen den jungen Menschen, ob er will sein mein Diener, so lang ich hier bin.«

Das Geschäft wurde vermittelst der Hausmagd sehr rasch unter freudigster Zustimmung des jungen Menschen abgeschlossen, und derselbe stand bereits nach einer Viertelstunde auf seinem Posten, ohne dem vergnügten Ansehen nach Langeweile oder Witterungsunbilden sonderlich zu fürchten. Townbridge machte einen langen Spaziergang mit dem neuen Diener, um ihn gleichsam zu probiren, kam ganz zufriedengestellt gegen Mittag nach Hause und erschien pünktlich um ein Uhr in sehr sorgfältiger Toilette zur Mittagsmahlzeit. Daß diese bedeutend luxuriöser eingerichtet war, als sonst die Verhältnisse mit sich brachten, mochte er kaum ahnen, wenigstens nahm er alles so hin, als wenn es ganz in der Ordnung wäre, lobte den Wein — der sonst gar nicht auf der Tafel erschien — als sehr trinkbar, überhaupt benahm sich zum fortwährenden innern Verdrusse Albrechts völlig, als sei er zu Hause. Später machte er wieder einen weiten Ausflug, um sich rechtzeitig zum Thee einzufinden, und ließ sich dann wieder vorzugsweise mit Emilie in Unterhaltung ein. Doctor Helling, der sich auch wieder eingestellt hatte, schien seiner unangenehmen Stimmung Meister geworden zu sein, denn er mischte sich tapfer in die Unterhaltung, trumpfte den Engländer gehörig ab, wenn er gar zu schiefe Urtheile über das auf seinen Wanderungen Wahrgenommene aufstellte; schien aber dadurch in der Meinung Townbridge's weit eher zu steigen als zu sinken.

So vergingen mehrere Tage. Nur schüchtern kam Fanny, als sie einmal allein mit Albrecht war, hervor mit der Frage: »Ob wohl der Engländer nicht bald an die Abreise denkt? Er scheint sich gar nicht mehr an den geheimnißvollen Zweck seiner Reise zu erinnern.«

Albrecht sagte mit einem Lächeln, das aber doch etwas schwermüthig herauskam: »Du erinnerst mich an jenen Feldherrn, der durch eine muthige That seinen Herrscher in einen glücklichen Befreiungskampf hineinriß, der aber auf seine Klagen über die Noth der Truppen die Antwort erhielt: „Sie müssen es ertragen, denn Sie haben's ja selbst nicht anders gewollt!"« Da er aber bemerkte, daß sich eine Thräne aus den Wimpern Fanny's hervorstahl, so küßte er diese fort und sagte: »Es war immerhin mehr meine Schuld als die deinige, daß ich die Aufnahme des ungebetenen Gastes gut hieß, ich muß also auch die Folgen tragen und dir dein Monatsgeld bedeutend erhöhen. Was übrigens der Engländer in Deutschland sucht, glaube ich nun mit Sicherheit zu wissen.«

»Und was sollte es sein?« fragte Fanny neugierig.

»Steinkohlen!« erwiderte Albrecht kaltblütig.

»Steinkohlen? Du scherzest sonderbar, Albrecht.«

»Ich scherze nicht, mein Lieb. Durch den jungen Hövel haben wir ja gehört, daß Master Townbridge sich nicht bloß zum Banquier Van Wiesen, sondern auch zu dem Allerweltsmakler Klaudisch hat führen lassen, ja er hat heut Morgen einen Besuch bei Freund Helling gemacht, nachdem er erfahren, daß dieser Lehrer in Physik, in Mathematik und im Planzeichnen ist, und da ist denn offenbar die Absicht hervorgetreten, Versuche zum Bohren auf Steinkohlen zu machen, die man längst hier vermuthete, zu deren Erforschung es aber dem hiesigen Publikum an Unternehmungsgeist fehlt.«

Nach einigem Sinnen sagte Fanny trübselig: »Dann können wir freilich den Herrn Townbridge noch lange hier behalten.«

»Nun, nun, tröstete Albrecht, alles hat seine Gränze, die Unverschämtheit wie die Geduld; im Nothfalle werde ich einmal deutsch mit dem Herrn Engländer reden.«

(Fortsetzung folgt.)

* Französische Dichtungen in deutscher Uebertragung.

Keine Vöglein mehr.

Zu meinem Jahresfeste

Das Stückchen Land, das ich bebaute,
Umschattete ein wonn'ger Hain.
Schlug einsam dort ich meine Laute,
So stimmten tausend Vögel ein.
Jetzt bin ich alt, im Busch kein Rauschen
Erweckt den einst so muntern Ort;
Vergeblich mag das Echo lauschen:
Die Vöglein flogen alle fort.

„Wie heißt das Gut? o gieb uns Kunde!"
Ach! Freund, es ist der Lieder Reich;
Mein alter Geist läuft dort die Runde
Und klopft erschöpft an jeden Zweig.
Dicht mit der Jahre Reif und Eise
Deckt den bescheidnen Hag der Nord;
Es bleibt mir nicht die kleinste Meise;
Die Vöglein flogen alle fort.

Mag sich der reiche Sommer krönen
Mit Aehren, die er uns verheißt,
Erröthend sich der Herbst verschönen:
Kein Vöglein seine Gaben preist.
Mit Blumen wird umsonst bedecken
Der Lenz des Bachs erfreuten Bord,
Die Lieb' umsonst die Sänger wecken:
Die Vöglein flogen alle fort.

Sie werden sich nicht wieder sammeln;
Sie fliehn vor meines Winters Eis.
Ich hör's an meiner Verse Stammeln,
Wenn uns vereint der Freundschaft Kreis.
Sing' lieber von entschwundenen Tagen,
Du, Antier, ein begeistert Wort;
Getäuscht dann schweigen Echo's Klagen:
„Die Vöglein flogen alle fort!"

Béranger.

Der Engel und das Kind.

Ein Engel stand an einer Wiege,
Sein Antlitz neigend lichtumstrahlt,
Als schaut' er seine eignen Züge
In eines Baches Flut gemalt.

„Wie gleichst du mir, o holder Knabe,
Komm mit mir, daß uns froh gesellt
Der reinsten Freuden Fülle labe!
Du bist zu gut für diese Welt.

Hier hat kein voller Frohsinn Dauer,
Selbst der Genuß beengt die Brust;
Der Jubelruf klingt hier wie Trauer;
Mit Seufzern mischt sich jede Lust.

Die Furcht macht jede Freude bitter;
Mag heut es still und heiter sein:
So bricht mit finsterstem Gewitter
Vielleicht der nächste Tag herein.

Soll Sorg' und Kummer dich beschweren?
Umdüstern diese Stirn so rein?
Soll dir die Bitterkeit der Zähren
Der Augen Himmelblau entweihn?

Nein, nein! Zum ewigen Gefilde
Sollst du sogleich entfliehn mit mir.
Sieh! dir erläßt des Himmels Milde
Die Tage, die dein harrten hier.

Und o daß Keiner, der dir nahe,
Erschien' im dunkeln Trauerkleid,
Man so die letzte Stund' empfahe,
Wie man die erste jüngst geweiht.

Laßt kein Gewölk die Stirn umschweben,
Daß man das Grab dabei vergißt,
Weil in so reinem jungen Leben
Der letzte Tag der schönste ist.«

Der Engel schwang sein Lichtgefieder
Und hob, wie er das Wort entbot,
Sich zu der ew'gen Wohnung wieder.
Ach, Mutter, sieh: dein Kind ist todt.

Reboul

Nach Victor Hugo.

Ich war allein am Strand; des Himmels Sternenheere
Durch kein Gewölk verhüllt; kein Segel auf dem Meere.
Jenseits des Wirklichen drang tief mein Auge ein.
Die ganze Schöpfung schien — Gebirg und Wald — zu lauschen
Mir war's, als fragten sie in dumpf verworrnem Rauschen
Des Meeres Flut, der Sterne Schein.

Da rief das goldne Heer — sie die unzählbar ziehen —
Mit Stimmen hoch und tief, mit tausend Harmonien,
Und neigte ehrfurchtsvoll der Kronen funkelnd Roth;
Die blauen Wogen, die nichts lenken kann noch hemmen,
Riefen und schüttelten den Schaum von ihren Kämmen:
Es ist der Herr, Gott Zebaoth!

* Vor fünfzig Jahren.

Am 7. August wird man in Elsfleth an der Weser den Grundstein zu dem Denkmal legen, welches die Rettung des tapferen schwarzen Corps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig am 7. August 1809 verherrlichen soll. Bei dieser Gelegenheit wird es passend sein, an den kühnen Zug jener Heldenschaar zu erinnern, — um so mehr als die Verhältnisse von damals und jetzt bei aller Verschiedenheit auffallend viel Aehnliches haben. Langsamkeit und Unentschlossenheit auf österreichischer Seite, verhängnißvoller Aufschub der Operationen, Meinungs-Verschiedenheiten zwischen den bestimmenden Persönlichkeiten, heldenmüthige, aber selten vom Glück begünstigte Kämpfe, ein Waffenstillstand, der eine kraftvolle Erneuerung des Kampfes enthalten konnte, aber in der That eine Entwaffnung und einen demüthigenden Frieden zur Folge hatte, — das Alles erinnert an das Jahr 1809. In der Nacht, die damals so rasch dem angebrochenen Tage folgte, bildet der Zug des Herzogs von Braunschweig aus Sachsen nach der Weser einen glänzenden Lichtpunkt. Der grade jetzt ausgegebene dritte Band von Droysens deutscher Geschichte von 1786 bis 1815 giebt uns Veranlassung, jenen Zug zu verfolgen.

Das schwarze Corps des Braunschweigers befand sich bei Abschluß des Waffenstillstandes nach der Schlacht von Wagram bei Zwickau in Sachsen. Er glaubte nicht an eine Fortsetzung des Krieges. Unterwarf er sich dem Waffenstillstande und bezog er die ihm angewiesenen Quartiere in Böhmen, so war ein ruhmloser Ausgang gewiß. Seine Freischaar ward wahrscheinlich aufgelöst oder im besten Falle dem österreichischen Heere einverleibt; er selbst verlor die Selbständigkeit, die sein persönliches Verhältniß in diesem Kriege bezeichnete, er ergab sich auf Gnade und Ungnade der österreichischen Politik, die vielleicht in diesem Augenblick schon auf Frieden sann. Als »deutscher Reichsfürst« und als Verbündeter des Kaisers, nicht als österreichischer General, war er in den Kampf eingetreten; so wollte er ihn auch verlassen, nicht zum Spott der Feinde als länderloser Fürst eine Zuflucht im kaiserlichen Friedensdienste suchen. Sein Unternehmen hatte mit so kühnen Hoffnungen begonnen, daß ein lautloses Verschwinden schlimmer als eine Niederlage war. Gelang es ihm auch nur, in stolzer, kriegerischer Haltung den Weg zur deutschen Küste zu gewinnen und sich einzuschiffen nach der letzten freien Stätte, die Europa noch bot, so schied er mit Ehren aus dem Kampfe, und der Eindruck seiner That war für Deutschland nicht verloren.

Noch hatte der Herzog freilich nicht auf die Möglichkeit verzichtet, im Norden dem Kampfe einen neuen Aufschwung zu geben; die Gerüchte von einer britischen Landung nährten diese Hoffnung. Er sandte insgeheim Dörnberg und Oppen weg, um die Stellung der Engländer zu erkunden und mit ihnen Einverständnisse anzuknüpfen. Mit seinem Corps brach er (24. Juli) von Zwickau nach Altenburg auf, also nicht nach Böhmen. Von nun an war es unmöglich, den Seinen zu verbergen, was er im Schilde führte. Vielleicht waren nicht Alle entschlossen, die Gefahren eines verzweifelten Zuges mit ihm zu theilen; dann besser eine kleine Schaar, als eine unzuverlässige. In der That waren Bedenken wach geworden in der Mannschaft; das Beispiel von Stralsund (Schill) stand noch in frischer Erinnerung. Auch im Kreise unerschrockener Männer konnte die Erwägung aufkommen, ob es nicht besser sei, sich für eine günstigere Zeit zu sparen, als sich in erfolglosem Widerstande für eine Sache zu opfern, die von größeren Mächten vorerst aufgegeben schien. Beim Ausmarsch aus Zwickau versammelte der Herzog die Offiziere um sich und verkündete ihnen seinen Entschluß: sich niemals Bonaparte zu unterwerfen, sondern sich nach der Nordküste Bahn zu brechen, um den Engländern die Hand zu reichen. »Wir sind es der Sache, für die wir das Schwert gezogen haben, schuldig, dasselbe nicht ruhen zu lassen, so lange noch irgendwo in und für Deutschland gekämpft wird.« Doch wies er zugleich auf die Gefahren eines solchen Entschlusses und entband diejenigen ihres gegebenen Wortes, die sich durch andere Rücksichten oder Pflichten abgehalten sähen, ferner auszuharren. Nach einer ernsten Pause erklärten gegen 30 Officiere, meist vom Husarenregiment, ihren Austritt. Der Herzog war betroffen, und auf seinen Zügen malte sich Enttäuschung und Unwille; er hatte gehofft, es würden Alle bleiben. Aber er verlor seine Entschlossenheit nicht; er gab den Austretenden den Abschied und ernannte sofort ihre Nachfolger. Nachdem die Officiere sich entfernt, richtete er auch an die Mannschaft seine Aufforderung; es folgten etwa 200 dem Beispiel der ausgetretenen Führer. Der Rest erklärte unter begeistertem Zuruf, er wolle mit dem Herzog leben und sterben! Es waren 1300 Mann Fußvolk, 650 Reiter und 4 Geschütze mit 80 Mann Bedienung, die entschlossen waren, sich aus Thüringen den Weg nach der Nordsee zu suchen.

Nun ging der Marsch über Altenburg nach Leipzig; in der Nähe der Stadt bestand die Freischaar mit einem sächsischen Reitercommando, das nach Dresden zog, ein heftiges Scharmützel (26. Juli) und rückte dann in die Stadt ein, deren Zeitungen schon vor Wochen die Vernichtung der schwarzen »Räuberbande« verkündet hatten. Die bestürzten Bewohner besorgten Plünderung, und es kamen auch anfangs Unordnungen vor, denen indessen der Herzog rasch steuerte. Er begnügte sich mit einer Contribution von 17,000 Thalern und einigen Requisitionen für seine Truppe.

In Halle fand die tapfere Schaar gleich herzliche Aufnahme, wie früher Schill; unter allen preußischen Städten war keine dem westfälischen Regiment mehr abgeneigt, als diese. Wie Befreier wurden die Schwarzen begrüßt, die westfälischen Wappen abgerissen, Freiwillige meldeten sich zum Eintritt. Der Ermuthigung bedurfte es hier nicht, eher der Mahnung zur Besonnenheit gegenüber der drohenden Rache des Feindes. Am Mittag des 27. Juli brach der Herzog gegen Quedlinburg und Halberstadt auf; hier zuerst stieß er unerwartet auf den Feind.

Auf die Nachricht vom Waffenstillstand war Jerome, der den Krieg just so geführt wie die Regierung, nach Kassel heimgekehrt; mit ihm der Troß von Officieren und Höflingen, deren keiner zu befehlen und keiner zu gehorchen verstand. Nur die Division Gratien war bei Erfurt geblieben; ein Corps von etwa 5000 Mann unter Reubel, einem der unfähigsten Lieblinge des Königs, ward auf die Kunde, daß ein paar hundert Engländer in Cuxhaven gelandet seien, nach Hannover entsendet. Ihn sollte von Magdeburg das fünfte westfälische Infanterieregiment verstärken; dasselbe war eben in Halberstadt eingerückt, als sich der Herzog näherte (29. Juli). Er beschleunigte seinen Marsch auf's Aeußerste, damit der Feind sich nicht unter die Mauern von Magdeburg zurückziehe und die schwarze Schaar dann in Gefahr komme, zwischen die Garnison der Festung, zwischen Reubels Corps und die von Erfurt heraneilende Division Gratiens eingeklemmt zu werden. Durch seine Raschheit hoffte er das feindliche Regiment unversehens zu überfallen. Das gelang zwar nicht, es war die Nachricht von seinem Anmarsch ihm nach Halberstadt vorangeeilt, aber er kam doch schnell genug, um dem Feinde keine Zeit mehr zu lassen zum Rückzug. Der Oberst des westfälischen Regiments war Meyronnet, einer von Jerome's importirten Abenteurern, den er zum Grafen von Wellingerode erhoben hatte; er war früher Officier in der Marine gewesen und zeichnete sich vor dem anderen Kasseler Troß wenigstens durch eine Tugend, durch militärischen Muth aus. Die Leitung Jerome's und seiner Sippschaft hatte in den letzten Wochen die westfälische Armee in tiefen Mißcredit gebracht; von ihrer militärischen Promenade in Sachsen war nichts zu erzählen als Thaten der Zuchtlosigkeit. Hier in Halberstadt zeigte sich, was aus dem gleichen Stoffe ein entschlossener Mann zu machen wußte. Halberstadt war noch von alter Zeit her befestigt; die Mauer war in gutem Stande und hatte außer mehreren Thürmen eine mit Schießscharten versehene Brustwehr. Auf die erste Nachricht vom Anmarsch der Schwarzen ließ Meyronnet die Eingänge in die Stadt verrammeln, Thore und Mauern besetzen; ein paar Compagnien wurden auf der Quedlinburger Straße den Braunschweigern entgegengeschickt. Aber diese drängten schon heran und trieben die vorgeschobene Abtheilung in die Stadt zurück; es fehlte nicht viel, so wären sie mit ihnen eingedrungen. Der Herzog ordnete seine Leute zum Angriff; die nach Magdeburg und Braunschweig führenden Ausgänge wurden nur beobachtet, gegen das Kühlinger und Harsleder Thor setzten sich zwei Sturmcolonnen, die letztere vom Herzog, die andere von Korfes geführt, in Bewegung. Zwei Compagnien unter Hauptmann Radiel wurden gegen das Johannisthor commandirt. Ohne Säumen begann der Sturm; die Schwarzen drangen mit Todesverachtung vor, aber von den Mauern und Thürmen wüthete ein Feuer, das ihre Reihen gewaltig lichtete. Nach wiederholtem Mißlingen gelang es endlich dem Major Korfes, dem sein Pferd erschossen war und der nun zu Fuß das fast verlassene Geschütz bedienen half, das Kühlinger Thor einzuschießen; sogleich warfen sich die Jäger in die Bresche, räumten die Barrikaden weg und stürmten mit dem Rufe »Sieg oder Tod« in die Stadt hinein. Am Harsleder Thor ward gleich hartnäckig gefochten und die Barrikaden in Brand gesteckt, indeß Radiel nach einem verzweifelten und verlustvollen Kampfe eine Nebenpforte am Johannisthor mit Aexten aufhauen ließ und in die Stadt drang. Mitten im dichtesten Gewühle war auch der Herzog. Die Nacht war angebrochen, als sich die Schwarzen so von zwei Seiten her Bahn gebrochen hatten in die Stadt. Eine Abtheilung der Westfalen, als Reserve aufgestellt, sah sich jetzt von zwei Seiten her angegriffen und streckte die Waffen. Aber die Anderen waren nicht gemeint, sich so leichten Kaufes hinzugeben. Es begann ein wilder Kampf in den Straßen und Häusern, ein Kampf der Einzelnen gegen Einzelne, oder auch gegen die sich wieder sammelnden Massen. Ein paar westfälische Compagnien namentlich leisteten hartnäckigen Widerstand; nur nach empfindlichem Verlust wurden sie von Straße zu Straße gedrängt und erst gezwungen die Waffen zu strecken, als die Braunschweiger sie mit Kartätschen beschossen und den Oberst Meyronnet selbst verwegen aus der Mitte herausgeholt hatten. Bis zwei Uhr in der Nacht dauerte der heftigste Kampf, ja ein Haufen von einigen hundert Mann, der sich in einem großen Gebäude verschanzt, hielt sich bis zum anderen Morgen und streckte auch da erst auf Meyronnets Aufforderung die Waffen, als die Braunschweiger drohten, das Haus in Brand zu schießen. Aber der Sieg der schwarzen Schaar war vollständig. Nur ungefähr 100 Mann von dem westfälischen Regiment waren entronnen, ihre Todten und Verwundeten schlugen die Sieger auf mehr als 600 Mann an, die Gefangenen auf 2000 Mann und 80 Offiziere. Den größten Antheil an der glänzenden Waffenthat hatte das Fußvolk; obwohl sich Alle tapfer schlugen, war es doch besonders seiner unvergleichlichen Bravour zu danken, daß ein tapferer vielleicht an Zahl überlegener Feind in einer festen Stellung durch eine Schaar von 2000 Mann überwältigt ward. Wohlfeil freilich war der Sieg nicht erkauft; auch die Leute des Herzogs zählten ungefähr 400 Verwundete und Todte, darunter 18 Officiere. Die Bewohner der erstürmten Stadt hatten furchtbare Stunden verlebt, und es schien einen Augenblick, als sollten alle Schrecken eines nächtlichen Kampfes über ihr zusammenschlagen; auch hat es in der ersten Hitze des Eindringens an Gewaltthaten und Ausschweifungen nicht gefehlt, aber sie waren kaum nennenswerth mit dem, was andere Städte nach einer Erstürmung erlebt hatten. Es gelang doch dem Herzog, die wildesten Gesellen seiner Schaar im Zaum zu halten.

Bis zum Mittag nach dem blutigen Kampfe ward gerastet; dann (30. Juli) brach der Herzog gegen Wolfenbüttel und Braunschweig auf. Nach dreijähriger Verbannung sah er sein Stammland und seine Hauptstadt wieder. Das Volk vergaß der fremden Dränger und ihrer drohenden Rache; die Erinnerung an die gute alte Zeit lebte mit aller Frische wieder auf. In begeistertem Jubel ward der Sohn und Erbe Karl Wilhelm Ferdinands empfangen. »Ich bin sein Sohn, sagte er selber in einem Aufruf an die Braunschweiger, ich fühle, welche Verpflichtung mir dieser Name auferlegt, und ich thue vor Gott und der Welt das feierliche Gelübde, seiner werth zu sein, Euer Freund und Wohlthäter zu werden, wie er es war.« Gegen zweihundert Männer aus der Stadt Braunschweig schlossen sich der Freischaar an. Die feindlichen Gefangenen hatte der Herzog schon vorher heimgeschickt, so weit sie nicht Dienste bei ihm nahmen; nur die Officiere behielt er noch bei sich. Auf dem Wege nach Braunschweig war auch einer der ausgesandten Boten, Hauptmann von Oppen, zum Herzog zurückgekehrt und hatte die Kunde gebracht, daß im Anfang Juli zwar ein Trupp Engländer in Cuxhaven gelandet sei, sich aber auch wieder eingeschifft habe. Dagegen werde eine englische Landung in Holland ausgerüstet. Dörnberg war nach England vorangeeilt, um die Aufnahme der Freischaar vorzubereiten. So war also die Hoffnung, den Kampf in Norddeutschland zu erneuern, vorerst in weite Ferne gerückt; es blieb nur die Zuflucht an die Küste und auf britische Schiffe.

Aber schon ward es zweifelhaft, ob dies noch möglich sei. Am Tage nach der Ankunft in Braunschweig erhielt der Herzog die Nachricht (1. August), daß der Feind im Begriff sei, ihn von zwei Seiten zu umzingeln. Das Corps Reubels, aus zwei westfälischen und einem bergischen Infanterieregiment, einem Regiment Kürossiere, im Ganzen gegen 5000 Mann und zehn Geschützen bestehend, war von

seinem fruchtlosen Streifzug an die hannoversche Küste zurückgerufen worden, um den Herzog abzuschneiden; es stand nur noch wenige Stunden von Braunschweig entfernt. Zugleich eilte von Süden die Division Gratien herbei, um die Schwarzen im Rücken zu fassen. „Der Herzog von Oels, hatte Jerome drei Tage vorher an Thielmann geschrieben, darf uns nicht entwischen.“ Es war also nicht zu säumen, wenn man der Gefahr entgehen wollte, von zwei überlegenen Corps erdrückt zu werden. Noch am Mittag (1. August) brach der Herzog aus seiner Hauptstadt auf, um Reubel anzugreifen. Eine halbe Stunde von Braunschweig, beim Dorfe Oelper, das die Schwarzen besetzt, erfolgte der erste Zusammenstoß; der Herzog räumte freiwillig das Dorf und concentrirte vor demselben seine Mannschaft. Ein Angriff Reubels auf diese Stellung fand entschlossenen Widerstand; die Westfalen werden zurückgedrängt; einen Augenblick drohen die Braunschweiger sie aus dem Dorfe zu vertreiben. Aber dem Herzog selbst wird das Pferd unterm Leibe erschossen; er stürzt zu Boden, während eine feindliche Kugel zugleich den tapfern Rabiel niederstreckt. Zum Glück fehlte es dem westfälischen Führer an der Fähigkeit und dem Muthe, diesen kritischen Augenblick zu nützen und den weichenden Gegnern eine Niederlage zu bereiten; das Gefecht wurde wieder zum Stehen gebracht. An einzelnen Stellen drangen die Schwarzen von Neuem vor und fochten tapfer fort, bis die Nacht den Kampf unterbrach. Freilich die Lage war bedenklich. Der doppelt überlegene Feind konnte am anderen Morgen den Angriff vielleicht mit besserem Erfolg erneuern, indessen Gratien herankam und die Niederlage der umzingelten Truppe vollendete. Schon dachte der Herzog sich durch einen nächtlichen Ueberfall Reubels Luft zu machen, als die überraschende Botschaft kam, daß der entmuthigte Gegner Oelper geräumt habe und über die Ocker zurückgewichen sei. Damit war das Schlimmste abgewendet. Aber die letzten Nachrichten von der drohenden Umzingelung hatten doch tiefen Eindruck gemacht; es bildete sich eine Partei unter den Officieren, die meinte, der Herzog solle sich nach England retten, das Corps selbst über eine Capitulation unterhandeln. Wie der Herzog das Ansinnen mit Unwillen von sich wies und sich entschlossen zeigte, seine Mannschaft selbst nach der Küste zu führen, da gaben jene Officiere ihrer Entmuthigung in unrühmlicher Weise nach und forderten, sechzehn an der Zahl, ihren Abschied. Es war der einzige trübe Flecken in dem ruhmvollen Zuge der Braunschweiger. Doch möchten wir sie darum nicht der Feigheit beschuldigen. Sieben von ihnen haben binnen der nächsten Jahre in Spanien, im Kriege von 1813 und bei Waterloo auf dem Felde der Ehre ihren Tod gefunden.

Den Herzog hatte der Vorgang so wenig entmuthigt, daß es Mühe kostete, ihn zum raschen Abzug zu bestimmen. Er wollte noch eine Schwadron Dragoner organisiren, während Reubel nur wenige Stunden entfernt war, Gratiens Vortrab sich bereits Wolfenbüttel näherte. Das energische Eingreifen von Korfes beschleunigte aber den Abmarsch. Noch war nach den Nachrichten, die eintrafen, der Weg nach der Nordsee offen, die Wesermündung frei und auf Schiffe zur Ueberfahrt zu zählen. So brach die Schaar am Morgen des 2. August nach Hannover auf. Einzelne Detachements feindlicher Truppen, Kanonen und Kriegsvorräthe wurden auf dem Wege genommen; Reubel wagte erst sich nach Braunschweig zurückzuwenden, als das schwarze Corps sich schon der Weser näherte. Durch eine stattliche Anzahl Fuhren unterstützt und gut verpflegt, auch fast überall, wo sie hinkam, mit Gastfreundschaft aufgenommen, legte die Truppe ohne Erschöpfung die weite Strecke bis zur Weser rasch zurück. Am 4. August hatte sie den Fluß bei Nienburg erreicht und brach noch am nämlichen Tage gegen Hoya auf. Jetzt kam auch der Feind heran. Reubel und Gratien hatten sich am 3. in Braunschweig vereinigt und eilten, 8000 Mann stark, in zwei Colonnen dem Herzog nach, ihn vor der Küste zu erreichen. Ihre Avantgarde erschien (5. August) bei Nienburg und Hoya am rechten Ufer der Weser, als die Braunschweiger eben dort die Brücke abgeworfen hatten.

Den Feind irre zu leiten über die Richtung des Marsches, entsandte der Herzog den unerschrockenen Korfes mit sechzig Husaren, ebenso viel Jägern und zwei Geschützen nach Bremen, indessen der Rest des Corps ungestört nach Delmenhorst und Elsfleth aufbrach. Hier und in Brake fand dann (7. August) die Einschiffung statt. Die Pferde der Reiter mußten zurückbleiben und wurden von Juden um Spottpreise erstanden; was von Fahrzeugen da war, reichte kaum hin, die Mannschaft zu fassen. Nicht ohne Gefahren, aber doch im Ganzen unversehrt, gewann die tapfere Schaar die hohe See; eine dänische Abtheilung, dieselbe, die sich in Stralsund hatte brauchen lassen, gegen Schill den Todesstoß zu führen, war nach Bremerlehe geeilt und beschoß von dort die Schiffe der Braunschweiger, aber ohne ihnen Schaden zu thun. Nur zwei kleine Fahrzeuge mit Gepäck und Vorräthen, auf denen sich zwei Leibjäger des Herzogs und einige Soldaten, im Ganzen ein Dutzend Leute befanden, geriethen durch Schuld der Schiffer auf den Strand. Von den Dänen gefangen, wurden sie an die Franzosen ausgeliefert, um entweder in Kerkern, die vorher Raubmörder beherbergt, hinzusiechen oder auf den Galeeren von Brest und Cherbourg bis in die Tage der Befreiung bittere Knechtschaft zu leiden.

Auf der hohen See erwartete ein kleines britisches Geschwader den Herzog und seine Schaar; unter dem Gruße von Kanonensalven nahmen die Kriegsschiffe die Tapfern auf.

* Vom Schillerhause in Marbach.

Der Wunsch, welcher im März des vorigen Jahres in unserem Blatte von „einer deutschen Frau“ angeregt wurde, ist in Erfüllung gegangen. Die Beiträge zum Ankaufe des Schillerhauses in Marbach sind so zahlreich gewesen, (aus Bremen gingen, nebenbei bemerkt, 186¾ Thaler Gold ein), daß derselbe erfolgen konnte; der bisherige Besitzer Fischer hat das Haus bereits geräumt und dem Marbacher Comité zur Verfügung gestellt. Oberbaurath Leinß in Stuttgart die Leitung des Restaurationsbaus übernommen. Somit wird also Schillers Geburtshaus Eigenthum des deutschen Volkes werden. Ueber die bevorstehende Feier theilt der in Stuttgart erscheinende „Schwäbische Merkur“ unter dem 29. Juni das Folgende mit. „Wie in diesen Blättern früher mitgetheilt worden, hat sich schon zu Ende des vorigen Jahres ein Comité gebildet, um bei Zeiten die Vorbereitungen zu einer würdigen Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag (10. November) zu treffen. Die Berathungen über die Grundzüge des Programms hatten als die Haupttheile des auf 3 Tage berechneten Festes ergeben: zwei Festvorstellungen des königl. Hoftheaters, welche vorläufig in freundlicher Weise in Aussicht gestellt wurden, die Feier der Bedeutung des Schillertages durch Rede und Musik in einem geeigneten größeren Lokale, die Einweihung des jetzt erworbenen Schillerhauses in Marbach, welche nach Uebereinkommen mit dem Marbacher Comité einen wesentlichen Theil des Gesammtfestes bilden soll, u. s. f. Die Arbeiten des Comité sind, wie so viele segensreiche Werke des Friedens, durch die allgemeine politische Lage des Vaterlandes gestört worden. Es drängte sich die Frage dem Comité auf, ob und in welchem Maße auch jetzt die Vorbereitungen zu der beabsichtigten Feier fortgesetzt werden sollen. Wie verlautet, hat der von dem Comité mit den Vorarbeiten beauftragte kleinere Ausschuß sich in der Ueberzeugung vereinigt, daß unter allen Umständen der hundertjährige Geburtstag unseres großen Dichters auf feierliche, würdige Weise in seiner Heimath zu begehen, das Fest aber je nach Gestaltung der äußeren Verhältnisse in weiterer oder engerer Ausdehnung zu halten sei. Man war darüber einig, daß gerade in den trübsten Tagen eine solche Feier einen Lichtpunkt bilden, daß in Zeiten der Bedrängniß des Vaterlandes die Erinnerung an den edeln Sohn von erhebendstem Eindrucke für seine Nation sein werde. Die Vorarbeiten aber sollen vorerst auf das Nöthigste beschränkt bleiben. Wir freuen uns mittheilen zu können, daß die Zwecke des Comités bereits eine wesentliche Förderung durch die Gewinnung des für die Hauptfeier in der Jahreszeit des Schiller'schen Geburtstags fast einzig tauglichen Saales unserer Stadt erhalten haben: auf die Bitte des Comites hat nämlich der König geruht, die Benutzung des großen Reithauses in der Neckarstraße für die Feier des 10. Novembers zu bewilligen.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen ist das jüngste Trauerspiel von Heinrich Laube zu nennen, „Montrose der schwarze Markgraf“, welches der Verfasser, da es auf der Bühne nicht viel Glück machte, in den Druck gab. Der erste Band eines größeren Werkes über den hohenstaufischen Kaiser Friedrich II. von F. W. Schirrmacher ist ausgegeben. Von dem Werke „Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter“ von Gfrörer kam der dritte Band heraus. Fanny Lewald läßt vier neue Romane in ebenso vielen Bänden zu gleicher Zeit erscheinen; sie führen die Titel: „Der Seehof, Graf Joachim, Schloß Tannenburg und Emilie.“

— * Vom deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm wird soeben eine neue Lieferung, die zweite des dritten Bandes, ausgegeben.

— * Der neuen Auszugs-Ausgabe von Heinrichs Barths „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika“ in den Jahren 1849 bis 1855 wird von der Verlagshandlung (Justus Perthes in Gotha) folgender Prospect mitgegeben: Dr. Heinrich Barths Reisewerk ist seit wenigen Monaten in der Ausgabe von 5 Bänden im Druck beendigt worden und dadurch den Ansprüchen aller derer genügt, die nach den ausführlichsten Mittheilungen der Schicksale dieses Reisenden, sowie seiner Entdeckungen und Forschungen verlangten. Wie Viele ihre Wißbegierde aber auch durch diese 5 Bände befriedigten, in noch zahlreicheren Kreisen herrscht das Verlangen nach einer Ausgabe, deren Umfang und Preis die Anschaffung einem Jeden erlaubt, der Interesse an einer der merkwürdigsten Reisen unserer Zeit nimmt. Diesem Wunsche kommt die hiermit angezeigte abgekürzte Ausgabe nach, welche unter Dr. Barth's Mitwirkung von einem bewährten Gelehrten bearbeitet wird. Die Form des Tagebuchs, in welcher das größere Werk abgefaßt ist, wird nicht beibehalten werden; jedoch erscheint auch diese Ausgabe, in welcher der ganze reiche Stoff in selbständiger Weise bearbeitet werden soll, als ein eigener Reisebericht des Dr. Barth, der das Selbsterlebte nur in gedrängterer und deßhalb um so lebendigerer Weise schildert; der Leser wird dadurch in den Stand gesetzt werden, den Reisenden stets zu begleiten und mit ihm alle Erlebnisse und Gefahren seiner merkwürdigen Reise zu theilen. Das gelehrte Material linguistischen, naturwissenschaftlichen oder historischen Inhalts, welches sich in den Anhängen oder auch in den einzelnen Abschnitten der 5 Bände befindet, soll in die Reiseerzählung selbst hineingewebt werden, jedoch nur so weit als es dienen kann, ein anschauliches Bild des merkwürdigen Landes zu geben. Manche Einzelnheiten, die Dr. Barth verhindert war, im großen Reisewerke mitzutheilen, werden in dieser neuen Ausgabe hinzugefügt werden können, und somit dieser einen eigenthümlichen Werth verleihen. Um die Anschaffung des Werks in jeder Weise zu erleichtern, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, die Erscheinung dieser Ausgabe in Lieferungen erfolgen zu lassen. Alle Vorkehrungen sind getroffen, daß mit Ende des Jahres das Werk vollständig in den Händen der Subscribenten ist. Der Umfang des Ganzen wird 50—60 Bogen gr. 8. sein, die in 12 Lieferungen à $7\frac{1}{2}$ Sgr. ausgegeben werden.

— * Aus Bonn wird folgende betrübende Nachricht mitgetheilt: Der hochverdiente Dichter, Sprach- und Sagenforscher, Karl Simrock, ist in den letzten Tagen gefährlich erkrankt. Zu allgemeinem Bedauern hören wir, daß er in eine fremde Heilanstalt übersiedelt worden ist; möge er bald wieder geistig und leiblich erquickt auf seinen Lehrstuhl zurückkehren, dessen Zierde er so lange Jahre gewesen ist.

— * Die Kunstakademie in Düsseldorf hat in dem Maler Professor Bendemann einen neuen Director erhalten, der am 7. vom Malkasten bei einem Festmahle begrüßt wurde. Er wird im October von Dresden nach Düsseldorf übersiedeln.

* Die Colliersche Shakspere-Ausgabe.

Mr. Hamilton, Assistent in der Handschriftensammlung des britischen Museums in London, hat einen langen Brief in der „Times“ veröffentlicht, worin er seine Annahme zu rechtfertigen strebt, daß die sogenannten Emendationen zum Shakspere in einer Ausgabe der Folio von 1632, welche Mr. J. Payne Collier 1849 von Mr. Thomas Rodd gekauft und dann 1852 in einem besonderen Bande veröffentlicht hatte, „im Laufe dieses Jahrhunderts am Rande der Seiten hinzugefügt seien.“ Der Herzog von Devonshire hatte das ihm von Mr. Collier geschenkte Exemplar jener Folio an Sir Frederich Madden, welcher die Manuscripte des britischen Museums unter sich hat, für einige Zeit zur Verfügung gestellt, damit es unter seiner Aufsicht von urtheilsfähigen Personen untersucht und näher geprüft werden möge. Schon früher hatte Mr. Collier dasselbe im Lokale der Shakspere-Gesellschaft gethan, allein für so kurze Zeit, daß eine nähere Einsicht unmöglich gewesen.

Mr. Hamilton kommt nun zu den folgenden Schlüssen, die wir mit seinen Worten anführen wollen. „Die Verbesserungen suchen freilich die Schrift- und Schreibweise der Mitte des 17. Jahrhunderts nachzuahmen, doch können sie nicht wohl eher eingetragen sein, als bis das Buch selbst gebunden war; dies aber mag, wie aus den Wassermarken des Papiers hervorgeht, um die Mitte von Georgs II. Regierung, also mehr gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschehen sein. Die Verbesserungen sind zwiefacher Art, nämlich solche, die man hat stehen lassen und andere, die durch Radiren oder chemische Mittel haben ausgelöscht werden sollen, sich aber leicht noch entziffern lassen. Außerdem befinden sich die einzelnen Seiten am Rande ganz vollgeschrieben mit schwachen Anmerkungen in Bleifeder, deren Züge und Schreibweise keinen Anspruch auf ein höheres Alter machen können, während die übrigen Verbesserungen darnach mit den alten Buchstaben und der alten Schreibart aufgetragen sind. In einzelnen Fällen hat man sogar vergessen diese mit Bleifeder vorgezeichneten Anmerkungen auszumischen und sind sie noch ganz deutlich.“ Schließlich spricht Mr. Hamilton die Hoffnung aus nächstens weitere Einzelheiten über diesen merkwürdigen Band veröffentlichen zu können.

Dagegen erklärt Mr. Collier nun, daß er nie etwas Anderes mit Bleifeder auf jene Seiten geschrieben habe als Kreuze und Striche, um seine Aufmerksamkeit auf besondere Verbesserungen zu richten, und mit Bezug auf den dunkel angedeuteten Vorwurf, als habe er jene verschiedenen mit Bleifeder oder Dinte geschriebenen Bemerkungen selbst hinzugefügt, daß er am 8. Januar 1856 eine eidliche Aussage darüber zu Protokoll gegeben, die sich im Queens Bench befinde und die er zu bestätigen bereit sei. „Ich habe nachgewiesen und beschworen, daß dieses Buch mit denselben Bemerkungen, die es jetzt enthält, vor etwa einem halben Jahrhundert im Besitz eines Herrn Namens Parry gewesen ist. Der Einband ist bedeutend älter als aus der Zeit Georgs II., und das Wasserzeichen auf dem dem Buche vorgebundenen Blatte beweist noch gar nichts, da die Buchbinder beim Ausbessern alter Einbände häufig neue Blätter einfügen. Uebrigens bin ich entschlossen mir den Rest meines Lebens nicht durch weitere aufregende Streitereien zu verbittern und ist dies das letzte Wort, das ich über den betreffenden Gegenstand verlieren werde; sollte die Sache dagegen vor Gericht gebracht werden, so werde ich gerüstet sein in jeder Weise meine Unschuld zu erweisen.“

Das „Athenaeum“ schreibt in seiner letzten Nummer darüber wie folgt: „Es heißt, daß auch Andere mit Mr. Hamilton einer Meinung sind, obschon sie hoffentlich die rasche und unanständige Art der Veröffentlichung nicht billigen. Mr. Hamilton muß ein sehr junger Schriftsteller und ein sehr junger Herr (Gentleman) sein, wenn er glaubt, daß solch ein Ton, wie er ihn in seinem Briefe anschlägt, solche Verdächtigungen, wie er sich erlaubt, sich für einen Staatsdiener passen, der seinen Brief vom britischen Museum datirt, oder von Achtung zeugen gegen den edlen Darleiher der Folio, ihren früheren Besitzer und die vielen literarischen Personen, welche dieselben für mehr ansehen als einen bloßen Zankapfel zwischen rivalisirenden Herausgebern und Erklärern.“

Nachdem es dann bedeutende Zweifel gegen die Richtigkeit der einzelnen von Mr. Hamilton aufgestellten Behauptungen vorgebracht, schließt jene Besprechung mit den Worten: „Gesetzt nun, der Fall sei erwiesen — gesetzt man räume ein, daß die mit Bleifeder geschriebenen Anmerkungen in einer freien modernen Handschrift gemacht seien, daß die am Rande befindlichen Interpunktionszeichen nur solche seien, wie sie heutzutage in einer Druckerei gemacht werden, — was würde die Untersuchung bewirkt haben? Nicht mehr, als eben die äußere Autorität den Verbesserungen zu nehmen. Aber die Folio besaß auch nie eine erwiesene äußere Autorität. Alles Gewicht, das sie je für verständige Kritiker gehabt, war innerlicher Art. So weit wir wissen, hat man nie behauptet, daß sie von der Hand des Dichters oder irgend eines seiner Freunde und Zeitgenossen verbessert sei. Sie war und ist ein Buch angefüllt mit höchst merkwürdigen Andeutungen und kritischen Bemerkungen von unbekannter Hand und hat weiter keine Autorität als Glossar zum Shakspere als die offenbare Brauchbarkeit ihrer Andeutungen und Emendationen. Diese stehen oder fallen nach ihrem eignen Werthe. Wenn in der Hitze des Streites Jemand dieselben je über die Emendationen von Theobald, Malone, Dyce und Singer gestellt hat, so muß ein solcher Anspruch, von wem er auch geltend gemacht sein mag, unhaltbar gewesen sein. Die Folio erhält durchaus kein Ansehen von der Annahme, daß sie auf das 17. Jahrhundert zurückgehe, und würde auch nichts davon verlieren, wäre es erwiesen, daß sie erst im 19. Jahrhundert entstanden wäre.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 30. Bremen, 24. Juli. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Der Welthandel der Juden am Ausgange des Alterthums.

Von Wilh. Kiesselbach.

Während unter der ausgedehnten Herrschaft der Römer, der Erben von Alexanders Siegen und Karthagos Wächter, nach und nach alle geschlossenen Nationalitäten der alten Welt sich ökonomisch, politisch und kulturlich auflösen und nun eine einzige von Rom aus in festen Linien regierte Völkermasse bilden, — ein nothwendiger Uebergang zum Ursprunge und zur Entwicklung der im Christenthume liegenden Menschheitsreligion im Gegensatze zu der verschiedenen nationalstaatlichen Kultur des Alterthums, — wird merkwürdiger Weise der große wirthschaftliche Zusammenhang des „Erdkreises“ von den heimathlos gewordenen Trümmern desselben altasiatischen Volksstammes aufrecht erhalten, aus dessen Schooße der gewaltige, über die Nationen hinausgehende, die ganze Menschheit umfassende, neue religiöse Gedanke an das Licht tritt. Hätte man nicht vielleicht einiges Recht, sich zu der Ansicht hinzuneigen, daß beide Thatsachen nicht ohne alle inneren Beziehungen zu einander stehen, und auch nach dieser Seite hin das inhaltsschwere Wort der Bibel über „die Erfüllung der Zeit“ für das Erscheinen der Offenbarung aufzufassen und zu deuten? Dem gemeinschaftlichen geistigen Leben der Menschen müssen, sobald es gedeihen soll, allemal die, wir möchten sagen: körperlichen Bedingungen, welche es tragen, genau entsprechen!

Die Geschichte des jüdischen Volkes sowohl während ihres Verlaufes in Kanaan selbst als auch während der späteren Versprengung desselben über den Erdball ist leider bisher zu ausschließlich unter religiösen Gesichtspunkten betrachtet worden, als daß es möglich wäre, eine Menge heut' zu Tage scharf an uns herantretender Fragen in Betreff der Israeliten ohne weitere Untersuchungen zu beantworten. Ja, es bleiben sogar dann noch viele Räthsel in den Schicksalen der Hebräer ungelöst übrig, wenn man auch ihre gegenwärtige Verbreitung in aller Welt als Strafe Gottes ansehen wollte, welche die an ihrem mosaischen Glauben festhaltenden Bewohner Palästinas für die Kreuzigung Jesu nothwendig treffen mußte. Es wird deßhalb der Handelsgeschichte wohl erlaubt sein, auch die dabei obwaltenden wirthschaftlichen Kräfte zu verfolgen, um es sich zu erklären, wie ein Volk, das in seiner Heimath vorwiegend von Viehzucht und Ackerbau gelebt hat, plötzlich in der Fremde überall sich des Handels zu bemächtigen weiß. Denn an und für sich ist dieser Uebergang zu schroff, als daß ihm nicht zuvor eine Reihe von Mittelgliedern eine verbindende Brücke gebaut haben sollten.

Daß die Juden in ihrer allmäligen Entwickelung zu einer so fest abgegrenzten Nationalität, wie sie das Alterthum überhaupt nur aufweist, vom Hirtenthume ausgehen und in demselben zu ihrer Stammesgliederung gelangen, ist ebenso bekannt als die Lebensgeschichte der Erzväter. Schon weniger indessen hat man auf den Einfluß geachtet, welchen ihr späteres langes Verweilen in Egypten in wirthschaftlicher und somit gesellschaftlicher Beziehung auf sie ausüben mußte. Nur in ihm nämlich läßt sich die Ursache finden, daß die Nachkommen Israels bei ihrer Rückkehr ins gelobte Land sogleich als Ackerbauer feste Sitze einnehmen, obschon die aus dem Nomadenthume herüberwirkenden politischen Erinnerungen bei ihnen noch die theokratische Verfassungsform der Hirten aufrecht halten. Und so haben wir während der Zeit der Richter in Kanaan die immer weiter durchgreifende Ausprägung eines reinen Bauernthums vor uns, welches in der Gestaltung seiner Glaubenslehre, seiner bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen die egyptischen Vorbilder nicht verleugnet. Was jedoch gewöhnlich ganz übersehen wird, sind die alsdann von Außen eindringenden neuen socialen Momente, bei deren weiterer Erstreckung die alte nomadisch-agricole Priesterherrschaft dem nunmehr unerläßlich werdenden Königthume unterliegt.

Wohl hatte Moses in getreuer Nachahmung der zu Memphis und Theben gebietenden klugen Priesterpolitik auch sein Volk von dem selbständigen Verkehr mit dem Auslande abzuschneiden gesucht. Durch das Verbot des Zinsnehmens war den Israeliten der Handel unmöglich gemacht; die geringe im Lande stattfindende Bewegung des fahrenden Eigenthums wurde durch die fremden Kaufleute — namentlich Phöniciens — unterhalten. Allein da Palästina unmittelbar an jenen Knotenpunkt des damaligen asiatisch-europäischen Güterlebens grenzt, so konnte es wohl auf die Dauer unmöglich in der Starrheit seines Ackerbauthums verharren. Schon in dem Verlangen des Volkes nach einem Könige, wie ihn die andern Völker haben, spricht sich die in seiner ökonomisch-socialen Gliederung inzwischen vorgegangene Veränderung aus, wenn auch David der herrschenden Priesterkaste noch mannichfache Zugeständnisse zu machen gezwungen ist. Unter seinem Nachfolger wird dann aber bereits der Handel zu einem entscheidenden staatlichen Momente bei den Juden. Gleich nach der Thronbesteigung setzt sich nämlich Salomo mit Gewalt in Besitz eines Küstenstriches am rothen Meere, welcher bis dahin den Idumäern gehört hatte, und sucht, in Gemeinschaft mit seinen phönicischen Nachbarn, von den neu gewonnenen Häfen Elath und Eziongeber aus an dem Verkehr mit Indien Theil zu nehmen. Zu derselben Zeit treffen wir daher auch schon jüdische Kaufmannsinnungen in den phönicischen Städten an. Freilich erlahmte dieser Aufschwung des nationalen jüdischen Handels alsbald nach dem Tode jenes berühmten Fürsten; allein die nunmehr folgenden inneren Wirren, die Spaltung des Reiches in zwei Theile, beweisen deutlich genug, daß sich durch die Berührung mit dem Auslande zu viele fremdartige Bestandtheile in den alten Zustand der Dinge gemischt hatten, um noch eine Rückkehr zu der früheren Verfassung zu gestatten.

Mit der Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar und der Uebersiedelung der Juden nach Mesopatamien wird der noch vorhandene Rest des Volkes endlich völlig in den Zusammenhang des altasiatischen Lebens aufgenommen. Denn wie nach dieser Zeit, als Judäa eine Außenmark des persischen Reiches bildete, in der jüdischen Glaubenslehre die bactrisch-persischen Anschauungen, welche damals über ganz Vorderasien verbreitet waren, sich unverkennbar geltend machen; so hatten auch von Babylon aus jüdische Kaufleute in den verschiedenen Marktplätzen Persiens und Syriens Niederlassungen gegründet, die sie sogar in der Folge um 500 v. Chr. in Gestalt einer Colonie von 2000 Seelen bis nach Malabar in Indien ausdehnten. Der außerhalb des Heimathlandes verbleibende jüdische Bevölkerungstheil ging somit fortan in den phönicischen Zwischenverkehr auf, und selbst nach Palästina hinüber spannten die benachbarten großen Handelsplätze allmälig so viele verknüpfende Fäden, daß einige Jahrhunderte später Ezechiel mit einem Schmerze über den Untergang von Tyrus wehklagt, als ob er die eigene Vaterstadt beweine.

Deßwegen fällt auch die nach Alexanders verheerendem Zuge herrenlos gewordene phönicische Handelserbschaft gleichsam von selbst den Juden in die Hände. Sie sind nunmehr in bedeutender Anzahl ebenfalls „umherwandernde" Kaufleute geworden, obschon in der ursprünglichen Heimath das alte Ackerbauthum immer noch vorherrschen mochte. Denn innerhalb der Grenzen von Palästina selbst konnte der asiatisch-europäische Weltverkehr allerdings nur bruchtheilartig als Durchfuhrvermittelung getrieben werden. Als jedoch am Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus die Ptolemäer den indischen Güterzug auf seinen natürlichsten Weg, durch Egypten zu leiten bestrebt waren, und demgemäß Philadelphus die neuangelegten Häfen an der Ostküste seines Landes, Berenice und Myos Harmos mit der Stadt Koptos am Nil durch Straßen in Verbindung setzte, fanden die Juden in Alexandria die bereitwilligste Aufnahme. In Folge dessen liegt fortan eine lange Zeit hindurch im Delta der Mittelpunkt ihrer Handelsbeziehungen, welche sie, gemäß der alten Welthandelsconjunctur von da aus ostwärts wie westwärts, gleich den Phöniciern vor ihnen, über die Erde verzweigen.

Es gewinnt demnach schon dadurch eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß die heutigen Israeliten von den zu Alexandria wohnenden jüdischen Kaufmannsstämmen herzuleiten sind. Dort entstanden die Mischna und Gemara, die Grundlagen des späteren Talmud, und zeitweilig soll die jüdische Bevölkerung jener Stadt bis auf 100,000 Seelen gestiegen sein. Erwägt man jedoch gar, welche Schicksale bald nach Jesu Geburt Palästina selbst heimsuchten, dann läßt sich kaum mehr an der Richtigkeit dieser Annahme zweifeln. Aeltere Schriftsteller — z. B. die große englische Weltgeschichte — geben freilich die Einwohnerzahl Judas während der Römerherrschaft auf 66,240,000 Köpfe an. Die ganze Länge des Berggrates und somit des Landes Palästina selbst mißt indessen in der Richtung von Norden nach Süden nicht mehr als 36 Meilen, während die Breite vom Meere bis an den Jordanfluß höchstens 10 Meilen beträgt. Will man nun auch die auf dieser Fläche von 360 Quadratmeilen hausende Menschenmenge mit dem für reine Ackerbauverhältnisse gewiß hoch ausgreifenden Satze von 5000 Seelen auf die Quadratmeile anschlagen, so muß wohl jene ungeheure Zahl auf die bescheidene Summe von 1,800,000 Menschen zusammenschmelzen — hatte doch das viel größere Egypten zur Zeit der Ptolemäer nach Diodors Angabe nicht mehr als 7,000,000 Einwohner. Nach den uns überlieferten Aufzeichnungen der Zeitgenossen sind aber während des siebenjährigen Kampfes der Römer gegen Palästina 1,500,000 Juden umgekommen, die fünfmonatliche Belagerung von Jerusalem allein soll 1,100,000 Angehörigen derselben das Leben gekostet haben; und außerdem schleppten die Sieger 97,000 Menschen in eine Gefangenschaft, in welcher sie so ziemlich alle zu Grunde gingen. Dürfen wir also mit Hindlick auf die anderweitigen Erfahrungen, welche uns die Geschichte darbietet, wohl voraussetzen, daß der armselige, in der Heimath etwa noch verbleibende Volksrest, dessen Städte zerstört, dessen Aecker verwüstet waren, alsbald seine Söhne nach allen Winden hin über den Erdball senden konnte? . . . .

Die Auflösung der jüdischen Nation begann, wie gesagt, schon mit der Herrschaft des Königs Salomo. Seit jener Zeit giebt es, um es kurz auszudrücken, inländische und ausländische Juden. Letztere, in den phönicischen Welthandel hineingezogen, folgen auch in örtlicher Hinsicht ganz den Bedingungen dieses großen Verkehrs, während die in der Heimath Zurückgebliebenen trotz aller von fremden Fürsten über sie verhängten Bedrückungen an der Lebensweise der Väter festhalten. Bloß die gemeinsame Sprache und die mosaische Religion bilden das beide Theile mit einander verknüpfende Band. Es läßt sich indessen nur ahnen, nicht eigentlich geschichtlich nachweisen, welche geistige Rückwirkungen die in der Fremde weilenden Israeliten auf ihre Landsleute in Palästina ausüben mußten. Sie ihrerseits mochten draußen immer mehr die alte starre Absonderung abstreifen, d. h. als Kosmopoliten, wie sie waren, auch die Menschheit allmälig, frei von der vorhandenen Völkergliederung, als Einheit auffassen, und solche Anschauungen verbreiteten sich dann zeitweilig von ihnen aus wohl zum alten Vaterlande hinüber. Dort wenigstens gewahren wir den allmälig entstehenden Kampf zwischen den an dem früheren nationalpolitischen Judenthume hangenden Pharisäern und Saducäern einerseits und der essenischen Schule andererseits, aus welcher letzteren endlich der neue von allem staatlichen Beisatze gelöste religiöse Gedanke hervorgeht. Dergestalt lassen sich vielleicht, wie wir oben andeuteten, schon im Betreff der Durchbildung der Lehre Jesu gewisse Beziehungen zu der gleichzeitigen Weltstellung der Juden annehmen. Noch mehr aber wird dann die rasche Verbreitung des Christenthums von den commerciellen Verbindungen und Ansiedlungen getragen, welche dieselben, wie einst die Phönicier, über den ganzen damals bekannten Erdkreis ausgespannt hatten.

Denn lange vor Christi Geburt gab es bereits in den verschiedensten Städten des Abend- und Morgenlandes kaufmännische Innungen der Juden. Von Egypten aus hielten die Israeliten so zu sagen: mit der einen Hand in Afrika, aus Arabien, Persien, Indien und China die Specereien, Baumwollen- und Seidenstoffe her. Der vielbesprochene, dem Arrian zugeschriebene Periplus auf dem erythräischen Meere, der alle Häfen und ihre Ausfuhrgegenstände von Raptä an der afrikanischen Küste bis nach Tyndeis im Osten Vorderindiens genau beschreibt, könnte etwa einen alexandrinischen Juden zum Verfasser haben, welcher, jeder anderweitigen griechischen Bildung bar, jene Gegenden, die er als Kaufmann in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts kennen gelernt, nun auch unter ausschließlich kaufmännischen Gesichtspunkten betrachtet. Und die Finger ihrer andern Hand faßten über eine Reihe von Niederlassungen auf Kandia und den Inseln des ägäischen Meeres in die Donauthäler, nach Italien, Frankreich und Spanien hinein. Sie selbst theilten sich deßhalb auch in die „östlichen" und „westlichen" Juden, von denen die Ersteren unter den sogenannten Gefangenschaftsfürsten standen, die Letzteren aber in Egypten und Europa von Patriarchen regiert wurden.

So waren denn die Israeliten, wenn auch ohne irgend eine zusammenhängende staatliche Form, recht eigentlich die Erben des phönicischen Welthandels geworden, indem sie nicht nur unter den Römern den mercantilen Zusammenhang der Welt aufrecht erhielten, sondern auch die ersten Verzweigungen des asiatischen Verkehrs in das beginnende Ackerbauleben des inneren Europas vermittelten. Martian sagt in seinen Erklärungen des Ezechiel zu Cap. 27 ausdrücklich: „Bis heute wohnt in den Syrern ein solcher eingeborner Geschäftsgeist, daß sie des Gewinnes wegen die ganze Welt durchziehen; und so groß ist ihre Lust zu handeln, daß sie innerhalb des ganzen römischen Reiches zwischen Kriegen und Mord und Todschlag Reichthümer zu erwerben trachten." Ihr Geschick aber bestand wie einst das phönicische hauptsächlich in dem Austausch der asiatischen

Waaren gegen europäische Metalle und ferner im Geldhandel selbst, dessen Ursprung wie das Zinsennehmen ja ebenfalls auf Sidon und Tyrus zurückgeführt wird. Denn die jüdischen Wechsler des Alterthums sind zugleich die Bankiers der damaligen Zeit. In ihnen fanden die asiatischen Fürsten wie die Römer wohl die besten Pächter der öffentlichen Einnahmen. Josephus erzählt in seinen Alterthümern (XII. 4.), daß Ptolemäus Euergetes die Einkünfte von Cölesyrien, Phönicien und Judäa mit Samaria anfangs für 8000 Talente verpachtet gehabt, dann aber ein Jude dieselben um das Doppelte gekauft habe. Und im Suchen nach Gold und Silber, dieser einzig möglichen Rimesse für Indien, zogen dann die Juden auch schon sehr früh in das Innere von Europa hinein.

Unwahrscheinliches liegt daher, wenigstens unserer Ansicht nach, nichts in der Sage, daß die Juden sich bereits vor Christi Geburt in einigen uralten Städten von Binnendeutschland, z. B. Mainz, Worms, Ulm und Regensburg, aufgehalten hätten. Wie einst die Phönicier an den Küstengrenzen Europas die jungen Völker den Gebrauch von Gold und Silber gelehrt hatten, so zogen jetzt ihre jüdischen Nachfolger unter dem Schutze der römischen Heere die Barbarenhorden in der Mitte unseres Erdtheils in den großen Kreis des allgemeinen Güterlebens ein. Die römischen Kaufleute, die sich unter den Marcomannen in der Stadt Marbod's niederließen, sind sicher Juden, und die in die frühesten Zeiten hinaufreichenden Gold- und Silberbergwerke Siebenbürgens mögen durch diese Verbindungen wohl zuerst in Betrieb gesetzt worden sein. Als Tacitus Germanien besuchte, fingen die alten Deutschen erst gerade an dem Verkehr mit dem beweglichen Eigenthume einigen Spielraum zu gewähren. „Die tiefer im Lande angesiedelten Völkerschaften bedienen sich dabei freilich noch des natürlicheren und einfacheren Waarenaustausches“ . . . derselbe ging nämlich dergestalt vor sich, daß zwei Hühner gegen eine Gans, zwei Gänse gegen ein Schwein, drei Lämmer gegen ein Schaf, drei Kälber gegen eine Kuh, ein gewisses Maß von Hafer gegen Gerste, von Gerste gegen Roggen und von Roggen gegen Weizen gegeben wurden . . . . „und wie es ihnen unbekannt ist, auf Zinsen zu leihen und Wucher zu treiben, so kümmert sie auch der Gebrauch von Gold und Silber wenig, indem bei ihnen silberne, ihren Gesandten und Heerführern zum Geschenk gegebene Gefäße nicht höher als die irdenen geachtet werden. Nur die den Römer näher wohnenden Stämme“ . . . die Ubier am rechten Rheinufer bis zur Mündung des Main standen schon zu Cäsars Zeit mit den Galliern im Verkehr . . . „namentlich diejenigen, welche am Ufer des Rheins Wein zu kaufen pflegen, wissen des Handels wegen bereits Gold und Silber zu schätzen und kennen auch das Gepräge des römischen Geldes. Die alten und längst bekannten Serraten und Bigaten sind ihnen die liebste Münze; denn sie ziehen Silber dem Golde vor, weil die Scheidemünze ihnen kleinere Einkäufe möglich macht.“ Einige Jahrhunderte später dagegen sind die Franken mit dem römischen Goldsysteme schon völlig vertraut. Sie trafen in Gallien das römische Gold- und Silberpfund an, welche im Werthverhältniß von 12: 1 in zwölf Unzen oder vierundzwanzig Loth abgetheilt waren. Unter den Franken bildeten aber gerade die in Handels- und Geldgeschäften thätigen Juden eine besondere zahlreiche Kaste der städtischen Bevölkerung, deren sich die Könige häufig zu ihren Zwecken zu bedienen pflegten. So hielt sich z. B. Chilperich einen Hebräer, Namens Priscus, um den Einkauf von Specereien zu besorgen. In Spanien, wohin sich die Juden vor der römischen Verfolgungen unter Hadrian in großer Menge flüchteten, scheinen sie ebenfalls schon lange vorher ihre mercantilen Fäden angeknüpft zu haben. Und wenn später das westgothische Gesetz (XI. 3.) von „überseeischen Kaufleuten“ spricht, welche in der uralten Innungsform unter eigenen Beamten („apud telonarios suos“) den Einheimischen „Gold, Silber, Kleider und sonstige Zierrathen verkaufen“, so mögen darunter auch wohl „syrische“ Geschäftsleute zu verstehen sein. In Frankreich hielten die Juden, vermischt mit den Resten der römischen Handelswelt, z. B. in Marseille, während des fünften und sechsten Jahrhunderts so ziemlich die ganze Südküste besetzt. Papier, Oel, Seidenwaaren und Specereien sind die Hauptgegenstände ihrer Einfuhr. Sie konnten aber damals wohl um so leichter den Verkehr mit den asiatischen Gütern betreiben, als sie gleichzeitig in Indien von den eingebornen Fürsten die Stadt Cranganore zum Geschenk erhielten, ferner im Innern von Arabien, nicht weit vom heutigen Aden, das Reich Homerien gründeten und selbst in China ansässig waren. Und welche Bedeutung ihrem Handelsleben innewohnte, welche Achtung es in Europa genoß, erhellt aus der Thatsache, daß ein syrischer Kaufmann sich im Jahre 591 sogar das Bisthum von Paris verschaffte. Am Hofe des Königs Guntram von Burgund galt der Wein von Gaza in Palästina als das köstlichste Getränk; der Goldschmidt des Königs Dagobert, der heilige Eloi, kleidete sich in Seide und ägyptische Leinwand; in seinem Gürtel funkelten die köstlichen Gesteine des Morgenlandes. Nur jüdische Vermittlung vermochte damals in den weiten Binnenreichen, denen noch jeder Ansatz zu einem nationalen Handelsstande fehlte, solche orientalische Waaren zu beschaffen.

Halten wir es fest: wie die europäische Welt in ihre Kultur eine Menge aus Asien herübergeholter Fäden verwebt hat, die noch in der Gegenwart ihre eigenthümlichen Gebilde hervorrufen; so ist unserm Erdtheil in den Juden auch ein sociales Element mit unverändertem Inhalt und unveränderter Form aus dem altasiatischen Dasein zu Theil geworden. Die große Bedeutung desselben für das neu beginnende Wirthschaftsleben des Mittelalters wird jedoch erst dann mit voller Klarheit hervortreten, wenn wir das ökonomisch-politische Wesen des Ackerbauthums auf der weiten Fläche auseinandergelegt haben. An dieser Stelle genüge zum Schluß die Bemerkung, daß, wenn nicht während des Zusammenbruches der römischen Herrschaft die jüdischen im Welthandel beschäftigten Kaufleute die Verbindungsglieder zwischen Asien und Europa gebildet und somit als Träger des beweglichen Eigenthums den ersten socialen Gährungsstoff in das agricole Dasein von Mitteleuropa gebracht hätten, daselbst das Bürgerthum mit seinen Städten und der aus ihm sich losringenden Staatsentwicklung schwerlich so früh auf dem Schauplatz erschienen wäre. Den auf ihren Gehöften dahinlebenden Adeligen und Bauern konnte es ja nicht einfallen, mit den ihnen völlig unbekannten asiatischen Handelsplätzen Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen. Der junge binnen-europäische Völkerhaushalt bedurfte mithin einer socialen Beimischung, welche ihn mit der Außenwelt in Berührung setzte. Das ist am Ausgange des Alterthums und im Anfange des Mittelalters die Aufgabe der heimathlosen ewig beweglichen Juden, von denen Augustin erwähnt, daß sie oft als junge Männer ihre jungen Frauen verließen und erst als Greise zu den Greisinnen zurückkehrten . . . . Die Weltgeschichte umschließt eine Menge geheimnißvoll waltender Kräfte!

* Gemüth.

Eine einfache Erzählung
von Ludwig Rosen.

5.

Am nächsten Tage überraschte Townbridge zum Schluß des Mittagsessens die Familie mit folgender Ankündigung: „Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, was das ist, um welches zu suchen ich bin gekommen nach Deutschland, aber ich werde es Ihnen sagen heut Abend. Wir wollen trinken dazu einen Punsch, doch Sie verstehen nicht zu machen einen guten Punsch, ich werde holen lassen, was dazu nöthig ist, durch meinen Diener, und ich werde selbst machen den Punsch. Ich hab' auch schon eingeladen den Herrn Doctor Helling.“

Obgleich sich die Ansicht Albrechts in der Familie Geltung verschafft hatte, daß nämlich der Engländer nach Deutschland gekommen sei, um sein Geld in einer vielversprechenden Unternehmung anzulegen, diese aber vielleicht dann mit unermeßlichem Vortheil an eine Gesellschaft zu verkaufen, so war man dennoch auf die Eröffnung gespannt. Der Diener erhielt ausnahmsweise die Erlaubniß, das Haus zu betreten, um die verschiedenen Erforderlichkeiten zusammen zu bringen, Doctor Helling stellte sich rechtzeitig ein, der Punschnapf wurde auf den Tisch gebracht, das Getränk gekostet und in der That sehr vortrefflich befunden, aber alle Mienen richteten sich erwartungsvoll auf den Engländer.

Sehr gemächlich begann denn auch wirklich Townbridge: „Ich wollte Ihnen sagen, was ich suchte in Deutschland: das ist Gemüth.“

Alle Anwesenden schauten höchst überrascht auf den Redner, der gleichmüthig die Asche der mit Erlaubniß der Damen angebrannten Cigarre abstäubte. Albrecht wandte sich mit etwas verblüfftem Gesicht zu Helling und sagte halblaut: „Und wir glaubten, er suche Steinkohlen!“ Fanny sah ihre Schwester an, und indem Beide ihrer Auslegung sich erinnerten, lächelten sie sich etwas verlegen zu. Nur Adele behielt ihre volle Ruhe und blickte auf den Engländer mit fragender Erwartung.

Nach einiger Zeit fuhr Townbridge ruhig fort: „Ich habe die deutsche Sprache gelernt bei einem sehr guten Lehrer aus Deutschland, er hat mich dahin gebracht, zu lesen viele deutsche Bücher, und es hat mir gemacht ein sehr großes Vergnügen; ich habe unter allen Engländern, die ich kenne, am meisten gelesen deutsche Bücher. Ich habe sie auch verstanden recht gut, aber wenn darin geschrieben war von „Gemüth“, so hab' ich nicht recht gewußt, was das war. Darum habe ich mich entschlossen, eine Reise zu machen nach Deutschland, weil man mir in England nicht sagen konnte, was ist Gemüth.“

Eine große Pause folgte dieser Eröffnung, indem Niemand recht zu sagen wußte, was er hiervon dachte. Endlich fragte Helling: „In wie weit haben Sie denn nun Ihren Zweck erreicht?“

„Ich habe nicht erreicht. Auch der Herr Professor und seine Damen wußten mir nicht zu sagen, was es ist.“

„Wie, rief Helling, wäre das möglich? Der gelehrte Forscher und Denker Baltinger kann einem Engländer nicht begreiflich machen, was Gemüth ist?“

„Können Sie's denn?“ fragte Emilie.

„Ich bin kein Sprachkenner und Gelehrter, kein Philosoph und Aesthetiker; in der Mathematik hört eben so das Gemüth auf wie beim Gelde.“

„Hört das Gemüth auf beim Geld, muß man sein arm, um zu haben Gemüth?“ fragte Townbridge in wißbegierigem Eifer.

„Es ist, erwiderte Albrecht, allerdings fast eben so schwer, daß ein Reicher Gemüth habe, als daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe.“

„Aber er muß doch können wissen und verstehen, was Gemüth ist.“

Albrecht setzte sich einigermaßen in Positur, als wenn er auf seinem Schulkatheder säße, und begann: „Es ist schwer, den Begriff gewisser Wörter festzustellen, weil sie zwar ursprünglich einen scharf bestimmbaren Sinn haben mögen, aber bei der Anwendung in sehr mannichfachem Sinn gebraucht werden. Das ist immer so gewesen, weil sonst die Anzahl der Wörter gar zu groß geworden wäre. Wir sehen es schon deutlich im Lateinischen, wo virtus ursprünglich Mannhaftigkeit bedeutet, dann aber durch die Begriffe Tapferkeit, Verdienstlichkeit u. s. w. bis zum Begriff Tugend gelangt. Uns geht es mit dem letzteren Worte ebenso, und wenn wir seine ursprüngliche Wortverwandtschaft in Gedanken haben, so können wir von den Tugenden eines Jagdhundes reden, während wir unter seinem letzten und höchsten Begriff so ziemlich das Letzte und Höchste verstehen, was der strebende Mensch erlangen kann. Es ist aber ferner schwer, Ausländern einen deutlichen Begriff von gewissen Wörtern zu verschaffen, weil Wort und Begriff nur in einem bestimmten Volk oder einer Volksverwandtschaft wurzeln, daher anderen Völkern an sich so unbekannt sind wie die tropischen Gewächse den Bewohnern gemäßigter Zonen; wie hätten die letzteren ein einheimisches Wort für Ananas oder dergleichen haben können? So geht es uns ähnlich etwa mit dem englischen Wort gentleman, wofür wir kein ganz gleichbedeutendes Wort haben, weil es einen ursprünglich und specifisch englischen Begriff bezeichnet; wir behelfen uns leidlich mit der Umschreibung „anständiger Mann“, die aber ein eigentliches Wort nicht ersetzt.“

„Das nenn' ich weit ausholen!“ rief Emilie mit einem leichten Seufzer. „Wenn es in dieser Weise fortgeht, wird der Punschnapf früher geleert als der Begriff von „Gemüth“ gelehrt sein.“

„Das schadet nicht, sagte Townbridge in wißbegierigem Eifer, die Erklärung kann gar nicht sein zu ausführlich. Fahren Sie fort, Herr Professor.“

„Allerdings wird meine Erklärung sehr weitläuftig ausfallen, aber immerhin um so kürzer, je weniger ich unterbrochen werde. Wo war ich doch stehen geblieben?“

„Du wolltest, sagte Helling, vom englischen gentleman auf den deutschen „Gemüthlichen“ kommen, was freilich eine weite Reise ist.“

„Ja, ja, das Gemüth ist gewiß ein so specifisch deutscher Begriff, daß hierin eine große Schwierigkeit liegt, sich dem Ausländer klar zu machen. — Insofern alle Geistesthätigkeiten des Menschen entweder Gedanken oder Gefühle oder Bestrebungen sind, würde derjenige der richtigste Mensch genannt werden können, in welchem eine vollkommene Harmonie der Denk-, Gefühls- und Willenskraft herrscht, welche Harmonie freilich nie in ihrer äußersten Schärfe und Consequenz vorkommen mag, wenn uns auch z. B. Goethe als Muster in dieser Hinsicht erscheint. Die Verschiedenartigkeit oder Individualität der Einzelnen beruht zum großen Theile auf den mannichfaltigsten Störungen dieser Harmonie, d. h. auf dem verschiedenartigen Verhalten der drei Geisteskräfte gegen einander. Werde ich vollkommen verstanden?“

„Nein, sagte Townbridge, ich verstehe nicht ganz.“

Helling nahm das Wort: „ich glaube dich vollkommen zu verstehen und erlaube mir den Versuch, es auch Herrn Townbridge anschaulicher zu machen. Nehmen wir an, daß der Geist eines Menschen im Ganzen aus zwölf Bruchtheilen bestehe, so würde die Harmonie, von der mein Freund spricht, dann vorhanden sein, wenn die Denkkraft oder der Verstand 4, das Gefühl 4, und der Wille auch 4 dieser Bruchtheile repräsentirte. Die Abweichungen von diesem harmonischen Verhältniß ergeben die Verschiedenheit der menschlichen Naturen, indem bei einem Menschen Verstand = 5, Gefühl = 4, Wille = 3 sein kann, bei einem andern vielleicht Verstand = 2, Gefühl = 6, Wille = 4 u. s. w. Da nun aber unendlich kleine Bruchtheile angewandt werden können als meine Zwölftel, so versteht sich von selbst, daß eine unendlich mannichfaltige Verschiedenheit der geistigen Naturen vorhanden sein muß, vielleicht so mannichfaltig wie die Zahl der Einzelwesen selbst.“

„O nun versteh' ich ganz gut!“ rief Townbridge.

Albrecht sagte: „ich danke dir, Freund Helling, für deinen Beistand und werde vielleicht weiterhin von deinem Auskunftsmittel Gebrauch machen. Das allgemeine Verhältniß nun, in welchem die Geisteskräfte zu einander stehen, nennt man in Bausch und Bogen Gemüth, was demnach keineswegs mit Geist oder Seele gleichbedeutend ist, sondern das Mischungsverhältniß jener einzelnen Kräfte im Ganzen ausdrückt, aber gleichsam nur im Rohen nach einer oberflächlichen Schätzung, weshalb denn auch diese Bezeichnung immer etwas Unbestimmtes und Unsicheres an sich hat, entsprechend andern ähnlichen Sammelwörtern.“

Da Albrecht hier schwieg, so blickten ihn seine Zuhörer mehr oder weniger unbefriedigt an, namentlich schien der Engländer in seiner Erwartung sehr getäuscht und sagte nach einer Pause: »ich sehe nicht ein, was Sie vorher gesprochen haben von specifisch deutschem Begriff, denn was Sie nun zuletzt sagen, ist nicht viel anders, als was wir mind nennen.«

»Ganz recht, sagte Albrecht, Sie drücken das durch mind aus, was vom lateinischen mens herstammt.«

»Nun, also hätte ich nicht nöthig gehabt, mir zu zerbrechen den Kopf über das Wort *Gemüth*.«

»Und Sie hätten, ergänzte Albrecht lächelnd, nicht nöthig gehabt, nach Deutschland zu reisen, um Studien über das Gemüth zu machen.«

»Nein, gewiß nicht. Aber es muß sich doch verhalten auf andre Art. Ich will nur anführen als Beispiel ein kleines Lied, was die Deutschen nennen ein *Volkslied*, und was sie auch gesungen haben in England. Ich nehme an: ein solches Lied gefällt außerordentlich sehr den Engländern, aber sie wissen nicht zu sagen, *warum* es ihnen gefällt; so fragen sie nun die Deutschen, was Besondres ist in dem gesungenen Volkslied; so antworten die Deutschen: es ist viel Gemüth darin, oder es spricht sich darin ganz aus das deutsche Gemüth. Ein anderes Mal sagt man von einem Deutschen: er paßt nicht recht zu einem Geldgeschäft, er hat zu viel Gemüth. Und so könnte ich anführen noch viele Fälle, wo gar nicht paßt, was Sie sagten.«

»Sie haben Recht, Herr Townbridge, aber ich bin auch noch lange nicht fertig.«

»So? Sie wollen noch mehr sagen? Das ist etwas Anderes!«

»Seitdem sich der deutsche National-Charakter völlig ausgebildet hat, ist derjenige Charakterzug deutlich hervorgetreten und mehr oder weniger zum Bewußtsein gekommen, um den sich's hier handelt, und für welchen man, da man kein neues Wort erfinden konnte, sich das Wort »Gemüth« gleichsam leihweise heranziehen mußte. Wie die einzelnen Menschen sich durch die verschiedenen Mischungsverhältnisse der Geisteskräfte individualisiren, so stellen sich auch für die ganzen Völker Durchschnittsverhältnisse dar, ähnlich wie man für jeden Ort eine Durchschnittsbestimmung der jährlichen Temperatur findet, und es kommen mir hier die Zahlenverhältnisse meines Freundes gut zu statten. Also der National-Charakter ist gleichsam die Durchschnittszahl der individuellen Charaktere eines Volks, und wir können uns dies an den Deutschen, Franzosen und Engländern anschaulich machen. Der Durchschnitt des französischen Charakters würde, wenn wir einmal die Zahl 12 und die Reihenfolge: Verstand — Gefühl — Wille — beibehalten, ungefähr die Zahlen 5 — 3 — 4 ergeben.«

»Sehr gut, sehr gut!« rief Townbridge mit dem Eifer eines guten Jagdhundes, der eine vielversprechende Fährte gefunden zu haben meint. »Und die Deutschen?«

»Bei ihnen würden sich die Zahlen etwa auf 4 — 5 — 3 festsetzen lassen.«

Nach einer nachdenklichen Pause fragte Townbridge gespannt: »Und die Engländer?«

»Bei den Engländern würde ich vorläufig die Zahlenreihe 4 — 3 — 5 bestimmen.«

Townbridge rechnete sich halblaut nochmals vor: »Verstand = 4, Gefühl = 3, Wille = 5.« Dann sprach er hastig: »Also wollen Sie sagen, daß das Verhältniß 4 — 5 — 3 als dasjenige der deutschen Nation mit dem besonderen Ausdruck »Gemüth« heiße?«

»Nein, das will ich keineswegs sagen, denn dieses Verhältniß kann auch bei einzelnen Engländern oder Franzosen vorkommen, da meine Zahlen ja, wie gesagt, nur Durchschnittszahlen sind.«

Emilie rief ungeduldig: »Du spielst aber förmlich Verstecken mit deinem *Gemüth*, mein lieber Schwager!«

»Ich muß auch sagen, pflichtete Helling bei, daß ich nun gar nicht mehr weiß, wo hinaus du eigentlich willst.«

Fast flehend sprach Townbridge: »Ich bitte, sagen Sie endlich, was Sie nun eigentlich verstehen unter dem *Gemüth*, das sie früher nannten einen specifisch deutschen Begriff.«

Mit unverwüstlicher Ruhe fuhr Albrecht fort: »Wie wir von Einzelnen je nach dem Vorwiegen einer der Geisteskräfte die Ausdrücke »kalter Verstandesmensch« — »Gefühlsmensch« — »energischer Mensch« anwenden, so können wir ähnliche Ausdrücke auch auf ganze Völker ausdehnen; allein damit allein ist uns noch nicht geholfen. Es kommt oft bei Einzelnen vor, und darum auch durchschnittlich bei ganzen Völkern, daß eine der drei Geisteskräfte nicht nur an sich überwiegt, sondern daß sie auch den beiden andern Kräften eine besondere Färbung giebt, oder — um ein anderes Bild zu wählen — als Saite immer mitklingt, wenn eine der andern Saiten angeschlagen wird. So giebt der überwiegende Verstand der Franzosen jene Färbung oder diesen mitklingenden Ton ihrem Gefühl und ihrem Willen, mit andern Worten: aus allem, was die Franzosen fühlen und wollen, tritt zugleich ihr Verstand hervor, die Gefühle ermäßigend, die Bestrebungen regelnd. Diese »Färbung« ist der eigenste und feinste Charakterzug eines Volkes, und wenn es ihn mit einem besondern Ausdruck bezeichnet, so werden andere Völker Mühe haben, einen entsprechenden Ausdruck dafür zu finden. Bei den Franzosen heißt dieser ihr specifischer Zug esprit, und wir können es nur annähernd wiedergeben, indem wir unserem Worte »Geist« einen besonderen Nebenbegriff geliehen haben.«

»Ah, rief Helling, jetzt versteh' ich, wie du das *Gemüth* als deutschen Charakterzug erklären willst!«

»Allerdings sind wir endlich nach so vielen Umwegen am Ziele angelangt. Im deutschen Volke begnügt sich das Gefühl nicht mit seiner an sich vorhandenen intensiven Stärke, sondern es modificirt auch sehr fühlbar die anderen Geisteskräfte und läßt sie gleichsam in seiner Beleuchtung erscheinen. Dies ist das echt-deutsche *Gemüth*, wofür so wenig der Franzose wie der Engländer einen ganz entsprechenden Ausdruck in seinem Wörtervorrathe finden würde, weil der Begriff fehlt. Und auch die Deutschen wenden das Wort in diesem modernen Sinne kaum erst seit einem Jahrhundert an. Es ließe sich nun noch gar viel über diesen Gegenstand sagen, ja ein ganzes Buch darüber schreiben, aber ich begnüge mich mit dem Vorgetragenen, es jedem Einzelnen überlassend, Anmerkungen dazu zu fügen und Nutzanwendungen zu machen.«

»Du darfst deinen Lehrstuhl nicht verlassen, sagte Emilie, bis du einige Zusätze über die Worte »gemüthlich« und »Gemüthlichkeit« beigefügt hast.«

»Nun, der zur äußern Erscheinung kommende Ausdruck des Gemüthes ist die *Gemüthlichkeit*, und *gemüthlich* nennen wir alles, was äußerlich wahrnehmbare Spuren von dem Gemüthe seines Urhebers aufweist, und was daher auch im Stande ist, bei geeigneten Naturen die Gemüthlichkeit hervorzurufen.«

»Hältst du denn, fragte Helling, das Gemüth für eine mehr schätzbare oder mehr tadelnswerthe Eigenschaft?«

»Ich als Deutscher sehe sie natürlich als Vorzug an, aber ich verkenne nicht, daß sie uns einestheils der geringschätzigen Beurtheilung unserer Nachbaren aussetzt, falls diese nicht etwa gelegentlich einmal derselben einen Genuß verdanken und sie dann passiren lassen, daß sie uns anderntheils in vielen politischen und socialen Fragen in entschiedenen Nachtheil bringt, indem sie uns Rücksichten nehmen läßt, die nicht gelohnt, ja nicht einmal gedankt werden.«

Townbridge nickte beistimmend mit dem Kopfe und fragte dann: »Erhält auch meine Nation nach Ihrer Ansicht dasjenige, was Sie nannten eine »Färbung«?

Nach kurzer Pause — die eben auch nur ein Zögern des *Gemüthes* war — antwortete Albrecht: »Allerdings. Der englische National-Charakter erhält seine Färbung durch die Willenskraft und erscheint dadurch so energisch.«

»Das ist ja ein großes Lob!« bemerkte Emilie.

»Wie man's nimmt. Die Tugenden wie die Schwächen des Volkes erklären sich daraus.«

»Welche Schwächen meinen Sie?« fragte Towndridge eifrig.

Da Albrecht zögerte, so nahm Helling für ihn das Wort: »Es erklärt sich daraus die große Selbstsucht, die man an vielen Engländern bemerkt, und die man namentlich der ganzen englischen Politik vorwirft. Es erklärt sich ferner daraus die Rücksichtslosigkeit, deren sich manche Engländer schuldig machen, indem sie thun, als wenn Andere gar nicht auf der Welt wären. Es erklärt sich daraus auch die Eitelkeit, vermittelst deren die Engländer auf möglichst unwahrscheinliche Ideen verfallen, um etwas ganz Besonderes vorzustellen, und einen höchst eigenthümlichen — oft für Andere lästigen oder lächerlichen, oft für sie selbst sehr kostbaren — Prunk damit treiben, auf gut Deutsch, d. h. mit einem französischen Worte ausgedrückt: mit ihren Eigenthümlichkeiten renommiren.«

Die Damen mochten diese offene Erklärung Helling's auch für eine Art englischer Rücksichtslosigkeit ansehen, denn sie erschracken sichtlich, selbst Albrecht war etwas betreten und schien nicht ohne Besorgniß, wie der Engländer die derbe Charakteristik seines Volkes aufnehmen würde. Aber Towndridge blieb ganz gleichmüthig und sagte: »Es mag Wahres in dem sein, was Sie sagten, wenn Sie auch etwas übertreiben. Es thut mir aber leid, daß die Engländer erscheinen in einem so schlimmen Lichte.«

Mit höher gefärbten Wangen richtete Adele, die bisher nebst Fanny nur eine stumme Zuhörerin abgegeben hatte, sich an Albrecht mit den Worten: »Ich will mit Männern nicht streiten über das Recht, allgemeine Urtheile über ganze Völker zu fällen, da es vielleicht in unsrer weiblichen Natur liegt, mehr die Einzelfälle zu berücksichtigen und zu beurtheilen. Aber nach meiner Ueberzeugung hast du, lieber Bruder, den Engländern entschieden Unrecht gethan, als du dem Gefühl bei ihnen ein so geringes Maß zutheiltest. Nach allem, was ich von den Engländern kennen gelernt habe, besitzen sie ein tiefes Gefühl, und du magst nur darin Recht haben, daß allerdings ihre energische Willenskraft dem übrigen Geist, wie du es nennst, eine gewisse Färbung verleiht, so daß sie der Kundgebung ihres Gefühls vor Fremden oder Gleichgiltigen sich gewissermaßen schämen. Während daher die Deutschen ihr Gefühl nur gar zu leicht und oft unbesonnen hervortreten lassen, die Engländer dagegen das ihrige ängstlich zurückhalten oder gar gewaltsam unterdrücken, kann es geschehen, daß ein Deutscher gefühlvoller erscheint als ein Engländer, obgleich der letztere vielleicht weit mehr wahres Gefühl besitzt.«

Towndridge schaute die unerwartete Bundesgenossin überrascht an, sagte aber nichts. Albrecht jedoch erwiderte: »Du hast ein sehr wahres Wort geredet, liebe Adele, und ich bekenne gern, daß mein Zahlenverhältniß, wozu mich Freund Helling verleitet hatte, in Beziehung auf die Engländer anders hätte ausfallen sollen.«

»Ich kann mich davon nicht überzeugen, sprach Helling eifrig, und würde höchstens zugeben, daß wir bei kleineren, also zahlreicheren Bruchtheilen das Verhältniß richtiger bestimmen würden, z. B. Verstand = 8/24, Gefühl = 7/24, Wille = 9/24. Die Ausartungen des Gemüthes bei vielen Deutschen sind freilich widerlich, aber im Ganzen haben die aufgestellten Verhältnisse gewiß ihre Berechtigung.«

Emilie sagte: »Drücken Sie doch einmal meine Charakteristik in Zahlen aus, Herr Doctor. Es lautet gar zu komisch, die unklarsten Beziehungen auf einmal so rund weg in Zahlen angegeben zu hören, als wenn es ein kinderleichtes Rechenexempel wäre.«

»Das geht doch so leicht nicht, mein Fräulein, denn abgesehen davon, daß ich Sie erst noch einem psychologischen Examen unterwerfen müßte, würde ich auch das veraltete, von mir aus Zufall vorgebrachte Duodecimal-System aufgeben und mich des leichteren Decimal-Systems bedienen, so daß ich Ihren Geist in Hunderttheile zerlegte.«

Lachend meinte Emilie: »Da kämen ja wohl Bezeichnungen heraus, wie man sie an den Steinen der Landstraßen oder Eisenbahnen sieht? Also fangen Sie ohne weiteres Examen an: Verstand = 9.06, oder wie sonst?«

Fanny fiel ein: »Denke du nur selbst in stiller Einsamkeit über deinen Geist und Charakter nach und suche aus dem Ergebniß für dich Nutzen zu ziehen. Wir wollen nichts von dergleichen hören. Ueberhaupt dächte ich, daß es Zeit wäre, unsere Abendsitzung aufzuheben; wenigstens wir Damen werden wohl entlassen.«

Auch Albrecht erklärte, daß er sich zur Ruhe verfügen wolle, da er morgen sehr früh aufstehen müsse. Towndridge, welcher während der letzten Zeit grübelnd an den Fingernägeln gekaut hatte, forderte nun Helling auf, ihm noch einige Zeit Gesellschaft bei dem Punsche zu leisten, und dies wurde bereitwillig zugestanden, sei es, daß Helling selbst noch Vergnügen daran fand, oder sei es, daß er es für eine Sache der National-Ehre ansah, den Platz nicht vor dem Engländer zu räumen. Als demnach die Uebrigen sich zurückgezogen hatten, so fragte Towndridge seinen einzigen Genossen: »Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie die Erklärung für richtig, die der Herr Professor von Gemüth gegeben hat?«

»Ja, ich halte sie für richtig, und wenn Sie weiter nichts in Deutschland gesucht haben als diese Erklärung, so können Sie meiner Meinung nach ruhig wieder nach Hause reisen.«

»Damit hat es keine Eile. Aber sagen Sie mir: haben oder besitzen Sie Gemüth? Besitzen auch die anderen Personen Gemüth, die vorher hier anwesend waren?«

Helling schaute den gleichmüthigen Frager verwundert an, und es ließ sich nicht gleich erkennen, ob er sich dafür entscheiden würde, dem Engländer eine Grobheit an den Kopf zu werfen oder ihm seine Frage zu beantworten; er sagte erst nach einer Pause: »von meinem Freunde Baltinger wird selbst sein Feind zugeben müssen, daß er eine große Portion Gemüth mitbekommen hat.«

»Wie wollen Sie das beweisen?«

»Ich beweise es einzig schon damit, daß er einen wildfremden Menschen, wie Sie ohne allen Zweifel für ihn sind, und noch dazu einen Aus- und Engländer, als welchen Sie sich darstellen, in sein Haus und an seinen Tisch aufnimmt, nur um das etwas zudringliche — entschuldigen Sie den Ausdruck, ich will Sie nicht beleidigen — Vertrauen des Fremdlings nicht zu täuschen. Während er mit Nahrungssorgen zu kämpfen hat, bürdet er sich und seiner Frau eine Last auf, die wahrhaftig nicht vom Verstand gutgeheißen wird.«

»Aber ich bezahle ja für Logis und Kost?«

»Wie — Sie bezahlen?«

»Das versteht sich von selbst. Ich hab' es ihm angeboten, und er hat es acceptirt.«

»Da muß ein großes Mißverständniß vorwalten, denn mein Freund und seine Frau haben Sie bloß aus Freundlichkeit aufgenommen und denken nicht an Bezahlung.«

»Wie könnt' ich thun so etwas? Aber sagen Sie mir: ist Ihr Freund nicht reich? Hat er nicht so viel Geld, wie er braucht, und noch etwas mehr?«

»Mein Freund ist nicht reich, sondern eher arm. Ohne einen Thaler im Vermögen zu besitzen, muß er sich und seine Frau mit seiner Besoldung erhalten und hat noch dazu die Schwester seiner Frau zu sich genommen, während seine eigene Schwester, so viel ich weiß, sich etwas Geld erspart hat, auch nur für einige Zeit bei ihm wohnt.«

»Wie viel ist die Besoldung Ihres Freundes?«

»So genau weiß ich das eben nicht, aber sie wird 100 Pfund nach Ihrem Gelde jährlich nicht übersteigen.«

»Hundert Pfund!« rief Towndridge erstaunt und versank in ein grübelndes Schweigen. Dann fragte er weiter: »Aber Sie, Herr Doctor, haben doch eine größere Besoldung?«

»Ich? warum nicht gar! Ich habe etwa zwei Drittel jener Summe.«

Wahrhaft entsetzt schaute Townbridge auf: »Was? nnr zwei Drittel von hundert Pfund? Und Sie verstehen Mathematik und Physik und können sehr gut zeichnen, wie ich habe gesehen — — das ist eine große Unbilligkeit, daß man Ihnen zahlt so wenig.«

»Lassen wir das auf sich beruhen. Was meinen Freund betrifft, so wird ihm, wie gesagt, niemand abläugnen, daß er eher zu viel Gemüth hat als zu wenig, und dasselbe gilt von seiner Frau.«

Townbridge nickte beifällig mit dem Kopfe und fragte dann weiter: »Aber haben auch die beiden andern jungen Damen nach Ihrer Meinung Gemüth?«

»Mehr als nach meiner Meinung ein Engländer je begreifen und würdigen kann. Von allen, die heut' Abend hier zusammen saßen, haben bloß wir zwei Mangel an Gemüth: Sie, weil Sie ein Engländer sind, ich, weil ich aus der Art geschlagen bin. Uebrigens halte ich es nicht für passend, daß wir zwei über die jungen Damen und ihr Gemüth weiter reden, darum wünsch' ich Ihnen eine gute Nacht!«

In seiner gereizten Stimmung, die wohl zum Theil von dem ungewöhnlich starken Punsch herrühren mochte, brach Helling ohne weitere Umstände auf und entfernte sich. Townbridge blieb aber noch eine Zeit lang trinkend, rauchend und grübelnd sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Bild der Franzosen.

Ein Sonett von Vincenzo Monti aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

Fingi, o scultor, d'umano sangue lordo
Sovra carro di bronzo il Genio Franco,
E cospiranti in micidiale accordo
Livore e crudeltà gli poni al fianco.
Ai pianti, ai prieghi di pietà sia sordo
Il ferreo cuor di stragi unca mai stanco;
Ruoti la spada il destro braccio, e ingordo
All' oro stenda e alle rapine il manco.
Sotto il piè vincitor l'iniquo prema
Giustizia e Fedeltà; veli sua fronte
Religione e per l'orror ne gema.
Irto abbia il crine ed infuocati gli occhi,
E sian nel volto queste note impronte:
„Son lo sdegno di Dio! Nessun mi tocchi!"

O Künstler, bild' aus starrem Menschenblut
Den Genius Frankreichs, hoch auf ehrnem Wagen;
Laß, eng zum Mord mit ihm verschworen, ragen
An seinen Seiten Grausamkeit und Wuth.
Taub sei dem Mitleid, jeder edlern Gluth
Sein Eisenherz, das fühlend nie geschlagen;
Die Rechte schwing' ein Schwert, und ohne Zagen
Strecke die Linke sich nach fremdem Gut.
Treu' und Gerechtigkeit zertrete drohend
Des Frevlers Fuß, das Haupt verhüll' in Grauen
Der Glaube, der nicht herzublicken wagt;
Wirr sei das Haar, das Auge feuerlohend
Und auf der Stirn mit Flammenschrift zu schauen:
»Ich bin die Geißel Gottes! Bebt und zagt!«

Fr. Ruperti.

Die Gallomanie der Elsässer.

Die Elsässer wollen gute, ja selbst die besten Franzosen sein. Sie verachten deßhalb alles was deutsch ist, und reden von Deutschland und den Deutschen nur mit Geringschätzung. Sie haben im Jahre 1848 die zweihundertjährige Vereinigung ihres Landes mit dem allerchristlichsten Reiche gefeiert, und auch in der neuesten Zeit haben sie auf mannichfache Weise ihre antideutsche Gesinnung zu erkennen gegeben. Obgleich sie aber Deutschland nur mit Verachtung ansehen und mehr als zweihundert Jahre mit Frankreich vereinigt sind, so findet man doch gar viel Deutsches bei ihnen: deutsche Sprache, deutsches Wesen, deutsche Sitten. Viele von ihnen können noch gar nicht Französisch sprechen; ja es giebt selbst noch Gegenden im Elsaß, wo nicht der moderne Maire, sondern der altdeutsche »Schulze« das Dorfregiment führt. Ich, der ich lange Zeit im Elsaß gelebt habe und später mit Elsässern in steter Verbindung gestanden bin, ja selbst noch jetzt stehe, kann mich bestimmt dahin aussprechen, daß die katholischen Pfarrer und Schulmeister die meiste Propaganda für das Franzosenthum im Elsaß machen, wohingegen ich der protestantischen Geistlichkeit dieses Landes nachrühmen muß, daß sie für deutsches Wesen und deutsche Literatur begeistert ist, und auf alle nur mögliche Weise alles was deutsch ist zu erhalten, zu heben und zu befördern sucht. Unsere Stiefbrüder jenseits des Rheins werden aber, trotz ihrer Gallomanie, von den Franzosen als Parias angesehen, in den Zeitungen verhöhnt und verspottet, durchweg mit Ehrentiteln, wie Hanses und têtes carrées, belegt, und als Menschen ausgepfiffen die nie recht Französisch lernen und es nie recht aussprechen können. In der That aber findet man auch nur äußerst wenige Elsässer die gut Französisch sprechen. Als »geborne Franzosen« glauben sie eine natürliche Anlage zu der französischen Sprache zu haben, und geben sich daher keine Mühe bei Erlernung derselben. Ich sage: »bei Erlernung«, weil in den meisten Elsässer Familien die deutsche Sprache Mutter- und Umgangssprache ist. Später besucht man ein Institut, ein kleines Seminar, ein College, ein Schullehrerseminar, hört dem Unterricht in französischer Sprache zu, und kann Französisch. Warnm nur noch wegen des Geschlechts der Hauptwörter, wegen der Aussprache, wegen der Construction, wegen besonderer Redensarten ängstlich sein? Ich habe in Deutschland vielfach Gelegenheit gehabt zu bemerken: wie Elsässer Schulmeister, die, überhaupt den deutschen Lehrern, was Pädagogik, Methodik und allgemeine Bildung anbelangt, weit nachstehend, auf Instituten als »professeurs« fungirten, sehr oft von ihren Schülern wegen Verstöße gegen die Regeln der französischen Grammatik corrigirt und ausgelacht wurden. Ich weiß von vielen französischen Briefen Elsässer Geistlicher zu erzählen, worin es Böcke über Böcke gab. Selbst die ihrer Anordnung und ihrem Inhalt nach treffliche Kirchengeschichte des elsässischen Abbé Rohrbach findet in Frankreich keinen Anklang, weil sie im Elsässer Französisch geschrieben ist. Zum Predigen in französischer Sprache bringen es nur blutwenige Abbés aus dem Elsaß, und treten sie vor einer reinfranzösischen Versammlung auf, so schüttelt diese über ihre französischen Sermons lächelnd oder mitleidig den Kopf. Was thun aber die Elsässer Abbés, die auf den kleinen und großen Seminarien alles in französischer Sprache lernten, wenn sie deutsch predigen müssen? Sie schreiben ihre Predigt im Elsässer Französisch auf, und übersetzen sie dann, so gut es geht, ins Deutsche. Aehnliche Praxis befolgen die Geistlichen in Deutsch-Lothringen. Daß jetzt, wo die französische Regierung für das Nationalitätsprincip so sehr eifert, dieselbe alles aufbietet um das Elsaß förmlich zu französiren, ist gewiß. Anders dachte Louis Philipp, der offen aussprach: «Il ne faut pas dégermaniser les Alsatiens.» Der Bürgerkönig traute mehr dem deutschen als dem französischen Element, und wußte wohl, daß von einem Zwittervolk nichts besonders gutes zu erwarten sei. Mag sich nun die gegenwärtige französische Regierung aus allen Kräften bemühen das Elsaß zu degermanisiren, und mögen auch alle Elsässer gute Franzosen sein wollen, so wird das Elsaß doch immer noch fortfahren im Grunde deutsch zu sein. Das germanische Element schmiegt sich an fremdes an, und ist für alles empfänglich; allein am Ende läßt es sich doch nicht so leicht ausmerzen und vertilgen. Was Elsässer des Mittelalters, der neuern und der neuesten Zeit auf dem Gebiet der deutschen Literatur geleistet haben, das ist

bekannt; das was sie auf dem Felde der französischen Literatur gethan, kommt kaum in Betracht. Vielfach begabt würden die Elsässer, wenn sie sich mit Hintansetzung der französischen Halbwirthschaft ernstlich auf deutsche Literatur verlegten, viel leisten; so sind die Zwittermenschen. Freilich fehlt es auch von deutscher Seite an Anspornung, Aufmunterung und Unterstützung; der deutsche Indifferentismus, die deutsche Sorglosigkeit läßt alles Deutsche außerhalb Deutschlands verkümmern und verderben. Diese Umstände, sowie noch besonders der, daß die Elsässer in Frankreich ein großes gemeinsames Vaterland, und in Deutschland nur ein uneiniges, getheiltes Reich erblicken, macht, daß sie französisch bleiben und durchaus nicht deutsch werden wollen. Diejenigen, welche der Ansicht waren, die deutschen Heere würden bei einem Einbruch in Frankreich von den Elsässern mit offenen Armen empfangen und als Befreier begrüßt werden, waren sehr auf den Holzweg gerathen; eher ist anzunehmen, daß die Elsässer an unsern in ihr Land eingerückten Truppen Feindseligkeiten aller Art, ja selbst Grausamkeiten ausüben werden; wie im Jahr 1814, wo ja die Einwohner eines Dorfes so weit gingen, daß sie einen gefangenen württembergischen Dragoner kreuzigten. (Auch Friesen wurde von Elsasser Bauern meuchlings erschossen.)

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Thomas Hood. Von Hermann Harrys. — An der Indianergrenze. Von Armand. 6 Bde. — Goethe und Schwan in Töplitz 1813. Von G. Grasse. — Gedichte von Heinrich Pröhle. — Sophokleische Studien. Von W. H. Kolster.

— * Der Schluß des italiänischen Krieges ist so plötzlich und unerwartet gekommen, daß der Buchhandel mit einer Unzahl von Unternehmungen, namentlich Karten und Lieferungswerken, empfindlichen Schaden leidet. Die Firma Lorck in Leipzig gab „Zeithefte“ heraus, die bis zum siebenten vorgerückt sind und theilweise neu aufgelegt werden mußten. Sie tragen ein reichhaltiges Material zusammen, das nun mit einem Mal gewaltsam unterbrochen wird. Doch haben die vielleicht Recht, welche meinen, daß die italiänische Frage jetzt erst recht neuen Verwicklungen entgegengehe.

— * Mit Interesse und Nutzen — schreibt die „Allgemeine Zeitung“ — liest man die neueste Schrift von Kurd von Schlözer: „Friedrich der Große und Katharina II.“ Zwar hat es dem Buch einigen Abbruch gethan, daß während des Druckes die Memoiren der berühmten Fürstin, die Schlözer benutzen konnte, durch Herzen veröffentlicht wurden. Allein, näher betrachtet, war für den Verfasser nicht besonders viel daraus zu holen, wie er denn auch den Grad von Glaubwürdigkeit der von einer berüchtigten Mutter für ihren Sohn geschriebenen Denkwürdigkeiten auf das gehörige Maß zurückführt. Außerdem standen ihm, welcher der preußischen Gesandtschaft in St. Petersburg beigegeben ist, weit werthvollere archivalische Quellen zu Gebot, die ihm die Aufhellung mehr als eines geschichtlich dunkeln Punktes ermöglichten. Sehr erheblich sind die auf den Frieden Rußlands mit der Pforte und ganz besonders die Theilung Polens bezüglichen Actenstücke. Wie es von jeher die Art der russischen Politik war, so fand es auch damals Panin ganz in der Ordnung, daß die Czarin den Löwentheil davon trage. Friedrich sollte sich nicht nur seiner Ansprüche auf Danzig und Thorn begeben, sondern — man höre! — sich auch verbindlich machen, wenn es zum Krieg zwischen Rußland und Oesterreich kommen sollte, mit seiner ganzen Heeresmacht zum Schutz Rußlands aufzutreten! Dagegen erklärte Panin im voraus, daß, falls Preußen von Oesterreich angegriffen werden sollte, Rußland nicht eher dem König Beistand leisten könne als bis der Krieg mit den Türken beruhigt sei. Am Ende kam es dann doch anders, obschon der Erfolg für die beiden deutschen Mächte ein ganz anderer gewesen wäre, wenn sie sich rechtzeitig zu verständigen und dem russischen Hochmuth die Spitze abzubrechen gewußt hätten.

— * Auf der letzten belgischen Kunstausstellung war eine Holzschnitzerei von Deventer in Brüssel eine ungewöhnliche Erscheinung: Bekanntlich stand die Holzschneidekunst Jahrhunderte lang in Belgien in großem und verdientem Ansehen. Es giebt wenige alte Kirchen, selbst in entlegenen Dorfgemeinden, welche nicht einige Gebilde in Eichenholz, namentlich Kanzeln und Beichtstühle, aufzuweisen hätten. Die großen Kanzelgruppen in St. Gudula, St. Bavo und zahlreichen anderen Hauptkirchen sind ja weltbekannt. Im vorigen Jahrhundert war die Bildhauerei in Holz, wie so vieles Andere, gänzlich in Verfall gerathen. Unter den Neueren war es hauptsächlich der unlängst zu Löwen verstorbene Professor Geerts, der wieder treffliche Gebilde geliefert hat; besonders sind seine Chorstühle in der ehemaligen Kathedrale zu Antwerpen berühmt. Wie es scheint, kommt der alte Kunstzweig mehr und mehr in Aufnahme. Van Deventer hat ein kleines Standbild der Jungfrau mit dem Christuskinde geliefert, das von Geschick und gutem Studium zeugt, obwohl noch Vieles zu wünschen übrig bleibt. Besonders lassen die Beine und Finger noch Raum für Vervollkommnung.

— * Das Händelfest im Krystallpalast zu London war bekanntlich ein Monsterfest in einem Maßstabe, wie es bisher noch nicht dagewesen. Das Orchester bestand aus: 92 ersten, 90 zweiten Violinen, 60 Bratschen, 60 Violoncells, 61 Contrabässen, je 10 Flöten, Clarinetten, Oboen, Fagotten, 12 Hörnern, 6 Trompeten, 9 Posaunen, 3 Ophikleiden, 2 Bombardons, 8 Schlangen-Trompeten („Serpents“), 3 Pauken, 1 großen Trommel, 6 kleinen Trommeln und einer Orgel. Der Chor zählte 725 Soprane, 719 Altstimmen, 659 Tenore und 662 Bässe. Also waren im Ganzen als Mitwirkende gegenwärtig 454 Instrumentalisten und 2765 Sänger. Daran reihten sich noch 40 Blasbalg-Zieher bei der Orgel, 200 Concertdiener, 100 Text-Verkäufer, und Polizeimänner ohne Zahl. Nur der Krystallpalast konnte diese ungeheure Anzahl Menschen in sich aufnehmen. Um jedoch die Beschaffenheit dieses Lokals zu dem vorgesetzten Zweck zu ergründen, war bereits vor zwei Jahren, im Juni 1857, ein Probe-Händel-Fest dort veranstaltet worden. Die Sacred harmonic society stand an der Spitze des Unternehmens; die Damen Novello, Rudersdorf und Dolby, die Herren Reeves, Smith, Weiß und Formes sangen die Soli; der Chor bestand aus 2000 Stimmen, das Orchester aus 386 Mitspielenden; die Herren Gray and Davison hatten eine ungeheure Orgel aufstellen lassen, Herr Costa dirigirte. Aufgeführt wurde: „Der Messias“, „Judas Maccabäus“ und „Israel in Egypten.“ Der Erfolg war günstig und es hatte sich herausgestellt, daß nach einigen vorzunehmenden, leicht ausführbaren Aenderungen das Lokal zum großen Händel-Fest 1859 gute Dienste leisten würde. Die eben genannte Gesellschaft hatte auch diesmal die Oberleitung, Herr Costa auch diesmal den Dirigentenstab in der Hand. Die im Lokal selbst, wie in der Aufstellung der Massen bewerkstelligten Veränderungen erwiesen sich als sehr vortheilhaft. Bei der am 18. Juni stattgefundenen Generalprobe war unter den aus allen Theilen Großbritanniens zusammengelesenen Chormassen Anfangs noch einige Aengstlichkeit und Ungeübtheit zu bemerken; doch vereinigte sich allmälig der kolossale Körper zur einträchtigen Gesammtwirkung unter Costa's energischer Leitung. Bei der ersten eigentlichen Produktion am 20. Juni wurde der „Messias“ aufgeführt. Der Eindruck dieses Werkes wird als ein überwältigender geschildert, die Ausführung als unvergleichlich, mit Einschluß der Solisten. In dieser letzteren Beziehung hegen wir einige bescheidene Zweifel, namentlich in Betreff der längst ausgesungenen Sopranstimmen. Am 22., den zweiten Tag, kamen folgende Werke des Meisters zur Aufführung: Te Deum, Bruchstücke aus „Belsazar“, „Samson“ und „Judas Maccabäus.“ — Das Te Deum schrieb Händel zur Feier des Sieges, den die britischen, hannoverschen und hessischen Truppen über die Franzosen bei Dettingen errungen. Der dritte Tag, 24. Juni, war der Wiedergabe von Händel's „Israel in Egypten“ gewidmet. Die Königin hatte ihr „Drawing-room“ oder „Levee“ (den Empfangstag) eigens verschoben, um der Aufführung des Oratoriums beiwohnen zu können.

— * Vor Kurzem starb in Wien im Alter von 65 Jahren der bekannte Bühnendichter Johann Ludwig Deinhardstein. Er war ebendaselbst am 21. Juni 1794 geboren, der Sohn eines Advokaten und Notars, machte in seiner Vaterstadt, anfangs für die juridisch-politische Laufbahn bestimmt, seine Studien, und erhielt 1827 die Lehrkanzel der Aesthetik und classischen Literatur an der Universität seiner Vaterstadt. Im Jahre 1832 wurde er zum Vicedirector des Hoftheaters und zum wirklichen Regierungsrath ernannt, welche Stellung er bis 1841 bekleidete. Später fungirte er als Beirath des Statthalters. Bereits 1830 erhielt er die Redaction der „Jahrbücher der Literatur“, welche er mit Geschick und kritischem Takt bis zu ihrem 1851 erfolgten Schlusse führte. Seine Theaterstücke, meist wenig umfangreich, gefielen durch ihre Herzlichkeit, gebildete Sprache und ihr geschicktes, ganz auf die Bühne berechnetes Arrangement. Obgleich sie auf eine tiefere poetische Auffassung des Stoffs und originelle Erfindung wenig Anspruch haben, so zeichnen sich doch einzelne durch sinnreiche Wendung und Durchführung aus. Auch stand ihm im Verse eine große Gewandtheit zu Gebote. Bereits 1816 erschienen von ihm „Dramatische Dichtungen“ (Wien), die wenig Bedeutendes enthalten. Besser schon sind die in seinem „Theater“ (Wien 1827) enthaltenen kleinen Stücke, darunter das anmuthig launige kleine Lustspiel „Die verschleierte Dame“, „Floretta“ und das Künstlerdrama „Das Bild der Danae.“ Einzeln erschienen das Lustspiel „Ehestandsqualen“ (Wien 1820) und „Erzherzog Maximilians Brautzug“ (Wien 1832), ein dramatisches Gedicht nach dem „Theuerdank.“ Am meisten gefielen auf der Bühne „Hans Sachs“ (Wien 1829), welches in zweiter Auflage mit noch andern Stücken vereint den zweiten Theil seines „Theater“ (Wien 1833) bildet, und das auch in das Englische übersetzte Lustspiel „Garrick in Bristol“ (Wien 1834.) Der Beifall, welchen die letztgenannten Stücke fanden, veranlaßte ihn zu einer ganzen Reihe von Dramen, die er unter dem Namen „Künstlerdramen“ (2 Bde., Leipzig 1845) zusammenfaßte und damit eine neue dramatische Gattung glücklich anbahnte. Seine „Gesammelten dramatischen Werke“ erschienen in 5 Bdn. (Leipzig 1848—51). In seinen lyrischen „Gedichten“ (Berlin 1844) und seinen „Erzählungen und Novellen“ (Pesth 1846) ist Deinhardstein anmuthig; etwas oberflächlich dagegen als Reiseschriftsteller in seinen „Skizzen einer Reise“ (Wien 1831), die er durch Deutschland unternahm.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

№ 31. Bremen, 31. Juli. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Machiavelli als Dichter.

Von Karl Frenzel.

Das Massenhafte und Gewaltige großer Gebäude läßt uns oft in dem Eindruck der Erhabenheit, den wir von ihnen empfangen, hier einen kühnen aufsteigenden Eckthurm, dort ein hochgewölbtes Portal vergessen. Einen so bestimmten, scharfen Ausdruck trägt das Ganze, daß ihn Einzelnheiten nicht zu verwischen mögen. Aehnlich geht es den Ereignissen und den Menschen. Das Schreckliche, das sich an die Bartholomäusnacht und die Septembermorde knüpft, wird durch noch so viele einzelne Thaten des Edelmuths, des Mitleids und der Hochherzigkeit nicht gemindert. Wie stimmungsreich der Dichter auch den Charakter des Hamlets geschildert, der Grundzug des Grübelns, des sich selbst und Andere quälenden Denkens ist für jeden Betrachter der erste und überwiegendste, in diesem Lichte steht der ganze Mensch.

So ist Niccolo Machiavelli nur als der Geheimschreiber der Republik von Florenz, als ein politischer Kopf bekannt. Selbst für die, welche die Vielseitigkeit dieses wunderbaren Genius nach allen Seiten hin zu betrachten und zu erforschen suchten, haben seine politischen Theorieen zuletzt die größte Anziehungskraft bewiesen, und wenn E. Ruth in seiner mit so seltenem Fleiß und historischem Blick gearbeiteten „Geschichte der italiänischen Dichtung“ auch eine Würdigung Machiavelli's als Dichter unternimmt, ist doch der Schwerpunkt dieser Betrachtung, wie fast auf jeder Seite des Werkes, nicht auf den ästhetischen Werth der Dichtungen, sondern auf ihren socialpolitischen Inhalt und Einfluß gerichtet. Freilich giebt es nicht zwei Menschen in Machiavelli; dasselbe ernste, leidende, olivenfarbige Gesicht mit dem unsagbar spöttischen und traurigen Zug um den Mund, das eine Büste von ihm im Berliner Museum uns zeigt, blickt nicht deutlicher aus seinen Carnevalsliedern als aus seinem Buche vom „Fürsten.“ Indeß für die Betrachtung und das Urtheil läßt sich eine gewisse Grenzlinie, wenn auch nicht für alle, so doch für die entscheidenden Punkte ziehen. Auch seine Zeitgenossen wußten diese Unterscheidung zu treffen, ihnen war der Dichter der „Mandragola“ vertrauter und in dem lustigen Kreise des Papstes Leo X. wenigstens gefeierter und beliebter als der Staatsmann. Paul Jovius nennt dies Lustspiel in gleicher Reihe und gleicher Auszeichnung, wie die berühmteste seiner politischen Schriften. Er selbst endlich unterbricht seine von politischen Hoffnungen und Plänen erfüllten Briefe an Francesco Guicciardini an vielen Stellen mit Empfehlungen einer Sängerin, die er nach Modena zur Aufführung seiner Komödie sendet, mit all' den Aufträgen, Erklärungen, Auseinandersetzungen, welche damals wie heute für den Dichter die Vorstellung seines Stücks zur wichtigsten Lebensfrage zu machen scheinen. Allein schon in der ihm eigenen Zusammenstellung dieser Dinge wird klar, daß der dichterische Trieb nur das zweite Element in ihm ist. Machiavelli's Dichtung entspringt ihrem inneren Kern nach aus der Reflexion, sie ist ein anderer lebhafterer Ausdruck seiner Gedanken über das Schicksal der Staaten und Italiens vor allen, seines Unmuths über sein Geschick, seiner Bitterkeit gegen die Nichtigkeit, das sittenlose und zerfahrene Wesen des italiänischen Volkes, von dem er selbst auch nur im Geiste, nicht im Leben frei ist. Wahrscheinlich würde auch die Hälfte dieser Arbeiten vergessen sein und immer unbeachtet bleiben, hätte sein Genius nicht ein solch eigenthümliches Gepräge, daß man es gern auch auf Scherben sähe, wie man in dem Boden seines Vaterlandes nach den Bruchstücken etruskischer Vasen wühlt.

Erst im späteren Lebensalter fing Machiavelli zu dichten an. Das eigentlich thätige Leben im Dienst der Republik lag hinter ihm. Die Revolution, welche 1512 die Medici mit spanischer Hülfe wieder zu Herren von Florenz machte, verschloß ihm den Palast der Signoria. Neun Jahre, 1512—1521, verbrachte er, seiner Anschauung nach unthätig und nutzlos, meist auf seiner Villa bei St. Casciano, in den Häusern seiner florentinischen Freunde. Seine Versuche in den Dienst der Medici zu treten, scheiterten fast vollständig. Bitterkeit und Spott, die in seinem Wesen lagen, wurden fortan die Grundstimmung seiner Seele gegenüber dem Lauf des Lebens, den kleinen wie den großen Dingen. Aus dem kleinlichen, ihn verletzenden Treiben wandte sich sein Auge zu dem römischen Alterthum; dort war sein politisches wie sein ästhetisches Ideal. Von den Gefühlen und Kräften, welche den Künstler bestimmen, lebte in ihm nicht eine mächtige Leidenschaft, eine große Begeisterung für die Schönheit, sondern nur die Empfindung des architektonisch Richtigen, einer nicht klangvollen, aber in ihrer Beschränktheit wohllautenden Harmonie, nicht eine reiche, schaffende Phantasie, nur ein scharf auffassender und wägender Verstand. Seine Lieder haben den vollen Klang des italischen Reims und doch keine Melodie, seine Gestalten sind plastisch, lebenswahr, eine und die andere wohlgefällig und doch ohne Seele. Er ist ein Zeitgenosse Rafael's, Michel Angelo's und Ariosto's; die ersten hat er nie, den andern flüchtig und nicht ohne ein bitteres Wort einmal genannt. Denn er liebt weder die Malerei noch das Malerische in der Dichtung, wie es in den romantischen Epen vollendet bei Bojardo und Ariosto auftritt. Zwei Sonette im Stil Petrarca's, die nicht viel bedeuten, ausgenommen, könnte man in der Form und im Ausdruck, wie in der Erfindung und dem Inhalt, seine dichterischen Werke für die eines römischen Poeten zur Zeit des Augustus halten. Das Eigenthümlichste und Vorzüglichste seiner beiden ihm allein gehörenden Lustspiele sind die Schilderungen der Mönche und der Florentiner Bürger, die er der Gegenwart und seiner Umgebung entnahm; die andern Gestalten gingen so gut über das Forum zum Kapitol hinauf, wie über den Markt von Florenz nach der Kirche St. Croce. Seine Novelle vom Teufel Belphegor könnte in den milesischen Mährchen des Apulejus stehen, seine Kapitel würden die Werke

Virgils nicht verunzieren, im Gegentheil sie zuweilen an Kraft und Fülle der Gedanken überlreffen. Bei der Aehnlichkeit, die Machiavelli's Anschauungen über Schönheit und Kunst, Leben und Staat mit denen der alten Dichter und Philasaphen verbindet, ist eine Wiederholung ihrer Erfindungen erklärlich, auch wenn nicht die ganze Renaissanee den einen Theil ihrer Werke, das Plastische und Architektanische in ihnen, dem Alterthume entlehnt hätte. So übersetzt Machiavelli die Andria des Terenz, sein Lustspiel Clizia ist eine Nachahmung der Casina des Plautus. In der griechischen Anthologie las er die Distichen des Pausydippus an die Statue der »Gelegenheit«, er benutzte sie zu seinem Kapitel an Filippo Nerli. Die berühmte vierte Ekloge Virgil's, die von den Christen der ersten Jahrhunderte auf die Geburt des Erlösers gedeutet ward, kehrt in einem Hirtenlied Machiavelli's zu Ehren eines jungen Fürsten, — ich denke Lorenza's dei Medici, dem auch der »Fürst« gewidmet ist — in ihren schönsten Stellen wieder. So bis zu einzelnen Bildern und Vergleichen. In einem langen, mittelmäßigen, »Serenade« betitelten Gedicht kehrt er nach den einleitenden Versen, welche die romantische Ansicht van dem Wesen der Liebe ausdrücken, wieder zu den vieltheuern Fabeln des Alterthums, zu Pamona und Vertumnus zurück. In diesen Namen und Gestalten liegt für ihn alles Schöne und Ideale beschlassen.

Das Varzüglichste, was Machiavelli in der Lyrik geleistet, sind seine vier Kapitel, die Karnevalslieder und die Gesänge, die in den Zwischenakten der »Mandragola« und »Clizia« gesungen wurden.

Die Kapitel gehören nicht der italiänischen Lyrik zu eigen; sie sind den Episteln der lateinischen Dichter entlehnt, die Hexameter nur in Terzinen verwandelt. Aber während Horaz in seinen liebenswürdigen und von der feinsten Anmuth überwehten Episteln sich harmlos der Stimmung überläßt, Geringes schildernd mit geringem Gedankenaufwand und, selbst wenn er dem Cäsar Augustus schreibt, seine Gedanken nach ein leichtes, fröhliches und inniges Spiel treiben läßt, das so schön den murmelnden Lauf seiner klaren bandusischen Quelle wiederholt, die »von den Felsen hüpfenden, geschwätzigen Wellen«, richten sich Machiavelli's Denken und Empfinden an die Geschicke der Staaten, suchen die Gründe ihrer Größe und beklagen ihren tragischen Fall. Nur das erste Kapitel »von der Gelegenheit« ist zierlich und leicht. Der Dichter sieht eine Statue der Göttin, mit Flügeln an den Füßen; er befragt sie über ihr Wesen, sie antwortet und entflieht plötzlich —

»Und während du in nichtigen Gedanken
Und eitlem Wort mit mir die Zeit versäumst,
Bemerkst du nicht, daß mit der Flügel Schwanken
Ich deiner Hand entfloh'n, wo du noch träumst.«

Das zweite Kapitel beschreibt das Reich der »Fartuna«, im strengen Stil, mit rhetarischen Schwunge. Der Denker und Redner ist in Machiavelli mächtiger als der Dichter. Schön hatte er schan in einer Stelle des »Fürsten« das Glück mit einem Strame verglichen, der wildbrausend über seine Ufer tritt. Aendern kann man seinen Lauf nicht, aber der Vorsichtige richtet bei Zeilen Dämme gegen die Verwüstung und Wuth des Geschicks auf und wechselt, wenn auch sie dem Ansturm nicht mehr widerstehen, klüglich mit dem Glück seine Ansichten, seine Natur. Derselbe Gedanke kehrt im Gedichte wieder. »Da du dein Wesen nicht ändern, noch dich den Geschicken entziehen kannst, die der Himmel dir zum Laas gegeben, verläßt dich Fortuna auf der Mitte des Wegs. Der würde immer glücklich sein, der von einem ihrer Räder zum andern hinüberspränge.« Mitleidlos beherrscht in Machiavelli's Glauben die Bewegung der Sphären unsere Welt. Wohlwollende Gätter kennt er nicht, nur Pest, Sündfluth und Hungersnoth, die wie die Reiter der Apocalypse die Menschheit vernichten, deren Zahl und Sünde das Maß übersteigen, oder dashafte Dämonen, wie diese »uralte Zauberin Fortuna mit zwei Gesichtern, einem höhnischen und einem lächelnden. Sie will, daß es nichts Ewiges auf Erden gebe; eben im Wechsel zeigt sich ihre Macht. Auf den Bildern an der Wand ihres Palastes prangen ihre Triumphe über die Völker der Welt, die Gemälde ihrer Günstlinge, Alexanders und Cäsars. Denn sie liebt — es ist wieder eine Erinnerung aus dem »Fürsten« — diejenigen, welche sie bei den Haaren ergreifen, die sie unablässig verfolgen. Und dach, ruft er da mit tragischem Schmerz aus, »ließ sie Alexander den Hafen seiner Wünsche nicht erreichen —

Und Cäsar ward von vielen Wunden blutend
Im Schatten seines Feindes ihr geopfert.«

Und mit diesem Ausruf gedenkt er seines eigenen Sturzes, er verhüllt das Gesicht in den Mantel. »Hast du«, lauten diese schwermüthigen Terzinen, die ich schon einmal in den »Unterhaltungen am häuslichen Herd« erwähnte —

»Hast einen Adler in des Himmels Höhen,
Von wilder Hungers Qual umhergejagt,
Du niemals mächtig schwingen sich gesehen,

Wie jetzt, die Schildkröte im Fang, er ragt,
Am Felsen sie zerbricht im jähen Falle
Und dann am Fleisch der todten Beute nagt?

So hebt das Glück empor dich über Alle,
Nicht, daß du droben bleibst — nur sich zu freu'n
An deines Sturzes, deiner Klagen Schalle.«

Ganz in diesen persönlichen Geschicken, den Klagen über sein Unglück, bewegt sich das Kapitel van der »Undankbarkeit.« Die Jahre, die er im Dienst des Staates hingebracht, erscheinen ihm

»Wie ausgesä't in Wellen und in Sand«,

und der Zahn des Neides, der ihn zerfleischt, würde ihn noch grausamer schmerzen, wenn nicht die klangreichen Saiten seiner Leier die Musen einlüden, seinen Gesängen zu horchen. Drei Pfeile schießt die Undankbarkeit ab, der eine läßt dich van der empfangenen Wahlthat reden aber sie nicht delahnen, der zweite läßt dich sie vergessen, der dritte sie mit Undank vergelten. Nun gedenkt er Scipio's, so vieler Athener, deren Triumphe die Verbannung und das Gefängniß, Schmach und Tad waren. Es ist der Inhalt eines seiner Discurse, ab die Fürsten oder die Republiken undankbarer seien. Während er dart die größere Schuld auf die Häupter der Könige warf, klagt er im Liede die Völker härter an, unter ihnen öffnet der Verdacht beständig sein Ohr der Verläumdung; sabald sie die Macht haben, zieht in ihre Herzen die grausame Göttin ein. Von dem eigenen Mißgeschick wendet er im Kapitel über den »Ehrgeiz« sein Auge auf das Elend Italiens. Zwei Furien sandte die dunkle in den Sphären thronende Gewalt zur Erde, die Habsucht und den Ehrgeiz. Sie bliesen in Kain's Seele den Gedanken des ersten Mordes. Wo sie ein tapferes Geschlecht mit ihrer Wuth entflammen, bringen sie ihm selber wenigstens Ruhm und Größe. Wehe aber den Feigen, die der Ehrgeiz verzehrt. Das ist das Loos und der Schmerz Italiens. Wer hätte seine blutigen Schlachtfelder gesehen und weinte nicht darüber?

»Noch lebt Italien — wenn es leben heiße
Beständig weinen — hingestreckt im Elend,
Das seine eigene Trägheit ihm gewonnen.«

Diese Gedichte haben einen feierlichen, tragischen Gang, sa mögen etwa die Klagen des Brutus und Cassius über den Untergang der römischen Republik geklungen haben. Kein Jüngling, ein ernster Mann, den fünfziger Jahren nahe, hat sie niedergeschrieben. Ihr Vers läßt sich nicht mit der reizenden Flüchtigkeit der Terzinen Ariosto's vergleichen. Sie beschäftigen, wenn sie auch einige plastische Gebilde dem Geiste varführen, dach ausschließlich den Verstand, nicht die Phantasie; es ist wesentlich akademische Arbeit.

Freier affenbart sich Machiavelli's Genius in den leichten Liedern. Man erkennt, daß seine eigenthümlich dichterische Begabung in der Wiedergabe des realen Lebens, einer mehr bittern, als feinen Satire liegt. Es wirft ein seltsames Licht auf seine Aufforderung an den »Fürsten«, ein und ein anderes mal im Jahre Volksfeste zu ver-

anstalten, wenn man ihn für den Florentinischen Carneval Gesänge dichten und seinen Maskenzug, der nach damaliger Sitte auf kostbar geschmückten Wagen, wie auf einer Bühne, durch die Straßen zog, mit einem Chor der Teufel eröffnen sieht. „Früher waren wir selige Geister, wir sind es nicht mehr, der Stolz hat uns aus dem Himmel gestürzt. Jetzt beherrschen wir eure Stadt, denn größere Zwietracht und Treulosigkeit wohnt bei euch als selbst in der Hölle.“ Verzweifelte Ritter, die sich dem Teufel ergeben, folgen mit ihren grausamen Damen, Engel und Einsiedler, Verkäufer von Pinienäpfeln und Charlatane in bunter, lebendiger Reihe. Alles ist von einer wilden, spöttischen und grotesken Munterkeit, wie sie im Volkscharakter der Italiäner begründet noch heute auf den römischen Plätzen und in den Puppentheatern sich zeigt, ein wunderbares Gemisch von Devotion und Sinnlichkeit, ein Cancan bei dem Läuten von Kirchenglocken getanzt, dem das Dämonische, der „staatsverneinende“ Geist nicht fehlt. Machiavelli wußte, zu welchem Volke er sprach. Während Aristophanes wieder und wieder auf die Kämpfer von Marathon hinweist und in schöner Hingebung an das Ideal in zornigen und beredten Worten auch die Athener dafür zu begeistern nicht müde wird, preist Machiavelli seinen Italiänern die List, den Betrug der Gatten, die „heiligen und friedlichen Stunden der Nacht, die Liebesglück beschützenden“, bis er zuletzt, wie in tiefster Selbstverachtung über sein Werk und die Gesellschaft, die sich daran erfreuen konnte, ihr seinen ganzen Grimm und Spott unverhohlen in das Gesicht schleudert. „Möget ihr, tugendhafte Seelen“, heißt es im Schlußliede der „Clizia“, „die ihr so aufmerksam, im tiefsten Schweigen uns gelauscht, aus diesem bescheidenen und würdigen Beispiel“ — es handelt sich um eine freche Liebesgeschichte — „die Frucht ziehen, die eure große Höflichkeit verdient.“

Die Sitten seiner Zeitgenossen wie seine eigenen erinnern an das Rom der Kaiserzeit. Mit einem gebildeten Geschmack und einer theilweise wenigstens aufrichtigen Begeisterung für die Künste und Wissenschaften verbindet sich die ausschweifendste Sinnlichkeit. Wieder gefällt sich der Genuß nur im Ungewöhnlichen, ja im Naturwidrigen. Nicht immer werden die Dialoge des Plato, die ewigen Ideen und die Liebe der Seelen im Vaticane und in florentinischen Gärten besprochen, nicht immer stehen der Papst, die Cardinäle und die Damen bewundernd vor den Statuen Michel Angelo's und vor der Transfiguration Rafael's. Auch das Leben hat seine Stunden. Machiavelli kennt sie wohl, aber sie befriedigen ihn nicht. Sie lassen ihn nur auf Augenblicke sein politisches Ideal und die untergegangenen Hoffnungen Italiens vergessen. In dem Gegensatz seiner Träume und der Wirklichkeit schwankt er von einem zum andern, weil weder die einen noch die andern ganz sein Herz erfüllen. Sein Dichten entspringt nicht aus der Nothwendigkeit seiner Natur, es ist die Beschäftigung in einer unfreiwilligen und ihm verhaßten Muße. Dies elende Geschlecht, das ihn zu solcher Unthätigkeit verdammt, verdient nichts Besseres, als die Geißel des Spottes. Es sind keine Männer, sondern Sklaven, Schwätzer und Schmarotzer. Ihr Kunstsinn hat sie noch mehr verweichlicht, nicht den Waffenordnungen des Alterthums ahmen sie nach, sondern verlieren sich in eitler Bewunderung über eine zerschlagene und verstümmelte Statue.

Seine epischen Dichtungen, die Novelle Belphegor und das Gedicht „Der goldene Esel“, richten die in den Gesängen mehr allgemein gehaltene und auf Zustände bezogene Satire auf einzelne Personen. Bezieht sich die treffliche, fesselnde Erzählung von dem Stolz und der Prunksucht Madonna Honesta's, der unglücklichen Ehe, die der Teufel Belphegor mit ihr führt, auch schwerlich auf sein eigenes Hausleben mit Marietta Corsini, so soll sie doch im Kleinen ein Abbild von den Florentinerinnen geben. Statt länger mit einer von ihnen zu leben, zieht es selbst der Teufel vor, in die Hölle zurück zu flüchten. Dies köstliche Genrebild ist wie eine jener so drolligen und glänzenden Skizzen David Tenier's zu der „Versuchung des heiligen Antonius.“ Nur persönliche Satire enthält in seinen letzten Gesängen der „goldene Esel“, ein Gedicht in Terzinen. In dem Umfang dieses kleinen Werkes von acht kurzen Gesängen entfaltet sich das dichterische Vermögen Machiavelli's in allen Formen, die ihm möglich waren. Die Erfindung zunächst ist schwach, halb von Dante, halb von den Alten geborgt. Im Walde verirrt, geräth er unter eine Heerde von Thieren, die eine schöne Jungfrau von der Weide heimtreibt. Sie beruhigt seine Furcht und ladet ihn ein, mit ihr zu gehen, die Thiere umher, in jeglicher Gestalt und Art, seien die Menschen, die zum Palast der Circe gekommen und die sie in diese Formen verwandelt hätte. Von der Göttin sei sie selbst zu ihrer Hüterin bestimmt worden. Der Dichter, der keinen Ausweg aus dem fürchterlichen Walde weiß, auch von der Schönheit und Anmuth der Nymphe gewonnen, folgt ihr. Dies ist der Anfang der „göttlichen Komödie“, nur ganz auf das Irdische gewandt. Die folgende Scene beweist Machiavelli's plastische Kraft. Sie schildert bewunderungswürdig die schöne Führerin, die ihre Thiere in einen großen Hof verschlossen und ihren neuen Freund, um ihn vor den Augen der Circe zu verbergen, in ihr Gemach geleitet. Der Ausbruch ihrer gegenseitigen Liebesleidenschaft übertrifft in seinem sinnlichen Reiz ähnliche Darstellungen Ariosto's und ist dabei nicht ganz von dem Schleier der Grazien entblößt. Wunderlich genug ergeht sich der nächste Gesang in Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Staaten; der eigentliche Inhalt stammt aus dem „Fürsten“ und den „Discursen“, die poetische Form ist die der Kapitel. Der Schluß des Ganzen befriedigt wenig; die Nymphe zeigt dem Dichter die verschiedenen Thiere, welche die Zeitgenossen zweifellos unter ihren florentinischen oder römischen Namen kannten. „Wer den Schlüssel zu diesen Allegorien hätte“, bemerkt Voltaire, „wüßte die geheime Geschichte Leo's X. und der Medici.“ Den Narren Baradallo, den Leo X. auf einem indischen Elephanten zum Kapitol führen ließ, ihn als Dichter zu krönen, erkennt man noch, und auch Ariosto muß sich in einer Thiergestalt befinden. Denn Machiavelli schrieb 1517 an Luigi Alamanni nach Rom: „Diese Tage las ich den Rasenden Roland von Ariosto, das Gedicht ist sehr schön und an vielen Stellen bewunderungswürdig. Ist der Dichter in Rom, empfehlet mich ihm, sagt ihm aber zugleich, ich beklagte mich darüber, daß er so viele Dichter in seinen Versen genannt und mich übergangen habe . . etwas, was ich nicht mit ihm in meinem „goldenen Esel“ thun werde.“ Ein Gespräch Machiavelli's mit einem Schwein, das sein Leben weit über das der Menschen erhebt, beendet den achten Gesang. Die Kunst plastischer Darstellung, der gedankenvolle, in politischen Fragen sich bewegende Sinn, die spöttische Bitterkeit Machiavelli's kommen im „goldenen Esel“ zu einem gleich vollendeten Ausdruck, ohne daß darum das ganze Gedicht von Bedeutung und hohem poetischen Werth wäre.

Den dichterischen Lorbeerkranz kann Machiavelli nur ein Werk einbringen, sein Lustspiel „Mandragola.“ Es ist nicht allein eine der ersten, sondern auch die beste Komödie des italiänischen Theaters. Wenn man von den lateinischen Komödien absieht, die man schon seit einer Reihe von Jahren in Mantua, Ferrara und Rom aufführte, gehört Machiavelli mit Bibbiena und Ariosto zu den Schöpfern des gelehrten italiänischen Theaters. Die improvisirte Komödie war seit den römischen Zeiten den ausübenden Künstlern, den wandernden Schauspielertruppen eigen geworden. Die „Mandragola“, so genannt nach dem Zaubertrank, den der närrische Messer Nicia seine Gattin Madonna Lucretia trinken läßt, um Kinder von ihr zu bekommen, steht dem Lustspiel des Plautus und Terenz näher als der modernen Komödie. Gegen Aristophanes gehalten, steht sie um die wunderbare Phantastik der Erfindung, den ethischen Gehalt und die unvergleichliche und nie wieder erreichte Poesie der Chorgesänge in den „Wespen“, „Vögeln“ und „Wolken“ zurück. Sie verhält sich zu diesen Zauberpossen, wie ein holländisches Genrebild zu dem „jüngsten Gericht“ von Rubens. Ohne Zauber spiegelt sie nur die Wirklichkeit wieder. Ihre Charakteristik ist scharf und getreu, aber es weht kein duftiger

Hauch um ihre Gestalten. Niemand wird es einfallen, ihren Stoff und ihre Moral zu vertheidigen. Ein einfältiger Bürger aus Florenz, Messer Nicia, ist unglücklich in seiner kinderlosen Ehe mit einer jungen und schönen Frau. Wie er von dem Geliebten seiner Gattin, Callimaco, und dessen Genossen, Ligurio, getäuscht, wie Madonna Lucrezia selbst von ihrer Mutter und ihrem Beichtvater Fra Timoteo zum Ehebruch verleitet wird, ist der Inhalt der Komödie, die damals ein Papst mit Entzücken sah und nicht mit einer Vorstellung zufrieden, sie mit vielen Kosten in Rom vor seinem Hofe wiederum aufführen ließ. Dies Lustspiel richtet die Kirche und die Zeitgenossen Machiavelli's. Aber vom künstlerischen Standpunkt verdient es in der angedeuteten Beschränkung das größte Lob. Während die Malerei und die romantische Poesie der Italiäner durchaus dem Idealismus huldigt, ist ihre Komödie realistisch. Mehr handelt es sich in ihr um die Wahrheit als die Schönheit der Gestalten. Sie giebt nicht das Wesen des Komischen oder Humoristischen, sie malt nur die einzelne, bestimmte Thorheit. Messer Nicia ist kein vielseitiger Narr. Er erinnert in der Einfältigkeit und Hartnäckigkeit seines Geistes zugleich an den betrogenen Calandrino des Boccacio. Sein Titel eines „Dottore“, sein Reichthum lassen ihn in seinen eigenen Augen als bedeutenden Mann erscheinen. Draußen in der Welt würde er sich unbehaglich und unsicher fühlen, darum will er nicht in das Bad reisen, auf den Straßen und Plätzen von Florenz weiß er, was er bedeutet und gilt. Ein echter florentiner Philister, überläßt er sich trotz seiner halben Gelehrsamkeit dem ersten besten Betrüger. Nicht minder gelungen ist Fra Timoteo. Er gleicht nicht entfernt einem gewissenlosen Heuchler. Es giebt keinen Klosterbruder, der eifriger auf das Wohl seiner Genossenschaft bedacht wäre. Nach Mitternacht geht er noch in die Kirche, einer Statue der Madonna einen neuen Schleier umzuhängen, eine erloschene Lampe anzuzünden. Wenn er Madonna Lucretia zum Ehebruch überredet, thut er es nur aus Rücksicht für — sein Kloster und die Armen, denen beiden Messer Nicia's und Callimaco's Dukaten zu gut kommen sollen. Diese beiden Figuren stehen im Vordergrund des Gemäldes, Lucretia, ihre Mutter, Ligurio, der die Handlung leitet, und Callimaco schließen es ab. So wenig man Danner's Köpfe, so kann man auch diese Gesellschaft nicht vergessen. Sie sind nicht vertieft, aber in ihrer äußeren Erscheinung und in dem sie gerade beherrschenden Gedanken getroffen und festgehalten. Einmal über die moralische Bedenklichkeit hinaus, erfreuen wir uns an der Kunst und dem Scherz dieser Schilderung. Ein Lächeln über Messer Nicia's Thorheit und die Angst Fra Timoteo's schwebt auf unsern Lippen, wir billigen weder Callimaco's List noch Lucretia's Ergebung „in das Unvermeidliche“, und können uns doch nicht der Wahrheit entziehen, daß so das Leben verläuft.

Die drei andern Komödien Machiavelli's erheben sich nicht über die moralische Verworfenheit der „Mandragola“ und stehen in ästhetischer Hinsicht ihr um vieles nach. Ist schon die Erfindung der „Mandragola“ dürftig, so ziehen die andern eine klägliche und unzüchtige Anekdote in drei oder fünf Akten bis zur Ermüdung aus. Neue Charaktere zu den gegebenen erfindet er nicht, immer begegnet uns Messer Nicia, seine Gattin, der Liebhaber und der Parasit, aber abgeschwächt, wie Studienköpfe neben vollendeten Bildern. Nur in dem „Il frate“ betitelten Lustspiel erhält unser Freund Timoteo eine neue Seite. Ich betrachte es sonst als eine der verwerflichsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, wo keine Schönheit der Form oder die Naivetät der Darstellung dem schmutzigen Inhalt einen Schleier überwirft. Es ist die Liebesgeschichte eines Mönches zu einer verheiratheten Frau. Man denke sich eine Novelle Boccaccio's in Handlung gesetzt, dem Reiz der Erzählung entnommen und frech vor unser Auge gerückt. Während Timoteo nur zum Nutzen des Allgemeinen sündigt, sucht Fra Alberigo den eigenen Vortheil. Er sündigt mit den Worten des Segens und dem Gebet auf den Lippen. Es ist Tartüffe, aber Tartüffe in seiner rohsten und gemeinsten Form. Tartüffe erliegt der Strafe, Alberigo geht triumphirend davon und darf sogar dem betrogenen Ehemanne noch „eine kleine Predigt über die Kraft der göttlichen Liebe“ halten. Die „Clizia“ und die sogenannte „Commedia in versi“, letztere übrigens die anständigste, gehören dem Alterthume an, wie ich schon oben bemerkte. Sie sind Erzählungen in Dialogen, die Commedia in versi spielt auf der Viasacra des republikanischen Roms, sie steht künstlerisch auf der tiefsten Stufe und weiß noch kein anderes Mittel, Charaktere zu entwickeln, als den Monolog. E. Ruth meint mit Recht, daß Machiavelli diese Lustspiele nach der „Mandragola“ geschrieben haben müsse; nachzuweisen ist es nicht. Wenn eine Stelle der „Clizia“ auf das Jahr 1506 als das der Aufführung hindeuten könnte, wird an einer anderen die Geschichte Messer Nicia's in derselben Weise erwähnt, wie sie die „Mandragola“ darstellt.

Merkwürdig genug hat sich das italiänische Lustspiel seitdem nicht weiter noch tiefer entwickelt. Carlo Gozzi ist die einzige Ausnahme von dieser einmal als klassisch anerkannten Schablone. Was bei Machiavelli noch Ueberzeugung und innigste Hingebung an das antike Ideal war, ist allmählich in eine seelenlose mechanische Kunstübung ausgeartet. Er aber war der echte Sohn jener untergegangenen, römischen Welt, im Guten wie im Bösen. Seine Dichtung hat darum für unser Gefühl keine belebende Wärme mehr, es ist etwas Starres und Eintöniges in ihr, das allein die entzückende Schilderung der Nymphe im „goldenen Esel“ einmal unterbricht. Sie gleicht den blumenbekränzten Tänzerinnen auf den buntbemalten Wänden Pompeji's. Zum Denken regt er immer an, er läßt oft die Tiefe seiner Ironie bewundern, er fesselt zuweilen durch die Lebenstreue seiner Schilderungen, aber die Phantasie und das Herz gehen leer von ihm aus. Einige Monate nach seinem Sturz hatte er sich auf seine Villa begeben; er verbrachte die Hälfte seines Tages im Umgang, Gespräch und Spiel mit den niedrigsten Leuten des Volkes, schmutzig gekleidet wie sie, in den leichtfertigsten Liebesabenteuern, Nachts zog er sein Amtsgewand an und las in seinem einsamsten Gemach die Bücher des Livius, Plato's Republik, die tragischen Geschichten des Tacitus: so ist sein Leben, so seine Dichtung.

* Napoleon I.*)

(Aus den Jamben von Barbier. 1831.)

—

I.

Und stets Napoleon, sein großes Bild aufs Neue!
Uns hat der rauhe Mann der Schlacht
Nur Thränen, Ströme Bluts, nur Hohn und Schmach und Reue
Für Lorbeerzweige eingebracht.
Es war ein trüber Tag für Frankreich aufgegangen,
Als wir vom hohen Piedestal
Sein klassisch Standbild sahn an hänfnen Stricken hangen,
Wie einen Dieb am Galgenpfahl.
Die fremde Horde stand an der Colonne Stufen
Und zerrte hin und her am Strang,
Bis nach und nach das Bild bei wilden Hurrahrufen
Sich bebend in die Lüfte schwang,
Bis, sich beschleunigend in immer rasch'rem Falle,
Umwallt von seines Erzes Schein,
Das Haupt hinabgeneigt, es mit gewalt'gem Schalle
Hinrollte auf den kalten Stein.
Den Hunnen sah man da mit schmutzig ranz'gem Felle,
Der Blick des Auges stier und wild,
Vor Frankreichs Angesicht bis zu des Rinnsteins Schwelle
Hinziehn des großen Kaisers Bild.

---

*) Diese Jamben wurden bei Gelegenheit des Gusses einer Statue von Napoleon geschrieben. Der geschichtskundige Leser bedarf kaum einer Erinnerung daran, daß der Pariser Pöbel, nicht deutsche oder russische Krieger, das Standbild Napoleons von der Säule riß und es im Kothe der Gassen schleifte, eine historische Thatsache, die der französische Nationalstolz nachher umzugestalten für gut fand. Anm. d. Red.

Ach, alle, die ein Herz in ihrem Busen tragen,
　　Drückt dieses Kummers Bleigewicht;
Sie werden an der Stirn das Maal der Schande tragen
　　So lange, bis ihr Auge bricht. —
In Haufen drängte sich an marmornen Palästen
　　Der schweren Karren langer Troß,
Man riß die Rinden ab von uns'rer Bäume Aesten
　　Zum Futter für das gier'ge Roß.
Ich sah den nord'schen Feind, wie er mit heißem Schlunde
　　Das Blut aus uns'rem Fleische sog,
Wie er das Brot uns nahm und eng' an uns'rem Munde
　　Uns uns're Lebenslust entzog.
Ich sah nach uns'ren Frauen in wild entbrannten Lüsten
　　Hinblinzeln des Kosaken Aug',
Ich sah die Buhlerin mit frechentblößten Brüsten,
　　Berauscht von seines Odems Hauch;
Und dennoch hab' ich stets in der Ernied'rung Tagen
　　Trotz aller Schmach, trotz allem Hohn
Für einen Einz'gen nur im Busen Haß getragen:
　　Verflucht seist du, Napoleon! —

II.

Wie war dein Frankreich schön, o Corse in schlichten Haaren,
　　Im Sonnenstrahl des Messidor!
Ein kräftig Füllen war's mit muthigem Gebahren,
　　Das ungezügelt bäumt' empor.
Es war ein stattlich Roß, vom Königsblut noch dampfend,
　　Die Gruppe fest und stark gebaut,
Das, frei zum ersten Mal, den alten Boden stampfend
　　Dahin flog wie die Windesbraut.
Noch war von keiner Hand das edle Thier berühret,
　　Auf dessen Kreuz kein Sattel lag,
Das nie an seinem Hals des Zügels Zwang gespüret,
　　Das nie erlitten eine Schmach.
Jungfräulich war sein Haar und stolz der Blick im kecken,
　　Im trotz'gen Aug', bewegt sein Gang;
Auf's feste Knie gestützt setzt' es die Welt in Schrecken
　　Durch seines Wieherns scharfen Klang.
Da kamest du herbei; du hattest kaum erfahren,
　　Wie mächtig seiner Schenkel Lauf,
Centaur voll Ungestüm, da griffst du's bei den Haaren
　　Und schwangst gestiefelt dich hinauf.
Da's bald Gefallen fand an wildem Kriegeslärmen,
　　Am Trommelschall und Pulverdampf,
Gabst du als Laufbahn ihm den Erdkreis zu durchschwärmen,
　　Zum Zeitvertreib Gefecht und Kampf.
Da war nicht Ruhe mehr, nicht Schlummer zu erreichen,
　　Nur ew'ges Mühn bei Frost und Gluth,
Da rannt' es wie durch Sand dahin durch frische Leichen,
　　Bis an die Brust getaucht in Blut.
Und fünfzehn Jahre lang in athemlosem Laufen
　　Durchflog's die Welt von Ort zu Ort,
Und fünfzehn Jahr zertrat — nie durft' es sich verschnaufen —
　　Sein Huf die Länder fort und fort. —
Da ward es müd', auf's Neu den Wettlauf anzutreten,
　　Wild aufzuregen überall
Wie Staub der Menschen Schwarm, mit seinem Huf zu kneten
　　Wie weichen Thon der Erde Ball.
Die Muskel war erschlafft, und mit erschöpfter Wade
　　Erlag es keuchend dem Gewicht.
Dich, Carsenreuter, fleht' es seufzend an um Gnade,
　　Du aber, Henker, hörtest nicht;
Nur fester drücktest du in seinen Bauch die Lenden,
　　Um zu ersticken sein Geschrei,
Du zerrtest hin und her am Zaum mit wüth'gen Händen
　　Und brachst ihm das Gebiß entzwei.
Noch einmal stieg's empor, doch bald an heißer Stätte
　　Erlag im Kampf das edle Thier,
Es röchelte, es starb, es sank auf's Kugelbette
　　Und brach im Fall die Rippen dir.

III.

Jetzt aber tauchest du auf hohen Adlerschwingen
　　Aus der Erniedrigung hervor,
Du steigst von Neuem auf, den Erdkreis zu bezwingen,
　　Zum Himmel schwebt dein Bild empor.
Nicht mehr Napoleon, der Räuber einer Krone,
　　Dem seine freche List geglückt,
Der stolz und mitleidslos im Kissen auf dem Throne
　　Der Freiheit zarte Brust erdrückt,
Nicht mehr der düstre Greis, des heil'gen Bundes Flüchtling,
　　Der einsam starb am Felsenstrand,
Der Frankreichs Bild mit sich an Ketten trug, der Züchtling,
　　Gepeitscht von seiner Henker Hand.
Nein, nein, Napoleon ist, Dank den Schmeichlerzungen
　　Und feiler Dichter Lobgesang,
Nicht mehr mit Schmutz bedeckt, vom Lorbeerkranz umschlungen
　　Strahlt Cäsar in der Götter Rang!
An jeder Mauerwand, in jedes Marktes Halle
　　Sieht man sein Bild, sein Name tönt
Allüberall wie einst beim dumpfen Trommelschalle
　　Er über's Schlachtfeld hat gedröhnt.
Und pilgernd kommt Paris bei jedes Morgens Sonne
　　Von seiner Vorstadt Höh'n hervor,
Dem wilden Volksquartier, es kniet vor der Colonne
　　Und blickt begeistert d'ran empor,
Es trägt der Palme Zweig herbei in vollen Händen
　　Und streuet Blumen auf das Erz,
Zu dem die Mütter nie hinauf die Blicke senden,
　　Das groß nur ward durch ihren Schmerz;
Im Tagelöhnerkleid, mit hellen Jubelgrüßen,
　　Beim Pfeifen- und Schalmeienton
Tanzt es die Carmagnol' und stampft mit lust'gen Füßen
　　Zu Ehren dir, Napoleon!

IV.

Ihr guten Fürsten, zieht nur hin, die Ihr erlesen
　　Seid zu der Menschheit Freud' und Heil,
Ihr Weisen, zieht nur hin, Ihr seid ja Alltagswesen,
　　Euch wird kein ew'ger Ruhm zu Theil.
Umsonst erleichtert ihr dem Volke die Beschwerde,
　　Umsonst wallt es in stiller Ruh',
Von keiner Noth bedrängt, gleich einer sanften Heerde
　　Auf Eurer Spur dem Grabe zu;
Wenn ihr von dannen zieht, wenn an des Himmels Schwelle
　　Allmählich Euer Stern erbleicht,
Dann schwindet Euer Ruhm, der auf der Volksgunst Welle
　　Kaum eine leise Spur noch zeigt.
Zieht hin! zieht hin! Euch wird kein eh'rnes Standbild lohnen,
　　Des Volkes Herz vergißt Euch bald,
Es liebet nur den Mann, der tödtet mit Kanonen,
　　Der mit dem Säbel übt Gewalt,
Den starken Arm, durch den auf niedrig feuchten Auen
　　Verfaulend bleichet sein Gebein,
Der's Pyramiden zwingt im Sonnenbrand zu bauen,
　　Der's schleppen heißt den schweren Stein;
Das Volk, es ist ja stets das wilde Weib der Hallen,
　　Das gern vom blauen Weine trinkt,
Dem starker Gliederbau und heißer Blick gefallen
　　Am Mann, der's zum Gehorsam zwingt;
Auf seines Lagers Stroh fühlt es zu brünst'gem Lieben
　　Sich für den Kühnen nur bewegt,
Der's hart und mitleidslos mit seiner Peitsche Hieben
　　Vom Morgen bis zum Abend schlägt. —

Adolf Laun.

* Gemüth.

Eine einfache Erzählung
von Ludwig Rosen.

6.

Am nächsten Morgen erhielt Albrecht durch seine Dienstmagd ein Schreiben von Trowbridge eingehändigt, in welchem eine Anzahl von Kassenscheinen eingeschlossen war. Das Schreiben lautete: „Mein Herr, da ich nun eine Woche bei Ihnen wohne, so beehre ich mich, Ihnen zu übersenden mein Kostgeld, welches ich zu entschuldigen bitte festgesetzt zu haben zu ein Pfund Sterling für den Tag, weil eine mündliche Verhandlung darüber nicht wäre angenehm gewesen

unter uns. Ich hoffe, daß Sie zufrieden sind mit diesem Satze, welcher der billigste ist, für den ich kann leben einen Tag, und daß Sie mir erlauben, länger bei Ihnen zu bleiben auf diese Bedingung, bis ich werde beendigt haben meine Geschäfte an diesem Orte. In dieser Erwartung bin ich u. s. w." —

Gedankenvoll faltete Albrecht das Schreiben zusammen, und als Fanny zufällig hereintrat, theilte er ihr dasselbe mit sowie seine Bedenklichkeit, ob er das Geld annehmen könne, und wie er sich überhaupt in dem ganzen Falle zu verhalten habe. Nach mannichfachen Hin- und Herüberlegungen wußte das Ehepaar nichts Besseres zu thun, als einstweilen das Geld zu nehmen, demnächst aber mit dem Engländer auf eine niedrigere Entschädigungssumme sich zu vereinigen. Aber als Albrecht eine Unterredung mit Townbridge zu diesem Endzwecke einleitete, so hatte diese durchaus keinen Erfolg; der Engländer war zu derb, um sich mit Gründen beikommen zu lassen, und zu höflich, ja freundschaftlich, um eine Veranlassung zum Bruch des Verhältnisses darzubieten. Und so blieb es denn so, wie Townbridge es einmal festgesetzt hatte: er übersandte jedesmal nach Verlauf einer Woche die Summe von 7 Pfund, genau nach dem augenblicklichen Kurs berechnet. Außerdem verlief das Leben sehr gleichmäßig. Townbridge war in gewisser Hinsicht ein sehr anspruchsloser Hausgenosse, in anderer Hinsicht machte er freilich auch wieder in aller Unbefangenheit Ansprüche, die seine Wirthsleute in nicht geringe Verlegenheit setzten. Als er den Wunsch äußerte, einige Lieblingsgerichte in nationaler Weise hergestellt zu sehen, mehr um seinen Hausgenossen mit deren Vortrefflichkeit zu imponiren, als um sich selbst einen Genuß zu verschaffen — und als die in dieser Verlegenheit vorgeschobene Adele bescheiden darauf hindeutete, daß man hier die nöthigen Ingredienzen nicht in der wünschenswerthen Reinheit und Güte haben könne, so langte bald darauf aus der nächsten großen Stadt eine bedeutende und kostbare Sendung aller möglichen feinen Gewürze und Zuthaten an. Beispielsweise war zu einer Speise ein kleiner Zusatz von gutem Madeira-Wein angegeben, und in Folge dessen befand sich unter den eintreffenden Sachen eine ganze Kiste mit Flaschen dieses Weins, und weil der feinschmeckende Engländer die Güte des Thees, wie man ihn hier haben konnte, anzweifelte, so verschrieb er sogleich vom feinsten Thee eine solche Partie, daß die Familie ihn in Jahr und Tag nicht hätte bewältigen können. Nicht nur Albrecht, sondern auch Doctor Helling mußten die besten Cigarren rauchen und bekamen dieselben sogleich, wohl oder übel, in großen Massen aufgenöthigt. Als Townbridge sogar das Recht der Salatbereitung an sich gerissen hatte, da war jeder Damm der Beschränkung eingerissen; französisches Oel, englischer Senf, holländischer Hummer — alles fluthete unaufhaltsam in die sonst so bescheidene Haushaltung.

„Ihr lebt ja nun herrlich und in Freuden!" sagte Helling, als er einen für ihn besonders zurückgesetzten, weil vorzüglich gerathenen Hummersalat verzehrte, zu seinem Freunde.

„Wir werden vielmehr, seufzte Albrecht, in der Hölle langsam gebraten. Wenigstens ich befinde mich in einem sehr bedauernswerthen Zustand, und meiner Fanny geht es nicht besser."

„Was? Bei Hummern und Seezungen, Mockturtle und Rostbeaf, Provencer-Oel und Cayenne-Pfeffer — — bei solchen Köstlichkeiten bist du unzufrieden?"

„Ich wollte, alle diese „Köstlichkeiten" blieben da, von wo sie kommen, oder wären, wo der Pfeffer wächst! Dieser schreckliche Mensch vergiftet uns systematisch mit allen seinen scharfen und reizenden Sachen, und er überwacht dabei mit Argus-Augen die Art, wie seinen infernalischen Speisen zugesprochen wird; ich glaube, er hält es für eine Beleidigung seiner Person und Alt-Englands, wenn man mit zu wenigem Appetit zugreift. Die Frauenzimmer freilich entziehen sich eher seiner Despotie, um so mehr muß ich als Märtyrer leiden, bis ich an einer der vielen Krankheiten, die ich mir ohne Zweifel durch die ungeeignete Kost zuziehe, des Todes verblichen sein werde."

„Nun, unter allen Arten von Giftmorden ist diese noch die erträglichste."

„Scherze du nur! Ich wollte, du müßtest statt meiner die Sache durchmachen. Sobald ein neuer Frachtzettel von der Post oder Spedition präsentirt wird, bekommen ich und meine Frau einen wahren Schrecken, und es vergeht fast kein Tag, ohne daß eine neue Sendung eintrifft."

„Aber kannst du ihn denn gar nicht zur Vernunft bringen?"

„Das habe ich eben so oft als vergeblich versucht. Er fordert mich auf zu beweisen, daß man hier die Sachen eben so leicht und gut haben könne, was ich freilich nicht beweisen kann. Und wenn ich Einwendungen wegen der Geldverschwendung mache, so erklärt er mir, daß Verschwendung ein sehr relativer Begriff sei, daß ich mehr verschwende, wenn ich Wein auf den Mittagstisch stelle, als er, wenn er große Kisten mit südlichen Früchten kommen lasse."

„Daran mag etwas Wahres sein, denn er scheint über sehr bedeutende Geldmittel zu gebieten."

„Es ist mir aber im höchsten Grade widerwärtig. Ich fühle mich in meiner Stellung als Hausherr beengt und fast gedemüthigt, und auch Fanny hat als Hausfrau nicht mehr ihre gehörige Souveränität und Freudigkeit. Davon will ich ganz schweigen, daß wir alle uns gegen unsern Willen in mancher Beziehung verwöhnen und mühsam, wenn erst dieser Giftmischer wieder fort ist, zu unsern einfachen Genüssen zurückkehren werden."

„Ihr seid wunderliche Menschen! So kündige ihm doch den ganzen Handel auf, und die Geschichte hat ein Ende."

„Dazu können wir uns nicht entschließen, weil der Mensch bei seinem offenbar guten Willen eine so unbeschränkte Großmuth entwickelt, daß man ihm höchst ungern schroff entgegenträte."

„Großmuth? — — Eitelkeit, willst du sagen."

„Dem sei, wie ihm wolle, aber ich habe nicht den Muth, ihm den Stuhl vor die Thüre zu setzen. Dazu kommt, daß ich von seinem überreichlichen Kostgeld abhängig bin, indem ich nur dadurch allein in den Stand komme, eine höchst lästige Schuld ganz oder zum Theil abzutragen. Die Armuth macht den bravsten Mann zum Lumpen, denn er muß hier und dort und überall Rücksichten beobachten, die jedesmals seinem Charakter eine Wunde schlagen."

„Ja, ja, da hast du leider Recht. Der Reiche unterwirft sich immer den Armen durch dasselbe Mittel, wodurch England über die meisten Staaten herrscht: durch Geld. Nur der Himmel weiß, wie tief man durch diese Abhängigkeit herunterkommen kann. Geht es mir nicht ebenso? Ich kann diesen Engländer schlechterdings nicht leiden, aber ich arbeite in allen meinen Mußestunden — doch in seinem Interesse, weil er — gut bezahlt."

„Es ist ihm also Ernst mit seinen hiesigen Unternehmungen?"

„Vollständig, und es wird darüber wohl in nicht ferner Zeit zum Abschluß kommen. Uebrigens greift er überall die Sache beim richtigen Ende an, läßt die tüchtigsten Sachverständigen kommen und scheut kein Geld, um gründliche Ermittlungen herbeizuführen."

„So werden wir ihn wohl so bald nicht los?"

„Für's erste gewiß nicht. Einstweilen müssen wir Beide uns in unser Schicksal finden: du, indem du mit unwilligem Zorn in allen Leckerbissen Europa's schwelgst, ich, indem ich mit Arbeiten für den Widerwärtigen gutes Geld verdiene. Ich fürchte nur, er giebt mir noch begründetere Ursache zum Widerwillen gegen ihn, als durch seine persönliche Unliebenswürdigkeit."

Seufzend unterstützte Albrecht diese Ansicht mit einem bekümmerten Kopfnicken.

7.

An einem der nächsten Tage ließ sich Townbridge bei Fanny anmelden, als Albrecht in der Schule war, und rückte ohne weitere Umstände mit seinem Anliegen heraus, indem er sagte: „Ich habe nun gekauft einen großen Boden und will anlegen Bergwerke, zu graben Steinkohlen.“

„Ich wünsche von Herzen Glück zu dem Unternehmen.“

„Nicht Glück zu wünschen für dieses, sondern für Anderes. Ich will mich verheirathen mit Ihrer Schwester.“

In sprachloser Ueberraschung sah ihn Fanny an.

„Ich habe mir, fuhr er gleichmüthig fort, gleich am ersten Tage vorgenommen, zu heirathen Ihre Schwester.“

„Wie? Bei unsrem ersten Zusammentreffen auf dem Dampfschiff entschlossen Sie sich gleich, Emilie zu heirathen?“

Mit einiger Verlegenheit erwiderte Townbridge: „Nein, nicht auf dem Dampfschiffe, aber auf dem alten Schlosse — wissen Sie wohl — habe ich es mir vorgenommen. Miß Emilie hat mit Recht gelacht über mich, aber ich bin darauf entschlossen gewesen, sie zu machen zu meiner Frau.“

In gänzlicher Unfähigkeit, irgend eine Logik in dieser Folgerung zu entdecken, schwieg Fanny lieber ganz still.

Mit höchst wunderbarer Offenheit fuhr Townbridge fort: „Die Wahrheit zu sagen, so eignet sich Miß Adele mehr, zu sein die Frau eines Engländers, aber ich hatte mir schon vorgenommen, zu heirathen Miß Emilie, ehe ich gesehen hatte Miß Adele. Ich werde darum heirathen Ihre Schwester.“

„Aber sie muß doch erst gefragt werden, Herr Townbridge?“

„Sie soll auch gefragt werden, aber **Sie** sollen sie fragen. Und vergessen Sie nicht: ich werde bauen lassen ein Haus bei dem Bergwerk, und werde da wohnen mit meiner Frau, aber im Winter werde ich wohnen in England, wo ich habe ein schönes Haus in London.“

Fanny sah ihn bedenklich und sinnend an.

„Auch vergessen Sie nicht, fuhr er fort, daß ich meiner Frau werde geben jährlich tausend Pfund, die sie ausgeben kann, wie sie will, und die sie behalten soll, wenn ich sterbe vor ihr. Denn wenn ich sterbe ohne Kinder, so bekommen das Andre meine Verwandten, wenn ich aber hinterlasse Kinder, so bekommt meine Frau mit den Kindern alles.“

„Haben Sie auch bedacht, Herr Townbridge — —“

„O ja, ich habe alles bedacht. Sprechen Sie mit Ihrer Schwester, und sagen Sie mir übermorgen Bescheid, ich muß machen eine kleine Reise, aber ich bin übermorgen wieder da.“

Hiermit empfahl er sich, und Fanny blieb nichts übrig, als mit ihrem Manne und dann mit ihrer Schwester zu reden. Albrecht sagte weiter nichts, als daß alles auf Emilie ankomme, und Emilie wurde so außer Fassung gesetzt, daß sie für den Augenblick mit nichts antworten konnte als mit dem gewöhnlichen Auskunftsmittel, mit Thränen. Da man sie allein ließ, um erst wieder ruhiger zu werden, so traf sie **Helling**, der zufällig zum Besuche kam, in so bewegter Stimmung an, daß er ihre tiefe Aufregung sogleich bemerken mußte und nach der Ursache fragte.

Nach einigem Zögern antwortete Emilie stockend: „Ich soll Master Townbridge heirathen.“

Obwohl nicht unvorbereitet auf einen solchen Fall, war der gute Helling doch höchst betreten. Endlich brachte er mühsam die Worte hervor: „Also Townbridge hat Ihnen einen Heirathsantrag gemacht?“

Mit dem Vertrauen eines Kindes erwiderte Emilie in weinerlichem Tone: „Ja, er will ein Haus bei seinem Bergwerk bauen, wo wir im Sommer wohnen sollen, und mir jährlich tausend Pfund aussetzen, die ich ausgeben kann, wie ich will.“

„Das sind freilich glänzende Anerbietungen.“

„Tausend Pfund ist wohl eine schrecklich große Summe, Herr Doctor?“

„Es ist mehr, als irgend ein Mann hier in der Stadt meines Wissens Einnahme hat.“

„Das ist recht abscheulich von dem Master Townbridge — —“

„Daß er Ihnen eine so hohe Einnahme bestimmt?“

„Daß er mich dadurch gleichsam kauft. Denn er kann wohl denken, daß ich die Hälfte meiner Schwester geben würde, weil ich weiß, wie schwer ihr und Albrecht das Auskommen wird. Die andre Hälfte möchte ich gern **Ihnen** geben, Herr Doctor, wenn Sie es nur von mir annehmen wollen.“

„Dann behalten Sie ja nichts.“

„Ich brauche auch nichts, ich verzichte auf alles und finde meinen Trost darin, wenn ich die Menschen sorgenfrei machen kann, die ich liebe und achte.“

„Sie würden doch nicht auf eignes Glück verzichten?“

„Ja, ich verzichte darauf, denn ich kann mir nicht denken, wie ich mit einem Manne glücklich sein kann, den wir aus einem Brunnen zogen und der so meisterhaft Salat bereitet.“ Bei diesen Worten brach etwas von der alten Schalkhaftigkeit des Mädchens durch den weinerlichen Ton.

Von sehr verschiedenartigen Gefühlen bestürmt, sagte Helling: „Sie sind ein wunderliches Wesen! Wie können Sie daran denken, sich gleichsam aufzuopfern für Schwester und Schwager? Denn von **mir** kann keine Rede sein, ich würde natürlich nichts von Ihrem Reichthum annehmen. Sie dürfen bei einer so wichtigen Frage keine andere Rücksicht nehmen als auf Ihr eignes Glück. Dieses also scheinen Sie nicht im Reichthum zu finden, wenn Sie an einem reichen Freier nicht vergessen, daß Sie ihn in einer komischen Situation fanden, und daß er in einer — freilich ziemlich unmännlichen — Fertigkeit excellirt, und Sie würden sich in einer viel bescheideneren Lage mehr Glück versprechen, wenn — wenn — —“

„Wenn ich, fiel Emilie ein, mehr Vertrauen zu dem Gemüth eines Mannes hätte. Ich wollte lieber die Hausfrau in einem Bahnwärterhäuschen sein, wenn darin Gemüthlichkeit herrschte, als in einem Palais ohne Gemüthlichkeit.“

Die Empfindungen des Herzens drängten Helling gewaltig, warme Worte zu sagen, Worte von schwerem Gewicht und folgenschwerer Bedeutung, aber er war ein fester Charakter, der nie die Vernunft vergaß, er beherrschte die drängenden Wallungen und sagte mit Ernst, obwohl auch mit Gefühl: „Aus manchen Gründen bin ich am wenigsten geeignet, Ihnen in dieser Angelegenheit Beirath und Stütze zu sein, aber wenden Sie sich offen und vertrauend an **Adele**, die wird Ihnen, wenn Sie ohne alle Zurückhaltung Ihr Inneres aufschließen, den besten Rath geben.“

Mit einem halb schelmischen, halb vertrauenden Blick gleichsam von unten herauf sein Auge suchend, sagte sie: „Aber Sie meinen doch auch, daß das Glück mit Reichthum und Aeußerlichkeiten nichts zu thun hat? Daß es lieber in den bescheidensten Verhältnissen einkehrt als in den Kreisen des Ueberflusses?“

„Gewiß glaube ich das, liebes Fräulein. Was Sie von Gemüth oder Gemüthlichkeit sagten, wird ewig wahr bleiben. Nur wenn eine Familie zusammen kämpft mit dem Leben und ihm seine nothwendigen Gaben abringt, wenn sie sich selbst die Erfolge verdankt und nicht dem blindvertheilenden Zufall, nur wenn sie die schmerzlich-süße Würze der Sorge kennen lernt, nur dann kann sie ein gemüthvolles innerlich-schönes Glück in ihren Kreis bannen.“

„Jetzt sprechen Sie mir ganz nach dem Sinn, sagte Emilie in traulicher Offenheit, ich glaubte wirklich manchmal, Sie wären ein halber Engländer und schätzten ein solches engbegränztes, aber gemüthliches Glück nicht. Sie berechneten als Mathematiker alles genau nach Zahlen, und bei den Zahlen — hört doch die Gemüthlichkeit auf."

„Ich schätze ein solches Glück, und nur ein solches Glück, aber ich weiß auch, daß die Sorge, die ich vorher eine Würze nannte, zum Gift werden kann, wenn sie bei aller redlichen Anstrengung nicht zu bewältigen ist."

„Also Sie würden wie Tieck's Heinrich im „Ueberfluß des Lebens", in einem Dachstübchen ohne alle Existenzmittel dennoch glücklich leben?"

„Mit einer Clara ist solches Leben reizend — in der Poesie, aber in der Wirklichkeit ist der Hunger und Mangel ein böser Feind, auch ist es da nicht recht anwendbar, die Treppe eines fremden Hausbesitzers zu verbrennen. Wäre ich ein Heinrich, so würde ich vor allen Dingen meine Clara nicht in eine solche Situation bringen."

„Sie sind im Grunde ein prosaischer Mensch!"

„Und Sie sind im Grunde eine boshafte Schelmin. Gehen Sie jetzt zu Adele und berathen Sie sich mit ihr."

(Schluß folgt.)

* Domenico Cimarosa.

Zu der großen Anzahl von alten Opern, deren Wiederbelebung in sehr natürlicher Reaction gegen das ohrbetäubende Treiben der Zukunftsmusik allerorten erfolgt, gehört besonders auch die „heimliche Ehe" von Cimarosa. Man hat sie kürzlich auch in Wien zur großen Freude der Zuhörer gegeben und erneuert dabei das Andenken an den Meister durch folgende Notizen:

„Domenico Cimarosa, der Componist der im Wiener Operntheater eben wieder aufgenommenen „heimlichen Ehe", ist 1755 in Neapel geboren und war von seinen Eltern verurtheilt, ein Mönch zu werden, zu welchem Zwecke denn auch viel auf seine Bildung verwendet wurde. Sein Lehrmeister indeß, obwohl selbst ein Mönch, zeigte mehr Einsicht und Menschenkenntniß, als die von Vorurtheil und Bigotterie verblendeten Eltern des jungen Mannes. Er widerrieth jeden Zwang. Domenico versuchte sich mittlerweile im Versemachen und im Componiren, bis eine schwärmerische Leidenschaft zu einem jungen Mädchen seinem Schicksale den Ausschlag gab. Seine Liebe wurde ebenso warm erwiedert; von Seite der beiden Familien jedoch legte man ihm mannichfache Hindernisse in den Weg, und erst nach jahrelangem Harren und Kämpfen siegte die ausdauernde Treue der jungen Leute, erfolgte ihre endliche Vereinigung. Manche Scene des „Matrimonio segreto" erinnert an diese Hauptbegebenheit in des Tondichters Leben. So das erste Duett: „Io ti lascio", wo die Liebenden und heimlich Verbundenen sich verstohlen und in Eile auf einen kurzen Augenblick begegnen; so die weltberühmte Tenorarie: Pria che spunti in ciel l'aurora", wo Paolino seine junge Gattin zur Flucht aus dem elterlichen Hause zu bewegen sucht. Freilich sind hier die überstandenen Leiden von dem glücklich gewordenen Tondichter zu Gebilden frischester, reinster Anmuth verklärt.

„Die „heimliche Ehe" war bekanntlich ein späteres, für das Wiener Hoftheater componirtes Werk Cimarosa's. Zuerst breitete sich sein Ruf in Italien aus, wo er schon mit zweiundzwanzig Jahren vielgenannter maestro war. Die damaligen italiänischen Componisten hatten nicht nur gute Muster, Autoritäten, bei welchen und von welchen sie etwas lernen konnten, sondern sie gaben sich auch Mühe, sie lernten, studirten wirklich. Cimarosa empfing den ersten Unterricht durch Sachini und kam später in das Conservatorio di S. Onofrio, wo er die Schule Durante's eifrig durchstudirte. Sein „Sacrificio d'Abraamo" und seine „Olimpiade" waren die ersten Früchte dieser Studien. Im Jahre 1782 übertrug ihm, bei seiner Anwesenheit in Rom, der dortige französische Gesandte die Composition einer Cantate zur Geburtsfeier des Dauphin, des späteren Ludwig XVII. Im Jahre 1784 ging er nach Florenz, wo er, gleich wie früher in Rom, seine ersten Opern zur Aufführung brachte. 1787 reiste er nach Petersburg, um für das dortige Hoftheater mehrere Opern zu componiren. Von dieser ersten Epoche datiren die Opern: „Il pittore parigino", „L'Italiana in Londra", „Il Convito", „Le trame deluse", „Il fanatico burlato" (die beiden letzteren für Mailand), „Lo stravagante inglese", u. a. In Petersburg blieb er vier Jahre, wurde dann an mehrere deutsche Höfe, unter andern nach Wien berufen, wo das „Matrimonio segreto" zum ersten Male aufgeführt wurde, und zwar am 7. Febr. 1792 im Burgtheater, in Gegenwart Kaiser Leopold II., der, einer bekannten Anekdote zufolge, die ganze Oper gleich an demselben Abend ein zweites Mal singen ließ. Von Wien reiste Cimarosa nach London und Paris. Sein Aufenthalt in letzterer Stadt war für ihn in doppelter Hinsicht von großer Wichtigkeit. Hier war es, wo man sein Talent am höchsten schätzte und wo die Sympathie für seine Musik unter den gebildeten Musikern und Dilettanten sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Hier war es auch, wo das Gefühl für Freiheit, welches in ihm schlummerte, durch die Stürme der Revolution geweckt wurde. Mit großer Entschiedenheit schloß er sich der Demokratie an. Die Uebertreibungen und die Greuelscenen der Revolution schreckten ihn indeß wieder ab; er kehrte nach Neapel zurück, wo sein „Matrimonio" siebenundfünfzig Mal hintereinander aufgeführt wurde.

„Von hier ab war Cimarosa's Leben ein fortwährender unerquicklicher Kampf gegen seinen berühmten Zeitgenossen Paesiello. Beide waren neapolitanische Kapellmeister und machten einander das Leben sauer. Als zu eben jener Zeit der junge General Bonaparte seine ersten Siege in Italien erfochten hatte, forderte er Piccini, Paesiello und Cimarosa auf, einen Gelegenheits-Triumphmarsch zu componiren. Cimarosa allein ging darauf ein. War seine demokratische Gesinnung zu schwach, oder ließ er sich wie so viele Andere täuschen und erwartete in Napoleon einen Befreier? Wie dem auch sei, er componirte einen „Bonaparte-Marsch", betheiligte sich an der französisch-demokratischen Erhebung Neapels, wurde nach der Rückkehr der Bourbonen gleichzeitig mit Paesiello ins Gefängniß geworfen, und erst nach längerer Zeit gelang es den wiederholten Bitten der Kaiserin von Oesterreich (Tochter des Königs von Neapel), beide Künstler zu befreien. Paesiello trat nun sogar wieder in Amt und Würden; Cimarosa hingegen wurde verbannt. Er wollte nach Petersburg, kam aber nur bis Venedig, wo er noch eine Oper und für Papst Pius VII., der sich eben dort aufhielt, eine Messe componirte; die Gefängnißleiden hatten seine Gesundheit zerstört, und am 11. Januar 1801 erlag er seinem Siechthum, wobei die Vermuthung, er sei vergiftet worden, wie bei dem Tode so vieler berühmten Männer, nicht ausblieb.

„Außer den früher genannten sind noch mehr als zwanzig Opern von Cimarosa, wenigstens dem Titel nach, bekannt, z. B. „Gli Orazi e i Curiazi", „Semiramide", „Il matrimonio per raggiro", „L'impresaria in angustie" u. s. w., doch ist die „heimliche Ehe" allein hinlänglich gewürdigt, um hin und wieder, alle zehn Jahre, eine Theaterdirection zu dem „Wagniß" einer Neuinscenesetzung zu bestimmen."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

252

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 12.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 32. Bremen, 7. August. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Wort über den preußischen Adel.

Von E. Winter.

Es hat seine Schwierigkeiten, während die auswärtigen Verhältnisse eine Explosion drohen, für die Entwickelung der innern Zustände Deutschlands Aufmerksamkeit und Interesse für seine eigene Person zu bewahren; noch schwerer mag es sein, sie bei Anderen zu beanspruchen oder gar anzuregen. Wer freilich mit uns der Ansicht ist, daß unser Auftreten außer dem eigenen Hause sehr genau mit dem Behagen zusammenhängt, das wir innerhalb unserer vier Pfähle haben, wird es gerechtfertigt finden, daß ab und zu gefragt wird, ob daheim Alles in rechter Ordnung sei.

Wir geben uns nicht damit ab, bei den kleineren und mittleren deutschen Staaten hiernach zu sehen; es ist viel wichtiger in dieser Beziehung eine Gewißheit über Preußen zu haben. Giebt man zu, daß das neue Novemberministerium eine Nothwendigkeit für den Staat war — ebenso als es nach gewisser Seite das alte Novemberministerium gewesen sein mag —, so wird man für die Dauer desselben eine Garantie darin finden, daß kürzlich der Graf Schwerin zum Minister des Innern berufen ist. Wer umgekehrt es beklagt, diese Richtung am Ruder zu sehen, wird gerade nach dieser Ernennung seine Hoffnung auf eine Aenderung etwas vertagen müssen.

Aber wer sind diese vergeblich Hoffenden? Wir reden hier nicht von den Unzufriedenen, die innerhalb der eigenen Partei den edlen Grafen in einer andern Stellung lieber gesehen hätten; auch nicht von denen, die mit seinem Eintritt in den Rath der Krone die Neutralitätspartei zu ihrem Verdruß um eine Stimme verstärkt sehen. Wir reden von den principiellen Gegnern des Ministeriums, von der Partei des Herrenhauses, von dem größten Theile des preußischen Adels.

Die Stellung dieser Partei, ihre Absichten, ihre Wünsche, aber auch ihren Werth und ihre Bedeutung ins Auge zu fassen ist in der That gerade jetzt wichtiger, als es scheint. Man braucht nicht einmal zu warten, daß eine unglückliche auswärtige Politik ihre Gegner, die Minister, stürzen werde; auch ohnedieß hat eine solche Erwägung ihren Nutzen. Denn, um es sofort gerade herauszusagen: kommt Preußen zu einem Kriege, so wird er ohne die energische Betheiligung dieser Partei nicht glücklich geführt werden können; sie ist (mögen die abstracten Liberalen dagegen sagen, was sie wollen) die stärkste, auch die best organisirte. Indem dieser Satz so dürr ausgesprochen wird, verlangt er seine Beschränkung als unerläßliche Zugabe; wir sagen also ebenso offen weiter, daß die Partei trotz ihrer Stärke und ihres engen Zusammenhaltens sich ruinirt, und dies zwar in kurzer Zeit, sobald sie sich nicht entschließt andere Wege einzuschlagen, anders zu der Summe des Volks zu stehen, als sie es bis jetzt gethan hat.

Man erlaube uns eine kurze historische Rückschau.

Einen eigentlich freien, selbständigen Adel hat es in den alten Provinzen Preußens viel weniger gegeben als im übrigen Reiche; meist sind es Ministerialen, aus denen er sich bildet. Dem erwachsenden brandenburgischen Staate hat dies bei weitem nicht zum Nachtheil gereicht, vielmehr war es unter diesen Umständen hier leichter als anderwärts möglich die Kräfte des Staates zusammenzunehmen, in der Person des Fürsten das eigentliche Centrum des Landes zu suchen und zu finden. Andrerseits sind die äußern Lehnspflichten von keinem Adel genauer und besser erfüllt worden, die märkischen und pommerschen Junker sind von je die besten Soldaten gewesen. Dies ist denn auch die Sphäre, in der sich der Stand mit Vorliebe bewegt hat; die Dienste am Hofe zu thun oder die Kriege des Fürsten zu führen oder beides zusammen, dies hat er immer für seinen eigentlichen Beruf gehalten; im Uebrigen saß er ruhig und meist in großer Bescheidenheit und Einfachheit auf der Hufe, das Letztere schon deßhalb, weil er über große Mittel nicht zu gebieten hatte. Wer wollte in Abrede stellen, daß dies treffliche, höchst achtungswerthe Seiten sind, wer leugnen, daß mit so treuen und tapfern Leuten ein tüchtiger Gebieter Großes erreichen mochte? Der alte Fritz ist der Mann, der solches Material zu würdigen gewußt hat. — Indeß springt sofort auch in die Augen, daß jene Tugenden ihre Kehrseiten haben. Die Beschränktheit der Mittel wie der Freiheitsstellung, die Gewohnheit als Soldat wie als Hofmann sich überall unterzuordnen, die Einfachheit der Beschäftigung mit der Bebauung des geringen Besitzes, es mußte dies Alles die Weite des Gesichtskreises verkürzen, die Autonomie des Denkens zurückdrängen; und wie man bis 1806 in dem preußischen Edelmanne stets einen guten Officier, einen braven Ehrenmann, einen verständigen Haushalter und einen sorgsamen Landrath zu finden gewohnt war, so durfte man umgekehrt auch nicht mehr von ihm erwarten. Erst die Jahre nach der französischen Revolution brachten eine Krise in den Elementen des Standes hervor, ja vielleicht hat Niemand ihm mehr geschadet als der große König, der ihm nicht nur ein überschwängliches Bewußtsein seiner Bedeutung beibrachte, sondern ihm auch die zersetzenden Stoffe und Formen der französischen Kultur zuführte; und als dann der Spiritualismus der Romantik, der doch mehr oder weniger der ethischen Grundlagen entbehrte, noch hinzutrat und ungeachtet seiner antifranzösischen Tendenz mehr verwirrend als erstarkend wirkte, hielt der Adel die Probe nicht aus, und um so tiefer war der Fall, weil ihm der Glaube an die Auctorität untergegangen war, so gut als diese selbst fehlte. In den Freiheitskriegen ist der Stand dann in edelster Opferfreudigkeit angestrengt gewesen, diesen Makel abzuwaschen, und die Zeit der Restauration findet ihn ziemlich wieder in der alten Stellung, ja mehr oder weniger auch wieder in der Uebung der alten Tugenden.

Hier ist zunächst einzuschalten, was absichtlich bis jetzt übergangen worden, daß der brandenburgische Adel in seiner Gesammtheit mit der Zeit ein preußischer geworden war. Dies bedeutet mehr, als wenn man dieselben Bezeichnungen auf den ganzen Staat anwendet, denn der letztere übertrug doch seine Verwaltungsformen unnachsichtig auf alle neuerworbenen Provinzen, vielleicht mit der einzigen Ausnahme Frieslands, wogegen der brandenburgische und pommersche Adel brandenburgisch und pommersch blieb und die Standesgenossen aus den neuen Provinzen gleichfalls ihre Eigenthümlichkeiten bewahrten. Mit Ausnahme der Herren aus dem Magdeburgischen und Halberstädtischen zeigte sich bei allen Neuhinzutretenden ein Unterschied und Abstand von den altbewährten Vasallen aus den Marken und den Schloßgesessenen aus Pommern. Viel freier und selbständiger hatte sich von jeher der Stand in Ostpreußen gehalten; schon wegen der weiten Entfernung hatte dies nicht anders sein können. Man muß die Geschlechtsgeschichten, die heutzutage gern angefertigt werden, angesehen haben, um die Größe der Verschiedenheit zu ermessen; wie viele Grafen Dohna giebt es, die eine bedeutende Wirksamkeit gehabt haben, und wie selten tritt einmal ein märkischer Bredow irgendwo in den Vordergrund. Recht auffallend tritt der Abstand hervor in den Beschäftigungen und in der Weise, wie beide Provinzen die heimathliche Existenz auffassen; die Ostpreußen reisen, sind Diplomaten, achten ihre Mitstände, der Märker überläßt die Diplomatie der bürgerlichen Roture, den Diestelmeiers, den Fuchs, den Ilgen, er sitzt auf der Scholle, und von einem Zusammenwirken der Stände, wie es die Kalkstein mit Hieronymus Rhode in Königsberg getrieben hatten, hat er in seiner treuen Lehnsanhänglichkeit keine Vorstellung. Auch die Schlesier waren anders geartet; leicht beweglich, erregbar und besonders gewöhnt, nicht Berlin sondern Breslau als ihren Mittelpunkt anzusehen; außerdem gaben der Katholicismus und die besonderlichen Besitzverhältnisse diesen noch einen ganz abweichenden Anstrich. Und gar die Polen oder die Westfalen und die Rheinländer; obwohl man bei den beiden Letzteren sehr zwischen den Katholiken und Protestanten zu scheiden hat, von denen jene in ihrer Stellung zu dem neuen Staate und den neuen Standesgenossen nicht selten etwas zweideutig erschienen; wurzelten doch auch die Erinnerungen an die Vergangenheit ganz wo anders als in der Mark, und tauschten sie doch gegen den alten Vorzug beinahe völliger Ungebundenheit unter ihren Bischöfen den neuen etwas zweifelhaften ein, Bürger eines straff verwalteten Ganzen zu sein. Es ist nicht das kleinste Verdienst der Regierung Friedrichs Wilhelms III., daß sie in ihrer stillen Sicherheit in dieser Beziehung auszugleichen gewußt hat; es ist aber eine von den Albernheiten der Kreuz-Zeitung, daß sie in ihren Gefechten mit der Kölnischen die rheinländischen Fabrikanten der Sympathien mit dem Auslande bezüchtigt, als wenn nicht noch bei Leipzig sogar ein Graf Meerveldt, also ein Westfale, in österreichischen Diensten gestanden.

Diese so wunderbar zusammengesetzte Gesammtheit, dieser tausendfarbig schillernde Schild der preußischen Krone fand sich nun verschiedentlich unter Friedrich Wilhelm III. in dem Ganzen des Staates zurecht, die Einen den abgebrochenen Faden wieder aufnehmend, die Andern irgendwo anknüpfend. Man sah, wie alle Provinzen zum Heere wie zu den höheren Verwaltungsstellen ihr Contingent gestellt hatten, und wenn die Marken und Pommern dabei ihre Tradition, die der ehrenwerthen Diensttreue, auf die neuen übertrugen, so stand sich wahrlich das Land nicht schlecht dabei. Bereits die ersten Jahre unter dem Nachfolger zeigten ein anderes Bild. Wie, das war die Frage, sich zu den Reformen stellen, welche der edle Monarch beabsichtigte? Als dann der Vereinigte Landtag zusammentrat, riß plötzlich die alte Kluft zwischen den einzelnen Provinzen wieder weit auseinander, die Ostpreußen, die Westfalen, die Neupreußen in Sachsen waren mannichfach liberal und weiter drängend, die Pommern und die Märker in ihrer Mehrzahl durchaus für den Stillstand. Aber es zeigte sich noch ein fernerer und bedenklicherer Unterschied, und nicht nur zwischen den Provinzen, sondern auch zwischen den Ständen; jene mit den Städtern des Wortes und der Sache mächtig, diese in der großen Masse ohne politische Bildung, ohne eigentliche Redegewandtheit, ja selbst dem Anschein nach ohne Interesse an dem Staatsleben; war doch auch der glänzende Vertreter der Regierung ein Westfale. Das Jahr 1848 endlich überraschte den Adel der alten Provinzen gerade so ohne alle Vorbereitung wie der französische Krieg 1806; man war unsicher an sich selbst geworden, hatte sich auf dem neuen parlamentarischen Boden noch nicht zurecht gefunden und ließ es geschehen, daß der letzte Landtag die Revolution begünstigte statt sie zurückzudrängen. Die Strafe, welche dafür in den nächsten Jahren erfolgte, war hart, härter noch als die von Napoleon verhängten, aber auch diesmal wurde mit dem festen Willen der Erhebung und Ermannung in rascher Folge eine Position nach der andern zurückgewonnen; fast schien es, als seien die Aussichten glänzender und die Lage günstiger als jemals vorher, denn was vierzig friedliche Jahre nicht vermocht, daß sich der Stand durch die ganze Monarchie hindurch als ein einziger und einiger gerirte und solidarisch zusammenhielt, das hatten die Angriffe 1848 unschwer zu Wege gebracht. In der Wahlperiode von 1855—58 hatte der Adel die Majorität im Hause der Abgeordneten, er herrschte unumschränkt im Herrenhause, in der Verwaltung hatte er seine Vertreter auf den höchsten Posten, das Ministerium schien seinen Intentionen dienstbar, auch die Verfassung war vielfach seinen Wünschen gemäß verändert worden und schien auch für weitere Schritte nach rückwärts noch dehnbar zu sein.

Seit dem November vorigen Jahres ist dies Alles wie mit einem Schlage anders geworden, von jenen Vortheilen ist nur einer, der nicht so rasch entrissen werden konnte und der dennoch sehr problematischer Natur ist, geblieben: das Herrenhaus; nicht einmal die Führer Wagner und von Gerlach waren in den treuen pommerschen Landkreisen für das Abgeordnetenhaus durchzusetzen. Es müssen — so viel ist klar — bedeutende Fehler gemacht sein, es muß ein tiefer, innerlicher Schaden irgendwo stecken. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß die mühevoll errungenen Positionen so rasch, so einmüthig von dem ganzen Volke, nur weil das Ministerium ein anderes geworden, genommen wurden, wie konnte der Adel ungeachtet seiner bleibenden, unzerstörbaren Exemtionen und Ressourcen so hülflos dastehen?

Damit uns nicht der Vorwurf gemacht werde, daß wir hier zwei an sich verschiedene, wenn auch naheliegende Begriffe vermischen, so sagen wir, daß zwar Reaction und Adel an sich zweierlei sind, daß indessen der Stand als solcher jenen Begriff auf seine Fahne geschrieben und seine Interessen mit ihm verschmolzen hat, ja daß er recht eigentlich der Vorkämpfer dafür geworden ist.

Und darin ruhet zum großen Theile der Fehler der Rechnung, daß in dieser Richtung über das Ziel hinausgeschossen ist. Die Verfassung von 1850 war das Resultat der Kämpfe der beiden vorigen Jahre, sie hatte den Adel vernichtet, und es war somit gerechtfertigt, wenn sich die Angriffe der Verletzten gegen dieses Papier richteten. Weise wäre es gewesen, wenn man sich, wie ungern auch in einzelnen Punkten, von denen man voraussehen mußte, daß sie unwiederbringlich verloren waren, gefügt hätte. Statt dessen griff man das Staatsgrundgesetz im Ganzen an, ja Herr von Gerlach erklärte, daß nur jener Paragraph erträglich sei, der die Möglichkeit der Umbildung gewähre. Dies hieß Unmögliches möglich machen wollen; man mußte darauf gefaßt sein, wenn man allzusehr an dem rüttelte, was allen Parteien eine Ausgleichung und eine Möglichkeit der politischen Existenz gewährte, es mit allen bitterlich zu verderben. Man hatte nebenher den Mund etwas zu voll genommen; nach einigen Jahren glücklicher negirender Thätigkeit hielt man von selbst inne, ließ das Meiste der so oft verdammten Paragraphen stehen und war jedenfalls in böser Verlegenheit, als es sich darum handelte, statt der ewigen Negationen nun etwas Positives zu geben.

Aergerlicher noch war die Manier, mit der die nunmehr siegreiche Sache geführt wurde. Man hatte die Verfassung beschworen; und dennoch behandelte man sie nicht als von Rechtswegen existirend; Hohn und Spott wurde über das Kind der Revolution ergossen. Am meisten aber erbitterte es, daß man unersättlich im Amendiren erschien, und daß man von Session zu Session mit immer neuen Wünschen hervortrat, während es zuerst den Anschein gehabt, als wolle man mit dem Wichtigsten und Nöthigsten zufrieden sein.

Diese Haltung, welche damals von den Liberalen als der Höhepunkt aller Frivolität bezeichnet wurde, contrastirte schneidend mit einem andern Gewande, in welchem sich der Adel neuerdings zu zeigen liebte. Er war, was bisher weniger der Fall gewesen, übereifriger Anhänger der kirchlich-orthodoxen Richtung geworden. Stahl hatte das Zauberwort gefunden. Auctorität verlangte der Stand, hatte er immer bedurft; was ihm nun der constitutionelle Staat nicht mehr zu gewähren schien, das suchte er auf religiösem Gebiete. Wie sehr wir nun auch der Meinung sind, daß das religiöse Leben der protestantischen Kirche einer neuen Belebung und Erfrischung bedurfte, und wie sehr wir zumal fühlen, daß der Liberalismus auf dem Felde der Kirche an Dürre und Altersschwäche krankt, so sehen wir doch nicht ein, weßhalb die märkischen Barone zumal (denn die Pommern haben immer Neigung zum echten Lutherthume gehabt) sich gerade an die Ultras anschlossen, weßhalb auch hier sofort bis zum äußersten Endpunkte gegangen werden mußte. Vielen Mitgliedern der guten Gesellschaft wollte ohnehin dieser neue Mantel schlecht stehen, ja es gab nicht selten bedenkliche Beispiele, daß die Richtung mit der Richtigkeit der Handlungsweise in Conflict gerieth. Eine verständige Berechnung der einzelnen Momente hätte überdieß zu der Einsicht führen müssen, daß das intime Bündniß mit den kirchlichen Ultras schaden mußte, einmal weil man den liberalen Philister nicht mit doppelten Ruthen peitschen durfte, und dann weil man in den Hierarchen sich selbst einen baldigen Gegner groß zog. Indessen verblendete die Gleichartigkeit des Wirkens auch die Verständigeren, und in der That ist auch die kirchliche Reaction nur die Zwillingsschwester der politischen.

Und endlich, worauf gründeten sich denn die Ansprüche der, wie es schien, Ungenügsamen und Unersättlichen? Die alten Standesprivilegien, so hieß es, wollte man nicht um ihrer selbstwillen zurückhaben, sondern allein wegen des ideellen Inhaltes, und weil der adlige Grundbesitz ein nothwendiges Moment im wohlgeordneten Staate sei. Aber hatte man nicht in der Praxis bereits das Geleise von selbst verlassen, in das man wieder zurücklenken wollte? Was war der Adlige anders als Offizier oder Beamter; Stellungen, die der Nichtadlige schon seit länger als 1813 auch einnehmen konnte? Oder als großer Grundbesitzer, was ebenfalls ein Bürgerlicher sein konnte? Und wenn dann nur der grundbesitzende Adel sich anders gehalten hätte als jeder andere Bürgerliche! Aber er war Kaufmann trotz den Einwohnern der großen Städte, die Herr von Bismark zerstört wissen wollte, er war Branntweinbrenner, Zuckerfabrikant, Kohlenförderer und schien sich fast in alle rentabeln Spekulationen einzulassen, die sonst nur das handeltreibende Publikum angezogen hatten. — Und ferner! Ueberstrahlte er etwa den Bürger oder den gewöhnlichen Beamten an Bildung, und wäre es auch nur an staatsmännischer Bildung? Es kann dies gewiß nicht behauptet werden gegenüber der Thatsache, daß mit Ausnahme des Herrn von Gerlach und von Kleist-Retzow die Führer der eigenen Partei Bürgerliche waren, daß auch neben diesen die Stahl und Wagner als solche von allen Seiten anerkannt werden. Ist es nicht mehr als zu verwundern, daß die Majorität des preußischen Herrenhauses geleitet wird von einem Manne, der immerhin ein eminentes Talent sein mag, der jedoch der ersten Eigenschaft zur Vertretung altpreußischer Interessen ermangelt, derjenigen, daß er ein geborner Preuße ist? Anderer Eigenschaften, die ihm anhaften und die ihn doch keineswegs gerade den Mitgliedern des Herrenhauses empfehlen sollten, ganz zu geschweigen. — Wir könnten zum Schlusse noch darauf hinweisen, daß auch das Ministerium, welches die Partei als das ihrige ansah, nichts von Bedeutung geleistet hat, daß besonders die neuen Schöpfungen des Herrn von Westphalen meist im Sande verliefen, und daß einzig der Handelsminister, der am bittersten von ihr angefeindete, mit Geschick und Sachkenntniß verwaltete.

Es folgt aus dem Vorstehenden, daß der preußische Adel (wir wiederholen, daß wir ihn als Partei fassen), wenn er seine Stellung im Organismus des Staates bewahren will, andere Wege einzuschlagen hat. Zunächst möchte es wohlgethan sein, die Ansprüche auf eine bevorzugte Position nicht zu überspannen. Der preußische gebildete Bürgerstand ist ein so vortrefflicher, wie ihn kaum ein anderes Land aufzuweisen hat. Sollte sich nicht ähnlich den englischen Verhältnissen und doch wieder sehr von ihnen verschieden eine Gentry aus beiden Elementen bilden können? Sehen wir auch die märkischen und pommerschen Ritter nicht ungern im Herrenhause, so ist doch das eigentliche Feld wenigstens für den kleineren Adel mit dem gebildeten Bürgerstande zusammen im Hause der Abgeordneten. Ein Zweites ist die Pflege der ländlichen Interessen, denen sich der grundbesitzende Adel zu widmen hat. Hiezu sind Anfänge gemacht, die Anträge des Grafen Itzenplitz im ersten Hause sind aus dem richtigen Gefühle hervorgegangen, daß die Interessen der Bauern wie des Gutsherrn dieselben sind. Aber es gilt dann nicht nur, wie bisher im Allgemeinen geschehen, die kleinen Herren spielen, sich vornehm von den Bauern scheiden; es gilt dann für sie arbeiten, sie zu sich heranziehen. Welche dankbare, lohnende Stellung hat ein preußischer Landrath! Und doch kann jeder Grundbesitzer sich in gleicher Weise, wenn auch in kleinerem Kreise, um seines Dorfes Bewohner verdient machen. Möge man nur die Thätigkeit, die Schultze-Delitzsch mit so großem Erfolge für die Städter begonnen hat, natürlich mit den nothwendigen Veränderungen, auf das platte Land übertragen, möge man die kleineren Nachbaren theilnehmen lassen an den Früchten intelligenter Bodenkultur, möge man Sparkassen gründen, und zumal nicht zu genau auf sein Recht bestehen, wo es sich um Mein und Dein handelt. — Drittens und vor allen Dingen ist nöthig, daß der Adel den andern Ständen voranschreite in der Bemühung um humane und liberale Bildung. Hier ist es nicht gethan mit dem, was erfordert wird, um die nothwendigen Examina zu absolviren; wir unsererseits sähen am liebsten alle Examina entfernt. Vielmehr handelt es sich um eine Bildung, die ohne materielle Rücksichten und Absichten nur die Freude an dem geistigen Objekte zur Triebfeder hat, jene Bildung, in der zwei märkische Junker, die Gebrüder Humboldt, so unerreichbare Vorbilder gewesen sind; um eine Bildung, die das Standesbewußtsein gegen das viel höhere Selbstbewußtsein ächter Menschlichkeit zurücktreten läßt. Wenn der junge Adel preußischer Nation auf der Universität erst etwas mehr ist als ein tüchtiger Corpsbursch, der eine gute Klinge führt, viele Schulden hat und wenig oder gar nicht in das Collegium kommt, wenn er klüglich Geschichte treibt und sich auch etwas um feinere Dinge kümmert, dann wird eine andere Generation auf den Hochschulen sein, als sie jetzt sein soll. Was ist dann später einem Manne, der sich wahrhaft fühlt, ein Orden, ein Titel? Graf Alexander Dohna soll, als er einen hohen Orden erhielt, gesagt haben: Was habe ich denn Schlimmes gethan, daß man mich so ablohnt? Ein Ehrgefühl, das etwas überfeinert war, doch auf den richtigen Grundlagen erwuchs.

Montesquieu macht die Bemerkung, daß die Römer ihr Heldenzeitalter gehabt hätten nach Beendigung der innern, ständischen Kämpfe. Möchte es in Preußen bald ähnlich sein! Wie damals die Claudier, die Decier, die Fabier an Werth allen Plebejern voran waren, so hoffen wir auch die Kleist, die Arnim, die Borcke als die Tüchtigsten im Staate zu sehen. Es steckt ein schöner, gehaltvoller Kern in diesen Familien; sie werden das Größte leisten, sobald sie auf richtigen Wegen auf richtige Ziele hingeführt werden.

* Die Erde.

Nach William Cullen Bryant.

Schwarz hängt und wolkenschwer die Nacht am Himmel;
In meinen Gliedern fühl' ich das Gewicht
Von ihrem finstern Schatten. Stets vergebens
Sucht nach bestimmter Form mein müdes Auge;
Kein Stern dringt durch des Schleiers dichte Hülle,
Kein rother Schein, am trauten Herd entzündet,
Erhellt des hohen Grases blüh'nde Spitzen.
Kein Laut des Lebens giebt sich kund, kein Lärmen
Des Dorfs, kein Fußtritt auf dem nahen Wege,
Kein Flügelschlag, indeß am Grund der Erde
Ich lieg' und ihrer mächt'gen Stimme lausche,
Der Stimme, die so vielfach klingt, — von Strömen,
Die durch das Dunkel murmelnd ziehn, von Wäldern,
Die vor dem Hauch der Luft die Kronen regen,
Von Felsgeklüft, wo ew'ge Dämmrung herrscht,
Von Höhlen in den fernen, hohen Bergen,
Von Dünen, die den Ocean umsäumen; —
Sie alle greifen in die Nacht hinein
Mit ihrem tiefen, schwermuthsvollen Laut.

O Erde, klagst auch du um das Vergangne
So wie der Mensch, dein Sohn? Hör' ich dich seufzen
Um deiner Kindheit längst entflohne Stunden,
Um deine Lenze frisch und tönereich,
Um deiner Blumen Fülle, deiner Wälder
Erhabne Prächtigkeit in alten Tagen,
Dahin mit allem, was sie froh belebte?
Sehnst du zurück dich noch dem schönen Alter,
Von dem die Dichter singen, wo die Winde
Noch rauh und scharf nicht wehten und kein Feuer
Vom Himmel fiel und aus den Bergen brach,
Verderblich deinen Reizen, wo die Nacht
Schuldlos und heilsam war so wie der Tag?
Vielleicht auch grämst du dich um sie, die starben,
Um Wesen, welche deinen Grund betraten,
Geliebt vom Himmel und von dir, und die
Nun schlummern, mit dem todten Staub gemengt,
Auf welchem deine Heerden ruhig grasen?
Auch ich muß so wie du, o Erde, trauern
Um theure Wesen, die der Tod geraubt,
Und deren Gräber selbst so fern mir sind;
Doch wie ich hier allein, in Finsterniß
Gestreckt an deinem nackten Boden ruhe,
Der Wiege wie der Gruft der Menschenkinder,
Ist mir, als hielt' ich ihren Staub umfaßt.

Horch, wie der Ton der Klage tiefer schwillt,
Daß mir das Herz vor Schauer zagt! Die Erde
Erhebt um Sünd' und Schuld den lauten Ruf,
Dem bang der Himmel lauscht. Vergeßne Gräber
Von jenen, deren Herz im Jammer brach,
Entsenden ihren Schrei des Wehs. Die Asche
Von ihr, die liebt' und sich betrogen sah,
Von ihm, den seine Zeit verkümmern ließ,
Die Grüfte derer, welche für die Menschheit
Sich mühten, um Verachtung einzuärnten,
Der Staub der Wahrheitsmärtyrer, der Streiter
Für Freiheit, die den Tod im Kampfe fanden
Und ihr Gebein Raudthieren, ihren Namen
Der Schande schmählich preisgegeben sahn, —
Sie alle finden eine Stimme nun.
Der düstre Winkel, wo der abgequälte
Gefangne sich zum letzten Schlummer streckte,
Die Ruhstatt für der Kindheit zarte Blüthen,
Die eine rauhe Hand zerknickt, erklingen
Von leisem Klagelaut. Von Schlachtgefilden,
Wo Helden ihre Schaaren auf einander
Wild stürmend trieben, steigt Geräusch empor,
Als ob der Todten kriegerische Menge
Im dumpfen Schlaf sich regte. Trauertöne
Erschallen aus des Meeres finstern Tiefen,
Verbrechen kündend, welche dort die Thäter
Mit seiner Wogen Nacht zu hüllen strebten.
Das Thal, der Berg, des Waldes Dunkelheit,
Die Fluth des Stroms, der tiefe Grund des Sees,
Der Städte Plätz' und Gassen, all' erheben,
Da nun der Laut des Lebens still verklang,
Den dumpfen Ruf um Schuld und um Verrath.

Hier, wo ich ruhe, breiten sich Italiens
Gaun um mich her, volkreich von frühster Zeit
Und ew'ger Tummelplatz für blut'ge Kriege.
Wer deutet meinem Ohre, ach, die Stimmen,
Die her von Wegen, Straßen wie von Mauern,
Von Strömen, Hügeln und Fruchtfeldern tönen,
Sich wirr aermengend? Alte Kerker hauchen
Graunthaten, welche nie die Sage kannte.
Des Circus morsche Steine, wo das Blut
Gefangner Krieger einst in Strömen floß,
Schrein stöhnend auf. Der Tempel, der Paläste
Uralte Pracht, vom Raub zerstörter Reiche
Emporgerichtet, ja, die Herde selbst
Von Städten, aus der Lavagruft erstanden,
Erzählen nur von Leid und Schmach und Thorheit
Des menschlichen Geschlechtes. Auch der Staub,
Aus welchem Korn wie Rebe fröhlich sprießen,
Spricht mir von Unterdrückung. Ich vernehme
Das wirre Murmeln von vermischten Sprachen,
Den Klagelaut von Völkern alter Zeit,
Von mächtigeren vertrieben, wie auf Erden
Ein Tag den andern schonungslos vertreibt.
Der Freien Blut, durch Freie selbst vergossen,
Bis fremde Herrn in schwacher Stunde kamen,
Ein schweres Joch aufbürdend, das noch jetzt
Getragen wird, ruft laut zum Himmel auf.

Was reinigt deinen Busen, milde Erde,
Von all den schmerzlichen Erinnerungen
Der Schuld? Muß eine Fluth dich überschwemmen?
Wird Feuer dich erneuen oder nur
Der Zeiten stiller Wechsel, daß zuletzt
Das schreckliche Gewebe wilder Kämpfe,
Des Meineids wie des Raubes und des Mordes,
Das als Geschichte stolz der Mensch bezeichnet,
Uns eine Fabel dünkt gleich jenen, welche
Von Hellas Göttern Dichter einst ersonnen?
O du, jenseit des großen Wassers thronend
Zwischen den Quellen deiner prächt'gen Ströme,
Du Land der stolzen Wälder, meine Heimath,
Es ist ein frisches Blatt dir in dem Buche
Der Welt beschieden; wird es schöner sein?
Besorgniß schaut wie Hoffnung in die Ferne
Der Zeiten, während schon die Hand sich hebt,
Den Spruch mit ew'gen Lettern zu verzeichnen,
Den über dich das Schicksal fällen wird.

Fr. Ruperti.

* Bei der Grundsteinlegung für das Denkmal des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig,

in Elsfleth am 7. August 1859 *).

In dieses Tages Feierstunde
Ertöne festlicher Gesang,
Er halle fort von Mund zu Munde
Den deutschen Weserstrom entlang.
Du Denkstein, den wir hier erheben,
Bald ragst du weithin ob der Fluth,
Den Enkeln sollst du Zeugniß geben
Von deutscher Treue, deutschem Muth!

In der Erniedr'ung bangen Tagen
Erhob sich stolz der Welfensohn,
Er wollte keine Fessel tragen,
Der Held der schwarzen Legion,
Und als der Hoffnung Sterne schwanden,
War seine Flucht ein Siegeszug,
Der ihn aus Böhmens fernen Landen
Bis hin zum freien Nordmeer trug.

*) In Musik gesetzt von Heinrich Greiffe

Geweiht ist dieser Platz am Strande,
Hier stand zuletzt des Herzogs Fuß,
Hier gab mit ihm dem Vaterlande
Die treue Schaar den Scheidegruß. —
Doch kaum war neu der Kampf entzündet,
Als ihn das Schlachtfeld wiedersah;
Vom Ruhme seiner Thaten kündet
Ein Heldengrab bei Quatrebras.

In dieser Zeit verworr'nen Tagen
Taucht hell des Mannes Bild hervor,
Der ungebeugt mit keckem Wagen
Der Freiheit Banner schwang empor.
Zu festem, innigem Verbande
Soll Mahnung uns sein Denkmal sein,
Das wir dem ganzen deutschen Lande,
Dem einigen, dem freien, weihn. —

Adolf Laun.

* Gemüth.

Eine einfache Erzählung
von Ludwig Rosen.

8.

Towndridge stellte sich zur vorher bezeichneten Zeit bei Fanny ein, um die Antwort auf seinen Antrag zu vernehmen. In der mildesten Weise setzte die sanfte verständige Frau dem Freiwerber auseinander, daß ihre Schwester sich noch nicht zum Heirathen entschließen könne, und daß sie überhaupt wohl nicht die geeignete Persönlichkeit sei, um das häusliche Glück eines Mannes wie Towndridge dauernd zu begründen.

Der Engländer nahm diesen abschläglichen Bescheid mit bewunderungswürdigem Gleichmuth auf und sagte: „Ich finde es nicht klug von Miß Emilie, daß sie nicht eingehen will auf einen so guten Vorschlag. Aber ich bin nicht traurig, denn ich habe nur gestellt meinen Antrag, weil ich es mir einmal vorgenommen hatte. Ich werde heirathen Miß Adele, die mir viel besser gefällt.“

Fanny mußte sich einige Augenblicke sammeln, um sich nur einigermaßen mit dieser neuen Idee vertraut zu machen. Dann sprach sie ernst: „Ich fürchte, Herr Towndridge, diese Entschlüsse sind bei Ihnen mehr Bizarrerieen und Launen, als wohl überlegte Pläne.“

„O nein, es ist sehr wohl überlegt. Miß Adele ist eine schöne und geistreiche Dame, und sie paßt besonders gut, die Gemahlin eines Engländers zu sein. Ich werde sie heirathen, wenn sie will.“

„Sie wird nicht wollen, das kann ich Ihnen bestimmt und fest sagen.“

„Aber warum sollte sie nicht wollen?“

„Herr Towndridge, ich betrachte Sie als Freund unsres Hauses, und will daher ganz offen gegen Sie sein. Adele trat ungeachtet ihrer Jugend als Erzieherin in einem angesehenen englischen Hause ein. Der älteste Sohn der Familie kehrte von Reisen zurück und hielt sich in künstlerischer und literarischer Muße auf dem Landsitz seiner Eltern auf. Er faßte eine tiefe Neigung zu der jungen Deutschen, und diese Neigung wurde erwidert, aber Adele machte natürlich ein entscheidendes Wort von der Einwilligung der Eltern abhängig. Diese jedoch, mehr stolz auf ihren Reichthum als auf ihren Stand — denn sie nehmen keinen viel höhern Rang ein als die Familie Adelens — überhäuften das arme Mädchen mit Vorwürfen, als habe es in schlauer Berechnung die Gunst des reichen Erben erschlichen, und Adele verließ heimlich das Haus, wo sie die Ahnung eines schönen Lebensglückes für immer begraben hatte. Sie suchte vor einem halben Jahre eine Zuflucht für ihr verwundetes Herz bei uns, obgleich sie des Trostes nicht bedurfte, denn ihr starker Geist findet in sich selbst Trost genug. Aber obgleich sie jetzt ihres Aufenthaltes und ihrer Erlebnisse in Woodhouse mit voller Seelenruhe gedenkt, so kann ich Ihnen doch als aufrichtige Freundin die feste Versicherung geben, daß sie nimmermehr im Leben einen andern Herzensbund schließen wird.“

Towndridge hatte mit großer Spannung, ja zuletzt mit sichtlichem Erstaunen zugehört, und er fragte nun in lebhafter Erregung: „Hat sie nichts weiter gehört von der Familie Stilton?“

„Wie, Sie kennen die Familie?“ rief Fanny überrascht.

„Ich kenne die Familie und bin sogar verwandt mit ihr, auch habe ich gehört von der Verlobung des Henry Stilton mit einer Ausländerin. Hat Miß Adele nie wieder von der Familie gehört?“

„Man wußte dort nicht, wohin sich Adele begeben hatte, also konnten keine Nachrichten zu ihr gelangen. Aber ich hoffe, Sie werden keinen Mißbrauch von meinem Vertrauen machen?“

„O nein. Wenn ich sage, ich bin verwandt mit der Familie Stilton, so ist das ziemlich weitläuftig. Aber wenn das Verhältniß ganz abgebrochen ist, so sehe ich nicht ein, worum Miß Adele nicht eingehen will auf ein anderes Verhältniß, was ihr convenirt. Henry Stilton ist vielleicht schon verheirathet.

Sehr ernst sagte Fanny: „Ich wiederhole Ihnen, daß Adele zu den weiblichen Charakteren gehört, die nur einmal eine Herzensneigung fassen. Mit Männern ist das anders, und es ist vielleicht in der Ordnung, daß sie in ihren Jugendneigungen scheitern, um später desto treuer zu sein, aber ein Mädchen wie meine Schwägerin muß, um glücklich zu sein, an ihrer ersten Neigung festhalten oder, wenn diese vereitelt wird, auf eine zweite verzichten. Adele hat bereits für den Beginn des Herbstes eine Stellung als Erzieherin in einem adligen Hause des östlichen Deutschlands angenommen, und es wäre ein Unrecht und eine Grausamkeit, sie an Beziehungen zu erinnern, welche sie siegreich in ihrem Innern erledigt hat.“

Towndridge verfiel in tiefes Grübeln, indem er eifriger als je an seinen Fingernägeln kaute.

9.

Einige Monate vergingen auf solche Weise. Towndridge ließ die Arbeiten seiner neuen Unternehmung munter beginnen, correspondirte fleißig mit England, reiste vielfach hin und her, bediente sich immer mehr des Beistands Helling's zur Führung der Geschäfte an Ort und Stelle und schien, ungeachtet der verunglückten Heirathsprojekte, doch den Anbau eines hübschen Wohnhauses vorzubereiten. Albrecht und Fanny hatten sich zwar einigermaßen an ihn gewöhnt, wußten auch dankbar anzuerkennen, wie sie durch sein reichliches Kostgeld von einer sehr drückenden Schuld befreit wurden, sahen aber doch der Lösung des Verhältnisses mit um so größerer Spannung entgegen, als sie in nicht zu ferner Zeit ein Familienereigniß zu erwarten hatten, welches ihre liebsten Wünsche zu erfüllen versprach. Adele hatte den Uebergang in das neue Verhältniß auf einige Zeit verschoben. Da erklärte eines Tages Towndridge, daß er am andern Morgen nach England abreisen, daß er aber heut' Abend noch einen Abschiedspunsch machen werde, wozu auch Doctor Helling eingeladen sei; vor der geselligen Zusammenkunft müsse er sich aber noch eine Unterredung mit Fräulein Adele erbitten. Alle Betheiligten fühlten sich betreten und befangen, aber obgleich Fanny den Gegenstand zu errathen glaubte, welchen der Engländer mit Adele verhandeln wolle, und obgleich sie ihrer Schwägerin gern eine unnöthige und fruchtlose Aufregung erspart hätte, so wußte sie doch kein Mittel, die erbetene und bewilligte Unterredung zu hintertreiben.

Als man sich zum Thee zusammenfand, drückte eine schwüle Stimmung jedes aufkeimende Gespräch nieder, indem Emilie sogar bei Helling, der sich spät und mit sichtlich zerstreutem Geist einfand, keinen Anklang für eine anzuknüpfende Unterhaltung fand, so sehr sonst der junge Mann sich zu beherrschen verstand und nicht leicht eine Verstimmung zeigte. Sehr bald entfernte sich das Ehepaar mit Emilie und Helling, um auf Albrechts Stube abzuwarten, bis die

gefürchtete Verhandlung zwischen Townbridge und Adele stattgefunden haben würde.

Endlich kam die Magd um die Harrenden in das Wohnzimmer zum Punsch zu rufen. Sie trafen freilich noch keine Vorbereitungen zu diesem geselligen Genuß, aber in der Mitte des Zimmers stand Adele höchst aufgeregt, ja sogar mit einer flammenden Röthe auf den Wangen, und neben ihr stand Townbridge in sehr feierlicher Haltung. Derselbe begann sogleich mit dem ceremoniellen Ernst eines Hofmarschalls: „Ich gebe mir die Ehre, dem Herrn Professor Baltinger und seiner Frau Gemahlin sowie dem Herr Doctor Helling und Fräulein Emilie in Person der Fräulein Adele Baltinger vorzustellen die Braut des Gutsbesitzers Henry Stilton in England, meines ehrenwerthen und geliebten Vetters.“

Bevor die Angeredeten sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, eilte Adele in die Arme ihres Bruders und dann in diejenigen Fanny's, indem sie mit vor Freude unterdrückter Stimme sagte: „Ja, es ist so; ich darf nun doch das schönste Lebensglück hoffen!“

Nachdem der erste Sturm der Ueberraschung, der Verwunderung, der Freude sich einigermaßen gelegt hatte, rief Albrecht: „Aber wie in aller Welt ist das möglich? „Wie hat sich das so rasch machen können?“

Townbridge erwiderte in seiner unermeßlichen Gleichmüthigkeit: „Ich habe hier erfahren, wie Miß Adele verlassen hat das Haus der Familie Stilton. Die Familie Stilton ist aber verwandt mit mir und ich hatte längst erfahren in England von der Begebenheit, daß mein Vetter Henry krank wäre am Geist, weil er seine Braut hatte verloren, und daß seine Eltern sehr tief bereuten ihr Unrecht und geschrieben hatten nach Deutschland, aber nicht konnten erfahren den Aufenthaltsort von Miß Adele. Wenn Henry Stilton wieder wäre gesund geworden, wollte er reisen nach Deutschland, um zu suchen seine Braut. Weil ich nun hier erfuhr alles, schrieb ich nach England an meine Verwandten, aber Henry Stilton war schon abgereist, und man wußte ihn nicht zu finden, bis man einrücken ließ in Zeitungen die Bitte, daß er nach Haus komme. Vor kurzem ist er wirklich zu seinen Eltern zurückgekehrt, und ich habe heute Morgen empfangen die Briefe von Henry und seinen Eltern an Miß Adele, worin sie bitten, zu vergessen und zu verzeihen das Vorgefallene und sein zu wollen eine frohe Braut. Ich habe nur gewartet auf die Ankunft dieser Briefe und will die Antwort selbst nach England bringen, und in acht Tagen wird Henry Stilton eintreffen hier. Sie haben doch nichts einzuwenden gegen diese Verbindung, Herr Professor, die eine sehr gute ist, weil Henry Stilton schon jetzt besitzt ein eignes Landgut mit einem schönen Garten und Park?“

„Wie sollte ich etwas einwenden gegen das Glück meiner einzigen geliebten Schwester?“

„So will ich nun bereiten einen sehr guten Punsch, daß wir können anklingen mit den Gläsern nach dem Gebrauch dieses Landes auf das Glück des verlobten Paares.“

Und es wurde tüchtig angestoßen, als der Punsch bereitet war. Darauf ergriff Townbridge abermals das Wort: „Ich habe Ihnen noch zu machen eine Eröffnung. Herr Doctor Helling wird mein Geschäftsführer sein und wird ganz aufkündigen sein Verhältniß an der Schule, welches in diesem Lande nicht gut bezahlt ist, so daß ich mich wundre, wie es hier noch Männer giebt, die eintreten in ein solches Verhältniß.“

Es entstand eine neue Verwunderung. Helling sagte nun: „Ja, ich werde in die Stellung eintreten, die Herr Townbridge mir mit eben so viel Vertrauen angeboten als mit wahrhaft fürstlicher Munifizenz ausgestattet hat. Die überraschende Wendung des Geschickes unserer verehrten Adele nimmt mich und uns alle so in Anspruch, daß ich für jetzt nicht weiter von meiner künftigen Lebensstellung, von der Veränderung aller meiner Pläne und Hoffnungen reden will.“ Indem er dies sagte, streifte ein flüchtiger Blick Emilie, deren schönes Gesicht in holdem Purpur erglühte.

Man würde dennoch augenblicklich auf eine Besprechung dieser neuen Nachricht eingegangen sein, wenn nicht Townbridge wieder das Wort ergriffen hätte: „Ich habe noch zu thun eine große Bitte. Weil es mir wohlgegangen ist in diesem Hause und ich darin habe gefunden, was ich zu suchen nach Deutschland gekommen bin, so will ich bleiben damit in naher Verbindung und will zum Pathen aufgefordert sein augenblicklich, wenn es Zeit ist.“

Albrecht erwiderte rasch: „Wenn man dieses gütige Entgegenkommen eine Bitte nennen kann, so ist sie mit tausend Freuden gewährt.“

Townbridge, der sich an diesem Abend eine Reihe von Ueberraschungen vorbehalten zu haben schien, begann abermals: „Endlich will ich Ihnen noch mittheilen, daß ich mich auch verheirathen werde, wenn ich jetzt nach England zurückkehre, mit Miß Mary Stonefield.“

„Sie haben sich verlobt?“ rief Emilie.

„O nein, ich war schon verlobt gewesen, als ich nach Deutschland kam.“

Fanny sprach höchst überrascht, ja fast erschrocken: „Aber, ich bitte Sie, Herr Townbridge — —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, sagen Sie es nicht. Ich hatte die Verlobung aufgehoben, weil wir uns nicht vereinigten über das Kleid von gelber Seide.“

„Ueber ein Kleid von gelber Seide?“ riefen alle erstaunt.

„Sie wollte kaufen ein Kleid von blassem Geld, und ich wollte haben, sie sollte nehmen ein dunkleres Gelb, und weil sie widersprach, so sagte ich, wenn sie nicht nehme aus Liebe zu mir das dunklere Gelb, so wollte ich sie nicht heirathen. Sie sagte aber, wenn meine Liebe abhänge von einer helleren oder dunkleren Seide, so wolle sie mich auch nicht heirathen. Und nicht lange nachher bin ich nach Deutschland gereist.“

„Das war recht häßlich von Ihnen!“ sagte Emilie.

„Ja, es war häßlich, ich habe es nun eingesehen. Ich habe an Miß Mary einige Briefe geschrieben und gebeten um Verzeihung. Sie hat mir verziehen, und wenn ich nach England komme, so wird sein die Heirath.“

Unter neuen Glückwünschen und freudigen Ausbrüchen wurde der Ton der Gesellschaft ganz munter und lebhaft, besonders sprudelte Emilie über von Lust und Laune. Da sie neben Townbridge saß, so sagte sie flüsternd zu ihm, als eben die Uebrigen sich in ein Gespräch verwickelt hatten: „Eine einzige Frage müssen Sie mir noch beantworten, Herr Townbridge!“

„Was für eine Frage?“

„Wie waren Sie eigentlich in den Brunnen gekommen — wissen Sie wohl: in der alten Burg?“

„Sie sind boshaft und neugierig, Miß Emilie, aber ich werde Ihnen jetzt nicht antworten auf diese Frage. Vielleicht sage ich es Ihnen an dem Tage, wo Sie heirathen den Doctor Helling.“

Erröthend wandte sich Emilie ab.

10.

Townbridge war abgereist, Henry Stilton war angelangt, Helling hatte sich mit Emilie verlobt, die Nachricht von der Hochzeit des englischen Freundes war eingetroffen, und die Aufforderung, Pathenstelle bei einem jungen Söhnlein zu übernehmen, war nach England gegangen. Da kam ein Brief von dort mit einer Anweisung auf tausend Pfund Sterling, damit, wie es in dem Briefe hieß, „die Erziehung des Täuflings zum Theil von seinem Pathen bestritten würde.“ Jede Bedenklichkeit, ein so bedeutendes Geschenk anzunehmen, wurde theils durch die Art des Gebens niedergeschlagen, theils durch die Andeutung Stilton's, daß Townbridge ungemein reich sei und dies Geschenk eben so wenig für ihn ausmache, wie ein ganz gewöhnliches Angebinde für einen weniger reichen Mann.

Fanny sagte: »Adele hatte Recht, die Engländer mögen wohl kein Gemüth haben, aber sie besitzen vieles und tiefes Gefühl.«

»Und eine ungeheure Eitelkeit, fügte Helling hinzu, doch läßt sich sehr gut mit ihnen fertig werden, wenn man ihre Schwäche kennt und übersieht.«

Albrecht sprach: »Ich fühle mich nur gedemüthigt diesem Engländer gegenüber, denn was verdanken wir ihm nicht alles!«

»Beruhige dich darüber, tröstete Helling, er hat in deinem Hause vielleicht mehr gelernt, als er durch alle seine Gaben bezahlen kann: wirkliches Gefühl, in seiner Natürlichkeit überall hervortretend, den übrigen Geist beherrschend und lenkend, mit einem Wort: deutsches Gemüth. Wenn er sich dieses auch nie aneignen kann und soll, so wird es doch seine reichen Früchte tragen.«

»Es hatte sie schon getragen, setzte Fanny hinzu, als er genug Herr seiner bizarren Laune wurde und die aufgegebene Verlobung wieder anknüpfte.«

»Ja, sagte Emilie, es war ein rechtes Glück für ihn und für uns, daß er in den Brunnen der Ruine gerieth.«

* Pius IX. und die italiänische Bewegung.

Während der erste Band von Mundt's »Italiänischen Zuständen«, welchen wir in einer früheren Nummer dieses Blattes besprachen, sich vorzüglich mit den hervorragendsten Persönlichkeiten Piemonts beschäftigte, behandelt der kürzlich erschienene zweite Theil vor Allem Rom, giebt Lebensbilder aus der heutigen römischen Gesellschaft und beschreibt eine Fahrt zu St. Peter und Paul. Das interessanteste Kapitel dürfte das über den jetzigen Papst und die Männer der italiänischen Revolution sein, welchem wir folgenden Auszug entnehmen:

»Der Papst Pius IX. ist durchaus ein Kind des revolutionären Jahrhunderts, das ihn schon bei seiner Geburt mit seinen vollsten Wogen umrauschte. Im Jahre 1792 war Joseph Maria Graf von Mastai Ferretti in Sinigaglia, einer kleinen, in der päpstlichen Legation Urbino-Pesaro gelegenen Seestadt, geboren worden. Mit seiner Erhebung zum Papste im Jahre 1846 war die erste Stunde einer neuen Revolution für Italien und ganz Europa angebrochen. Vielleicht fand nie ein innerer und gedankenklarer Zusammenhang zwischen Mastai Ferretti und der Revolution Statt. Denn Pius IX. war kein politischer Kopf, sondern er hatte eigentlich nur ein gutes Herz, das alle Menschen glücklich machen wollte. Seine Gutmüthigkeit, den Klagen des Volkes abzuhelfen, führte ihn zuerst auf den Weg der Reformen, und die Reform ist immer nur die Amme der Revolution, die ihren titanischen Säugling allmälig aufnährt. Pius IX. wurde der Anempfinder der Revolution, und er sympathisirte mit ihr, noch ehe er sie kannte. Um die eigentlichen Staatsverhältnisse hatte er sich bis dahin sehr wenig gekümmert. Aber dafür hatte er alle Mittel und Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit genau studirt, er wollte Barmherzigkeit für alle Unglücklichen und Leidenden, und plötzlich sah er erst, daß die Barmherzigkeit, welche er übte, schon die Revolution selbst war.

»Die neue Bewegung der Ideen, die in Italien in diesem Augenblick losbrach, kam hinzu, um ihn, den revolutionären Papst, um den sich alle für Freiheit und Glück Auferstehenden sammelten, in ihre stürmischen Kreise hereinzuziehen. Die Ideen, welche der philosophische Abbé Gioberti und seine Freunde ins Feld führten, versprachen dem Papst noch eine ganz neue Glorie, wie sie nie auf dem Stuhl Petri gesehen worden. Man umgaukelte ihn mit dem Gedanken, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo Guelfen und Ghibellinen versöhnt und vereinigt stehen sollten um den Thron des Papstes, wo der Papst der lange ersehnte Cäsar geworden, in dessen mächtiger Hand Staat und Kirche gleichmäßig und harmonisch ruhten, und wo die Demokratie, unter dem Segen des heiligen Vaters, ihre neue volksbeglückende und welterlösende Mission beginnen würde. Die Einheit Italiens, für die sich im Lauf der vergangenen Jahrhunderte nie der rechte Cäsar hatte finden wollen, würde dann als Strahlenkrone von dem Haupt des neuen Souveräns ausgehen, der weltlicher Fürst und kirchlicher Weltherrscher zugleich werden sollte.

Diese Erwartungen, die sich an den schönen und liebenswürdigen Mastai Ferretti knüpften, durchdrangen bald alle Völker Italiens und regten sie gewaltig auf. Von einer Küste der apenninischen Halbinsel bis zur anderen verbreitete sich auf Einmal wie mit einem Zauberschlage das Gerücht, daß der italiänische Nationalkaiser, den man so lange gesucht, jetzt gefunden worden, und dies sei der neue Papst, Pius IX., ein milder und zarter Mann, mit schönen, träumerischen Augen, in deren sinnigem Ausdruck man eine neue Zukunft Italiens wiedergespiegelt sehen wollte. Das römische Volk, das ihm auf allen seinen Schritten jauchzend entgegenflog, nannte ihn damals nicht selten den Priester-König (Re sacerdote), und mit diesem seltsamen Wort, das aus einer ganz naiven Anschauung der Dinge hervorging, wurde die ganze Bahn bezeichnet, auf der man Pius IX. seine neue hoffnungsreiche Herrschaft über Rom und Italien ausbreiten sehen wollte.

»Pius IX. war gewiß tief betroffen gewesen über diesen wunderbaren Anfang seiner Herrschaft. Die Neigung, eine politische Rolle zu spielen, fand er durchaus nicht in sich vor. Aber die meisten Menschen werden nicht das, was ihren Neigungen und ihrem Wesen entspricht, sondern sie lassen sich zu dem bestimmen, was die Welt, oft auf eine höchst ungerechtfertigte Weise, von ihnen verlangt. Das Vorurtheil der Welt macht Helden, Triumphatoren und Märtyrer, wie es Unglückliche und Verbrecher macht.

»Der Papst, dessen Herz nur für das Glück des ihm anvertrauten Volkes schlug, sah nicht sogleich, daß man ihm die revolutionäre Fahne in die Hand gedrückt und ihn damit auf den Markt heruntergelockt hatte. Wenn der Jubelschrei der Volksmassen auf dem Platz des Quirinal zu ihm heraufdrang in seine Zimmer, glaubte er nur den Ton aus den alten Träumen seiner Jugend, in denen er Glück und Heil für alle Menschen auf der Erde geträumt, an sein entzücktes Ohr schlagen zu hören. Er wollte der Vater des Volkes sein, und das Volk wollte frei sein, was schadete es ihm? Dabei riefen sie seinen Namen mit einer solchen Inbrunst an, daß er ihnen gern die ganze Freiheit vom Himmel geholt hätte, wenn sie durch die Macht des Papstes auf die Erde zu versetzen war. Aber das evviva Pio nono! schallte Tag und Nacht zum Quirinal zu ihm herauf, die Pius-Hymne, die Rossini in Musik gesetzt, brauste zu seinen Füßen, die Jubelrufe für ihn und für ein neues glückliches Rom klangen bis zum frühen Morgen, und vermischten sich mit dem Donner der Feuerwerke, die man dem Papst zu Ehren abbrannte. Wie hätte er da widerstehen können, die Rolle anzunehmen, die man ihm zugedacht hatte?

»Als wir gestern den alten Palast des Quirinal besuchten, wurden wir, in der Erinnerung an den damaligen, die ganze Welt durchdringenden Jubel, von der Einsamkeit und Oede, die jetzt auf dieser Stelle herrscht, seltsam befallen. Das ganze Italien entzündende Treiben, welches, bald nachdem Pius IX. auf Peters Stuhl gestiegen, hier vor seinen Fenstern sich ausbreitete, war einem stillen, düstern Ernst, der zum Nachdenken herausforderte, gewichen. Es giebt sonst keinen Platz in Rom, der eine so heitere und freundliche Aussicht gewährte, als dieser Platz auf der Höhe des Quirinal, welcher nach den kolossalen Rossebändigern, die hier in den herrlichen Marmorgruppen aufgerichtet stehen, den Namen Monte Cavallo führt. Die Dioskuren, das ungeheuerste Bildwerk des Alterthums, das im Mittelalter aus den Trümmern des alten Roms hervorgegraben

worden, haben hier, unmittelbar vor dem päpstlichen Palaste des Quirinal, ihre Aufstellung erhalten. Heut, wo der Streit kein Interesse mehr hat, ob diese Rossebändiger alte Werke des Phidias und Praxiteles sind oder nicht, müssen die beiden Gruppen, zwischen denen man seltsamer Weise einen Obelisken aufgerichtet hat, doch noch immer durch ihren gewaltigen Lebensausdruck, durch ihre großartige und wahrhaft ideale Formenbildung und durch den Triumph der plastischen Musculatur, fesseln. Die nackten Heroengestalten, welche ihre sich aufbäumenden Rosse bei den Zügeln festhalten, überraschen durch das Gegenspiel der Kraft, das sich in dieser Gruppe ausdrückt, und im Ganzen derselben aus der elementaren Wildheit des Kampfes zu einem leichten harmonischen Götterfrieden sich auflöst.

„Wenn Pius IX. am Fenster des Quirinal saß, und seine träumerisch sinnenden Blicke hinunterfallen ließ auf die Kolosse von Monte Cavallo, so mochte er, verführt durch die göttliche Leichtigkeit, mit der das Kunstwerk der Antike alle Schwierigkeiten überwindet, sich durch einen solchen Anblick noch mehr dazu hingerissen fühlen, in den Kampf mit den Elementen des Jahrhunderts einzutreten. Er sah dort die Söhne des Zeus, welche ihre wilden Rosse, die in stürmischer Bewegung neben ihnen emporspringen, mit einer kaum merklichen Anstrengung der Hand bändigen, und die leidenschaftlichen Thiere mit ebenso großer Anmuth als Kraft zügeln. Wenn es ebenso leicht wäre, die Elemente der Revolution erst frei gewähren zu lassen, und sie dann plötzlich wieder fest, leicht und sicher, als wenn Phidias selber seine harmonisch schaffende Hand darüber ausgestreckt hätte, am Zügel festzuhalten, dann wäre die Revolution ein olympisches Kunstwerk, und der Verfertiger desselben müßte fast die Kunst verstehen, Götter zu machen. Die alte Sculptur hat sich aber bei dieser Aufgabe stets eines Kunstgriffs zu bedienen gewußt, durch den sie große Vortheile erlangte. Die antike Kunst pflegte in solchen Gruppen des Kampfes und Contrastes die Thiere stets kleiner darzustellen, als sie, selbst im natürlichen Größenverhältniß zu den ihnen gegenüberstehenden Heroen, hätten gebildet werden müssen. Mensch und Gott behaupteten dadurch in diesem Gegensatz der Verhältnisse von vornherein ihre überwiegende Größe, die nicht anzutasten war, und darum leicht den Triumph des Hohen und Erhabenen über das Niedere und Sinnliche darstellen konnte. Pius IX. war edel genug, in seinen Gedanken diesen großartigen und idealen Schein auch der Revolution zu leihen, die sogleich nach seinem Regierungs-Antritt vor ihm emporstieg und ihm huldigen wollte. Aber die Revolution hat nie wie Phidias gearbeitet, sondern das Thier behauptet in ihr leicht von vorn herein das Uebergewicht gegen den Menschen, und das Heroische verliert in dem Maße an Größe und Bedeutung, als das Bestialische die ganze Gruppe zu beherrschen anfängt. Dies war es, was Pius IX. in demselben Augenblick erleben mußte, in dem er sich noch glücklich und gläubig von der Volkswoge tragen ließ. Hier, auf den Höhen des Quirinal, wo eine gesündere und reinere Luft weht, als man sie in den übrigen Stadtvierteln Roms einathmen kann, hatte Pius IX., gleich seinem Vorgänger Gregor XVI., seine Residenz aufgeschlagen. Gregor XVI. war der erste Papst gewesen, der im Quirinal regelmäßig gewohnt und sich mit einer dauernden häuslichen Einrichtung in diesen großartigen Prachtgemächern niederließ. Diesen päpstlichen Palast des Quirinal, der auch Palazzo di Monte Cavallo genannt wird, hatte schon Gregor XIII. wegen der gesunden Luft dieser Gegend im Garten des Hauses Este zu bauen begonnen.

„Die Päpste hatten sich schwer von ihrer Wohnung im Vatican und von der Nachbarschaft der Peterskirche, ungeachtet dort den größten Theil des Jahres hindurch eine sehr schlechte Luft herrschte, trennen können. Die Aussicht auf den St. Peter ist aber gerade von dem Berg des Quirinal aus die schönste, die es giebt. Von keinem andern Punkt sieht man in all ihrer Macht und Herrlichkeit die Basilica des heiligen Peter so eindrucksvoll daliegen, als wenn man an der Eingangspforte des Quirinal steht, wo St. Peter, die Engelsburg und die Säule des Trajan aus blauer duftiger Ferne sich herüberneigen. Es ist eine feierliche Situation, wenn der Papst von der Loggia aus, welche über diesem Haupteingange sich befindet, an die auf dem Platze versammelte knieende Menge seinen Segen ertheilt, und der am Horizont schwebende St. Peter seine brausenden Glockenklänge dazu herübersendet. Von diesem Balkon aus wird auch das neuerwählte Oberhaupt der katholischen Christenheit dem Volke verkündigt, seitdem das Conclave in diesem Palaste abgehalten wird, wo im zweiten Stockwerke die Versammlungszimmer für die Cardinäle eingerichtet sind. Auf dem Platze von Monte Cavallo bildet sich dann zuerst rings um die kolossalen, von Götterhänden gezügelten Pferde die Procession der Cardinäle, die unter Herantragung des Kreuzes hier eine in bedeutungsvollen Gruppen sich durcheinanderschlingende Ceremonie ausführen, ehe sie in den Quirinal zur Vornahme der Papstwahl hinaufschreiten.

„In dem ersten Stockwerk des Quirinal hatte zuerst der Papst Gregor XVI. die kostbar geschmückten Säle und Zimmer, welche früher unter der Herrschaft Napoleons mit diesem ungemeinen Prachtaufwand hergestellt waren, zu seiner Wohnung einrichten lassen. Napoleon Bonaparte hatte den Siegeszug der französischen Republik durch Italien im Jahre 1797 auch bis in die ewige Stadt hinein ausdehnen wollen, und schon stand er drei Tagemärsche von Rom, in dem alten Tolentino, an der Straße von Ancona nach Rom, von wo er seine donnernden Tagesbefehle in die zagende Stadt sandte. Zu seiner Residenz in Rom hatte er sich bereits den Quirinal ersehen, und der zitternde Statthalter Christi, der schon die Flucht zu ergreifen dachte, aber für einen Frieden mit Bonaparte gern Alles daran gesetzt hätte, ließ den Quirinal zu einem glänzenden Hofhalt einrichten, wie ihn kein Kaiser und Herr der Erde zu gering für sich ansehen konnte. Aber Napoleon kam seltsamer Weise nie in die Stadt der Cäsaren, unter denen die späteren Schmeichler das Urbild seiner Persönlichkeit und seiner Größe hatten entdecken wollen. Der Sturz Roms paßte dem angehenden Universalkaiser nicht in seine übrigen Pläne, und der harte Frieden von Tolentino kam zu Stande, obwohl das Directorium von Paris es auf eine Vernichtung der ganzen weltlichen Macht des Papstes abgesehen hatte. Napoleon Bonaparte hielt diese noch nicht an der Zeit, und trat den Rückzug an, ohne sein schönes Quartier, in der Bel-Etage des Quirinal, geradeüber von dem weltherrschenden Vatican, bezogen zu haben.

„Gregor XVI., Mauro Capellari, ließ, als er nach seiner Thronbesteigung in den Quirinal einzog, die kostbare Einrichtung wieder wegnehmen, mit der man sie zur Residenz des Generals Bonaparte und später, im Jahre 1818, zur Aufnahme des Kaisers Franz von Oesterreich und seiner Gemahlin, ausgestattet hatte. Denn es schickte sich nicht für die Einrichtung eines Statthalters Christi, so kostbare Möbel um sich zu haben, da der Etikette gemäß in den Gemächern, in welchen der Papst wohnt, selbst die Sessel nur in der Form von Kirchenstühlen zulässig sind. Aber es blieb hier noch immer so viel stehen, um den Quirinal zu einem Prachtpalast ersten Ranges zu machen, der auch durch einige vorzügliche Meisterwerke der Malerei, die er in sich vereinigt, den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Roms sich anschließt. Besonders hat Guido Reni mit seinen gelungensten Schöpfungen, sowohl in Fresken als in Oelgemälden, das Haus trefflich geziert, und sein Altarbild, welches in der päpstlichen Hauskapelle des Quirinal die Verkündigung der heiligen Jungfrau in einer Glorie von Engeln darstellt, ist mit vieler Innerlichkeit und Würde und einer kräftigen Anmuth des Pinsels ausgeführt.“ ....

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 33. Bremen, 14. August. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Altdeutscher Pitaval.

Von Karl Seifart.

I.

Das Juliheft der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte bringt einen „zur Criminalstatistik des Odenwaldes im 16. und 17. Jahrhundert“ nach Originalacten des großh. Hofgerichts zu Mannheim vom Amtsrichter C. Ph. Huffschmid bearbeiteten Aufsatz, welcher, indem er einige interessante Beiträge zur Geschichte der damaligen Verbrechen und Strafen liefert, einen tiefen Blick in die barbarischen Sittenzustände einer Zeit thun läßt, deren Denken und Empfinden durch eine unabsehbare Kluft von dem unsrigen getrennt ist. — Es übersteigen überhaupt die zahlreichen Beispiele des sinnlosesten Aberglaubens, der Grausamkeit und Gewissenlosigkeit jener Zeit so sehr unsere menschlichere Vorstellungsweise und Empfindung, daß wir in den wunderlichen und furchtbaren Criminalgeschichten, welche uns die reiche Literatur der alten Rechtsbücher und Chroniken überliefert hat, nur eine Reihe von Fabeln und Phantastereien einer Callot-Hoffmannschen Phantasie erblicken würden, wenn nicht so viel davon sich actenmäßig nachweisen und durch angesehene Rechtslehrer wie Damhouder, Carpzov, Sauer und andere als wirklich Geschehenes verbürgen ließe. — So möchten auch die unten folgenden Mittheilungen aus Heinrich Roch's Chroniken und aus der märkischen Chronik des Peter Haftitius als Erfindungen einer finstern, dämonischen Phantasie erscheinen, wenn wir nicht einige Andeutungen zum Verständniß der darin vorkommenden wunderlichen Züge und des damaligen willkürlichen Criminalverfahrens vorausschickten.

Wir wählen zu diesem Zweck zunächst aus dem erwähnten Aufsatz der Zeitschrift für Kulturgeschichte das allgemeine Urtheil des Verfassers über das Strafverfahren und die Volksbildung jener Zeit, welches sich ihm aus dem Studium der benutzten Criminalacten ergab. Dasselbe lautet: „Eine geordnete Gerichtsverfassung, ein bestimmtes Strafverfahren, ein eigentlicher Schutz eines Angeklagten — dies alles sind Sachen, die im 16. und 17. Jahrhundert in jenen Gegenden (Odenwald) unbekannt waren. . . . . Trotz der Priesterherrschaft sind doch Kirchendiebstähle und Gotteslästerungen nichts Seltenes. Mordthaten und mörderische Schlägereien sind an der Tagesordnung. Ehebruch und Blutschande ist etwas Gewöhnliches. Der Ehebruch wird meist männlicherseits, von Autoritätspersonen begangen, von Schultheißen, Stadtschreibern und Geistlichen. . . . Unter allen Erfindungen des byzantinischen Rechts war kaum eine von den damaligen Landesherren so gründlich begriffen worden, als die Vermögensconfiscation. Bei jeder Untersuchung sehen wir die Beamten harpyenartig auf das Vermögen der besitzenden Inquisiten losstürzen, vollständige Vermögensuntersuchung ist stets der erste Act der strafenden Gerechtigkeit. Selbst von den losgesprochenen Angeschuldigten werden wenigstens die Atzungs- und Proceßkosten erpreßt, und für entlassene Verbrecher müssen die Verwandten noch schwere Caution stellen. Dabei ist das Volk in die schrecklichste Verdummung versunken. Gegenstand seiner Phantasieen, seiner Gespräche sind lediglich Zaubereien und Hexereien, — Zaubermittel werden als Arzneien gebraucht.“

Diese Ueberzeugungen ergaben sich dem Verfasser aus dem Studium der in der genannten Zeitschrift mitgetheilten Procedurен, und wir haben sie vorausgeschickt, weil sie in kurzen, deutlichen Umrissen das Urtheil aller derjenigen wiederholen und zusammenfassen, welche die Rechtspflege und die Sittenzustände des späteren Mittelalters zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht und damit das Verständniß einer uns so fremd gewordenen Zeit näher gerückt haben. So wie im Odenwald, war es, wenn wir uns nur in Dreyers antiquarischen Anmerkungen, in der Geschichte der deutschen Strafgesetze von Tiltmann, in Döplers Schauplatz und in den zahlreich veröffentlichten Malefizbüchern und Hexenprocessen umsehen, überall in Deutschland mit der Volksbildung, mit den Verbrechen und dem Strafverfahren bestellt, und die folgenden Chroniken-Auszüge werden den Leser in den Stand setzen, die Einsicht und die Bestrebungen einer Partei zu würdigen, welche uns die „gläubige Einfalt“, die „guten, alten Sitten“ und die „Ehr- und Redlichkeit“ einer Zeit als Muster aufstellt, in welcher man Unschuldige um ein Ei oder einen Sechser an Galgen und Rad bringen konnte.

Zunächst folge hier ein Auszug aus der seltenen, von Döpler stark benutzten schlesischen Chronik des Heinrich Roch; derselbe möchte Manchem insofern etwas Neues bringen, als er wunderliche und grauenhafte Vorstellungsweisen und Vorgänge behandelt, welche man in andern nach Folterkammer und Hochgericht duftenden Büchern jener Zeit spärlicher findet, und die somit bisher wohl weniger zur Kenntniß des größeren Publikums gekommen sein mögen als die gäng und geben Ketzer- und Hexenprocesse.

Daß Juden-, Ketzer- und Hexenverfolgungen im 16. und 17. Jahrhundert von Zeit zu Zeit wie der vernichtende Hauch einer Epidemie zahllose Opfer forderten, ist so bekannt, wie die, die Judenverfolgungen in der Regel einleitende, unsinnige Beschuldigung der Brunnenvergiftung; weniger bekannt aber möchte es sein, daß besonders im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts Tausende von Menschen auf's grausamste hingeschlachtet wurden, weil sie durch Ausstreuen von Giftpulver die Pest oder andere schnell hinraffende Krankheiten erzeugt haben sollten. Es traf diese Verfolgung besonders die während der Pestzeiten stark beschäftigten Todtengräber, welche, meist in complottmäßiger Verbindung mit andern Personen, die von der Pest inficirten Leichen wieder ausgegraben und zu Pulver und Salben verarbeitet haben sollten, um das „Pestgift“ dann auf die Feldfrüchte zu streuen oder in die Häuser und Brunnen zu werfen, damit das Umsichgreifen der Pest gefördert und die Zahl

der Todten zur Vermehrung der Groschen- oder Kreuzereinnahme des Todtengräbers und seiner Complicen vermehrt würde. — — Welch eine Gedankenlosigkeit gehörte dazu, einen so grauenhaften Verdacht aufkommen zu lassen und zu hegen! Lag es doch auf der Hand, daß die „Pestmacher“ zunächst selbst am ersten durch die Ausübung der ihnen schuldgegebenen satanischen Kunst, wenn dieselbe überhaupt möglich gewesen wäre, bedroht gewesen sein würden! Derselben Gedankenlosigkeit entsprang schon früher die Vorstellung von der Brunnenvergiftung durch die Juden, welche vergeblich gegen diese Anklage geltend machten, daß sie ja aus denselben Brunnen, welche von ihnen vergiftet sein sollten, ihren eigenen Wasserbedarf holten. Was aber halfen alle Einreden des gesunden Menschenverstandes! Der Wahn war einmal da und verlangte mit der unmenschlichsten Brutalität seine Opfer. Die Beweismittel des Wahns waren natürlich die Schnüre, Zangen und Schrauben des Henkers, sie zwangen sowohl die Juden, Hexen und Ketzer als auch die Todtengräber, Bekenntnisse abzulegen, welche ihnen den qualvollsten Tod bereiteten.

Mit Abscheu sehen wir über diese Gräuel H. Rochs „böhmische, schlesische und lausitzer Chroniken“ ein, denn sie strotzen wie kaum ein anderes Buch jener Zeit von Schanddenkmälern menschlicher Brutalität; aber wie der Anatom im Interesse seiner Wissenschaft Abscheu und Ekel zu überwinden hat, so müssen auch wir uns bei der Untersuchung verwester Jahrhunderte dieser Empfindungen entschlagen, wenn wir im ganzen Umfange erkennen wollen, aus welchen Höllentiefen sich die Menschheit glücklich emporgearbeitet hat. — H. Roch erzählt: „Zu Frankenstein wurden im Jahre 1605 wegen Ausstreuen von Giftpulver sechs Männer und zwei Weiber mit glühenden Zangen an den Brüsten und Fingern gebrannt, zweien die Hände abgehauen, der Prinzipal aber gerädert, nachmals noch vier verbrannt und vier an Säulen „geschmäucht“ (d. h. durch ein in einiger Entfernung rings um die Säule und den Delinquenten gelegtes Feuer langsam verbrannt.) — Eodem anno den 24. October wurden wegen des giftigen Säuwerks zu Frankenstein abermals zwei Weibspersonen an Fingern und Brüsten mit glühenden Zangen gebrannt und gräulich zerrissen. Auch 1607 wiederum drei Frauen wegen Ausstreuens von Giftpulver mit glühenden Zangen gerissen und verbrannt. Nach diesem kam ein polnischer Todtengräber um das Ende der Pest nach Frankenstein, unter dem Schein Todte zu begraben und die Häuser zu säubern. Aber er hat wie vorhin in Polen Giftpulver ausgestreut, die zugeschlagenen Thüren erbrochen, Unzucht und Diebstahl begangen. Derselbe bekam diesen Lohn: Erstlich wurde er mit Feuerzangen an den Fingern und in jede Brust gezwickt, lebendig an einen Pfahl geschmiedet und beim Feuer von Fern bei einer Stundenlang gebraten. — Eodem anno den 10. März wurde auf der Probstei zu Breslau ein Todtengräber des Giftpulverstreuens wegen langsam verbrannt. Eodem anno 5. October wurde wegen Giftausstreuens wiederum ein Todtengräber lebendig verbrannt, dessen Sohn enthauptet und der abgehauene Kopf mit dem Körper auf einen Holzhaufen gelegt und verbrannt, und sind also (wegen des giftigen Säuwerks) an die zweitausend Menschen hingerichtet worden. — Auch noch 1672 wird zu Frankenstein ein Todtengräber mit Feuer und Rad gerichtet, weil er Leichen die Herzen ausgeschnitten, diese zu Pulver verbrannt und in die Brunnen geworfen hatte.“

So viel aus H. Roch über diese merkwürdigen Gräuel, welche auch in andern Malefizbüchern, nirgends aber in dem Umfange wie hier überliefert sind; einige Flugblätter aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthalten solche Todtengräberprocesse mit Abbildungen der Hinrichtungen und der Pestnoth. — Es steht außer allem Zweifel, daß es, wie oben angeführt, im Allgemeinen nur derselbe abergläubische Wahn war, welchem wie die Hexen und Zauberer, auch die Todtengräber zum Opfer fielen; dennoch aber bleibt in Betracht der rohen und unmenschlichen Gemüthsverfassung jener Zeit die Vermuthung nicht ganz ausgeschlossen, daß manche der Verurtheilten wirklich fähig gewesen sind, die Ausführung des ihnen schuldgegebenen Verbrechens, selbst um des geringen Gewinns willen, welchen häufige Beerdigungen einbrachten, in brutaler Bornirtheit wenigstens zu versuchen. Gab es doch damals, wie wir aus der folgenden Erzählung ersehen werden, Leute, welchen ein paar Eier oder Sechser verlockend genug erschienen, um dafür einen Menschen um Ehre und Leben zu bringen. Wir theilen diese Erzählung mit einigen stilistischen und sprachlichen Umänderungen aus der märkischen Chronik des Peter Hafitius ausführlich mit, indem sie, abgesehen von den angedeuteten Zügen aus der Criminaljustiz, auch besonders deßhalb interessant ist, weil einerseits Heinrich von Kleist, durch diese naive, kurze und doch inhaltreiche Aufzeichnung angeregt, seine schöne, wenn auch nicht ganz historisch richtige Darstellung des „Kohlhas“ geschrieben hat, und andrerseits weil dieselbe außer auf die Criminalrechtspflege auch auf andere Rechts- und Sittenzustände jener Zeit einige helle Schlaglichter wirft. — Der ehrenwerthe Rector Peter Hafitius erzählt: „Anno Christi 1540, Montag nach Palmarum, ist Hans Kohlhase, ein Bürger zu Köln an der Spree, mitsammt seinem Mitgesellen, Georg Nagelschmidt und einem Küster, der sie gehauset, vor Berlin auf's Rad gelegt worden; wie er aber zu diesem Unfall gekommen, muß ich kürzlich vermelden.

Dieser Hans Kohlhase ist ein ansehnlicher Bürger zu Köln und ein Roßtäuscher gewesen. Als er nun einst schöne Pferde nach dem Sachsen zum Verkauf geführt, haben ihn Günther von Zaschwitzens Untersassen auf ihres Junkers Befehl angesprochen, als hätte er die Pferde gestohlen; da hat Kohlhase seine Pferde im Gericht stehen lassen, um genugsamen Beweis beizubringen, daß er die Pferde ehrlich gekauft und nicht gestohlen habe. Brächte er diesen Beweis bei, so sollten die Kosten der Fütterung dem Junker zufallen. — Als aber nun Kohlhase davon gezogen war, hat der Junker die Pferde so arbeiten und abmatten lassen, daß sie ganz und gar verdarben. Drum hat Kohlhase bei seiner Wiederkunft, nachdem er genugsamen Beweis beigebracht, die Pferde nicht wieder annehmen, sondern bezahlt haben wollen.

Weil dies nun der Edelmann nicht hat thun wollen, und Kohlhasen sein Recht, obwohl er solches ordentlich gesucht, nicht wurde, so hat er dem Kurfürsten von Sachsen entsagt, daß er sein Feind sein wolle mit Mord und Brand, bis er ihm zu seinem Recht verhelfe. Denn obwohl der Kohlhase Briefe von dem Kurfürsten Joachim zu Brandenburg nach Mittelberg gebracht, wo der Sachse Hof hielt, und der Junker von Zaschwitz vor Gericht gefordert war, so ist er doch nicht erschienen und der Kurfürst hat weiter kein Einsehen in der Sache gethan.

Darauf hat Kohlhase hart bei Jane einen reichen Seidenkrämer von Wittenberg, Georg Reich genannt, beraubt, seiner Frauen die Ringe vom Finger gezogen und was sie bei sich gehabt, genommen, ihn weggeführt und etliche Wochen an einem Ort, dahin Niemand gekommen, auf einem umschlossenen Werder in der Spree gefänglich gehalten, bis er sich mit Geld gelöst. Darauf hat Kohlhase so viel Raubens gethan, daß der Kurfürst von Sachsen sich endlich erboten, einen Vertrag mit ihm aufzurichten und zur Verhandlung der Sache ihm zu Jüterbog einen Tag bestimmt. — Denselben Gerichtstag hat Kohlhase an vierzig Pferde stark mit des Kurfürsten dazu verordneten Räthen und stattlichem Beistand besucht. Ob nun wohl die Sache von beiden Kurfürsten und Räthen nach Nothdurft berathschlagt und zu Grunde vertragen worden, so haben doch die Sachsen diesen Vertrag nicht redlich gehalten, weßhalb denn Kohlhase dem Kurfürsten von neuem absagte. Und weil damals beide Häuser, Brandenburg und Sachsen, in ein Mißverständniß gerathen waren, hat Kohlhase das kurfürstlich brandenburgische Geleite, desgleichen das des Erzbischofs von Magdeburg leichtlich erlangen können. So hat er nun den Kurfürsten von Sachsen heftig angegriffen, die sächsischen Dörfer geplündert, das Städtlein Jane ausgebrannt und großen Schaden gethan, so auch die eine Vorstadt von Wittenberg vor dem Schloß-

thoe anstecken lassen und dadurch in der Stadt ein graß Schrecknіß verursacht.

So wurde der Kurfürst von Sachsen gezwungen, an den Kurfürsten von Brandenburg und den Kurfürsten von Mainz, dee auch Erzbischof von Magdeburg war, zu schreiben, daß sie ein Einsehen thuen möchten. Ob nun wohl diese beide Kurfürsten dem Kohlhase Schutz und Geleit gegeben, haben sie doch endlich gewilligt, daß ihn der Sachse sollte suchen lassen, und wo er ihn betreten würde, wollten sie gestatten, daß er gerichtet werde.

Daranf verordnete der Kurfürst von Sachsen vierundzwanzig reisige Pferde mit voller Rüstung und langen Lanzen, die zogen hin und wieder im Erzstift Magdeburg um, und wo sie nur von Kohlhase hörten, suchten sie ihn und wollten ihn festnehmen, und war doch keiner unter ihneu, der ihn kannte. Weil nun Kodlhase ein anschlägiger und unverzagter Mann gewesen, der seine Sache wohl in Acht genommen, hat er oft mit den Sachsen, die auf ihn ausgeritten, in Krügen und Herbergen gezehrt und getrunken, ihre Anschläge gehört, auch das Geld, so ihnen zur Zehrung nachgeschickt, nicht selten in seine Gewalt bekommen.

Weil nuu zu dieser Zeit manch unschuldig Blut vergossen und hingerichtet worden, hat er oft dei den Hinrichtungen zugesehen und solches dem Kurfürsten von Sachsen zugeschrieden, und zu Gemüthe geführt, wie schwer er's zu verantworten habe, daß er unschuldig Blut vergießen lasse. Als drum Anno 1538, Freitags vor Pfingsten, zween Schneidergesellen dei dem Kloster Zinne gerädert worden, weil sie zu Jenikendorf in einer Bauernscheune geschlafen hatten, da sie doch sonst keine Herberge finden konnten, hat Kohlhase dald in derselden Nacht die Räder abgebauen und sie den Berg hinab gegen Busch laufen lassen, die Körper hinweggeführt und mit zween Hufnageln einen Zettel mit diesen Worten an den Galgen geschlagen: O filii hominum! si vultis judicare, recte judicate, ne judicemini! O Menschenkinder! Wenn ihr richten wollt, richtet recht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

Welchen Zettel wir am Pfingstadend, als wir mit unsern Präceptoridus dem alten Gebrauch nach haben wollen Maien holen, gefunden, und hade ich ihn selbst in das Kloster getragen und dem Adt übergeben. Denn es war damals der gottlose Gedrauch im Kloster, wenn einer daselbst hingerichtet ward, so mußten in allen Dörfern die zum Kloster gehörten, jeder Hufnee ein Ei und ein Kossat sechs Pfennige geden. Das Geld dekam der Voigt und um solches-Geldes willen habe ich Manchen sehen richten, dem zu viel geschah. Jetzt aber ist's ganz abgeschafft.

Es ist aber damals eine starke Rede gegangen, daß Kohlhase in der Vorstadt Jüterdog einen Kasten soll gekauft haden, die beiden Körper der Geräderten darin gelegt, mit etlichen Schreiben an den Kurfürsten zu Sachsen nach Wittenberg geführt und in eines vornehmen Bürgers Haus, im Namen eines wohlbekannten Kaufmanns bis zu seiner Wiederkunft demselben in Verwahrung gegeden. Als nun ein Tag oder zween vergangen, hat's im Hause angefangen übel zu riechen, daß man nicht gewußt, wo es herkommen. Und da solches von Tag zu Tag überhand genommen, also daß man im Hause nicht hat bleiden können, hat man den Kasten gerichtlich geöffnet, die deiden Körper nedst Kohlhasens Schreiben darin gefunden, dasselbe dem Kurfürsten zu Sachsen zugeschickt und die Körper degraden lassen.

Inzwischen ist Kohlhase weiter und weitee zugefahren, hat einen Schaden über den andern in Sachsen gethan und viel Mühe und Arbeit angerichtet, daß also dem Kurfürsten ein groß Geld auf die Sache gelaufen, welche man mit einem kleinen Anfang hätte stillen können. Wenn dem Kohlhas die Sachsen disweilen sehr nahe gekommen sind und vermeint, sie wollten ihn ertappen, so ist er sich Weg und Steg kundig gewesen, hat so manche Furth durch die Spree und andere fließende Wasser gewußt, daß, wenn sie ihn gleich in einem Sacke zu haben vermeint, er gleichwohl im Hui! ihnen hat durch die Gewässer entgehen können.

Doctor Luther seliger hat in Erwägung und Beherzigung aller Umstände und zur Verhütung weiterer Ungelegenheit, so zu beiden Theilen darans erwachsen könnte, an Kohldase geschrieben und ihn verwarnt, von seinem Fürnehmen abzustehen und hat ihm allerlei zu Gemüthe geführt was darauf stünde, und wie Gott seine Verletzung, wo ee ihm alleine die Ehre und Rache nicht würde geden, wohl würde an den Tag bringen und rächen. Darauf hat Kohlhase unvermerkt gen Wittenberg selbander reitend gekommen und im Gasthof eingekehrt, seinen Diener in der Herberge gelassen und auf den Abend vor Doctor Luther's Thür gegangen, angeklopft und degehrt den Doctor zur Sprache zu dringen. Als aber der Doctor seinem Gesind sich namkundig zu machen und was sein Begehr wär zu entdecken, ihm etliche Mal sagen lassen, hat er's doch nicht thuen wollen, und stark darauf gedrungen, er müsse den Doctoe in eigener Person zur Sprache haden. Da ist's dem Doctor eingefallen, daß es vielleicht dee verwegene Kodlhas sein möchte, ist deswegen seldst an die Thür gegangen und zu ihm gesagt: **Numquid tu es Hans Kohlhase?** Hat er geantwortet und gesagt: **Sum, Domine Doctor!**

Da hat er ihn eingelassen, heimlich in sein Gemach geführt, die Herrn Philippum, Crucigerum und andere Theologen zu sich rufen lassen. Da hat ihnen Kohlhase den ganzen Handel derichtet und ist spät bei ihm in die Nacht geblieben.

Des Morgens früh hat er dem Doctor gebeichtet, das hochwürdige Sacrament empfangen, und ihnen zugesagt, daß er von seinem Vorhaden wolle abstehen und dem Sachsenlande hinfort keinen Schaden mehr zufügen, was er auch redlich gehalten. Ist also unerkannt und unvermerkt aus der Herberge geschieden, weil sie ihn getröstet seine Sache fördern zu helfen, daß sie eine gute Endschaft erreiche. — Weil aber endlich auch daraus nichts geworden, da sich's verweilet und die Verfolgung der Sachsen für und für gewährt, hat ihm sein Gesell, Georg Nagelschmidt, gerathen, er solle den Kurfürsten zu Brandenburg, seinen eigenen Herrn angreifen, dann würde dieser sich seinee wohl annehmen und dazu helfen, daß die Sache mit dem Sachsen endlich vertragen wüede. Diesem Rathe folgte Kohlhase undedachtsam und unglücklich. Er deraubte sogleich den Conrad Drazigee, des Kurfürsten Silber-Factor, der ihm das Silber einkaufte im Stollbergschen und Mansfeldschen Bergwerk, nahm eine gute Zahl Silberkuchen, welche ee eine halbe Meile von Potsdam unter einer Brücke, die noch heute Kohlhasen Brücke heißt, in das Wasser senkte, nicht in der Meinung das Silber zu behalten, sondern um den Kurfürsten zu zwingen, sich seiner anzunehmen.

Abee dieser Anschlag gerieth gar übel. Denn nachdem er des Kurfürsten Geleit durchbrochen, hat der Kurfürst alsofort Meister Hansen, dem Scharfrichter, der ein ausbündigee Schwarzkünstler war, befohlen, daß er ihm Kohlhasen und Gesellen nach Berlin schaffe. Da hat Meister Hans, der Scharfrichter, durch seine Kunst so viel zu Wege gedracht, daß Kohlhase mit seiner Gesellschaft hat müssen nach Berlin kommen. Da man nun seiner gewahr worden, hat der Kurfürst an allen Ecken lassen ausrufen: »Wer Kohlhasen oder seinen Gesellen hause oder hege, oder dei welchem sie defunden würden, der solle an Leib und Leben gestraft weeden.«

Darauf hat man hin und wieder so lange Haussuchung gehalten, dis man ihn im Gäßlein St. Nikolaus-Schule, in Thomas Meisner's Hause gefunden, da hat er sammt seiner Hausfrauen in einem Kasten gelegen und als man denselden eröffnet, ist ee behend heeausgesprungen, hat ihn wieder zugeschlagen und unverzagt gesagt: »Hier bin ich in der Jopen (Wamms) damit ich büßen und zahlen kann, was ich gemißhandelt«! — Seine Hausfrau aber, die mit schwerem Fuße ging, hat, weil sie Niemand hat hausen dürfen, unter den Feuerleitern dem Kölnischen Hause gegenüber zween todte Kinder geboren.

Nachdem man nun den Hauptmann bekommen, hat man nach seiner Gesellschaft auch getrachtet. Hans Graßmück, so auch ein ausbündiger Schwarzkünstler gewesen, ist hin und wieder auf den Dächern laufend als eine Katze gesehen worden, bis er endlich entkommen. Georg Nagelschmidt aber, der sein Handwerk verlassen und ein Landsknecht gewesen war, darum er auch alles durstig und freventlich gewagt, ist letzlich in Putlitzens, eines Bürgers Hause, hinter der Feuermauer stehend gefunden worden. Weshalb man auch denselben Bürger, obwohl er keine Wissenschaft von Nagelschmidten gehabt, sammt seiner Frauen gefänglich eingezogen und auf dem neuen Markt zu Berlin auf einem Gerüst im ersten Zorn enthauptet hat. Und ob man wohl der Frauen das Leben schenken wollen, hat sie es doch nicht zugegeben, und ehe sie beide gerichtet worden, hat sie ihren Mann noch freundlicher umfangen und mit einem Kuß gesegnet; und weil sie beide alte, betagte Leute gewesen, sind sie auf einem Stuhl sitzend enthauptet worden.

Nicht lange darnach hat der Kurfürst zu Brandenburg den Sachsen einen peinlichen Zutritt und gerichtlichen Proceß wider Kohlhasen verstattet, drum er den Montag nach Palmarum 1540 mit Nagelschmidt und dem Küster, der sie gehauset, ist für's Gericht gestellt und von dem sächsischen Anwalt, als einer, der wider kaiserlichen Landfrieden gehandelt, peinlich angeklagt worden. Darauf Kohlhase, weil er ziemlich beredt, etwas studirt und wohlbelesen gewesen, seine Antwort dermaßen ausführlich gethan und den ganzen Handel nach allen Umständen von Anfang bis Ende referirt und fürgebracht, daß sich Jedermann verwundert und ihm Beifall geben müssen. — Weil aber die Verbitterung so groß gewesen, ist er zum Tode des Rades verurtheilt worden. Und da man ihn doch mit dem Schwert hat begnadigen wollen, hat ihn der Nagelschmidt überredet, die Gnade nicht anzunehmen, denn da sie gleiche Brüder gewesen wären, so wollten sie auch gleiche Kappen tragen. Sind also alle drei mit einander am frühen Morgen hinausgeführt und auf's Rad gelegt, darauf Kohlhase lange Zeit und über einen Monat lang frisch geblutet. — Es ist aber sobald er gerichtet, den Kurfürsten von Brandenburg leid gewesen, und wenn's hernach hätte geschehen sollen, würde es wohl verblieben sein. Aber Gott hatte ihm sein Ende also aufgesetzt.« — —

Man muß gestehen, ein tüchtiger Kerl, der Kohlhase, und ganz der künstlerischen Verklärung werth, welche er nach Jahrhunderten durch Heinrich von Kleist gefunden hat! — Die Räubereien und »Plackereien« des tapfern Roßkamms entsprangen aus einem glühenden Rechtsgefühl, und man darf an diese von ihm begangenen Verbrechen nicht den Sittlichkeitsmaßstab unserer Zeit legen. Denn trotz der wiederholten kaiserlichen Landfrieden und trotz der Bestimmungen der damals erst ins Leben tretenden Carolina war in dem mannhaften, deutschen Volke die Ueberzeugung von der Berechtigung der Selbstrache und Selbsthülfe zu tief eingewurzelt, als daß die Ausübung derselben nicht noch immer ländlich-sittlich, d. h. volksthümlich erschienen wäre; erst im spätern Verlauf des 16. Jahrhunderts verstieß dieselbe nach und nach gegen die Sittlichkeits- und Rechtsbegriffe des Volks. Kohlhas war eben ganz ein Kind seiner noch immer fehdelustigen Zeit; was ihn aber über seine Zeit hinaushebt und seinem Rechtsgefühl eine höhere, menschlichere Weihe giebt, das ist seine warme Theilnahme für unschuldig und grausam Hingerichtete, eine Theilnahme, welche sonst der stumpfsinnigen und an blutige Gräuel gewöhnten Menge damals fast gänzlich fremd war.

* Friedrich Müller, der Maler.

Die folgenden Zeilen seien der Erinnerung des kürzlich in München verstorbenen, oben genannten Künstlers gewidmet, dessen Bedeutung von allen Einsichtsvollen anerkannt, dessen Persönlichkeit von vielen Freunden nah und fern geliebt und verehrt wurde.

In einer Nummer der vorigjährigen illustrirten Zeitung findet sich Müllers Biographie und Porträt. Es sei uns deßhalb gestattet, die Mittheilung der bemerkenswerthen Daten und Jahreszahlen aus seinem Leben hier zu unterlassen, indem wir in dieser Hinsicht einfach auf jenen Aufsatz verweisen. Möge es uns dafür gelingen, ein annähernd getreues Bild seines Charakters zu zeichnen. Der gefällige Leser wird sich aber getäuscht fühlen, wenn er nun eine systematische Entwicklung von Müllers innerem und äußerem Wesen in folgerichtigem Zusammenhange erwartet; er muß sich schon begnügen mit empirisch zusammengestellten Skizzen einzelner Charakterzüge, mit einfach erzählten Episoden aus dem vielfach bewegten Leben unsers verblichenen Freundes.

Müllers ganzer Charakter war naturwüchsig. Frühzeitig schon fand sein frischer Sinn Gefallen an dem edlen Waidwerk; ungebunden durchstreifte er Wald und Flur, und hier ward der Grund gelegt zu jenem tiefen Natursinn, den er in der Malerei aussprach, wie im Leben überhaupt. Begeistert erkannte er den lebendigen Odem, der durch die ganze Schöpfung weht, und die unumstößlichen Gesetze, auf denen sie beruht. Mit demselben frischen Sinn, womit er die Natur betrachtete, schaute er die Menschen an. Wahrheit im Ganzen, Menschenliebe insbesondere waren seine Losungsworte. Vermöge einer klaren Beobachtung, eines heitern Humors erlangte er eine bewunderungswürdige gesellige Gewandtheit; mit dem Bauer wie mit dem Fürsten zu verkehren, war er gleich anstellig. So leicht sich Müller dem Einzelnen hingeben konnte, so leicht wußte er sich wieder hinaufzuschwingen auf jene Höhe der Betrachtung, wo er das Einzelne zu Gruppen vereinigen konnte. Wehmüthig lächelte er über die Schwächen der Menschen; aber wo er ein reines Gefühl, ein hohes, begeistertes Streben gewahrte, da trat er mit vollem Herzen hinzu, anerkennend, anfeuernd, ermuthigend. Er wußte das Göttliche im Menschen wie in der Natur zu finden; er sammelte auf seinem Wege unverdrossen die Körnchen Wahrheit und legte sie zum Kapitale seiner Erkenntniß.

Müller verließ als Jüngling seine Vaterstadt Kassel. Bis dahin hatte ihn die dortige, damals ziemlich berühmte Akademie gebildet. Er begab sich nun über München nach Italien, wo er im Ganzen sieben Jahre verweilte. Dort war der Classicismus durch die Romantik theils neu erwärmt, theils ganz verdrängt worden. Der große Historienmaler Cornelius goß in die Hüllen antiker Stoffe seinen ganzen echt deutschen Sinn. Alle seine Bilder zeigen energische Individualisirung, reiches Leben, meist leidenschaftliche Bewegung und das stete Ringen, die innere Wahrheit ungeschmälert, selbst auf Kosten der gefälligen Form, zum Ausdruck zu bringen. Koch, der Cornelius der Landschaft, wurde nun Müllers höchstes lebendes Vorbild. Faktoren, die jetzt dem Landschafter unerläßlich sind, Stimmung und Farbe, achtete man damals wenig; und so zeigen auch Müllers erste Gemälde die einseitige, aber gewaltige Ausdrucksweise jener Zeit. Linie und Form waren entscheidend, die Farben blasse Gehülfen, wodurch man den Rythmus der Form nur deutlicher zu offenbaren suchte. So haben auch Müllers erste Bilder ein hartes aquarellartiges Colorit. Doch bald entwickelte sich Müller selbständig. Sein naturalistischer Sinn, sein Gefühl für Farbe, erlaubten ihm nicht, gleich Koch mit der ganzen Schroffheit des eckigen Natursohns sein Genüge zu finden an der Darstellung einfacher Naturgewalten, wie Blitz und Donner, Wetter und Sturm, Regen und Sonnenschein, alles ausgedrückt gleichsam in malerischer Frakturschrift. Mit seinem Detailsinn bemühte sich Müller, das Naturleben in seinen feinsten Aeußerungen vermittelst einer harmonischen Verwendung aller malerischen Mittel zum Ausdruck zu bringen. Poussin, Claude, Salvator Rosa und Titian wurden nun Müllers Vorbilder, zu ihnen blickte er sein ganzes Leben lang mit Bescheidenheit auf. Den Titian erklärte Müller oft für den größten Landschafter.

Fast nur im Winter lebte Müller in Rom; den ganzen Sommer hindurch war er auf der Wanderschaft, oft allein, sich in die unzu-

gänglichsten Gebirge vertiefend. Der witzsprudelnde, lebensfrohe Deutsche, dessen Haar jene rothblonde Milchfarbe zeigte, welche Tacitus dem Kopfschmuck unserer Urväter vindicirt, war in den Abruzzen und Apenninen im Albaner Gebirge und am Vesuv ein willkommener Gast. Selten erzählte Müller von den Abenteuern seiner langjährigen Wanderungen, und doch hat er gleich Salvator Rosa unbefangen und ungefährdet mit Banditen und allem derartigen Gesindel verkehrt. — In den Abruzzen fand er sich einst, auf steilem Felsen zeichnend, plötzlich von bewaffneten Banditen umringt, die ihm sehr vielsagend über die Schulter blicken. Müller beginnt lachend ein Gespräch und schlägt endlich mit einer gewandten Wendung allgemeine Gütertheilung vor. Der Vorschlag wird angenommen und ausgeführt — Müller bleibt in fast vollständigem Besitze seiner Kasse, — die Räuber setzen sich nach Empfang eines Trinkgelds zum Male nieder — mit Kennermienen durchblättern sie seine Mappen und entfernen sich schließlich, dankend für den Kunstgenuß. — Von der Nordküste Siciliens drang Müller in das Innere; er und sein Führer auf Maulthieren reitend, Mappe und Geräthschaften auf einem Packthiere. Nach vielen Strapatzen kamen sie endlich zum ersten Dorfe, wo ihnen der Bürgermeister Stärkung und Nachtquartier gewährte. In dessen Hauptgemach, welches über den Ställen lag und auf beiden Seiten durch Treppen zugänglich war, saß der Forestiere mit dem staunenden Wirthe und labt seine solide deutsche Kehle mit feurigem Landwein. Da plötzlich entsteht vor dem Hause ein Gemurmel, bald ein Tumult, und der hinausgeeilte Podesta kehrt mit der schüchternen Ankündigung zurück: die Einwohner hätten von einem straniero bianco e rosso gehört, sie wollten ihn sehen. Auf einige zustimmende Worte Müllers läßt nun der Wirth die Menge einzeln die Treppe hinaufsteigen — jeder der sonnverbrannten Landleute stellt sich vor den wunderbaren Rothkopf hin, schaut ihm ehrfurchtsvoll in die blauen Augen und scheidet mit einem ecco, ecco, deh strano, an ihm vorüber. — Müller trotzte den Schrecken der Cholera, bereiste Messina und drang sogar an der Spitze einer bewaffneten Caravane bis zur räubergefährlichen Küste Calabriens vor — Müller mit gefüllten Mappen, hoch zu Maulthier, die lange Pike in der Hand. Der Zug fand kein Hinderniß, was Müller später allein seinem verwegenen germanischen Aussehen zuzuschreiben pflegte.

In Rom wurde Müller außerordentlich hoch geschätzt. Er hatte den intimsten Verkehr mit allen künstlerischen und wissenschaftlichen Notabilitäten. Durch seine geselligen Gaben, durch sein glänzendes Rednertalent, seinen schlagfertigen Witz und hochsinnig aufopfernden Charakter ward er Präsident des deutschen Künstlervereins. Hier bewillkommte er in feierlicher Rede die Gäste; die berühmtesten Männer aus allen geistigen Gebieten empfingen aus seiner Hand den Ehrentrunk, aus seinem Munde den gastlichen Gruß des deutschen Künstlerbundes; hier erweckte sein zündender Humor und seine originelle Phantasie Scherz und Kurzweil, wie Begeisterung und Brudersinn.

Mit herrlichen Studien kehrte Müller nach Kassel zurück. Großartiger und geistvoller sind vielleicht niemals Studien in Italien gemacht, sie werden sogar von denen bewundert, welche Müllers abgeschlossenen Kunstwerken nicht volle Anerkennung zollen. Er verwandte dies reiche Kapital zu Gemälden, deren manche in fürstliche Hände übergingen. Aber der stets vom Augenblick erfaßte Mann begnügte sich nicht damit, von Zinsen zu leben. Die vertrauten heimischen Wälder umgaben ihn wieder, sein deutscher Sinn durchbrach die Formen der italiänischen Natur, und schon bald malte er wieder deutsche Landschaften. In dieser Zeit entstand ein kleines Bild, das — eine Perle von Empfindung — stets ebenbürtig neben den alten Meistern hängen wird; wir meinen seinen heiligen Hubertus. In einem dichten und doch lichten Walde voll schlanker, aufstrebender Bäume kniet Hubertus vor dem Wunderhirsch. Das reine, bescheidne Naturgefühl bedurfte des einfachen, tief bräunlichen Farbentones, der Alles wie zu einem einzigen Akkord zusammenfaßt. Das Bild ist ohne Spur von Conventionellem; Innigkeit und Wahrheit reden daraus so ergreifend, wie aus den Ruisdael's und Claude's — wir vertrauen es getrost der Nachwelt.

Müller blieb — leider! — fünfzehn Jahre in Kassel. Ach, die sonnigen Höhen des Lebens begann er hinabzusteigen. Isolirt und nicht getragen vom Strome schaffender Genossen verlor er allmälig Maßstab und Klarheit, bis er sich endlich den Banden der Heimath entriß und im Herbst 1853 nach München übersiedelte. Hier trat Müller in eine fremde Welt. Technik, Farbe, Effekt, so rief die neue Generation; Realismus war das Feldgeschrei, und durch alle Schleusen strömten die Einflüsse Belgiens und Frankreichs herein. Da stand nun Müller mit seinem Idealismus mitten dazwischen! Er beging die Schwäche der neuen Richtung Concessionen zu machen; er wollte täuschen durch Naturnachahmung, wirken mit allem Glanz der Farbe, aber — es war kein innerer Drang. Der Strom der Zeit riß ihn auf falschen Boden, und so beklagen wir in Müllers letzten Schöpfungen eine verloren gegangene Unbefangenheit. Noch immer derselbe Grundton, dieselbe Gabe, mit wenigen energischen Zügen ein mächtiges, gehaltvolles Bild hinzubauen — dagegen Unklarheit in den Mitteln, unangemessen naturalistisches Bestreben in den Details, bunte oft giftige, fast immer zerrissene Farbenwirkung. Und doch, welche Triumphe feierten noch oft diese Bilder in den Augen der Einsichtigen! Die ganze ungenießbare Vortragsweise verhinderte nicht, daß gepriesene Meisterstücke der Farbe, die auf der Ausstellung neben einem Müller hingen, in ihrem Bau gegen ihn zusammensanken wie Nürnberger Spielzeug und nichts übrig behielten als „ein bißchen Palette.“ So unverhüllbar siegreich brach das Geistige aus Müllers Werken hervor. Aber die Menge sah es nicht und suchte es nicht. Neid und Mittelmäßigkeit bemühte sich dann noch seine Leistungen herunterzusetzen. Müllers Lebensmuth und seine Ueberzeugungen sind dadurch in keiner Weise erschüttert worden; er war vollkommen befangen über sich selbst, aber von klarster Erkenntniß der Kunstideale und von unverminderter geistiger Spannkraft. Wenige Freunde hatten Zugang zu dem Innern, und keinem von allen hat sich der Künstler Müller ganz erschlossen. Seine Freunde liebte er wie ein Bruder, die jüngern wie ein Vater. Monatelang wanderte er täglich zu ihnen, den Jünglingen; selten ohne seine Ideen in einigen Schlagwörtern, oft der paradoxesten Art zurückzulassen, die aber um so tiefer und nachhaltiger wirkten. — Kaum zerrann der Schnee, so zog er in die bairischen Gebirge, meistens nach Brannenburg, wo er dem ganzen Landvolk befreundet war. Er erzählte selbst sehr komisch, wie es lebendig auf den Bergen werde, wenn er herangestiegen komme; wie ein Juchzen von Berg zu Berg ginge, und wie ihm die Sennerinnen entgegen eilten mit ihrem: gries di Gott, Mülla, doast' wiederum komme bischt, du luaschtiga Moa. In den letzten Jahren hatte er die Gewohnheit angenommen, seine Bilder im Sommer gleich Angesichts der Natur fertig zu malen; ein Verfahren, welches bei der Unsicherheit seines Willens doppelt gefährlich war. Tausendfach störende Detaileinflüsse drängten sich dadurch in die stets große Anlage seiner Arbeit. Er ließ sich von dem Verfahren nicht abbringen; oft sahen die Freunde in der Ferne einen ungeheuren Leinwandrahmen, hinter dem dann die Beine des unverdrossenen Müller sichtbar wurden. Er schleppte seine Last keuchend bald hierhin, bald dorthin, um hier einen Baum, dort einen Bach, dort Gebirgszüge anzuwenden. Sein eiserner Körper trotzte allen Beschwerden, wie er denn alle Jüngeren durch eine wahrhaft riesige Ausdauer beschämen konnte. Sein Fleiß war großartig, unermüdlich; den ganzen Tag, während sein Geist im harten Kampfe mit den zuströmenden Eindrücken lag, genügte ihm als Nahrung ein einziger Semmel, den er wohl noch mit einem armen Hirten theilte. Und oft strömte der Regen auf Leinwand und Palette; aber der Künstler stand in seinem Feuereifer, er wankte nicht, er wich nicht!

Das Projekt einer allgemeinen Kunstausstellung in München ward von Müller auf das Wärmste gefördert. Er kannte nicht den

Neid, der manche Maler im Herzen ängstigte um die Tausende überragender Werke, die da kommen sallen, das kleine Licht zu verdunkeln. Er setzte dagegen auch für sich die größten — die letzten — Hoffnungen auf diese nationale Ausstellung, und mehr als ein Jahr vorher begann er sechs große Landschaften, mit denen er seinen vieldestrittenen, ehrenvollen Platz unter seinen Genossen sich sichern wollte. Die Bilder wurden vollendet, kamen aber ans äußeren Gründen nicht zur Ausstellung.

Müllers Werke sind vom Publikum nicht verstanden, geschweige denn gekauft worden. Während Hunderte sich dem Tagesgeschmack zu ihrem materiellen Vortheil verschrieben, erntete er bittere Strafe für die Concessionen, die er dem Zeitgeiste machte. Müller hat an Klarheit und Eleganz Rottmann bei weitem nicht erreicht; aber seine schöpferische Kraft war mindestens ebenso tief und umfassend. Er ist unzweifelhaft eines der größten malerischen Talente der Neuzeit gewesen. Sa auch stand er mit seinem Urtheil über den Meisten seiner Zeit; er war darin kein Fachmann, sondern Historienmaler von Gesinnung und urtheilte wie ein solcher. Die Landschaftsmalerei erschien ihm von untergeordneter Bedeutung, wenn von der Kunst im Ganzen die Rede war.

Wir blicken auf Müllers letzte Periode, und sein Charakter tritt uns nochmals mit der ganzen originellen Schärfe entgegen. Da stand er: jeder Zoll ein wahrer Künstler. Seine Arbeit findet keinen Lohn; mit demselben Lebensmuth beginnt er neue und aber neue; unerschütterlich fest in den Anschauungen der letzten Jahre versicht er dieselben mit den schärfsten Waffen. Wie ein Cato steht er dem begeisterungs- und würdelosen Materialismus gegenüber, wie Diogenes lächelt er der Armuth! Wer kennt nicht den rothen Müller in München mit den erbärmlichen, oft bespattelen Kleidern? **Den Rock lassen wir den Spöttern, aber Ehre dem hohen Charakter, der im Elend und in Entbehrungen doch nicht fiel und keinen Laut der Klage kannte.** Ihm ist wohl! Der Tod ergriff einen sinkenden Menschen im Fall und bettete ihn sanft. Seine Werke zeugen von ihm bei der Nachwelt, sein Beispiel hat tausendfach befruchtet, sein Andenken ruht sicher bei denen, die ihm Freunde waren.

Friede der Asche des rothen Müller!

* Einige Lieder Anakreons.

Uebersetzt von Wilhelm Andreae.

'Οτ' ἐγω πιω τον οινον.

Trink' ich von meinem gold'nen Wein,
Fühl' ich in süßen Träumerein
Die Kraft, auf der Begeist'rung Schwingen
Die holden Musen zu besingen.
Trink' ich von meinem gold'nen Wein,
Dann schwinden Sorge, Furcht und Pein,
Wie vor der Sonne und den Winden
Die düstern Nebelbilder schwinden.
Trink' ich von meinem gold'nen Wein,
Dann geh' ich selig durch den Hain
Und wonnetrunken durch die Triften,
Berauscht von Wein und Blumendüften.
Trink' ich von meinem gold'nen Wein,
Dann muß ich schön bekränzt auch sein!
Und mit dem Weine ziehn die Musen
Und Glück und Frieden in den Busen.
Trink' ich von meinem gold'nen Wein,
Umduftet rings vom Specerein,
Besing' ich Anadyomene,
Im Arme haltend eine Schöne!
Trink' ich von meinem gold'nen Wein,
Dann träum' ich Jüngling noch zu sein,
Das Herz wird mir so frühlingsheiter
Und wie der Becher groß und weiter.
Trink' ich von meinem gold'nen Wein,
Sind alle Lebensfreuden mein,
Und kommt der Tod, der Tod am Ende:
O, daß er mich beim Weine fände!

Αρα τις τορευσε ποντον.

Wer war der Künstler, dessen Hand
Auf dieses Diskus breiten Rand
Das Meer geätzt, das große Meer,
So wellenstürmend, blau und hehr?
O seht! auf dieses Meeres Rücken,
So glücklich nachgeahmt, erblicken
Wir Venus Anadyomene
In ihrer nackten Götterschöne.
Doch die krystallnen, silberhellen
Und eifersücht'gen Meereswellen,
Sie lassen Manches ungesehn,
Wonach die Augen forschend spähn.
Wie wenn auf spiegelheller Flut
Ein leichtes Meergrasblättchen ruht —
So schwimmt sie in dem blauen Meer
Auf einer Welle leicht daher,
Die ihres Busens Kissen ist
Und die den Busen spielend küßt.
Der Busen in des Meeres Blau
Ist eine Ros' im Morgenthau!
Es hebt ihr Hals wie der des Schwans
Sich aus dem Bett des Oceans
Und theilet, lange Furchen ziehend,
Die Flut, im Abendgolde glühend.
Wie eine Lilj' im Veilchenbeete,
So in dem Schein der Abendröthe
Kommt auf den himmelblauen Wogen
Die Schaumgeborene gezogen.
Und seht ihr auch im grünen Haar
Dort der Najaden frohe Schaar,
Die im Triumph von allen Seiten
Der Liebe Königin begleiten?
Im Vorgefühl der Liebeslust
Trägt Eine stolz an ihrer Brust
Den kleinen Gott mit Pfeil und Bogen,
Den Herrscher über Land und Wogen,
Der, seine Waffen schon gezückt,
Hohnlachend auf die Menge blickt,
Die an dem Meeresufer steht
Und staunend nach dem Wunder späht.
Sogar die kleinen Fische kommen,
Die Göttin grüßend, hergeschwommen;
Die aber lächelt frühlingsheiter
Und schwimmt im Meere ruhig weiter.

Μεσονυκτιοις ποθ' ὡραις.

Die Mitternacht war nicht mehr fern,
Schon schimmerte der Bärenstern,
Die Menschheit auf dem weichen Flaum
Vergaß der Sorg' im süßen Traum,
Da kam — er weinte bitterlich —
Ein Knab' und bat um Einlaß mich.
Wer ist's, rief ich, der hier noch schleicht
Und meine Träume mir verscheucht?
O, fürchte Nichts von mir, sprach er,
Ich bin ein kleiner Wanderer,
Der sich verirrt' in Nacht und Graus
Und Zuflucht sucht in deinem Haus.
Sein Flehen ging zu Herzen mir,
Ich nahm das Licht und ging zur Thür' —
Wer war es? — Amor war es, ja, —
Mit Pfeil und Bogen stand er da.
Ich ließ ihn ein und am Kamin
Erwärmte ich und pflegte ihn
Und trocknete sein schönes Haar,
Das von dem Regen naß noch war,
Die kleinen Finger wärmt' ich auch
Mit meines Odems warmem Hauch.

Als er nun endlich aufgethaut,
Nimmt er den Bogen hin und schaut
Mich lächelnd an und er versetzt:
„Ich muß einmal versuchen jetzt,
Ob nicht der Regen diese Nacht
Mir meinen Bogen schlaff gemacht.
Er zielt — ich dacht', es sei nur Scherz —
Und trifft mich mitten in das Herz,
Und fast so schnell wie dieser Pfeil
Floh auch der Schütz in größter Eil';
„Gehab' dich wohl, rief er mir zu,
Mein guter Lebensretter du!
Wie viel mein Bogen auch ertrug,
Es ist in ihm noch Kraft genug,
Daß er die Herzen blutig macht;
Du hast's erfahren. Gute Nacht!“

* Die Merktage und die Tagwählerei des Mittelalters.

Das neulich in unserem Blatte besprochene Buch „Der Aberglaube des Mittelalters“ von H. B. Schindler enthält ein eigenes Kapitel über die Merktage und die Tagwählerei des Mittelalters. Davon hat sich viel in unsere Zeit hinein verirrt und begegnet uns alltäglich. Die Zusammenstellung des Verfassers ist geschickt und kann als Ergänzung zu den Betrachtungen über den Johannistag in Nr. 27 dienen: „Der Boden, auf welchem sich die Idee ausbildete, daß eine Zeit vor der andern einen Vorzug habe, Glück und Unglück an Tag und Stunde geknüpft sei, von ihnen Förderung und Hemmniß gebracht werde, ist zum Theil die Astrologie, zum Theil die Schicksalsidee, zum Theil die auf Naturbeobachtung gestützte Erfahrung. Alle Völker hatten ihre glücklichen und unglücklichen Tage, ihre Bestimmung für dieses oder jenes Geschäft, ihre Zeichen für einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang; auch bei unseren Voreltern hatten die Festtage ihre Bedeutung. Die Kirche förderte solchen Glauben und im Mittelalter erreichte er seine Höhe. Da war kein Geschäft, auch nicht das geringste, was nicht seinen Glückstag oder seinen Unglückstag hatte, und das ganze Menschenleben erhielt seine Regelung durch die Tagwählerei, die in Haus und Stall, Feld und Scheuer zur Regel ward.

Die Kirche segnete zu Lichtmeß Kerzen, weihte am Tage Philippi Jakobi Buchen und Mayen, am Palmensonntage Palmen, am Johannistage Kränze von Johannisblumen, an Mariä Himmelfahrt den Würzwisch oder Krautwisch, Steine am Tage Stephan und Waffen am Tage Sebastian; die Marientage, Pauli Bekehrung, Medardus, Urban, Lampertus, Michael, Martin, Nikolaus waren Tage, besonderen Geschäften gewidmet, wie auch die Kirche an gewissen Tagen von gewissen Geschäften dispensirte. Die Heiligen traten an die Stelle der Schutz- und Lokalgötter: Nikolaus macht reich, Florian beschützt vor Feuer, Blasius bewahrt die Heerden wie Apollonius und Magnus und Maria bleibt wie Herthus die Schützerin und Förderin der Saaten. Unglücklich ist der Tag der unschuldigen Kindlein, dagegen haben die Tage Agnes, Valentin und Markus einen guten Ruf in Liebessachen; Johannes und Erdmuthe sind Glückstage für Kinder, und der Lichtmeßtag ist der Ehrentag der Verschwender und Leichtsinnigen. Eben so ist Gonsalves der Beschützer der Zinngießer und Töpfer, Blasius der Kammmacher, Antonius der Lohgerber, Joseph der Gebacknesverfertiger und Zimmerleute; Musikanten, Maler, Goldarbeiter, Barbiere rufen die respectiven Heiligen Joseph, Cunibert, Lukas, Elias und Georg an. Darauf beruht auch der Gebrauch, daß die Katholiken ihren Namenstag höher feiern als ihren Geburtstag.

Eisenkraut am Peter-Paulstage mit einem goldenen Griffel gegraben, bringt dem, der es trägt, Liebe, Huld und Sicherheit vor allen Feinden; wer auf Vincentiustag die Bäume mit einem Strohseil umwindet, der soll das Jahr viel Kraut haben, und wer die Bäume zu Fastnacht beschneidet, der behütet sie vor Raupen. Am Michaelstage ist es gut, Hollunder brechen, er ist dann heilsam und Beifuß an diesem Tage gepflückt, vertreibt das Fieber. An Petri Kettenfeier schneidet man Mohnköpfe, dagegen darf man am Bartholomäustage das Kraut nicht blatten, weil an diesem Tage der Heilige die Krautköpfe ansetzen läßt. An Valentin geborne Kälber taugen nicht zur Zucht, wenn man aber am Bartholomäustage eines Kalbes rechtes Ohr abschneidet, so gedeiht es. An St. Peter den Hühnern die Nester gemacht, legen sie brav Eier. In der Himmelfahrtswoche darf man keine Gerste säen, dagegen geräth das am Matthäustage Gesäete und der grüne Donnerstag, Petronilla und Bartholomäustag sind der Leinsaat günstig. Wirft man am Tage Sylvester die Maulwurfshügel auseinander oder drischt man am Fastnachtsdienstag früh vor Sonnenaufgang, so bewahrt man sein Feld vor Maulwürfen. Dagegen soll man am Thomastage nicht schlachten, am Martinstage nicht mähen, am Neujahrstage den Hühnern nicht rufen.

Naturbeobachtung, Mythisches und Christliches mengen sich in den Vorausbestimmungen der Witterung und ihrem Einflusse auf das Gedeihen und Wachsen der Saaten nach den Tagen. Als Merktage der künftigen Witterung gelten die zwölf Nächte, Lichtmeß, Urban, Medardus, Ostern, Johannis, Allerheiligen, die Siebenschläfer, vor allem aber die Marientage, denn Maria ist die Wetterbeherrscherin, wie Freya. Wie Maria über die Berge zieht, so kommt sie wieder zurück, heißt es in Schlesien, und „Mariensief ragnirt dat Wif“ am Niederrhein von Maria Heimsuchung, denn regnet es an diesem Tage, so regnet es bis Claratag. Andere Regeln knüpfen sich theils lokal, theils weit verbreitet an eine Menge Tage, unter denen wir nur noch des 5. August, wo die Kirche das Fest Mariä Schneefeier angesetzt hat, erwähnen wollen, da an diesem Tage nach dem Volksglauben der zukünftige Schnee im Himmel bereitet wird. Allgemein verbreitet ist heut noch der Glaube, daß Freitags sich das Wetter ändere, daß das Wetter des Sonntags sich nach dem des vergangenen Freitags richte, und daß Sonnabends stets, wenn auch nur auf kurze Zeit die Sonne scheinen müsse, „auf daß „die liebe Frau“ ihre Leinen waschen und trocknen kann.“ Tanzen die Weiber Fastnacht bei Sonnenschein, so geräth ihnen der Flachs, aber der Bauer sieht lieber den Wolf im Schafstall als die Mücken spielen; regnet es am Johannis- oder Margarethentage, so gerathen die Nüsse nicht, regnet es an Urban, so geräth der Wein, und Regen am Ulrichstag macht die Birnen wurmstichig. Schnee um Ostern oder im Ostermonat gefallen, gilt als heilkräftig gegen Augenkrankheiten, Flechten und Ansprung der Kinder.

Hierbei müssen wir noch des noch heut allgemein verbreiteten Aberglaubens des Einflusses der Mondphasen auf die Witterung und der Aenderung Erwähnung thun, woran der Mond eben so unschuldig ist als die Sonne. Außerdem gilt die Regel, daß Alles, was zunehmen soll, im zunehmenden, was abnehmen soll, im abnehmenden Monde verrichtet werden muß. Alle Schlachtthiere sollen im Vollmonde fetter, Krebse, Muscheln und Schnecken voller sein; im Vollmonde soll man Kinder und Thiere absetzen, damit sie gedeihen; alles, was man säet, säe man im zunehmenden Monde, nur die Mohrrüben nicht, sie wachsen sonst zu sehr ins Kraut.

Vom neuen bis zum vollen Schein
Sä' Nachmittags, so wird's fein rein.
Vom alten bis zum neuen Licht
Sä' Vormittags, so wird's nicht brandicht,

lautet die Bauernregel. Haar und Wolle schneidet man im zunehmenden Monde ab, auch Wiesen und Waldschläge sollen bei zunehmendem Monde geschnitten oder gefällt werden. Dagegen soll Brennholz, im abnehmenden Monde gefällt, besser brennen und alle sympathetischen Mittel, welche ein Abnehmen bezwecken, müssen bei abnehmendem Monde angewandt werden. Wer beim Neumonde kein Geld in der Tasche hat, der hat den ganzen Monat über Geld-

mangel. Kinder soll man vor dem Mondscheine bewahren, den Mond überhaupt in Ruhe lassen, denn zeigt man mit den Fingern nach dem Monde, so bekommt man ein Nagelgeschwür, spuckt man gegen den Mond aus, so bekommt man Ausschlag um den Mund oder an die Zunge.

Mit allen heiligen Tagen und Zeiten verbindet sich die Idee der Heilung, der Wahrsagung und des Zaubers, und stand diese Ansicht auch ursprünglich mit den heidnischen Festtagen in Verbindung, so ging sie doch auf alle christlichen Feste über. Verschmolzen deßhalb in Rom die römischen Feste mit den christlichen, so war es in Gallien und Germanien nicht anders, und eiferten die Capitularen und Geistlichen: Claudian, Agathias, Gregorius Turonensis, Eligius, Burchard von Worms auch stets gegen die Verehrung der Quellen und Haine, gegen die Nothfeuer, gegen Gesang und Tanz, gegen die Todtenfeier, gegen Pferdeopfer: so gingen doch einerseits die heidnischen Götter in den christlichen Heiligen und ihre Festfeier in den christlichen Festen auf, während sich andrerseits ein geheimer Göttercult, trotz aller Taufe, neben der christlichen Gottesverehrung fortsetzte. Schon Gregor der Große verordnet, daß man die Feste der Heiden allmälig in christliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen müsse. So umfangreich dies aber auch geschah, so war doch weder die Kirche noch die bürgerliche Gesetzgebung im Stande, alle Anklänge an das Heidenthum zu vernichten und trotz allen Verboten flammen heut noch die Feuer in der Mainacht, an Ostern und Johannis von allen Bergen, und Spuren alter Frühlings-, Sonnenwend- und Erntefeste haben sich hier und da in deutschen Gauen erhalten. So fiel das Geburtsfest Christi mit dem alten deutschen Feste der Zwölfnächte oder Dreizehunächte, dem Feste der wiederkehrenden Sonne, zusammen, und die Bedeutung, welche die zwölf Nächte im Volke haben, leiten sie zum großen Theile noch von jener Zeit her, während sich Christenglaube mit Heidenglauben mengte. Die zwölf Tage vom Christtage an gerechnet sind die »Loostage«, die Tage mit allerhand prophetischen Anzeigen, die Tage, welche das Wetter des ganzen Jahres verkünden, und Cäsarius von Heisterbach erzählt es als eine Sitte vom Niederrhein, daß sich die Weiber unter den zwölf Aposteln am Neujahrstage einen durch's Loos wählen, dem sie das ganze Jahr hindurch ihre besondere Andacht verrichten. In der Christnacht schmückte man die Häuser mit Tannen, und während man die Geburt des Heilandes mit Kripplein und Gesang feierte, zündete man nach heidnischer Art Lichter und Kerzen an, durchwachte die Nacht, ließ auch das Vieh nicht schlafen, um es vor Krankheit zu bewahren, legte den Grundblock am Feuerheerde und bestreute mit der Asche des verglommenen die Felder. In der heiligen Nacht schüttelt man die Bäume, daß sie das nächste Jahr besser tragen; man rüttelt den Essig im Fasse, daß er das Jahr nicht ausgeht; man badet im Flusse, um die Krätze zu vertreiben. Wie zur Zeit der dreizehn Nächte bei den Germanen die Waffen ruhten, so straften einige Weisthümer des 14. Jahrhunderts den Holz- und Jagdfrevel nicht, und der Landmann bringt kein Eisen in den Stall. Nur mit Gebet soll der heilige Tag verbracht werden; drei Messen soll der Priester lesen; drei Messen soll der Christ hören. Am Tage des heiligen Stephanus ließ man den Pferden zur Ader und nagelte Pferdeköpfe und Rosseshufe an Firsten und Stallthüren an, um Zauberei zu verhüten, ein deutlicher Anklang an das Roßopfer; am dritten Tage aber weihte man den Johannistrunk, den haustus St. Johannis, und die katholische Kirche weiht noch heut diesen Opferwein. Die Sylvesternacht wurde durchwacht unter Erzählung von allerhand Märchen, und am Tage der Beschneidung Christi schlachtete man den Juleber und opferte Schweinefleisch auf dem Altar, und am Schlusse des Zwölfnächtefestes, am Dreikönigstage, setzte man der Berchta, die diese Nacht ihren Umzug hielt, Speisen auf und ließ für sie die Thür offen, und der treue Eckardt und Knecht Ruprecht gingen von Haus zu Haus und warnten, wo sie Unrechtes fanden. Man sang in der Nacht Lieder, oft alte Göttersagen, und klebte an die Ställe Dreikönigszettel mit C. M. B. bezeichnet, die die Kirche verkaufte. Reich ist die ganze Zeit an prophetischen Anzeigen. Was man in den Nächten träumt, geht in Erfüllung. Der Hausvater fegt das Tenne unter dem Obertennloche, um an den in der Christnacht herabgefallenen Körnern zu sehen, welche Sorte des Getreides das Jahr am besten gerathen wird; er horcht an den Weinfässern, um das Klopfen zu hören, welches ein gutes Weinjahr bedeutet; er geht auf Kreuzwege und an Marksteine, um aus gehörtem Rossegewieher und Schwertergeklirre Kriegsfälle und Kriegsausgang kennen zu lernen, und stellt sich in die Wintersaat; denn die Geister reden in dieser Nacht von kommenden Dingen, und in den Stall, wo die Pferde die Gabe der Vorherverkündigung haben und Glück und Unglück, das dem Hause widerfahren wird, kennen; er kneipt das Ferkel und fragt:

> Witzchen, sag mir Witzchen,
> Viel oder ein Fitzchen?
> Witzchen sag mir bald,
> Im Feld oder Wald?

und schließt aus dem Grunzen auf reiche oder mangelnde Ernte, auf das Gerathen des Getreides und der Rüben, der Eicheln und Buchecker. Die Mädchen aber erlangen die Anzeigen über Heirath und ihren zukünftigen Mann, wenn sie in der Christ- oder Sylvesternacht Blei gießen, Lichter schwimmen lassen, ihren »Stoppelgang« machen, ein Scheit aus dem Holzhaufen, einen Stecken aus dem Zaune ziehen, bei dunkler Nacht in die Heerde greifen, das Hemd zur Thür hinauswerfen, rückwärts zur Thür hinaus nach des Liebsten Haar greifen, ihm den Tisch decken, an dem er erscheinen und essen muß, oder sich mit an das Weihnachtsfeuer setzen und nachdem sie das Hemd an den Thürnagel aufgehängt, sprechen:

> Hier sitz ich all nackend und bloß,
> Komm Liebster! und wirf mir das Hemd in den Schoß,

in der Pferdekrippe schlafen, einen Apfel auf ihren Herzen in zwei Hälften durchschneiden, die eine Hälfte essen, die andere hinters linke Ohr binden, oder am Andreasabende Lein und Hafer in die vier Ecken des Bettes und der Kammer säen und den Segen sprechen:

> Eas, Kras,
> Mein lieber St. Andreas,
> Ich sä', ich säe Haberlein,
> Daß mir mein Herzallerliebster erschein,
> In der That und in der Wahrheit,
> Was er um und an sich hat.

Tief im Volke wurzelnde Feier war die Mainachtfeier, und es knüpfen sich an sie mannichfache Volksfeste, mannichfache Sagen, mannichfacher Glaube, so die Wahl des Maikönigs, die Maibrunnenfeste, wo die Brunnen gereiniget und geschmückt, Blumen, Kränze und Eier an den Brunnenrand gelegt wurden. . . . .

Eigenthümlich sind auch die besonderen Speisen, welche die Tage im Volksglauben fordern; ein Zusammenhang ist nicht mehr nachweisbar. Wer am Fastnachtstage Suppe ißt, dem tropfet das ganze Jahr die Nase, dagegen esse man Milchhirse, es bringt Geld, und Aschermittwoch Bratwurst, dann geräth der Flachs. Gründonnerstag ißt man Eier und Brezeln, so bekommt man das Jahr nicht das Fieber. Die Martinsgänse haben sich bis heut erhalten, und die Michels- und Martinsfeste wurden mit derben Sprüchen und Trinkliedern gewürzet.

Auch die Wochentage haben ihre Bedeutung. Sonntagskinder sind in Allem glücklich und haben das Vorrecht, Geister zu sehen. Wenn Montags ein Fremder zur Thür hineinsieht und nicht eintritt, der trägt die Schuld, daß der Mann die Frau schlägt, überhaupt ist der Montag ein Unglückstag; man soll an ihm kein Geschäft beginnen, keinen Bau anfangen, Geschäfte halber nicht ausgehen. Nur den Dieben ist der Montag günstig. Glücklicher ist die Mittwoch.

Zu allen diesen alten Regeln, zu diesen Anklängen aus Mythe und Sage traten später nun noch die Kalender mit ihren tausend willkürlichen und sinnlosen Bestimmungen, um das ganze Leben an die mystische Gewalt des Tages und der Stunde zu knüpfen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

№ 34. Bremen, 21. August. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Von der Weser zur Themse.

Von Wilh. Kiesselbach.

I. Bremerhaven und „die Oldenburger Kant.“

Ein Ostersonntagmorgen in Bremerhaven hat seinen eigenen Reiz. An die Stelle der lärmenden Geschäftigkeit, welche dort während der Woche im Ausladen und Einladen der Schiffe herrscht, ist eine noch stillere Ruhe getreten, als sie sonst an gewöhnlichen Sonntagen sich zeigt. Keine Hand am Bord der in langen Reihen am Hafendamme emporragenden Fahrzeuge rührt sich, kein Taktgesang, wie er das Aufwinden von Lasten, das Anziehen von Tauen begleitet, erschallt; die Matrosen wandern in behaglichem Nichtsthun auf den Verdecken umher oder schauen auf die Railing gelehnt nach all den bunten Flaggen hinauf, die zur Feier des Tages von den Masten herabwehen. Dazu liegt das reinliche Städtchen mit seinen graden Straßen und schmucken Häusern so freundlich in der Sonne da, wie wenn es gleichfalls ein besonderes Staatskleid angezogen hätte. Und doch, so wenig immerhin grade jetzt das eigenthümliche Leben und Treiben des Platzes sich regt, selbst in seinem Festgewande unterscheidet sich derselbe noch merklich von allen andern Orten in Deutschland. Sogar heute verleugnet er es nicht, daß er seinen Ursprung unmittelbar der Meerschifffahrt verdankt, und sein ganzes Dasein auf dem Verkehre mit der See beruht. Auch der Binnenländer, der zum ersten Male diese Schöpfung Bremens sieht, müßte es inne werden, daß er an der Mündung der Geeste gewissermaßen schon mit dem einem Fuße außerhalb des Vaterlandes steht. Aber nicht bloß deßwegen, weil er eine Menge von großen Kauffahrteifahrern vor Augen hat, welche von allen Gegenden der bewohnten Erde Waaren hierher bringen; weil fremdartige Seeleute in fremder Tracht an ihm vorübergehen, und fremde Sprachlaute an sein Ohr schlagen — in dem gesammten Gepräge der neu und rasch aufgeschossenen Stadt giebt sich unverkennbar ein nordamerikanischer Zug kund. Denn die nämlichen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Kräfte, welche jenseits des Oceans über Nacht ansehnliche geschlossene Ansiedelungen aus dem Boden hervorzaubern — jene Städte, die nicht mehr im langsamen geschichtlichen Werden nach und nach sich einrichten, sondern von vorneherein, so zu sagen, als erwachsene Personen zur Welt kommen — haben auch am Ausflusse der Weser gewaltet und die Steine zu dem Bau von Bremerhaven herbeigetragen. Allerdings giebt es in Deutschland noch mehrere angelegte Städte, Karlsruhe, Mannheim, Potsdam, Ludwigsburg und Ludwigshafen zählen darunter. Allein sie sind durchweg nach Lust und Laune eines Fürsten, stellenweise höchst überflüssig, geschaffen; für sie hat nicht das Bedürfniß des Geschäfts den Grundriß gezeichnet und die Eintheilungen abgesteckt. Bei Bremerhaven dagegen ergab sich, als einmal der Plan einer Stadt feststand, der Plan für die Stadt so ziemlich von selbst.

Das gegenwärtig lebende jüngere Geschlecht kann sich indessen gar keine rechte Vorstellung mehr davon machen, warum der Plan, Bremerhaven zu gründen, einst auf so viele Schwierigkeiten stieß. Den glücklichen Söhnen, die da ernten, was die Väter gesäet haben, erscheint in den inzwischen veränderten Zeiten so Vieles als ganz natürlich, worüber die Alten, denen die Zukunft doch dunkel dalag, sich ernstlich mit Hin- und Hererwägen die Köpfe zerbrachen. Noch war ja in der Mitte der zwanziger Jahre, als Bremen von Hannover das Stück Land an der Geeste kaufte, der Zollverein nicht gestiftet; noch weinte das heutige Großgewerke des Binnenlandes vielfach in den Windeln; noch hatte sich in Deutschland der Handel nicht den Eintritt „in den Rath der Könige“ erstritten; Nationalökonomie und Verkehrspolitik gingen, wie das Polnische bei dem Thorwächter in Hebel's Schatzkästlein, an den grünen Tischen fürwahr „nicht stark ab.“ Auch Bremen selbst war das noch nicht, was es jetzt ist. Es fing nach den Freiheitskriegen erst grade an, seine Fäden zahlreicher nach Amerika hinüberzuspannen; das spanische Colonialsystem wurde damals grade erst beseitigt; und noch war nicht in die vaterstädtischen Mauern die Schaar der jungen Kaufleute zurückgekehrt, die später von den überseeischen Plätzen nicht bloß reiche Kapitalien, langjährige Verbindungen, sondern auch gründliche Geschäftskenntniß und erweiterte Anschauungen mitbrachten, um so die Heimath völlig in den Kreis des modernen Welthandels einzuführen.

Desto größer erscheint daher unter solchen Umständen der staatsmännische Gedanke, der hier mit schöpferische Thatkraft durchgriff. Und vernimmt man gar, daß bei der ersten Anlage von Bremerhaven, zu einer Zeit, als noch kein Dampfwagen auf dem europäischen Festlande rollte, die zu der Stadt zu ziehende neue Heerstraße bereits ausgesprochenerweise deßwegen so breit gemacht wurde, damit ihr Körper künftig zugleich einer Eisenbahn als Grundlage dienen könnte; so wird Jeder, der nur einigermaßen mit geschichtlichem Verständniß der Dinge sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen vermag, einräumen, daß dem Gründer des Hafens nicht allein die Zukunft des Platzes selbst und die Zukunft Bremens sondern auch eine Zukunft von ganz Deutschland in deutlichen Umrissen vor der Seele gestanden haben muß, wie sie sogar heute noch nicht erreicht ist. Denn nicht bloß bildet für Bremen der Bau Bremerhavens den Anfang seiner jetzigen Handelsentwicklung; das gesammte Vaterland, wenn ihm später eine bessere Einsicht in die ökonomisch-politischen Wechselbeziehungen des Völkerlebens zu Theil geworden ist, wird damit einen handelsgeschichtlichen Abschnitt bezeichnen. An die Schleusenthore von Bremerhaven aber und auf den Stintfang zu Hamburg sollte jährlich einmal jeder deutsche Politiker geführt werden, damit er endlich beginne, Deutschland als wirthschaftliches Ganze zu begreifen, und es dergestalt im Geiste mit dem großen Weltverkehr in Berührung zu bringen. Denn ohne eine solche durchweg im lieben

Vaterlande vorherrschenden Auffassung der allgemeinen deutschen Verhältnisse wird es mit unserer Gesammtpolitik nach Innen wie nach Außen doch Nichts!

Und dieser Ideengang leitet dann auch unmittelbar zu einem Standpunkt hin, von welchem aus man in Zukunft auf die bis jetzt zwischen Geestemünde, Bremerhaven und Bremen noch obwaltenden, gegenseitigen Aengstlichkeiten ebenso zurückblicken wird, wie man jetzt auf die Schwierigkeiten hinschaut, welche sich dermalen dem Bau von Bremerhaven entgegenstellten. Sind nämlich Hamburg und Bremen die Hauptorgane, mit denen ein Binnenland von vierzig Millionen arbeitsamer Menschen in den Welthandel eingreift, dann kann es ja nicht ausbleiben, daß sie in gleichem Verhältnisse mit der wirthschaftlichen Entwickelung des großen Hinterlandes an Blüthe zunehmen müssen. Noch ist indessen das Letztere lange nicht auf seinem Gipfel angekommen, und noch sind deßwegen die beiden Plätze trotz ihres fröhlichen Gedeihens nur erst im Anfange ihrer eigentlichen Kräfteentfaltung. Was will denn — man verstehe uns nicht falsch — eine Bevölkerung von 150,000 und 63,000 Köpfen für die zwei ersten Seestädte von Deutschland sagen? An der Elbe und Weser ist Raum für eine ungleich höhere Zahl kaufmännischer Bewohner bereitet. Und wo Raum genug vorhanden ist, wo die Menschen nicht in Noth eng aufeinander gedrückt werden, da ordnen und schlichten sich auch die menschlichen Dinge leichter. Bremerhaven und Geestemünde werden einmal thatsächlich einen einzigen Hafen bilden mit einem gemeinsamen Interesse, und ihre — wirthschaftlich genommen — gemeinschaftliche Mutterstadt Bremen, der Sitz des Kapitals und der kaufmännischen Intelligenz, die Stätte freundlich bürgerlichen Lebensgenusses nach gethaner Arbeit, kann im Großen und Ganzen für sein Stammgeschäft nur gewinnen, wenn der geeinigte Hafen immer mehr zum Welthafen wird.

Natürlicher Weise ruhten am Ostersonntagmorgen auch die Arbeiten am Bassin zu Geestemünde. Einen um so freieren Blick erhielt mithin der Beschauer über die Ausdehnung dieser großartigen Anlage. Hat die Marschenbildung unserer Flüsse der deutschen Nordküste von vornherein sichere Häfen versagt; so tritt jetzt, nach erfolgter Erkenntniß dessen, was uns noth thut, die Kunst um so mächtiger an die Stelle der Natur. Die Betrachtung der Bauten rechts und links von der Geeste muß jeden Deutschen mit Freude und Stolz erfüllen; hier feiert der Wasserbau der Gegenwart seine Siege. Nur nach einer Seite hin vermißt das Auge die rechte Vollendung des Ganzen. Gegen die Wogen werden die Schiffe in diesen kostbaren Werken völlig geschützt sein; aber nicht gegen die Landungen eines heransegelnden Feindes. Es fehlt ein Befestigungskranz, von welchem aus man auswärtige Angriffe abzuweisen vermag. Das Fort Wilhelm ist eine Nürnberger Kinderfestung; die neuen Schanzen an der nördlichen Ecke Bremerhavens mögen zur augenblicklichen Nothwehr vielleicht ausreichen; aber zur wirklichen Sicherung des Doppelhafens bedarf es anderer Vorrichtungen. Derselbe kann und soll allerdings nicht ein deutscher Kriegshafen werden; dafür ist der Jadebusen bestimmt. Die Bedürfnisse der Handelsflotte kreuzen sich vielfach mit denen der Marine. Allein es müssen doch in Zukunft am rechten Weserufer, wie gegenüber bei Blexen, Forts ausgeführt werden, deren Kanonen die ganze Breite des Stromes bestreichen können. In den zwanziger Jahren lehrten die im westlichen Flußbette hintreibenden Eisschollen die Bremer Rheder, was rechts der eisfreie Eingang von Bremerhaven werth sei; möchte jetzt der politische Sturm im Westen der deutschen Küste ähnliche Lehren ertheilt haben!

Die Schraubenschiffe des norddeutschen Lloyd, welche die regelmäßige Verbindung mit London unterhalten, fahren von Nordenhamm, eine halbe Meile stromaufwärts von Bremerhaven entfernt, gewöhnlich ab. Der »Falke« wollte Ostermontag Morgens vier Uhr die Anker lichten, und weil von Bremerhaven aus dorthin nur Mittags noch ein Flußdampfer ging, so blieb den Reisenden Nichts Anderes übrig, als sich schon Sonntags gleich nach Tisch an Bord zu begeben. Heitere Aussichten fürwahr! einen Ostersonntagnachmittag auf dem Verdecke eines ruhig an's Ufer geketteten Fahrzeuges hinbringen müssen, wo sich den Augen nur der Anblick von gelbem Weserwasser und unendlichen grünen Deichlinien darbietet. Da guckte gleich am Strande ein breites Giebeldach über den Erdwall hervor, die nothwendigen Einrichtungen im Schlafraume des Dampfers waren schnell getroffen, — wie mag die Gegend hinter dem kleinen Gebirgszuge ausschauen? — ein Schritt über den Deich, und der Fremde gewahrt mit Ueberraschung, daß er hier in eine Welt eintritt, von welcher er jenseits der schützenden Erhöhung noch keine Ahnung besessen. Zwar hat uns Hermann Allmers das Leben der Marschen jüngst in herzerquickender Weise gezeichnet und damit einen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte geliefert, wie ihn der Forscher von Fach sich nicht besser wünschen kann. Allein dem mit den wirklichen Verhältnisse nicht vertrauten Leser drängte sich doch mitten in dem Genuß der lieblichen Schilderungen die Vermuthung nahe, der brave Deichvogt von Rechtenfleth habe in überquellender Heimathsliebe die Farben zu glänzend aufgetragen. Nun hat er selbst die Originale zu den Porträts vor sich; das Bauernthum in den Niederungen der Weser ist in der That, wie es einer seiner gebildetesten Vertreter dem deutschen Vaterlande beschrieben, hier thut sich dem Städter »im vollen Menschenleben« ein Stück echter Poesie auf, zu deren lachender Ruhe er in der Bewegung seines eigenen Daseins wohl manchmal sehnsüchtig hinüberblickt. Die Liebe zum Lande ist ja ein durchgehender Zug in der Brust des Deutschen; vielleicht ein Erbtheil jener Zeiten, »wo die Väter stille in den Wäldern lebten.« Wenn ein Mann germanischen Blutes in seinen Träumereien Wünsche an das Glück richtet, so sieht er sich stets umgeben von seinem Gehöfde, seinen Heerden, seinen Feldern und seinem Wald, »ein freierer Fürst in seinen eigenen Mauern als König Philipp auf dem Thron.« Und wo er dann in der Wirklichkeit auf solche durch die Reihe der Geschlechter sicher begründete Existenzen trifft, da forscht er um so sorgfältiger und liebevoller nach allen Einzelnheiten ihres Denkens und Schaffens, nach jeder Besonderheit ihres Gebahrens. Seltsamer Gegensatz! Dort, wo eine Stunde weit stromabwärts der Leuchtthurm am Gestade aufsteigt, ein kräftiger Ausdruck der neuen Zeit mit ihrer über den Erdball verzweigten Arbeitsverbindung der Menschen; und hier, vollständig davon unberührt, das unmittelbare Leben von der nährenden Scholle, vom Vater auf Sohn und Enkel in der nämlichen Weise überantwortet, Gegenwart und Vergangenheit in unversöhnter Schroffheit dicht neben einander! Die stattlichen großen Einzelhöfe, in deren Hauptgebäude unter einem und demselben ungeheuren Strohdache Wohnung, Scheune und Ställe vereinigt sind, werden in dem Marschen meistens von uralten Bäumen umschattet, wobei um die Außenseite des Platzes ein Graben hinläuft, welcher zugleich auch den zierlich gepflegten Garten von dem übrigen flachen Gelände abschließt. Das echte ursprüngliche deutsche Bauernthum mag sich zeigen, wo es will: in dem bairischen Hochgebirge, auf der »rothen Erde«, auf dem Hauenstein bei Säckingen oder in der Ebene des Nordens, überall trägt es den Stempel breit angelegter Wohlhabenheit, so daß oft genug Bauernhof und Edelhof sich nicht mehr unterscheiden lassen. Und dem schmucken Aeußern entspricht gewöhnlich ein in jeder Hinsicht nettes, schmuckes Innere. Auf der Flur stehen hier mächtige, blank polirte Eichenschränke, voll Leinwand und Silberzeug, dem Stolz der Familie; daneben ein großer schwarzer, messingbeschlagener Koffer — er brachte einst die Mitgift der Frau herein. Und gegenüber an der Wand, nicht weit von der feingearbeiteten, aus dem vorigen Jahrhunderte herrührenden Standuhr, die schon so manche frohe, so manche ernste Stunde angezeigt hat, hängen die Oelgemälde der Vorfahren; darunter auch ein Geistlicher mit seiner Ehegattin, die Bibel in der Hand . . . der Hausmann freut sich, einen Gelehrten unter seinen Ahnen zählen zu können. Führt dann ein freundlicher Zufall den fremden Wanderer weiter

auf ein anderes Gehöfde, so umgiebt ihn vielleicht plötzlich unter einem ähnlichen Dache ein heiterer Frauenkreis, ruhig vertraut mit den feineren Formen des Lebens und bekannt mit den geistigen Schätzen unseres Volkes. Leicht und ohne Zwang wird der unbekannte Ankömmling aufgenommen; in Zimmern, mit weichem Carpet, kostbaren Vorhängen, eleganten Möbeln, deren sich kein Edelmann zu schämen brauchte, wird ihm in dick vergoldeter Tasse der Koffee gereicht, der Tisch stöhnt unter der Last des Ostergebäcks, und der Hausherr bietet dem Gaste eine Cigarre dar, wie man sie in dem Lager der österreichischen Regie vergebens suchen dürfte. Alt ist der Hof selbst, ehrenfest alt die Sitte seiner Bewohner; aber auf dem angesammelten Reichthum ist Bildung erwachsen, vereint mit mildem menschlichen Wohlwollen — ein anziehendes Bild für Augen, die in dem wirren Wechsel der Zeiten das Bleibende suchen.

Ja, reich ist dieses gesegnete Land! An der Bergstraße des Odenwaldes rechnet wohl der Landmann, daß kein Morgen Feld tausend Gulden werth sei; in den Marschen steht aber der Boden kaum niedriger im Preise, jetzt wo die rasche Verbindung mit England Vieh und Früchte so leicht auf die hungrigen Märkte von London bringt. Und was für ein Boden! Wiesen und Weiden, von denen der Frühlingsabend uns einen Duft entgegensendet, daß man die köstliche Milch, die würzige Butter von ihrem Grase im Voraus zu schmecken glaubt, und ein Acker, der ohne viel Dung dankbar die Saaten zurückgiebt, wenn ihm nur dazwischen zuweilen einen Sommer hindurch Ruhe gegönnt wird. Allmers hat es in dem erwähnten Buche ausführlich erläutert, wie sich einst in den Niederungen der Weser so viel fruchtbare Erde anschlemmen konnte. Die Natur entschädigt dadurch gewissermaßen die Menschen dafür, daß sie zum Schutze dieser Striche mühselig Deiche aufwerfen mußten; war doch nur ein solches Bereich solchen Aufwandes werth. Bloß nach der einen Seite wirkt die Productionskraft der Marschen weniger günstig; sie legt nämlich den Bewohnern nicht den Zwang auf, unausgesetzt auf Verbesserung des Betriebes zu sinnen. Deßwegen ist denn hier der Ackerbau in Anwendung der vielen neu erfundenen Handhaben entschieden hinter anderen Gegenden zurückgeblieben. Dresch- und Säemaschinen sind fast unbekannte Dinge; die Leute bedurften derselben noch nicht, sie haben noch nach der alten Art überreichlich zu leben. Und die Oldenburger Regierung, vorsichtig und mäßig wie sie überhaupt verfährt, enthält sich dabei aller anderswo wohl beliebten büreaucratischen Eingriffe. So ist denn in Stedingen und Butjadingen noch immer ein Rest jenes freien Bauernlebens übrig geblieben, für dessen Behauptung einst Ströme von Blut vergossen wurden. Wie mancher Flüchtling, den die deutschen Sturmjahre vor einem Jahrzehnt aus seiner Heimath geworfen, hat nicht „hinterm Deiche“ ein schützendes Asyl gefunden, bis ihn ein sicheres Schiff nach England brachte; und mehr als ein höherer Polizeibeamte, der von auswärts kommend hier seine Verfolgungen fortsetzen wollte, mußte es erfahren, daß der Marschbauer, trotz seines unzweifelhaften Conservativismus, doch über die alte Staatskunst, welche all das Unglück in Deutschland angerichtet hat, sehr garstige Reden zu führen weiß!

Eine halbe Stunde landeinwärts von der Weser liegt das kleine Dorf Atens, in der Geschichte bekannt durch die „Friedeburg“, welche die Bremer hier 1406 als Friesenzwing anlegten. Damals zweigte sich noch ein Arm des Flusses an dieser Stelle nach dem Jadebusen ab; und noch heute läßt sich, namentlich in der Nähe des Kirchhofes sein ehemaliges Bett in den Sandanhäufungen verfolgen. Allmers mag Recht haben, daß die aus Backsteinen aufgeführte Kirche jüngeren Ursprungs ist, da die alten Gotteshäuser dieser Gegenden meistens von grauem Tufstein erbaut sind, welchen die Seefahrer aus Schottland mitbrachten. Allein trotzdem hat sie ganz die Form der Kirchen, wie sie Karl der Große überall in Norddeutschland gründete, als er nach Besiegung Wittekinds die Sachsen dem Christenthume unterwarf, und mittelst der zwölf gestifteten Bisthümern das Flachland seinem Reiche einverleibte: im Westen ein kurzer, gedrungener Thurm, dann ein kleines Langschiff, welches nach Osten zu in einem abgetrennten Grabgewölbe unter einem besonderen niedrigeren Dache endet. So stellt sich auch im Teutoburger Walde die Kirche von Heiligenkirchen dar, die der große Kaiser, der Ueberlieferung nach, in derselben Zeit erbaute, wo er den Grundstein zu dem Paderborner Dom einsetzte, und über deren Thüre noch heute der unenträthselte Schieferstein mit einer Inschrift aus dem achten Jahrhunderte haftet. Der Geschichtsforscher muß gewiß den Völkerzusammenhang zwischen dem Meer und dem Wesergebirge, zwischen Ems und Elbe, trotz seiner kleinen inneren Verschiedenheiten als einen einheitlichen auffassen. Wie durchweg auf dem bezeichneten Gebiete an den Giebeln der Häuser die sächsischen Pferdeköpfe noch heute sich vorfinden, wie noch heute an manchen Pfosten der Außenwand, Runen ähnlich, die alten Bauernmarken sich erhalten haben; wie die plattdeutsche Sprache noch jetzt innerhalb jenes Kreises im Volke vorherrscht, so wohnte hier vollends im Beginn des Mittelalters ein einheitlicher Stamm, der von vornherein als Sassen, Sitzende, Ackerbau trieb, während im Süden die Sueven, die Schweifenden, erst später, nachdem die Wogen der Völkerwanderung sich gelegt hatten, vom Hirtenthume zu festen Ansiedlungen übergehen.

Ein eigener, traulicher Frieden schwebt über um eine Dorfkirche mit dem grünen Kranze der sie umlagernden Gräber zu ihren Füßen. Man fühlt es heraus, daß hier der Mittelpunkt für das ganze geistige Leben der Gemeinde liegt. In ihrem Inneren, auf den Stühlen, die, gesichert mit den Namen und oft mit den Wappen der Eigenthümer versehen, wie die Höfe vom Vater auf den Sohn vererben, sind die Geschlechter hintereinander gesessen, lauschend den Worten des Predigers, würdige ehrbare Männer, züchtige stille Frauen. Dort haben sie in sich die Kämpfe des Herzens durchgerungen, mit denen selbst das einfachste Dasein hienieden nicht verschont wird. Dort fiel beim Amen! wohl manche stille Thräne ins Gesangbuch, wenn der Orgelklang das Schluchzen übertönte. Von jener grauen hölzernen Kanzel vernahmen sie auch die Verkündigungen ihres Herzogs, ihres Amtmanns. Und waren die äußerlich so gleichförmig hingegangenen Tage zu Ende, dann wurden draußen die Müden wieder rings um die Kirche gebettet, und die Liebe der Ihrigen pflanzte ein Erinnerungszeichen auf ihren schlichten Hügel. Darum wohnt denn der Stellung eines Landpfarrers verhältnißmäßig noch eine viel größere kulturliche Bedeutung bei, seine Wirksamkeit greift noch tiefer ein als die der Stadtpastoren, dessen Zuhörer stündlich von vielen anderen Seiten geistig angeregt werden. Die Kirche, die ziemlich das gesammte geistige Sein des Dorfes umfaßt, empfängt durch sein eigenes Denken und Fühlen erst die Seele; er füllt sie recht eigentlich erst aus, seine Richtung bestimmt die Richtung Gemeinde. Im Talar wie im Hausrock ist der Pfarrer der geistige Herrscher seiner Bauern, die Folgen seiner guten oder schlimmen Regierung machen sich oft durch Generationen hindurch geltend — ja selbst der Charakter seines Weibes erhält in dem ländlichen Kreise eine sociale Wichtigkeit, die ein vernünftiges Consistorium niemals völlig übersehen sollte.

In den Zeiten des Mittelalters, wo noch den Fluthen des Meeres nicht überall durch starke Dämme Halt geboten war, und zugleich die verschiedene Elemente des Staatslebens noch chaotisch mit einander stritten, dienten die auf den Wurthen erbauten Kirchen und die Ringmauern ihrer Friedhöfe den Gemeinden auch oft genug als einziger letzter Zufluchtsort, wenn die Sturmwogen der See oder des Krieges über das Land hinbrausten. Dann schaute wohl der kleine Thurm, mit seiner schmalen Gräberinsel, worauf Männer, Mütter und Kinder eng zusammenkauerten, gleich einem rettenden Schiffe über die weite Wasserfläche hinaus, oder er ward zur „festen Burg“, welche die Schaar der fremden Reisigen vergebens berannte. Genau nach ihrer Oertlichkeit kennen wir zwar bloß sehr wenige von den friesischen Schlachtfeldern. Die Hand der Bauern führte nur

das Schwert zum Fechten, aber nicht die Feder zum Chronikschreiben. Bei allen indessen, von welchen sichere Kunde auf uns gekommen ist, spielt der befestigte Kirchhof eine große Rolle. Doch hat man sich unseres Erachtens in seiner Betrachtung der friesischen Geschichte wohl davor zu hüten, daß man dem menschlichen Interesse für die individuelle Unabhängigkeit etwa ein zu unbedingtes Vorrecht über die Ansprüche der beginnenden politischen Ordnung, über die Ansätze des ersten staatlichen Lebens einräumt. Es ist einerseits ein stolzes Wort, der altfriesische Wahlspruch: „lieber todt als Sclav“, und andererseits handelten die Erzbischöfe von Bremen, welche die Grenzen ihrer Botmäßigkeit in diesen Niederungen mit List oder Gewalt zu erweitern suchten, zunächst gewiß einzig zu ihrem eigenen Vortheil. Allein sie trugen dabei trotzdem zugleich den Keim einer politischen Gliederung unter die gesellschaftlich fast zusammenhangslos neben einander dahin lebenden Bauern, ohne welchen dieselben niemals einem größeren staatlichen Verbande einverleibt, einer höheren socialen Kultur zugänglich gemacht werden konnten. Mußte selbst Karl der Große die zwölf angesehensten Männer der Friesen unter Androhung von Todesstrafe zwingen, ihre Rechtsgewohnheiten zu dem bekannten Asegabuch zusammenzustellen, das später die Grundlage ihrer Verfassung wurde. Aus rohen Feldblöcken, wie die Natur sie geschoffen hat, läßt sich weder ein Wohnhaus noch ein Staatsgebäude aufführen. Und wenn wir das beginnende Bürgerthum, die Stadt Bremen selber, in nicht minder heftige Fehden mit den Friesen gerathen sehen; so wollen wir nicht vergessen, daß einmal überhaupt durch ganz Deutschland in jenen Zeiten Stadt und Land, bewegliches und unbewegliches Eigenthum, mit einander rangen, ehe die höhere, politische Einigung beider im Staate sich festsetzte; und daß zum Andern hier am Ausflusse der Weser ohne allen Zweifel ein Rest des alten Seeräuberthums zurückgeblieben war, welches schon Kaiser Probus einst vergebens auszurotten versucht hatte. Wie sogar gegenwärtig die Inselbewohner an der deutschen Nordküste, obgleich bereits im dreizehnten Jahrhunderte von Kaiser und Reich das Strand- und Grundruhr-Recht aufgehoben ward, noch immer nicht ganz klare Begriffe von dem Mein und Dein auf der See besitzen, bei denen sie übrigens selber niemals zu Kurze kommen; so mochten auch wohl am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die freien Friesen sich gegen die vorübersegelnden Bremer Schiffe eben manche Freiheiten herausnehmen, wobei der Handel nicht bestehen konnte; und die Friedeburg an der Heete war deßwegen von den Kaufleuten sicher zunächst zum Schutz des Geschäfts errichtet. In der Knabenzeit liest man allerdings in dem „Bremer Lesebuch“ die Hinrichtung der beiden Friesenhäuptlinge Dedo und Gerold vor den Thoren von Bremen mit sittlicher Empörung, und der feurigste jugendliche Zorn kehrt sich gegen die bösen Rathsherrn, die so grausam mit den beiden Helden verfahren konnten; namentlich aber gegen den alten Arend Balleer, welcher, während alle Anderen das vom Schaffot herunter angebotene Lösegeld annehmen wollten, ausrief: „Glaubt Ihr denn, der Bruder werde Euch je den Kuß auf die Lippen des todten Bruders vergessen?“ — in späteren Jahren zieht man jedoch dabei nicht nur das im Mittelalter gewöhnlich Platz greifende Verfahren gegen besiegte Todfeinde mit in Rechnung, sondern erwägt auch, daß die Schonung des einen schönen Friesenjünglings wahrscheinlich später Hunderten von Bremer Bürgern das Leben gekostet haben würde . . . . die Politik hat ja meistens nur zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen.

Gegenwärtig erhebt sich auf der Stelle jenes alten Bremischen Friesenzwing ein stattliches Hofhaus, welches noch immer den Namen der „Friedeburg“ führt; und zwischen seinem heutigen Besitzer und den Bremern wird gute Freundschaft gehalten, wenn in traulicher Abendstunde aus Chroniken und Sagen die Gestalten von Ehemals heraufsteigen.

Es war schon tief dunkel, als wir endlich zu unserem Schiffe heimkehrten. Rund um uns her, in näherer und weiterer Ferne, von diesseits wie jenseits der Weser glänzten wohl hundert lodernde Osterfeuer durch die klare Nacht herüber. An steinernen Denkmälern aus der Heidenzeit ist in den Marschen wenig geblieben, weil ihnen das feste Gestein fehlt, ein Hünenring, einige Ossian'sche Gräber, das ist Alles — dagegen das altheidnische Frühlingsfeuer wird hier noch immer angezündet, und in den schauerlichen Spuk- und Geistererzählungen, die in der Bevölkerung fortleben, treiben noch immer die alten Götter und Göttinnen, nunmehr als Kobolde und Hexen in dem Hofstaate des Teufels anständig untergebracht und versorgt, ihr unbändiges Wesen weiter — was einmal, wirklich im Bewußtsein der Menge gelebt hat, geht in der Geschichte nie ganz verloren.

Der Capitän geleitete uns mit dem vielversprechenden Worte zu Bette: „Et ward morgen good blosen up der Nordsee“ — über die Stirn eines liebenswürdigen, aber nicht ganz meerfesten Reisegefährten glitt dabei ein leichter Schatten . . . . oder spielte nur das Licht der in der Cajüte flackernden Lampe so eigenthümlich in seinem Gesichte wieder? — —

Gedichte

aus dem Italiänischen und Französischen.

Eine Nacht in England.

Nach G. Rossetti.

O wie ist die Nacht so dunkel,
Sonder Mond und Sterngefunkel!
Jammernd scheint der Wind zu tönen
Und zu stöhnen
Strom und See,
Als ob sie sich wollten klagen
Ihre Plagen
Und ihr Weh.

Mein Italien, heitre Sterne
Leuchten dir aus blauer Ferne;
Hell in grünem Schmuck und Schimmer
Lächelt immer
Deine Flur,
Und im Strahl der goldnen Sonne
Webet Wonne,
Liebe nur.

Aber, ach, ein finstrer Schatten
Fällt auf deine Blüthenmatten:
Knechtung hält mit ehrnen Armen
Ohn' Erbarmen
Dich umspannt;
Frommt da wohl, daß ich mich freue,
Heitre Bläue,
Grünes Land?

O Britannia, oft erprobte,
Du dem Meeresgott verlobte,
Dichte Nebel, die dich decken,
Regen Schrecken
Nicht in mir.
Mögen düstrer noch sie weben!
Darf ich leben
Frei doch hier!

Freudig seh' ich in dem Dunkel
Eines hellen Strahls Gefunkel,
Dessen Anschaun zu gewinnen
Blöden Sinnen
Nimmer glückt,
Das der Heimath Wunderscenen
Meinem Sehnen
Fast entrückt.

Freiheit, Mutter ächten Strebens,
Höchstes Glück des Erdenlebens,
Deines Strahles hehrer Schimmer
Traf für immer
Meine Brust,
Und mein Wanderleben end' ich,
Dir beständig,
Hier mit Lust.

Fr. Ruperti.

Dante.

(Aus den Jamben von Barbier.)

Du alter Ghibellin, seh' im Vorübergehn
In mattem Gyps dein Bild ich auf dem Sockel stehn,
Das göttergleiche Haupt, vom Hauch der Kunst belebet,
Dann fühl' ich, wie davor mein Inneres erbebet;
Denn ihm, o Dante, ward der Stempel eingeprägt,
Den auf den Genius die Hand des Unglücks legt.
Die Furche, welche tief in deine Stirne dringet,
Wo der Kapuze Saum die Schläfen eng umschlinget,
Ist sie der Jahre Mal, durchwachter Nächte Spur?
Hat in Erniedrigung, auf der Verbannung Flur
Beim letzten schweren Fluch die Lippe sich geschlossen,
Von der Verwünschungen in vollem Strom geflossen?
Das Lächeln, das im Tod noch flog um deinen Mund,
Giebt es dein Mitleid mit uns armen Menschen kund?
Verachtung hat mit Recht hier ihren Sitz erkoren;
In einer glüh'nden Stadt ward Dante ja geboren,
Sein Heimathboden war des Pflasters heißer Sand,
Der lange Zeit hindurch den Fuß ihm wund gebrannt.
Er sah, wie wir es sehn, in wechselvollen Kriegen
Factionen immer neu entstehn und unterliegen,
Er sah die Stadt getheilt durch der Parteien Wuth
Und sah den hellen Tag befleckt mit Bürgerblut,
Sah dreißig Jahre lang die Scheiterhaufen flammen
Und aus Verbrechen stets auf's Neu Verbrechen stammen,
Sah, wie das Vaterland ein leerer Name war
Und nie aus seinem Schoß der Freiheit Glück gebar.
O Bürger von Florenz, du großer Sänger, Dante,
Jetzt weiß ich, welcher Schmerz in deinem Busen brannte.
O Beatrices Freund, in der Verbannung Qual
Ward dir das Auge hohl, ward dir die Stirne kahl.
Wohl mußt' ob dieser Welt ein Ekel dich erfassen,
Ja, jetzt versteh' ich es, dein Zürnen und dein Hassen,
Ich weiß, warum dein Blut wild durch die Adern floß,
Aus deiner Feder sich der Galle Strom ergoß.
Wie sich vor deinem Blick die Heimath hat entfaltet,
So hat dein Künstlergeist das düst're Bild gestaltet,
Und jede Schlechtigkeit, die deine Zeit gebar,
Du, Dichter, stelltest sie mit solchem Feuer dar,
Daß auf Ravennas Platz, als plötzlich du erschienen
Den frohen Kindern warst mit ernsten, düstren Mienen,
Von jähem Schreck erfaßt aufschrie die kleine Schaar:
Das ist, das ist der Mann, der in der Hölle war!

Adolf Laun.

* Altdeutscher Pitaval.

Von Karl Seifart.

II.

Nicht selten tritt uns die irrige Ansicht entgegen, als ob erst mit der Einführung des „wälschen Rechts“ und der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. sowohl die Mannichfaltigkeit und Grausamkeit der Leib- und Lebensstrafen zugenommen haben, als auch die peinliche Befragung der Inquisiten eingeführt sei. — Diese Ansicht ist durchaus unbegründet; schon eine Vergleichung der Carolina mit der ausführlichen Zusammenstellung der mittelalterlichen Leib- und Lebensstrafen bei Grimm (Rechtsalterthümer S. 680—711) beweist, daß das frühere Mittelalter eine größere Zahl grausamer Strafen kannte, als sie die Carolina bestimmt, und Dreyer und Gemeiner können uns unter Andern belehren, daß diese Strafen damals weit häufiger zur Anwendung kamen als im 16. und 17. Jahrhundert.

Die Carolina, so furchtbar und unmenschlich uns heute auch ihre Bestimmungen erscheinen mögen, war dennoch der frühern, grausamern und ungeregeltern Criminalrechtspflege gegenüber, ein bedeutender Fortschritt zur Gerechtigkeit und Ordnung, und was die Folter betrifft, welche die neue Halsgerichtsordnung erst im Gefolge gehabt haben soll, so belehren uns unter vielen anderen besonders die Aufzeichnungen der um die Sittengeschichte und Criminalstatistik hochverdienten Forscher, Dreyer und Gemeiner, daß dieselbe schon Jahrhunderte vor der Carolina in Deutschland vollkommen ausgebildet war, und daß nicht etwa überall die Ordale ihre Stelle vertraten. In den vortrefflichen archivarischen Forschungen, welche Gemeiner in seiner Regensburger Chronik niedergelegt hat, finden wir im 14. Jahrhundert schon mancherlei gesetzliche Bestimmungen über die Tortur eines Inquisiten, er wird, wie es in der Sprache der damaligen Zeit heißt, „gewogen“ oder „an die Wage geschlagen“, d. h. durch Aufziehen und Ausrecken mit Gewichtstücken gefoltert; also schon lange vor Einführung des römischen Rechts war die römische Folterweise (in equuleum conjici) bekannt.

Die um 1800 erschienene Gemeinersche Chronik — der Verfasser war Archivar und Syndikus in Regensburg — zeichnet sich überhaupt durch einen großen Reichthum interessanter und merkwür- Beiträge zur Rechts- und Sittengeschichte, als auch besonders durch kritische Forschung, vor vielen ähnlichen Werken aus, drum werden einige auf unsern Zweck bezügliche Mittheilungen und Hinweise auf jene Stadtgeschichte nicht unwillkommen sein.

Die Chronik enthält Beiträge zur Geschichte der Stadt vom Anfang des 10. bis Ende des 15. Jahrhunderts. Während dieses Zeitraums waren hier, wie überall in Deutschland, die Sitten- und Kulturzustände trotz des Christenthums, der Klosterschulen, der Universitäten und der mannichfaltigen und oft wenig gehandhabten polizeilichen und rechtlichen Ordnungen, von einer barbarischen Naivität und Rohheit, Selbsthülfe, Fehden, Mord und Verbrechen aller Art an der Tagesordnung. Eine wilde und harte Zeit, Eigenthum und Leben in ewiger Unsicherheit, eine ewige Blutsaat von Raub und Mord, aus welcher immer wieder dieselben Verbrechen üppig emporschossen! „Nur allein die Rubriken unserer Befehdungsacten, sagt unser Autor, würden viele Bogen füllen!“ — Man räumte zwar häufig genug mit den schärfsten Strafen unter den Räubern und Gaunern auf, entzündete aber in der Regel damit nur neue Fehden und Landschädigungen, indem der bewaffnete Anhang der Gerichteten Vergeltung zu üben trachtete.

Die Strafen waren grausam: dem Gotteslästerer wurde gewöhnlich die Zunge hinten zum Nacken mit einem Haken herausgerissen, dem Meineidigen die Finger gekürzt. Ein Protokoll von 1381 erwähnt auch noch der uralten Strafe des Augenausstechens und der Brandmarkung auf beiden Backen; Münzfälscher wurden lebendig in Oel gesotten. Die Strafe des Säckens oder Ersäufens in einem Sack mit Hahn, Hund, Affen oder Katze, welche sonst gewöhnlich gegen Kindesmörderinnen und rückfällige Diebinnen verfügt wurde, ward in Regensburg auch politischen Verbrechern (Th. II. S. 282) zuerkannt; Mörder und Räuber wurden verstümmelt, gehängt, gerädert, aus besonderer Gnade auch wohl geköpft, Mörderinnen lebendig begraben und gepfählt.

Trotz dieser mannichfaltigen und grausamen Strafen minderten sich die Verbrechen, wie Gemeiner widerholt, keineswegs; noch zum Jahr 1460 bemerkt er: Falschmünzerei, obwohl sie mit dem Feuer auf's härteste bestraft wurde, ward dennoch täglich entdeckt. — Besonders häufig ist bestialische Unzucht („Leicherei“), und viele Tausend

aus dem 14. und 15. Jahrhundert vorhandene Urfehden deuten darauf hin, daß die gröbsten Wollustsünden gäng und gebe waren. Trotz der Priesterherrschaft und der abergläubisch-religiösen Richtung der Zeit, waren Gotteslästerungen sehr häufig und wurden hart bestraft. So merkt Gemeiner zum Jahr 1466 folgendes an: Es ward ein Badeknecht mit fünf Weibern gesäckt und ein anderer verbrannt, weil er auf ein Crucifix geschossen hatte. Verschiedenen Leichnerinnen wurden die Ohren abgeschnitten und einem Küfer die Zunge ausgerissen und die Hand abgehauen, weil er gotteslästerliche Reden geführt. Eine große Menge ward in diesem Jahr wegen Straßenraubes, Mordes und Diebstahls hingerichtet; man konnte nicht Söldner genug auftreiben zur „Halte“ auf den Straßen und zur Sicherung der Handelsleute, welche von Raubgesindel umschwärmt die Märkte bezogen.

In dieser wilden Zeit gab es nun gegen die Strenge der Gesetze und Bestrafungen einige Schutzmittel, welche aber auf demselben Geiste der Willkür beruheten, der im Allgemeinen die Handhabung der Gesetze leitete; es waren die Asyle und verschiedene durch das Eintreten gewisser Zufälligkeiten veranlaßte Begnadigungen. Die Wohlthat dieser Einrichtungen genoß sowohl der unschuldig Verfolgte, als der wirkliche Verbrecher, und der bloße Zufall entschied somit häufig darüber, ob ein Unschuldiger gerettet wurde oder ein Verbrecher der wohlverdienten Strafe entging. — Die Asyle, Freiheiten, Freiungen, Freistätten gewährten zwar in der Regel dem Flüchtling nur Schutz auf gewisse Bedingungen und Tage, allein der Grundsatz, „Zeit gewonnen Alles gewonnen“, war damals so vollgültig wie heute, und darum gelang es Verbrechern nicht selten, im Laufe der Schutzzeit Mittel zu weiterm Entkommen zu finden. Andererseits trugen auch die Freistätten, welche vorzugsweise Kirchen und Klöster, dann aber auch Königsburgen und selbst gewisse Wirthshäuser, Mühlen, Kirchhöfe, Gärten gewährten, zur Vermehrung der häufigen Tumulte und Revolten bei, indem das Asyl von den Verfolgern oft nicht respectirt ward und es dann zwischen den Angreifenden und den Bischöfen, Aebten, Fürsten oder Corporationen, unter deren besonderm Schutz die Freiung stand, zu heftigen Zerwürfnissen und selbst zu blutigen Fehden kommen konnte. Einige interessante Beispiele dieser Art überliefert ebenfalls Gemeiner: Während einer Theuerung im Jahre 1311 ließ der Rath von Regensburg den Becken (Bäckern) kund thuen, daß jeder Becke, der zu klein backe, das erste Mal um ein Pfund Pfennige gestraft, im Wiederholungsfalle aber ohne Ansehen der Person „geschupft“ werden sollte. Die Strafe des Schupfens, an andern Orten Prellen oder Schnellen genannt (Grimm 726), war eine Ehrenstrafe und in manchen Reichsstädten, z. B. in Hildesheim, noch bis zum Anfang unseres Jahrhunderts üblich. Sie bestand darin, daß der Delinquent entweder unmittelbar durch die Fäuste des Henkers oder vermittelst eines Schnellgalgens in einen Pfuhl schlammigen Wassers gestoßen, einige Male untergetaucht und dann dem Hohn und Spott der Menge Preis gegeben wurde.

Bei einem solchen Bäckerschupfen zu Regensburg im Jahre 1320 kam nun der Fall vor, daß einer der Zuschauer den Delinquenten, als er sein Verbrechen bereits hinlänglich gebüßt hatte und ganz durchnäßt eiligst dem Hohn der Umstehenden zu entfliehen suchte, wieder in den Pfuhl zurückstieß. Ueber diese Mißhandlung von Seiten seines Mitbürgers ergrimmte der Bäcker so, daß er dem Beleidiger den Tod schwur. Schon wenige Tage nachher bot sich die erwünschte Gelegenheit während einer Procession auf der Heubart, hier erstach der Bäcker seinen Beleidiger, als dieser eben vor dem vorbeigetragenen Sakramente auf die Knie gesunken war, und floh dann eiligst in die Freiung des Bischofs. Die Obrigkeit wollte aber, da der Delinquent in Gegenwart des Gekreuzigten gemordet hatte, die Freiung nicht gelten lassen und forderte die Auslieferung. Als diese aus Gründen, die der Rath für unstatthaft erklärte, verweigert wurde, so erschienen die Raths-Boten, um den Verbrecher mit Gewalt zu holen, erbrachen Thor und Thüren und widersetzten sich der entgegengestellten Gewalt. Der Tumult wuchs an Ausdehnung und Furchtbarkeit, auch andere Häuser des Bischofs wurden erstürmt, der Mörder endlich der Freiung entrissen und hingerichtet. — Da that der Bischof die Stadt wegen gebrochener Freiung und „Heilthumsschändung“ in den Bann.

Aus denselben Gründen, war schon im Jahre 1146 vom derzeitigen Bischof die Stadt verflucht. Der Aufruhr, welcher damals in Folge des Freiungsbruchs entbrannte, kostete viele Menschenleben und brachte die ganze Stadt in Gefahr.

Wie die geheiligten Räume einer Kirche oder sonstigen Freiung den Verbrecher vor Gewalt schützten, so wurden auch Reliquien, Crucifixe und andere Heiligthümer oft als Schutzmittel benutzt; ein merkwürdiges Beispiel einer Begnadigungserpressung durch solche Mittel erzählt die Gemeinersche Chronik wie folgt: Im Jahre 1407 vergiftete zu Regensburg eine Frau, die Gritschin genannt, ihren Ehemann. Die Mörderin ward zur Haft gebracht und zum Tode verurtheilt. Am Tage aber als das Recht an ihr vollzogen werden sollte, traten unversehens zwei geistliche Frauen, die Abtissinnen von Ober- und Neu-Münster, vor den Rath, gefolgt von dem Caplan, und des heiligen St. Ehrhards Haupt nebst anderm köstlichen Heiligthum mit sich führend, baten sie bei diesen Heiligenthümern den Rath, der Gritschin das Leben zu schenken. Da entsetzten sich die Herrn vom Rath vor diesem Anblick und getrauten sich nicht durch Verweigerung der Bitte die Heiligen zu schmähen und zu verachten, um somehr als auch Herzog Heinrich und einige benachbarte vom Adel sich für die Gritschin verwandt hatten. So wurde denn die Mörderin zu lebenslänglicher Clausur begnadigt. Doch drohete der Rath den Abtissinnen, ihnen das Heiligthum nehmen und in eine andere Kirche bringen zu lassen, wenn sie dadurch wieder auf ein Urtheil einwirken würden.

Grausamerweise ging man auch in der Willkür so weit, daß man wohl eine Begnadigung vom Glück des Würfelspiels abhängen ließ, doch scheint sich diese Barbarei mehr auf soldatische Kreise beschränkt zu haben. So mußten am 21. November 1635 drei gefangene Reiter wegen Pferdediebstahls im Stockhause zu Hildesheim ums Leben würfeln, es sollte nur einer von ihnen gehangen werden und zwar der, welcher die wenigsten Augen würfe. Das fürchterliche Spiel entschied sich gegen den jüngsten, und er mußte sich, obwohl er nach gerichtlichem Proceß und Kriegsstand schrie, ohne Gnade zum Galgen führen lassen. „War ein erbärmlich Spectakul, erzählt ein Augenzeuge, und hatte viel zu thuen, ehe der Büttel mit seinen Knechten ihn überwältigen konnte. Wurde also der arme Mensch übel gequält und am Galgen nach langer Qual endlich gedämpft.“ — In Leipzig kam noch 1699 ein solcher Fall vor: Den 16. Januar, heißt es in Vogel's Leipziger Annalen, ist ein Musquetir von des königl. dänischen allhier liegenden Regimente wegen seiner Mißhandlung in Entleibung seines Kameraden arquebusiret worden. Es wurde noch einer mit ausgeführt, erhielt aber durch das Würfelspiel das Leben. — Mehr sagenhaft, aber auch in dieser Form bezeichnend genug für die Willkür der damaligen Rechtspflege, sind die Ueberlieferungen, nach welchen die Begnadigung an irgend ein lebensgefährliches Unternehmen, dem sich der Delinquent unterziehen mußte, geknüpft wurde. So ist in mancher Stadt noch die Sage lebendig, daß einst ein Missethäter dadurch sein Leben erhalten habe, daß er sich erboten, nur mit einem Spitzhammer versehen von außen den höchsten Thurm zu erklettern. Die Sage läßt auch das Wagstück in der Regel gelingen.

Historisch und mit der Willkür versöhnend sind dagegen die nicht seltenen und oft von poetischem Reiz umkleideten Fälle, in welchen einem Armensünder oder einer Armensünderin das Leben geschenkt wurde, weil sich eine mitleidige oder verliebte Seele fand, welche sich

entschloß die Besserung der Armen durch den heiligen Ehestand zu versuchen. Zuweilen kam auch auf diese Weise der Henker zu einer hübschen Frau. — So sollte in Nürnberg im Jahr 1525 eine Kindesmörderin, Namens Gerhaus Storch, hingerichtet werden, wurde aber, weil der Scharfrichter die schöne Sünderin zum Weibe begehrte, begnadigt und ihm überlassen. — Besonders interessant ist eine Mittheilung dieser Art in der handschriftlichen hildesheimischen Chronik von Elbers, weil dieselbe sowohl den üblichen, schönen Hergang eines solchen Losbittens beschreibt, als auch darauf hindeutet, daß solche Vorkommnisse der allgemeinen Volkssitte entsprachen. Im Jahre 1554 sollten zwei junge, lockere Gesellen, Bernward Steinberg und Zacharias Koch, wegen begangener Uebelthaten unter Henkershand verbluten. Schon hatte ihr Stündlein geschlagen, als zwei Jungfrauen Engel Papen und Adelheid Bejern, in Brautkleidern und mit grünen Kränzen geschmückt daher kamen und die Armensünder zu Ehewirthen begehrten. In Folge dieser Bitte wurden sie, der Sitte gemäß, entlassen, mußten aber dem Henker ein Lösegeld zahlen und gleich am folgenden Tage die Hochzeit feiern; Zacharias Koch führte Engel Papen und Bernward Steinberg Adelheid Bejern heim.

Eine ergötzliche, hieher gehörige Aufzeichnung fand ich auf dem Buchdeckel eines Exemplars von Johannes Pauli's Schimpf und Ernst, dieselbe ist der Schrift und Sprache nach aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und erzählt wie folgt: Ein Schüler (Student), Caspar Trallinger genannt, so bei einem Tumult in Erfurt müssen Flüchtling werden und als ein armer Fahrender nach Franken kommen, ward allhie in Ohnspach durch eines Pflegeners Mitleidighait, sa sich sein erbarmte, für einen Knecht in das Haus genommen. Weilen aber besagter Trallinger allzeit ein lüderlich Blut und Benusknecht gewesen, hat er alsbald mit des Pfrageners junger Tochter heimblicherweis ein Nestlein zu bauen sich unterfangen, also daß die Sache stinkend worden. Da sie dann beide heimblicherweis davongangen und aus eigenem Frevel ehelich zu werden sich fürgesetzt. Wie sie aber gen Immeldorf kommen und die Jungfrau schweren Leibes halber bei Gumprecht Kesser unterstellt worden, hat er, Trallinger, aus Nothturft des Hungers den Bauern die Gäns genommen, auch sonst Diebstahl und Unzücht begangen. Darüber er dann endlich ergriffen, allhie nach Ohnspach geführet und in den Stock gelegt, nachmahls ihm auch der Hals abgesprochen worden. Da er nun sollte ausgeführet werden, trat des Pfrageners junges Mensch, so eines Kindleins genesen, vor die Herrn, bekennt sich zur Bueß und fordert den Gespons zum Ehewirth. Da sie dann beid mit der Bueß wurden angesehen, die Hochzeit aber ausgericht und gen Brotzwinden gezogen.

Bezeichnend für den Stand der sittlichen Bildung der Zeit ist es, daß Studenten häufig in den Malefizbüchern figuriren, und auch die Universitätsannalen aus dem Mittelalter und dem 16. Jahrhundert wissen, wie ich in meinem altdeutschen Studentenspiegel nachgewiesen habe, häufig genug von Todtschlag, Diebstahl, Raub, Mord, Wegelagerung und Erpressung zu erzählen; ein in der genannten Schrift erwähnter Fall möge hier nach Christian Avianus und Vogel's Leipziger Annalen ausführlich folgen, derselbe ist auch in den „Galgenvögeln“ von Wilhelm von Chezy mit vielem Geschick und unter guter Auffassung der Zeit zu einer Novelle verarbeitet.

Im Jahre 1567 am 6. April, kurz vor dem Ostermarkt, kommt der Apotheker und Burgemeister von Wittenberg, Caspar Pfreundt, nach Leipzig und nimmt sein Losament am Schustergäßlein in den zwölf Aposteln, welches Haus damals Herrn Drembachen, einem Rathsherrn, gehörte. Des folgenden Tags geht Pfreundt aus, und als er eben vor einer Materialisten Bude steht, spricht ihn ein Student, Namens Georg Goldstein, an, und fordert ihn auf, seinen Gevatter, Magister Schönberg aus Wittenberg, der an einem Schenkelbruch darniederliege, zu besuchen und mit seinem Rathe beizustehen. Der Apotheker ließ sich willig finden und ward von dem Studenten in ein Haus an der Niklas Straße geführt. Hier eintretend hört Pfreundt auch das Aechzen eines Kranken und eilt zur Stube hinauf, findet aber keinen Gevatter, sondern drei andere verkappte Studenten, nämlich Alesium, eines Doctors Sohn aus Leipzig, Zachariam Strademann, auch von Leipzig, und Mathusalem Töpfer, eines Goldschmieds Sohn von Naumburg, diese überfallen sogleich den Apotheker und legen ihm einen Knebel in den Mund. Als er sich nun erbärmlich gebährdete, entledigten sie ihn wieder des Knebels und fingen an, ihn mit harten Worten zu beschuldigen, daß er sein Bürgermeisteramt mißbraucht habe, um Unmündige um ihr rechtmäßiges Geld zu verkürzen, deßhalb solle er zur Strafe ihnen nun 3600 Gulden geben, sonst müsse er von ihren Händen sterben. Der Apotheker betheuerte seine Unschuld und stellte jeden Unterschleif in Abrede, allein die Studenten hörten nicht darauf, sondern fingen an, ihn zu durchsuchen und fanden bei ihm vierzig goldene Ringe, die sie alle nebst einigem vorgefundenen Gelde an sich nahmen. Nach dieser Plünderung ward der Beraubte in den Keller gebracht und an einen Tisch gekettet.

Jetzt ließen sich's die lockern Vögel wohl sein und aus der Garküche Gefallenes und Gebratenes nebst Bier und Wein holen, schickten auch einiges davon dem Gefangenen in den Keller und gaben ihm den Georg Goldstein zur Gesellschaft, damit dieser ihn durch fleißiges Zutrinken und Zureden geneigt mache, auf ihren Wunsch einzugehen. Als aber Pfreundt sich nicht gütlich überreden lassen wollte, sondern laut über die ihm angethane Gewalt klagte, ertönte es plötzlich wie ein Wagengerassel am Hause, und Goldstein sprach: Wenn der Herr Apotheker noch länger auf seiner Weigerung bestehe, so sei der Wagen bereits da, um ihn, nachdem er umgebracht, an einen Ort zu führen, von dem Niemand wisse und also Niemand erfahre, wo sein Leichnam geblieben.

Nun wurde Pfreundt kleinmüthig und verzagt, ließ sich den andern Studenten vorführen und versprach ihnen das verlangte Geld. Dies Versprechen und die Versicherung, daß er Niemanden in der Welt verrathen wolle, was mit ihm geschehen, ließen sich die Studenten durch einen schweren Eid bekräftigen. Zu diesem Eide mußte er noch eine Handschrift ausstellen, worin er sich verpflichtete, von dem verlangten Gelde 600 Gulden alsbald von Haus zu holen und ihnen einzuhändigen, die übrigen 3000 Gulden aber auf nächstfolgende Messe zu bezahlen; alles unter eines schweren Eides Kraft.

Nach gethanem Eidschwur und überreichter Handschrift, gaben ihm die Raubgesellen alle Ringe bis auf einen wieder, damit nicht etwa die Ringe an ihnen zu Verräthern wurden, und ließen dann den Pfreundt durch Goldstein vor Tagesanbruch verkappt aus dem Hause weg und in eine entlegene Gasse führen; hier erlaubte Goldstein dem Mißhandelten, sich die Binde von den Augen zu nehmen und ging dann eiligst seine Straße.

Pfreundt eilte stracks in seine Wohnung, wo ihn der Hausherr, Rathsherr Drembach, verwundert empfing und ihn fragte, wo er die Nacht über gewesen, da man doch sonst nicht an ihm gewohnt sei, daß er über Nacht ausbleibe? — Pfreundt aber wollte nicht berichten, wo er über Nacht gewesen, sondern bat Herrn Drembach in Hast, ihm entweder aus seinem Vermögen oder aus Rathsmitteln sofort 600 Gulden zu borgen, da er noch vor Mittag derselben dringend bedürfe. Dessen wunderte sich Drembach noch mehr und fragte, wozu er denn das Geld so eilig gebrauchen wolle, da er ja den besten Credit bei allen Kaufleuten habe und auch ohne Geld, allein auf seinen guten Glauben, in Leipzig jeden Handel abschließen könne?

Da sich nun Pfreundt jeder Auskunft weigerte, fand Herr Drembach das sehr auffällig und ließ ihn auf's Rathhaus fordern, wo er vor dem sitzenden Rath abermals dringend aufgefordert wurde, zu berichten, wo er die Nacht gewesen und wozu er des Geldes, was ihm der Rath gern vorstrecken wolle, so eilig bedürfe.

Als Pfreundt sich aber dennoch weigerte, und fort und fort bedrängt endlich mit den Worten herausfuhr, er habe durch einen schweren Eid geloben müssen, nicht zu sagen, wo er die Nacht über gewesen, da entsetzte sich der Rath und berichtete sofort dem Kurfürsten von Sachsen, der grade in Leipzig anwesend war, den seltsamen und bedenklichen Handel. Die kurfürstliche Durchlaucht schickte darauf sogleich den wohlgelahrten und beredten Superintendent Doctor Pfeffinger zu dem Apotheker, um ihn über sein nächtliches Ausbleiben und wegen der Geldbenöthigung auszufragen. Als aber Pfreundt bei seinem Schweigen verharrte und fort und fort klagte, daß er durch einen schweren Eid gebunden sei, ließ ihm der Kurfürst entbieten, daß er mit nach Dresden geführt und dort einem schärfern Examen unterworfen werden solle.

Da entsetzte sich Pfreundt sehr und fürchtete, in Dresden peinlich befragt und mit der Folter angesehen zu werden, weinete und gab dem Doctor Pfeffinger geneigteres Gehör, der ihm nicht allein bewies, daß er ihn von dem erzwungenen Eid absolviren könne, sondern ihm auch versprach, daß er beim jüngsten Gericht das ganze Juramentum auf sich nehmen und vor Gott verantworten wolle. Das half endlich dem armen Pfreundt zur Sprache, und er berichtete nun, wie sich alles begeben und zugetragen; das war den Herrn lieb.

Wie nun verabredeter Maßen Mittags gegen 12 Uhr Goldstein in das bestimmte Haus kommt, um die 600 Gulden zu empfangen, waren schon die Rathsdiener im Hause versteckt, ergriffen den Bösewicht über der Geldzählung und führten ihn in des Raths Gewahrsam.

Unterdessen hatten die andern raublustigen Studenten ihre Jungen in die Gassen gehen heißen, um zu erkunden, wie es mit dem Goldstein ablaufe. Diese sahen denn bald den saubern Vogel gefangen abführen und berichteten solches eiligst ihren Herrn, welche sich auf alle Fälle vorgesehen hatten, einen bereit gehaltenen Wagen bestiegen und hurtig aus der Stadt entflohen.

Der Goldstein mußte nun für alle herhalten und erhielt schon am 25. April sein Recht, wo er dann vor vielem Volk und in Gegenwart des durchlauchtigsten Kurfürsten mit dem Schwert gerichtet wurde.

Die andern Uebelthäter entgingen aber auch nicht der Strafe: Strademann ging seines Glaubens verlustig und ward in einem papistischen Kloster Abt, Mathusalem ward von einem ungarischen Herrn wegen betrüglicher Goldmacherei gehängt, und Alesius lange Zeit nachher in Leipzig gefangen, „weilen er aber eines vornehmen Doctoris Sohn, hat man ihn nur auf neunzig Jahre relegirt."

Dies Stücklein aus der alten Lindenstadt muthet uns schon ganz anders an, als die wilden Raub-, Mord- und Fehdegeschichten aus dem 15. und 14. Jahrhundert, es führt uns in eine Zeit wohlhäbiger und durch strenge Ordnungen gesicherter bürgerlicher Zustände, wo „das Auge des Gesetzes wacht" und mit unabweislicher Beharrlichkeit die Spur eines Verbrechens verfolgt, welches wie das vorliegende durch die Verletzung der Person und des Eigenthums eines angesehenen, auf den Schutz der ehrbaren Handelsstadt vertrauenden Meßfremden, zugleich die Ehre und das Ansehen dieser Stadt auf's sträflichste mit verletzt hatte. Eine solch' freche Verhöhnung der Schutz- und Sicherheitsgesetze im Weichbilde durften die ehrsamen Väter der Stadt, durfte der über den guten Ruf des besten Kleinods seines Landes wachende Fürst nicht ungeahndet hingehen lassen, drum mußte dem wohlbekannten, ehrenfesten und reichen Burgemeister von Wittenberg nöthigenfalls, so leid dies auch den Herrn gewesen wäre, das allzu enge Gewissen durch die Schnüre und Schrauben Meister Hämmerlings erweitert werden, wenn er beim Schweigen verharrend, das Gelingen eines Verbrechens begünstigt hätte, welches das Rechtsgefühl der ganzen Stadt auf's tiefste empörte. Glücklicherweise aber schützt den guten Pfreundt derselbe naive, kindliche Glaube, der ihn auch an einem erzwungenen Eid so ängstlich festhalten ließ, vor der Berührung durch die unehrliche Hand des Henkers, denn vermöge desselben Glaubens beugt er sich vor der gottesgelehrten Autorität des frommen Doctor Pfeffinger, nachdem dieser erklärt hat, er werde nöthigenfalls am jüngsten Tage den erzwungenen Eid auf sich selbst nehmen und vor dem höchsten Richterstuhl verantworten. Nun wird's dem guten Pfreundt leicht ums Herz, denn der gelehrte Theolog muß die Angelegenheit besser verstehen und wird, wenn einst die Sache zur Sprache kommen sollte, vor dem lieben Herrgott schon das rechte Wort anzubringen wissen! — Das Geständniß erfolgt, das Schwert der Gerechtigkeit fährt zwischen die Uebelthäter, und Ehre und Ansehen der Schutz- und Sicherheitsgesetze der Stadt sind wieder hergestellt.

Die kleine Criminalgeschichte läßt uns einen wohlthuenden Blick in die damals schon reich entfaltete Behaglichkeit, Ordnung, Ehrbarkeit und Treue des dortigen Bürgerlebens thun, und dieser solide, wohlwollende Charakter erscheint, wenn wir die Leipziger Annalen näher ansehen, auch dem dortigen städtischen Leben im folgenden Jahrhundert aufgeprägt, denn mit den sittenhistorischen Nachrichten aus vielen andern Städten und Ortschaften verglichen, durchweht diese Leipziger Annalen, obwohl es an Mord und Todtschlag, blutigen Studententumulten und häufigen Hinrichtungen nicht fehlt, ein milder Hauch vernünftigen und besonnenen bürgerlichen Zusammenlebens. Hexenprocesse kommen sehr selten vor, und die Strafbestimmungen der Carolina werden gegen viele Verbrechen, namentlich gegen Kindesmord, nicht leicht in ihrer altbarbarischen Grausamkeit erkannt. Und so wie in Leipzig, sah es derzeit in dieser Beziehung auch in andern großen deutschen Städten aus, wo ein durch Wohlstand gebildetes, freies und dem sittlichen Drange der Kultivirung nachgebendes Bürgerthum die Gesetze auslegte und handhabte. Aber fast eben so schlimm wie in frühern Jahrhunderten hausten im 16. und 17. Rechtswillkür, Aberglauben und Barbarei in Städten und Ortschaften, wo geistlicher oder weltlicher Despotismus oder kleine reichsunmittelbare Tyrannei nebst ihren meist habsüchtigen und nichtswürdigen Schreibern die richtende und strafende Gewalt in Händen hatten. So wurden in Würzburg und Bamberg (vergl. Criminalverfahren vorzüglich bei Hexenprocessen in Bamberg während der Jahre 1624—1630 aus actenmäßigen Urkunden von G. von Lamberg) und vor den Amtleuten und Blutrichtern der Hunderte von Reichsunmittelbaren Dynasten während weniger Jahre mehr Hexen gefoltert und verurtheilt, als in Bremen, Lübeck, Hamburg, Nürnberg, Frankfurt und ähnlichen durch bürgerliche Kraftentwicklung und Gediegenheit blühenden Städten, im ganzen 17. Jahrhundert; waren doch nach Lambergs Zeugniß vom Jahre 1625 bis 1630 in den ehemaligen Landgerichten Bamberg und Zeil nicht weniger als 900 Untersuchungen wegen Zauberei anhängig, während der Nürnberger Scharfrichter Franz Schmidt in dem Verzeichniß der von ihm zwischen den Jahren 1578 und 1617 hingerichteten Missethäter nur fünf Hexen aufzählt. — Wie aber noch im 16. und 17. Jahrhundert fürstliche Tyrannei, Willkür und Wahnglaube da, wo in Deutschland die auf Wohlstand und Unabhängigkeit basirte bürgerliche Freiheit mit ihrem Sinn für Recht und Ordnung nicht überwog, zu wüthen vermochten, werden wir im dritten und letzten Abschnitt dieses kleinen altdeutschen Pitaval an einigen empörenden Beispielen zeigen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Steack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Steack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{3}$ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 35. Bremen, 28. August. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Von der Weser zur Themse.

Von Wilh. Kiesselbach.

II. Auf der Nordsee.

Mögen die Griechen immerhin von dem unwirthlichen Meere sprechen, oder die Römer mit Horaz meinen: »der Mann müsse die Brust mit dreifachem Erze umgürtet haben, welcher zuerst den zerbrechlichen Nachen auf die Welle gesetzt« — der Deutsche wird stets eine volle Herzensfreude empfinden, wenn er die See erblickt; sei es nun, daß er zum ersten Male in seinem Leben auf die wallende grüne Wasserfläche hinschaut, sei es, daß er, ein geprüfter Schiffer, sie aufs Neue als alte liebe Bekannte begrüßt, die oft zu ihm, zu der er oft scherzend und ernst gesprochen. Schon das Erwachen an Bord eines Schiffes auf der See ist so wonnig! Dicht am Ohr des Schläfers, nur von der dünnen Wand getrennt, rauschen die schwingenden Wogen vorbei! Abends, wie Erlkönigs Töchter, wiegen und tanzen und singen sie ihn ein, und Nachts mitten in seine Träume plaudern sie neckend ihm manches Geheimniß zu. Bei Tagesanbruch aber rufen sie ihn wieder auf, damit er den ersten Gruß der Sonne nicht verpasse, und die Frühluft Kopf und Brust ihm stärke. So steigt er aufs Deck — einen Blick nach dem Compaß, einen Blick nach dem »Flügel« an der Mastspitze, woher der Wind weht? und dann einen Blick nach der Küste zurück, ob etwa noch Land zu sehen ist . . . . . eben über der Kimme zeigt sich noch der Leuchtthurm auf dem Mellumer Sande, sein Feuer ist, zugleich mit den Sternen, im mähligen Erlöschen; eine kräftige Ostbriese kommt mit dem Lichte auf . . . all right! . . . Guten Morgen!

Die kleinen Lloydsdampfer, welche den Dienst zwischen der Weser und der Themse versehen, lassen sich natürlicher Weise an innerer Pracht mit den Fahrzeugen der Newyorker Linie nicht vergleichen; indessen sind sie behaglich eingerichtet, Speisen und Getränke reinlich und gut, und mit einem Bremer Kapitän vermag sich der Reisende rasch auf freundlichen Fuß zu stellen. Nur die Schraube bleibt im Vergleich zu den Rädern ein unangenehmes Ding. Denn nicht bloß durchzittern ihre Umdrehungen das ganze Schiff viel heftiger als der Räderschlag, sondern auch die Handbewegung, welche noch dazu ruckartig erfolgt, wird durch sie nach hinten, grade unter die Kajüte, verlegt. Wen daher die Seekrankheit in die Koje treibt, der dürfte bei dem ewigen Rütteln gewiß sehr vermehrtes Weh ausstehen. Allein, welcher vernünftige Mensch leidet denn auch wohl an der Seekrankheit? Mit einem entschiedenen Willen kann man ihr ja so leicht vorbeugen. Es mag sein, daß die mannichfachen, unter Deck vorherrschenden Gerüche geeignet sind, die unbefangene Haltung des Gemüthes etwas zu schwächen; altes dunstendes Seewasser, Pökelfleisch, Kohlrabiköpfe oder die Oellampe, die der Schlingel von Steward Nachts qualmend ausgehen läßt; obendrein als Staffage dieser Landschaft kranke, schwer arbeitende Reisegefährten — solche Einwirkungen machen Einem selbst auf der sicheren Erde unwohl. Oben in der freien Luft jedoch hat man allein zwei einfachen mechanischen Störungen des körperlichen Gleichgewichts einfach mechanisch entgegenzuwirken. Einmal nämlich ist das Auge nicht daran gewöhnt, daß ihm plötzlich über dem Spiele der Wellen alle ruhenden Linien fehlen — dadurch entsteht auf der See eine Neigung zum Schwindel grade wie auf einem hohen Thurme: die ganze Welt flimmert vor den Blicken; und zum Andern bringt das Tanzen des Schiffes den Magen, der zwischen den Rippen nicht ganz festgenagelt sitzt, wider Wissen des Menschen gleichfalls zu einem hüpfenden Tanze. Da gilt es nun, das Auge in die Weite unverwandt auf den Grenzstrich zwischen Himmel und Meer zu richten, der sogar im stärksten Sturm unverrückt derselbe bleibt, um so einen festen Halt zu gewinnen und zugleich die eigene Bewegung des Schiffes daran zu messen. Denn auch diese ist, selbst im heftigsten Wogenschwalle, ganz regelmäßig, bald steigend, bald fallend, bald nach Rechts bald nach Links rollend; es läßt sich jeden Moment ihre nächstfolgende Richtung voraussehen. Die Zehen in das Holz des Deckes gleichsam einkrallend, und dergestalt mit dem Körper des Schiffes Eins geworden, kann deßwegen der Mensch ohne Mühe, indem er in eigenem Wollen an Geist und Leib die Bewegung selber mitmacht, seinen Magen, wie einen in Doppelringen aufgehängten Schiffsbarometer, stets im Gleichgewicht erhalten. Giebt er dann demselben noch seine ehrliche, deftige Nahrung: ein englisches Frühstück, Kaffee, Fleisch und Eier, und bei steigender Sonne ein Glas Portwein in Begleitung von rohem Schinken, so schmeckt der Seele die Morgencigarre vortrefflich wie am Lande.

Also gegen jede weitere Anfechtung gesichert, beginnt nun der Reisende seine gewöhnliche Beschäftigung an Bord, nämlich, an der Railing liegend, ins Wasser hinabzuschauen. Selbst in der schaukelnden Hängematte fliegen aber die Gedanken nicht so leicht, als über den unaufhörlich heranschäumenden und wieder forteilenden Fluthen. Die Wellen werden zu flüchtigen Rennern, auf welchen die Kinder des Geistes in die Weite jagen; stets neue Rosse, stets neue Reiterchen darauf, kecke, kleine Nordmannen, die in allerlei Gebiete seeräubernd einfallen. Denn auch auf dem Meere, nicht bloß bei den Landgebilden auf dem festen Boden gehen die geschichtlichen Erinnerungen durch die Jahrhunderte hin und umschweben mit ihren Schatten die Stirn des Fremden. Wer beschwört nicht, wenn er durch die griechischen Gewässer fährt, Hellas' herrliche Vergangenheit herauf! Und ebenso tauchen aus den grünen Wogen des deutschen Meeres gern die Gestalten der Vergangenheit empor, die hier einst ein wildkräftiges Leben geführt haben. Die neuere Historiographie ist Gottlob endlich zu der Einsicht durchgedrungen, daß sie die Völker am Gestade der Thalatta in ihrem Zusammenhange begreifen lernen muß; in einer unnatürlichen Vereinzelung wird die Geschichte Kleinasiens, der Balkanhalbinsel, Italiens und Karthagos unverständlich. Erst aus den Wechsel-

wirkungen der verschiedenen Uferländer auf einander erhellt die Gemeinschaftlichkeit ihrer Kultur in Sprache, Religion, Philosophie, Kunst und Wirthschaft; nur so läßt die frühzeitige reiche Bildung des Alterthums sich auf ihre Quellen zurückleiten. In ähnlicher Art wäre jedoch auch die allmälige Entwicklung des europäischen Nordens, wie er die Ost- und Nordsee umgiebt, zu erfassen. Seine Geschichte, vom Meere aus geschrieben, auf welchem Standpunkte die Küsten als Ränder seines einheitlichen Bassins erscheinen, müßte noch klarere Blicke, namentlich in die eigenthümliche Bedeutung des Normanenthums für das Mittelalter unseres Erdtheils gewähren. England würde zum Sicilien des Nordens! Allerdings tritt derselbe erst spät in den Kreis der europäischen Geschichte ein. Vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ruht das Dunkel der Winternacht auf seinen Gegenden, und als dann die Lichter griechisch-römischer Kultur in seine Finsterniß fallen, gewahren wir bei seinen Bewohnern anfänglich bloß die untersten Ansätze eines gesellschaftlichen Daseins. In ausgehöhlten Baumstämmen, oder fellüberzogenen Weidengeflechten fahren zu Cäsars und Tacitus' Zeiten die nordischen Fischer auf die See hinaus. Allein, wenngleich der Norden sich zuerst in seiner rohen Ursprünglichkeit zeigt, so schließt diese doch zugleich eine Selbständigkeit und Unabhängigkeit in sich ein, die vielfach und in den verschiedensten Jahrhunderten gestaltend in die Verhältnisse des tieferen Binnenlandes eingegriffen hat.

Das Leben, wie es nach den vorhandenen Ueberlieferungen auf den nordischen Gewässern anfangs geherrscht haben muß, bestand zunächst aus Fischfang, Kaperei gegen die wenigen von Süden kommenden fremden Kauffahrer und räuberischen Auszügen gegen die Gestade, die bereits Viehzucht, Ackerbau und Handel trieben. So verwüstet Ganaseus, der Seekönig der Chauken, die gallische Küste, die römischen Kaiser kämpften vergebens gegen die segelnden Schaaren der Friesen und Sachsen. Und wenn die Sage berichtet, der Name Merowinger komme daher, daß die Gattin des Königs Chlojo einst am Strande von einem plötzlich aus dem Meere auftauchenden Ungeheuer, »Merovech«, (Meervieh) umarmt worden sei und darauf einen Sohn, Merovech, geboren habe, so dürfte vielleicht der Ursprung der Franken in einem der nordischen Seeräuberstämme zu suchen sein, von deren Einfällen bis in's 10. Jahrhundert hinein Frankreich ja keinen Augenblick sicher war. Die dabei mit ihren Leuten ausziehenden Fürsten sind jedoch kaum etwas Anderes als Besitzer und Befehlshaber einer geringeren oder größeren Flotte, eine Gefolgschaft zur See. Sie wurden entweder durch die Unterdrückung und Aufhebung der kleineren Könige, zuerst in Schweden, darauf auch in Dänemark und Norwegen auf's Meer hinausgejagt, oder es verließ bei zunehmender Bevölkerung, verbunden mit eintretenden Mißernten, die Jugend die arme Heimath, um sich in den reicheren Ländern des Ostens, Westens und Südens Unterhalt und Beute mit dem Schwerte zu erringen. Scandinavien sendet seine Söhne, die es selber nicht mehr ernähren kann, in alle Welt. In der Schweiz soll das Haslithal ursprünglich von Schweden colonisirt sein, die unter ihrem Hauptmann Schwitzerus, während einer großen Hungersnoth auf der Halbinsel, 6000 Köpfe stark, rheinaufwärts nach den Alpen zogen. Die Eroberung Englands durch Hengist und Horsa mag aus ähnlichen Beweggründen hervorgegangen sein. Von den berühmten Hafenplätzen Barka und Sigtuna am baltischen Meere aus, gingen die Waräger, »Thiodolf« und seine Mannen, als griechische Prätorianer nach Mickligard, Konstantinopel, bei welcher Gelegenheit Rurik Sune und Truvor, zwei russische, d. h. schwedische, Kriegsfürsten, die Herrschaften von Kiew und Nowgorod stiften. Und die Entdeckung und Bevölkerung Islands durch die »Narmannen«, wie noch heute in der hansischen Schiffersprache alle Scandinavier heißen, die daran sich lehnende Auffindung des damals nicht unfruchtbaren Grönlandes durch Erik Raude, Leifr's Fahrten nach Winland und Other's Reise ins weiße Meer sind ganz gewiß, von der Lust nach Abenteuern im einzelnen Falle abgesehen, dem Bedürfniß nach nährenden Feldern zuzuschreiben; da das unausgesetzte Kaperleben schließlich aus Mangel an zu beraubenden Kauffahrern und Küsten wohl keinen Unterhalt mehr darbot. Dazu kam, daß mit dem Eindringen des Christenthums in die nordischen Gegenden dort der Entwicklungsproceß des Staatslebens allmälig begann. Harald Schönhaar verlangt von den Odalbunden die Anerkennung seines königlichen Obereigenthums über ihre Güter und Unterwerfung unter die römische Lehre, mit welcher er seinen jungen Thron, wie nach ihm so viele andere gekrönte Häupter gethan haben, zu stützen sucht. Blutige Kämpfe werden in den Thälern des Kjölengebirges ausgefochten, die Herrschergewalt triumphirt, und die unterliegenden freien Männer, starre Köpfe, bauen nun jenseits der Meere für Odin und sich neue Altäre und Höfe — wie Freund Scheffel singt:

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reifkälte spinnt um die Tannen . . . .
O, Kreuz und Buch und Mönchsgebet,
Wir müssen Alle von dannen.

Die Heimath wird dämmernd und dunkel und alt,
Trüb rinnen die heiligen Quellen,
Du götterumschwebter, du grünender Wald,
Schon blitzt die Axt, dich zu fällen.

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erloschen sind unsere Sterne;
O, Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus nächtiger Ferne.

Steig auf und empfah' unser riesig Geschlecht,
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen;

Wo der Feuerberg loht, Gluthasche fällt,
Sturmwogen die Ufer umschäumen,
Auf dir, du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht zu verträumen. . . . . .

Vielleicht in keiner Gegend ist dem Christenthume der Sieg so schwer geworden, als an den Gestaden der Ost- und Nordsee. In Wittekind streitet das frische, frohe Heidenthum gegen den Staat und die Kirche des Südens; es wird zertrümmert, aber nicht vernichtet. »Denn während die Nachfolger Karls des Großen über die Vererbung des Reiches sich entzweiten, die Völker wieder auseinander traten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen und ein Kampf entbrannte, der alle Aufmerksamkeit und Kraft beschäftigte, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer vom Ausfluß der Elbe bis zum Ausfluß der Garonne.« In der Mitte des neunten Jahrhunderts gründen sich, grade unter diesen Welthändeln auf dem Festlande, die verschiedenen normännischen Eroberungen in England und Island, in Rußland, in Nordfrankreich, in Portugal, dem arabischen Spanien und später auf der fruchtbaren Insel Sicilien und in Süditalien. Selbst die Hanse zählt noch heidnische Städte in ihrem Bunde; wo sie im Osten colonisirt, muß sie zugleich bekehren; Bischof Albrecht führt das Schwert in der einen, die Bibel in der andern Hand. Völlig hat indessen Rom hier im Norden niemals seine Herrschaft festgestellt; Hildebrands Priestercölibat wurde an vielen Stellen offen verspottet. Daher fand dann später der Protestantismus im Norden überall ein bestelltes Feld vor; wolle Gott, daß er es mannhaft auch in unsern Tagen behauptet! Nur in Sicilien verfällt Robert Guiscard, der »Schlaukopf«, den Schlingen der römischen Kurie. Sie spricht ja den Segen über seine kühnen Eroberungen; dafür stützt er den wankenden Stuhl Petri in dem großen Kampfe des Kaisers und Papstes; bis endlich Friedrich I. das schöne Seeräuberkind Constanze zur Schwiegertochter erkor, und Heinrich VI. ihr mit dem Myrtenkranze die stolzeste Krone der Erde auf die Locken setzte — in Kaiser Friedrich II. wallte Normannenblut!

Der Schwede Strinholm hat es in seiner „Geschichte der Wickingerzüge“ unseres Wissens zuerst versucht, die normannischen Eroberungen in ihrem politisch-kulturlichen Zusammenhange darzustellen. Ein Punkt ist mir indessen auch in diesem trefflichen Werke, das sonst viele interessante Räthsel löst, nicht aufgeklärt worden, die Frage nämlich, wie jene in die Normandie eingewanderten Scandinavier so rasch und vollständig zu dem französischen Wesen übergehen konnten, daß sie es sind, die dann unter Herzog Wilhelm das römisch-gallische Element nach England hinübertragen. Ich schreibe Ihnen diese Reisebriefe zufällig grade in Flandern; um mich herum in Gent, Brügge, Ostende wird trotz der langen Berührungen mit Frankreich im Volke noch immer jenes Vlämisch gesprochen, in welchem einst Karl V. zu Augsburg dem Fürsten Philipp von Hessen das berühmte: „Nit Kopp ab, Alterl“ entgegnete, als dieser lieber sein Haupt als seinen protestantischen Glauben verlieren wollte. Die Masse ist überall zäh in der Aufrechthaltung ihrer Erinnerungen, Gewohnheiten und ihrer Mundart. Und nun wandeln sich in nicht zwei Jahrhunderten die nordischen Germanen an der Nordküste Frankreichs so ohne Weiteres in Franzosen um? Die Pfälzer Bauern, die einst in geschlossenen Haufen nach Pennsylvanien übergesiedelt sind, haben bis auf den heutigen Tag ihre Sprache und Art beibehalten. Die Normannen bildeten aber noch obendrein in ihrer Nordmandie ein abgegrenztes selbständiges Reich, dem es fürwahr an einer energischen Leitung nicht fehlte. Es war ein strenger Herr, der Herzog Rolf; seine anderweitig im Nehmen nicht schüchternen Unterthanen fürchteten ihn so sehr, daß er drei Jahre lang sein goldenes Armband im Walde Marre del Rouen ungefährdet hängen lassen konnte. Niemand rührte es an. Noch seltsamer indessen und den geltenden Sätzen der Ethnographie noch mehr zuwiderlaufend wird die an sich nicht zu bezweifelnde Thatsache, wenn man die heutige Bevölkerung Englands auf ihre drei Grundbestandtheile zurückzuführen versucht. Jene blassen, zarten englischen Gestalten, die sich mit ihrem schwarzen Haare, ihrem feinen Wuchs und fast melancholischem Gesichtsausdruck so vollständig von den blonden, hochaufgeschossenen, farbenfrischen Angelsachsen oder den gedrungenen rothhaarigen Gälen unterscheiden, werden ja als Nachkommen der Normannen angesehen, als die Repräsentanten des französischen Elementes auf dem Inselreiche; während die Normannen selber doch gut germanischer Abkunft sind. Obendrein kamen sie, vorausgesetzt auch, daß sie in Frankreich viel französisches Blut in sich aufgenommen hatten, in England wieder zu ihren verwandten Stämmen, den Sachsen und Dänen, zurück — und trotzdem machen sie die neue Eroberung einige Jahrhunderte lang fast völlig französisch, bis sich mit der allmäligen Zerbröckelung des Feudalsystems das germanischen Moment in dem brittischen Bürgerthume durchringt! In dem von den Normannen so folgerichtig durchgeführten Lehnsstaate kann die Ursache der deregten Erscheinung nicht liegen, denn der Lehnsstaat ist keineswegs französischen Ursprungs. Er bildet in allen Reichen überhaupt die einzige Form, in welcher das reine Ackerbauthum zu einem gegliederten politischen Leben zu gelangen vermag. Auch waren die Sieger, welche sich nach dem Domesday-Book, der ersten statistischen Arbeit des Mittelalters, als Herren in die sechsundsechszigtausend Lehne des eroberten Gebietes theilten, durchaus nicht alle vornehme Adelige aus der bisherigen Heimath —

„Der lumpigste Lump in der Nordmandie
Ward Lord in dem Lande der Britten;
Ich sah einen Schneider von Bajeux, er kam
Mit goldenen Sporen geritten!“ — —

Nicht bloß der normannische Adel, das ganze Volk der Normannen mußte in der Normandie zuvor französisch geworden sein, sonst wäre ein so mächtiger Einfluß auf die besiegten Bewohner Englands nicht hervorgetreten. Hier stoßen wir, wie gesagt, auf ein geschichtliches Räthsel, welches noch der einstigen Auflösung harret.

Aber quälen wir uns jetzt nicht damit; die Wellen tragen die Gedanken weiter. Der Steuermann wirft eben auf dem Quarterdeck das Senkblei in die See, um zu erfahren, wo wir sind. Welch' eine ungeheure Fülle menschlicher Entwicklung liegt doch zwischen damals, als die Friesen, Angeln, Dänen und Normannen ohne Compaß, ohne Leuchtthürme an den Küsten in schlechten Schiffen auf dem deutschen Meere sich herumtummelten, und der jetzigen Zeit, deren Geschlechte die umfassendsten geistigen Arbeitern auch auf den trügerischen Wogen die größtmögliche Sicherheit gewähren. Man erstaunt fürwahr, wenn man die nautischen Messungen durchgeht, welche die verschiedenen Staaten, vor Allen aber die Holländer, auf diesem Wassergebiet haben anstellen lassen. Es giebt eine Karte von dem Grunde der Nordsee, so genau, als ob es die Specialkarte eines kleinen Landes wäre. Jeder Wechsel seiner Erdlagerungen, rother, grüner, weißer, grauer Sand, Schlamm und Thon ist darin auf das sorgfältigste eingeschrieben, dazu zeigt eine Unsumme von Zahlen auf dem Blatte die jedesmalige Höhe des Wassers an. Ein Eisenkegel, an der unteren Fläche mit Talg belegt, holt dem Schiffer ein wenig Erde vom Seeboden empor; die Knoten des daran befestigten Taues geben ihm die Tiefe an, und er kann alsbald auf der Karte die Stelle bezeichnen, wo er grade weilt. So sorgt eine Generation im Leben für die andere, die Nationen vereinigen ihr Streben, um immer mehr die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Gewalt der Elemente zu befestigen. Wie im Einzeldasein keine tüchtige Rede, keine gute That verloren geht, sondern ihre Kreise weiter zieht, selbst wenn der Urheber längst unter dem Rasen schläft; ebenso schaffen die Völker bestimmte Errungenschaften in Mühe und Fleiß fertig, welche dann der ganzen Menschheit in der einen oder andern Weise Nutzen bringen. Wer sich gewöhnt, das Weltleben und die ihm innewohnenden Gesetze im Großen zu betrachten, der wird sich nie der traurigen Menschenverachtung im Kleinen gefangen geben. Die Einzelexistenzen rauschen vorüber, wie die Wogen an den Planken des Schiffes; aber was liegt denn an einer Welle im Meere, was gilt der Einzelne im Ocean der Geschichte, sobald die Kultur der Menschheit, gleich dem Fahrzeuge, unaufhörlich vorwärts gleitet?

Zwei Tage dauert jetzt auf den Dampfern die Fahrt von der Weser zur Themse. Schon nach sechsunddreißig Stunden erblickt man zwar die Küsten von Norfolk, niedrige Hügelreihen mit Wäldern und Häusern, hie und da eine hochragende Windmühle dazwischen. Zu gleicher Zeit wird das Seewasser gelblicher, die drei Leuchtschiffe im äußersten Revier des Flusses sind bereits im Rücken; eine Anzahl von Kauffahrteifahrern segelt mit uns dem nämlichen großen Handelsplatze zu. Allein der Lootse, der von dem kleinen Städtchen Lowesstoft an Bord kommt, vertröstet doch den ungeduldigen Reisenden bis auf Morgen. Wir können nicht in der Dunkelheit den Strom hinaufsteuern; bei Gravesend, das schon völlig in Nacht und Nebel verschwimmt, fällt der Anker; es bleibt nichts übrig als während des Stillliegens ruhig zu Bette zu gehen. Kaum fängt jedoch in der Frühe die Schraube aufs Neue an zu rütteln, so eilt der Neugierige gewiß wieder aufs Deck. Da breiten sich rechts und links die grünen Gefilde Albions aus, trauliche Landsitze schauen aus den Gebüschen hervor; noch verriethe indessen Nichts die Nähe der ungeheueren Stadt, wenn nicht unausgesetzt große Dampf- und Segelschiffe an uns vorüber, dem Meere zu, eilten. Eine Stunde weiter, und wir sind bei Woolwich, dem gewaltigen Arsenale der brittischen Seemacht. Hohe Fabrikschornsteine geben hier mit ihren weithinflatternden Wolken dem Ankommenden Zeugniß, daß England unter den gegenwärtigen Zeitläuften nicht versäumt, seine Kriegsvorräthe zu vermehren. „Kein Fremder wird dort jetzt zur Besichtigung der Werke zugelassen“, sagte der Zollofficier, der grade unseren Koffer nach Cigarren durchspürte; mit Achselzucken ließ er die Zehntel-Kiste passiren — noch eine kurze Weile, und wir befinden uns unter dem Trafalgar Hospital bei Greenwich, grade auf dem Grade Null östlicher und westlicher Länge. Auf einem mäßigen Hügel erhebt sich hinter der Stadt die weltbeherrschende Sternwarte inmitten des herrlichen rehebevölkerten Parks von Greenwich; im Vordergrunde am

Quai aber winkt Trafalgar Tavern, wo die müden Redner von Westminster sich am Schlusse der Parlamentssession bei dem White-Bait-Dinner zu erholen pflegen. Ein freitägliches Fischdiner in Brügge verdient den Tag, welchen man dazu von Ostende aus spendiren muß; wem indessen das Glück geblüht hat, mit heiterer Gesellschaft in der Nische des Eßsaals von Trafalgar Tavern eine englische Fischmahlzeit einzunehmen, der dürfte doch selbst an dem besagten Mittagstische in Westflandern keine Gelegenheit zur Bereicherung seiner gastronomischen Studien antreffen. Für jetzt freilich müssen wir vorbei; ein neuer Gegenstand fesselt bereits unsere Aufmerksamkeit. Unter den Handelsschiffen am Ufer ragt nämlich der Rumpf eines Fahrzeuges hervor, so das Auge bisher nimmer gesehen. Kaum reicht der Schornstein unseres „Falke“ bis zu seinen Borden hinauf; ein dreimastiges volles Kauffahrteischiff, das dicht an dem Stern des Ungeheuers vor Anker liegt, verhält sich an Größe zu ihm, wie die Jölle zu dem Lichterkahn, hinter welchem sie angebunden ist; fünf Schornsteine gucken aus dem Gerüste seines Deckes hervor — es ist der sogenannte „Leviathan“, the Great Eastern. Schon in Bremerhaven hatte uns ein alter Seemann von diesem Koloß gesprochen, welcher mit seinen Rädern, Segeln und der Schraube in fünf Tagen die Reise von Liverpool nach Neuyork machen soll: „Sobald der erst einmal auf See ist, gebe ich das Fahren auf; man muß ja eher ausbiegen, als man ihn sieht;“ und der Lloydscapitän, der, bis dahin in der Tour nach Hull verwendet, grade die erste Fahrt nach London machte, meinte scherzend: „Wenn man da die letzte Ladung hineinstaut, so ist die unterste schon längst verrottet.“ Trotz seiner ganz außergewöhnlichen Dimensionen, ist indessen die gesammte Form des Baues schlank und gefällig, ja das Auge gewöhnt sich bei den schönen Verhältnissen aller seiner Theile so leicht an seine Größe, daß man schon bei dem zweiten Besuch in Greenwich sich in der Phantasie einen Steamer zu bilden anfängt, der etwa die „Great Eastern“ als Schaluppendampfer auf Deck mit sich führte, wie diese jetzt einige kleine Flußdampfschiffe als Rettungskähne erhalten wird. Nur bleibt uns immer die Frage übrig, in welcher Weise der „Leviathan“ eigentlich rentabel zu gebrauchen ist. Als Transportschiff in Kriegszeiten vermag derselbe allerdings, wie man uns sagte, zehntausend Mann an Bord zu nehmen; allein welcher Feldherr möchte es wagen, fast ein halbes Armeecorps auf eine Karte zu setzen? Und als Frachtschiff im Dienste des Handels bedingt das Fahrzeug eine Concentration des Personenverkehrs, des Exports und Imports auf einen Punkt und in einen Zeitraum, welche, bis jetzt mindestens, selbst in London nicht stattfindet. Es scheint fast, als ob die Actionäre sich beim Beginn des Unternehmens diesen Gedanken nicht recht klar gemacht hätten. Denn falls, wie man meint, die „Great Eastern“ schließlich nur dazu benutzt werden sollte, Steinkohlen nach Ostindien zu bringen, so wären die für sie projektirten prachtvollen Cajüten und Staterooms von vornherein als unnütz außer Plan gelassen.

Mit Greenwich fängt eigentlich schon London an, um in der Richtung stromaufwärts beinahe erst mit Richmond und Twickenham zu enden. Von nun an wenigstens läuft an beiden Ufern der Themse die Häuserreihe ununterbrochen fort. Doch soll man sich ja nicht vorstellen, daß unterhalb von London-Bridge die Stadt mit ihren Geschäftsetablissements, vom Fluße aus betrachtet, irgendwie einen großartigen Anblick darböte. Man darf die „Schlachte“ von Bremen gewiß nicht malerisch nennen; allein sie sieht reinlich und schmuck aus im Vergleich zu jenen schwarzgeräucherten, regellosen Packhäusern und den dazwischen hervortretenden Quais, welche sich am Ufer der City hinziehen. „Das sind die westindischen Docks“, erklärt der Lootse — ein durcheinander geworfener Haufen von Mauern und Dächern, aus deren Mitte ein Wald von Masten hervorsieht . . . Das da sind die „ostindischen Docks“ — ohne Zweifel sehr zweckmäßig eingerichtet; aber abscheulich häßlich. Die Seele holt in der Erinnerung das Bild von Bremerhaven hervor, um sich zu vergewissern, daß der Handel mit seinen Bauten nicht nothwendiger Weise dem menschlichen Schönheitsgefühl ins Gesicht zu schlagen braucht. „„Und was ist denn jenes vierkantige Gebäude mit den Thürmen an den Ecken, das dort vorne rechts zwischen jenen niedrigen Bastelen hervorkommt, das Urbild aller Nürnberger Kinderfestungen?““ . . . . „Respect, Herr, das ist der Tower!“ Wenn der Reisende nach solcher Belehrung ohne Weiteres in die Cajüte hinuntersteigt, seine Bagage ordnet, seine Rechnung bezahlt und unten bleibt, bis der Dampfer in dem Gewühl der Fahrzeuge endlich in der Nähe von St. Katherine-Wharf Anker geworfen hat, so ist er darin fürwahr nicht zu verdenken. Vor Konstantinopel sollte man sein Schiff ja nicht verlassen, sondern die sieben Hügel wochenlang bloß vom „goldenen Horne“ aus bewundern, denn beim Betreten ihrer Gassen schwindet alsbald aller Zauber dahin. Auf der Rhede von London dagegen wird jedes imponirende Bild, das man sich etwa früher von der nordischen Weltstadt entworfen hat, von vornherein zu nichte, um erst bei näherer Bekanntschaft mit ihrem Innern wieder zu erstehen.

* Der Trappist *).

Nach Alfred de Vigny.

Gelind umfing nach dumpfer Tagesschwüle
Hispaniens Gunn die Nacht mit ihrer Kühle;
Das Dunkel war von mildem Schein erhellt,
Denn tausend Sonnen strahlten am Gezelt
Des Himmels, ohne doch den Blick zu blenden,
Wie Goldstaub, hingestreut von Gottes Händen,
Und zwischen ihnen stand in voller Pracht
Der Mond, der sanfte, stille Freund der Nacht.
In seinem Schimmer lag der ferne See
Schön wie der weiße Schleier einer Fee,
Und Thäler glänzten, wo Orangenhaine
Sich dehnten, mit Oliven im Vereine,
Und Berg' erhoben sich mit Stattlichkeit,
In stolzer Kette, Glied an Glied gereiht,
Von ihrer Faeste, ihrer Wälder Prangen
Gleich dunklem Sammetmantel hehr umfangen.
Doch ob sie kühn auch ragten, keiner that
An Größ' und Pracht es gleich dem Monserrat.
Die weißen Wolken, die, als ob sie grollten,
Heran zu ihm die dichten Wogen rollten,
Zertheilt' er fest und ruhig mit dem Haupt,
Und halb für eine Zeit dem Blick geraubt
Taucht' er, ein Schwimmer, der die Fluthen trennt,
Von neuem aus dem feuchten Element.
Bald ragt' ein Zacken, finster und allein,
Gespensterhaft ins helle Blau hinein,
Bald schien, umflossen von der Nebel Weben,
Ein Blütheneiland in der Luft zu schweben,
Bis endlich, von der Wolken Fluth befreit,
Der stolze Ries' in seiner Herrlichkeit
Sich klar enthüllte mit den Felsen allen,
Die ihn umstehn als dienende Vasallen.
Von seinen Wäldern, seinen Bergeswänden
Schien er den Thälern Kühlung zuzusenden,
Indessen das Gewölk, das er zerstieß,
An seinen Fuß beschämt sich niederließ.

Groß ist, was vor den Blick Natur uns stellt,
Der Mensch jedoch ist größer als die Welt.
Bisweilen rafft ein Volk, das lang genug
Halbschlummernd seine schweren Leiden trug,
Sich auf und greift zum Schwert in wildem Grimme,
Voll Majestät ertönet seine Stimme,
Mit der es donnernd König und Altar
Zurückverlangt von der Empörer Schaar.

*) Der Trappist ist ein bekannter Charakter der spanischen Revolution, so wie der Untergang der königlichen Garden im Jahre 1822 eine tragische Episode derselben bildet. Huber hat in seinen zu wenig gelesenen Skizzen aus Spanien den letzten in ergreifender Weise geschildert.

So wie ein losgerißner Tiger springt
Es hin, indeß ihm nach die Kette klingt;
Es wächst im Flug, von innrer Kraft geschwellt,
Gleich einem Riesen aus der Fabelwelt,
Und tausendarmig und mit kühnem Wagen
Schirmt es den Boden, der es einst getragen.
So du, Vendee, anhengsam, sonder Scheu,
Dem König und dem Glauben nur getreu,
Wo aus des Waldgebüsches Dunkelheit,
Aus Zelt gewordner Hütte kampfbereit,
Indeß zum Sturm die Kirchenglocken klangen,
Unter Gebet die Bauernkrieger drangen;
So da, o Spanien, oft erprobtes Land,
Das stets dem Fremden kühnlich widerstand,
Dem selber aus der Berge Felsgesteinen
Die Helden zum Errettungskampf erscheinen.

Auf jenen Höhn, wo mit dem Rest der Gothen
Pelagius dem Feinde Halt geboten,
Wo stets die Freiheit thront und Maurenleichen
Vermischt mit denen von Franzosen bleichen,
Versammeln zwischen Wäldern, Wasserfällen
Sich Männer heute, die von Kampflust schwellen.
Schlicht ist wie das von Bauern ihr Gewand,
Es hält ein rothes Netz ihr Haar umspannt,
Indeß, die Ledersohle festzubinden,
Die nackten Füße rauhe Seil' umwinden.
Ein tiefes Schweigen herrscht im düstern Raume,
Denn aus dem hundertjähr'gen Eichenbaume,
Der ihrer Axt zuletzt erlegen war,
Erbauten sie den ländlichen Altar,
Um vor des blut'gen Kampfes Neubeginn
Zum Himmel zu erheben ihren Sinn.

Dort steht der Führer, dessen Name schon
Die Feinde schreckt, die oft vor ihm geflohn,
Und in des Waldes heil'gen Tempelhallen
Läßt im Gebet er seine Stimm' erschallen.
Wer, ob er scharf auch schauen mag, ermißt,
Ob er ein Krieger oder Priester ist?
Der leiht das Antlitz dar und der das Kleid;
Ob Priester, doch zu jähem Zorn bereit,
Ob Krieger, doch die Mönchszucht bewährend
Und nur von schlichter, rauher Kost sich nährend.
Sein Aug' ist kühn, finster die Stirn und bleich,
Es trifft sein Arm und segnet auch zugleich;
Man folgt dem raschen Wort, das er gebot,
Und zittert, wenn er ernst befiehlt und droht;
Es bleibt, als ob davor ein jeder zage,
Stets fern um sein Geschick die dreiste Frage,
Und ohne daß er je mit ihm sich menge,
Geht er mit Schweigen durch das Volksgedränge.
Man heißt ihn den Trappisten. Lange schon
Dem wirren, wüsten Weltgewühl entflohn
Taucht' er empor von neuem aus dem Trauern
Der ewigstummen, finstern Klostermauern,
Als grell des wilden Aufruhrs Glocke klang;
Die Linke hielt ein Kreuz, die Rechte schwang,
Das gottgeweihte Königthum zu wahren,
Die Geißel, welche einst der Händler Schaaren
Empfanden, als mit ihrem eitlen Tand
Der Heiland, von des Zornes Gluth entbrannt
Und für die Welt zum Reiniger berufen,
Sie trieb von seines heil'gen Tempels Stufen.
Mag, wie er will, des Kampfes Ausgang sein,
Mag Ruhm ihm oder Schmach das Loos verleihn,
Er kehrt dereinst nach manchem schweren Tage
Zurück zum Kloster ohne Stolz und Klage,
Um wieder dort die unterbrochnen Pflichten
Zu üben, harte Arbeit zu verrichten
Und ruhig mit noch blutbefleckten Händen
Den Sarg, den er begonnen, zu vollenden.
So steigt, durch mächt'ge Zauberei beschworen,
Ein Todter aus des Grabes düstern Thoren,
Er giebt sein ernstes Wort der Mahnung kund
Und sinkt dann schweigend wieder in den Grund.

Die Schaaren, die sich treu ihm angeschlossen,
Schleichhändler, Hirten, Jäger, kühne Sprossen
Des Waldgebirgs, gehärtet und gestählt,
Sie fragen nicht nach dem, was er verhehlt;
Er kommt nach seinem Wort gesandt vom Herrn,
Drum folgen alle seiner Führung gern
Und sehn dem Himmel froh in dieser Nacht
Dank für den jüngst errungnen Sieg gebracht.
Er, sonst der erste stets in Kampfgefahr,
Steht friedlich jetzt als Priester am Altar,
Umwallt von seinem hellen Chorgewand,
Schon hebt das heilige Gefäß die Hand, —
Da, horch, ein dumpfes Murmeln in den Reihn,
Das immer stärker schwillt, im Mondenschein
Naht sich ein junger, fremder Kriegesmann,
Der, wie es scheint, dem Tod mit Müh' entrann.
Der Schaar gehört er an, die Tag und Nacht
In seinem Schloß den König treu bewacht,
Sein Haupt ist blutig, seine Glieder beben,
Und wie die Füße mühsam weiter streben,
Stützt er auf sein zerbrochnes Schwert sich schwer;
So schleppt er zum Altare sich daher,
Dort sinkt er hin, er athmet tief, er spricht,
Indeß ihm fast die matte Stimme bricht:
„Hier ein Altar, in Nacht, am Felsenhang?
Singt nicht, es wäre denn ein Todtensang!
Wer kennt nicht diese düstre Melodie?
Und Namen neuer Todten fehlen nie.
Ich bring' in eure Berge Trauerkunde.“
„„Der König todt?““ erklingt aus einem Munde.
„Weinet!“ — „„So ist er todt?““ — „Weint, denn er lebt!“
Und wie der Fechter, der gesunken, hebt
Er mühsam sich auf einem Arm empor
Und spricht gebrochnen Lautes wie zuvor:
„Vorbei ist unser Kampf, vorbei für immer!
Noch eh' gesunken war der Sonne Schimmer,
Räumten des Circus Plan die Stiere schon,
Denn er, der Fürst, vor dessen hohem Thron,
Zu dessen Ruhme sie zu streiten dachten,
Hat seinen Blick gewendet mit Verachten.
Es kämpfe fort, wer weiß, was seine Pflicht,
Doch ich will sterben, denn ich weiß es nicht.
Und wenn ihr rings in allen nahen Gauen
Zersprengte Kriegerschaaren werdet schauen,
Die ihre Blicke wie die Fluten senken
Und still einher die müden Schritte lenken,
O haltet sie nicht auf in ihrem Fliehn,
Sucht nicht in neue Fehden sie zu ziehn,
Sie würden doch, des Trostes ganz beraubt,
Nur schütteln können mit dem bleichen Haupt;
Denn keiner weiß in unsern schlimmen Tagen,
Was Treue, was Verrath ist, noch zu sagen,
Und jede Seele fühlt in tiefem Bangen
Nach Stärkung aus des Glaubens Born Verlangen.
Du, frommer Vater, den die Einsamkeit
In Gottes Rathschluß tiefer eingeweiht,
In dessen Brust die Leidenschaften ruhn,
Magst richten über uns und unser Thun.
Du weißt, wie unsers Königs heil'gem Haupt
Vom eignen Volk ward Zier um Zier geraubt,
Denn wenn ein Herrscher Fesseln trägt, so hallt
Ihr Klirren durch die Lande mit Gewalt.
Uns war der Eid noch nicht ein leerer Klang,
Und immer mächt'ger schwoll in uns der Drang,
Ihn, dem vor Gott wir schwuren, aus den Ketten
Durch rasche, kühne Mannesthat zu retten.
Wir brachen auf; hell schien der Sonne Strahl,
Und manchem unter uns zum letzten Mal.
Dreifach geschaart, mit Ernst und tiefem Schweigen
Bewegten wir uns hin zum Todesreigen.
Als den Balkon des Schlosses wir erschauten,
Begrüßten wir ihn hell mit Freudelauten,
Wir blickten hin, wir harrten sehnsuchtsvoll, —
Niemand erschien! Doch wilder immer schwoll
Um uns der Aufruhr, auf dem Pflaster dröhnten
Kanonenräder rasselnd, Glocken tönten,
Und Hohngeschrei und wilden Zornes Klänge
Begrüßten grell uns aus der dichten Menge,
Die sich in Waffen drängt' um den Palast.

Da wurden wir von tiefem Leid erfaßt;
„Todt ist der König!“ hallt' es durch die Glieder,
Und schmerzlich fielen unsre Thränen nieder.
Da scholl mit einem Mal ein lautes Rufen
Hernieder von des Schlosses hohen Stufen,
Das wuchs und schwoll; wir sahen hin, wir trauten
Kaum unsern Augen, daß sie Wahres schauten,
Wir sahn — fast ward der Athem uns geraubt —
In unsrer Feinde Reihn des Königs Haupt!
Und siehe, plötzlich, ehe wir's gedacht,
Stürmten sie gegen uns mit Uebermacht;
Wir standen wie betäubt, mit wirren Mienen,
Kaum wagend uns der Waffen zu bedienen,
Ihn selber konnte ja das Blei erreichen;
Wir kämpften tapfer, doch wir mußten weichen,
Indeß die besten unsrer Brüder sanken
Und unser heißes Blut die Felder tranken,
Ein aufgelöstes, führerloses Heer;
Wir kämpften brav, doch weinten wir nicht mehr.“

Er schwieg. Ein Brausen ging von Höhn zu Höhn,
Als sei's des Landes tiefes Klaggestöhn.
Der Mönch hielt mit der Hand die Stirn umschlossen;
Vielleicht, daß eine Thrän' er still vergossen.
Dann hob er sein gesenktes Haupt, und strenge
Winkt' er ringsum der aufgeregten Menge,
Und wie vor Südwinds lauem Wehen leise
Der Schnee zerschmilzt, so ward es stumm im Kreise.
Der Mond, an dem Gewölk vorbeigezogen,
Stand wieder klar am blauen Himmelsbogen
Und hellte mit der Strahlen mildem Licht
Des Priesters furchenreiches Angesicht.
Empor nach oben hob er seine Hand,
Er sprach, indeß die Menge lauschend stand,
Und seiner Worte Laut begleitend scholl
Des Waldgebirges Stimme ernst und voll.
Vom Tannenforst klang schwermuthvolles Sausen,
Der Gießbach rollte hin mit dumpfem Brausen,
Von Schüssen, Zeugen einer fernen Schlacht,
Ertönte wirres Knattern durch die Nacht,
Die Wölfe heulten aus den Felsgeklüften,
Und Geier kreischten in den finstern Lüften.

„Wir müssen sterben, Brüder! Sei es morgen,
Sei's heute schon, das sind des Himmels Sorgen.
Und ob den Tod der Kön'ge Hand ertheilte,
Die durch Berührung sonst die Völker heilte,
Ob uns die Bundeslade, die wir tragen,
Mit ihrem Schwergewichte soll' erschlagen,
Ob auch, durch uns gerettet nur, die Krone
Das Beil des Henkers uns verlieh' zum Lohne,
Ihr zaget nicht, ihr schreitet ruhig weiter,
Des Königthums, des Glaubens ächte Streiter,
Und für den Undank noch, den sie empfand,
Kämpft so wie früher eure treue Hand.
Ihr wißt, es wird dem Märtyrer hienieden
Die hehre Siegespalme nie beschieden.
Lenkt zum Vergangenen mit Ernst den Blick!
Forscht nach in eurem eigenen Geschick!
Freund, Bruder, Gatte, Vater, wer es sei,
Wer blieb von Undank, von Enttäuschung frei?
Wer hat das Gute nicht im Leben oft
Gesä't und still auf Erntelohn gehofft
Und sah doch nur des Unheils böse Saat?
Bedenkt, wenn Trug und Arglist und Verrath
Am Herde wie am Ehelager harrten,
Was dürft ihr von den Königen erwarten?
Schwach ist der Mensch, und schlimm ist unsre Zeit;
Er, welcher freudig sich als Opfer weiht,
Ist, wie dahin des Stromes Wogen rollen,
Im Augenblick vergessen und verschollen.
Laßt uns in tiefer Seele still beklagen
Die schwachen Häupter, welche Kronen tragen,
Doch treu geweiht sei ihnen Leib und Leben
Um Gottes willen, der sie uns gegeben.
Geheiligt ist, wofür mit unsrer Rechten
Wir, bis die letzte Kraft entwichen, fechten,
Und einst dort oben lohnt uns ew'ger Ruhm;
Der König stirbt, doch nicht das Königthum,
Das ruht in Gott, dem großen Herrn der Welt,
Der alles, was er schuf, in Lieb' erhält,
In dem, wenn ihm der Erde Licht verschwindet,
Der Sterbende allein den Frieden findet.
Wir rufen ihn mit tiefer Inbrunst an
Für alle, deren Blut im Kampfe rann,
Wir flehen für den König, unsern Herrn,
Im Feindeslager nun und von uns fern.
Es sei der letzte kurze Rest der Nacht
In Thränen und Gebeten hingebracht;
Dann greifen wir von neuem zu den Waffen,
Dem König wie uns selber Recht zu schaffen,
Wir suchen mit dem frühsten Morgenroth
Für ihn die Krone und für uns den Tod.“

„Amen!“ so klang es wieder in der Runde,
Und alle sanken betend hin zum Grunde.

Fr. Ruperti.

* Die Krypta zu Rastede.

Ein in Oldenburg erscheinendes Blatt berichtet übee die unter dem Chor der Pfaerkirche zu Rastede befindliche Krypta, die Sankt Annengruft, als das unzweifelhaft älteste Denkmal kirchlicher Baukunst im Lande Oldenburg. Dieselbe war der heiligen Anna geweiht, der Mutter Marias. Noch bis auf die Refoemation wurde in ihe gebetet voe einem Altar diesee Heiligen, welcher sich an derselben Stelle erhob, die jetzt der steinerne Sarg der Prinzessin Sophie Eleonore von Holstein-Beck einnimmt.

In Folge einer Ungnade, wie man glaubt, hatte diese nicht mehr jugendliche Prinzessin den dänischen Hof meiden müssen auf des Königs Friedrich VI. Befehl. Das königliche Schloß zu Rastede, welches nach dem Tode des Grafen Anton Günther gewöhnlich den Statthaltern oder Oberlanddrosten zur freien Benutzung überlassen blieb, wuede ihe im April 1701 auf Lebenszeit mit einer geringen Pension zum Aufenthalt angewiesen. Von der Welt vergessen, starb sie hiee am 3. Mai 1744. Damals bestand zwar noch die zum Schlosse gehörige alte Klosterkirche, aber seit dem Grafen Anton Günther wae keine Predigt darin gehört woeden, und immer mehr das Gebäude selbst verfallen. So wurde denn die Verstorbene in dee Pfarrkirche beigesetzt, an dem östlichen Ende der Krypta, wo der Platz füe ihren Sarg eest durch einen weiteren Ausbau dee Altarnische entstanden ist. Denn es konnte dieser geoße Sarg nur von außen durch Oeffnung der Mauer in die Krypta gebracht werden, nicht auf der schmalen Steintreppe, welche von Innen unter der Brüstung des Chores hinabführt.

Um dieselbe Zeit mögen auch die Nischen an der westlichen Seite, rechts und links neben der Treppe, durch eine theilweise Vermauerung ihee heutige Gestalt erhalten haben, und eben so sind die sämmtlichen jetzt in der Krypta vorhandenen Fensterluken plumpes Mauerwerk aus neueee Zeit. Diese offenen Luken wurden für den Durchzug der Luft unentbehrlich, seitdem die Krypta im eigentlichen Sinne eine Gruft geworden wae, und immer mehr Särge in derselben eine Aufnahme fanden. Denn nicht bloß schaffte man im Heebst 1757 beim Abbruch dee Klosterkirche das bekannte Grabmal des Grafen Moeiz von Oldenburg († 4. Septembee 1420) und viele dort aufgegrabene Gebeine hieher, sondern es sind auch noch deei Leichen in hölzernen Särgen, wir wissen nicht welcher Personen, in die Sankt Annengruft beigesetzt worden. Vor dem Jahre 1744 aber werden nur etwa ein paar enge und verschließbare Fensterluken in der Krypta gewesen sein, dee uralten Sitte gemäß, nach welchee die unteriedischen Kapellen dunkel gebaut zu werden pflegten.

So sehe nun auch die Gestalt der äußeren Mauern in den letzten hundert Jahren sich veeändert hat, immer ist doch das Wesentlichste noch bis jetzt unversehrt geblieben, das ursprüngliche Gewölbe selbst. Es hat runde Bogen und wird in der Mitte getragen von

vier kurzen Säulen mit großen Würfelkapitälen. Diese Kapitäle so wie auch die viereckten niedrigen Sockel sind aus rauh behauenem Sandstein, an welchem sich keine Reste ehemaliger Bekleidung oder Verzierung wahrnehmen lassen. Die Säulen aber, welche aus einem kalkartigen Stein gearbeitet sind, zeigen auf ihrer sorgfältig geplätteten Rundung noch jetzt die Spuren eines grünen Farbenüberzuges. Einer jeden Seite dieses Säulenquadrats gegenüber, und in gleicher Entfernung von einander wie die Säulen, befinden sich zwei viereckte Pfeiler, jeder mit einer nach der Mitte des Gewölbes hin vorstehenden runden Säule aus Sandstein. Der Fuß der Treppe liegt zwischen den beiden westlichen Pfeilern. Die beiden östlichen, hinter welchen der Sarg der Prinzessin steht, haben jeder noch einen viereckten Pfeiler zur Seite, so daß im Ganzen zehn Pfeiler die vier mittleren Säulen umgeben. Das ganze Gewölbe innerhalb der Pfeiler bildet ein Bauwerk des byzantinischen oder — nach einer richtigeren Bezeichnung — des romanischen Stils.

Es ist die schlichte Pfarrkirche eines Dorfes, welche über diesem Gewölbe steht, und eine zweite Dorfkirche mit einer Krypta giebt es wenigstens nicht in der ganzen nördlichen Hälfte Deutschlands. Nur bei Domen und Münsterkirchen der ältesten Zeit finden sich hin und wieder unterirdische Kapellen, allerdings von einem weit größeren Umfange, so daß wohl drei und mehr Altäre in ihnen errichtet worden sind. Aber die bescheidene Krypta zu Rastede hat weder den Kanonikern eines Domstifts noch einer Congregation von Mönchen zu büßenden Andachtsübungen gedient, sondern einer einzelnen Familie. Grade aus dieser Ursache gewinnt sie unter den norddeutschen Krypten ein besonderes Interesse, und dasselbe erhöht sich für uns Oldenburger noch um Vieles dadurch, daß sie zugleich ein Denkmal ist des ersten historischen Namens in der Geschichte unseres Grafenhauses, ein Bauwerk des Grafen Huno. Dieser ließ zu einer Zeit, als die Burg Oldenburg noch nicht vorhanden war, auf seinem Erbgute zu Rastede eine Kirche pulchris aedificiis aufführen, welche am 11. September 1059 vom Erzbischof Adelbert in die Ehre des heiligen Udalrich geweiht wurde, und die Rechte einer Pfarrkirche erhielt. Die pulchra aedificia ihres alten Baues sind längst spurlos verschwunden, und nur ihr Taufstein, als der ursprüngliche kennbar an den romanischen Formen, ist noch geborgen worden in der Sankt Annenkapelle, welche Graf Huno unter dem Chor eben dieser Pfarrkirche, wie die Chronik sagt, ausschließlich für sich und seine Gemahlin Willa — specialiter sibi et uxori suae — erbauen ließ, um in derselben zurückgezogen von dem Geräusche der Welt Gott in stiller Andacht zu ehren. Etwa dreißig Jahre später erst, am 16. August 1091, wurde das Benediktinerkloster zu Rastede eingeweiht, als Graf Huno schon gestorben war. Er hatte jedoch selbst noch den Bau dieses Klosters unternommen und wurde auch in der Klosterkirche begraben, gleichwie nach ihm seine Gemahlin und sein Sohn.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Friederike von Sesenheim. Drama von A. Grün. — Friedrich Schiller. Drama von L. Eckhardt. — Robespierre. Trauerspiel von W. von Ising. — Ernest Orlov. Novelle von Ernst Fritze. 3 Bde. — Helene. Eine Novelle aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhundert. Von F. von Hofmann. — Beowulf. Das älteste deutsche Epos, übersetzt und erläutert von Karl Simrock. — Werner Thormann. Ein Roman von L. Rosen. 3 Bde.

— („Die Botschaft der Vernunft“, so lautet der Titel einer kleinen, anonym erschienenen Schrift (Meiningen, in Commission bei von Eye), welche ihrer Form und ihrem Inhalt nach in unserer realistischen Zeit ganz vereinsamt steht, während sie in der Periode unserer philosophischen und idealistischen Literatur viel von sich reden gemacht haben würden. Der Verfasser bietet uns nämlich eine Reihe tief empfundener und philosophisch abgeklärter Gedanken über Gott, Welt und Leben in Aphorismen, welche einem F. H. Jakobi und seinen Freunden und Geistesverwandten aus der Seele gesprochen sein würden, wenn sie nicht das voraus hätten, daß die Errungenschaften der in der fortgeschrittenen Entwicklung des Denkens erworbenen Erweiterung und Vertiefung der Weltanschauung überall durchblickten; deßhalb ist auch die allgemeine Färbung dieser hingestreuten Gedanken keine specifisch christliche, sondern eine menschliche oder wenn man will kosmopolitische. Eine heitere, sichere Ruhe echt deutschen Denkens und Empfindens durchweht das Büchlein, welches auf die dem Verfasser verwandten Gemüther, — und diese sind in Deutschland trotz aller praktischen Hast des heutigen Lebens noch immer nicht selten, — einen eben so anregenden als erbauenden Einfluß üben muß. Als Probe dessen, was man in dem Büchlein zu suchen hat, lassen wir einige Aussprüche über das Wesen der Vernunft aus ihrer willkommenen Botschaft folgen: „Die Vernunft sieht das Wirkliche, erkennt das Wahre und thut, was nothwendig ist. Was wir im gewöhnlichen Leben als kalte Vernunft schelten, ist nur der eigennützig berechnende Verstand. — Wahre Vernunft ist das warme, im Bewußtsein das Selbst und das All verschmelzende, selige und beseligende Leben des Geistes; die Vereinigung der Liebe und Erkenntniß. Die Vernunft erkennt den eigenen und den Geist der Welt als Geist Gottes, und in diesem Bewußtsein gesichert und befriedigt, genießt sie thätig das Dasein und trennt das Glück anderer nicht von dem eigenen.“

— † **Die gesammten Naturwissenschaften.** Essen, Bädeker. — Das Meer. Von Heinrich Romberg. — Aus dieser Encyclopädie, an welcher Männer von bewährtem Rufe arbeiten, heben wir einen Abschnitt des dritten Bandes, das Meer von Heinrich Romberg, zur Besprechung hervor. Der Name des Verfassers tritt unseres Wissens zum ersten Male in der Literatur auf, aber in so würdiger Weise, daß dieses Erstlingswerk in vollem Maße der Beachtung empfohlen zu werden verdient. Seit Liebig durch die berühmten chemischen Briefe die Schleusen seiner schwer zugänglichen Wissenschaft sprengte und andere Notabilitäten seinem Beispiele folgten, hat sich ein so breiter und gar oft seichter Strom populär-wissenschaftlicher Schriften in das Publikum ergossen, daß der kundige Leser nachgerade mit gerechtem Argwohn an jedes Buch tritt, welches nicht einen klangvollen Namen auf dem Titel trägt. Und selbst dann ist er nicht sicher, in seinen Erwartungen getäuscht zu werden. Ist doch ein Mann wie Schleiden zum warnenden Beispiele geworden, wohin das übertriebene Bestreben führt, die Wissenschaft der großen Menge mundgerecht zu machen und durch pikante Eingänge zu spannen; vgl. z. B. die „Mondscheinschwärmereien“ in seinen Studien. Ueber das Meer ist nun vollends in älteren und neueren Werken großer Männer so viel Vortreffliches zerstreut zu finden, daß eine Monographie desselben wohl von einem Stubengelehrten zusammengestellt werden könnte, der nie seinen stärkenden Hauch empfand, nie von seiner Erhabenheit bis ins innerste Mark erschüttert wurde. Eins aber würde einem solchen Werke fehlen, die Frische der eigenen Anschauung. Hier haben wir nun die Arbeit eines Seemannes vor uns. An dem Stile freilich würde man es nicht merken: der ist so correct und fließend, so gedrängt und durchsichtig zugleich, daß man eher auf einen alterfahrenen Schriftsteller schließen würde. Auch tritt das eigne Ich so sehr zurück, daß man dem Verfasser nicht anmerkt, er habe als Matrose bis in die Behringsstraße den Wal verfolgt und als Offizier unter Bremer Flagge den Ocean nach allen Richtungen durchpflügt. (Herr Dr. Romberg, der später in Berlin studirte, ist jetzt als zweiter Lehrer an der Navigationsschule in Bremen beschäftigt.) Nur erwarte man nach dem Gesagten nicht eine leichte Unterhaltungslectüre zu finden. Der Verfasser hat es vielmehr auf eine systematisch-gründliche und erschöpfende Behandlung seines Stoffes abgesehen und diese Aufgabe auf etwas über hundert enggedruckten Seiten in der That gelöst. Es versteht sich von selbst, daß er nur in großen Zügen malt und sich aller minutiösen Schilderungen enthält, zu welchen einzelne Abschnitte, wie „das organische Leben im Meere“, wohl verführen konnten. Bei aller Klarheit der Diction fordert daher das Buch einen aufmerksamen und einigermaßen vorgebildeten Leser. Auch wird nicht bloß Altbekanntes geboten, sondern es werden die Ursachen mehrerer Erscheinungen, z. B. der Luftströmungen und besonders des Seeganges, aus neuen Gesichtspunkten in überzeugender Weise entwickelt, so daß selbst genauere Kenner des Gegenstandes ihr Wissen durch diese Lectüre bereichern werden. Die Schilderung und Erklärung der Wellen in Burmeisters „Ocean“ (Geologische Bilder, zweiter Theil) möchte schwerlich mit der lichtvollen und gründlichen Darstellung Rombergs den Vergleich aushalten, wie denn überhaupt die erwähnte, freilich glänzend geschriebene Abhandlung des großen Naturforschers gegen dieses Werk gehalten etwas dilettantisch erscheint. Als einen Irrthum des Verfassers bemerken wir in dem Abschnitte Strömungen S. 462, daß nicht Humboldt den nach ihm benannten

peruanischen Küstenstrom entdeckt hat, sondern daß er schon seit Jahrhunderten bekannt war. — Das Heft ist mit sehr hübschen Illustrationen ausgestattet, die wesentlich zur Erklärung des Textes beitragen, das lächerliche Titelblatt ausgenommen, welches schwerlich auf Rechnung des Verfassers kommt. Das confuse Ding verräth einen anderen Zeichner. — Mit einem Wort, wir haben die erwähnte Abhandlung mit solchem Behagen gelesen und mit solcher Befriedigung aus der Hand gelegt, wie wir selten bei ähnlichen Schriften empfunden.

— * Von Emil Palleske's Werk über Schiller ist der zweite Band ausgegeben worden. Viel Anerkennung findet das Buch von Scherr „Schiller und seine Zeit“ mit zahlreichen Illustrationen. Ein besonders anziehendes Festgeschenk zur Feier des hundertsten Geburtstages werden Körners, des Vaters, Schriften bilden, welche bei diesem Anlaß zum erstenmal in einen Band vereinigt vor das deutsche Publikum treten. Der Sammler und Herausgeber derselben, Rechtsanwalt Dr. Barth in Augsburg, spricht sich darüber in seinem Vorwort so aus: „Zu vollenden was Schiller auszuführen eifrigst erstrebt hat, woran er aber durch seinen zu frühen Tod verhindert wurde, war mir seit lange eine begeisternde Idee. Der im Druck erschienene Briefwechsel zwischen Schiller und Körner giebt Zeugniß dafür, daß er keine Gelegenheit unbenützt ließ seinen Freund, welchen er fast bei allen seinen eigenen Arbeiten jener Zeit um Rath fragte, und dessen Beifall ihm der nächste Maßstab ihres Werthes war, in die Reihe der deutschen Classiker einzuführen und neben sich zu stellen, so wie daß nur die beinahe unüberwindliche Schüchternheit Körners, und seine Gewohnheit äußerst bedächtig und mit vielen Vorbereitungen zu arbeiten, das Ziel in die Ferne rückte. Durch die beständige Aufmunterung und Förderung von Seiten Schillers sind indessen doch so viele bedeutsame und werthvolle literarische Productionen Körners, des Vaters von Theodor, vollendet und erhalten worden, daß sie, gesammelt, ein sicheres Postament bilden, auf welchem auch seine Büste im Tempel des deutschen Schriftstellerruhms aufgestellt werden kann. Ich habe dieß unternommen, wobei ich die gründliche Versicherung zu geben im Stande bin, daß die Echtheit und Integrität jeder einzelnen Nummer dieses Buchs auf voller Garantie beruht. Möge der Geist Schillers die Enthüllung dieses neuen Kleinods des deutschen Nationalschatzes, das im Abglanze seines Genius strahlt und nur schon zu lange im verborgenen lag, schützend umschweben, die deutsche Nation aber es hinnehmen voll Pietät gegen den dessen Schöpfungen ihr hier geboten werden, da sie die geistige Signatur des Freundschaftsbundes tragen, dessen Einfluß auch den ersten Keim jener Dichterkraft weckte die ihr in „Leier und Schwert“ die Weihe zur That verlieh, und fort und fort aufs neue verleihen wird in jeder dem Vaterlande drohenden Gefahr. Sie erfüllt dadurch einen der sehnlichsten Wünsche von ihm, der ihr zur Verherrlichung aus ihr hervorging, wie sie aus ihm zu einem neuen zukunftberechtigten Leben.“

— * Die „Allgemeine Zeitung“ druckt in ihrer Beilage die neuesten Briefe von Moritz Wagner aus Mittelamerika. Der Verfasser beginnt mit der Isthmusküste der „Tierra Ferme“, des Festlandes vom Cap Gracias a Dios bis zur Küste von Darien, etwa so weit wie es Columbus auf seiner vierten Entdeckungsreise berührte.

— * In Oldenburg starb am 15. August im Alter von fast 70 Jahren der pensionirte Director des Gymnasiums Professor Greverus. Er war in der wissenschaftlichen Welt durch manche Schrift bekannt, namentlich auch durch den Streit mit Fallmerayer in Angelegenheiten Griechenlands.

— * Professor Droysen hat nun Jena wirklich verlassen, um nach Berlin überzusiedeln. Die Studentenschaft brachte ihm einen glänzenden Fackelzug.

— * Man schreibt uns aus Jena vom 6. August: Die akademischen Fasces gingen heute aus der Hand des Hofraths Schleiden in die des Hofraths Lehmann über. Die Forschungen des Letzteren in der physiologischen Chemie haben auch außerhalb Deutschlands im ärztlichen und chemischen Publikum eine bedeutende Anerkennung gefunden. — Die Versammlung des akademischen Lehrkörpers und der Commilitonen, vor welcher der neue Prorector sich durch eine Rede einführt, ist dann gewohnt, aus dem speciellen Fache desselben eine Erörterung von allgemeinerem Interesse zu hören. Dazu boten die zahlreichen neuen Beobachtungen und Entdeckungen der Physiologie und physiologischen Chemie mit ihren Controversen gewiß den reichsten Stoff. Ueberraschend war es daher, als Lehmann nach einleitenden Bemerkungen über die Bedeutung Jena's in der Philosophie die Stellung der Naturwissenschaften zu derselben sowie das Verhältniß der Universitäten zu den polytechnischen Schulen und Gymnasien einer Kritik unterzog. Durch seine langjährige Thätigkeit als akademischer Lehrer stand ihm eine reiche Erfahrung über die Vorkenntnisse und Erfolge der Studirenden zu Gebote. Er befürchtet Nichts für die Zukunft der Universitäten durch die Gründung der reich dotirten polytechnischen und höheren Gewerbe-Schulen, fordert aber für die aus diesen Anstalten Abgehenden die Gleichstellung mit den Abiturienten des Gymnasiums. Diesem sollen die classischen Sprachen, die Geschichte und Mathematik verbleiben, aber die Spielerei mit den Naturwissenschaften aufhören, da der junge Mann da spielend für's ganze Leben lernen wolle. Er warnt vor der neuerdings beabsichtigten Trennung der philosophischen Fakultät als der eigentlichen universitas literarum in eine philologisch-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. Das gemeinsame Band aller Disciplinen sei die Philosophie. Ein verirrter Mutterwitz habe diese entbehrlich gefunden und daher die zahllosen, aber bald wieder vermischten Systeme in den Naturwissenschaften geschaffen. Den meisten Disciplinen derselben fehle es an allgemeinen Gesetzen. Nach apriorischen Begriffen diese zu construiren sei aber das Ziel der exakten Naturforschung, und dazu führe nur die Philosophie; zu einer mathematischen Behandlung seien sie noch ganz unreif oder gingen kaum über die einfache Regel de tri hinaus. Zum Schlusse wies er an treffenden Beispielen nach, wie grade durch die Leuchte der Philosophie der jedesmalige Fortschritt in Physik, Chemie und den beschreibenden Naturwissenschaften bedingt gewesen sei, und wie darin auch auf Jena ein bedeutender Antheil falle.

— * Von Roderich Benedix ist ein neues vieraktiges Lustspiel: „Junker Otto“, erschienen. Zwei andere Neuigkeiten sind: „Der Oberrock eines Diplomaten“, Lustspiel in drei Akten von Dr. von Franck, bereits in Vorbereitung auf dem Leipziger Stadttheater, und „Goethe hinter den Coulissen“, komisches Genrebild in einem Akt von Theobald Klarer (Pseudonym). Auch wird ein Original-Schauspiel in fünf Akten, betitelt: „Entsagung“, angekündigt. Die berühmte Schauspielerin Sophie Arnould, der Graf Lauraguais, Jean Jacques Rousseau und seine Lebensgefährtin Therese Levasseur, werden darin eingeführt. Dieses Stück soll einen hochgestellten, in den politischen und literarischen Kreisen bekannten Mann zum Verfasser haben.

— * Am 18. August ist in Hamburg an dem Hause Nr. 26 in der Königsstraße, welches Klopstock gegen 30 Jahre lang, von 1774 bis an seinen Tod (1803), bewohnte, eine kleine, aber zierlich gearbeitete Büste des Sängers der „Messiade“ angebracht worden. Unter dieser Büste befindet sich die steinerne Tafel, die bisher schon durch die auf derselben enthaltene Inschrift jenes Haus jedem Fremden kenntlich machte. Der jetzige Eigenthümer des Hauses, Paz, hat die vorerwähnte Büste auf seine Kosten von dem Bildhauer Engelhardt anfertigen lassen.

— * In den künstlerischen Kreisen von Berlin erwartet man in lebhafter Spannung die Ausstellung der Cartons von Cornelius in der Akademie. Bisher waren sie nur Einzelnen zugänglich. Die Zeichnungen, von den zartesten Arbeiten bis zu den kolossalsten Werken hinan, nehmen die Wände mehrerer großen Säle und Zimmer ein. Nicht nur die Qualität, auch die Quantität muß imponiren; denn wenn man zu diesen Sachen die bedeutende Anzahl zerstreuter Gelegenheitswerke und die Oel- und Temperabilder hinzurechnet, die außer ihnen aus Cornelius' Händen hervorgingen, so breitet sich vor uns der Umfang einer Thätigkeit aus, die ungeheuer ist. Es handelt sich beim Campo santo hauptsächlich um die Ausmalung einer großen Wand von bedeutendem Umfange, die bereits lange fertig da steht und auch für die Malerei in jeder Weise vorbereitet ist, so daß diese sogleich beginnen könnte, ohne daß der augenblickliche Fortbau des Ganzen dadurch nothwendig wäre. Die Cartons zu den Gemälden, welche diese Wand bedecken sollen, sind zum größeren Theile vollendet. Eines davon ist die bekannte wunderbare Composition der apokalyptischen Reiter, dieselbe, die in Brüssel bekränzt wurde. Eine ganze Reihe solcher Bilder neben einander sind für die Wand bestimmt. Unter jedem einzelnen befindet sich eine Predella, eine Composition von kleineren Figuren. Diese Predellen sind so breit wie die Hauptgemälde, aber sehr niedrig. Ueber jedes Hauptgemälde ist dann noch eine Lunette, ein halbkreisförmig gestelltes Gemälde, bestimmt, das nach oben hin einen Bogen bildet. So stehen immer drei Compositionen über einander, welche eine Masse bilden, und alle diese Massen werden wieder durch schmälere, aber hohe Zwischenstücke aus einander gehalten, auf denen man einzelne Figuren von kolossaler Größe erblickt. Alle diese Compositionen zusammen bilden ein großes Ganzes; jede einzelne hat ihren festen Platz und ist auf diesem verständlich.

— * Im germanischen Museum in Nürnberg ward am 18. August in der restaurirten Kapelle der Karthause das neue, dem Museum gewidmete und unentgeltlich gemalte große Wandbild von Kaulbach enthüllt. Kaiser Karl der Große sitzt im vollen Herrscher-Ornate, die Krone auf dem Haupte, in der Gruft zu Aachen, das Evangelienbuch liegt über den Knieen, das Schwert ruht schützend über demselben in der Hand; Kaiser Otto III., geführt von einem Priester, ist auf den unteren Stufen der Treppe angelangt und bleibt vor Karls unnahbarer Majestät erschüttert stehen. Die Beleuchtung des Ganzen geht von einem starken Grufflicht aus, welches durch den Schild des knieenden Ritters fast ganz verdeckt ist; desto wirksamer fällt der Schimmer des Lichtes auf den Mittelgrund des Bildes, den unteren Theil des kaiserlichen Ornates, die Kleider, Waffen &c. der herumgruppirten Figuren. Das Colorit des herrlichen Bildes ist meisterhaft.

— * Die Deutschen in Moskau haben beschlossen, zur Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstage, am 29. October (10. November) 1859, ein Stipendium von 600 Rub. S. jährlich zu stiften, für welches alljährlich ein Student der Moskauer Universität, deutscher Abkunft und russischer Unterthan, der eine Fakultät cum laude absolvirt, im Auslande reisen soll. Außerdem wird der Geburtsstadt Schillers, Marbach, eine in Moskau gegossene Glocke, mit Bezug auf Schillers gleichnamiges Gedicht, mit entsprechenden Emblemen versehen und der Form nach der im Moskauischen Kreml befindlichen Glocke gleich, geschenkt werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 $\mathcal{F}$ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ $\mathcal{F}$ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 36. Bremen, 4. September. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Von der Weser zur Themse.

Von Wilh. Kiesselbach.

III. London.

Das oft wiederholte Wort: „London ist nicht mehr eine Stadt, es ist eine Grafschaft mit Häusern bedeckt“ wird dem Reisenden erst recht verständlich, wenn er von der Spitze des St. Paulsthurmes aus an einem glücklich erhaschten klaren Tage die ungeheure Masse von Gebäuden zu seinen Füßen wenigstens einigermaßen überschaut. So weit das Auge reicht, erblickt es nur Dächer mit rauchenden Schornsteinen darauf, hie und da von einer Kirche überragt. Man spricht es leicht hin: „zwei Millionen Einwohner“; allein zwei Millionen Menschen, auf einen verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängt, setzen für ihre Existenz eine solche Menge materieller Bedingungen, ein so geordnetes Ineinandergreifen der verschiedenartigsten Nährfäden voraus, daß bei schärferem Nachdenken eine derartige Riesenstadt gradezu als ein Wunderwerk der menschlichen Gesellschaft dasteht, so wenig auch bisher die Historie und Nationalökonomie bestrebt waren, den wirthschaftlichen Organismus derselben zu begreifen. Und doch ließe sich grade mit einem richtigen Erfassen seiner Nothwendigkeiten ein helleres Licht auch in die für uns dunklen Vorzeiten des Menschheitslebens tragen. Oder sollte nicht der Geschichtsschreiber vorher das Wirthschaftswesen von London und Paris etwas gründlicher studiren müssen, um die alten Städterscheinungen wie Babylon und Ninive nicht als unerklärbare Räthsel zu betrachten? Schlosser giebt, wenn wir uns recht erinnern, der assyrischen Residenz einen Umfang von zwölf Meilen und eine Bevölkerung, welche ungefähr der Londoner gleich ist. Aber die Archäologen, die in den Ruinen des Belustempels herumwühlen, haben immer noch keine Antwort auf die Frage, die, unseres Wissens, Liebig zuerst gelegentlich aufgeworfen hat, woher denn nur in Mesopotamien eine so gewaltige Ansammlung von Menschen und Reichthümern innerhalb einer und derselben Ringmauer kommen konnte, und wie weit damals die Kultur schon vorgeschritten sein mußte, damit in der Theilung der Arbeit ein so nahe zusammengeschlossenes ökonomisches Gefüge möglich war.

Eine Stadt lebt in ihrem Anfange, sobald sie nicht etwa eine Fischerwohnung bildet, allemal wie ein Einzelhof oder ein Dorf von den Aeckern, welche sie umgeben. Erst allmälig vermag sie mit den Erzeugnissen ihrer Gewerke sich im Handel aus weiterer Ferne Nahrungsmittel einzutauschen; und je höher sie ihre Industrie hebt, desto mehr dehnt sie in ihrem erweiterten Absatzgebiete ihr wirthschaftliches Weichbild aus. Zu dieser rein auf der producirenden Arbeit in Feldbau und Fabrikthätigkeit beruhenden Existenz tritt dann ferner bei einer günstigen geographischen Lage der Ansiedlung die Fähigkeit, für einen größeren Bereich commercielle Dienste zu leisten, d. h. Zwischenhandel zu treiben. Darum trachten denn auch im Mittelalter die Städte durchweg darnach, sich die Marktgerechtigkeit zu verschaffen, aber gar den durch ihre Mauern gehenden Waarenzug einem Stapelzwange zu unterwerfen. Der im Verkehr gemachte Gewinn, mag er nun in Geld oder in einem Güterquantum bestehen, liefert der Stadt neue Stoffe, welche eine Zunahme ihrer Bevölkerung nach sich ziehen. Diese drei unmittelbar aus der Wirthschaftswelt entspringenden Nährquellen sind nun schon an und für sich im Stande, eine nicht unbedeutende Anzahl Menschen auf einem kleinen Raume zu unterhalten. Erhält indessen eine Stadt noch außerdem die Stellung eines staatlichen Mittelpunktes, werden in ihr die Abgaben eines Reiches vereinigt, um dafür den Hof, die Beamtenschaar, ein beträchtliches Heer zu besolden, und rufen vielleicht die damit verbundenen Lebensbequemlichkeiten und Vergnügungen unbeschäftigte reiche Leute aus der Fremde herbei, die in der Residenz die Renten ihrer auswärts belegenen Kapitalien verzehren, dann kann es ihr vollends an einer zahlreichen Einwohnerschaft nicht fehlen. Ohne Zweifel ist zum Beispiel Hamburgs ökonomische Basis an sich ergiebiger als das Wirthschaftsfeld von Berlin; allein als Hauptstadt des preußischen Staates fließen Berlin eine Menge künstlicher Nährquellen zu, welche der Hansestadt an der Elbe fehlen. Ursprünglich war es also gewiß auch die reiche Ebene „zwischen den zwei Flüssen“, welche für Babylon die erste Nahrung lieferte. Die Stadt war eine Ackerbaustadt; und selbst in den Zeiten ihrer höchsten Blüthe hat sie nie aufgehört, dem Feldbau die größte Sorgfalt zu widmen. Von dem altassyrischen Kanal- und Bewässerungssystem könnte noch heute manche ehrenwerthe Gemeinde lernen, welche in heißen Sommern ihre Weiden in Gottes Namen verbrennen läßt. Dann aber machte sich sehr bald für die spätere Beherrscherin Vorderasiens ihre bequeme Lage zur Betreibung des Zwischenhandels zwischen Indien und dem Westen geltend. In Babylon liefen die verschiedenen Straßen aus dem Innern Asiens zusammen, und verzweigten sich wieder von da aus nach den Gestaden des mittelländischen Meeres zu. Von allen Seiten trafen dort die Kaufleute auf dem großen Emporium ein; sogar aus Nordasien kamen, nach dem Zeugnisse der Bibel, die Händler mit ihren Waaren. Sie fanden daselbst jedoch nicht bloß Transitogüter; Babylon selber ward ein sehr bedeutender Fabrikort. Bis nach Etrurien hin wurden seine Schmucksachen, seine Gewänder, seine Waffen und Geschirre gesandt. Auf solchem Boden erhob sich dann der Platz endlich zu jener mächtigen Königsstadt, welche die Völker weitum ihrem Scepter unterwarf und sich aus dem ganzen Umkreise der damals bekannten asiatischen Welt Tribute und Steuern erhob. Diese ökonomischen Bedingungen hat man daher ins Auge zu fassen, wenn man von den gewaltigen Bauten des alten Babel hört; so nur läßt es sich erklären, daß in den grauen Jahrhunderten des Alterthums zwei Millionen Menschen innerhalb einer Mauer zusammen wohnen konnten. Ist jedoch erst einmal dergestalt nachgewiesen, daß

die Ueberlieferungen von der Größe der sprichwörtlich gewordenen Sündenstadt keine Fabeln sind, dann vermag die Nationalökonomie auch der Geschichte weitere Anhalte darzubieten, um wenigstens einigermaßen die Höhe der damaligen Kultur zu bemessen. Es ist nämlich ganz unmöglich, daß zwei Millionen Menschen auf neun Quadratmeilen neben einander hausen, ohne ein ausgebildetes Münz-, Maß- und Gewichtssystem für den Tausch, ohne regelmäßige Märkte zur Verproviantirung der Stadt, ohne ausgebildete Verkehrsanstalten zur Herbeischaffung der benöthigten Waaren, ohne Recht und Gesetz, und endlich ohne Polizei. Wie babylanisch man sich immerhin die babylonische Polizei denken mag, sie hat existirt, wenn auch kein Maueranschlag »in Keilschrift auf sechs Ziegelsteinen« von ihrem ehemaligen Dasein mehr Kunde giebt.

Eine jede Stadt, zumal eine Weltstadt, schließt bestimmte ökonomisch-sociale Bedingungen für ihre Existenz in sich, einerlei ob sie in Mesopotamien, an der Tiber oder an der Themse liegt. Auch zum Verständniß der römischen Welt wäre es mithin nichts weniger als überflüssig, wenn neben der Rechtsgeschichte etwas Wirthschaftsgeschichte getrieben würde. Indessen haben bis jetzt mit wenigen glänzenden Ausnahmen die akademischen Großmogule des Pandectenthums davon noch kaum eine Ahnung. Das Recht ist ihnen nur ein Produkt des Gedankens, das sich auf abstractem Wege weiter bildet; mit den wirthschaftlichen Verhältnissen, die es doch ordnen soll, hat es in seinem Ursprunge Nichts gemein. Daher sind wir denn auch in der Politik glücklich bei dem Absolutismus des Rechtsstaates angelangt und quälen uns nun vergebens, wieder in die Bahn des Wirthschaftsstaates einzulenken. Nur ganz in ihren äußerlichen Erscheinungen drängt sich dem Einzelnen »die sociale Frage der Gegenwart« auf, das Erfassen ihres Kernes erfordert jedoch eine Denk- und Anschauungsweise, welche der juridisch-politischen Bildung unserer Zeit vollständig zuwiderläuft; in den sogenannten »historischen Rechtsbildungen« allein sind noch Reste früherer ökonomisch-politischer Wechselwirkungen enthalten. — Aber kehren wir zu dem Häusermeere zu unseren Füßen zurück!

Wenn man einen Erdglobus vor sich hingestellt, so kann man auf demselben keinen andern Punkt finden, der als Mittelpunkt einer Erdhemisphäre in seiner Peripherie so viel Land, nach allen Seiten hin durch Wasser zugänglich, einschlösse, als es bei London der Fall ist. Ein Cirkel, mit dem einen Fuße auf die Spitze von St. Pauls gesetzt, umschreibt mit dem andern Schenkel den in geographischer Hinsicht am reichsten gegliederten Kreis, welcher auf unserem Planeten vorhanden ist. Die Mönche, als sie Troy-Novant an der Themse erbauten, haben natürlicher Weise diese Thatsache nicht gekannt; wir sind auch weit davon entfernt, derselben in der Handelsgeschichte ein zu großes Gewicht beilegen zu wollen. Völlig darf sie jedoch nicht unberücksichtigt bleiben, sobald man den Wurzeln nachspäht, aus denen die englische Hauptstadt im Laufe der Jahrhunderte ihre Nahrung gesogen hat. Denn ist überhaupt dem brittischen Inselreiche »nachbarlos wie eine Austee«, von der Natur die glücklichste Lage in der Länderbildung Europas zu Theil geworden, welche bei der Entwicklung des darauf ruhenden Staates eine wesentliche Rolle mitspielt, fußt darin vornehmlich das ungeheure commercielle Gebäude Großbrittaniens; so mußte auch für das örtliche Centrum des bezeichneten Bereiches diese geographische Eigenschaft nicht unwichtig sein. Lange, lange Zeit hindurch schlummerten freilich die ökonomisch-socialen Kräfte des europäischen Nordens; und als sie endlich erwachten, waren sie anfänglich weit davon entfernt, ihre spätere Macht und ihre Rückwirkung auf den Londoner Mittelpunkt im Voraus ahnen zu lassen. Bis zur Entdeckung Amerikas war England kaum mehr als ein Ackerbaureich, das im passiven Handel mit den Hansen verkehrte. Damals dehnte sich noch bei London zwischen dem Tower-Hill und Westminster Abbey ein Wald aus, in welchem die Bürger der City das Recht hatten, auf Wild zu jagen. Als aber, wie es in dem Chor der Medea heißt, »der Ocean die Bande löste, da Tiphys, der als Columbus wieder erwachende Steuermann der Argonauten, neue Welten entdeckte, und die Erde kein ultima Thule mehr hatte«, stieg mit jedem Jahrhunderte England an Reichthum und Kraft höher empor, und in gleichem Verhältniß wuchs London über die alten Stadtgrenzen von Tempel-Bar hinaus. Wo sind sie hingeschwunden jene Zeiten, in denen die Insel aus Mangel an Wein, wie noch im zwölften Jahrhunderte, das heilige Abendmahl in Wasser oder Meth empfing; in denen selbst Anna Boleyn's Frühstück nur in Käse und Bier bestand, und Jakob Stuart eine solche Freude über seine ersten, von Paris erhaltenen rothseidenen Strümpfe hatte, daß er, als einst Englands Staatsmacht in ihrer ganzen Größe auftreten sollte, dieselben seinem Gesandten zu der Conferenz auf eine Stunde leihweise überließ!

Ehe Königin Elisabeth ihre »wagenden Kaufleute« von der übermächtigen Concurrenz der Hansen befreiete, war London einzig der Stapelplatz der englischen Produkte. Gab es überhaupt sonst auf dem Inselreiche noch keine anderweitigen, der Rede werthen Handelsstädte, so kamen auch in der Residenz nur die Erzeugnisse des brittischen Ackerbauthums und Bergbaus, Getreide, Wolle, Zinn u. s. w. zu Markte, wofür dieselbe von Flandern die orientalischen Güter und die festländischen Fabrikate empfing. »Wir kaufen den Engländern den Fuchsbalg für einen Groschen ab und verkaufen ihnen den Fuchsschwanz für einen Gulden wieder«, lautete das industrie-politische Axiom der »kaiserlichen Kaufleute.« An einen selbständigen Exportverkehr oder gar an einen für eigene Rechnung getriebenen Transitohandel war nicht zu denken. Derselbe entwickelte sich erst, als die Engländer in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mit der Ansegelung von Archangel und dem den Hansen abgezwungenen Zugang zur Ostsee in Rußland, so zu sagen, ein Hinterland für die von ihnen herbeigeholten west- und südeuropäischen Waaren erhielten. Gleichzeitig zog dann der Welthandel seine Bahnen nach Indien und Amerika hinüber, so daß die oben erwähnte Centrallage Großbrittaniens nach und nach immer mehr hervortreten mußte. Noch dauerte es indessen ein ganzes Jahrhundert, bis England mit seinen inneren Feinden auch die commercielle Herrschaft der Holländer abwarf, die damals nach William Temple's Ausdruck »die Frachtfuhrleute der ganzen Welt waren.« Von da an ging dann die mercantile Entwicklung im rascheren Tempo vorwärts. Der Methuenvertrag mit Portugal vom Jahre 1703 setzte das an Edelmetallen arme England fortan in den Stand, in Lissabon die Ergebnisse der brasilianischen Minen gegen seine Industrieerzeugnisse einzutauschen und damit einen Gegenwerth für den beginnenden directen Verkehr mit Indien sich zu beschaffen. Der bald darauf folgende Assiento mit Spanien über die Negereinfuhr in den transatlantischen spanischen Provinzen öffnete ihm dazu, obschon im Schmuggel, Mexiko und Columbien; und wenn auch Frankreich bis 1786 für den brittischen Verkehr völlig verschlossen blieb, so entschädigte ihn der steigende Absatz nach Deutschland und den baltischen Ländern für diese Einbuße reichlich.

Jede der eben berührten Erweiterungen des commerciellen Gebietes von England ließ aber um die alte City von London frische Häuserringe anwachsen. Ihre neuen Gebäude und Straßen können gleichsam als Ablagerungen des brittischen Handelsfortschrittes angesehen werden. Welche ungeheure Reichthümer strömten in die Residenz ein, als das Gangesreich sich auszubreiten begann! Außerdem boten die industriellen Erfindungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Lande wie der Stadt reichlichen Ersatz für den Abfall des damals noch armen Nordamerikas. Das Weltemporium ist jetzt fertig. Wo einst der Stahlhof der Hansen den ganzen englischen Verkehr umfaßte, dehnen sich nun die westindischen und ostindischen Docks aus; die zahllosen dampfenden Fabrikschlote liefern den Beweis, daß die Engländer es inzwischen längst gelernt haben, den Fuchsbalg selber zu gerben; von allen Häfen der bewohnten Erde kommen täglich die Schiffe an den Wharfen der Themse an. Die

gesammte Kraft von Europa reichte unter Napoleon I. nicht mehr aus, die Meerkönigin zu unterwerfen. Und während in den Packhäusern längs des Flusses die Völkerarbeit aller Länder sich in ihren Ergebnissen berührt und umwechselt, gleichen sich unter den Händen der alten Dame in der Threadneedlestraße, der Bank von London, die Guthaben der Nationen, die Kapitalübertragungen von der einen Hemisphäre zur andern aus. Die City mit ihrer Börse und ihrer Bank, die dort nahe unter St. Pauls liegen, bilden gewissermaßen die beiden Herzkammern des ungeheuren englischen Handelskörpers; an ihrem Pulsschlage mißt die Welt ihre eigene wirthschaftliche Gesundheit; ein Fieber hier, und bis zu den Polen hin zitterten alle Glieder des internationalen ökonomischen Organismus. Ist aber der Blutumlauf im Thiere für den Arzt immer noch ein nicht völlig gelöstes Räthsel, so tastet auch bis heute die Nationalökonomie nur äußerlich an dem Geheimnisse der Kapital- und Geldcirculation auf dem Londoner Weltmarkte herum. Wo ist der Kopf, der vor seinem geistigen Auge das Adernetz mit allen seinen Verzweigungen arbeiten sähe, das von dem Pumpwerk der City in Bewegung gesetzt wird. Wie schwer hält es nicht schon, den täglichen Lebensproceß der Stadt als solcher in seinen Einzelnheiten zu verfolgen; wer traut sich da zu, von St. Pauls aus, den Erdball zu überblicken, der seine unzähligen wirthschaftlichen Fäden zu den Füßen des Thurmes in einen Knotenpunkt vereinigt? Die ungeheure Maschine erhält sich durch ihre eigenen Gesetze im Gange und Gleichgewichte, der Menschengeist kann ihr nur wenig nachhelfen.

Eine Stadt, wie London, schläft eigentlich zu keiner Minute der Nacht vollständig. Wenn die letzten Lichter der Vergnügungssäle erlöschen, ist bereits das Leben in den Gassen wieder erwacht, um für die Bedürfnisse des kommenden Tages zu sorgen. Wie in einem jeden ordentlichen Wohnhause, fängt aber auch hier auf den Straßen zuerst das Reinigungsgeschäft an. Das Gewühl der letzten vierundzwanzig Stunden hat daselbst eine solche Fülle von Staub, Schmutz und Kehricht zurückgelassen, daß erst neue Bahn geschaffen werden muß. Tausende von Menschen sind daher beim Morgengrauen beschäftigt, Pflaster und Trottoirs zu fegen, und die hauptsächlichen Verkehrsstrecken mit Wasser zu begießen. Ungestört können jedoch selbst sie ihr Werk nicht verrichten. Denn schon beginnen die Karren daher zu rasseln, welche von den Außentheilen des ungeheuren Stadtkörpers frische Nahrungsmittel ins Innere auf die Märkte bringen. Zu einer späteren Stunde sieht man diese Fuhrwerke so gut wie gar nicht mehr, höchstens daß einmal ein Fleischerwagen den Zug der Droschken und Omnibus unterbricht. In der Frühe aber erscheinen sie in großen Mengen; eine Bevölkerungsschichte wird hier allein zum Transport von Eier, Butter, Milch, Steinkohlen, Gemüse u. s. w. für den Hausbedarf verwendet, welche für sich allein schon eine Stadt mittleren Umfangs bilden müßte. Zwischen diesen Hökern und Hökerinnen zeiget sich dann nach und nach im raschen Vorüberhuschen die Schaar der Friseure, Barbiere, der Kleiderreiniger; auch sie findet man nur in den früheren Morgenzeiten auf der Straße; die Briefträger und Zeitungscolporteure schließen sich daran; bis darauf gegen acht Uhr schon die Angehörigen der verschiedenen arbeitenden Klassen, die Fabrikleute, die Gesellen, Näherinnen, Schreiber und was dahin gehört an die Plätze ihres Tagewerkes rennen. Erst nachdem alle jene, wir möchten sagen, Vorbereitungen im städtischen Leben getroffen sind, begiebt sich der Geschäftsmann aufs Comptoir; der Handel setzt seine Leute in Bewegung. Und in welche Bewegung! Wer als Fremder zum ersten Male ungefähr um zehn Uhr Morgens von London-Bridge durch King Williamstreet, Fleetstreet, Strand oder Oxfordstreet spaziert, der glaubt einer Völkerwanderung zu begegnen. In langen Reihen, dicht auf einander folgend, traben Cabs, Droschken, Gesellschaftswagen an der einen Seite der Straße hinauf an der anderen hinab, Tausende von Fußgängern drängen sich auf den Trottoirs vorwärts, an ein Stehenbleiben in diesem Strom ist nicht zu denken; man muß mitschwimmen, bis man vielleicht irgend eine Thürnische erreicht, von welcher gedeckt man Dante's brausenden Wirbel vorüberrauschen sehen kann. Es ist indessen heute nicht etwa der Tag des Derbyrennens, der halb London ins Freie lockt; es ist ein ganz gewöhnlicher Geschäftstag; die Menschen streben der City zu, wo die Hauptsitze ihrer Berufsthätigkeit liegen. Die Physik hat es längst berechnet, wie viel Wasser bei einem bestimmten Fall und Quantum in der Secunde an einer gegebenen Linie vorüberschießt; der Reisende versucht jedoch vergebens, etwa bei Blackfriar, Charing-Croß oder Regentcircus die Zahl der Leute auszumitteln, welche dort in einer Minute an ihm vorbeieilen. Und geht er dann ans Ufer der Themse hinunter, so wiederholt sich ihm hier auf dem Flusse dasselbe Schauspiel, das er so eben in den Straßen vor sich gesehen hatte. Binnen fünf Minuten kreuzten dort zehn Personendampfer, die den Lokalverkehr von Quai zu Quai besorgen, alle mit Menschen überfüllt, die Bogen von Waterloo-Bridge. Jeder hat zu thun, Jeder greift als kleines Rädchen in die große Arbeitsmaschine ein, die, aus unzähligen Spindeln zusammengesetzt, heute an dem endlosen Gewebe der Weltstadt ein neues Stück fügt.

An sich ist natürlicher Weise diese gewaltige unaufhörliche Bewegung in den Straßen nur Mittel; der Einzelne sucht einen bestimmten Ort zu erreichen. Sie wird indessen, durch die vielfachen Bedingungen und Bedürfnisse, welche sie mit sich führt, für manche Nahrungszweige zugleich zu einem Gegenstande der Speculation. Bei der Anzahl von Droschken und Omnibus, die jeden Augenblick zu ihrer Verfügung halten, versteht sich das von selbst; die Verkäufer von Eßwaaren, Cigarren, Staubbrillen, die Schuhputzer an den Straßenecken in ihren rothen Jacken finden sich ebenfalls bei einem solchen Zusammenfluß von Menschen überall ein; auch die Bettler, schwarze, weiße, Indier und Indianer haschen dazwischen nach einem von Mitleiden abfallenden Penny. Nun giebt es aber außerdem eine Unzahl von Dienern, die an den Hauptscheidepunkten des Verkehrs aufgestellt sind, um dem Publikum Blätter mit Annoncen in die Hand zu stecken. Auf einem Morgenspaziergange von St. Martin le Grand, wo sich das Generalpostamt befindet, ungefähr in der Mitte der City, bis nach Eastbourne-Terrace an der Außenseite des Hydepark, eine Entfernung, nebenbei bemerkt, wie von Bremen nach Oberneuland, wurden mir im Vorbeigehen nicht weniger als fünfundvierzig solcher »fliegenden Inserate« aufgenöthigt. Da empfehlen sich Aerzte, Photographen, Hemdemacher, Schneider, Schuster dem lieben Publikum auf das Angelegentlichste; man konnte eine statistische Sammlung über alle am Abend statthabenden Vergnügungen anstellen; und wer tiefere Studien über die Kehrseite der menschlichen Gesellschaft hätte machen wollen, dem wurde auch dazu die vielfachste Gelegenheit gedruckt nachgewiesen.

Gegen Mittag endlich erblickt man Mitglieder der vornehmen Welt auf den Straßen der fashionablen Stadttheile. Equipagen mit gepuderten Bedienten halten vor den prachtvoll ausgestatteten Läden in Regentstreet, Pall-Mall und Piccadilly; die Damen bewerkstelligen ihre Ankäufe; Reiter und Reiterinnen, den unerläßlichen Groom hinterdrein, ziehen zum Hydepark hinaus. Flaneurgestalten, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie Nichts zu thun haben und im Leben auch noch Nichts gethan haben, dandyniren auf und ab; Sirenen von Haymarket und Regentcircus dazwischen. Auf den Schultern der arbeitenden Bevölkerungsschichten flattern hier die Genießenden umher; die glückbegünstigten fruges consumere nati. Auch sie bilden nicht selten ein dichtes Gewühl, das, wie jenes nach der City, westwärts zum Hyde-Park-Corner zurückdrängt. Auch ihre Wagen machen in langen Reihen Queue auf und ab in den Alleen jenes berühmten Gartens von London; das Getümmel in Westend ist das Pendant des Getümmels in dem alten grauen Sitze des Handels zwischen Börse, Tower und London-Bridge. Jagt hier das Streben nach Gewinn ruhelos die Menschen einher, so dort die Langeweile. Der Abklatsch des Lebens, wie er sich in den Gassen der Themse-

stadt darstellt, wäre nicht vollständig, wenn man nicht Hydepark und City einander gegenüber hielte.

Wir haben indessen bisher noch eine Erscheinung in den Straßen von London unberücksichtigt gelassen, welche bei näherer Beobachtung die Aufmerksamkeit des Reisenden, sobald er Sinn für die socialen Phänomene besitzt, im hohen Grade verdient. In Mitten des ungeheuren auf- und abwogenden Menschenschwalles gewahrt man nämlich in bestimmten kleinen Zwischenräumen Männer, in einfach blauen Uniformen, aufgestellt, deren einzige Beschäftigung darin zu liegen scheint, daß sie dem an ihnen vorübergehenden Treiben zuschauen. Es sind die Policemen, gewissermaßen die Regulatoren des unaufhörlichen Personenumlaufs. Ein geistreicher Polizeibeamter am Rhein hat einmal die Polizei „die Organisation des Publikums" genannt; nirgendswo tritt Einem die treffende Wahrheit dieses Wortes lebendiger entgegen als in den Gassen von London; nicht allein, weil vielleicht nirgendswo die Polizei ihre hohe Aufgabe in dem Maße erfüllt als eben hier; sondern auch weil es Jedem alsbald klar werden muß, daß ohne solche stets wachsamen „Offiziere des Verkehrs" die Truppen in dem nächsten Momente eine regellose Horde werden würden, die sich in ihrer eigenen Unbehülflichkeit rathlos im Wege stehen müßte. Es mochte fürwahr keine kleine Aufgabe sein, die ehemaligen pfahlbürgerlichen Constablers der Metropole in die heutigen gewandten Agenten der öffentlichen Ordnung umzuwandeln. Hätte auch Sir Robert Peel bloß diese eine schöpferische Einrichtung aus seiner staatsmännischen Wirksamkeit hinterlassen, England möchte ihn doch unbedingt zu seinen größten Organisatoren rechnen. Von der Criminalpolizei, welche die Feinde der menschlichen Gesellschaft zu verfolgen hat, den Werkzeugen der Justiz in den Quartieren von St. Giles, Whitechapel oder dem ehemals so berüchtigten Platze der Seven-Dials, bekommt natürlicher Weise der Fremde Nichts zu sehen; sie arbeiten im Stillen, im Geheimen, weil sie nur so wirksam sein können. Was ihm dagegen offen als Wächter des städtischen Lebens entgegentritt, muß ihn mit unbedingter Achtung erfüllen. Schon die Auswahl der dazu verwandten Personen ist durchweg eine glückliche. Kräftige, wohlgenährte Gestalten, die in dem Gerassel und Gelärm um sie her nicht nervös werden. Ihre Gesichter verrathen insgesammt Intelligenz und Bildung, und in ihrer ruhigen Haltung prägt sich unverkennbar das Bewußtsein ihrer geachteten Stellung aus. So stehen sie Tag und Nacht auf ihrem Posten, im eigentlichsten Sinne „die Helfer des Publikums." An den nächsten Policeman wendet sich ein Jeder, der irgend einer Auskunft bedarf, in der festen Gewißheit, daß er sie in artiger höflicher Form erhält. Wer sich in dem Knäuel der Straßen verirrt hat, erfragt sich bei demselben den rechten Weg; der Droschkenkutscher, welcher voraussetzt, daß dem Fremden die Fahrtaxen nicht bekannt sind, erinnert sich alsbald der richtigen Gebühren, wenn man dem Policeman winkt. Die Policemen sind sogar, wie man mich versichert hat, instruirt, die Kranken, die sich bei ihnen Raths erholen, an die rechten Aerzte zu verweisen. Oft habe ich Stunden lang an einer großen Verkehrsstation gestanden, um die Thätigkeit dieser Beamten zu beobachten. Jeden Augenblick war Etwas für sie zu thun. Da stürzte im Gedränge eine Frau ohnmächtig zu Boden, der Policeman brachte sie aus dem Getümmel sorglich in Sicherheit; ein Droschkenpferd überschlug sich, alle nachfahrenden Wagen stockten, oder fuhren durch einander, Neugierige strömten herbei, um zu sehen, was es gäbe: in einer Minute hatte sich ein anscheinend unentwirrbarer Knäuel gebildet, der das Weiterkommen des Einzelnen unmöglich machte. Nun galt es für die Policemen der nächsten Posten, die Passage wieder herzustellen, die Cabs in die Reihen zu bringen, den Menschenstrom abzuleiten; und dabei entwickelten sie eine Gewandtheit, Umsicht und Ruhe, ein genteeles Benehmen gegen das Publikum, welches sie unausgesetzt Herren der schwierigen Situation bleiben ließ. Selbst mitten in der Nacht sind wir ihnen manchmal begegnet, wenn sie Haus für Haus die Schlösser probirten, ob auch alle Thüren verriegelt seien. Die Londoner und Liverpooler Polizei ist bereits mehrfach Gegenstand einer eingehenden wissenschaftlichen Betrachtung gewesen. Neuerdings hat ihr z. B. Leon Faucher in seinem Werke über England einen umfangreichen Abschnitt gewidmet, der auch im Betreff des für sie benöthigten Kostenaufwandes sehr belehrend ist. Bei etwaigen Vergleichen mit den einschlagenden Institutionen des Festlandes soll man jedoch einmal nicht vergessen, daß nur innerhalb eines vollständig durchgeführten Selfgovernements die Polizei eine solche Stellung einnehmen kann, und andererseits auch die große Einseitigkeit nicht aus dem Auge verlieren, mit welcher dieselbe grade in England an ihre Aufgabe hinanschreitet. Die in ihren Händen liegende Verkehrsregelung ist allerdings an der Themse vortrefflich; dagegen befindet sich Alles, was die active Sanitätspolizei angeht, daselbst in einem Zustande, der einem deutschen Gemüthe Grausen erregt. So hat der auf dem Inselreiche völlig uncontrolirte Kleinhandel mit Giftstoffen jüngst in seinen Ergebnissen eine Seite der englischen Polizei bloßgedeckt, von welcher man denn doch Gottlob in Deutschland keine Ahnung hat; und die in einer großen Stadt so nothwendige Sittenpolizei in prophylactischer wie therapeutischer Hinsicht ruht ebenfalls in entsetzlicher Weise im Argen. Doch in die Nachtseite des Londoner Lebens wollen wir hier den Leser nicht einführen. Ethnographische Studien sind ebenso wie anatomische Untersuchungen, nicht Jedermanns Sache. Ueberhaupt vermögen wir hier bei der Enge des Raumes nur einzelne Gedankenverbindungen flüchtig zu berühren, wie sie in dem Reisenden gelegentlich entstehen. London, als Welthandelsstadt, als englische Residenz in der Gesammtheit seiner gesellschaftlichen Lebensäußerungen darzustellen, erforderte ein dickes Werk, das doch noch manchen interessanten Stoff bei Seite liegen lassen müßte. Man denke z. B. nur an die großartigen Einrichtungen im Londoner Postwesen, wie Rowland Hill sie hervorgerufen; an die raffinirte Organisation der Bank; an die städtische Verwaltung und das Verhältniß der verschiedenen Pfarreien zu einander; an die Gerichte in Guildhall und Westminster Hall; und dann erwäge man einmal bei sich, wie ganz anders sich das Einzelleben in einer Riesenstadt wie London gestaltet, als in Ellwangen oder Böblingen. Schon dieser letzte Punkt wirft eine Fülle von Material zu socialen Betrachtungen auf. Eine Kinderzeit, in der grünen Umgebung eines Landstädtchens verträumt, muß einen völlig anderen Charakter im Menschen hervorbringen, als er inmitten eines ungeheuern Häuserconglomerats sich ausbildet, in welchem Nachbar und Nachbar sich nicht kennen, und Hunderttausende an Hunderttausenden kalt und fremd vorübergehen. Die Frage, warum in einer großen Stadt die Poesie zu vertrocknen pflegt, hängt damit auf das Innigste zusammen.

(Schluß folgt.)

---

* Der Wendepunkt in der deutschen Rechtswissenschaft.

Von Wilhelm Werenberg.

Wer mit aufmerksamem Blicke dem Gange gefolgt ist, welchen die Wissenschaft des gemeinen Rechts in Deutschland nimmt, der wird sich nicht verhehlen können, daß dieselbe augenblicklich an einem Wendepunkte angelangt ist, auf dem das Betreten einer neuen Bahn als Nothwendigkeit erkannt wird. In der Theorie des Rechts wie in der Anwendung desselben tritt das Ungenügende der bisherigen Leistungen immer klarer zu Tage. Noch beherrscht freilich die historische Schule unbestritten das Feld, allein mehr und mehr macht sich allmälig ein Gegensatz gegen die von ihr ausgeübte Dictatur geltend. Und dieser Gegensatz ist ein vollkommen berechtigter. Daß er dies ist, das muß endlich eingestanden, und das Eingeständniß muß nicht bloß in den Kreisen der Eingeweihten, sondern vor dem großen Publikum ausgesprochen werden, soll anders die Wissenschaft sich zum Einlenken in die richtige Bahn ermannen.

Daß die historische Schule Gutes, sehr viel Gutes in der Rechtswissenschaft geleistet hat, darf nicht verkannt werden. Sie war es, welche am Anfange dieses Jahrhunderts gegen die damals von der Wissenschaft eingenommene unhaltbare Position einen wohlbegründeten Kampf eröffnete. Dieselben Ideen, welche durch die humanistischen und rationalistischen Bestrebungen auf andern Gebieten des Wissens angeregt, in den Kämpfen der französischen Revolution praktische Geltung zu gewinnen suchten, waren auch auf das Recht übertragen. Im Gefühle des gänzlichen Ungenügens der bestehenden Rechtszustände war die Wissenschaft gegen dieselben von einer Seite ins Feld gerückt, von welcher man sich die günstigsten Erfolge versprechen zu dürfen glaubte. Schon nach den Grundregeln des alten römischen Rechts war ja die Billigkeit die Basis des Rechts, die Billigkeit, welche für Jeden das Gebot enthielt, Niemanden zu verletzen und Jedem das ihm Zukommende willig zu gewähren; was war also einfacher, als das starre Recht durch Hineinleiten der Billigkeit in dasselbe zu mildern und ihm dadurch eine neue Weihe zu geben. In dieser Weise hatte ohne Zweifel das römische Recht im deutschen Rechtsbewußtsein eine dem Charakter der Deutschen entsprechende Wandlung schon seit Jahrhunderten erlitten. Die strengen Formen der Verträge hatten keinen Eingang finden können, der Geltendmachung des individuellen Willens war nicht dieselbe Wirksamkeit beigelegt, welche sie im römischen Rechte genoß; kurz, die Billigkeit, welche sich bestrebt, das Recht des Einzelnen mit demjenigen Anderer in Einklang zu bringen, hatte im Leben schon lange die starren Consequenzen des römischen Rechts abgeworfen. Wenn auf diesem Wege weiter fortgeschritten wurde, so ließ sich hoffen, einen dem Geiste der neuern Zeit entsprechenden Rechtszustand zu schaffen. Man ging daher auf allgemeine Vernunftsätze als oberste Rechtsprinzipien zurück und construirte ein natürliches Recht, welches die Basis für das anzuwendende Recht sein sollte. Allgemeine Menschenrechte wurden als Postulat der Vernunft hingestellt und sollten vorkommenden Falls dem Richter als Entscheidungsnorm dienen, Billigkeitsgründe mußten im Einzelnen den Mangel gesetzlicher Bestimmungen ersetzen.

Daß diese Bestrebungen verkehrt waren, läßt sich nicht leugnen. Jedes Recht ist eine positive Satzung, deren Gültigkeit der Einzelne für sich in Anspruch nehmen kann, ohne in der Anwendung derselben von dem guten Willen und dem Billigkeitsgefühle des Richters abhängig zu sein. Wer daher versucht, statt des Rechts ein billiges Ermessen geltend zu lassen, verfälscht das Recht. Gegen diese Verfälschung des Rechts wandte sich die historische Schule. Sie erkannte, daß zunächst erforscht werden müsse, was Recht sei? Aber wie sollte man dieß erforschen?

Je länger ein Recht angewendet wird, je mehr Menschen sich praktisch mit ihm beschäftigen, desto mehr wird es eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Bei jeder wissenschaftlichen Bearbeitung eines Stoffes ist es aber unvermeidlich, daß sich verschiedene Ansichten, verschiedene Lehrmeinungen bilden. Wie verschieden treten uns schon in den römischen Rechtsquellen die Meinungen der Juristen über das eine oder andere Rechtsinstitut entgegen! Und dies römische Recht gilt für den größten Theil unsers deutschen Vaterlandes seit Jahrhunderten, ist seit Jahrhunderten ausgebildet und in diesem oder jenem Theile bald so, bald anders ausgelegt und aufgefaßt worden. Kein Wunder, daß in den meisten Fällen, wer sich bei den Rechtsgelehrten Raths erholen wollte über dasjenige, was bei uns Rechtens ist, gar schlecht berathen sein und von diesem diesen, von jenem jenen Rath erhalten würde. Weg also mit den Meinungen und Lehren der Juristen; gehen wir zurück auf die Quelle selbst, suchen wir aus den Gesetzen selbst das Recht kennen zu lernen! So riefen die Männer der historischen Schule. Um also das in Deutschland geltende Recht zu erkennen, ging man zurück auf die Quelle des römischen Rechts. Aber das Gesetzbuch, in welchem uns das römische Recht aufbewahrt ist, ist eine Sammlung verschiedener Rechtssprüche, die zum Theil aus ganz verschiedenen Zeiten herrühren, die sich bei den einzelnen Rechtsmaterien bald ergänzen, bald widersprechen, zum Theil durch spätere Gesetze abgeändert oder wohl gar beseitigt sind. Das Zurückgehen auf dieses Recht konnte also an sich und allein nichts nützen; man mußte einen Schritt weiter thun, man mußte bei jeder einzelnen Rechtslehre untersuchen, was sie enthalte, wann sie gegeben, wie sie später etwa abgeändert oder bestätigt worden, und dasjenige, was sich als Resultat dieser Prüfung und Untersuchung herausstellen würde, glaubte man als den Reingehalt dieser Rechtslehre annehmen zu dürfen. So ging man bei jedem einzelnen Rechtsinstitute auf die Geschichte zurück und erforschte genau den historischen Entwicklungsgang desselben.

Jede Betrachtungsweise eines Gegenstands von einem bestimmten Standpunkte aus wird leicht zu einer gewissen Einseitigkeit der Anschauung führen. Wer eine Anstalt der Gegenwart historisch prüft, den Grund ihrer Entstehung, ihre Wirksamkeit im Laufe der Zeit erforscht, wird gewiß, ohne es selbst zu wollen, gar bald geneigt sein, ein Lobredner der Vergangenheit zu werden und die jetzige Gestalt gegen diejenige, welche sie früher hatte, in Schatten zu setzen. Sei es um diese Einseitigkeit, die vielleicht auch der historischen Schule in der Rechtswissenschaft ankleben mochte, wenn sie nur den Reingehalt des Rechts zu Tage brachte. Allein indem sie auf dem angedeuteten Wege fortschritt, übersah die historische Schule, daß der Reingehalt des Rechts gar nicht historisch zu ermitteln war. Das Recht, welches bei uns in Deutschland Gültigkeit hat, ist gar nicht das Recht, wie es sich bei den Römern historisch gebildet und entwickelt hat. Wir stehen auf den Schultern der römischen Juristen, unser Recht ist aus dem römischen hervorgegangen, oder vielmehr unser nationales Recht ist mit dem römischen übertüncht worden; aber es ist nicht mehr das römische. Ich will dieß durch ein Beispiel deutlich machen. Der römische Gesetzgeber sah, daß Personen, die in Noth sind, häufig zu einem Spottpreise ihre Besitzthümer veräußern und dadurch in Schaden kommen, indem sie jene Besitzthümer zu einem geringern als dem wirklichen Werthe von sich geben müssen. Nicht bloß der römische Gesetzgeber, sondern Jeder, dem Aehnliches auch heutzutage vorkommt, Jeder, der z. B. sieht, wie eine Wittwe um sich und ihre Kinder vor augenblicklicher Noth zu sichern, die theuren Andenken ihres verstorbenen Mannes, die ihm liebgewordenen Geräthschaften, seine Möbeln, seine Bücher an einen Trödler verkaufen, und zwar zu einem unverhältnißmäßig niedrigen Preise verkaufen muß, wird wünschen, daß es für die Wittwe eine Möglichkeit gäbe, die Sachen, von denen sie sich nur im Augenblicke der Noth getrennt hat, wieder an sich bringen zu können. Jeder wird wünschen, daß der Trödler nicht auf Unkosten der augenblicklichen Noth jener Frau einen zwar an sich statthaften, aber doch nicht edlen Gewinn mache. Der römische Gesetzgeber hat nun diesem Gefühle Ausdruck gegeben, indem er den Rechtssatz schuf, daß in solchen Fällen, um nicht Vortheile auf Kosten der Noth der Mitmenschen zu gestatten, der Verkäufer, falls er weniger als die Hälfte des wirklichen Werthes als Kaufgeld für seine Waaren erhalten hat, den ganzen Kaufhandel anfechten, also sich gegen Erstattung des geringfügigen Kaufgeldes wieder in den Besitz der Waare setzen kann. Der Gesetzgeber giebt hier eine den Verkäufer begünstigende Vorschrift, aber eben eine begünstigende Vorschrift, die nach der Veranlassung seines Gesetzes nur für einen bestimmten Fall paßt und deßhalb eine entsprechende Anwendung in andern, vielleicht ähnlichen, aber nicht besonders genannten Fällen nicht zuläßt. Wir haben in Deutschland diesen Rechtssatz gar nicht, statt seiner aber einen Rechtssatz von viel größerer Tragweite. Man hat in Deutschland stets bei jedem Handel ein großes Gewicht auf Treue und Rechtlichkeit gelegt und abzuwenden versucht, daß nicht bei gegenseitigen Verträgen der Eine den Andern beschädige; solche Verträge nun, bei denen dieß in so erheblicher Weise geschieht, daß der eine Vertragschließende zum Nachtheil des andern um mehr als das Doppelte verkürzt ist, bei denen die

Leistung des einen weniger als die Hälfte der Leistung des andern werth ist, sind noch deutschem Rechte keine redliche Verträge, der durch sie Benachtheiligte kann sie jederzeit wieder aufheben. Dieser Rechtssatz paßt zwar auch für den Verkäufer, der seine Waare um einen geringeren Preis, als die Hälfte des Werthes ist, losschlägt, aber er hot mit dem Rechtssotze des römischen Gesetzgebers nichts gemeinsam als das Maß der Beschädigung, an welches die Möglichkeit, einen zweiseitigen Contract aufzuheben, geknüpft ist. Daß also im deutschen Rechte der Grundsotz von der Aufhebung eines Controcts wegen Verletzung eines Controhenten über die Hälfte ein ganz auderer ist als der römischrechtliche Satz von der Aufhebung des Koufcontracts wegen Verletzung des Verkäufers über die Hälfte, ist deutlich, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß der jetzt geltende Rechtssatz mit dem römischen Aehnlichkeit hat. In welchen verkehrten Resultaten würde man nun aber gelangen, wenn mon historisch aus dem römischen Rechte untersuchen wollte, welches der Reingehalt des Rechtssatzes von der Verletzung über die Hälfte sei! Dos ist aber allerdings von den Vertretern der historischen Schule geschehen und geschieht in allen ähnlichen Fällen noch heutiges Tages. Hierin aber grade liegt das Verkehrte der historischen Schule.

Es ist nicht wahr, doß die Betrachtung der historischen Entwickelung eines Rechtsinstituts uns den wahren Inhalt desselben giebt, und wir daher nichts besseres zu thun hoben, als auf historischem Wege zu erforschen, wie dieß oder jenes Rechtsinstitut geworden ist. Indem sie diesem Prinzipe huldigt, begeht die historische Schule eine eben so große und ebenso ungerechtfertigte Fälschung des Rechts, ols jene olten Billigkeitstheoretiker jemols begangen hoben. Denn nicht das Werdende, sondern das heute Geltende ist Recht. Wer das Recht kennen lernen will, muß daher nicht von vornherein, die lebendige Quelle des täglichen Verkehrslebens verachtend, sich zu den alten Satzungen der Vergongenheit wenden, sondern er muß aus dem sprudelnden Quell des Rechts schöpfen. In den Moterien, in welchen wir so glücklich sind, keine s. g. Rechtsquellen, d. h. keine zu citirende römische Codification, zu besitzen, z. B. im Handelsrechte, hat man seit einiger Zeit angefangen, die Rechtsinstitute nach dem Rechtsleben der Gegenwart zu construiren, nicht darnoch, wie sie geworden sind. Es wird nothwendig, diesen Standpunkt auf das Recht überhaupt anzuwenden; erst wenn das geschehen ist, werden die Juristen im Stande sein, was sie heutiges Tages nur so selten vermögen, ihr Recht Allen verständlich, Allen zugänglich und für Alle zu einer Quelle des Heils zu mochen. Um das ober zu können, wird die Herrschaft der historischen Schule in der Rechtswissenschaft nothwendiger Weise gebrochen werden müssen.

* Zwiefacher Sieg.

Von P. J. Willatzen.

I.

Mild senket sich hernieder die thauige Sommernacht,
Und über der dunkeln Haide halten die Sterne Wacht,
Aus ihrem stillen Reiche streift kühl und sanft ein Hauch,
Wie linder Gruß des Friedens säuselnd durch Gras und Strauch.

Doch von Bornhöveds Hügeln aus blühendem Haidekraut
Steigt auf der Nachtluft Schwingen manch leiser Sterbelaut:
Hier liegen sie beisammen in Haufen, Herr und Knecht,
Troßbuben bei den Rittern aus fürstlichem Geschlecht.

Die Nacht, heimlich aufseufzend, trägt ein in's Sternenbuch
Hier noch ein letztes Beten, dort einen letzten Fluch,
Da kömmt es über die Haide langsam daher gewallt —
Das Roß am Zügel, naht sich eine hohe, dunkle Gestalt.

Wär's wohl der Tod, der grinsend, nachdem er nun gemäht,
Zählt, was er hier geerntet, wo er doch nicht gesät?
Der Fremde schreitet schweigend im Sternendämmerlicht,
Und ihn ergreift der Schauer des Leichenfeldes nicht.

Und wo die Ginsterblumen vom wildesten Gestampf
Zernichtet, wo den Boden zerwühlt der grimmste Kampf,
Wo auf dem Haidehügel am dichtesten gehäuft
Die Leiber starren, denen kein Blutthau mehr entträuft:

Da forscht im nächt'gen Zwielicht der Todten später Gast
Und forscht und forscht und tastet, zuletzt verzweifelnd fast;
Doch endlich ist gefunden, was er so lange gesucht:
Ein Körper, der belastet lag von Erschlagner Wucht.

Das ist in voller Rüstung, die nun zerbeult, zerhaun,
Ein Ritter, wie ein Hüne gewaltig anzuschaun.
Den Helm ziert ihm ein Krönlein, das scheint von Golde pur,
Solch köstliches Geschmeide trägt wohl ein König nur.

Der Fremde löst' ihm mühsam die Rüstung, blickt beim Licht
Der Sterne dann in's Antlitz, das bleiche, und spricht:
„Ja, Waldemar, Dänenkönig, ich kenne dich Zug um Zug!
Nun hast du deutschen Landes doch endlich wohl genug!

„Ein Gott hat dich getroffen! Du stehst vor seinem Thron;
Da harret dein, anklagend, mein edler Vater schon.
Was ich durch dich erduldet — still, Herz! Herz, schweige still!
Mag man für mich einst beten, wie ich's für dich jetzt will!“

Und zu des Königs Häupten steckt in die Erd' er alsbald
Sein Schwert, daß es dem Ginster entragt in Kreuzgestalt,
Und kniect hin voll Andacht und betet für den Feind,
Und Gott im Himmel sieht es, wie treu und fromm er's meint.

Dann richtet er sich zögernd empor, indem er spricht:
„Ich habe dich im Leben bekämpft nach Recht und Pflicht,
Doch jetzt sei ausgeglichen jedweder Haß und Groll,
Wie wild im deutschen Herzen auch ihre Fluth sonst schwoll.

„Gott nahm zu sich die Seele — am königlichen Staub
Berüh' unedle Hand nun nicht frevelhaften Raub!
Dein Volk, dem du entrissen in Glanzes Mitten heut',
Es bestatte dich mit Thränen und Blumen und Grabgeläut!“

II.

Aus Osten haucht es kühler, und heller wird die Nacht,
Denn hinter Wäldern steiget der Mond in stiller Pracht;
Des Himmels ernster Pilger blickt groß und ruhig drein
Und füllet alle Räume mit geisterhaftem Schein.

Da schallt's von Rosseshufen, gedämpft bald und bald laut!
Gespenstisch wie ein Schatten jagt über's Haidekraut
Ein Rapp, seltsam bebürdet mit einer Doppellast,
Des Spornes Stachel treibt ihn und gönnt ihm keine Rast.

Auf Einem Roß zwei Reiter — wohl keuche das kräft'ge Thier —
Im Stahlkleid sitzt der Eine, geschlossen das Visir,
Der Andre, ohne Rüstung, scheine willenlos und starr,
Und Jener ist der Beter und dieser Waldemar.

Der Ritter hat den König vor sich auf's Pferd geschnallt.
Gen Kiel, wo noch vom Thore das Dänenbanner wallt,
Geht's nun durch Busch und Haide, bergauf nun und bergab,
Und frischer saus't der Nachtwind, und rascher wird der Trab.

Da dämmert es im Innern des Todtgeglaubten fern;
Auf flimmt die Seele wieder, ein fast erloschner Stern;
Chaotische Gedanken durchtoben in wilder Jagd
Das Hirn ihm wüst und verworren wie unseliger Geister Schlacht.

Ein Bild rollt nach dem andern aus seinem Leben vorbei.
Mischt in der Siege Jubel sich auch der Völker Schrei,
Was thut's? Die heißen Schlachten, die er für Dänemark focht,
Sie haben ja die Länder der Ostsee unterjocht!

Da zeigt ein andres Traumbild ihm jenes Burgverließ,
In das der kühne Heinrich von Mecklenburg ihn stieß,
Und wieder lebt er alle die Zeit voll Schmerz und Gram,
Seit jener Schwergekränkte ihn einst gefangen nahm.

Und er lebt die Tage wieder, da er nach langer Haft
Heimkehrt' in seine Lande und schnell die letzte Kraft
Des Dänenvolks gesammelt, um trotz Gelübd' und Schwur
Der Rache lodernde Fackel zu tragen auf deutsche Flur.

Und von den Gegnern, die ihm todmuthig widerstehn,
Hat Einen er zum Opfer vor Allen ausersehn;
Der Eine ist Herr Adolf, der muthige Holstengraf,
Der nun und nimmer sich beugte, wie schwer ihn Waldemar traf.

Der hat den deutschen Rveden versammelt nun zu Hauf,
Der hält mit seinen Mannen den Siegsgewohnten auf;
Von Mecklenburg und Pommern, von Bremen und vom Rhein:
Sie folgen, denn was deutsch ist, soll ferner deutsch auch sein.

Und Waldemar sieht im Fieber ein Schlachtgefield, es ist
Die Haide von Bornhöved, wo Schwert mit Schwert sich mißt —
Ha! seine Dänen fliehen! .... Wenn keine Hoffnung blieb,
Kann er doch streitend fallen — da, weh! trifft ihn ein Hieb!

... Und jetzt? ... Und jetzt? Gefangen — gefangen zum zweiten Mal? ....
Warum nicht todt?! ... Gefangen? O, gränzenlose Qual! ...
Und wieder drohn die Sinne chaotisch sich zu wirrn,
Des Wahnsinns Rabenflügel hört er sein Haupt umschwirrn.

III.

Vor einem Ruck des Zügels hält plötzlich an das Roß:
Erstarrend fühlt's der Ritter, es regt sich sein Genoß.
Da wieder! Da! Die Arme regt er und reckt das Haupt!
Er lebt! Der Dänenkönig lebt, den er todt geglaubt!

Und auf des Ritters Seele stürzen Gedanken ein,
Geschwader auf Geschwader in dichten Heeresreihn,
Wie Eine Well' im Meere die andre Welle hetzt,
Wie Herbststurm Wolk' auf Wolke verscheuchet und zerfetzt.

Ein freies Grab dem Todten, also war es gemeint!
Doch athmet er und lebt er, dann sichre Haft dem Feind!
Mit Land und Leuten löse dich, Herr von Dänemark,
Ich habe gute Burgen mit Mauern fest und stark.

Triumph, du Nesselbanner, das hoch nun flattern darf!
Triumph, du deutsche Klinge, die sich bewährt als scharf!
Mein ist des Tages Ehre, nun ist der Lohn auch mein,
Und, Herz, du schwergekränktes, dein soll die Rache sein!

— Doch nun scheint in die Seele ihm ein versöhnend Licht,
Wie wohl durch Wetterwolken die liebe Sonne bricht;
Es ist, als wenn auf's Herz ihm ein Gott die Hände legt
Und all die Wogen glättet, die's eben wild bewegt ....

Auf's Neue fühlt der Rappe des Ritters scharfen Sporn,
Und weiter geht's, wie früher, weiter durch Dorn und Korn.
Da findet der König Worte: „Was ist das für ein Land?“
„Deutsches!“ — Des Ritters Stimme, sie scheinet ihm bekannt.

„Und das mich trägt von dannen, was ist es für ein Roß?“
„Ein deutsches!“ spricht der ernste, wortkarge Reitgenoß.
„Wer bist denn du, und kennest du mich, so sag' es an?“
„Ein Deutscher, Dänenkönig!“ spricht fest der Rittersmann.

Und Jener schweigt, und weiter geht's über Stock und Stein.
Es tagt, die Schatten fliehen vor'm goldnen Morgenschein;
Dort ragt ein Schloß mit Zinnen ... nun halten sie davor:
„Heda! ihr Dänenherren! das Gatter auf, das Thor!“

Der Ritter lös't den König; die Knappen springen her,
Und Jener ruft verwundert: „Wer bist du, Ritter, wer?
Wie kam's — bevor du scheidest, du Stolzer, sprich's, o sprich:
„Wie kam's, daß ich als Retter hülfreich befunden dich?“

„Frei bist du, doch in Fesseln, und bist in einem Bann,
Aus dem kein heil'ger Vater in Rom dich lösen kann!
Sein Wort zerstöret Eide, des Kerkers Mauer bricht,
Kann aber Etwas dich binden, reißt meine Kette nicht!“

„Wie könnt' ich sein gebunden und dennoch frei und frank?
Wer bist du, deutscher Ritter, dem Dänemark schuldet Dank?
Laß mich dein Antlitz schauen, schlag' auf nun dein Visir,
Und dann, weß edeln Stammes du bist, vermelde mir!“

Und sieh, der Ritter öffnet sein Gitter nach Geheiß;
Da, wie aus Einem Munde, erschallt es rings im Kreis:
„Der Holstengraf! Graf Adolf!“ Er aber reicht die Hand
Dem blassen Dänenfürsten; der steht wie festgebannt.

Doch spricht er dann und fasset die Hand, die Jener bot:
„Adolf, ich fühl's: die Fessel, die hält dis an den Tod!
Du siegtest bei Bornhöved, doch — Degen brav und gut! —
Zwiefach hat mich bezwungen dein hoher Edelmuth.

„Die Waffen sollen ruhen; nie heb' ich diese Hand
Je wider dich und die Deinen und wider deutsches Land!
Und könnt ihr mir vergeben — ich will euch gern verzeihn,
Und Frieden nur und Freundschaft soll unter uns nun sein!“

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Ein Glückskind. Roman von A. von Kendell. 2 Bde. — Aus dem Leben eines Hagestolzen. Roman von E. von Arder. 2 Bde. — Agnes und Marie. Roman aus dem englischen Leben. Von M. Norden. 3 Bde. — Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tyrol. Von J. V. Zingerle. — Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts. Von C. G. Carus. — Die Osternacht. Schauspiel in 5 Aufzügen von W. Wolfsohn. — Der Kanzler Dr. Nicolaus Krell. Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts von A. V. Richard. 2 Bde.

— * Ein Beweis, wie allgemeine Anerkennung die Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius gefunden hat, ist der Umstand, daß eine zweite Auflage erscheinen muß; der „Hamlet“ wird soeben ausgegeben.

— * Daumer hat sich veranlaßt gesehen, eine Schrift über seinen Uebertritt zum Katholizismus zu verfassen. Sie ist betitelt „Meine Conversion“ und wird in Kurzem erscheinen.

— * Zum Schillerfeste erwartet man ein Buch von Julian Schmidt „Schiller und sein Jahrhundert“, welches die tieferen Beziehungen des Dichters zu den geistigen Tendenzen seiner Zeit schildern soll. Auch Kuno Fischer ist mit einem umfassenden Werke beschäftigt. Bücher über Schillers Beziehungen zu seiner Familie, über seine Gattin und ihre Freunde erscheinen im Cotta'schen Verlage.

— * Das im Herbste 1855 von Otto Müller begründete, später einige Zeit von Creizenach geleitete „Frankfurter Museum“ ist mit dem Juli dieses Jahres eingegangen. Auch das in Hamburg seit einigen Jahren erscheinende „Jahrhundert“, dem kürzlich der Debit in Sachsen entzogen worden, hat eingehen müssen.

— * Ueber den früher so viel genannten Fenner von Fenneberg wird aus Amerika berichtet, daß er als geheilt aus dem Irrenhaus entlassen, aber geistig und körperlich ganz gebrochen sei. Er will nach Deutschland zurückkehren.

— * Der 24. August war der Todestag des Dichters Ewald Christian von Kleist, welcher am 24. August 1759 seinen in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden erlag. Man hat jenen Tag in Frankfurt a. d. Oder nicht ohne eine Gedächtnißfeier vorübergehen lassen. Von dort wird geschrieben: „Die hiesige Loge zum aufrichtigen Herzen, welche dem Sänger des Frühlings im Jahre 1779 ein Denkmal auf dem St. Gertrauden-Kirchhofe errichtete, hat auch heute sein Andenken durch Veranstaltung einer Säcularfeier geehrt. Eine von Blumen und blühenden Gewächsen umgebene Tempelhalle von Eichenlaub-Gewinden wölbt sich heute über dem Obelisken, dessen Vorderfront das in Alabaster ausgeführte Relief-Porträt Ewald's von Kleist trägt. Vor derselben versammelten sich in der Morgenfrühe die Mitglieder der Loge. Die Erinnerungsfeier begann mit einem Choral, welcher von einem hiesigen Männergesang-Verein gesungen wurde. In einer kurzen Ansprache schilderte darauf ein der Loge angehöriger Redner den Sänger des Frühlings, welcher den Heldentod für das Vaterland auf dem Schlachtfelde gefunden. Nach einem stillen Gebete schloß der Choral „„Auferstehen““ diese Feier, deren einfacher — ich möchte sagen — innerlicher Charakter gerade durch die Fernhaltung alles Schaugepränges auf die zahlreich versammelten Theilnehmer einen erhebenden und ergreifenden Eindruck äußerte.“

— * In den Tyroler Dörfern Erl und Sebi am Inn bei Kufstein finden gegenwärtig Passionsspiele Statt, welche aus der Nähe und Ferne zahlreiche Zuschauer heranlocken. In Erl wird die Leidensgeschichte Christi, in Sebi die des heiligen Nepomuk aufgeführt. Mehr als hundert Personen nehmen an der Aufführung thätigen Antheil. Auf dem Theater zu Erl, d. h. in der etwa tausend Zuschauer fassenden Bretterhütte daselbst, bewundert man die Präcision der Auf-

führung, die geschmackvolle Gruppirung mancher Scenen, einzelne treffliche Gesangstimmen und das gute Gedächtniß der Spieler und Spielerinnen. Daß es an vielem Originellen, hin und wieder übermäßig Grotesken, nicht fehlt, versteht sich von selbst. Die Scenen z. B., wo Judas, nachdem er sich ergelrecht erhängt, von großen und kleinen Teufeln in die Hölle abgeführt wird, die Geißelung, die Kreuzigung u. s. w. bilden die Glanzpunkte des Ueberschwänglichen. Lautes Weinen und Schluchzen rings umher bezeugt die Wirkung. Unter den Schauspielerinnen finden sich vorzugsweise kräftige, volle und derbe Gestalten. Das Ganze unterscheidet sich von den Spielen in Oberammergau (welche 1860 wiederholt werden) durch größere Naturwüchsigkeit und Derbheit. Der Text der Erl'schen Passionsspiele soll 150 Jahre alt und unverändert beibehalten sein."

— * Die Wiederherstellung der Barbarossa-Kirche auf dem Hohenstaufen ist nun ernstlich in Angriff genommen worden. Zunächst ist der Anfang gemacht mit dem Abbruche des zum Einsturze sich neigenden überhangenden westlichen Giebels, welcher aus massiven Werksteinen neu aufgeführt werden soll. Dieser neue Giebel soll weiter zurückgesetzt und dadurch das Schiff der Kirche verkleinert, der Vorplatz aber erweitert werden. In demselben Giebel sollen allerlei fein ausgehauene Steine mit den Wappen der dem schwäbischen Herzogthume und Kaiserhause zugehörenden Land- und Herrschaften eingefügt werden.

— * In Paris starb im Juli der Professor am Conservatorium der Musik August Panseran. Er war am 26. April 1795 geboren. Sohn eines Gesang- und Harmonielehrers, der ein vertrauter Freund Grétry's war, trat er früh als Zögling in das Conservatorium ein und erwarb sich schon 1805 den Preis im Solfeggiren, dann 1809 in der Harmonielehre, für das Violoncell im Jahre 1811 und für die Fuge im Jahre 1812. Im folgenden Jahre erhielt er den großen Preis, mit welchem ein Stipendium für Rom verbunden ist. Er vollendete seine Studien in Italien zu gleicher Zeit mit Garcia und Siboni, und die guten Früchte derselben verschafften ihm eine zweijährige Verlängerung seiner Pension. Diese Zeit benutzte er zu Reisen in Deutschland und Rußland. Er war eine Zeit lang, wie früher Haydn, Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy. Er schrieb eine italiänische Oper und nach seiner Rückkehr nach Paris einige komische Opern, sowie eine bedeutende Anzahl Romanzen, welche großen Erfolg hatten und eine allgemeine Verbreitung erlangten. Hauptsächlich gründete er seinen Ruf durch die berühmten größeren didaktischen Werke, die in alle Sprachen übersetzt und fast in allen Conservatorien der Musik eingeführt wurden. Als Componist erlangte er auch durch mehrere Kirchen-Compositionen bedeutende Geltung. Ein Requiem, ein De profundis, eine Messe für den Fürsten Esterhazy, mehrere Messen für den Tonkünstler-Verein, deren Aufführungen der Vereinskasse zu Gut kamen, werden sein Andenken bei allen Musikern lebendig erhalten.

— * Robert Franz. Der „Europa" entlehnen wir die folgende Charakteristik: „Unter den Nachfolgern der beiden großen genialen Liedersänger Franz Schubert und Robert Schumann ist Robert Franz ohne Frage einer der glücklichsten und bedeutungsreichsten. Geboren zu Halle am 28. Juni 1815, erlebte er eine den Durchbruch seiner musikalischen Begabung keineswegs fördernde Jugend. Die ganze Erziehungsweise seiner Eltern zielte darauf hin, ihn zu einem „sogenannten „nützlichen" Mitgliede der Gesellschaft zu machen, und da zu jener Zeit in Deutschland nicht selten gegen den Künstlerberuf, namentlich im Bürgerstande, ein eigenthümliches philisterhaftes Mißtrauen herrschte, so begreift es sich um so mehr, daß von einem Beachten oder Herausentwickeln des Franz'schen Musiktalentes Seitens seiner Eltern keine Rede sein konnte. Unter diesen Umständen darf es nicht befremden, wenn sein angeborener Trieb zur Musik, gegen alle Gewohnheit, erst verhältnißmäßig spät sich geltend machte. Auf seinen dringenden Wunsch erhielt er dann Musikunterricht. Allein bei dem Mangel an tüchtigen Musikern in Halle trat der Fall ein, daß Franz von Einem zum Andern in die Lehre ging, und daß, nachdem die Runde gemacht war, er sich schließlich zur Hauptsache auf seine eigene Kraft angewiesen sah. Besser war er hinsichtlich seiner Schulbildung daran: als Schüler des Waisenhaus-Gymnasiums seiner Vaterstadt konnte er einen soliden Grund für seine intellectuelle Bildung legen. Auch fand er nebenher erwünschte Gelegenheit, eine Anzahl Händel'scher, Haydn'scher und Mozart'scher Gesangswerke genau kennen zu lernen, da der Cantor, welcher die Musikstunden im Gymnasium zu ertheilen hatte, den musikbegabten Jüngling als Accompagnateur am Clavier benutzte. Hierdurch erhielt Franz die ersten bedeutenden musikalischen Anregungen, welche ihn sogar vorübergehend zur Production drängten. Nachdem Franz in die oberen Klassen des Gymnasiums hinaufgerückt war, verließ er dasselbe, nicht ohne Widerstreben, aber doch mit schließlicher Zustimmung seiner Eltern, um seinem immer mächtiger erwachenden Triebe zur Musik einen größeren Spielraum geben zu können, namentlich aber, um ein ernstes Studium der Kunst zu beginnen, und zwar wo möglich unter Anleitung eines erfahrenen, namhaften Meisters. Um jene Zeit stand Friedrich Schneider allgemein in hohem Ansehen, und Franz entschloß sich daher, zu ihm nach Dessau zu gehen. Dies geschah in seinem zwanzigsten Lebensjahre, also 1835. Obschon ihm nicht sowohl speciell die Lehre Schneiders, als überhaupt die Trockenheit des theoretischen Studiums widerstrebend sein mochte, so erwarb er doch während seines zweijährigen Aufenthaltes in Dessau diejenigen nothwendigen musikalischen Kenntnisse, welche jedem schaffenden Musiker unentbehrlich sind, und die auch später ihre Früchte trugen, wenn sie gleichwohl augenblicklich nicht weiter zur Verwerthung kamen. Unmittelbar wohlthätig wirkte dagegen auf Franzens Entwickelung während dieser Zeit der Umgang mit einigen gleichzeitig in Dessau anwesenden Schülern Schneiders, die in gegenseitigem musikalischen Verkehr und Austausch der Gedanken einander anregten und aneiferten. Im Jahre 1837 kehrte Franz nach Halle zurück. Ja sich vollkommen klar über seinen ferneren Lebensweg, einzig und allein seiner eigenen Kraft vertrauend, setzte er, indem er vornehmlich mit den Werken Bachs und Schuberts sich beschäftigte, seine Studien in beschaulicher Einsamkeit und Abgeschiedenheit fort. Diese Durchgangsperiode, obwohl beschwerlich und mühsam, war für Franz von den wichtigsten Folgen. Er lernte aus den unvergänglichen Tonschöpfungen der genannten Meister allgemach den Geist der Kunst begreifen: das innere Wesen derselben ging lebendig in ihm auf; und wenn auch für die nächste Zeit durch die dabei gewonnene Erkenntniß von der Größe und Unerreichbarkeit seiner Vorbilder der Trieb zum Gestalten gelähmt wurde, so war doch gleichzeitig eine gedeihliche Befruchtung für sein späteres Schaffen damit verbunden. Allerdings lassen sich in den verschiedenen Werken Franzens die Einflüsse Franz Schuberts und Johann Sebastian Bachs erkennen und nachweisen. In dieser Hinsicht befindet er sich durchaus auf dem Standpunkte Robert Schumanns und dessen Altersgenossen, die sämmtlich mehr oder minder durch das eindringliche Studium der Bach'schen Werke in ihrer Kunstbildung und Richtung beeinflußt wurden, und von deren feurigen Bestrebungen, Schumann an der Spitze, Franz sammt allen gleichgesinnten Künstlern damals nothwendig wesentlich berührt werden mußte. Gleicherweise ging auch Mendelssohns Wirken und Schaffen, wie begreiflich, nicht spurlos an ihm vorüber. Unter diesen Einwirkungen erwuchs Robert Franz zu dem hochbegabten Liedercomponisten, welchen wir heute in ihm erblicken. Er hat durch das Studium seiner Lieblingsmeister Dasjenige von Außen her in sich aufgenommen und mit seinem Wesen verschmolzen, was seiner Natur angemessen war, dabei jedoch die Eigenthümlichkeit seiner Individualität zu bewahren gewußt. Wer den Entwickelungsgang dieses Lyrikers mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird dieß bestätigt finden, sowie den Umstand, daß Franz im Laufe der Jahre zu immer größerer Klarheit und Reinheit einer ihm eigenthümlich angehörenden Ausdrucksweise vorgedrungen ist. Anfangs der vierziger Jahre trat Franz mit seinem ersten Liederwerk vor die Oeffentlichkeit. Robert Schumann, überall bereit freudig anzuerkennen, wo es dem wirklichen Verdienste galt, erhob zuerst das Wort für ihn in seiner Zeitung. Seitdem hat Franz, nach und nach eine beträchtliche Anzahl von Liedern und Gesängen veröffentlichend, von der Kritik anerkannt, sich eine höchst geachtete und unbestrittene Stellung unter den Tonsetzern der Gegenwart erworben, — eine Stellung, die er im Wesentlichen sich selbst, seiner Gesinnung und Ausdauer verdankt. Charakteristisch ist es für ihn, daß er sich mit Ausnahme von ein paar Werken für den Chor, ausschließlich auf dem Gebiete der Gesangslyrik schöpferisch bewegt. So einseitig und bedenklich eine derartige Thätigkeit sein mag, so ehrend ist sie doch auch zugleich für Franz: er will nur da gelten, wo er seiner schöpferischen Begabung sicher und klar sich bewußt ist. Die Franz'sche Lyrik zeugt von feiner, innerlicher und durchgeistigter Empfindung, welche letztere jedoch mitunter in männlöse Empfindsamkeit übergeht. Als hervorstechender Grundzug ihres Wesens wäre das Weiche, Sinnige, träumerisch Elegische und duftig Zarte zu bezeichnen, wie denn überhaupt das poetische Stimmungsgebiet des Componisten ein ziemlich beschränktes ist: das Pathos der Leidenschaft läßt sich fast gänzlich in Franzens Produktionen vermissen. Soweit indessen sein Empfindungs- und Gestaltungsvermögen reicht, herrscht er vollkommen und mit Meisterschaft. Hervorzuheben ist die Sorgfalt seiner Declamation, die überall den Drang nach vergeistigtem Ausdruck des dichterischen Gedankens erkennen läßt. Hiermit im Zusammenhange steht das unverkennbare Streben des Componisten nach engstem, innigstem Anschluß an die Einzelmomente der Dichtung. Franz hat Halle seit seiner Studienzeit in Dessau nicht verlassen, es sei denn bei Gelegenheit einer Erholungsreise. Sein einfaches, prunkloses, aber gediegenes und ächt deutsches Wesen, das sich von aller Ostentation fern hält, ist nicht für die Welt gemacht, und so zog er es vor, daheim sich einen Wirkungskreis zu gründen, um die Musikzustände seiner Vaterstadt zu beleben, zu heben und zu fördern. Dies Letztere ist ihm in hohem Grade gelungen. Als Dirigent der Winterconcerte hat er die Meisterwerke der Instrumentalmusik bis auf die neueste Zeit in Halle heimisch gemacht, gleichwie durch seine Wirksamkeit an der Singakademie die Bach'sche Vocalmusik in die dortigen musikalischen Kreise eingeführt worden ist. Der Vollständigkeit halber sei schließlich erwähnt, daß Franz die Aemter des Organisten an der Marienkirche und des akademischen Musiklehrers an der Universität bekleidet."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 37. Bremen, 11. September. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Von der Weser zur Themse.

Von Wilh. Kiesselbach.

IV. Schluß.

Drei Wochen verfliegen in London und seinen grünen Umgebungen ungemein rasch; wer als gewissenhafter Reisender sie zur Bewältigung Alles Sehenswürdigen ausnützen wollte, der müßte den ganzen Tag auf den Beinen sein. Wie viele Zeit nimmt nicht schon das brittische Museum in Anspruch, von Layard's altassyrischen Schätzen und den Elgin-Marbles an bis zu der weltberühmten Bücheraufstellung hin! Das Genießen wird hier zu einer förmlichen Arbeit, von welcher man ermattet absteht. Dann eine Runde durch die Theater, ein Besuch der Kirchen, des Towers, des Tunnels, der Docks, der Guildhalle und der Bank; Ausflüge nach Richmond, Kew, Windsor, Oxford, Sydenhampalace, Greenwich und Woolwich — auch des Schauens kann man auf die Dauer gründlich satt werden. Bei einer solchen Ueberfülle von Dingen, die sich der Betrachtung entgegendrängen, athmet man in der Nationalgallerie beinahe freudig auf: Gottlob, in ihren Sälen ist nicht Viel vorhanden, damit läßt sich fertig werden! Bekanntlich hat England mehr als irgend ein anderes Land in Europa an dem ursprünglichen Zweck der Gemälde festgehalten, daß sie nämlich zum besonderen Schmuck bestimmter, dem öffentlichen oder dem Privatleben gewidmeten Räumlichkeiten dienen sollen, um dort die daselbst verkehrenden Menschen jeden Augenblick, wenn eine erhobene Stimmung dieselben dazu ruft, über den Kreis des täglichen Daseins hinaus in die Regionen der Kunst emporzutragen. Daher findet man denn die Hauptkleinodien der Malerei auf dem Inselreiche namentlich in den Landhäusern des englischen Adels zerstreut; sie alle kennen zu lernen, von dem gefeierten „Strohhut" im Besitz der Peel'schen Familie bis zu den zweiundzwanzig van Dyck'schen Porträts in Windsor Castle, hätte man von Landsitz nach Landsitz zu durchwandern. Die Sammlung in der Nationalgallerie, wo die Bilder in der Ordnung der Schulen, als Kundgebungen der Kultur, neben einander gehängt sind, läßt sich dagegen mit den ähnlichen Museen in Berlin, Dresden, München, ja selbst mit dem Belvedere zu Wien kaum vergleichen. Um so mehr machen sich indessen in ihr die einzelnen Meisterwerke geltend; da das Gemüth des Besuchers sich die Ruhe bewahrt, um ihnen jedesmal eine volle, lange Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und nur so gelangt man ja dahin, ein bedeutendes Bild vollständig in sich aufzunehmen. Wer öfter gereist ist, der hat sich in der Regel an den verschiedenen Hauptsitzen der Kunst einige Lieblingsstücke auserkoren, zu denen er immer gern zurückkehrt; dieselben sind nach und nach gewissermaßen sein geistiges Eigenthum geworden. In Berlin z. B. Murillo's „büßende Magdalena" und Girolamo Savaldo's Venetianerin in der braunen Capuze; in Dresden, von der Madonna del Sisto abgesehen, Raphael Mengs' lieblichen Amor; in Augsburg das schöne Porträt Isabellens von Castilien, in München „die Bettelknaben" u. s. w. Aus der Londoner Gallerie möchten wir Murillo's „heilige Familie" und den „Bettler" von Dyckmans hinzufügen. Ist Letzteres ein äußerst zartes Produkt der Feinmalerei, auf welchem namentlich der Kopf des blonden Mädchen eine unendlich weiche Lieblichkeit ausprägt, so führt uns dagegen der Spanier mit den milden und doch so kräftig wirkenden Tönen seiner Farbe eine Gruppe von Vater, Mutter und Kind vor, deren echt menschlicher Gehalt uns ahnen läßt, daß selbst in der Heimath der Inquisition für einzelne hervorragende Geister der wirkliche Kern des Christenthums durch das Symbol nie völlig hat überwuchert werden können. Goethe sagt: „das ewig Weibliche zieht uns hinan"; und eben dieses ewig Weibliche hat hier in dem Antlitz der Maria einen Ausdruck erhalten, dem fürwahr mit keiner immaculata conceptio nachgeholfen zu werden braucht. Vor dieser Leinwand ist man versucht, sich auf's Neue zu dem viel angefochtenen Satz zu bekennen, daß die vollendete Schönheit für uns allemal in der zur Vollendung gehobenen Wahrheit des menschlichen Wesens liegt.

Da die Königin grade in Windsor Castle wohnte, so war es dem Publikum leider nicht vergönnt, die dort vorhandenen van Dyck'schen Porträts zu sehen; in den Sälen von Hampton Court, die überreichlich mit Conterfei's behangen sind, trifft man nur einige, weniger werthvolle Arbeiten des genialen niederländischen Edelmanns. Ohne eine Kenntniß der bezeichneten Werke sieht man sich aber gewiß nicht im Stande, diesen Schüler von Rubens, der seinen Lehrer so weit überragt, vollständig zu würdigen. Ist er doch eigentlich erst in England zu der ganzen Ausbildung seiner Kraft durchgedrungen. Es mag immerhin auch schon auf dem Festlande eine gewisse künstlerische Eifersucht gewesen sein, welche den alternden Meister, neben der keineswegs unnöthigen Sorge für seine schöne Frau, veranlaßte, den gewandten Cavalier nach London zu entfernen; denn die vor seiner englischen Periode gemalten Bilder entwickeln bereits eine Grazie namentlich in den weiblichen Gestalten, wie man sie an den Ruben'schen Zweihundertfünfzigpfundsengeln vergebens sucht. Wir wenigstens wüßten uns keiner Ruben'schen Figur zu erinnern, welche an Anmuth selbst nur mit der van Dyck'schen Madonna im Johannishospital zu Brügge wetteifern könnte. Allein, wie gesagt, jenseits des Kanals rang sich doch erst unverkanntermaßen das Genie van Dyck's völlig los; mit der über Alles geliebten Gattin, deren Porträt gegenwärtig München besitzt, fand er dort erst die reine Weihe der Kunst. Warum mußte Her gracious Majesty auch grade in Windsor weilen? So blieb uns denn für unseren kurzen Aufenthalt auf dem englischen Boden in Betreff der daselbst befindlichen Hauptwerke der Malerei außerdem nur übrig, uns an der Bewunderung der bekannten Raphael'schen Cartons im Schlosse von Hampton Court einstweilen schadlos zu halten, bis Rom selbst sie uns einmal in ihrer Ausführung zeigen wird.

Enttäuschte nun rücksichtlich der Malerei ein unwillkommenes Ungefähr unsere auf London gesetzten Hoffnungen, so blieben in Hinsicht auf die Architektur die Bauten selber, so weit wir deren ansichtig wurden, mannichfach hinter unseren Erwartungen zurück. Daß Männer von Fach, namentlich was die Zweckmäßigkeit von Privatgebäuden anlangt, für Einrichtung von Wohnhäusern, Fabriken u. s. w. in England treffliche Studien machen können, ist sicher nicht zu bestreiten. Wer indessen viele architektonische Schönheiten, älteren oder neueren Datums, an der Themse anzutreffen meint, wird dort schwerlich recht befriedigt werden. Die einzige Stadt Köln bietet in dieser Beziehung vielleicht mehr Ausbeute als der ganze Landesstrich von Oxford bis Gravesend. Die Unansehnlichkeit des Towers haben wir schon im Vorübergehen berührt; man kann dieselbe sowohl in Betreff der fortificatorischen Werke als des von ihnen umschlossenen ehemaligen königlichen Palastes den beschränkten Verhältnissen des früheren Mittelalters zuschreiben, das außer Kirchenbauten nirgendswo größere Baulichkeiten aufweist. Selbst die Ritterburgen sind ja durchweg in Europa bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts kleine, regellose Steinhaufen, mit denen die Kunst nichts zu schaffen hat; und die Privatwohnungen, auch in den reichsten Städten, entbehren in jener Periode noch jedes äußeren Schmuckes. Wie jämmerlich klein ist z. B. das Schloß Kaiser Karls V. in Brügge. Aber sehen wir auch von dem Tower und von St. James Pallast ab, welcher letztere, zwar aus einer viel späteren Zeit stammend, mit seinen niedrigen Mauern ebenfalls nichts weniger als imponirt; so hätte man doch aus den Tagen der blühenden Bürgerentwicklung, die in den Städten des Festlandes so charakteristische Baumerkmale hinterlassen hat, auch in London großartigere Spuren vermuthen sollen. So viel wir jedoch in den Straßen der City umhergespäht haben, es ist uns kein Gebäude älteren Stiles aufgefallen, welches eine genauere Betrachtung verdiente. Die daselbst befindlichen verschiedenen Gildenhäuser, weitläuftige, umfangreiche Gebäulichkeiten, weisen einen Mischmasch von den mannichfaltigsten Geschmacksrichtungen auf; kein einziges reicht an die edle Haltung des Zunfthauses von Gent hinan; und beschaut man sich gar das Thor von Tempel Bar, so ist man vollends geneigt, auf den Kunstsinn der ehrenwerthen Londoner Bürger von ehemals die schlimmsten Rückschlüsse zu wagen.

Erst zu Westminster tritt dem Reisenden zunächst in den gothischen Formen van Westminster Abbey ein im hohen Grade interessantes Produkt der englischen Baukunst entgegen. Freilich muß sich der Deutsche an die besondere Ausbildung des gothischen Stiles in England auch erst einigermaßen gewöhnen. Denn einerseits hat sich derselbe nie ganz von den Nachwirkungen der normannischen Bauart losgelöst; er erhebt sich nicht völlig zu der schwungvollen Leichtigkeit der »Stein gewordenen Musik« wie in Deutschland, er wirkt mehr durch gedrungene, geschlossene Massen; und andererseits ist meistens seine Ornamentik, namentlich im Innern, zu überladen und in das Einzelnste ausgetüstelt, so daß sie die Schönheit der Verhältnisse gleichsam überschleiert. Wie das Erechthäum auf der Akropolis zu Athen über die Stickarbeit im Marmor, der wie aus lauter Brüsseler Spitzen zusammengesetzt erscheint, die durchgehenden Linien vergessen macht; ebenso sucht hier in dem sonst mit gewaltiger Großartigkeit durchgeführten Münster das Auge oft vergebens durch die auf das Feinste ausgemeißelten Fächerstrahlen der Gewölbe, vor Allem in den Nischen, zu den Grundformen des Bogens selber durchzudringen. Dazu kommt, daß man in der Kirche keinen Standpunkt findet, von welchem aus sich die ganze Perspective des Hochschiffes erfassen ließe. Die in der Mitte abgekleidete Kapelle, mit ihren aus der Dänen- und Normannenzeit herrührenden Sarkophagen und Thronsesseln, so viel Merkwürdiges sie dem Archäologen bietet, stört hier ganz entschieden den Gesammteffekt, der außerdem noch durch die vielen Denkmäler unter den Seitenfenstern auf das Unangenehmste beeinträchtigt wird. Denn wer die durchschnittliche Geschmacklosigkeit der Engländer ermessen will, der muß die Denkstatuen in Westminster Abbey und St. Pauls durchmustern, welche die Liebe der Hinterbliebenen ausgezeichneten Angehörigen ihrer Familie in den Nischen dieser Kirchen gesetzt hat. Da erblickt man einen Admiral neben seinen Schiffskanonen und seinen Kugeln lebensgroß in Marmor ausgehauen; oder aus einem Grabgemäuer, auf welchem ein Mann seine sterbende Frau in den Armen trägt, schreitet ein naturgetreu nachgebildetes steinernes Gerippe heraus, um nach der Verscheidenden zu greifen. Vor keiner einzigen jener gewiß theuer bezahlten Figuren empfängt der Beschauer einen ernsten wohlthuenden Eindruck. Nur in der St. Georgskapelle des Windsorschlosses, die in ihrer jüngst vollendeten Restauration vielleicht die schönste Blüthe der Gothik in England bildet, befindet sich unter einem Seitenbogen ein Monument, das auch den Fremden mächtiger ergreift. In einer Ecke, seitab von der prachtvoll ausgeschmückten inneren Umzäunung, in welcher der Hosenbandorden seine Versammlungen hält, liegt nämlich dort der dem Andenken der Prinzessin Charlotte, der ersten Frau Leopolds von Belgien, geweihte Sarkophag. Tief verschleierte Mädchen schmiegen sich trauernd an seine Wände; oben aber, über einem gleichfalls verschleierten Körper steigt die zum Engel verklärte Verewigte empor, durch das gelbe Glas des Fensters mit einem goldenen Lichte überhaucht. Wer der Meister dieses von frommem Geiste durchwehten Werkes ist, konnten wir bei unserem Besuche nicht erfahren; keine Namensautorität irgend einer Art bestach somit, wie es doch sonst leicht geschieht, das Urtheil. Die Engländer vollends stimmten alle überein, daß das zarte Marmorgebilde zu dem Schönsten gehöre, was es in der Art giebt. Rauch's Louisendenkmal in der Gruft von Potsdam, die herrliche schlafende Gestalt, zur Erinnerung an die verstorbene Herzogin von Nassau, in dem russischen Gotteshause zu Wiesbaden oder Steinhäuser's so fein gedachte Gruppe der drei im Tode neben einander ruhenden Schwestern fallen in demselben eine ebenbürtige Kunstschöpfung anerkennen. Ob König Leopold wohl zuweilen des ernsten Grabes in der stillen Schloßkirche zu Windsor gedenkt? Als wir neulich in Brüssel Gelegenheit hatten, die geistvollen Züge dieses Staatsmannes unter den Fürsten eine Weile zu betrachten, warf sich uns unwillkürlich diese Frage auf. Ein Leben voll Kampf und Arbeit ist inzwischen über ihn hingegangen; schwingt noch in dem Greise das Gefühl, welches einst jenes Denkmal hervorrief?

Man verläßt Westminster Abbey ungefähr mit der nämlichen getheilten Bewunderung, mit der man aus dem Stephansdome von Wien scheidet. Zwar ist das englische Bauwerk nicht so düster und schwer wie die Hauptkirche an der Donau, in welcher die nachfolgende spanisch-habsburgische Bigotterie in Stein vorgebildet zu sein scheint. Allein auch seine Wölbungen heben nicht das Gemüth leicht hinauf; auch seine Mauern zwängen die Seele, wie der »Filzkatholicismus« des englischen Hochkirchenthums, trotz ihrer hohen Strebepfeiler gewaltsam ein. Was Westminster Abbey fehlt, wird man erst recht gewahr, wenn man an der anderen Seite der Straße in Westminster-Hall eintritt. Dieser weite, wunderbare Raum, ursprünglich am Schlusse des eilften Jahrhunderts angelegt und dann von Richard II. im Großen und Ganzen fertig gebaut, ist bekanntlich jetzt mit dem neuen Parlamentshause verbunden, indem von ihm aus eine fast die Breite des gewaltigen Saales erreichende Treppe zu dem Hause der Gemeinen hinführt. So bildet er eine Vorhalle zugleich für die Gemächer der verschiedenen Gerichtshöfe, die an der rechten Seite sich hinziehen und für die von der Legislative benutzten Bogengänge und Zimmer in seinem Hintergrunde — eine Halle, wie sie wohl nicht zum zweiten Male in der Welt da ist! Kein einziger Pfeiler stützt im Innern die ungeheure Ausspannung des Dachstuhls, dessen Gebälk bloß auf und an den oberen Mauerrändern ruht; und außer zwei riesigen vergoldeten Armleuchtern in beiden Ecken der erwähnten Treppe befindet sich kein Möbel irgend einer Art innerhalb der freien Flucht der nur von wenigen wappenverzierten Fenstern durchbrochenen Wände. Man könnte bei der rauchigen Atmosphäre Londons der Westminster-Halle vielleicht etwas mehr Licht wünschen; im Uebrigen

aber ist sie ein prächtiger Beweis für die Macht, über welche die Architektonik rein für sich selber gebietet. Diese gewaltigen und doch so edlen einfachen Verhältnisse würden durch äußeren Schmuck nur verlieren. Wer einmal in der Agia Sophia am Bosporus gestanden hat, deren Bogen sich über dem Auge himmelhoch zu dem großen Rundgewölbe in der Mitte zusammenfassen, empfindet hier in ähnlicher Weise, bis zu welchem Grade der schöpferische Gedanke die in dem Material vorhandenen physikalischen Gesetze zu beherrschen vermag. Der Laie kann es dem Künstler ja nicht nachrechnen, welchartiger Stützen und Gegenstützen er zur Ueberwindung der nach Innen niederwärts strebenden Wucht der Decke bedarf; er seinerseits giebt sich nur dem Effekte selber hin; und dieser ist fürwahr in der Westminster-Halle überwältigend. Bevölkert sich dann noch obendrein die Phantasie den leeren Raum mit den geschichtlichen Ereignissen, die auf dieser Flur gespielt haben: hier ward Cromwell zum Protektor eingesetzt, um wenige Jahre darauf mit seinen Schwiegersöhnen Ireton und Bradshaw eben hier noch in seinem Leichnam öffentlich beschimpft zu werden .... res publica ingrata bestia; hier war früher Thomas Morus zum Tode verurtheilt; hier siegelten die achtundfünfzig Richter mit ihren Schwertknaufen den Befehl zur Hinrichtung Karls I.; hier verdammte der unglückliche König selber den edlen Grafen Strafford zum Schaffot, dessen Henker den zum Sterben bereiten Greis aus ruhigem Schlafe erst wecken mußten, als sie ihn zum Blocke führten; hier vertheidigte Warren Hastings Leben und Ehre — dann wird dem sinnenden Geiste die kunstvolle Halle von Westminster vielleicht ebenso zu einem Abbild des kunstvollen brittischen Staatsgebäudes selbst, wie man den Byzantinismus mit seiner Autokratie in der Agia Sophia und ihren, den letzten Schlußstein in der Kuppel tragenden Bögen wiedergefunden haben will. Und wie diese Kirche das Muster für viele Nachahmungen in der türkischen wie christlichen Welt geworden ist bis zu dem unschönen St. Paulsbaue hin; so ist man versucht, die fast in jedem englischen Schlosse oder öffentlichen Gebäude wiederkehrende Halle, z. B. in Hamptoncourt, die Guildhalle der City oder die trauliche Eßhalle der Schule von Eton auf das Vorbild von Westminster-Hall zurückzuführen.

Ob es zweckmäßig war, das neue Parlamentsgebäude unmittelbar auf den Uferrand der Themse zu setzen, muß der Weisheit der in ihm tagenden Abgeordneten anheimgegeben werden. Vater Thames entwickelt im Sommer bei der Fülle des in ihm vorhandenen Unraths, den die Meerfluth nicht zum Abfließen gelangen läßt, derartige Gerüche, daß eine gute englische Nase dazu gehört, um sie ohne Beschwerde zu ertragen. Im Uebrigen bietet dasselbe nach der Flußseite eine hübsche Fronte dar. Mehr als hübsch möchten wir jedoch seinen mit gothischer Ornamentik reich verzierten Stil nicht nennen. Im Vergleich zu der beträchtlichen Länge der Façade ist die Höhe der zwei Stockwerke zu unbedeutend. Mag man sich auch nicht nach Art des Herrn Hampelmann zu Frankfurt den Sitz der Gemeinen und der Lords, als »Unterhaus« und »Oberhaus« (parterre und bel-étage) im eigentlichen Sinne des Wortes denken, so überrascht man sich doch beim Betrachten des Baues auf dem Wunsche, die Linien desselben möchten mehr in die Höhe wachsen. Dann sind die verschiedenen beigefügten Thürme, namentlich der Glockenthurm, der aussieht wie ein zugespitzter Zimmermannsbleistift, in dem Ensemble nicht recht motivirt. Es wird viel Anhebens von dem sogenannten »Thurm der Königin« gemacht, durch dessen Thor Ihre Majestät sich zum Parlamente begiebt. So fein derselbe jedoch auch durchgearbeitet ist, er gleicht seinem Wesen nach weit eher einer Theaterdecoration als einem für die kommenden Jahrhunderte berechneten Erzeugniß staatlicher Architektur. Vielleicht erregt unser Urtheil bei manchem Leser Anstoß. In England wenigstens gilt das Werk von Sir C. Barry für ein unbedingt zu bewunderndes Meisterstück; aber wir für uns hätten etwas mehr Herbheit und Kraft im Style dieser übergroßen Zierlichkeit vorgezogen. Das ist dem Aeußern nach ein Parlamentshaus in Manschetten, während doch die brittische Freiheit durch die rauhe Hand des Landedelmanns und des Handwerkers begründet ist. Das Pergament der Magna Charta paßt nicht in diesen Emailrahmen. Und der äußeren »Niedlichkeit« entspricht durchaus das Innere. Die Corridors, die Durchgänge, die Erker und Nischen sind allerliebst; man möchte die Ornamentik im Stein wie an den Glasfenstern mit einer Loupe studiren. Nirgends indessen steigert sich der Gesammteffekt auch nur annähernd zu der gewaltigen Wirkung der Westminster-Halle. Der Geist wird bei all den netten Kleinigkeiten zerstreut, nicht getragen; er tänbelt mit ihnen herum. Sollen etwa die Vertreter des Volkes zuerst architektonisch verweichlicht werden, damit man sie nachher desto leichter politisch verweichlichen kann? Bekanntlich ist es Metternich nachgerühmt worden, er habe den »Walzerstrauß« dazu benutzt, die Wiener in ihr Phäakenleben einzududeln; die Trillerei entnervt, die Puritanerlieder kennen keine Triller — was würden wohl die Rundköpfe von dieser Steincoloratur gesagt haben, eine Thalberg'sche brillante Clavierphantasie mit Austonquadern von Yorkshire ausgeführt! Dabei ist für die Bequemlichkeit der Members of Parliament die allergrößte Sorge getragen. Sie haben ihr eigenes Post- und Telegraphenbureau im Hause, Frühstücks- und Rauchzimmer, worin man sich äußerst comfortabel fühlen muß, wenn einmal ein unglücklicher Redner unter allgemeinem »fortlaufenden« Beifall sich und den armen Sprecher zum Wohle des Vaterlandes einige Stunden lang abarbeitet; Bibliotheks- und Zeitungssäle, besonders eingerichtete Abstimmungsräume; und sowohl bei den Lords als bei den Gemeinen sind die Sessel für die Nachtsitzungen weich gepolstert. Leider war während unserer Anwesenheit in London das Parlament vertagt. In dem house of Commons, dem Hochsitz europäischer Bürgerfreiheit, flickten ein Paar alte Weiber an dem zerrissenen Fußteppich; wir sahen dort Nichts als leere grüne Fauteuils, in Reihen hinter einander aufsteigend, und die dunkelbraunen Holzwände eines keineswegs übergroßen Raumes. Im Hause der Lords aber, das von Gold und rother Seide strotzt, als ob der Glanz derselben die mangelnde Macht verhüllen wollte, trieb sich an dem zur Besichtigung für das Publikum bestimmten Samstagmorgen eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen herum, welche von dem Thronsessel an Alles zu betasten versuchten, so daß die aufgestellten Constabler schwere Mühe hatten, den heiligen Wollsack vor der profanen Berührung der Crinoline zu wahren .... man probirt es doch gerne einmal, wie es sich da sitzt. Vor dem Sitzungssaale der Peers, gleichsam als Vorzimmer zum Empfang des Souveräns durch den Adel bestimmt, befindet sich die sehr elegante Princes Chamber. Hier stößt das Auge endlich auf Kunstwerke, bei deren Betrachtung es länger verweilen möchte. Die an der Mitte der einen Wand eingelassene lebensgroße Marmorgruppe: Königin Victoria auf einem erhöhten Throne, zu ihren Füßen zwei weibliche Figuren, die Milde und die Gerechtigkeit, ein Werk von John Gibson, ist sehr edel gehalten; außerdem aber bieten die an den Wänden hinlaufenden Porträts der englischen Könige und Königinnen seit Heinrich VII. und die darunter angebrachten Erzreliefs viele schöne Einzelheiten dar. Die letzteren enthalten meistens berühmte Scenen aus dem Leben der einzelnen Herrscher: Maria Stuarts Abschied von Frankreich, nach der bekannten Schilderung von Brantome's Memoiren, Walter Raleigh, wie er seinen Mantel als Teppich für Elisabeth ausbreitet, Katharine von Aragonien, die vor Gericht ihre eheweiblichen Rechte vertheidigt u. s. w. Die Porträts dagegen sind nach den besten Originalien angefertigt; Maria und Philipp II., das Bitterbösesieben-Gesicht von Elisabeth, Johanne Seymour, Heinrich VIII., sie sind Alle da — nur der Mann von Hundington fehlt. Es ist also doch wohl nicht richtig, was einmal auf einem deutschen Katheder gesagt wurde: »Meine Herren, seit den Tudor's giebt es nur drei der Rede werthen Könige von England, und davon tragen nur zwei Hosen; ich meine Elisabeth, Oliver Cromwell

und Wilhelm von Oranien“ aber es werden hier auch königliche Verdienste anerkannt, wie sie Lord Byron in dem ruchlosen Verse feiert:

„Georg der Dritte, den wir venerirten,
Weil gnädigst er erzeugt Georg den Vierten!“ . . . .

Da, wie gesagt, die lebenden Politiker im Parlamentshause fehlten, so mußte sich der Besucher mit den Standbildern der Todten genügen lassen; und ihnen hat die Dankbarkeit der Nachwelt hier ein Denkmal gesetzt, bei welchem selbst die Insassen des Pariser Pantheon einigen Neid empfinden dürften. Unmittelbar an die Treppe der Westminster-Halle schließt sich nämlich die St. Stephens-Chapel an, eine ursprünglich vom Könige Stephan für den königlichen Gottesdienst bestimmte Kapelle, die neuerdings möglichst treu in dem Stile wiederhergestellt ist, in welchem Edward II. sie ausbaute. Ein leichtes gothisches Gewölbe, ohne weitere Pfeiler in der Mitte, dient sie gegenwärtig als ein Durchgang zu dem Inneren des Hauses, welcher den Mitgliedern derselben jedesmal die ernstesten Gedanken mit auf den Weg giebt. Denn an ihren Wänden stehen auf hohen Sockeln lebensgroß die Marmorstatuen von zwölf der ersten englischen Staatsmänner: Selden und Hampden, Lord Falkland und Lord Clarendon, Somers und Walpole, Mansfield und Chatham, Pitt und Fox, Burke und Grattan, die stolzesten Namen aus dem vollen Buche der brittischen Geschichte. Dieser verhältnißmäßig kleine Raum ist ganz ohne allen Zweifel das Schönste, was London in künstlerischer Hinsicht aufzuweisen vermag. Im Allgemeinen hat zwar bisher die englische Bildhauerei keine besondere Lorbeern gepflückt; wie die erwähnten Denkmäler in den Kirchen, so zeichnen sich auch die auf den öffentlichen Plätzen aufgestellten Standbilder keineswegs durch Genialität der Auffassung aus. Weder die Statue Canning's bei Westminster Abbey, noch die Peel's an der Ecke von Paternoster Row gehen über das Gewöhnliche hinaus; und wenn es wahr ist, daß Wellington eine Statue Napoleons I. von Canova in seinem Vorzimmer als Kleiderhalter benutzte, so wird er für diese unritterliche Brutalität hinreichend abgestraft durch die abscheuliche Mantelfigur, die man zum Andenken des eisernen Herzogs am Eingange des Hydeparks errichtet hat. Dagegen lassen die Gestalten der St. Stephanskapelle den Beschauer kaum wieder los. Es führte uns zu weit, sie alle auch selbst mit wenigen Strichen zeichnen zu wollen; jede derselbe ist an Erfassung des Charakters wie an feiner technischer Ausführung ein Meisterstück. Am liebsten kehrt jedoch der Blick immer wieder zu den beiden Pitts zurück. Da stehen sie, Vater und Sohn, neben einander in der Ruhmeshalle von England! Wenn man sich im Getümmel des Hyde-Parks fragt, was bleibt denn eigentlich schließlich von dem Einzelleben in der Riesenstadt? Heute jagen diese Reiter und Reiterinnen vorüber, morgen sind sie todt, es kommen Andere und wieder Andere — wozu nur alle die Anstalten, um sich die Langeweile des Daseins zwischen Aufstehen und Schlafengehen zu vertreiben . . . . . hier, die beiden Marmorköpfe geben eine volle, genügende Antwort darauf! Sie sind, wenn irgend Jemand, die echten Repräsentanten einer mit dem Staate vollständig verwachsenen männlichen Wirksamkeit, welche den Menschen bis zur Aufbietung seiner letzten Kraft immer aufs Neue in die Arena des politischen Kampfes führt. Stumm, wie die übrigen Marmorbilder ringsum, lauschte das Parlament, sobald Lord Chathams feiner Mund sich öffnete; noch im Steine scheint er reden zu wollen, wie damals, als er das Haus warnte, die Kolonien nicht zum Aeußersten zu treiben. Auf seiner Stirne liegt die gewaltige Energie, die einst der Schrecken seiner Gegner war. Selbst der Tod wagte es nicht, Chatham im Parlamente, wohin er sterbend sich noch hatte tragen lassen, zu stürzen. Und neben ihm hält sein großer Sohn, der Stolz seines Herzens, der Stolz Englands, der weiter baute an dem Werke des Vaters! William Pitt trägt auch in seiner äußeren Erscheinung die kalte, stolze, geistvolle Vornehmheit zur Schau, die seinem Charakter eigen war. Fast höhnend kneifen sich die scharfen Lippen zusammen. So mag er dagestanden haben, während er der tobenden Opposition ruhig erwiederte, daß bei der Expedition von Quiberon „kein Tropfen englischen Blutes geflossen sei.“ Und ebenso wie jetzt im Marmor ist wohl damals, ihm gegenüber, Fox, mit geballter Hand, aufgesprungen, als er ausrief: „aber die englische Ehre aus allen Poren!“ Noch im Stein blicken die beiden gewaltigen Gegner feindlich zu einander hinüber; selbst Pitts letzter Lebenshauch: „O mein armes Vaterland!“ scheint Fox nicht versöhnt zu haben! Immermann verlangt in seinen Memorabilien, man solle die deutsche Jugend an Goethe's Grab führen, damit sie dort gute Vorsätze zu einem thätigen Leben fasse. Die englische Jugend gehört in die St. Stephanskapelle gebracht; dort stehen die Muster ihrer Nacheiferung!

Ich habe wohl ein anderes Mal Gelegenheit, Ihnen einige Gedanken über den brittischen Staatsbau mitzutheilen. Für heute lassen Sie mich schließen; die Geduld Ihrer Leser muß mehr als erschöpft sein.

Ostende im Hochsommer.

* Zur lyrischen Poesie.

Gedichte von Friedrich Ruperti. Zweite vermehrte Auflage. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1859. 12.

Julian Schmidt charakterisirt in seiner neuesten Ausgabe der deutschen Literaturgeschichte die moderne Lyrik nicht eben schmeichelhaft in folgender Weise: „Neuerdings hat sich eine Gattung der Poesie dazu gesellt, die nichts weniger als national ist, jene zierliche Roccoco-Poesie, welche die Bagatelle anbetet.“ Wir glauben nicht, daß es gut gethan ist, ein so dictatorisch gesprochenes Wort ohne Unterschied auf sämmtliche Erscheinungen der neuesten Lyrik auszudehnen, doch geben wir gern zu, daß die sechshundert Lyriker mit denen nach statistischen Berichten ein unerbittliches Geschick unser Vaterland gesegnet haben soll, schon so viel des Schmerzes, des stillen Sehnens, der Thränen, des Mondscheins, der redenden Lilien und Rosen, der erzählenden Bäume und Sträucher verbraucht haben, daß das gebildete Gefühl diesen Schönheiten gegenüber nachgrade abgestumpft und gleichgiltig werden mußte. Aber auch die berechtigten Empfindungen des Herzens müssen, insofern sie individuellen Interessen entspringen, dem großen Gegenstande gegenüber, der seit einem Decennium, und heutigen Tages mehr als je die Gemüther bewegt, und die Aufmerksamkeit der Nation auf sich zieht, in der allgemeinen praktischen Bewegung verschwinden, die nur in demselben Grade heilbringend sein wird, in welchem sie sich besonnen, ruhig, nüchtern und prosaisch vollzieht.

Es ist eben kein Unglück, daß in Deutschland die Poesie keinen praktischen Antheil an der Politik hat, wie bei den Franzosen. Hoffentlich aber werden die Lyriker der folgenden Decennien angenehmere Dinge zu besingen haben, als die des gegenwärtigen. Wir, für unser Theil, finden immer noch eine Art von Entschuldigung für die Dichter der Bagatelle in den gegebenen Verhältnissen. Um nach heutigen Begriffen national zu sein, hätten sie die Misere besingen müssen, und die ist doch noch ein gut Theil unpoetischer als die Bagatelle, wenn den Dichtern das Geschick fehlt, sie in der elegischen Stimmung zu verklären oder sie in der aristophaneischen Form mit Witz und Humor zu behandeln.

Die Gedichtsammlung von Friedrich Ruperti, der diese Zeilen gewidmet sind, kann der Vorwurf nicht treffen, daß sie sich mit Bagatellen befasse. Die umfangreiche Geschichtskenntniß des Verfassers, so wie seine Belesenheit in fremden Literaturen, mit deren Früchten er auch unser Sonntagsblatt öfters freundlich beschenkte, haben ihm die Stoffe vermittelt, die er, wie bekannt, mit Eleganz und Formengewandtheit zu behandeln weiß. Die meisten der behandelten Stoffe sind mit Glück gewählt und gehören mit wenigen Aus-

nahmeu dem Gebiele der mittleren und neuesten Geschichte an. Varwiegend ist bei Ruperti die Neigung, erhabene Züge iu indiaiduellen Erscheinungen oder anch iu Volkscharakteren nachzuweisen nnd poetisch darzustellen. Die erstgenannte Richtung tritt hervor in den Balladen: „Wilhelms von der Normandie Brautwerbung; Karl der Graße var Pavia; Karls des Graßen letzte Jagd. Konradins Abschied, der sterbende Mausfeld; im Liede des gefangenen Enzia, und vielen andern.

Die andere Gattung, in welcher der Dichter die erhadenen Züge im Charakter fremder Nationen dem deutschen Volke gewissermaßen als Muster zur Nachahmung varhält, sind traß des vielen anderen Vortrefflichen, die Glanzpartie der ganzen Sammluug. Dahin gehört desanders die Betrachtuug über deu opferfreudigen, echt patriotischen Volksgeist der Tiroler in dem längeren Gedicht „Im Kaffeehause“, die Darstellung der edleu Vaterlandsliebe in deu Gedichten: „Der weiße Adler; der Traum; Sceue aus Palen; der Pole in der Fremdenlegion; der Pale unter deu Tscherkessen; die Tscherkesseu“ u. s. w. Ungeachtet der elegischen Stimmung, die sich zumal durch die letztgenaunten Poesien hindurchzieht, ist dach die Sprache männlich und kraftvoll, die Darstellung voll Gedanken, die Schilderung lebendig uud vall angenehmer Abwechslung. Viele der erwähnten Gedichte sind gekennzeichnet durch eiu kriegerisches Feuer, das sich als nothwendiger Gegensatz zu der schlaffen, thatlosen, unkriegerischeu Zeit, in der sie entstanden, wohl erklären läßt.

Die patriotische Gesiunung des Verfassers zeigt sich indessen nicht weniger schön in den Gedichten, die unser Valerlaud und seine politischeu Zustände behandeln. Wir heben unter diesen besonders hervar den deutschen Zuruf au Schleswig-Holstein vom Jahre 1846; die kleiue aber tief empfuudene Elegie: Am Jungfernstiege in Hamburg 1850; der Triukspruch auf Deutschland; im Kyffhäuser nud viele audere. Als Perle gläuzt darunter das allegarische Gedicht „die Pilgerin“, in welchem Deutschland als entthrante und beraubte Königiu in tief ergreifender Weise dargestellt wird. Auch wo der Dichter mit unerschrackenem Muthe für sein Theil „der Freiheit eine Gasse“ zu bahnen sucht, zeigl sich seine poetische Kraft iu derselben Weise. Wir heben hier nur hervor „In der letzten Nacht des Jahres 1846“ in welchem der Verfasser die Last von seinem Herzen wälzt, die der politische Druck, die Noth und Nichtigkeit des Valerlaudes seit Jahreu darüber gehäuft haben machteu. Leider ist es noch nicht veraltet und das gegeuwärtige Jahrzehnt darf diesen Empfindungen, die ebeusa gut als prophetischen Ahnungeu der zwei Jahre später erfolgendeu Ereignisse gelteu könneu, keineswegs Hohn sprecheu. Eine gar zu düstere und schwermüthige Auffassung der deutschen Zukunft, und auch wohl uichl mehr mit den jetzigen Ansichten des Verfassers übereinstimmeud, dürfte das längere Gedicht: Anno Domini enthalten, das, vom Juhalt abgeseheu, gleichwahl an hachpoetischeu Einzelheiten reich ist.

So gern wir indessen dem Verfasser uusere volle Anerkeunung augedeihen lassen, wa es sich um Wahl seiner historischen und patriotischen Stoffe, um seine echt vaterländische Gesinuung, um die Glätte und Feinheit der Diktian, um die Leichtigkeit und Eleganz des Versbaus haudelt, so können wir uus doch nicht entschließeu, ein gleiches Lob alleu denjenigen Paesien zu Theil werden zu lassen, dereu Staffe der Dichter dem socialen Leben entnimmt, die im zweiten Buche der Sammlung stehen. Die nationale Misere hat der Verfasser überall mit tiefpoetischer Empfiudung zu behaudeln gewußt, und die süße Trauer um das vergangene Schöne fühlen wir ihm überall uach; wo er aber den socialen Jammer zum Gegenstande der Behandlung macht, werden wir mehr als einmal recht tief verletzt, und der Dichter thul Nichts um die gellende Disharmanie iu sanftere wohlthuende Accorde biuüberzuleiten. Dies ist besonders der Fall in den Romanzen: der Wildschütz; der schwarze Schal; die Freunde und am meisten in dem wunderlicheu Gedicht „In der Nacht.“

„Es lebt kein Schurk im ganzen Dänemark,
Der nicht ein ausgemachter Bube wär.“

sagt Hamlet seinem Freunde Haratio, der sehr richlig darauf antwartet:

„Es braucht kein Geist vom Grabe herzukommen,
Um das zu sagen.“

Wir unseres Theils möchten in ähnlicher Weise mit Bezugnahme auf jenes letztgenannte Gedicht ausrufen: Es braucht kein Dichter im Volke aufzustehen, um uns zu sagen, daß die Menschen elend und uichtswürdig in ihren Gesiunungen, selbstsüchtig und gewissenlos in ihren Handlungen und falsch und treulos gegen ihre Nächsten siud; und mehr als dies sagt das erwähnle Gedicht iu der That nichl. Wir sind indessen weit davan entfernt, dem uns eng befreundeten Dichter die Fähigkeit abzusprechen, die Nachtseiten des Lebens schön und wahrhaft poetisch zu schildern, und glauben uur, daß mehr eine gewisse Laune als Mangel an Geschmack ihu vermocht hat, dieses Genre der Darstellung, vau dem wir das uegative Gefühl des Widerwillens und Abscheus, nicht aber das pasitive der Theilnahme, des Mitleids, der Wehmuth mit fortnehmen, als berechtigt gelteu zu lassen. Das Gedicht „Der Bettler“ ist in seiuer Art durchaus vollendeter als das bekannte von Chamisso — und um dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahreu zu lassen, halteu wir uns für verpflichtet es unten gauz mitzutheilen.

Was die Ausstattung der Sammlung betrifft, so läßt dieselbe Nichts zu wünschen übrig. Der Druck ist carrekt uud augenehm für das Auge, so daß wir dem Werkchen mit bestem Gewisseu in jeder Weise das Wart reden, und ihm eiue wahlwallende Aufnahme iu weitesten Kreisen versprechen dürfen.

Der Bettler.

Es steht der Bettler an der Brücke,
Verschossen und zerlumpt sein Kleid,
Er lehnt sich matt an seine Krücke,
Aus seinen Zügen spricht das Leid;
Das Auge, trüb' und tief versunken
In seiner Höhlung, blickt herum
Und sprüht bisweilen Zornesfunken,
Doch bleibt die blasse Lippe stumm.

Er sieht die hohen Häuser ragen,
Von außen und von innen Pracht,
Er hört die stolzen Kutschen jagen,
Daß donnernd rings das Pflaster kracht;
Die Meng' in schimmerndem Gewande
Drängt sich vorbei in wirrer Hast;
Er steht allein in seiner Schande,
Mit seines' Elends Centnerlast.

Und bin ich nicht, so seh' ich's leuchten
Aus seinen Augen zornesroth,
Bin ich nicht werth den thränenfeuchten,
Den kargen Bissen grobes Brod?
Den Heller nicht, der euren Händen
So kalt und voller Hohn entfliegt,
Wenn sich einmal die Blicke wenden
Zum Wurme, der im Staube liegt?

Und ist nicht aus denselben Stoffen
Mein Leib dem euren gleich erbaut?
Ist nicht mein Blick dem Lichte offen?
Vernimmt mein Ohr nicht jeden Laut?
Bewegen sich in ihrem Gleise
Die Glieder nicht! pocht nicht mein Herz?
Bedarf ich nicht des Tranks, der Speise,
Und fühl' ich nicht des Hungers Schmerz?

Und wähnt ihr, daß den Geistesfunken,
Den heil'gen, ihr allein besitzt?
Auch ich hab' aus dem Born getrunken,
Von dessen Fluth das Auge blitzt;
Ein Strom der edelsten Gefühle
Rauscht überschwellend durch mein Herz
Und trägt es aus dem Weltgewühle
Auf stolzen Wogen himmelwärts.

O Lebensräthsel, zu begreifen
So schwer, so unermeßlich schwer!
Die schönsten Früchte seh' ich reifen
Auf allen Bäumen ringsumher,
Doch nur die Blicke darf ich senden
Voll Sehnsucht zu der goldnen Pracht,
Und lang' ich zu mit gier'gen Händen,
So wehrt mir eine finstre Macht.

O Jammer! Leben soll ich, leben,
So lautet des Geschicks Beschluß,
Doch hat das harte mir gegeben,
Was ich zum Leben haben muß?
Schiffbrüchig, sonder Gut und Habe
Warf es mich aus am nackten Strand,
Daß ich verzweifelnd selber grabe
Die Gruft mir in dem dürren Sand.

Doch geht nur immer stolz vorüber,
Ihr Glücklichen, an meiner Pein,
Ihr machet mir nicht das Auge trüber,
Bald werd' ich euresgleichen sein;
Wenn euch das Leben unrecht messend
Die Lust und mir den Jammer bot,
Uns packt, in dürre Arme pressend,
Auf gleiche Art dereinst der Tod.

Der Tod, der Bettelstab und Krone
In seinem Grimme nicht verschont
Und nach dem Sieg mit stolzem Hohne
Ob der Verwesung ruhig thront,
Er macht mich einst zu euresgleichen;
Ob ihr das Haupt noch höher tragt,
Ich bin wie ihr, wenn unsre Leichen
Derselbe ekle Wurm zernagt.

So spricht er, doch nicht mit dem Munde,
Die blasse Lippe regt sich nicht,
Der Blick des Auges nur giebt Kunde
Von Worten, die die Seele spricht;
Er steht, bewegungslos wie immer,
So fern von demuthsvollem Flehn,
Und sieht in ihrem eitlen Schimmer
Die Glücklichen vorübergehn.

Da nähert sich, wie ewigtosend
Der Strudel sich vorbeibewegt,
Ein Hund dem Bettler freundlich kosend,
Der sanft ans Knie das Haupt ihm legt.
Ich sehe, wie dem tiefen Grunde
Des Augs ihm eine Thrän' entbebt,
Daß, wenn beim Menschen nicht, beim Hunde
Doch Mitleid noch auf Erden lebt.

---

* Zur Geschichte des 15. Jahrhunderts.

Bremen, 8. September. Der Künstlerverein hielt gestern seine erste Versammlung nach den Sommerferien. Herr Dr. Ehmck sprach über den Krieg der deutschen Fürsten und Städte in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Indem der Redner denselben mit einer Uebersicht der früheren Reibungen zwischen den Fürsten und Städten in Deutschland einleitete, suchte er daran in Kurzem darzustellen, wie die Städte in solchem Gegensatz fort und fort erstarkten, wie sich dadurch bei ihnen einerseits eine selbständige, zunächst auf Schutz und Förderung des Verkehrs gerichtete Politik, andererseits ein kräftiges bürgerliches Selbstgefühl entwickelte, das in einer eifrigeren Pflege von Wissenschaft und Kunst seine tiefere Begründung fand. Dem Adel, hohem und niederem, war in dem Bürgerthum ein neuer Stand gegenübergetreten, und auf socialem wie politischem Gebiet kreuzten sich ihre Ansprüche.

In mehreren, freilich oft lockeren, Bünden geeint, an welchen sich die Reichsstädte nicht nur, sondern auch viele Landsässige betheiligten, waren die Städte eine Macht im Reiche geworden; mit gemeinsamen Kräften die Störungen des Verkehrs, welche der fehdelustige Adel verursachte, die Angriffe auf ihre Reichsfreiheit oder communale Selbständigkeit von Seiten der Fürsten abzuwehren und selbst größere Unternehmungen zur Sicherung ihres weit über die Grenzen des Reichs ausgedehnten Handels auszuführen, gelang den Städten durch diese Bündnisse, die in dem zunehmenden Sinken der kaiserlichen Macht ihren Grund und ihre Rechtfertigung hatten. Wohl leistete dann Karls IV. goldene Bulle der Umwandlung des Reichs in eine Fürstenoligarchie, mit der sich der Anspruch der Städte auf Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs nicht vertrug, bedeutenden Vorschub: doch konnten weder die Bestimmungen des kaiserlichen Gesetzes, noch die Anstrengungen einzelner Fürsten, demselben Nachdruck zu geben, die Bündnisse der Städte und ihre Macht vernichten.

Sie stand auf dem Gipfel, als der allgemeine Ruf nach einer Reform an Haupt und Gliedern am Anfange des 15. Jahrhunderts Staat und Kirche erschütterte und an manchen Orten selbst Bewegungen ausbrachen, die auf eine vollständige Umwälzung alles Bestehenden gerichtet waren. Es konnte nur angedeutet werden, wie sich unter den verschiedenartigen Versuchen, aus den wirren Zuständen herauszukommen, wenigstens einer fand, der die Möglichkeit einer staatlichen Gestaltung des Reichs, die Herstellung einer inneren Ordnung in Aussicht stellte, welche dem Kaiser die entschwundene Befugniß über sämmtliche Glieder des Reichs zurückgab und die einzelnen wieder an das Ganze band. Aber die Partei, welche unter Führung des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg ihn verfocht, erlag der oligarchisch gesinnten Majorität der Fürsten, welche in der Schwäche des Kaiserthums ihr Ziel am Sichersten erreichte. Und auch die Städte, so mächtig sie von den Reformbewegungen im Ganzen ergriffen waren, so sehr namentlich im Bürgerstande die freieren religiösen Anschauungen, welche auf den Concilien hervortraten, Wurzel geschlagen hatten, ließen die Partei der Reichsreform im Stich: auch ihnen fehlte der Sinn, dem Ganzen Opfer zu bringen, den sie nothwendig forderte: Mißtrauen und langjährige Gewohnheit, des Reichs zu entbehren, verschlossen ihnen die Erkenntniß des richtigen Weges. So blieb die Spannung zwischen Fürsten und Städten ungehoben, und als die Wahl Friedrichs III. (1440) die letzte Hoffnung der Reformpartei zertrümmerte und keine Reichsgewalt die entgegenstehenden Parteien band, da wurde der Kampf unvermeidlich. Denn weniger als je waren jetzt die Fürsten geneigt, den Städten das Recht der Theilnahme an den Reichstagen zuzugestehen, und höher schwoll die Erbitterung auf Seiten des Bürgerthums, da man die fürstliche Politik mit der kirchlichen Restauration, die den auf diesem Gebiet ebenfalls gescheiterten Reformversuchen folgte, Hand in Hand gehen sah. Rom selbst trieb zu einer Züchtigung und Unterdrückung der Städte, in deren steigender Entwicklung es mit Recht den gefährlichsten Feind seiner Herrschaft erblickte.

Den Zürcher Krieg von 1444, die gleichzeitige Soester Fehde, die Gefahren der nordischen Politik für die Freiheit der Hansestädte kurz berührend, ging der Vortrag zu dem Kriege über, der im Jahre 1449 zunächst zwischen Markgraf Albrecht von Brandenburg und der Stadt Nürnberg ausbrach, der aber, theils weil beide die einflußreichsten Glieder je ihrer Partei waren, theils durch die lange angehäufte Erbitterung, die besondere nachbarliche Irrungen zwischen einzelnen Fürsten und Städten noch steigerten, sofort zu einem allgemeinen Krieg der Fürsten und Reichsstädte sich erweiterte. Zweiundzwanzig Fürsten, namentlich aus Mittel- und Süddeutschland, standen gegen die einunddreißig Reichsstädte Frankens und Schwabens, denen freilich nur noch von den Eidgenossen in der Schweiz Hülfe zuzog. Das Auf- und Abwogen des kaum ein Jahr überdauernden Kriegs, während dessen dennoch neun größere Gefechte zwischen Markgraf Albrecht und den Nürnbergern, andere in Schwaben geliefert sind, wurde ausführlicher dargestellt. Nicht die Niederlage einer Partei,

noch weniger ein Einschreiten des Kaisers, sondern Erschöpfung auf beiden Seiten machte dem Kampfe ein Ende, wiewohl ein vollständiger und allgemeiner Friede nicht sofort zu Stande kam. Zwar hatten sich die Reichsstädte, die angegriffene Partei, behauptet, doch konnte ein Verfall des großen oberdeutschen Städtebundes und in Folge davon ein weniger entschiedenes Hervortreten städtischer Politik während der nächsten Zeit als Resultat dieses Krieges nicht verkannt werden.

Nachdem der Vortrag das theilnahmlose Verhalten des Kaisers und den sich darin offenbarenden kläglichen Zustand des Reiches beleuchtet und angedeutet hatte, daß die Reichsstädte vierzig Jahre nach dem Kriege die Reichsstandschaft zugesichert erhielten, ein weiterer Erfolg gegen das Fürstenthum bei dem Mangel eines starken Oberhauptes aber nur eine noch größere Zersprengung des Reichs zur Folge gehabt haben würde, schloß derselbe mit einem Hinweis auf die Bedeutung, welche die Städte für die geistige Entwicklung der Nation, die rasche Verbreitung und Behauptung des Protestantismus gehabt hatten.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Altes und Neues aus Thier- und Menschenleben. Von Karl Vogt. 2 Bde. — König Alfred. Von J. von Soest. — Genoveva. Gedicht von J. Weißbrodt. — Schweizerkunde, Land und Volk, geographisch, statistisch, übersichtlich vergleichend dargestellt. Von H. A. Berlepsch.

— * Die englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, welche Leopold Ranke seiner gleichzeitigen Geschichte Frankreichs folgen läßt, ist nun so weit fertig, daß der erste Band in Kurzem zu erwarten ist.

— * Es ist noch ein neunter Band der Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften Varnhagens von Ense erschienen.

— * Der Roman von Heinrich Koenig „William Shakspere" erlebt eine dritte Auflage.

— * Das neueste Werk von Victor Hugo „La légende des siècles" erscheint in diesen Tagen in Paris. Der erste Band zerfällt in sechs Abschnitte, deren erster von Eva bis zu Jesus Christus geht, der zweite umfaßt den Verfall Roms, der dritte den Islam, der vierte den christlichen Heldencyklus, der fünfte das Ritterwesen, dessen Schauplatz Deutschland und besonders die Ufer des Rheines, und der sechste hat die Throne des Abendlandes zum Vorwurf. In drastischen Dramen werden uns die Hauptphasen der Weltgeschichte, der Geschichte der Menschheit bis auf unsere Tage vorgeführt.

— * Von dem neuesten Werke des englischen Dichters Alfred Tennyson, „Idylls of the king", sind in England schon 10,000 Exemplare abgesetzt, in Amerika drei Nachdrucke erschienen.

— * Das achte Heft der geographischen Mittheilungen von Petermann enthält einen ausführlichen Bericht über das große russische Projekt der Verbindung des kaspischen mit dem schwarzen Meere durch einen Schiffskanal. Dieser Kanal soll in der auffallenden Niederung des pontokaspischen Isthmus angelegt werden, welche sich von der Mündung des Don am asow'schen Meere südöstlich nach den Ufern des kaspischen Meeres hinzieht und in welcher wiederum der höchst merkwürdige Manitsch-Fluß, über dessen Ursprung und Eigenschaften bis auf die neueste Zeit große Dunkelheit herrschte, die tiefste Rinne bildet. Dieser Manitsch liegt etwa in der Mitte des Isthmus nur 23 englische Fuß über dem schwarzen und 107 englische Fuß über dem kaspischen Meere, und — was das Merkwürdigste ist — entsendet hier einen Theil seines Wasser-Volumens dem schwarzen, den anderen Theil dem kaspischen Meere zu, entwickelt somit ein höchst eigenthümliches Beispiel des Bifurcations-Phänomens, welches Humboldt am Orinoko und Cassiquiari fand. Ein großer Theil des Manitsch-Isthmus war aber bisher gänzlich unbekannt und ist erst im vorigen und im laufenden Jahre auf Befehl des kaiserl. russischen Finanz-Ministers unter Leitung des Dr. Bergsträßer, Directors der kaiserl. russischen Salzwerke in Astrachan, aufgenommen worden. — Ueber drei andere wichtige ganz neue Expeditionen und Reisen bringt dasselbe Heft Originalberichte, nämlich: 1) Dr. Kotschy's neue Reise nach Kleinasien, Besteigung und Erforschung des Schech Meran (Schlangenkönigs), April 1859; 2) Henri Duveyrier's, eines höchst begabten jungen Franzosen, Reise nach Innerafrica, bis zum Juli 1859; 3) der große innerafricanische See und die Quelle des Nils, Resultate der englischen Expedition unter Burton und Speke. (Nach Originalbriefen von Capitän J. H. Speke.) Außerdem enthält das Heft eine größere Arbeit über das adriatische Meer und seine wichtigsten Häfen, nebst Kärtchen desselben und neun speciellen Plänen von Dr. Petermann.

— †† Der in dem „altdeutschen Pitaval" von Karl Seifart in Nr. 33 d. Bls. besprochene abergläubische Verdacht gegen die Todtengräber und die grausame Verfolgung derselben entsprach auch noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts so sehr dem damaligen Volksbewußtsein und dem Kulturstandpunkte, daß landesherrliche Verfügungen wie die folgende möglich waren. Ein kursächsisches Mandat von 1713 bestimmt nämlich: „Der Todtengräber so die Leute in Sterbenszeiten umbringt und bestiehlt, soll als ein Räuber mit dem Rad sonst aber, wenn er sie nicht zugleich bestiehlt mit dem Schwert gestraft werden." Das 1745 erschienene Zedler'sche Lexikon, welches unter dem Artikel Todtengräber dies Mandat mittheilt, giebt auch noch folgendes auf diesen Gegenstand Bezügliche: „Zu Guran einer niederschlesischen Stadt, wüthete 1656 eine so schnelle und heftige Pest, daß dadurch fast drittehalb tausend Menschen in kurzer Zeit aus der Welt gerissen wurden. Der Urheber dieses großen Unglücks war der Todtengräber des Orts, welcher nicht allein mit einem Pulver die Brunnen vergiftet, sondern dasselbe auch auf die Gasse gestreut hatte. Er verrieth aber diese begangene Bosheit selbst durch Drohungen, daß er die Leute, welche aus der Stadt gezogen, auch bald aufräumen wollte und bekannte vor der Obrigkeit, daß er dieses Pulver auch vielen andern Todtengräbern gegeben, welche vermittelst desselben schon viele Menschen in die andere Welt geschickt hätten. Er ward daher mit glühenden Zangen zerrissen, aus dem Leibe Riemen geschnitten und der Rest seinem eigenen Verlangen nach, zu Pulver verbrannt. Zu Lublin vermehrten drei Todtengräber die Pest, indem sie das Gehirn von den an dieser Seuche gestorbenen Menschen nahmen, welche auch alle drei vom Leben zum Tode gebracht wurden, dergleichen Bosheit in vielen andern Ländern zur Zeit der Pest von den Todtengräbern verübt worden ist."

— * Der Bildhauer Hans Gasser in Wien nimmt jetzt das Denkmal in Angriff, welches auf dem muthmaßlichen Grabe Mozarts errichtet werden soll. Nach dem bereits vollendeten Entwurfe besteht dasselbe aus einem 8 Fuß hohen Granitsockel, welcher die sitzende Figur der trauernden Polyhymnia aus Bronze trägt; die vier Seiten des Sockels werden das Medaillon-Porträt Mozarts ebenfalls aus Bronze und die bezüglichen Inschriften zeigen. Ein Gitter umschließt dann einen Raum von 6 Quadrat-Klaftern.

— * Der Fürstensaal des alten Rathhauses in Breslau ist in der Restauration begriffen. Befreit von hundertjährigem Schmutz und Staub, tritt dieses Meisterstück mittelalterlicher Bau- und Bildhauerkunst in seinem ursprünglichen Glanze jetzt wieder vor die Augen. Die Beschädigungen, welche die an den Pfeilern, Thüren und Fenstern befindlichen Steinbildwerke erlitten hatten, sind ausgebessert und die Bildwerke selbst durch Vergoldung oder sonstigen bunten Anstrich, ihrem ursprünglichen Aussehen entsprechend, mehr hervorgehoben worden.

— * In einem großen Concerte zu Baden-Baden wurden Scenen aus der neuesten Oper von Hector Berlioz „Die Trojaner" vorgetragen. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" äußert sich sehr günstig über das Werk folgendermaßen: „Die Trojaner" sind nach dem Textbuch mehr eine musikalische Epopöe in fünf Abtheilungen als eine Oper zu nennen; denn sie enthalten im ersten Akt die Prophezeiung Kassandra's und den Eingang der Trojaner mit dem Pferd; im zweiten die Einnahme Troja's und den Tod Kassandra's; im dritten den Aufenthalt des Aeneas in Karthago; im vierten und fünften die Gründung Roms. Die Bruchstücke die wir gehört haben sind jedenfalls den bedeutendsten Schöpfungen dieser Art beizuzählen: das Duett zwischen Dido und Aeneas mußte unter allgemeinem Beifallssturm wiederholt werden. Wie wir vernehmen, hat Berlioz unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden, als er sein Werk in der französischen Oper zur Aufführung bringen wollte. Aufrichtig gestanden, können seine Freunde und Verehrer gegenüber dem jetzigen Stande der Opernmusik in Frankreich nicht wünschen, daß er diese Schwierigkeiten vorerst überwinde; er soll vielmehr an das deutsche Publikum appelliren, wie er es mit dem „Faust" in Dresden gethan. Das liebenswürdige und feinfühlende Volk der Franzosen befindet sich in einer Uebergangsperiode; es hat schon seit einiger Zeit Gefallen an den schlechten Komödien die man ihm mit großer Emphase vorspielt; und leider ist auch in der Musik sein

Geschmack auf das Unwahrste gerichtet. Das bewies uns die Ouverture aus der Wallfahrt von Ploërmel, die wir auf dem Musikfest zu Gehör bekamen, und die bekanntlich von allen französischen Journalen als der erste Schritt auf einer neuen Bahn bezeichnet wurde; wir, als Deutsche, können uns nur dazu gratuliren, daß dieser erste Schritt nicht bei uns versucht ward. Die Ouverture zur Wallfahrt von Ploërmel ist das schlechteste Potpourri im Genre Auber'scher und Herold'scher Musikstücke. Diese aber haben jedenfalls den Vorzug, daß sie doch pikante, mitunter recht ansprechende und gesunde Motive enthalten, denen man in jener vergebens nachspürt; und wir behaupten, daß, wenn diese Ouverture — was unzweifelhaft ist — auf deutschen Theatern zur Aufführung kommt, keine Stimme dieselbe, nicht etwa als ein Kunstwerk, sondern nur als ein halbwegs anständiges, nicht unedles Musikstück bezeichnen wird."

— * Man schreibt aus **Leipzig** unter dem 25. August: „In der vorwöchentlichen Abendunterhaltung unseres Conservatoriums ließ eine junge Sängerin, Fräulein von **Kettler** aus Oldenburg, sich hören und erregte durch ihre prachtvolle Altstimme, ihre vortreffliche Schule, und durch das echt dramatische Feuer ihres Vortrages das außerordentlichste Interesse. Fräulein von Kettler hat in Mailand unter Bono zwei Jahre lang ihre Studien gemacht und ist vor einiger Zeit in ihr Vaterland zurückgekehrt. Die Unruhen und Gefahren des italiänischen Krieges hatten einen längeren Aufenthalt dort nicht gestattet. Es ist nicht schwer vorauszusagen, daß diese Künstlerin, welche neben einer unvergleichlichen Stimme auch sonst noch von der Natur eine splendide Ausstattung empfing, bald genug von sich reden machen wird und einer glänzenden Zukunft entgegengeht.

— * Die regelmäßige italiänische Opernsaison im Kärntnerthortheater in Wien soll hinfort aufhören; sie war mehr und mehr um Credit und Einfluß gekommen, so daß sie bedeutende Geldopfer erforderte. Die deutsche Oper wird sechs Wochen Ferien haben, und während anderer sechs Wochen sollen die Hauptfächer durch Gäste besetzt werden.

— * **Vorhersagung im Volksglauben.** In dem Buche von H. B. **Schindler** über den Aberglauben des Mittelalters heißt es: „Der Volksglaube stellte das Leben der ganzen Natur in fortwährende Uebereinstimmung mit dem Menschen. Thier und Pflanze, selbst die unorganische Natur, in steter Wechselwirkung mit dem Menschen, brachten ihm, gefragt und ungefragt, Kunde von seiner Zukunft, Glück oder Unglück verkündend. Einer großen Kunde und steten Aufmerksamkeit bedurfte es, um alle „Anzeichen" zu erkennen und zu würdigen. „Thieranzeigen" wurden bei den Römern, bei Slaven, Esthen, Finnen, Normannen, Deutschen in hohen Ehren gehalten. Viele Thiere deuten Glück, viele Unglück, und ihr „Angang" ist von guter oder übler Vorbedeutung. So ist in der Edda der Wolf glückbringend, der Hase unglückbringend, und Grimm hat dafür aus „Schimpf und Ernst", dem „Narrenschatz", mehrere Stellen angeführt. Des Fuchses Angang wird verschieden gedeutet. Wer Schweinen begegnet, wird nicht gern gesehen, das Gegentheil bedeuten die Schafe. Der Angang von Pferd, pflügenden Ochsen, Hund ist Glück verkündend, unglücklich ist dagegen die Begegnung von Katze, Schaf, Ziege und Kuh. Sieht man im Frühjahr die erste Schwalbe fliegen, so bedeutet es Glück, sieht man sie auf dem Boden sitzend, Unglück; eben so ist es von glücklicher Vorbedeutung, den ersten Frosch auf dem Lande zu sehen, während es Unglück bedeutet, wenn man ihn im Wasser sieht. Viele Maulwurfshaufen verkünden eine Leiche, viele Mäuse den Einzug fremder Kriegsvölker. Dem Deuten des Vogelfluges, welcher bei den Griechen und Römern so sehr ausgebildet war, begegnen wir auch bei den alten Deutschen; auch hier sind es die Raubvögel, die die erste Rolle spielen, und in Ermangelung des Adlers müssen die Weihen, Raben und Krähen herhalten. Hermigisel, König der Warner, erblickt über Feld reitend einen Vogel auf einem Baum, und hört ihn krähen; der König, der sich auf die Stimme der Vögel verstand, sagte seinem Volke, daß er in vierzig Tagen sterben werde. In der „Kudrun" sagt der Kudrun und der Hildegard ein Vogel, der geschwommen kommt, was ihn die Königsmaid fragt. „Es war in einem Fasten um eine Mittagszeit." Spechte, Elstern, Störche sind bedeutungsvoll. Sieht man die Elster von vorn, so ist das Zeichen gut, von hinten, schlimm. Wer Frühlings die erste Schwalbe erblickt, steht alsbald still und gräbt eine Kohle aus der Erde. Spinnen, Ameisen, Bienen, Heuschrecken sind Schicksalsverkünderinnen. Bauet der Storch sein Nest auf ein Haus, so ist es ein Zeichen der Armuth, dagegen zeugen die Spatzen von Reichthum; schreit ein Käuzchen oder ein Rabe am Hause des Kranken, so stirbt er; schreit eine Elster, so genieset er. Am meisten steht noch der Kuckuk als Schicksalsverkündiger in Ansehn. Der Glaube, daß er, wenn man ihn zuerst hört, die Zahl der noch zu lebenden Jahre anzeige, ist allgemein verbreitet. In der Schweiz rufen die Kinder: Gugger, wie lang lebi no? in Niedersachsen:

Kukuk vam häven
Wo lange sall ik leven?

an andern Orten lautet der Spruch:

Kukuk, Beckenknecht,
Sag mir recht,
Wie viel Jahr ich leben soll?

Schreit der Kuckuk nach Johannis, so bedeutet es Theurung. In Schweden fragen die Mädchen den Kuckuk, wie lange sie noch ledig bleiben werden. Schreit er über zehn Mal, so glauben sie ihm nicht, denn dann sitzt er auf einem verzauberten Zweige. Hört man den Kuckuk von Norden, so wird man das Jahr Trauer haben, von Ost und West bedeutet sein Ruf Glück. Schon im „Renner" heißt es:

„daz weiz der Gauch, der im für war
hat gezuzet hundert jar."

Dem Rothkehlchen soll Niemand sein Nest zerstören, sonst schlägt das Wetter in's Haus; das Nest des Rothschwänzchens ziehet den Blitz an, nimmt man das Nest aus: so geben die Kühe rothe Milch. Wie viele Sagen und Mährchen knüpfen sich an weiße und schwarze Pferde, an ihr Wiehern, ihre Köpfe und Hufeisen, an wahrsagende, zauberische, bewachende und rächende Hunde, an die mit den Hauskobolden in innigem Verkehr stehenden Katzen, an Wolf, Fuchs, Bär, Eber, Hase und Bock. Vorzüglich ist der Hirsch reichlich in der Sage vertreten, wie die Hindin, die das Kind der Genovefa säugte, der Hirsch, der dem heiligen Hubert das bekehrende Kreuz zwischen dem Geweih entgegentrug, beweisen, der vielen erscheinenden, weinenden, knieenden, verwandelten Hirsche nicht zu gedenken. Pferde, Hirsche, Bären und Stiere sind es, die den Ort bezeichnen, wo Kirchen und Klöster zu erbauen sind; sie sind es ebenfalls, die die Anlage von Burgen, Städten, Colonieen begründen. Dem wandernden Heere pflegte ein göttlich gesendetes Thier den Weg und den Ort der Niederlassung zu zeigen. Der Angang eines Priesters, eines blinden Bettlers ist übel, ein altes Weib, ein Weib mit aufgelöstem Haar, ein spinnendes Weib, ein Höckerigter und Aussätziger bringen Unglück, sowie ein Wasser Tragender. Wandernde Handwerker und Studenten bringen ungünstiges und stürmisches Wetter, so auch der Umzug des Gesindes. Das Begegnen der Geliebten bringt dagegen Glück:

„Wer sie des morgens angesicht
den tac im niemer leit geschicht.

Ein Reiter, ein lasttragender Mann, ein Mistwagen sind glückverheißende Begegnungen. Die vielfachen Bedeutungen des Ohrenklingens, des Zuckens der Augen und der Nase, des Nasenblutens finden sich im Plinius und Theokrit eben so gut, als in den nordischen Sagen und dem Volksglauben unserer Voreltern, ja noch heut bedeutet Niesen Glück, Bestätigung der Wahrheit, der Jungfrau beim Ankleiden baldige Brautschaft. Jucken der Nase verkündet einen Rausch, Händejucken Geld, Kopfjucken Schläge, und juckt einem Weibe der Hals, so wird sie bald zur Hochzeit geladen. Flammen an allen Gegenständen bringen Glück. Im Jahre 1620 setzte sich eine Flamme in der Prager Schlacht auf die Spitze der Fahne, siegverkündend; die Flammen der Dioskuren, und die Flammen, die auf den Schätzen brennen, und hier und dort verkündend sich sehen lassen, begegnen sich. Das „niesende Licht", der „überspringende Brand" bedeuten Gäste oder Briefe, „rosenbrennendes" Glück, prasselndes Feuer Streit, verlöschendes Licht Tod. Wasser, „versiegendes" oder „steigendes" bedeutet Sterbefall oder Hungersnoth. Das Knarren des Tisches, das Krachen der Balken, das Zerspringen der Gläser und des Reifens am Fasse sind Anzeichen drohenden Unglücks. Unerschöpflich sind die Anzeichen, die auf Wetter, Saat und Frucht Bezug haben. Vierblättrige Kleeblätter, außer der Zeit blühende Bäume, monströse Aehren werden zu Schicksalsverkündern. Von Hausschlangen und Unken giebt es manche Ueberlieferungen. Jedes Haus hat zwei Schlangen, ein Männchen und ein Weibchen, die sich aber nicht eher sehen lassen, bis der Hausherr oder die Hausfrau stirbt und dann nachsterben. Die Hausschlangen bringen Glück, sie bewachen die Kinder in der Wiege und reichen den größeren Schätze dar; sie tragen goldene Kronen, erscheinen den einsamen Kindern und fressen mit ihnen Milch aus der Schüssel. Sie tödten bringt Unglück. Gefundenen Dingen, wo die Gunst des Zufalls im Spiel ist, schreibt der Volksglaube höhere Bedeutung oder Anzeige zu; gefundene Nadel, Eggenzinke, Radfelge, Hufeisen, Getreidekörner im Brote, gebetteltes und gestohlenes Gut haben besondere Kraft, eben so ein Ring von gebettelten Pfennigen. Drei Schlücke gebettelten Weins vertreiben den Schlucken. Geld auf bloßer Erde gefunden bedeutet Unglück, während es glückbringend ist, es auf hölzerner Diele zu finden; eine Nadel zu finden bringt dem Finder Glück, wenn Knopf oder Oehr ihm zugewendet sind, Unglück bedeutet die Spitze. Bleibt Jemand beim Ausgehen hängen, oder hat er etwas vergessen und muß umkehren, so stehe er ab von dem Geschäfte. Stehen zufällig zwei Lichter auf dem Tische, so bedeutet das Brautschaft, und die herabfallende sprekende Scheere Gäste. Brautleute dürfen sich nichts Schneidendes oder Stechendes schenken, das zerschneidet die Liebe, auch kein Buch, sonst wird die Ehe langweilig u. s. w. Grimm schließt das Kapitel über den Aberglauben mit den Worten: „Wir sind froh des vielen Aberglaubens ledig zu gehen, doch erfüllte er das Leben unserer Voreltern, nicht allein mit Furcht, sondern auch mit Trost."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 38. Bremen, 18. September. 1859.

Inhalts=Anzeige.

* Altdeutscher Pitaval.

Von Karl Seifart*).

III.

Die wenn auch barbarische, aber doch für ihre Zeit immerhin lobenswerthe Ordnung, welche der früheren maßlosen Willkür gegenüber die Carolina in die Strafrechtspflege gebracht hatte, ward im 16. und 17. Jahrhundert durch den Fanatismus des Aberglaubens und durch die Tyrannei kleiner Despoten und ihrer Schreiber in Tausenden von Fällen wieder über den Haufen geworfen. Besonders war es der an den letzten Grenzen alles Menschlichen liegende Hexenproceß, diese satanische Ausgeburt der äußersten menschlichen Vertierheit, welche der Ungesetzlichkeit den freiesten Spielraum gab; daher liefert uns die Blüthezeit der Hexenprocesse, trotz der Carolina, Erkenntnisse und Strafen, welche die barbarischen criminalgeschichtlichen Naivetäten früherer Zeit an Tollheit und Grausamkeit noch weit hinter sich lassen, wie folgende kurze Parallel-Zusammenstellung merkwürdiger, zum Theil auch in verschiedenen Jahrgängen des Hormayerschen historischen Taschenbuchs nach Nürnberger, Augsburger und andern Stadtchroniken und Malefizbüchern verzeichneten Fälle deutlich machen werden: Zu Rostock wurde ums Jahr 1300 ein Weib zur Enthauptung verurtheilt, weil es von einem Fremden Häringe gekauft hatte, doch ließen die Herren Gnade für Recht ergehen und verwandelten die Strafe in Verbannung. — Einem Weibe, welches schimmlichtes Brot verkauft hatte, wurden die Hände abgehackt. (Vergl. Dreyers antiquarische Anmerkungen. S. 11 ff.)

Münz- und Urkundenfälscher wurden noch bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts (Osnabrück 1531) lebendig in Oel oder Wasser gesotten, Geräderte lebendig auf's Rad gesetzt; der Gnadenstoß findet sich erst im Laufe des 16. Jahrhunderts. Die Strafe des Lebendigbegrabens und Pfählens, welche die Carolina (§ 131) nur gegen Kindesmörderinnen, und zwar in Ausnahmefällen angewandt wissen will, ward noch bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts auch gegen Diebinnen erkannt. So heißt es im Lübeckschen Malefizbuch: „Anneken Pipers, bördig von Wittenborg, heft bekennt, dat se einen Frowenrock (Frauenrock) stohlen, darumme is se lebendig begraven under den Galgen.“

1381 hat man Hansen von München die Stadt Nürnberg auf ein Jahr lang verboten, weil er sich für einen Kaufmann ausgegeben, da er doch nur zu den Handwerkern gehört. 1407 ist etlichen Pfragenern die Stadt auf ein Jahr verboten, weil sie die Stockfische nicht gehörig gewässert.

*) S. Nr. 33 und 34.

Zu Halle in Sachsen ward 1497 ein Braumeister lebendig verbrannt, weil er muthwillig zwei Brauen hallisches Bier verdorben. 1548 hat der Scharfrichter daselbst den Fleischern drei Kälber vor der Staupe verbrannt, „weil es gar zu geringe Fleisch gewesen.“

Zu Nürnberg wurden im Jahr 1409 Hansen Bock von Freisingen die Augen ausgestochen, wegen betrüglicher Arznei und falscher Kunst mit Liebestränken, Stärkung alter Männer, Nestelknüpfen und Weissagen. 1408 wurde daselbst ein Weibsbild wegen begangener Dieberei lebendig begraben. — Magdalena Hesin, ein abscheuliches Weib eines Stadtschreibers zu Nürnberg, hatte ihren Mann mit Hüttenrauch vergiftet. Ueber diese hat man also gerichtet, sie zum Galgen ausgeführt und unterwegs oftmals mit glühenden Zangen zwicken lassen. Und nachdem sie gehofft hat, sie werde endlich gehenkt, hat man sie nur zu dem Galgen aufschauen lassen, dann aber beim Krüpelstein lebendig eingegraben.

Am 21. October 1532 wurde Luz Bader, ein Färber von Augspurg, mit dem Schwert gerichtet, weil er sich selber geschaut hat.

Solche Härten, Naivetäten und Willkürlichkeiten, wie sie in vorliegenden Fällen zu Tage treten, wurden nun, als sich die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. mehr und mehr Bahn brach, vielfach gemindert und abgeschwächt, traten aber, wie wir aus den folgenden Mittheilungen ersehen werden, in ihrer ganzen, ja in noch größerer Brutalität wieder hervor, als der „Hexenhammer“ des Ketzermeisters J. Sprenger die milderen Anschauungen und Bestimmungen der Carolina wieder durch die tollsten Ausgeburten einer ekelhaften Phantasie und durch die wildeste Henkerslust aus den Gerichtsstuben verdrängte. Ueber diesen scheußlichen Strafcodex, welcher in der Vorrede zur Frankfurter Ausgabe ein sanctissimus liber genannt wird, sagt K. F. Köppen in einer vortrefflichen Abhandlung über den Hexenproceß: „Wenn Drako nach der Versicherung der Athenienser seine Gesetze mit Blut geschrieben hat, so ist der „Hexenhammer“ mit dem Geifer eines vor Fanatismus, Habsucht, Wollust und Henkerslust wahnsinnig gewordenen Mönchs geschrieben worden. Er ist, gleich dem Hexenproceß, ein non plus ultra, und Niemand hat selbst nach hundertjähriger oder zweihundertjähriger Praxis theoretisch über denselben hinausgehen können. Denn die größten Theoretiker auf diesem Felde, die zugleich alle drei Praktiker waren, Remigius, Delrio, Bodinus, diese Triumvirn der Tollheit, was haben sie vor dem Hexenhammer voraus, als den größern Vorrath von angeblichen Beispielen und Thatsachen?“

Welcher Art nun diese Beispiele und Thatsachen waren, die uns der Wust der Hexenproceßakten, der Malefizbücher und die tollgewordene Gelehrsamkeit jener in alle Geheimnisse der Zauberei und Teufelei eingeweiheten Doctoren überliefert hat, mag man aus folgenden Fällen wahrnehmen, welche den vordin angeführten würdig genug zur Seite stehen: Im Monat März 1595 hat man ein Weibsbild, das Mausmägdlein genannt, welches allerlei Zauberei getrieben, Liebestränklein für Männer und Frauen gekocht, Ehemännern die Macht genommen und Mägdlein ihre Erwählten im Spiegel gezeigt, in Regensburg in Verhaft genommen. Ein ganzes Jahr lang

konnten die Juristen und Theologen nicht eins werden, ob man sie mit dem Leben zum Tod bestrafen solle? — Der Rath dessen endlich müde, ließ sie in den sogenannten Faulthurm werfen, wo sie verhungerte und verfaulte.

Donnerstag nach Pauli Bekehrung wurden in Halle zwei Zauberinnen, die dicke Christina und die Thor-Ursel, vor dem Steinthor verbrannt, die dritte, die Bockin genannt, starb nach erlittener Tortur im Gefängniß und ward auf's Schindleich begraben. Den 6. Martii ward zu Lauchstedt die Haferkastin nebst einer andern Zauberin verbrannt, welche bekannte, daß sie der Teufel auf die Spitze des rothen Thurms nach Halle geführt und dort fünfmal auf der Spitze mit ihr böse Werke getrieben habe.

„1615 den 28. Juli ist ein Junge von 20 Jahren allhie zu Hildesheim auf der Steingrube verbrannt worden, welcher mit Teufelskünsten umbgangen, sich in eine Katze verwandelt und den Nachbarn viel Schaden gethan. Desgleichen ist 1631 ein Mägdlein von 16 Jahren zu Steuerwald bei Hildesheim enthauptet worden, so sich hat etliche Stunden unsichtbar machen und zaubern können.“

Zu Bamberg ward 1627 ein Mädchen von 16 Jahren wegen Hexerei gefoltert, und bemerkt Inquirent: Es sei ein Wunder, wie das junge Blut so lange ausbalten können. Nach der zweiten Folter erwachte sie, wie aus einem tiefen Schlaf, und dankt für die ihr widerfahrene Gnade, daß sie nun bekennen kann. Sie bat, man möchte ein Vaterunser mit ihr beten, worauf sie einbekannte und in Folge ihres Geständnisses verbrannt wurde. — Während der großen Hexenuntersuchung in Bamberg überstand auch eine 95jährige Frau alle Grade Tortur, und 1671 ward zu Minden eine 93jährige Frau nach erpreßtem Bekenntnisse mit glühenden Zangen gezwickt und lebendig verbrannt.

Im Jahre 1643 ward ein geschickter Studiosus der Theologie, der bei einem Hauptmann zu Eldeno in Pommern die Jugend unterrichtete, weilen er gar zu schön und mit großem Beifall gepredigt, eines heimlichen Bündnisses mit dem Satan beschuldigt; nachdem er an die Folter geworfen und gepeinigt, ward er nach abgefoltertem Bekenntniß auf dem Hofplatz zu Eldena enthauptet. — Diesen Fall erzählen nach einem Manuscripte die Hamburger Berichte von gelehrten Sachen 1734 vom 7. September, und der bereits aufgeklärte Berichterstatter ruft mit dem Poeten aus: O miseras hominum mentes! o pectora coeca!

Mit dieser geistigen Blindheit, über welche unser Berichterstatter klagt, war aber nicht allein das einfältige Volk geschlagen, sondern dieselbe umnebelte vorzugsweise die Köpfe der Juristen und Theologen, welche sich mitunter nicht wenig darauf einbildeten, in Folge ihrer Gelehrsamkeit und ihres gebildetern Geistes, weit fester zu sein im Glauben an Teufelsbündnerei und Hexenwesen als die „blöde, schwankende Menge.“ Um von Remigius, Delrio und Carpzow zu schweigen, führen wir nur aus der Criminalpraxis (Frankfurter Ausgb. 1587) des gelehrten und für jene Zeit humanen Damhouder einen Fall an, welcher in Bezug auf die Blindheit der Richter ebenso empörende als komische Züge enthält: Zu Brügge wohnte ein altes Weiblein, welches durch seinen unsträflichen Lebenswandel, durch seine Frömmigkeit, Ehrbarkeit und Wohlthätigkeit sich die Liebe und Verehrung der ganzen Bevölkerung erwarb, ja, diese Frau wurde, wie unser Damhouder erzählt, als eine wahre Apostola Christi betrachtet, weil sie mit wunderbarer Heilkraft, ohne Anwendung anderer Mittel als Gebet und Handauflegen viele Kranke und Verwundete geheilt hatte. Als aber diese Wunderthaten der allgemein verehrten Frau überall im Volke besprochen und gepriesen wurden und den Herren vom Rath zu Ohren kamen, da erkannten diese vermöge ihrer „tiefern und gesundern Einsicht“, daß das Weib nur durch teuflische Künste solches vollführen könne, und ließen es plötzlich verhaften und einkerkern. — Inquisitin bleibt nun noch bald erkannter und angewandter Folter standhaft bei der Aussage, daß sie nichts durch dämonische Gewalt, sondern Alles durch die Kraft des Glaubens und durch fromme Mittel bewirkt habe; deß solle Gott ihr Zeuge sein. Als sie den bei der Tortur anwesenden Bürgermeister häufig wegen podagrischer Schmerzen aufseufzen hört, hofft sie ein Mittel zu ihrer Rettung gefunden zu haben, und sagt, wenn man sie der Marter entlassen wolle, würde es ihr ein Leichtes sein, den Herrn Burgemeister von seinen Schmerzen zu befreien. Der Consul will sich auch der Kur der Alten anvertrauen, aber die beisitzenden Räthe und Schreiber rufen ihm entsetzt zu, er möge bedenken, was er thun wolle, und lieber Befehl geben, daß das Weib eine Zeitlang hinausgeführt werde. Nachdem dies geschehen, fahren die Räthe fort den Burgemeister eindringlich zu ermahnen und ihm vorzustellen, daß er durch Gebrauch teuflischer Heilmittel in die ärgste Sünde verfallen würde; sie würden dem Weibe, wenn es wieder hereingeführt, eine Frage vorlegen, aus deren Beantwortung er klar ersehen könne, welch fürchterlicher Gefahr er nahe gewesen sei. Der heftig erschrockene Burgemeister läßt die Alte wieder vorführen und befragen, durch welches Mittel sie ihn zu heilen dächte. Sie antwortet: durch kein anderes Mittel, als daß der Herr Burgemeister mir fest glaubt und vertraut, daß ich ihn heilen könne! — Da rufen die Räthe wie aus einem Munde: Habt ihr nun gehört, Herr Consul, wie sich die Malefica durch ihre eigenen Worte als solche offenbart? Denn besäße sie eine christliche, apostolische Heilkraft, so würde sie nicht den Glauben an sich selbst verlangen, sondern sagen wie Jener zu dem Lahmen: Im Namen unsers Herrn nimm dein Bett und wandele! — — Nun war der Burgemeister vollkommen von den teuflischen Tücken des Weibes überzeugt, wollte nicht mehr geheilt sein und bereuete seine Unbesonnenheit bis an's Ende.

Nach der Bekehrung des Burgemeisters wird die Alte von neuem gefoltert, und nun folgt ein Zwischenakt, in welchem das ganze einfältige Inquisitionspersonal von einer so unanständig-komischen Gefahr bedroht wird, daß wir denselben lieber mit den Worten des lateinischen Textes hieher setzen: Ob cruciatum muliercula clamare coepit: „Abripite me ex hoc torturae scamno, aut permerdabo vos quotquot adestis omnes, nam diutius naturae pondus continere non possum!“ . . . e scamno relaxatur et ad latrinas deducitur. — Zurückgebracht und wiederum vergebens gefoltert, unterwirft man endlich das arme Weib einer radikalen Tonsur und entdeckt dadurch an ihrem Leibe einen mit Charakteren beschriebenen Pergamentzettel, welcher der Talisman gegen die Folterschmerzen gewesen war. Kaum ist auch der Zettel entfernt, als die Alte nach wiederholter härterer Tortur Alles bejaht, was man ihr abfragt. — Die Meinung der Richter über die Bestrafung der jetzt geständigen Hexe war getheilt, einige stimmten für den Feuertod, andere für lebenslängliche Verbannung nach vorheriger Ausstellung am Schandpfahl. Das letztere Urtheil ward ausgeführt, und zur Verschärfung desselben mußte der Henker der kahlgeschorenen Greisin am Schandpfahl eine Perrücke aufsetzen und dieselbe anzünden, damit dadurch dem versammelten Volke symbolisch angedeutet werde, daß die Uebelthäterin eigentlich den Feuertod verdient habe. Nach dieser Schaustellung floh das gequälte Geschöpf nach Zeland, ward aber von dem dortigen Prätor, angeblich wegen wiederholter Heilkünstelei, eingefangen und lebendig verbrannt. Der brave Prätor hat unserm Damhouder den ganzen Hergang selbst getreulich erzählt.

Wenn gelehrte Männer wie Damhouder und seine Bildungs- und Standesgenossen so armselige und abergläubische Tröpfe waren, wie sie sich in der vorstehenden tragikomischen Erzählung darstellen, was war denn Besseres von den elenden, oft kaum des Schreibens kundigen Schultheißen und Gerichtshaltern kleiner Tyrannen zu erwarten? Waren diese, wie das nur allzuhäufig der Fall, neben ihrer Unwissenheit auch noch schlecht und gewissenlos, so bedurfte es nur des Stachels eigener oder herrschaftlicher Habsucht, um Tausende von Unschuldigen hinmartern und verbrennen zu lassen. Die Vermögens-Confiscation der Inquisiten war ihr Hauptziel, und damit diese vor sich gehen konnte, mußten die Beschuldigten um jeden Preis durch

den Scharfrichter mit der Marter überwunden und für den Scheiterhaufen reif gemacht werden. Horst's Dämonomagie, von neueren Werken das klassische Buch von Soldan und die bereits erwähnte kleine Schrift von Lamberg, enthalten die empörendsten Belege für die Gemeinheit und teuflische Bosheit, welche nur allzuhäufig die Hexenrichter bei ihrem grauenvollen Geschäfte leitete; auch wir haben unsere Neronen und Caligula gehabt, nur daß unsere Martin Geiß und Balthasar Voß womöglich noch grausamer, jedenfalls aber noch gemeiner und erbärmlicher waren.

Die Verordnungen und Vorschriften der kaiserlichen Halsgerichtsordnung zogen solche Leute nicht in Betracht, kannten sie wohl kaum oder bekümmerten sich nicht darum, denn der Hexenhammer hatte die kaiserlichen Bestimmungen annullirt. War doch die Zauberei ein „crimen exceptum“, gegen welches bloß summarisch verfahren werden soll, »ohne viele Umstände von Seiten des Gerichts und ohne sonstige Formalitäten, auf Exceptionen, Appellationen, Dilatationen, eine unnöthige Anzahl von Zeugen u. dgl. hat sich der Richter nicht einzulassen.« — Bekanntlich zählen die Opfer, welche allein im 17. Jahrhundert der Formlosigkeit des Hexenprocesses und der Willkür und gemeinen Leidenschaft fielen, nach Hunderttausenden, und damit haben wir einen, durch die derzeitige jesuitische Reaction glücklich bewerkstelligten, vollständigen Rückfall in die Zeit der Juden- und Ketzerschlächtereien und der faustrechtlichen Willkür.

In welch grauenhafter Weise in dieser für Deutschland so schmachvollen Zeit die kaiserlichen Rechtsverordnungen selbst von Personen mit Füßen getreten wurden, die durch ihre Stellung berufen waren, diese Verordnungen in Ansehen zu erhalten, mag folgender, in Vulpius' Zeitschrift (Jahrgang 1821) nach einer Handschrift mitgetheilte Fall darthun, welcher sich unter der Regierung des Landgrafen Moritz von Hessen zutrug. — Dieser Landgraf Moritz, ein Enkel Philipps des Großmüthigen, ist in der hessischen Regentengeschichte durch seine Sprachgelehrsamkeit und durch seine Neigung für das Studium der theologischen Wissenschaften bekannt; diese Neigung theilte er mit Heinrich VIII. und Jakob I. von England, beiden steht er auch durch seine tyrannische Willkür und Grausamkeit würdig zur Seite. Wie äußerlich und den innern Menschen nicht berührend die gelehrte Bildung des Landgrafen Moritz gewesen sein muß, zeigt uns sowohl die Geschmacklosigkeit, welche ihn verleiten konnte, die Psalmen David's in das Versmaß der Horazischen Oden (gedruckt 1593 in Schmalkalden) zu übersetzen, als auch besonders die tückische Rachsucht, Unmenschlichkeit und Gesetzesverachtung, welche in folgendem Falle auf's Empörendste zu Tage tritt: »Im Jahr 1615 war ein Herr von Marschall zu Ekartsberg in Thüringen als Hofjunker in Diensten des Landgrafen Moritz von Hessen. Dieser Herr von Marschall nahm eines Tages eine fürstliche hohe Person, *die man nicht nennen darf*, in seine Arme und küßte sie. Von ungefähr sah solches der Hofmarschall Balthasar von Hertingshausen. Der sagte kein Wort, sondern zeigte es dem Landgrafen an. Natürlicherweise warf der Landgraf einen Haß auf den Junker, und dieser merkte wohl, woher es rührte. Drum nimmt der Ekartsberger Marschall eine Pirschbüchse, die er seinem Diener unter den Mantel giebt, und stellt sich damit auf den Marställer Platz, um auf den Hofmarschall zu warten, wenn derselbe von der Tafel aus dem Schlosse käme. Als dieser um 2 Uhr Mittags über den Platz geht, ruft ihm der Ekartsberger zu: »Wollt ihr eine schöne Büchse sehen?« Und als der Marschall sie nun betrachten will, schießt jener los und ihn durch den Leib, daß aus dem Magen die eben genossenen, geschälten Körner herausfielen. Indem er umfällt, fängt ihn die Frau des Hofbarbiers, Meister Blanders, auf, sinkt aber mit ihm nieder. — Der Herr von Marschall geht drauf mit seinem Diener, dem er die Büchse giebt, ruhig in seine Wohnung in der Entengasse, und der Hofmarschall wird in sein Haus gebracht, wo er gleich darauf verscheidet. Der Landgraf schickte einen Trabanten zum Herrn von Ekartsberger; derselbe liegt im Fenster. Als der Trabant die Gasse heraufkommt, ruft er ihn herauf und fragt nach Neuigkeiten; nachdem er solche vernommen, sagt er: Wißt ihr nicht, daß ich den Hofmarschall erschossen habe? Jetzt versammelten sich mehrere Einwohner in der Gasse, es entsteht ein großer Tumult, und mehrere Trabanten treten ins Zimmer. Ekartsberger zieht einen Ring vom Finger und giebt solchen dem ersten Trabanten mit den Worten: »Nehmt ihn und tragt ihn zu meinem Andenken, denn ich muß sterben.« Drauf führten sie ihn um 3 Uhr auf den Zwerner Thurm, wo ihm ein langer Trauermantel und ein Trauerkleid angemessen wurde. Am 1. Mai wurde er vor das hochnothpeinliche Halsgericht geführt. Dreimal folterte man ihn, um herauszubringen, aus welcher Ursache er die That verübt hätte; doch er gab keine Antwort.« Darauf wurde ihm sein Urtheil vorgelesen, nach welchem er auf dem Marställer Platz, wo der Mord geschehen, lebendig geviertheilt werden solle. — Sogleich wurde er nun zur Stelle geführt, wo bereits Bretter gelegt waren, auf welchen ein Stuhl und ein Tisch stand und Beil und Messer lagen. Der Oberste von Köttlitz befehligte die Execution. Ekartsberger fragte denselben, ob er nicht mit dem Schwert hingerichtet werden könnte? Der Oberst antwortete: »Ich möchte wünschen, daß ich für euch sterben könnte;« *denn Jedermann war über diese schnelle und ungerechte Justiz aufgebracht*. Der Scharfrichter ging nun mit einem weißen Tuch zu dem Ekartsberger, und der Landgraf Moritz lag im Fenster um der Execution zuzusehen. Ekartsberger wandte sich zu ihm und rief ihm zu: »Du Fürst! am jüngsten Tage will ich dein Urtheil von dir fordern!« Drauf sang er das Lied: »Was mein Gott will u. s. w.« — Während dieses Gesanges warfen die Henkersknechte ein weißes Tuch über ihn, nachdem sie die Kleider ihm ausgezogen, die sie dem Diener übergaben. Man legte ihn auf den Tisch, die rechte Hand ward abgehauen, lebendig der Leib aufgeschnitten und ihm das Herz herausgerissen, welches der Scharfrichter dem Landgrafen zeigte und mit lautester Stimme ausrief: »Gnädigster Fürst und Herr! das ist sein falsches Herz, womit er Euch geschworen hat!« — In einem dabei stehenden Kessel wurden Gedärme und Eingeweide geschüttet und der Leib in vier Theile zerlegt. Ekartsberger soll während der Execution keinen Laut von sich gegeben und nur einmal mit dem rechten Fuße gezuckt haben. Das Leibpferd, welches schwarz behangen bei der Hinrichtung stand, wurde seinem Knecht übergeben, die übrigen Pferde behielt der Landgraf, gab aber solche den Brüdern des Hingerichteten, als diese drauf nach Kassel kamen. Die Körpertheile Ekartsbergers wurden auf den Schinderkarren gelegt und auf dem Forst unterm Galgen begraben. Da solches aber nicht tief geschehen war, so wurden am dritten Tage solche von den Schweinen aufgewühlt. Als dies der Landgraf hörte, ritt er selbst hinaus, um es zu sehen. Sie wurden in einen Sarg gelegt und auf dem Siechhof begraben. Der Landgraf ließ den Scharfrichter ins Schloß kommen und denselben von seinem Hofdiener mit Spießgerten scharf durchhauen. Drauf mußte er noch eine Geldstrafe bezahlen und wurde seines Dienstes entlassen. Damals forderten alle Hofjunker, weil Ekartsberger nicht mit dem Schwert hingerichtet sei, ihren Abschied. Ein Hoffräulein von Hase, die mit Ekartsberger versprochen war, verlor ihren Verstand aus Schrecken. Seine Mutter, die im Traum das Schicksal ihres Sohns erfuhr, wurde, da sich solches durch Briefe bestätigte, unsinnig, so daß sie an Ketten gelegt werden mußte.«

Es folgen nun im Abdrucke des Manuscripts bei Vulpius noch einige mit der erzählten Barbarei zusammenhangende Mittheilungen, die hier in ihrer naiven Natürlichkeit und Derbheit nicht wörtlich wieder gegeben werden können, doch heben wir daraus hervor, daß des erschossenen Hofmarschalls Wittwe ein Verhältniß mit einem Lieutenant von Lindenau unterhielt, welches Folgen hatte. »Der Landgraf Moritz, heißt es nun weiter im Text, ließ ihr folgende Wahl: *ob sie sich mit dem Kinde lebendig einmauern lassen*, oder ob sie ihren Adel abschwören und sich aus dem Lande

packen wolle? Sie wählte letzteres, ging nach Herdorn und heirathete den Lieutenant von Lindenau. Diesen wollte nun der Landgraf wie den Ekartsberger verurtheilen lassen und reiste deßhalb nach Salburg. Lindenau schickte, als er dies merkte, seinen Knecht in die Apotheke und ließ Rattenpulver holen, welches er einnahm und unter vielen Schmerzen starb. Der Landgraf, als er dies erfuhr, war sehr erzürnt, daß er seiner Rache zuvorgekommen wäre, und beschloß den Leichnam verbrennen zu lassen. Als die Hofjunker dieses hörten, ließen sie schnell Lindenau begraben, damit kein Frevel verübt werden solle.« —

Vulpius giebt dies grauenvolle Beispiel menschlicher Bestialität unter dem Titel: »Schreckbare Beiträge zur Sittengeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts in Hessen.« Er konnte ebensowohl sagen »in Deutschland«*), denn mit der Strafe der Viertheilung angeblicher oder wirklicher Verräther war man derzeit überall nicht sparsam, und die Machthaber in Braunschweig, welche einige Jahre früher ihren politischen Gegner Henning Bradant wie einen Karpfen schlachten ließen, konnten sich getrost auf den § 124 der Carolina berufen, wo es heißt: »Welcher mit boßhafter verreterey mißhandelt, soll der Gewohnheit nach durch viertheilung zum todt gestraft werden.« Den Begriff der Verrätherei indeß wußte die Rachsucht und Wildheit der Zeit sehr weit auszudehnen, alle sogenannten politischen Verbrechen konnten unter ihm subsumirt werden, und mancher Demagog, an welchem das Volk mit Liebe und Verehrung gehangen hatte, lag, wie weiland Wullenweber, wenn sich Gunst und Glück wandten, auf der Schlachtbank des Henkers. — Die fürstliche Rachsucht und Willkür konnte auch jede Majestätsbeleidigung oder Kränkung der fürstlichen Person unter dem Begriffe der Verrätherei auffassen und richten lassen, wie es im obigen Fall der Landgraf Moritz that, und mit einer solchen Auffassung mag der Landgraf sich in seinem Gewissen darüber getröstet haben, daß er gegen den Ekartsberger ein Urtheil fällen und vollziehen ließ, welches selbst in damaliger Zeit Jedermann empörte. Ekartsberger's Haupt war in Folge seines Verbrechens allerdings nach den Gesetzen dem Schwerte des Henkers verfallen, und Niemandes Rechtsgefühl würde verletzt gewesen sein, wenn der Mörder unter den üblichen Formalitäten und Auszeichnungen, welche ihm sein Stand gewährte, enthauptet und ehrlich begraben worden wäre. Aber die grausame Strafe eines Verräthers und ein schmähliches Begräbniß unter dem Galgen hatte er nicht verdient; diese Grausamkeiten dienten lediglich der Befriedigung der Rachsucht des Fürsten, der auf das tiefste verletzt sein mochte, weil, nach des Hofmarschalls Angabe, der Ekartsberger »eine hohe fürstliche Person, die man nicht nennen durfte, in den Arm genommen und geküßt hatte.« — Doch wie soll man die tolle Wuth gegen den Lieutenant Lindenau erklären, welcher ebenfalls den Tod des Verräthers sterben sollte? Das Adulterium mit des Hofmarschalls Wittwe war durch kein Gesetz der Welt mit der Viertheilung bedroht! Aber was Gesetz! Der Fürst wollte und wünschte es so, es war eben sein Plaisir, und darum mußte er allerdings sehr erzürnt sein, daß Lindenau ihm durch Selbstvergiftung den Genuß eines ähnlichen Schauspiels entzog, wie er'n sich auf dem Marställer Platz hatte aufführen lassen.

Wie weit liegen doch jene Zeiten hinter uns, in welchen Willkür und Rachsucht, Habsucht und Grausamkeit, Aberglauben und Einfalt so empörend wie in den mitgetheilten Criminalfällen auf die Handhabung der Gesetze und auf das Wohl und Wehe der Menschheit einwirken konnten! Viel weiter als die paar Jahrhunderte und Jahrzehnte uns zeitlich von den durch den Aberglauben angezündeten Scheiterhaufen, von der gesetzverachtenden Willkür und dem despotischen Wüthen gewissenloser Machthaber trennen! Wie war es möglich, daß in den wenigen Jahren, welche zwischen der Verbrennung der Klosterhexe Renate (1749 in Würzburg) und dem energischen Antrag des Herrn van Pabl auf gänzliche Abschaffung der Todesstrafe liegen, ein solcher Aufschwung zum Bessern gemacht werden konnte?! Oder sind etwa die auf den wenigen Spalten dieses Sonntagsblattes verzeichneten Fälle vereinzelte, abnorme Erscheinungen und Auswüchse gewesen, welche ihre Zeit nicht vollständig charakterisiren? Nun so sehe man sich, wenn man daran nicht genug hat, in den hunderten und tausenden der vergilbten Schriften selbst um, welche unsern Rechtsgelehrten und Alterthumsforschern das Material zu ihrer Geschichte der Verbrechen und Strafen geliefert haben; oder kann man sich beruhigen bei den Mittheilungen aus zweiter Hand, so werden unter andern Döpler, Grupen, Dreyer, Grimm, Wilda, Tittmann, Wächter und Soldan genügen, um dem Leser ein Bild zu vervollständigen und auszumalen, welches wir auf diesen wenigen Bogen nur in flüchtiger Skizze zeichnen konnten. Wohl mag sich unter den neuern Sammlern der eine oder andere finden, welcher aus romantischer Verliebtheit in die Zeit, in welche er sich mit seinem ganzen Denken und Schauen versenkt hat, uns die Grausamkeiten und Rohheiten seiner Schönen auszureden versucht; aber diese Versuche werden nur immer ein kümmerliches Winkelplätzchen gegen die Hauptpartieen seines Buches einnehmen, welche die schreckbare Wirklichkeit der massenhaften Thatsachen für sich fordern. Was will das Bißchen Gerede von einigen poetischen Rechtsbräuchen im Mittelalter unsern »prosaischen und langweiligen Aktenstößen« gegenüber? So unpoetisch letztere auch sein mögen und so viel unnütze Pedanterie auch noch in ihnen wuchern und sie anschwellen mag, immer werden sie der Nachwelt nicht solch haarsträubende Zeugnisse eines barbarischen Kulturzustandes überliefern, wie sie uns der vielgepriesene Sachsenspiegel, wie sie uns die Karolina, wie sie uns die Malefizbücher und Hexenproceßakten überliefert haben. Was hilft alles Gerichtsverfahren unter blauem Himmel und grünen Bäumen, wenn mitten in der heitern, lachenden Natur die dickste Finsterniß in den Köpfen der Richter sitzt, so daß sie auf die Anklage von Zauberei oder Unglauben eingehen und die Schuldigbefundenen zum Verbrennen auf der »Hurt« (Sachsenspiegel B. 2. Art. 13) verdammen können! Welchen Kulturstandpunkt bekunden die gerichtlichen Zweikämpfe und sonstigen Ordale? Und wer ist naiv genug zu glauben, daß man in so gewaltthätigen Zeiten, wie sie uns gründliche Kenner wie Hüllmann, Roth und Barthold beschreiben, unter jenem blauen Himmel und grünen Bäumen, immer gewissenhaft die volksthümlichen Rechtsgebräuche und Bestimmungen eingehalten habe, welche Eike von Repgow aufgeschrieben hat? Vielmehr finden wir uns veranlaßt, das Urtheil F. W. Tittmanns zu unterschreiben, welches er, auf die Fülle seiner reichen Quellen gestützt, in der Geschichte Heinrichs des Erlauchten über den damaligen Zustand der Gerichtsverfassung und der Handhabung des Rechts niedergelegt hat. Dasselbe lautet: »Im Gerichtswesen war vielfach Verworrenheit, Mangel an Abrundung und Abgeschlossenheit, an Regel, Prinzip und Bestimmtheit; verschiedenartige Gerichte neben einander ohne Scheidung der Competenz, Gerichte ohne Bezirk, einzelne Gattungen der Gerichtsfälle verschiedenen Gerichtsherren zuständig, das Recht der Gerichtsbarkeit oft von der Herrschaft über das Gut oder den Bezirk getrennt, Ungewißheit und Vermuthung überall.«

Wem kann das im Ernste zusagen? Freuen wir uns vielmehr der glücklich überwundenen Rechts- und Sittenzustände, und blicken wir mit Vertrauen in die Zukunft, denn es ist besser geworden und wird besser werden. Was hat die Menschheit über den Standpunkt der Barbarei und Verthiertheit hinausgehoben? Nichts anderes als ein, nach den alten Strafrechtsbüchern, unter die strafwürdigsten

*) Auch im übrigen Europa, besonders in Frankreich und England war die Strafe des Viertheilens üblich. In Frankreich, in welchem man überhaupt, bis zur Revolution, in der Criminalrechtspflege noch grausamer war als in Deutschland, zerriß man den zur Viertheilung verurtheilten Delinquenten mit Pferden. Diese raffinirte Weise ist uralt, schon Livius beschreibt sie (B. 1. 28) als gegen den Mettus Fuffetius angewandt; vergl. auch Rechtsalterthümer S. 692. In England bestand die Strafe des Zerschneidens in vier Stücke noch im vorigen Jahrhundert; Schlosser führt in der Geschichte des 18. Jahrhunderts Beispiele an und läßt sich mit tiefer Indignation über diese Barbarei aus.

crimina laesae majestatis divinae fallendes Verbrechen, nämlich diejenige Häresie, welche mit der Macht vernünftigen Denkens gegen entmenschenden Glaubenszwang und heilig gestempelten Aberglauben protestirte, der Gebrauch der Vernunft oder des uns vor anderen Geschöpfen als Menschen charakterisirenden Geistes. Seitdem die Menschheit diesen ihren besten Theil herausgekehrt hat, mußte sich vor dem aufklärenden Glanze desselben die Finsterniß der Nachtseiten des menschlichen Gemüths nach und nach zerstreuen. Und Alles, was noch in und um und an uns hängt von geistigem Krüppelkram, — die vernünftige Häresie wird gründlich damit aufräumen und ganze Bündel von Geistesfesseln, welche uns heute noch als sacrosanct, nothwendig und unentbehrlich erscheinen, oder uns als so beschaffen vorgemalt werden, wird das zur Tugend und Weisheit gewordene Verbrechen des Vernunftgebrauchs in die Rumpelkammern und zu den Hexenprocessen der Museen und Sammlungen werfen, wo späte Epigonen sie mit ähnlicher Verwunderung und ähnlichem Kopfschütteln betrachten werden, wie wir die dort aufgehobenen Ketzergeschichten, Malefizbücher, Folterinstrumente und anderen Denkmäler glücklich überwundener menschlicher Kulturstandpunkte betrachten!

---

* Die Zusammenkunft deutscher Künstler in Braunschweig.

Von Adolf Glaser.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung in der Kunstgeschichte war das Auftreten der im Geiste unseres Jahrhunderts begründeten Kunstvereine, und es dürfte keine undankbare Aufgabe sein, die Entwicklungsgeschichte dieser Institute, denen von den hervorragendsten Kunstgeschichtsschreibern der Gegenwart durchaus nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, genau zu erforschen und ausführlich darzulegen. — Was hat sie hervorgerufen? War es das Bedürfniß der Künstler, deren Wirksamkeit eine so ausgedehnte wurde, daß sie sich nicht mehr damit begnügen konnten, ihre Arbeiten durch den Kunsthandel abzusetzen, oder war es das Bedürfniß der Laien, welche in einem Vereine sich den Mitbesitz und Mitgenuß von Kunstwerken verschaffen konnten, deren Erwerbung für den Einzelnen viel zu kostspielig war? Was es auch gewesen sein mochte, sie haben nach beiden Seiten hin segensreich gewirkt: mancher Künstler fand durch sie die erste materielle Förderung auf seinem schwierigen Wege, und der Kenntniß der neueren Kunstwerke wurde durch die von den Vereinen veranstalteten Ausstellungen weitere Verbreitung im Publikum. Auch die kleinen Mittel, zu welchen die Vereine griffen, um sich auszubreiten: die Verloosungen, Nietenblätter u. A. hatten ihre guten Folgen. Sie zogen das bis dahin für die bildenden Künste wenig empfängliche Publikum an und erweckten hier und da den Sinn und das Verständniß für deren Bedeutung.

Alles hat seine Zeit, und wie die Zeit ewig fortschreitet, so wechseln auch die Bedingungen, unter denen dies oder jenes zeitgemäß erscheint. Die erleichterte Art des Reisens, wie sie die neueste Zeit brachte, erweckte das allgemeine Verlangen, die Welt zu sehen, Menschen und Verhältnisse, die man nur von Hörensagen kannte, persönlich aufzusuchen und kennen zu lernen. Was ist natürlicher, als daß die Angehörigen geistiger Verbände, die gewissermaßen in einem gemeinsamen Ziele vereinigt waren und sich in ihrem besten Wollen und Streben längst kannten, auch den Wunsch hegten, sich von Angesicht zu Angesicht zu sehen und mündlich über Dinge zu besprechen, deren Details eine schriftliche Verständigung oft kaum gestatteten? Und dazu fühlt jeder geistig anhaltend Beschäftigte das Bedürfniß, sich einmal zu erholen, durch den Anblick anderer Gegenden zu erfrischen und neue Eindrücke zu empfangen, damit die Regsamkeit nicht erschlaffe. Wie viel Gründe, um die Idee heiterer Zusammenkünfte ganz naturgemäß entstehen und hervortreten zu lassen! Sämmtliche Mitglieder einer geistigen Genossenschaft, sei ihr Ziel nun auf wissenschaftliche oder künstlerische Resultate gerichtet, beschließen, sich in irgend einer schön gelegenen oder in anderer Art interessanten Stadt zu bestimmter Zeit zusammenzufinden und einige Tage dem heiteren, gemüthlichen Verkehr zu weihen. Kehrt Jeder dann wieder zum häuslichen Heerde zurück, so bringt er manche werthvolle Bereicherung seiner Anschauungen mit und erinnert sich gern der fröhlich verlebten Tage.

Dies waren die Gründe, welche auch die bildenden Künstler Deutschlands veranlaßten, vor nunmehr vier Jahren, in Bingen, in dem lieblichen Rheingau, sich zu versammeln. Die verschiedenen Richtungen in der Malerei, die in München, Düsseldorf und Berlin ihre Mittelpunkte suchen, fanden sich zusammen, und das ewig frisch wallende Blut der Künstler schuf fröhliche, ausgelassene Tage. Die Zusammenkunft sollte eine durchaus tendenzlose bleiben. Dies konnte jedoch nicht der Fall sein, denn allzuwichtige Fragen und Angelegenheiten drängten zur Beantwortung, zur Erledigung. Die Sitzungen, in welchen man sich über die Gesammtinteressen der deutschen Künstler aussprach, gaben den denkenden Theilnehmern erwünschte Gelegenheit, längsterwogene und wichtige Ansichten über allgemeinförderliche Vorkehrungen auszusprechen. Der Gedanke, daß die Genossenschaft sich zu einer gemeinsamen That, zu einer großen Kunstausstellung einigen müsse, fand Anklang. Die näheren Bestimmungen zur Ausführung dieses Planes sollten im folgenden Jahre in Stuttgart in Erwägung kommen. Dort nun entschied ein Zusammentreffen von Umständen der günstigsten Art über das Weitere. In München war der Gedanke einer großen historischen Kunstausstellung aufgefaßt worden, das herrliche Lokal des Industrie-Glaspalastes lud zur Ausführung ein, und die Akademie beschloß dieselbe. Von der Akademie gelangte nun ein Schreiben an die zu Stuttgart tagende Künstlergenossenschaft und lud diese ein, sich mit der von ihr projectirten Ausstellung dem Münchner Plane anzuschließen. Diese Einladung wurde angenommen und die dritte Zusammenkunft in München beschlossen, woselbst sie denn auch während der deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung von 1858 stattfand.

Fragt man nun nach der inneren Bedeutung, welche diese erste Bethätigung der Künstlervereinigung hat, so tritt vor allen Dingen der Umstand hervor, daß die Gesammtheit der deutschen Künstler zum ersten Male eine Ausstellung von Werken ihrer eigenen Mitglieder aus eignen Mitteln schuf. Die Blütheperioden der Kunst entwickelten sich in früherer Zeit vereinzelt an den Höfen kunstsinniger Mäcene und waren somit abhängig von den Launen Einzelner. Das Mittel der öffentlichen Schaustellung, womit die allgemeine Meinung zugezogen wird, ist erst neuerdings in Aufnahme gekommen und von den Kunstvereinen in Anwendung gebracht. Aber auch dieses wird in seiner bisherigen Anwendung nun als ungenügend erkannt und die Vorwürfe lokaler Parteisucht, welche sich an die Kunstvereine knüpfen, mögen wohl vielfach gegründet sein. Darum entschloß sich die Künstlerschaft ihre Sache selbst zu führen und die Anordnung der Ausstellungen unter ihre eigne Leitung zu nehmen. Der erste Versuch im vorigen Jahre hat ein günstiges Resultat gehabt, und die Genossenschaft ist durch die dabei erübrigten Eintrittsgelder, nach Abzug der bedeutenden Kosten, zu einem Kapital von 20.000 fl. gekommen. Nimmt die Sache, wie es allen Anschein hat, auch ferner den Verlauf einer günstigen Entwicklung, so veranstaltet die Genossenschaft in Zukunft regelmäßige große Ausstellungen, welche gewissermaßen einen großen Bildermarkt vorstellen. Jedes Mitglied der Vereinigung verpflichtet sich, seine Werke nur durch diese Ausstellungen in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, und kunstsinnige Fürsten, Vereine, Händler und Liebhaber werden genöthigt sein, die Ausstellungen zu besuchen oder ihre Bevollmächtigten dahin zu senden.

Uebrigens stehen der Ausführung dieser Plane noch vielfache Schwierigkeiten entgegen und die sichere Erreichung des Zieles, so

klar dasselbe vorsteht, ist noch keineswegs garantirt. Bei der ersten Ausstellung wirkten sehr günstige Nebenumstände mit, deren Wegfallen die zweite um so mehr gefährden. Bei der diesjährigen, vierten Zusammenkunft, welche am ersten, zweiten und dritten September in Braunschweig statthatte, wurde wohl erwogen, daß von dieser zweiten, ganz selbständigen Ausstellung Vieles abhänge und man dieselbe nicht übereilen dürfe. Schon wegen des Ortes, wo dieselbe ausgeführt werden solle, wird man sich schwer einigen, denn welche deutsche Stadt besitzt ein Lokal wie den Münchner Glaspalast! Und dennoch steht fest, daß die deutsche Künstlergenossenschaft noch nicht weit gekommen ist, so lange sie nicht alljährlich ihre großen Ausstellungen hat. Vor der Hand aber mußte, der sehr schwierigen Sachlage wegen, für zwei Jahre davon abgesehen und die nächste Ausstellung auf 1861 bestimmt werden. Im nächsten Jahre findet nur eine Zusammenkunft zu weiterer Berathung in Düsseldorf statt.

Wie eine erste Mahnung, so heftet sich seit dem Bestehen der deutschen Künstlergenossenschaft eine andere Vereinigung an dieselbe an. Die Verbindung für historische Kunst pflegt nämlich stets zur selben Zeit und an denselben Orten mit ihr zu tagen, weil dies Zusammentreffen für manche Künstler, welche als Vertreter von Kunstvereinen den Sitzungen der Verbindung für historische Kunst beiwohnen müssen und zugleich der Künstlergenossenschaft angehören, eine Erleichterung bringt. Dies allein beweist, daß der Kampf zwischen den Künstlern und Kunstvereinen noch kein offen entbrannter ist und daß einstweilen noch Anhänger der einen Partei auch Freunde der andern sein können. Was nun die Verbindung für historische Kunst betrifft, so ist dieselbe eine Vereinigung, welche auf Aktien gegründet ist und den Zweck hat, durch Bestellung größerer historischer Bilder diesen edelsten Zweig der Malerei zu heben und zu fördern. Ihre erste Hauptversammlung wurde im Jahre 1855 zu Dresden abgehalten. Sie hatte damals bereits über 1500 Thaler zu verfügen und begann ihre Wirksamkeit mit der Bestellung von zwei Bildern, wovon das eine bei Menzel aus der Geschichte Friedrichs des Großen, das andere bei Schwind nach einem von dem Künstler proponirten Thema „Kaiser Rudolf I. reitet von Germersheim nach Speyer, dort zu sterben“ in Auftrag gegeben wurden. Die Administration der Verbindung wurde in dieser ersten Versammlung in folgender Weise festgestellt. Als Geschäftsführer wurde Schulrath Looff aus Gotha gewählt. Er und zwei Beigeordnete, der Graf Franz von Thun aus Wien und Dr. Friedrich Eggers aus Berlin, bildeten den permanenten Vorstand. Bei jeder Hauptversammlung wurden alsdann ein erster und zweiter Präsident und der Schriftführer erwählt. Die Verbindung zählt bis jetzt, neben mehreren Privatleuten und vielen regierenden Häuptern, die größeren Kunstvereine in Deutschland zu ihren Mitgliedern und hat außer den genannten beiden Bildern von Schwind und Menzel noch zwei andere, darunter die Bleibtreu'sche „Schlacht an der Katzbach“, veranlaßt. Alle diese Gemälde werden, den Statuten der Verbindung gemäß, den verschiedenen Actionären zugeschickt; eigentlich sollte diese Wanderung nur auf die Ausstellungen der Kunstvereine ihre Anwendung finden, doch haben auch die übrigen Actionäre das Recht, die Bilder auf einige Wochen bei sich auszustellen. Wie umständlich und zeitraubend diese Reisen sind, mag aus der Thatsache hervorgehen, daß die beiden zuerst erworbenen Gemälde von Menzel und Schwind bereits seit drei Jahren unterwegs sind und noch nicht ihre Wanderung vollendet haben. Ueber das weitere Schicksal der Bilder nach ihrer Rundreise ist vor der Hand noch nichts bestimmt. Man beantragte zuerst eine Verloosung unter den Actionären; dagegen wurde im vorigen Jahre der Antrag gestellt, sie dem germanischen Museum in Nürnberg zu überlassen, aber sämmtliche Actionäre stimmten gegen diese Verwendung, und so bleibt die Frage eigentlich noch unerledigt.

Eine Hauptfrage, welche bei den Versammlungen zu ausführlichen Erörterungen führt, betrifft die Art, wie man Bilder in Auftrag geben soll, ob man nach eingesandten Skizzen, oder ohne diese, nur nach angegebenen Themen bestellen, — oder, ob man von der Bestellung ganz absehen und fertige Bilder ankaufen soll. Da jeder dieser Vorschläge seine Für und Wider hat, so hielt es die Verbindung für das Beste, sich freie Hand zu lassen und jedesmal denjenigen Modus zu erwählen, der den Umständen nach am Besten zu ihren Zwecken führt. Für dieses Jahr war eine Concurrenz von Skizzen ausgeschrieben, die leider nicht allzureichlich beschickt worden war. Man wählte eine davon, eine Scene aus der Geschichte Wallensteins, von dem Maler Scholtz aus Dresden, zur Ausführung, und zeichnete zwei andere von Karl Sohn aus Düsseldorf und Julius Hübner aus Dresden durch Prämien aus. Seltsamerweise behandelte die Skizze von Sohn einen Gegenstand aus der Apostelgeschichte, die Steinigung des Stephanus, und es könnte hier wohl darauf hingewiesen werden, daß die Verbindung darauf bestehen müsse, Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte zu verlangen; sie verbände dann mehrere gleich würdige Zwecke miteinander und handelte im patriotischen Geist nicht nur nach der Seite der Künstler, sondern auch nach der Seite des Publikums.

Interessant war es, den Verhandlungen dieser beiden Versammlungen zu folgen. Die Verbindung für historische Kunst, eine auf realer Grundlage ruhende Vereinigung von Kunstfreunden, war in ziemlich regelmäßiger Zahl vertreten und hatte den Kammerherrn von Dalwigk aus Oldenburg zu ihrem Präsidenten für die diesjährigen Verhandlungen erwählt. Da ging alles in streng parlamentarischer Form, was auf der Tagesordnung stand, wurde erledigt und neue Anträge entgegengenommen. Mit Genugthuung konnten die Versammelten darauf zurückblicken, was ihre Verbindung gewirkt hatte, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihre Zwecke durchaus edler und großartiger Natur sind. Lebhafter ging es bei den Verhandlungen der Künstlergenossenschaft zu, denen der Maler Dietz aus München präsidirte. Man konnte leicht erkennen, daß noch längere Zeit darüber hingehen muß, bis diese Gesellschaft über ihre Zwecke und die Pflichten und Rechte ihrer Mitglieder ganz im Klaren ist; ein Umstand, der allerdings durch die weite Ausbreitung derselben theilweise erklärlich wird. Von eigentlichen Beschlüssen ist in diesem Jahre aus dieser Versammlung nur die Bestimmung hervorgegangen, daß die Genossenschaft im nächsten Jahre wieder in Düsseldorf zusammentreten werde. Ein, unter Andern auch von Kaulbach unterstützter Antrag, die von der Vereinigung zu erwerbenden Bilder dem germanischen Museum in Nürnberg zu übermitteln, wird ebenfalls erst im nächsten Jahre berathen werden. Jedenfalls wird dieser Vorschlag hier mehr Gründe für sich haben, als bei der Verbindung für historische Kunst, zu welcher nicht einzelne Persönlichkeiten, denen die Aufstellung größerer Bilder schon des Raumes wegen unbequem ist, gehören, sondern Vereine und Fürsten, welche Gallerieen zu Gebote haben.

Zieht man alle diese Bewegungen in der deutschen Künstlerwelt in Betracht, so ist nicht zu verkennen, daß mit der angebahnten Vereinigung der schaffenden Kräfte ein neues Element in ihre Bestrebungen tritt. Die Richtung desselben geht allerdings nicht auf das Ideale, sie faßt vielmehr durchaus die praktische Seite in's Auge, und der tieferblickende Beobachter kann sich der Besorgniß nicht erwehren, daß damit eine Gefahr für die Kunst verbunden ist. Man vereinigt sich hier nicht mehr, um über das Wesen und die Bedeutung der Kunst zu verhandeln, bei den beabsichtigten Ausstellungen handelt es sich nicht um ein Schiedsgericht und um Auszeichnung, es handelt sich lediglich um die Verwerthung des Vorhandenen, mit einem Worte, um das Geschäft. Der Künstler, mit dessen Wesen zu allen Zeiten eine gewisse Scheu vor den Bedingungen der äußeren Existenz verbunden war, will diese überwinden und nicht mehr auf Andere angewiesen sein, wenn es sich um irdische Angelegenheiten handelt; er vertauscht das stille Walten der geheimnißvollen Mächte seines Genius mit der Sorge und dem Ringen nach äußerem Vortheil, und vielleicht befindet er sich damit auf demselben Wege, den das

Virtuosenthum in anderen Künsten bereits zum Verderben der wahren Kunst beschritten hat, vielleicht ist der wahre Inhalt der Frage nur der, ob in Zukunft die Kunst Mittel und der Künstler Zweck, oder ob der Künstler Mittel und die Kunst Zweck sein soll.

* Für das Schillerhaus in Marbach.

Das zu Marbach in Würtemberg bestehende Comité des Schillervereins spricht unter dem 31. August folgende Bitte aus: „Der Anklang, den unser Zweck einer Erwerbung des Schiller'schen Geburtshauses im weiten Vaterlande, ja über seine Grenzen hinaus gefunden, hat uns solchen erreichen lassen. Bereits ist eine Wiederherstellung des Hauses in seinen frühern Zustand im Gange. Seine innere Ausstattung liegt uns jetzt nahe. Bei dieser haben wir im untern Stockwerk das Wohnzimmer seiner Eltern, in welchem er das Licht der Welt erblickte, zunächst ins Auge zu fassen. Für solches wären uns Hausgeräthe und sonstige Fahrnißstücke, von denen mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß sie in seinem oder seiner Eltern Besitz gewesen sind, von Werth. Sodann beabsichtigen wir in dem Zimmer des obern Stockwerks ein literarisches Kabinet anzulegen. Für dieses wünschen wir Originalhandschriften Schillers und von den Verlagshandlungen Alles, was über Schiller geschrieben wurde und in Druck kam, zu bekommen. Wir stellen nun an Alle, die im Besitze von Gegenständen erwähnter Art sind, die freundliche Bitte, sie uns für den angegebenen Zweck zu überlassen. Die Namen der Stifter werden in dem Inventar und Katalogen der Nachkommenschaft überliefert werden. Gegenstände von besonderem Werthe sind wir nach Umständen zu honoriren bereit. Wollten uns Gegenstände zur Verwahrung im Schillerhause anvertraut werden, so sehen wir einer Erklärung entgegen. Da Schiller seiner Geburtsstadt in früher Jugend entrückt wurde, so müssen wir uns nach Außen wenden. Besonders haben wir den sächsischen Bruderstamm im Auge, bei dem er sein Mannesalter verlebte. Könnten uns aus dem einen oder andern Schillerhause Doubletten von diesem oder jenem Gegenstande überlassen werden, so wären wir dafür sehr dankbar. Wir ersuchen die öffentlichen Blätter um gefällige Aufnahme.

In Stuttgart sind die Vorbereitungen zum Schillerfest im Gange. Zu dem Comité gehören unt. And. die Herren Baron von Cotta, Rector Ehrhardt, Hackländer, Mörike, Otto Müller, Gustav Pfizer, Grunert, Löwe. Die Feier erfolgt in den Tagen vom 9. bis zum 11. November unter Betheiligung des Hoftheaters und mit Benutzung des Reithauses; die Marbacher Einweihungsfeier bildet einen besonderen Theil des Festes.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neueste Zeit. Von C. L. Michelet. — Die slawische Religion und Kirche. Von C. F. Koeppen. — Gottfried Wilhelm Leibnitz in seinen Beziehungen zur Arzneiwissenschaft. Von K. F. H. Marx.

— * Abermals ist eine Sammlung plattdeutscher Sprichwörter und Redensarten erschienen, zusammengestellt von Karl Eichwald.

— * Der Schlußband des „Mozart“ von Otto Jahn ist noch vor Ablauf des Jahres zu erwarten.

— * Aus der Anstalt von Justus Perthes in Gotha ist wieder ein Nachtrag zum großen Stieler'schen Atlas, fünf musterhaft ausgeführte Karten enthaltend, hervorgegangen.

— * Nach langer Pause ist wieder ein Band der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus, der vierte, in den Buchhandel gekommen.

— * Bei Meidinger in Frankfurt erscheint ein Band Erzählungen von Karl Frenzel, den unsere Leser aus manchem trefflichen Beitrage kennen. Dieselbe Firma verspricht einen in Norwegen spielenden zweibändigen Roman, „Arvor Spang“ von Theodor Mügge und einen anderen „Der Stadthauptmann von Frankfurt“ von G. W. Pfeiffer, der zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Städte im Mittelalter sein wird.

— * Die Franzosen, schreibt ein Pariser Correspondent der Kölnischen Zeitung, werden in kurzer Zeit eine neue vollständige Uebersetzung von Schiller erhalten. Die bis jetzt vorhandenen sind weder vollständig, noch sehr gelungen, so daß unser unsterblicher Dichter jetzt erst in seiner ganzen Größe der französischen Nation bekannt wird. Die Uebersetzung verdankt man der jahrelangen Arbeit des Herrn Adolphe Regnier, Mitglieds des Instituts und Erziehers des Grafen von Paris. Er hat mit der Herzogin von Orleans mehrere Jahre in Eisenach zugebracht, und sein Name ist in Deutschland wie in Frankreich durch vielfache wissenschaftliche Leistungen ehrenvoll bekannt. Sein Name bürgt für den Erfolg eines Unternehmens, dem er sich mit eben so viel Liebe als Gewissenhaftigkeit gewidmet hat, und nach den mannichfachen Mißklängen, welche in den letzten Zeiten die geistigen und socialen Beziehungen der beiden Nationen gestört haben, gereicht es uns zur Freude, eine solche Anzeige machen zu können. Bereits sind der 2., 3. und 4. Band, die sämmtlichen dramatischen Werke enthaltend, gedruckt, der erste, welcher die Dichtungen und eine ausführliche Biographie Schillers aus der Feder des Herrn Regnier enthält, ist unter der Presse. Die vier Bände erscheinen im Verlage von Hachette in den ersten Tagen des November. Man hat, wie ich erfahre, absichtlich diese Zeit zur Veröffentlichung gewählt, um das Werk gleichsam als eine Festgabe Frankreichs an dem großen Ehrentage darbringen zu können.

— * In Hamburg erscheint vom 1. October ab bei O. Meißner ein „Hamburger Wochenblatt“, redigirt von Dr. Emil Lehmann und Dr. Jürgen Bona Meyer. Das „Hamburger Wochenblatt“ soll zunächst ein Organ sein zur Besprechung der Gesammtinteressen der Stadt, wird aber auch in einem allgemein literarischen Theil auf die bedeutenderen Erzeugnisse der Literatur, Kunst und Wissenschaft die Aufmerksamkeit seiner Leser hinzulenken bemüht sein. Der Inhalt des Wochenblattes zerfällt demgemäß in zwei Abtheilungen. In dem ersten Theil wird Alles, was auf dem Gebiete der Staatsverwaltung und Rechtspflege, der Kirche und der Schule, des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und der Gewerbe ꝛc. das öffentliche Interesse beschäftigt, mit gleicher Achtung verfolgt werden. Ueber wissenschaftliche, künstlerische und gemeinnützige Vereine, so wie über die von ihnen gegründeten und geförderten Institute und Sammlungen soll fortlaufend Bericht erstattet werden. Dagegen wird die Redaction die Leistungen der Theater und Concerte nur gelegentlich in das Gebiet der Besprechungen des Wochenblatts ziehen. Der zweite Theil soll aus dem Gesammtgebiete der Literatur, Kunst und Wissenschaft von Demjenigen weitere Kunde verbreiten, was ein allgemeines Interesse erregen kann und verdient. Natürlich kann der Standpunkt dieser literarischen Besprechungen nicht der einer ausführlichen Kritik, sondern nur der einer bündig abgefaßten kritischen Anzeige sein. Daneben sollen selbständige kleine Aufsätze über allgemein interessirende Gegenstände aus oben genannten Gebieten nicht ausgeschlossen sein. Reiseschilderungen, Skizzen aus der Natur, ästhetische Betrachtungen und geschichtliche Darstellungen, besonders aus der Vorzeit Hamburgs, werden gewiß einen willkommenen Ersatz bilden für den rücksichtlich des Raumes nothwendigen Ausschluß der eigentlichen Belletristik. Auch durch Verzeichnisse der neu erschienenen lesenswerthen Bücher denkt das Blatt dem nach guter Lektüre fragenden Publikum einen Dienst zu erweisen.

— * Man meldet aus Naumburg: Der in früheren Jahren öfters genannte Literat und Dichter Ernst Ortlepp aus Schkölen ist dieser Tage von dem hiesigen Kriegsgerichte wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes zu fünf Wochen Gefängniß verurtheilt worden.

— * Der nach Karlsruhe berufene Maler Adolf Schroedter wurde am 5. September in Düsseldorf vom „Malkasten“ feierlich entlassen. Das Lokal war sehr hübsch und zugleich sehr humoristisch decorirt durch Darstellung des von Schroedter gemalten Aquarells „„Ein tropischer Urwald““ als riesengroßes Transparent, eine Anspielung auf des Meisters in seinen Arabesken so oft ausgesprochene Apotheose des Pflanzenreichs. Es machte einen außerordentlichen humoristischen Effekt, als Meister Camphausen, den von Schroedter so oft benutzten Stil der altdeutschen Chronik adoptirend, dem Gefeierten den Scheidegruß brachte. In seiner Dankrede sprach Schroedter aus, daß er einen sehr harten Kampf gekämpft, bevor er sich entschlossen, Düsseldorf, seine ihm liebgewordenen Bewohner und die Ge-

sellschaft „Malkasten“ zu verlassen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo das Künstlerleben durch die Vereinigung der beiden Gesellschaften und durch den Erwerb des Jacobi'schen Gartens einen neuen schönen Aufschwung genommen. Er wurzele im Düsseldorfer Boden seit so langen Jahren, daß es ihm ungewiß scheine, ob er nun noch mit Erfolg verpflanzt werden könne. Aber die sehr ehrenvolle Berufung habe ihm zuletzt keine Wahl gelassen, und in seiner neuen Stellung hoffe er gerade sein Lieblingsstudium, die Arabeske, für seine Schüler nutzbar zu machen. Professor Jordan, als einer der ältesten Repräsentanten der Genremalerei, hob das Wirken des gefeierten Meisters auf diesem seinem Kunstgebiete hervor und verflocht in die Rede eine sehr innige Skizze des Lebenslaufs Schroedter's, den er von Jugend auf gekannt. Da derselbe nun so viele Freunde hier zurücklasse, so hoffe die Gesellschaft, daß er in enger Beziehung zu ihr bleiben und öfter in den Kreis zurückkehren werde, der ihn so ungern entlasse.

— * In München starb vor Kurzem der ausgezeichnete Genremaler Gisbert Flüggen. Er war 1811 in Köln geboren. Schon als Knabe entschied er sich für die Künstlerlaufbahn und empfing seinen ersten Unterricht im Malen bei Josef Weber. Durch eine Erbschaft war der Jüngling in den Stand gesetzt, sich ohne Sorgen seiner Neigung hinzugeben, und wählte die Akademie Münchens, wo er seine eigentlichen Kunststudien begann, wo er sich dann seinen eigenen Heerd gründete und seine Bilder schuf, die ihm die verdiente Anerkennung der Akademie, seiner Strebensgenossen und aller Kunstfreunde erwarben. In München begann er seine Künstlerlaufbahn, und in München sollte er dieselbe, leider! schon so früh beschließen. Seine Bilder, anfänglich die Früchte des beharrlichsten Fleißes, unsäglicher Studien, zeichnen sich durch eine lebendig wahre Auffassung des Lebens, charakteristische Wahrheit des Ausdrucks und ergreifende Wirkung aus; wir nennen hier nur den „gewonnenen Proceß“ und „die Erbschleicher“ u. s. w. Nicht minder glücklich war er in humoristischen Darstellungen, welche stets etwas Naturwüchsiges haben, nie an gesuchter Komik kränkeln. In manchen seiner Bilder erfreut und fesselt uns eine Seeleninnigkeit und Sinnigkeit, wie wir sie nur beim deutschen Gemüthe finden können, und das war Flüggen durch und durch. Flüggen hat sich durch sein schönes Talent und noch mehr durch seinen unermüdlichen Fleiß nicht nur als Componist, sondern auch als Colorist — seine Farbengebung ist besonders in den Bildern seiner letzten Jahre kräftig, klar und frisch, fehlt nie gegen die Luftperspective — einen hohen, wohlverdienten Künstlerruf erworben; ward ihm doch vom sächsischen Hofe der ehrenvolle Auftrag, den letzten Moment des verunglückten Königs von Sachsen zu malen. Er war unter seinen Strebensgenossen und in allen Kreisen Münchens geliebt und geachtet, denn er war ein wirklich tüchtiger, seltener Künstler, aber, was noch mehr sagen will, ein guter, edler Mensch, den jeder liebgewinnen mußte, der in nähere Beziehung zu ihm kam. Die allgemeinste Achtung folgt ihm ins Jenseits.

— * Die „Allgemeine Zeitung“ berichtet: Bekanntlich wurde der ehrwürdige Dom in Worms bei der Zerstörung dieser Stadt im Jahre 1689 durch die Franzosen, welche ihn in die Luft sprengen wollten, nur beschädigt. Indessen trug diese Verletzung dazu bei, daß Zeichen der Baufälligkeit hervortraten. Um den herrlichen Bau der Nachwelt zu erhalten, hat sich ein Verein gebildet, dem es gelungen ist, gegen 20,000 Gulden zu sammeln, während der fünffache Betrag erforderlich ist, um die nöthigste Restauration vorzunehmen. Indessen hat er eben sein Werk begonnen, indem er dasselbe in die berufene Hand des Bauraths Opfermann, der das Ganze übernehmen soll, legte, während der geschickte Architekt Usinger die besondere Leitung übernommen hat. Seit einigen Tagen steht das über 100 Fuß hohe Gerüst zur Abdeckung der nach jener Katastrophe im schlechtesten Geschmack hergestellten und seitdem wieder sehr schadhaft gewordenen Ostkuppel. Sie soll ihre ursprünglich achteckig geradelinige Form wieder erhalten. Dieses Werk, so wie die Operation der Verankerung der gewichenen Säulen des Mittelschiffs, soll noch in diesem Jahre zu Stande gebracht werden.

— * Ein Bild aus Lessing's Knabenzeit. Den „Blättern für literarische Unterhaltung“ entlehnen wir folgende Mittheilung von Hermann Hettner: Karl Lessing, der Biograph seines großen Bruders, erzählt aus Lessing's Kindheit folgenden, sehr bezeichnenden Zug: „Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. „Mit einem großen, großen Haufen Bücher“, sagte er, „müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein.“ Der Maler that es, und wer das Gemälde sah, erfuhr diese Anekdote. Es war eben der Maler, der ihn nachher im Zeichnen unterrichtete und ihm frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten beibrachte. Denn, wie Lessing oft erzählte, war er kein ganz schlechter Künstler und besaß sogar etwas Kunstgelehrsamkeit. Wie er sich aber nach Kamenz verirrt hatte, weiß Gott! Wohl den wenigsten dürfte bekannt sein, daß dieses Bild bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Es befindet sich in dem sogenannten Lessing-Stift zu Kamenz. Es ist aber nicht, wie man aus jenem Bericht des Biographen vermuthen könnte, ein einzelnes Porträt, sondern ein Bild mit einer porträthaften Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, nicht im Alter von fünf, sondern etwa von sechs bis sieben Jahren, emsig in einem großen Buch blätternd, unter dem Stuhl und an der Seite desselben liegen ebenfalls Bücher; links sitzt ein jüngerer Bruder, an der Seite desselben steht ein kleines Lamm, dem der Knabe mit kindlichem Sinn Brot reicht. Gotthold Ephraim ist mit modischer Eleganz in rothen Rock, rothe Hosen und rothe Strümpfe gekleidet, der jüngere Bruder in ähnlicher Kleidung schwarz. Lessing hatte völlig recht, wenn er den Maler dieses Bildes später einen in seiner Art nicht untüchtigen Künstler nannte. Die Gruppe ist geschickt angeordnet; in den Farben liegt, obgleich sie sehr nachgedunkelt sind, eine glückliche Stimmung; der Ausdruck der kindlichen Gesichter ist unbefangen und lebhaft. Es ist äußerst merkwürdig zu sehen, wie fest und bestimmt in den Gesichtszügen des Knaben die Gesichtszüge des Mannes bereits vorgezeichnet erscheinen. Hohe Stirn, weite, helle, offene Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein freundliches Lächeln! Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll kecker Lebhaftigkeit. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses Bild durch Lithographie oder Holzschnitt vervielfältigt würde. Es giebt wohl kein einziges Beispiel, daß wir von großen Männern eines so frühzeitigen Jugendbildes uns erfreuen. In Kamenz hat man bei der Auffindung des Bildes leider auf das Bild selbst eine Inschrift geschrieben, welche den beigemalten jüngeren Bruder als Karl Lessing bezeichnet. Dies ist entschieden unrichtig. Karl, der jüngste unter allen Geschwistern Lessings, war zu jener Zeit gar noch nicht geboren. Jener Bruder ist vielmehr Theophilus Lessing, nur um zwei Jahre jünger als Gotthold Ephraim Lessing. Er war am 12. November 1732 geboren, studirte seit 1751 in Wittenberg, wurde 1768 Conrector in Pirna, 1778 Conrector in Chemnitz, 1805 Rector daselbst und starb am 6. October 1808. Er war ziemlich unbedeutend, aber sehr gewandt in der Kunst, lateinische Verse zu machen. Sonst sind außer einigen Leichensteinen von Lessings Vorfahren wenige Lessing'sche Reliquien in Kamenz zu finden; selbst nicht einmal ein Bildniß des Vaters, obgleich die schöne alte gothische Kirche, in welcher Lessing getauft ist und an welcher Lessings Vater Prediger war, mit einer stattlichen Reihe alter Predigerbilder geschmückt ist. Das Predigerhaus, in welchem Lessing geboren und erzogen wurde, ist niedergerissen. Auch die Stadt selbst hat inzwischen eine durchaus veränderte Physiognomie erhalten; sie wurde in der Nacht vom 4. zum 5. August 1842 durch einen furchtbaren Brand mit Ausnahme einiger wenigen Häuser völlig vernichtet und seitdem sind an die Stelle der alten Holz- und Schindelhäuser sehr freundliche Stein- und Ziegelhäuser getreten. Aber nichtsdestoweniger sollten die Verehrer des großen Mannes nicht versäumen, gelegentlich einmal eine Wallfahrt nach Lessing's Geburtsort zu unternehmen. Kamenz ist von Dresden aus in fünf Stunden erreichbar. Das freundliche gewerbfleißige Städtchen ist malerisch auf einem Hügel gelegen; ringsum fruchtbare Getreidefelder und waldige Anhöhen. Es ist eine träumerische nachdenkliche Stimmung, welche uns überkommt, wenn wir die schönen schattigen Baumgänge, von welchen die Stadt umkränzt ist, durchwandeln;

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Mit Rührung betrachtete ich den Kirchhof, welcher einst der Spielplatz des gewaltigen Knaben war; mit Rührung den Platz, auf welchem einst Lessings Vaterhaus stand und welcher jetzt frei gelassen ist für eine aufzustellende Statue. Fast möchte man es nicht für bedeutungslos halten, daß die vorherrschende Steinart dieser Gegend Granit ist. Die beiden mannhaftesten Charaktere der deutschen Literatur, Lessing und Fichte, sind aus diesem Granitboden hervorgegangen. Es ist ein seltsamer Zufall, daß der große Bildner der Lessing-Statue, Ernst Rietschel, in der nächsten Nähe von Lessings Geburtsort, in dem von Kamenz kaum zwei Stunden entfernten Städtchen Pulsnitz geboren ist. Wer von Dresden nach Kamenz geht, betrete den dicht an der Straße liegenden Kirchhof zu Pulsnitz. Sogleich am Eingang desselben, an der rechten Seite, findet er ein Grab, das die sterblichen Reste von Rietschels Eltern umschließt. Der Sohn hat in kindlicher Liebe dieses Grab mit deren Porträtreliefs geschmückt. Es sind ehrsame, schlichte, tüchtige Bürgergesichter; der Vater, Bürger und Küster in Pulsnitz, hat ganz und gar die Gesichtszüge seines Sohnes, nur herber und derber. Hier vor diesen Reliefbildern, so durchaus in der bürgerlichen Innigkeit Dürer's und Holbein's gehalten und doch durchdrungen von dem feinsten, durch die Antike geläuterten Schönheitsgefühl, wurde mir es klarer, als jemals, warum Rietschel gerade in der Verherrlichung Lessings sich seiner höchsten künstlerischen Kraft und Reife bewußt werden mußte. Beide, Lessing und Rietschel, sind in innerster Seele verwandte Naturen; beide haben sich schulen und bilden lassen durch die großen Muster des Alterthums, und beide haben doch nie einen Augenblick vergessen, echt national, d. h. echt deutsch zu sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ⅌ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ⅌ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 39. Bremen, 25. September. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Das unterbrochene Tauffest.

Ein Bild aus denkwürdigen Tagen.

Von Eduard Zisben.

„Das wird heute ein fröhlicher Kindtaufschmaus werden!“ sagte der Pfarrer in einem kleinen hannoverschen Kirchdorf auf dem linken Ufer der Unterweser, als er mit seiner jungen Gattin, seiner Schwester und deren Freundin an einem sonnenhellen Augustnachmittage des Jahres 1809 in die vor der Hausthür stehende alterthümliche Kutsche stieg. „Der Herr Doctor Wehrmann hätte keinen schöneren Tag zur Taufe seines Erstgeborenen finden können; das prächtige Wetter wird ihm vielleicht mehr Gäste zuführen, als sein kleines Häuschen zu fassen vermag!“

„Ich hoffe, daß wir den größten Theil des Nachmittags und des Abends außerhalb des Hauses zubringen werden“, versetzte seine lebenslustige Schwester. „Der Garten des Herrn Doctor ist ja ein wahres Paradies; es fällt dem guten Mann immer sehr schwer, seine fröhlichen Gäste zum Souper aus den Lauben und Bosquets in die schwülen Zimmer hineinzucomplimentiren!“

„An Gelegenheit zur Fröhlichkeit wird's gewiß nicht fehlen“, meinte die Gattin des Predigers. „Der Herr Doctor hat mir neulich gesagt, daß er den heutigen Tag auf's glänzendste feiern werde.“

Mit lustigem Peitschengeknall ging's in raschem Trabe durch den herrlichen Eichenhochwald, der unmittelbar an das kleine Pfarrdorf stieß, dem etwa eine Meile entfernten Dorfe zu, in welchem der Arzt wohnte. Die Schwester des geistlichen Herrn hatte dem Bauern, der seine stattlichen Füchse vor die schwerfällige, strohgelb angestrichene Kutsche gespannt, heimlich ein gutes Trinkgeld versprochen, wenn er recht schnell fahre; und diese Verheißung verfehlte ihre Wirkung nicht: der altmodische Wagen tanzte über Haide und Brachland dahin, daß er in allen Fugen krachte, und die Darinsitzenden mitunter in eine keineswegs angenehme Berührung kamen.

Als man den Wohnort des Arztes fast erreicht hatte, sagte der Pfarrer, der vom Rücksitz aus mehrmals aufmerksam gen Süden gespäht, mit einiger Verwunderung: „Ich möchte wohl wissen, was die gewaltigen Staubmassen dort in der Ferne aufjagt! Der Wind kann es nicht sein, denn er hat ja kaum so viel Kraft, um den Staub zu bewegen, den unser Gespann aufrührt.“

„Es wird eine große Heerde Schafe sein, die nach Bremen getrieben und dort verkauft werden soll“, entgegnete seine Schwester. „Der Förster sagte gestern, die Fleischer in Bremen hätten für mehrere tausend Thaler Schlachtvieh in dieser Gegend aufgekauft.“

„Möglich wär's“, versetzte Jener; aber der Ton, mit welchem er dies sagte, verrieth deutlich, daß er eine bessere Erklärung der auffallenden Erscheinung gefunden habe, dieselbe jedoch für sich zu behalten wünsche. Er lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, konnte es aber nicht unterlassen, dann und wann noch einen Blick in die Ferne zu werfen.

Eine Viertelstunde später rasselte der Wagen vor das Haus des Arztes, und in der allgemeinen Fröhlichkeit, die daselbst herrschte, vergaß der Pfarrer sehr bald die verdächtigen Staubwolken, welche seine Begleiterinnen kaum der Beachtung werth gehalten hatten.

Die Taufceremonie sollte um drei Uhr beginnen, allein ehe alle Gäste von nah und fern eingetroffen und von den glücklichen Eltern bewillkommnet worden waren, hatte sich die Sonne schon um ein gutes Stückchen mehr dem Horizonte zugeneigt. Endlich aber gelang es dem Doctor, die plaudernden Gruppen aus dem Garten und den verschiedenen Zimmern sämmtlich in den saalähnlichen Raum hineinzubringen, in welchem die Ceremonie vor sich gehen sollte.

Der Pfarrer trat an den mit duftenden Blumen geschmückten Tisch, auf welchem das Taufbecken stand, die Taufzeugen stellten sich mit dem neuen Weltbürger an die andre Seite, und hinter ihnen schlossen die Gäste einen großen Halbkreis.

Einige Minuten herrschte eine lautlose Stille ringsum; nur das fröhliche Gezwitscher der Vögel in den hohen Gartenbäumen und der Jubel der drüben im Dorfe spielenden Kinder schallten durch die weinumrankten offnen Fenster herein in den festlich geschmückten Raum. Dann aber erhob der Pfarrer die volltönende, kräftige Stimme und begann mit begeisterten Worten das Geschick der Eltern zu preisen, denen auf dem sonnenbeglänzten Lebenspfade eine unschätzbare Blume erblüht sei: ein liebliches Kind, dem die Natur schon in den ersten Tagen seines Daseins freundlich entgegenlächle.

Mit freudig bewegtem Herzen lauschten Alle den Worten des Redners und blickten voll Theilnahme bald auf die glücklichen Eltern und bald auf das ruhig schlummernde Kind, dessen Haupt die durch das Weinlaub funkelnden goldnen Sonnenstrahlen umspielten.

Da hallt plötzlich ein tiefer, dumpfer Ton gleich fernem Donner durch die Lüfte.

„Es zieht ein Gewitter herauf“, denkt jeder der Anwesenden, und der Prediger fährt in seiner Rede fort, als ob nichts vorgefallen sei.

Ein zweiter — ein dritter donnerähnlicher Schall. Verwundert horchen Alle auf, aber Niemand erlaubt sich, die heilige Handlung durch Flüstern zu stören.

Was bedeuteten diese dumpfen Töne? Ferner Donner konnte es nicht sein, denn der würde nicht in so abgemessenen Zwischenräumen und in kurzen Schlägen durch die Lüfte dröhnen; überdies war am ganzen Himmel kein Wölkchen zu sehen. Es mußten Kanonenschüsse sein, und so kamen die Meisten auf die Idee, daß in Bremen irgend ein Fest gefeiert werde, bei welchem Artilleriesalven die ausgebrachten Toaste begleiteten.

Da diese Töne schlecht zu der heiligen Handlung paßten, so kürzte der Prediger seine Rede ab und schritt zur Taufe des jungen Weltbürgers. Kaum aber hatte dieser seinen Namen empfangen, als abermals dumpfdröhnend mehrere Kanonenschüsse durch die Luft hallten, denen unmittelbar ein Knattern des Kleingewehrfeuers folgte, das nicht wie ein freudiger Gruß klang. Bestürzt schauten die Gäste einander an, und unwillkürlich hielt der Pfarrer, dem in diesem Augenblick die unterwegs wahrgenommenen verdächtigen Staubwolken einfielen, einige Secunden inne, gleich als ob er seinem Ohr nicht traue und eine Wiederholung der unheimlichen Töne abwarten wolle, um Gewißheit darüber zu erlangen, was diese bedeuteten.

Ein Knattern und Knallen, stärker als das erste, ließ kaum einen Zweifel übrig, daß in einiger Entfernung vom Dorf ein Scharmützel vorfalle. Die gehobene freudige Stimmung der Versammlung war dahin, und so eilte der Pfarrer so rasch zum Schluß der Ceremonie, als es das Ritual erlaubte.

Es würde schwer sein, all' die Gedanken und Gefühle, die Besorgnisse und bangen Ahnungen zu schildern, welche während der letzten Momente des Taufactes in den Anwesenden aufstiegen. Woher plötzlich dieser Kriegslärm mitten im tiefsten Frieden? Weit und breit waren ja alle Lande von französischen und westfälischen Truppen besetzt, und die Versuche, das verhaßte fremde Joch abzuschütteln, welche einzelne begeisterte, kühne Männer vor mehreren Monaten gemacht hatten, waren so unglücklich abgelaufen, daß ein derartiges Unternehmen jetzt ein Ding der Unmöglichkeit schien.

Daß in der Umgegend wirklich gekämpft werde, bestätigte ein Bauer aus dem Dorfe, der ganz außer Athem angelaufen kam und erzählte, daß weiter nach der Weser zu große Truppenabtheilungen auf Bremen marschirten, welche der dichte Pulverdampf dann und wann ganz verhülle. Ob es französische, westfälische oder andere deutsche Truppen seien, wußte er nicht mit Bestimmtheit zu sagen, da er die Soldaten nur aus der Ferne gesehen hatte; er meinte aber, unter andern ihm unbekannten Uniformen auch die der westfälischen Infanterie bemerkt zu haben. Noch viel weniger vermochte er anzugeben, wer sich so urplötzlich mit Heeresmacht auf die fremden Zwingherren geworfen hatte.

Auf diese Kunde hin stoben sämmtliche Kindtaufsgäste in wilder Hast auseinander. Da die meisten in den umliegenden Orten wohnten und mit Bauerpferden hierher gefahren waren, so stürzten sie in den Hof und riefen ihre Wagenlenker. Aber von diesen war nichts zu hören und zu sehen. Ein Bauerknabe, der am Hofthor stand, sagte den Rufenden und Suchenden, daß ihre Kutscher sich gleich bei den ersten Schüssen auf die Pferde geworfen hätten und davon gejagt seien, weil sie gefürchtet, zu Kriegsfuhren gezwungen zu werden.

So blieb denn den armen Kindtaufsgästen nichts Andres übrig, als den Heimweg zu Fuße anzutreten. Die Angst, daß ihr Wohnort mit Truppen angefüllt und ihr friedliches Haus in einen Schauplatz des wildesten Getümmels verwandelt sei, trieb Alle von hinnen. Der schöne Kindtaufsschmaus, auf den sich Jeder so sehr gefreut hatte, war vergebens angerichtet.

Auch der Pfarrer und die Seinigen eilten ihrem stillen Wohnsitz zu, ohne die heißen Strahlen der Augustsonne zu beachten, welche die Wanderung auf dem staubigen Sandwege noch beschwerlicher machten.

Als sie endlich das Dörfchen am Rande des Eichwaldes erreichten, in welchem Tausende von Fußtapfen ihnen sagten, daß eine bedeutende Anzahl Truppen durchpassirt sein müsse, kam das Dienstmädchen ihnen schon von fern zitternd entgegen und erzählte athemlos, was vorgefallen war. Was die Bestürzte ihnen verworren und in abgerissenen Sätzen mittheilte, lief ungefähr auf Folgendes hinaus.

Etwa zwei Stunden nach der Abfahrt ihrer Herrschaft geht die Magd auf die an den Garten stoßende Wiese, um Gras für die Kühe zu schneiden. Mitten in ihrer Arbeit glaubt sie ein dumpfes Gesumme und Gebrause zu vernehmen, achtet aber nicht weiter darauf, da sie meint, es sei das Rauschen des Windes in den Wipfeln des Eichwaldes. Der Schall von Tritten und raschen Hufschlägen und einzelne Ausrufungen, welche sie hört, erregen eben so wenig ihre Aufmerksamkeit, weil die jungen Pferde des Dorfes häufig auf die Weide neben dem Walde getrieben werden und dort hin und her galoppiren. Nicht lange darauf kommt der neunjährige Sohn eines Hofbesitzers aus dem Dorfe angelaufen und erzählt ihr, daß drüben im Walde viele schwarze Männer sitzen und essen. Er fürchte sich allein zu Hause — seine Eltern und erwachsenen Geschwister seien draußen auf dem Felde. Das Mädchen lacht den Knaben aus, lädt ihn ein, bei ihr zu bleiben, und fährt ruhig in ihrer Arbeit fort. Den dumpfen Donner, den sie bald darauf hört, hält sie für das Grollen eines heraufziehenden Gewitters und eilt in alle Zimmer, um die offen stehenden Fenster zu schließen. Der Knabe geht nach Verlauf einer Stunde fort, und sie begiebt sich in ihr Kämmerchen, um zu nähen. Da schlagen plötzlich lautes Geschrei, Flüche und Waffengeklirr an ihr Ohr, und als sie die Hausflur betritt, stürmt ein Trupp Soldaten durch die nach dem Dorfe zu liegende Thür herein und fordert zu essen und zu trinken. Die zum Tod Erschrockene erwidert, ihre Herrschaft sei ausgefahren und habe die Schlüssel zur Speisekammer und zum Keller mitgenommen. »Zeig' uns nur die Thüren«, ruft da der Eine: »Schlüssel brauchen wir nicht!« Das Mädchen thut in der Angst, was ihr geheißen wird; einige Stöße mit den Gewehrkolben sprengen die Thüren, und die hungrigen und durstigen Soldaten schmausen und zechen nach Herzenslust. Dann ziehen sie lachend und schreiend davon; aber kaum haben sie das Haus verlassen, so stürmt auch schon ein andrer Trupp herein, der sich's ebenfalls gut schmecken läßt und alle genießbaren Sachen mit fortschleppt. Darauf wird's plötzlich still im Dorf; nur aus der Ferne schallen einzelne Schüsse herüber.

Aus diesem Bericht und aus der Beschreibung, welche das Mädchen von den Soldaten machte, schloß der Pfarrer, daß die ungebetenen Gäste Marodeurs von den westfälischen Truppen gewesen waren; über alles Andre wußte die Angstvolle nicht die geringste Auskunft zu geben; sie hatte nur durch die offene Hausthür gesehen, daß die Marodeurs auch in andre Häuser des Dorfes hineingestürmt und in nördlicher Richtung weiter marschirt waren.

Um nähere Erkundigungen einzuziehen, eilte der Pfarrer nach dem Hause des Küsters; allein dieser war schon am Vormittag nach Bremen gewandert, und seine erschrockene Frau konnte keinen Aufschluß über den plötzlichen Kriegslärm geben. In den Bauerhäusern war eben so wenig etwas zu erfahren, da sich die meisten Bewohner derselben noch auf dem Felde befanden, und die wenigen Zurückgebliebenen — meistens alte Leute und Kinder — in ihrer Bestürzung keine Frage an die wilden Gäste zu richten gewagt hatten. Der einen Büchsenschuß vom Dorf entfernt wohnende Förster hätte dem Pfarrer vielleicht Aufklärung zu geben vermocht, da aber neue Truppenabtheilungen im Anzuge sein konnten, so eilte der letztere wieder nach Hause, wo die Seinigen mit Bangen seiner Zurückkunft entgegensahen. Er hoffte, daß der Förster, ein ehemaliger Militär, späterhin selber erscheinen und ihm ausführlich Bericht über die Kriegsscenen abstatten werde.

Der Pfarrer bot all' seine Beredtsamkeit auf, um seine Gattin und Schwester und deren Freundin, die bei der letzteren zum Besuch war, zu beruhigen, richtete aber sehr wenig aus, besonders bei seiner Schwester, die ihre sonstige Fröhlichkeit gänzlich eingebüßt hatte und in wilder Hast hin- und herlief, um ihre Kostbarkeiten zu verstecken; sie behauptete steif und fest, daß gleich ein Haufe »blut- und golddürstiger Feinde« erscheinen und eine allgemeine Plünderung beginnen werde.

Da die Marodeurs alles Genießbare, was sie in Küche, Speisekammer und Keller vorgefunden, verzehrt und sogar einen Korb voll roher Kartoffeln mitgeschleppt hatten, so war es an diesem Abend eine schwere Aufgabe für die Hausfrau, die Hungrigen zu speisen.

Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als durch die Dienstmagd neue Kartoffeln aus dem Garten holen zu lassen, diese zu kochen und ohne irgend eine Zuthat auf den Tisch zu bringen. Im kleinen Pfarrhaus waren eben keine lucullische Mahlzeiten an der Tagesordnung — aber solch ein trocknes Souper hatte es noch nie gegeben und gab es auch nie wieder.

Um die Seinigen auf andre Gedanken zu bringen und zu erheitern, bat der Pfarrer seine Schwester, den „Jubelsenior“ von Jean Paul aus seiner Studirstube zu holen und mit dem gestern unterbrochenen Vorlesen dieses Buches fortzufahren.

Die noch immer gänzlich Consternirte ging in ihres Bruders Zimmer, kam nach einiger Zeit mit einem Buch zurück, schlug es an der Stelle auf, wo sie ein Zeichen fand, und begann mit einer Miene und einem Tone zu lesen, welche deutlich verriethen, daß sie mehr an „blut- und goldbürstige Feinde“ als an Dasjenige dachte, was sie vortrug: „Es ist dem menschlichen Verstand unumgänglich nothwendig, Möglichkeit und Wirklichkeit der Dinge zu unterscheiden. Der Grund davon liegt im Subjecte und der Natur seiner Erkenntnißvermögen. Denn, wären zu dieser ihrer Ausübung nicht zwei ganz heterogene Stücke, Verstand für Begriffe, und sinnliche Anschauung für Objecte, die ihnen correspondiren, erforderlich, so würde es keine solche Unterscheidung (zwischen dem Möglichen und Wirklichen) geben. Wäre nämlich unser Verstand anschauend, so hätte er keine Gegenstände als das Wirkliche. Begriffe . . . . .“

„Aber um Gotteswillen — Luise, was liesest du denn da!“ unterbrach sie hier der Pfarrer, der gleich bei den ersten Worten erstaunt aufgehorcht hatte, mit schallendem Gelächter. Das ist ja Kant's „Kritik der Urtheilskraft!“

Die Zerstreute schlug den Titel auf und sagte halb kleinlaut und halb verwundert: „Ja, wahrlich — es ist Kant's „Kritik der Urtheilskraft.“ Der Einband sieht gerade so aus wie der des „Jubelsenior.“

Das Versehen war bald wieder gut gemacht, und die Schwester des geistlichen Herrn begann mit etwas mehr Sammlung aus Jean Paul's Werke vorzulesen.

Fünf bis sechs Seiten mochte sie etwa gelesen haben, als plötzlich die Hausthür aufgerissen wurde, und kräftige Schritte auf der Flur erschallten.

„Gott steh' uns bei! Da kommt die wilde Horde schon angestürzt!“ rief die Vorleserin erbleichend, indem das Buch ihren Händen entsank.

Der Pfarrer eilte hinaus, trat aber gleich darauf mit einem ehrlichen Bauersmann wieder in's Zimmer, der in einem zwei Stunden entfernten, gegen Südosten gelegenen Dorfe wohnte und requirirt worden war, einen der höheren Officiere der westfälischen Truppen zu fahren. Da derselbe bei seinen Verwandten im Kirchdorf übernachten wollte und von diesen vernommen hatte, daß der Herr Pastor einige nähere Nachrichten über die am Nachmittag vorgefallenen Begebenheiten zu haben wünsche, so war er gekommen, um Alles zu erzählen, was er gehört und gesehen. Sein Bericht erklärte den Zusammenhang der Dinge zwar nicht, bot aber den Bewohnern des Pfarrhauses manchen Stoff zum Lachen dar.

„Der Herr Major oder Oberst oder General, den ich gefahren habe“, hob der stämmige Bauer mit großer Gelassenheit und lächelnder Miene an, „wird die heutige Tour wohl so bald nicht vergessen! Ich bin ein gutmüthiger Mensch und gegen alle Leute gefällig, selbst wenn es Feinde sind; wenn ich aber ohne Grund und Ursache geschimpft und malträtirt werde, so läuft mir die Galle über, und ich thue etwas, woran ich sonst nicht gedacht haben würde. Als die westfälischen Truppen heute Nachmittag in unser Dorf einrückten, wurden sogleich alle Bauern, welche Pferde besaßen, zu Kriegsfuhren aufgeboten. Ich sollte den Commandanten des einen Regiments, den seine Bedienten auch „Herr Graf“ nannten, mit drei Pferden fahren, damit die Sache recht schnell gehe. Während des Anspannens schimpften und stießen mich seine Reitknechte und Bedienten auf eine so unverschämte Weise, daß ich fast meine Peitsche herumgedreht und den frechen Burschen einige Dutzend aufgezählt hätte. Der Herr Graf, der mir gar nicht wie ein rechter Kriegsmann vorkam, machte es nicht viel besser als seine Leute. Weil ich fünf Minuten später anspannte, als er befohlen hatte, schalt er mich einen Dummkopf und einen faulen Esel und rief mir beim Einsteigen in den Wagen zu: „„Fährst du nicht wie der Teufel, so klopf' ich dir dein staubiges Wamms dermaßen aus, daß du vier Wochen lang mit allen Farben des Regenbogens auf dem Rücken herumläufst!““

„„Wart' — du sollst deinen Willen haben““, dacht' ich; „„es kann gar nicht schaden, wenn du ein paar Purzelbäume schießest! Gutes hast du mitsammt allen Deinen Trabanten doch nicht im Sinne!““

„So setzt' ich mich denn auf das vorderste Pferd und schlug so wacker auf meine Thiere los, daß sie wie toll dahinschossen. Der Herr Graf schien ganz wohl zufrieden zu sein und richtete bald diese und bald jene Frage an mich, die ich alle gewissenhaft beantwortete, wobei ich mich jedes Mal auf dem Pferd herumwandte. Als wir nun an einem mit Wasser gefüllten breiten Graben vorüberkamen, und der Herr Graf mich abermals um etwas fragte, so nahm ich die Gelegenheit wahr und fuhr mitten im stärksten Galopp so scharf am Rande des Grabens hin, daß der Wagen mit dem einen Hinterrad hineinschlagen mußte. Dies geschah denn auch mit solcher Kraft, daß der Herr Graf und sein Bedienter kopfüber in's Wasser hineinkugelten — ich saß lange gut auf meinem Fuchs, der nebst den beiden Schwarzen ruhig stehen blieb, als der Wagen umgefallen war. Der Herr Graf und sein Bedienter platschten und prusteten so gewaltig in dem braunen Moorwasser, daß ich mich im Stillen ordentlich darüber freute.“

„„Das habt ihr dafür, daß ihr mich wie einen Hund behandelt habt!““ dacht' ich.

„Ich ließ sie einige Minuten zappeln und fluchen und schreien, stieg dann ab und half ihnen an's Land. Ich hätte bald laut gelacht, als ich sie so pudelnaß und glatt wie Aale vor mir stehen sah, hielt mich aber tapfer. Die Scheltworte und Verwünschungen nahm ich geduldig hin und sagte dem Grafen, er sei an dem Unglück selber schuld, da ich seiner ewigen Fragerei halber nicht auf den Weg und die Pferde habe achten können — das Fahren mit Dreien sei ich nicht gewohnt.“

„Mit Hülfe des Bedienten zog ich den Wagen aus dem Graben, half dem nassen Grafen wieder auf seinen Sitz und jagte dann wie der Teufel weiter. Das Fluchen und Schelten und Knurren aber hörte nicht eher auf, als bis wir nach dem nächsten Dorfe kamen, wo ich fortgeschickt wurde. Des Spaßes halber bat ich mir mit der ernsthaftesten Miene von der Welt ein Trinkgeld aus, hätte aber statt dessen um ein Haar eine Tracht Schläge von dem Grafen und seinem Grobian von Bedienten bekommen, der gemerkt zu haben schien, daß ich nicht so unschuldig an seinem und seines Herrn Bade war, wie ich aussah.“

Nachdem der Pfarrer noch einige Fragen in Bezug auf die Persönlichkeit des westfälischen Officiers gethan, begab sich der Bauer hinweg, um sich im Hause seiner Verwandten von der tollen Fahrt auszuruhen.

Was Niemand den Bewohnern des Pfarrhauses zu sagen vermocht hatte, erfuhren sie endlich durch den Förster. Eine Stunde später that sich plötzlich die Thür auf, und der alte Waidmann trat mit strahlendem Gesicht herein.

„Hurrah! der heldenmüthige Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels und seine tapfre schwarze Schaar sollen leben!“ jubelte er, die Mütze über dem Kopfe schwingend. „Er hat einen guten Vorsprung vor den Westfälingern — die holen ihn nicht mehr ein!“

„Der Herzog von Braunschweig-Oels?!“ riefen mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens der Pfarrer und die Seinigen, welche auf dem abgelegenen Dorf erst sehr spät die Zeitungen erhielten und daher auch noch nichts von dem kühnen Zuge der schwarzen Schaar vernommen hatten. „Ist der Herzog mit seinen Truppen hier gewesen?“

„Ja, der hochherzige Fürst hat mit dem größten Theile seiner Schaar hier eine kurze Rast gehalten“, erwiderte der Förster begeistert. „Ich werde den heutigen Tag nie vergessen, und wenn ich noch hundert Jahre lebte. Was ich gehört und gesehen habe, will ich Ihnen berichten. — Da der Herzog nach dem Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Oesterreich und Frankreich allein mit seiner kleinen Schaar jetzt nichts zur Befreiung Deutschlands thun kann, so hat er sich von der Grenze Böhmens aus bis hierher durchgeschlagen und wird sich, so Gott will, auch weiter bis zur Mündung der Elbe durchschlagen, wo die dort liegenden englischen Schiffe ihn aufnehmen und nach England bringen sollen.“

„Als ich heute Nachmittag grade Flinte und Jagdtasche über die Schulter geworfen hatte und den Wald durchstreifen wollte“, fuhr der Förster nach einer Pause fort, „hört' ich Hufschläge und Waffengeklirr in der Ferne. Neugierig, was für Truppen hier durchmarschiren würden, schritt ich auf die Gegend zu, von welcher die Soldaten kommen mußten. Es dauerte nicht lange, so erschien ein Trupp Cavalleristen, die ich auf der Stelle als die schwarzen Husaren des Herzogs von Braunschweig-Oels erkannte — einer meiner Verwandten am Harz hatte sie mir auf's genaueste beschrieben. Der Führer des Trupps fragte mich, wie dies Kirchdorf heiße, wie weit Bremen und Delmenhorst von hier entfernt seien, ob der Weg nach dem letzteren Ort durch mehrere Dörfer führe, und ertheilte dann einem der Husaren verschiedene Befehle, worauf dieser sein Pferd herumwandte und dem rasch heranziehenden Hauptcorps entgegensprengte.“

„Eh' ich in meinem Erstaunen noch Zeit hatte, darüber nachzudenken, wie die schwarze Schaar so plötzlich hierherkomme, befand ich mich schon mitten unter den stattlichen Kriegern, die meinen freudigen und herzlichen Gruß mit freundlichem Kopfnicken erwiderten und gerade auf mein Häuschen losrückten. Ich marschirte lustig mit und vernahm unterwegs von einem Officier, daß die ganze Schaar im Walde neben meinem Hause eine Weile rasten solle, um ihr Mittagbrot zu verzehren.“

„Auf dem von Unterholz freien Platze vor meinem Garten ward Halt commandirt; die Husaren saßen ab, die Jäger stellten ihre Gewehre zusammen, es wurden Feuer angezündet und Fleisch und Reis von den Wagen geholt, die dem Korps folgten und mit den Lebensmitteln beladen waren, welche das letztere auf seinem Marsch von den Bewohnern mehrerer Städte und Dörfer geschenkt bekommen hatte.“

„Diesen Vorbereitungen gegenüber konnt' ich kein müssiger Zuschauer bleiben. Ich lief in's Haus, ließ Frau und Magd so viele Feuer auf dem Heerde anzünden, als dort irgend Platz hatten, und bat die erstere, das Beste zu kochen und anzurichten, was sie besitze — draußen seien hohe und wackre Gäste — — später solle sie das Weitere hören. Und während die Beiden tapfer an die Arbeit gingen, schleppte ich, was sich von kaltem Braten, Schinken, Würsten, Käse, Bier und Wein in Küche, Speisekammer und Keller vorfand, hinaus in den Wald, wo sich die Schaar bereits gelagert hatte, meine geringe Beisteuer zu ihrem Mittagsmahl mit Dank annahm und meine Fragen nach den Ereignissen der letzten Tage und nach der Richtung ihres Marsches freundlich beantwortete.

„Und als dann endlich die dampfenden Kessel vom Feuer genommen wurden, und die schwarzen Heldengestalten fröhlich ihr einfaches Mahl begannen, während die goldenen Sonnenstrahlen durch die dunkelgrünen Wipfel funkelten und hie und da blitzend über die Säbel und Büchsen glitten — da war mir's nicht anders, als müßt' ich mit den kühnen Gesellen davonziehen und mit ihnen siegen oder sterben!“

„Der Herzog rührte nicht eher etwas an, als bis er sich mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß jeder seiner treuen Krieger reichlich mit Speise und Trank versehen war; dann nahm auch er unter einem hohen Baume Platz und aß. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich den fürstlichen Helden so ruhig in meinem Revier, neben meinem niedern Häuschen sitzen sah, und ich flehte inbrünstig zu Gott, daß er ihn und seine kleine todesmuthige Schaar vor den Legionen der fränkischen Dränger schirmen und glücklich das freie England erreichen lassen möge.“

„Das einfache Mahl war noch nicht beendet, als in der Ferne einzelne Schüsse fielen.“

„„Hurrah! die List ist geglückt!““ rief einer der Officiere. „„Der Major Korfes hat die Westfälinger von unserer Fährte weggelockt und läßt jetzt seine beiden Geschütze gegen sie spielen! Gebt Euch keine Mühe — d e n fangt Ihr nicht!““

„Das Feuern dauerte fort, aber die Schwarzen ließen sich in ihrer Mahlzeit nicht stören. Als aber Alle gesättigt waren, und auch die Pferde ihr Futter verzehrt hatten, brach die ganze Schaar wieder auf, um nach Delmenhorst und Elsfleth zu marschiren. Da ich nicht ganz mitziehen konnte, so wollt' ich den braven Kriegern wenigstens einige Stunden weit das Geleite geben. Ich schloß mich einem Unterofficier an, der alle Kämpfe der letzten Tage mitgemacht und mehrere Wunden davongetragen hatte. Der schilderte mir dann unterwegs mit begeisterten Worten, wie die schwarze Schaar Halberstadt gestürmt und nach hartnäckigem Widerstand genommen habe; wie der Herzog Friedrich Wilhelm in das Land seiner Väter und in die treue Stadt Braunschweig eingezogen und dort mit endlosem Jubel empfangen worden sei; wie er einer doppelt überlegenen feindlichen Macht bei dem Dorfe Oelper die Spitze geboten und dann ungehindert seinen Marsch nach Hannover fortgesetzt habe, wo er in der London-Schenke Mittags offene Tafel gehalten, während die in den Straßen bivouakirenden Reiter und Jäger und Artilleristen von den Bürgern auf's gastlichste mit Speise und Trank erquickt worden seien; wie sich das ganze Corps von da nach Hoya gewandt und die Weserbrücke in derselben Stunde abgebrochen habe, wo der Vortrab der westfälischen Truppen sichtbar geworden sei, und wie der tapfere Major Korfes dann mit einem Detachement nach Bremen gegangen sei, um die Verfolger über die Richtung des Marsches der schwarzen Schaar zu täuschen.“

Die fröhliche Kunde, welche der Förster brachte, ließ die Bewohner des Pfarrhauses all' die ausgestandene Angst vergessen, und sie bedauerten nichts mehr, als daß sie den hochherzigen, kühnen Fürsten und seine tapfere Schaar nicht gesehen hatten und nicht im Stande gewesen waren, den Helden ein Zeichen ihrer Theilnahme und Bewunderung zu geben.

Die einige Tage später eintreffende Nachricht, daß die schwarze Schaar glücklich die hohe See erreicht habe und von dem dort ankernden englischen Geschwader unter dem donnernden Gruß der Kanonen aufgenommen worden sei, erfüllte Alle weit und breit mit herzlicher Freude, besonders aber den wackern Förster, der nicht müde wurde, die Lagerscene im Walde neben seinem Häuschen zu schildern.

Die Eltern des unter Kanonendonner getauften neuen Weltbürgers veranstalteten bald darauf zur Entschädigung ihrer dazumal hungrig davon gewanderten Gäste ein glänzendes Festmahl, bei welchem ein jubelnder Toast auf den mannhaften, edlen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels und seine treue Heldenschaar ausgebracht wurde.

* Berliner Vergnügungen.

Von A. Lücke.

Mühe und Genuß — das ist das Leben in seine beiden Hauptelemente zerlegt. Es mag hier unerörtert bleiben, welchem von beiden die höhere und wichtigere Bedeutung beizulegen ist — wollte man nach dem Ausstattungsglanz und Reichthum der Anstalten, welche der Pflege des Genusses gewidmet sind, urtheilen, so gebührt unbedingt dem Genuß der Vorrang. Nicht nur den höheren Ständen, sondern auch dem gemeinen Manne, der sein Leben in niedrigen, räuchrigen, übelriechenden Wohnzimmern und in russigen, staubigen, schmutzigen Werkstätten und Fabriken zubringt, wird das Vergnügen geboten in glänzenden, mit Malereien, Stuckaturen und Vergoldungen ausgeschmückten Räumen. Die Theater und Concertsäle sind die einzigen öffentlichen dem Genusse geweihten Anstalten, in welchen der Hof und die Spitzen der Gesellschaft erscheinen; demgemäß steht an Pracht und Reichthum der Ausschmückung das königliche Opernhaus allen andern in Berlin voran. Die eigentlichen öffentlichen Vergnügungsörter werden von der »Crême« der Gesellschaft nicht besucht, die Ball- und Gesellschaftssäle der eignen Wohnung ersetzen ihnen deren Stelle. Nur im tiefsten Sommer, wenn eine Nothwendigkeit irgend welcher Art Mitglieder jener Klassen gezwungen hat, ihre Flucht auf die Güter, in die Bäder oder in fremde Länder noch aufzuschieben oder gar zu unterlassen, suchen die freidenkenden Köpfe unter ihnen eine Unterbrechung ihrer Langenweile und Vereinsamung bei den auf der gesellschaftlichen Stufenleiter zunächst unter ihnen stehenden Klassen, welche die Abende im Garten des Kroll'schen Lokals zubringen. Hier unter dem Laubdache der prächtigsten Baumexemplare des Thiergartens, unter Guirlanden und Sternen von Gasflammen, zwischen Statuen, zahlreichen Fontänen, Bosquets und Beeten von natürlichen und Gasblumen wandelt die haute volée und Beaumonde auf und ab, plaudernd, musternd, vigilirend, kokettirend oder der Concertmusik horchend, welche die zahlreich besetzte und vortrefflich eingespielte Engel'sche Capelle ausführt. Drinnen, auf der Bühne im Königssaale ist von 7 bis 9 Uhr Theatervorstellung, und zwar hin und wieder so gute, daß sie gar nicht viel hinter denen der königlichen Oper zurückbleiben würde, wenn man von dieser einige Koryphäen sich hinwegdächte; doch gewinnt es nur ein Theil der Gesellschaft über sich, das wohlthuende Luftbad im Garten mit dem fürchterlichen Schwitzbade drinnen zu vertauschen, zumal das Concert im Garten während der Vorstellung keine Unterbrechung erleidet. Gegen zehn Uhr füllen sich die Räume der Veranda, welche die eine ganze Seite des Gartens entlang läuft, und in welchen fein servirte Tische stehen; der Diplomat, der Banquier, der Garde-Officier, der Künstler, oft auch der gut situirte Student oder Commis, immer aber der Lebemann fordert vom Kellner die Speise- und Weinkarte und überreicht sie der Gattin oder Derjenigen, welche augenblicklich deren Stelle vertritt.

Das ist die eine Seite des Kroll'schen Lokales, jedoch nicht die wichtigste, sowohl in Anbetracht der Baulichkeiten, die hauptsächlich für Vergnügungen in geschlossenen Räumen bestimmt sind, als auch in Bezug auf diese Vergnügungen selbst, in welchen eine Seite der socialen Zustände der Hauptstadt in der ausgeprägtesten Weise zur Erscheinung kommt. Die ungeheuren und mit wirklich gediegener Pracht dekorirten Räume des Gebäudes sind vorzugsweise für Bälle, maskirte und unmaskirte, und ähnliche große Menschenmassen herbeiziehende Festlichkeiten bestimmt und das Publikum derselben, namentlich der Bälle, ist ein ganz anderes, als das im Garten umherwandelnde.

Viel leben, deßhalb schnell leben — das ist die Devise des überwiegenden Theils der hauptstädtischen Existenzen; das Leben bedingt hier im Ganzen genommen mehr Arbeit als anderswo und fordert deßhalb mehr Genuß, und die Steigerung des Einen bedingt immer wieder die des Andern. Da aber im Vergleiche mit der Arbeitszeit die für den Genuß übrig bleibende nur sehr kurz ist, so muß der Genuß potenzirt werden durch Zusammendrängung der größten Menge in den kleinsten Zeitraum, durch Wildheit, Hitzigkeit, Zügellosigkeit und Berauschung. Diesem Bedürfnisse dienen die Bälle im Königssaale des Kroll'schen Lokals. Ein grandioser Raum in prachtvoller, durch Malerei, Plastik und Vergoldung gehobener Architectur, über welche sich aus fünf Kronenleuchtern und zahlreichen andern Flammen ein Meer von Licht ergießt, nimmt den Gast auf; den Raum umkränzt und belebt eine Fülle weiblicher Gestalten, unter denen viele durch Schönheit, durch interessante, Manches verrathende und Manches verschleiernde Physiognomie, durch gluthvolle Blicke, durch zierliches, gewandtes, degagirtes Wesen, fast alle durch Jugend und möglichste Entfaltung jugendlicher Reize zum Genusse anregen. Die köstliche, vom vollzähligen Concert-Orchester und unter Leitung ihres Oberdirigenten ausgeführte Musik läßt die Tänze ertönen mit ihrer üppigen Melodik, ihren an- und aufregenden Rhythmen und ihrer alle Tiefen der Sinnenwelt durchschauernden Harmonisirung. Die Annäherung zwischen den beiden Geschlechtern ist leicht und zwanglos, der Wirbel des Tanzes, die nahe Berührung, die Gleichheit der Zwecke und Gefühle vermittelt schnell Sympathie und Bekanntschaft. In der Pause um Mitternacht geht es zu Tische; die Kellner fliegen, die Champagnerstöpsel knallen, die Gläser klingen, die Bonmots kreuzen sich, das Lachen schallt hinüber und herüber, und die Ausgelassenheit durchbricht zuweilen die schon weitgestellten Gehege des Tafel- und Ballherkommens. Um zwei Uhr beginnt der Tanz von Neuem, und die Gesellschaft, schon mehr zu bestimmten Paaren constituirt, begiebt sich noch einmal in seinen Wirbel mit erneuter Gluth, jedoch geringerer Ausdauer. Namentlich ein Theil der Gesellschaft, der weisere oder blasirtere oder gewiegtere, tritt allgemach den Rückzug an, um den Rest der Nacht zu retten für die Ruhe oder — für die Fortsetzung des Genusses.

Die Logen des Saales sind theils von exclusiveren Genußmenschen, die jedoch zur Ballgesellschaft gehören, besetzt, theils von Gesellschaften und Familien, welche Neugier oder Vergnügen an dem bunten Wirbel dieser Welt hierherzieht, und deren weiblicher Theil wenigstens nicht daran denken kann, selbstthätig sich an dem Vergnügen unten zu betheiligen; der Himmel mag wissen — und der Beobachter kann es errathen, und Manche hat es selbst schon verrathen — in welchem Grade dennoch Viele daran denken, mit welchem Unmuthe sie der Schranken gedenken, mit welchen Stand und Anstand ihre eigene Bewegung umengen. Sie sehen vor sich eine Gesellschaft, ungefähr gekleidet und ungefähr in derselben Art sich benehmend, wie diejenige, inmitten welcher sie selbst leben, sie wissen aber nicht, oder doch nicht im ganzen Umfange der Wirklichkeit, welches Einsatzes Gewinn jene Freiheit und jener feurige Genuß ist, sie haben auch keine Idee von der rasenden Schnelligkeit, mit welcher die Blüthen jener Freuden hinwelken und abfallen, ähnlich gewissen Prachtblumen tropischer Sumpfgegenden.

Es ist also ausgesprochen, daß das Damenpublikum der Kroll'schen Bälle überwiegend der höheren und höchsten Demi-monde angehört — um mich einer allgemein angenommenen Benennung zu bedienen, die jedoch in sehr wenigen Beziehungen auf den damit gemeinten Theil der Berliner Gesellschaft paßt. Berlin besitzt in ihm nur einen sehr blassen Abklatsch des Pariser Lorettenthums, und ich glaube, die deutsche Hauptstadt befindet sich verhältnißmäßig sehr wohl bei dieser unendlichen Inferiorität unter dem französischen Babylon. Es kommen in der Sphäre einzelne Fälle von glänzenden Carrieren vor, aber eben nur einzelne Fälle, so daß deren Heldinnen keinen wesentlichen, auch nicht einmal einen merklichen Bruchtheil der Gesellschaft ausmachen können.

Ganz anders ist es hier mit dem sich tummelnden Männerpublikum. Es besteht aus der genußbedürftigen Jugend aller höheren Stände und aller Altersklassen derselben; die glänzend schwarze und

blonde Fülle der Locken, der knappe Haarschnitt bei schon melirtem Charakter des reiferen Mannesalters, die kunstreiche Vertheilung einzelner Haarbüschel über die ganze Wölbung des Schädels, selbst das ehrwürdige Silber stellt hier seine Repräsentanten. Gewisse Gestalten zeichnen sich ab von dem Grunde des Bildes, welchen das Gros der Gesellschaft bildet; die einen zeichnen sich aus durch ungesuchte, geschmackvolle Eleganz der Toilette, durch sichres Auftreten und Umsichsehen und durch wirkliche Feinheit in den Bewegungen; die andern durch auffällig fashionablen Schnitt der Kleidung, durch schwere goldne Uhrketten und weithin sichtbare Busennadeln, durch äffische Nachahmung der Manieren der vornehmen Welt, durch ungeschickte, beleidigende Vertraulichkeit gegen den weiblichen Theil der Gesellschaft; wieder andere durch geringschätzende Miene, durch Nonchalance in Gang und Rede, augenscheinlich darauf berechnet, den auffallenden Unterschied zwischen aristokratischer und gemeiner bürgerlicher Bildung zu veranschaulichen. Die häufigen Begrüßungen, sowohl von Seiten des männlichen als weiblichen Theils der Anwesenden kennzeichnen diese Gestalten als Habitués der Kroll'schen Tanzfeste. Da ist der seit einigen Jahren berühmt gewordene Künstler H. N. Seine eleganten und doch nicht ganz eines tieferen Werthes entbehrenden Werke haben ihm schnell einen bedeutenden Platz in der Kunstwelt und eine große Beliebtheit unter den höhern und höchsten Ständen verschafft. Er ist in Paris und Rom gewesen, und seine äußere weltmännische Bildung ist eine um so gewinnendere, als ihr eine wirkliche innere zu Grunde liegt; dazu sein reiches dunkles Haar, sein glänzendes, ein wenig stechendes Auge, seine wohlgebildeten, interessanten Gesichtszüge — ist es ein Wunder, daß in den Salons nur e i n e Stimme über seine persönlichen und künstlerischen Verdienste herrscht? Obschon in der Mitte der dreißiger Jahre, hat er es noch nicht über sich vermocht, sich unwiderruflich zu fesseln; der Sinn für Abwechslung scheint stark bei ihm ausgebildet zu sein. Oft verläßt er noch zehn oder elf Uhr den Salon des Präsidenten oder Banquiers, wirft sich in eine Droschke und fährt hinaus zu Kroll. Seine Eigenschaften haben hier denselben Curs wie dort, sie erhalten hier noch ein wirksames Relief durch die splendideste Bewirthung, die er dem ihm befreundeten Kreise angedeihen läßt.

Eine andere hervortretende Erscheinung, James B . . . ., ist der Sohn eines der reichsten jüdischen Banquiers; (der Berliner jüdische Banquier, noch mehr seine Gattin geben dem so apart und vornehm klingenden englischen und französischen Vornamen den Vorzug vor dem ordinären deutschen und vor dem so jüdisch klingenden jüdischen). Auch er genießt eines weit verbreiteten Rufes in der Stadt, indessen nicht auf dem Gebiete der Kunst oder Liebenswürdigkeit, sondern auf dem der dummen Streiche. Auch er war vielfach auf Reisen, aber sonderbarer Weise kehrte er stets zurück auf derselben Stufe der Erkenntniß, auf welcher er sich bei seiner Abreise befand. Seine eingestandene Leidenschaft ist, von sich sprechen zu machen. Ob er Versuche gemacht hat, diesen Schmerz großer Seelen durch g e s c h e u t e Streiche zu mildern, ist nicht bekannt geworden; jedenfalls hat er aber seinen Zweck erreicht, denn es wird in der Stadt sehr viel gesprochen und gelacht über seine Dummheiten. Er unterhält Damen vom Ballet, großmüthigerweise unter Verzichtleistung jeder Art von Erkenntlichkeit dafür, nur um seines Rufes willen; er giebt seinen Freunden und Freundinnen ein Ballfest in einem der ersten öffentlichen Lokale; sein Vater erfährt zufällig davon kurz vor dem Beginne desselben, sperrt ihn zu Hause ein, und die Gesellschaft amüsirt sich, ohne groß Notiz von der Abwesenheit des Wirthes zu nehmen; er erzählt in guter Gesellschaft anstößige Anekdoten und amüsirt sich köstlich bei der Verlegenheit der Damen und glaubt sich bekomplimentirt, wenn ihn später die Männer einen frechen Kerl nennen; er schreibt oder läßt sich eine Brochüre schreiben, welche eine Verherrlichung der napoleonischen Politik enthält; ich habe nicht erfahren, ob ihn die dafür eingeernteten Witze des Kladderadatsches und das Dankschreiben des Kaisers entschädigt haben für das Nichterlangen des rothen Bändchens. Seine Anziehungskraft im Bereiche der Krollschen Bälle ist eine noch stärkere oder vielmehr vielseitigere als die des bloß liebenswürdigen und freigebigen Gentlemans. Er setzt seinen Stolz darein, daß er so viel Geld wie möglich und mit so vielem Aufsehen als möglich fortwirft, während Jener die Angelegenheit des Bezahlens nur als ein Anhängsel des Genusses betrachtet, nicht der Beachtung werth, und für die Beseitigung dieser Förmlichkeit nur die nothwendige mechanische Bewegung des Armes und der Hand übrig hat. Er fühlt sich um so geehrter, je größer der Schweif seines Anhanges ist, während jener mit feinem Takte die ihm nicht zusagenden Elemente aus dem Kreise seiner Umgebung fern hält.

So genießt das Westende Berlins. — So auffallend die östlichen Theile der Stadt in ihrer Physiognomie abweichen von den übrigen — in den entlegneren derselben glaubt man sich in eine ganz andere Stadt versetzt — so sehr sind auch im Aeußeren und im Wesen die Vergnügungen der hier wohnenden Menschen andre. Die meisten Vergnügungslokale dieser Gegend drängen sich zusammen zu beiden Seiten der Lindenallee, welche nach dem Dorfe und Lustorte Pankow und dem königlichen Schlosse Schönhausen mit seinem reizenden Parke führt. Seit der Einführung des baierischen Bieres sind dort neben den schon vorhandenen Gesellschaftsgärten eine Menge zum Theil großartiger Bierlokale entstanden mit großen Gärten für den Genuß des Getränks im Freien. Man glaubt sich in München zu befinden, beobachtet man die ins Wunderbare gehende Biervertilgung an diesen Orten, und auch das Treiben der hier verkehrenden Bevölkerung an schönen Sommertagen unterscheidet sich wenig von dem süddeutscher Hauptstädte. Vom Nachmittage an zieht ein starker Strom von Menschen, namentlich von Frauen und Kindern, aus den Thoren jener Stadttheile, doch reicht ihre Zahl, auf so viele Gärten vertheilt, noch nicht hin zur Füllung derselben. Erst gegen Abend, wenn die Männer ihre Berufsgeschäfte beendet haben, füllen sich Gärten und Säle bis auf den letzten Winkel. Scheibenschießen mit der Windbüchse, Billard- und Kegelspiel, Maschinen, welche auf einem Zifferblatte die Kraft eines Faustschlages, das Gewicht eines Menschen oder seine Hebekraft anzeigen, Lotteriebuden, Schaukeln verschiedener Art bringen Abwechselung in das Treiben. Billige Leckerbissen, Blumensträuße, Schmucksachen und kleine Industrieerzeugnisse werden von Kindern zum Verkaufe ausgeboten, und die Waare, so schlecht sie ist, findet immer Absatz bei den jungen Männern, die ihr Schätzchen bei sich haben, für dessen Beschenkung immer noch eine kleine Summe über den eigentlichen Vergnügungsetat abfällt. Das Anfangs etwas stille Treiben wird immer lauter mit dem Vorschreiten der Zeit und mit dem Steigen der Zahl der geleerten Seidel. Hier demonstrirt ein Handwerker, der auf Zeitungslesen hält, einem Collegen, der sich ohne dieses Bildungsmittel durch die Welt schlägt, die Nothwendigkeiten der neuesten politischen Situation; ein anderer über Berufsangelegenheiten sich Ereifernder zeichnet zur Veranschaulichung seiner Behauptungen mit Kreide eine Ansicht des besprochenen Gegenstandes auf den Tisch; dort sitzt ein älterer Schulmann schweigend inmitten seiner zahlreichen und sich lebhaft unterhaltenden Familie; er giebt Tag für Tag zehn Unterrichtsstunden, die eine Hälfte an seiner Schulanstalt, die andere privatim. Zehn Stunden hat er für Geld gesprochen, soll er nun noch drei Stunden umsonst sprechen? Sein Genuß ist also Schweigen; dort hält ein Literat einen gewichtig ernsten Vortrag vor einem kleinen Kreise von Leuten, deren Aeußeres durchaus nicht auf literarische Bildung schließen läßt. Seine gedruckten Arbeiten finden wenig Leser, um so größer ist seine Genugthuung, hier einen Zuhörerkreis zu finden, deren Ohren seine Ideen wie eitel salomonische Weisheit klingen. An dem einen Tische klappern Dominospieler, an dem andern schweigen Sechsundsechzigspieler, an dem dritten sitzen vier unermüdliche Solospieler, welche das Fallen einer jeden Karte mit lauten Ausbrüchen der verschiedensten Empfindungen begleiten. Wie gesagt, wird die Gesellschaft zwar manchmal etwas laut, aber selten überschreitet sie die Grenzen des Anstandes. Deßhalb benutzen auch Familien der gebildeteren Stände von Kaufleuten, Lehrern, Künstlern, Beamten u. s. w. die Gelegenheit, um ohne große Kosten vereint den Abend in einem Vergnügungslokale zuzubringen. Die Sitte, daß Frauen und Töchter Bierlokale besuchen, existirte früher in Berlin nicht, ist aber jetzt allgemein angenommen, und man wird nicht zu dreist schließen, wenn man annimmt, daß der ungleich bessere Ton, der jetzt an dergleichen Oertern herrscht, der Anwesenheit der Frauen zuzuschreiben ist. — Laut, lustig und harmlos, wie das ganze Zusammensein war, ist auch das Nachhausegehen.

Gegen zehn Uhr beginnt der Rückgang des Menschenstroms nach der Stadt, in größeren und kleineren Gruppen und in Paaren unter Singen, Lachen, Zurufen und Abschiednehmen. Die Bewegung dauert bis Mitternacht; die letzten hartnäckigen Schwärmer, in der Regel eigentliche Bierbrüder, zwingt das Auslöschen des Gases zur Aufgabe ihres behaglichen Postens.

* Paris.

Aus den Jamben von Barbier.

Ein Pfuhl, ein Höllenpfuhl ist auf dem Erdenrunde,
Man nennet ihn Paris, ein Loch mit weitem Schlunde,
Ein tiefer Abgrund ist's, wo Stein auf Stein sich häuft,
In welchem schmutziggelb ein Wasser dreifach läuft,
Ein rauchender Vulcan, der immer tobt und grollet,
Durch den die Lavafluth der Menschenmasse rollet,
Ein Ort, der jeglicher Verderbniß sich erschließt,
In den ein jedes Volk den Koth der Sünde gießt,
Und der von Zeit zu Zeit, wenn voll er bis zum Rande,
Aufschäumend überquillt und fluthet durch die Lande. —

Das ist das schmutz'ge Loch, vor dem die Sonne zagt,
In das sie selten nur mit ros'gem Fuß sich wagt;
Dort ob dem Häusermeer, gehüllt in Nebeldüfte,
Zieht dumpf bei Nacht und Tag ein Summsen durch die Lüfte,
Dort schläft man nie, und dort ist stets das Hirn gespannt
Straff wie die Bogensehn' in eines Schützen Hand;
Für drei lebt einer frisch, und aus den Lustgelagen
Wird ohne Sacrament man in sein Grab getragen.
Der Kirchen heil'ger Bau, der ob den Häusern thront,
Zeigt nur noch an, daß einst ein Gott darin gewohnt.

Wie mancher Altar, der dort stand, ist hingeschwunden,
Wie mancher Stern erbleicht, der nie sein Ziel gefunden,
Wie mancher neue Cult, eh' er entfaltet, starb,
Wie mancher Tugend Frucht, eh' sie gereift, verdarb!
Wie hat sich dort gekreuzt die Spur der Todeswagen,
Wie manche Größe lag zertrümmert und zerschlagen,
So bald Empörung sich erhob in dumpfer Wuth
Und blutig Schlag auf Schlag die Wolke sich entlud.
Wie hat sich dort der Mensch ohn' allen Halt im Leben
Der blinden Gier nach Gold wahnsinnig hingegeben!

Weh! Weh! Jetzt, wo der Sturm schon tausend Jahre währt,
Wo Wuth und Wahnsinn rings das schöne Land verheert,
Wo manches Scepter brach in wildbewegten Tagen,
Wo mancher stolze Thron vom Volke ward zerschlagen,
Jetzt trifft auf's Neu' die Zeit, die nimmer Mitleid kennt,
Das alte wilde Roß, das durch den Erdkreis rennt,
Das Städte niederwirft mit seines Hufes Schlägen,
Dem selbst mit seiner Pracht das üpp'ge Rom erlegen,
Nachdem es unterwegs beinah' zweitausend Jahr,
Noch einen Abgrund, schwarz wie der der Römer war.

Stets ist's derselbe Lärm, desselben Wahnsinns Walten,
Stets ist von gleicher Wuth das schöne Reich zerspalten,
Von Senatoren stets derselbe blasse Kreis,
Der Ränkeschmiede feig verächtliches Geschmeiß.
Nur Hohn für Priesterwort und heilige Gesänge,
Nur eitle Lust am Spiel und leerem Schaugepränge,
Dieselbe Schwelgerei, dieselbe Lüsternheit,
In Fleisch und in Gebein nur Sittenlosigkeit,
Derselbe Uebermuth, desselben Lasters Fluthen,
Doch nicht Italiens Form und seines Himmels Gluthen!

Ja, das Pariser Volk, der Bub' ist's, fahl und bleich,
Hinfällig, einem Ton an schmutz'ger Farbe gleich,
Der Bursch, der immer schreit, der in der Straßen Runde
Umher sich treibt und pfeift, der bald die mag'ren Hunde
Mit seinem Stocke schlägt, bald an die Häuserwand
Ein schmutzig' Schandbild malt mit unverschämter Hand;
Er speit die Mutter an, er fleht zu keinem Gotte,
Des Himmels Name dient zum Hohn ihm und zum Spotte,
Im Kleinen malt sich hier die Sittenlosigkeit
Auf fünfzehnjähr'ger Stirn, vom Alter schon entweiht. —

Und dennoch ist er brav beim Blitzen der Kanone,
Wie'n alter Grenadier zerbeißt er die Patrone,
Er stürzt sich mit dem Ruf der Freiheit in die Schlacht
Und hat im Fallen noch auf Würd' und Anstand Acht;
Doch wenn vor seiner Thür des Aufruhrs Trommeln schallen,
Dann ist er alsogleich vom bösen Trieb befallen.
Sieh, wie er dort sich in die wilde Bande steckt,
Die meut'risch aus dem Schlaf den ruh'gen Bürger schreckt!
Er heult und schreit, die Stirn von Staub und Schmutz umzogen,
Und sendet Fluch und Stein hinauf zum Himmelsbogen.

Volk von Paris, du Volk, verdorben im Gemüth,
Das zu bewegen Stein und Eisen stets erglüht,
Du Meer, das Fieberangst durch seiner Wellen Schlagen
Bei Allen stets erregt, die eine Krone tragen,
Das kühn drei Tage lang den Himmel stürmen will
Und dann herab sich senkt, beruhigt, sanft und still,
Du einzig Volk, in dem sich wunderbar verbünden
Mit kühnem Jugendschwung des Lasters reife Sünden,
Du Volk, das spielend sich in Tod und Unheil flicht,
Die Welt bewundert dich, doch sie begreift dich nicht!

Adolf Laun.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Die Heimath der Frau. Von Ottilie Wildermuth. — Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen. Von Hermann Brensing. — Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim am Rhein. Von W. Franck. — Biographieen und Autographen zu Schillers Wallenstein. Von J. F. Heß. — Deutsche Weihnachtslieder. Eine Festgabe von Karl Simrock.

— * Der vierte Band der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus erhält durch eine in Kurzem erscheinende Abtheilung seinen Abschluß. Der Band behandelt die Unterdrückung der Revolutionen in Italien und Spanien zu Anfang der Zwanzigerjahre.

— * Ein weiterer Band von Theodor Mundts „Italiänischen Zuständen“ ist ausgegeben; er hat den Nebentitel „Rom und Neapel.“

— * Der von Berthold Auerbach herausgegebene Volkskalender, dessen letzter Jahrgang die Geschichte von der Geburt Schillers enthielt, ist aus dem Cotta'schen Verlag in den von Ernst Keil in Leipzig übergegangen und soll dort in diesen Tagen neu mit Illustrationen von Kaulbach und Scholz und mit Beiträgen von Gerstäcker, Sigismund und Andree erscheinen.

— * Die vierte Lieferung der neuen sehr bereicherten und verbesserten Auflage des Fremdwörterbuches von Heyse ist ausgegeben; sie enthält die Artikel von „Intermezzo“ bis „Ocean.“

— * Einer Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung“ aus Rom zu Folge ist die hier in Bremen bei C. Schünemann erschienene Broschüre „Rom und die Nationen“, die wir in Nr. 24 unseres Blattes besprochen haben, vom Papst auf den index librorum prohibitorum gesetzt. Um so weniger dürfte demnach der Verfasser derselben, der sich bisher nicht genannt hat, sich weigern, auch mit seinem Namen für seine protestantischen Anschauungen einzustehen; und wir tragen deßhalb kein Bedenken als Autor der Schrift unsern Landsmann, Dr. W. Kesselbach, zu bezeichnen, der nach längerem Aufenthalt in Süddeutschland jetzt in seine Vaterstadt zurückgekehrt ist. Auch das Sonntagsblatt verdankt ihm einige schriftstellerische Mittheilungen.

— * In Wien ist ein Verein zum Zweck der Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller und Journalisten begründet und Concordia betitelt worden; zum Präsidenten wurde Franz Schuselka gewählt.

— * Die Dichter-Denkmäler in Weimar haben nun endlich auch ihre Inschrift erhalten. Unter dem Doppel-Standbilde steht: „Dem Dichter-Paar Goethe und Schiller das Vaterland“, unter Wieland: „Dem Dichter Wieland, geboren 5. September 1733, gest. 20. Juni 1813, das Vaterland.“

— * Die Intendantur der Hoftheater in Berlin hat in der Person eines Herrn Woworski einen jungen Tenor aufgefunden und ausbilden lassen, der Außerordentliches verspricht. Ernst Kossak schreibt über ihn: Der talentvolle angehende Künstler hatte als Robert in Meyerbeer's gleichnamiger Oper verhältnißmäßig einen glänzenden Erfolg. Einer guten Schule anvertraut, zeigt sein Organ keine jener Unarten, ohne welche gegenwärtig fast kein Tenorist die Kinnladen bewegt. Seine Stimme ist von reinem Brustklange, die Aussprache makel-

los deutlich, die Technik zwar noch nicht virtuos zu nennen, aber doch hinreichend für viele umfangreiche Partieen, und das Spiel gesund und von natürlichem Anstande getragen. Diese schätzenswerthen Eigenschaften erwarben dem Neuling rasch eben so viele Freunde, wie seine Freiheit von leidigen Manieren. Wenn also der junge Sänger an die nächsten Partieen denselben Fleiß wendet und sich namentlich vor dem modernen Brüllsange seiner Collegen hütet, kann er einst eine glänzende Carriere in Deutschland machen.

— * Das Programm der Schillerfeier in Leipzig und Gohlis ist das folgende: Zur Vorfeier am 9. November wird u. A. ein zu dieser Gelegenheit von Theodor Apel eigens gedichtetes, eine Episode aus dem Leben Schillers behandelndes Drama aufgeführt werden; am 10. November, dem Geburtstage Schillers, werden Vormittags mehrere Feierlichkeiten und Abends im Stadttheater die Darstellung einer Schiller'schen Tragödie (nebst Prolog von Hermann Marggraff) Statt finden, für die man sich auf die Mitwirkung einiger Theater-Notabilitäten von auswärts Rechnung macht, und der noch eine öffentliche Feier folgen soll; auf den 11. Novbr., den Tauftag Schillers, sind die hergebrachten Feierlichkeiten in Gohlis, die musikalisch-declamatorische Festfeier und die Festtafel angesetzt.

Klaus Groth und die Erzählung „Trina".

* **Bremen, 20. Septbr.** Die Dichtungen von **Klaus Groth** finden eine immer allgemeinere und über die deutschen Grenzen hinausgehende Anerkennung und Verbreitung. Während ein englischer Schriftsteller mit einer Uebersetzung der Erzählung „Trina" beschäftigt ist, steht die Veröffentlichung einer französischen Bearbeitung der kleineren Gedichte im „Quickborn" durch R. Reinhart bevor, und in einer dänischen Monatsschrift begegnen wir einer ausführlichen Charakteristik der Groth'schen Poesie, die gerade hier unter den obwaltenden Verhältnissen bezeichnend ist. Von der französischen Uebersetzung berichtet Dr. H. **Sloman**, ein in Paris lebender Privatgelehrter, in einem Büchlein, welches er „Leichte Blätter" betitelt hat. (Kiel, Schwers.) Nächstdem redet der Verfasser von der „Trina." Da dieselbe in d. Bl. noch nicht näher besprochen wurde, so mögen einige der Bemerkungen **Slomans** hier mitgetheilt werden. „Wollen Sie mir gestatten, den Eindruck zu beschreiben, den Groth's eben erschienener Roman, Trina, auf mich gemacht hat, so seien Sie gefaßt auf Lob. Denken Sie daran, was in Paris Romane sind, wie hier in weniger als einem Jahr die zwölfte Auflage der Fanny erscheinen konnte, der Geschichte einer verheiratheten Frau, die ihrem jungen Geliebten, der eifersüchtig auf ihren Mann ist, verspricht, in Keuschheit mit ihrem Ehemanne zu leben, und die von ihm überrascht wird, das Versprechen gebrochen zu haben. Elf Auflagen habe ich unbeachtet gelassen, endlich öffnet man doch ein Buch, das Jeder um uns herum gelesen hat. Groth's Trina gehört aber, wie nicht zu diesen, so auch nicht zu den Romanen, die dem ersten Liebesblick, dem love at first sight, unbedingt und immer die Herrschaft über die ganze Zukunft des Menschen einräumen, also nicht zu den Romanen, in welchen ein Schicksal die Seele trifft und sie, ohne daß ihr eine Selbstbestimmung zuerkannt wird, entweder zum Abgrund oder zum Ziele führt, sondern zu den Romanen, in welchen eigenthümliche Anlagen beschrieben und gerade in dem Augenblick dargestellt sind, in welchem sie durch Schwanken und Zaudern zu festen Willensentschlüssen werden, die vereint mit dem Schicksal den Menschen bestimmen und umstimmen. Das ist ja nicht der menschliche freie Wille, dies oder jenes auszuwählen mit verständiger Berechnung und Ueberlegung, sondern daß wir den Grad von Liebe und Selbstliebe, von Allgefühl und Einzelgefühl, zu dem wir durch frühe Gewohnheit, Erziehung und Sitte, vielleicht selbst durch Geburt, in welcher ja der Einheit und das All zusammenwirken, geführt werden oder geschaffen sind; hierin zeigt sich der freie Wille, daß wir diesen unsern Wärme- und Kältegrad umstimmen können und uns selbst trotz unserer Neigungen und Prädilectionen umändern. Trina ist noch sehr jung, aber doch läßt der Verfasser, wie ich glaube sehr richtig, sie fast überall ungehindert von Vater und Mutter sich bewegen. Das vorläufige Gelingen einer strengen Erziehung — man denke an das französische Pensionswesen — und die von Eltern und Vormündern geregelte und ängstlich gestützte Bewegung einer jungen Seele sind kein Gegenstand für künstlerische Darstellung. Wir sehen in Trina die freie Entwicklung eines tiefen, innig weichen Wesens gegenüber von gewöhnlichen, sie nicht gebieterisch bestimmenden Umständen. . . . . . Wir sehen die Trina nur während vier Monate, aber in dieser kurzen Zeit doch wie in einem Traumbild im zitternden Zustand ihr ganzes späteres und ihr vergangenes Leben, und auch die guten Empfindungen der anderen Menschen. Unedles ist in Groth's Roman nicht genau geschildert, bisweilen, z. B. S. 39, vermieden. Ich hörte einmal einen guten Menschen nach Lesung eines Romans, in welchem Mißgunst und Bosheit nicht selten als die Motive dessen, was geschieht, gefaßt waren, unzufrieden sagen: nein! wenn es so in der Welt aussieht, so möchte ich lieber mich todtschießen. Groth hat wohl auch so den Glauben an das Gute, als ob es in dieser Welt und unter uns wohnte, und von Denen auch gefunden werden könnte, die es suchen. Es hat der Roman auf mich einen andern Eindruck gemacht, als Romane, in denen Katastrophen, heftige Ueberraschungen, zwingende Umstände sich finden, wie ich glaube einen dauernden, ich möchte sagen einen deutschen Eindruck."

— Der dänische Verfasser jener oben erwähnten Kritik hebt unter den Eigenschaften des Dichters besonders die Klarheit und Vielseitigkeit der Charakterschilderung hervor. „Mit wenigen kräftigen Strichen kann Groth eine Figur malen, so daß sie leibhaftig vor Einem steht, und auf der andern Seite, wo es tiefern Seeleninhalt zu entfalten gilt, kann er, ohne Analyse, nur durch den Gang der Erzählung und durch die eigenen Worte der Betreffenden nach und nach das innerste Wesen des Menschen mit steigender Fülle und Klarheit sich offenbaren lassen, gerade so wie es stets in der Wirklichkeit geschieht. In Betreff der Letzten ist die Erzählung „Trina" ein kleines Meisterwerk. In der Hauptperson hat er das schönste Bild natürlichen Liebreizes und kindlicher Unschuld dargestellt, welches tiefen Sinn und Verstand in einem still-munteren Wesen birgt, und er hat so wohl diesen Charakter mit andern verschiedengearteten, namentlich der kleinen lustigen, aber unbedeutenden Mathilde, der überspannten, unglücklichen Düveke, der bieder-verständigen Wiebe und endlich Mutter Meth mit der Ueberlegenheit des Alters, Verstandes und der Herzlichkeit zu contrastiren gewußt, daß man mitten unter diesen Menschen gelebt zu haben glaubt und in ihnen volksthümliche Typen zu sehen gezwungen wird; denn das allgemein Weibliche in ihnen hat ein so bestimmtes Gepräge der Natur des Volkes und Landes, daß man es sich gar nicht möglich denken kann, ihres Gleichen anderwärts zu finden. Dasselbe ist der Fall mit verschiedenen männlichen Charakteren in derselben und in andren Erzählungen, so mit dem Vater der Trina, einem ächten Marschbauern, sinnig und schlau, aber redlich, verständig und mit warmem Herzen, obgleich er anscheinend an nichts Anderes als an sein Geschäft denkt, mit dem mehr aufgeweckten, begeisterten Baumeister Wulpert u. A. m., unter welchen wir jedoch den Detlef in der Erzählung selben Namens hervorheben müssen, welcher ein schönes Ideal eines tüchtigen und unerschrockenen Bauerburschen ist, und Peter Kunrad, den häßlichen, ungeschlachten Burschen, den die Liebe zu der jungen Schauspielerin zum Manne und unglücklich macht, so daß er vor Schmerz stirbt. Aber um die mehr idealen Gestalten herum bewegen sich in bunter Mannichfaltigkeit die barocksten und doch naturwahren Personagen, so wie der Bettler in „Trina", der stets die zehn Gebote herplappert — wer kennt nicht derartige Herumtreiber auf dem Lande und in kleineren Städten —; der versoffene Hans Schander im Gedichte desselben Namens (welchem Robert Burns' Tam o Shanter zum Vorbilde gedient hat); der alte David in „Peter Kunrad", der allerlei Dinge studirt, unter Andrem Alterthümer, und 14 Tage lang in den Gräben an der Landstraße nach den Ruinen des Schlosses Tielenburg gräbt, welches die Ditmarschen in alten Zeiten zerstörten; „de ole Kaptein" in „Detlef" mit seinem Seemannswesen; die Bewohner des Armenhospitals, welches er ergreifend mit einer Rumpelkammer vergleicht oder einem Winkel des Bodens, wo man allerlei, alte, zerbrochene und abgelegte Gegenstände aufbewahrt; die Schuhmacher von Heide, die Sonntags nach Fiel spazieren um zu fischen und nach mancherlei Widerwärtigkeiten einen Frosch und einen ertrunkenen Hund fangen, worauf sie, um nicht von ihren Frauen Scheltworte hören zu müssen, Fische kaufen und heimbringen, sowie gar viele andere Figuren, alle mit einem Leben und einer Anschaulichkeit gezeichnet, wodurch er an die Schöpfungen der besten niederländischen Genremaler erinnert. Bei dieser naheliegenden Vergleichung gewahrt man inzwischen eine Eigenthümlichkeit an Klaus Groth, welche man besonders beachten muß. Während die berühmtesten niederländischen Maler, wie z. B. Teniers, Ostade, Rembrandt, sich augenscheinlich mit einem gewissen cynischen Wohlbehagen in das Schmutzige und Rohe vertiefen, welches meist unverhüllt im Leben des gemeinen Mannes zum Vorschein kömmt, zumal in seiner Lustigkeit, ist Klaus Groth über alles Derartige erhaben. Das hat seinen Grund nicht darin, daß er sich scheut die Menschen zu schildern, wie sie sind; aber er fällt während der Schilderung mit gutmüthiger und doch eindringlicher Ironie sein Urtheil über alle Verkommenheit und Tölpelhaftigkeit, während andere Dichter, welche die plattdeutsche Sprache zu benutzen versucht haben, gerade an dem Unedeln ihr Vergnügen fanden, weil hier doch die Möglichkeit einer kräftigeren Komik war, als die hochdeutsche Sprache ausdrücken kann. Was Klaus Groth vor dieser Verirrung bewahrt hat und dadurch gerade seinen Witz erhöhte, wo es darauf ankömmt das Komische darzustellen, ist inzwischen offenbar nicht nur sein eigener Edelsinn, sondern auch eine Eigenschaft bei eben demselben Volke, welches er schildert. Es ist über dem Wesen dieser Bauern, so wie sie in seiner Darstellung erscheinen, trotz ihrer ungeschliffenen Manieren und ihrer derben, mitunter mehr als derben Rede, eine ganz eigene **Würde** ausgebreitet und ein Anstand, welcher mitunter in aller seiner Einfachheit sogar einen imponirenden Eindruck hervorbringt (z. B. bei dem Baumeister Wulpert, bei dem alten Geertohm in „Twischen Marsch un Geest", bei dem Großvater in dem schönen Idyll „De Sünndagmorgen"). Man merkt überall die Folgen der Besitzselbständigkeit bei den Ditmarschen, einer guten Volksaufklärung, des veredelnden Einflusses der Arbeit, d. h. der freien, gut bezahlten Arbeit, und endlich mittelbar des Freiheitskampfes der Vorzeit."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Siebenter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 40. Bremen, 2. October. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Marx über Beethoven.

Von L. Saalfeld.

Ludwigs van Beethoven Leben und Schaffen. Von Adolf Bernhard Marx. Berlin, 1859. 2 Bände.

Die beiden oben genannten Namen haben sicher einen jeden das damit ausgestattete Buch nicht ohne Spannung zur Hand nehmen lassen —; ein näherer Blick auf den Titel muß aber freilich schon von vorn herein einiges Bedenken erregen. Das „Leben und Schaffen“ ist so kühn und ohne alle modulatorische Vermittlung zwischen die beiden Namen geworfen, daß der Combination ein weites Feld offen bleibt, es auf den einen oder den andern, oder auch auf beide wechselnd zu beziehen. Handelt es sich nur um Beethoven oder hauptsächlich um ein Schaffen des Herrn Marx? So könnte man wohl fragen. Das Buch selbst klärt darüber nur unzureichend auf; wenn man es aus der Hand legt, wird man sich nur versucht fühlen, diese oder eine ähnliche Frage zu wiederholen.

Worin könnte ein so zweifelhafter Gesammteindruck seinen Grund haben, als in der Methode des Autors? Sicher ist sie weder die historische, die man zunächst für ein biographisches Werk erwarten sollte, noch die philosophisch construirende: Beide drängen die Person des Darstellenden ganz in den Hintergrund. Man könnte in der Marx'schen Methode in der That höchstens eine Vermischung beider sehen.

Sollte sie deßhalb aber zu tadeln sein? Die Künstlerbiographie führt den Historiker offenbar auf ein schlüpfriges Feld. Ist die Kunst der Inhalt eines Lebens, so ist es ganz unmöglich, dieses zu beschreiben, ohne zu jener eine ganz bestimmte Position einzunehmen: die Aufgabe selbst drängt auf das streitige Feld ästhetischer Principienfragen. Der Biograph kann dem Kerne künstlerischer Thätigkeit nicht nahe kommen, ohne das Wesen der Kunst zu berühren, die sein Held nach gewissen Seiten hin repräsentirt. Er muß es also mit beiden Methoden versuchen, muß historisch und philosophisch zu Werke gehen.

Diese Vereinigung beider Methoden darf aber ebenso gewiß nicht eine Verdunkelung beider werden — die Eigenthümlichkeit einer jeden muß rein bewahrt bleiben, die strenge Sonderung beider wird allein einer jeden zur Wirksamkeit und zu ihrem Rechte verhelfen können. Zum Abschluß muß der Nachweis genügen, daß die auf beiden Wegen gewonnenen Resultate in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen. Die unkritische Vermischung beider Methoden dagegen wird immer große Gefahren bieten und meist zu Schönrednerei, zu einer stark persönlichen Färbung der Darstellung und damit zu einem so unerquicklichen Eindruck führen, wie er sich in der oben aufgeworfenen Frage zusammenfaßt.

Marx deutet selbst in jenem „Leben und Schaffen“ auf die berührten Gegensätze hin. Das „Leben“, der eigentlich historische Theil, ist nicht, wie in dem Lenz'schen Versuche, von dem räsonnirenden Theile geschieden, sondern beide laufen wechselnd neben einander hin. Dieses „Leben“ genügt den Ansprüchen, die man heutzutage an eine geschichtliche Darstellung erhebt, nur insoweit, als es wohl stilisirt ist. Es wird uns in glatter Weise und mit der entsprechenden Wärme erzählt, was Beethoven auf seinem Lebensgange widerfahren ist — erzählt nach den bekannten Traditionen, welche die älteren Biographieen geben, unter Einreihung einer Auswahl der Anekdoten, welche sich an dieses Leben, wie an das aller großen Männer, wie Schlingpflanzen an Ruinen, ansetzen, ohne daß man immer nachweisen kann, woher sie kommen. Eine dankenswerthe Zusammenstellung für alle die, denen die schon ziemlich angewachsene Beethoven-Literatur seither fremd geblieben ist, aber ohne Werth für die, welche diese Geschichten schon einmal und öfter vernommen haben; für die Mehrzahl also, wie wir denken. Eine kritische Sichtung dieses von Buch zu Buch geschleppten Materials findet nicht statt. Was ist von diesen Dingen wahr und verbürgt, was und wieweit ist es zweifelhaft? Wie ergänzen sich die Lücken der Tradition? Wo muß sich die Forschung bescheiden, nicht tiefer eindringen zu können? Welches sind überhaupt die Quellen der Tradition, wie der Darstellung? Diese Fragen werden weder aufgeworfen noch beantwortet, so nahe das bei einem so vielfach und so verschieden behandelten Stoffe zu liegen scheint. Das „Leben“ ist eine Compilation, wie die übrigen auch, und soll nach der Absicht des Verfassers wohl auch nicht mehr sein. Er schlägt die Thatsachen nicht hoch an —; warum befaßt er sich überhaupt damit?

Mit der kritischen Behandlung einzelner zweifelhafter Fragen wäre aber der historischen Methode bei weitem noch nicht genügt. Diese duldet nicht, ihren Gegenstand zu isoliren, ihr eigentliches Ziel ist und bleibt, den Zusammenhang aller Dinge aufzudecken und den Nachweis zu führen, wie auch die mächtigsten, durch ihre Größe sich scheinbar isolirenden Erscheinungen doch überall in der Geschichte ihrer Zeit wurzeln, wie auch unseren Kunstriesen ihre Kraft wesentlich mit aus ihrer mütterlichen Erde zufloß. Sie läßt sich nicht durch die Oede mancher Geschichtsperioden irre machen, aus der einzelne große Männer wie mächtige Berge aus einer unabsehbaren Wüste vereinsamt hervorragen — sie weiß, daß trotz zeitweisen Stagnationen unsere Bildung eine stetig entwickelte ist, die nie ihren Zusammenhang mit einer weiten Vergangenheit verloren hat.

Für den Biographen kommt es also darauf an, den Verlauf des Privatlebens des Künstlers an eine Skizze der Zeit anzuschließen, welche diesem die Ausgangspunkte für sein künstlerisches Wirken bot. Die öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände, die gleichzeitige Entwicklung der übrigen Künste und der ihnen verwandten Wissenschaften, die ganze Bildung der Zeit, mit der wahrhaft große Männer nie außer allem Zusammenhange stehen, kurz die geistige Atmosphäre, welche sie umgeben hat, so daß sie sich ihren Einflüssen nie völlig entziehen konnten, ist für die historische Forschung neben jenen Einzeln-

heiten von der größten Bedeutung. Die Darlegung des näheren oder entfernteren Zusammenhanges mit diesem geschichtlichen Boden hält von den Künstlern jenen zweifelhaften Nimbus fern, den ihnen frühere Zeiten zu geben liebten. Sie sind nun nicht mehr ekstatische, gewissermaßen besessene Wesen absonderlicher Begabung, welche Wunder thun, sondern Glieder eines großen Ganzen, die an ihrer Stelle mehr als Millionen Anderer leisteten, oder doch nicht nach Gutdünken und in genialer Willkür nur so durch die Geschichte dahinschlenderten, sondern an der großen gemeinsamen Arbeit mit ihren mächtigen Kräften halfen. Wendet sich doch die Kunst selbst an die Mit- und Nachwelt, d. h. an die Bildung ihrer Zeit, die sie fördern hilft, und die sich daran anschließende späterer Perioden.

Auch mit diesen Ansprüchen findet sich die neueste Biographie Beethovens sehr leicht ab. Man hört nur das Unvermeidlichste und Allgemeinste, daß Beethoven unter den Einflüssen der großen französischen Revolution heranwuchs, die Napoleonischen Kriege und schließlich den Wiener Congreß und die Anfänge der Reaction erlebt hat, von seiner Schwärmerei für Bonaparte u. dgl. Ein Gesammtbild der geistigen Bewegung dieser mächtigen Zeit wird nirgends gezeichnet. Marx stellt seinen Beethoven ohne Hintergrund hin, nur in die Mitte von allerlei kleinen Leuten verschiedener Art, die mit ihm in Wien lebten. Sind das die wahren und würdigen Genossen des großen Mannes in dieser großen Zeit, sind sie selbst nur die richtigen Folien für Leute seines Schlages? Mit Goethe ist er persönlich zusammengekommen, erfahren wir. Nichts weiter? Die ganze literarische Bewegung am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, hatte sie für Beethoven keine weitere Bedeutung, als daß er an diesem und jenem poetischen Werke lebhaft Theil nahm, daß er die Musik zum Egmont schreiben und auch den Gedanken fassen konnte, den Faust musikalisch zu illustriren? Oder was war sie ihm und zwar erwiesener Maßen? Wenn urkundlich hierüber Nichts festzustellen, was ergeben seine Werke selbst? Was z. B. seine Gesangscompositionen über sein Verhältniß zur Poesie? Welches sind die Stärken und Schwächen seiner Lyrik? Sind sie nicht charakteristisch für den Mann und seine Zeit? Die spätere Entwickung des Liedes durch Schubert und seine Nachfolger würde sehr leicht verdeutlichen, um was es sich hier handeln würde. Das sind Fragen, auf welche die mangelhafte historische Methode des Verfassers derselben gar nicht stoßen läßt.

Etwas eingehender verhält er sich Betreffs der musikalischen Vorgänger Beethovens; er läßt diesen als Musiker wenigstens nicht wie ein glänzendes Meteor direct vom Himmel auf die Erde fallen, sondern knüpft hier historisch an. Es wird auf einigen Seiten von Händel, Bach, Haydn und Mozart gesprochen, und Marx ist ganz der Mann dazu, diese Männer in den allgemeinsten Umrissen treffend zu charakterisiren. In Kürze kann er aber fast nur oft Gesagtes wiederholen, und das eigentlich Interessante erfahren wir wieder nicht. Welche Werke z. B. von Händel und Bach kannte Beethoven? Sind dieselben doch noch jetzt nicht völlig aus dem Schutte der Zeit zu Tage gefördert! Was konnten ihm also diese Meister sein? Die Frage wird Betreffs Bachs sehr aphoristisch, Betreffs Händels nicht beantwortet. Und ist über sein Verhältniß zu Haydn und Mozart wirklich Nichts weiter festzustellen, als persönliche Antipathie der künstlerischer Unparteilichkeit gegen den ersteren und eine allgemeine farblose Verehrung für den letzteren? Ist die gleichzeitige Musik für Beethoven ohne alle Bedeutung, und wie wirkte er unmittelbar auf seine producirenden Zeitgenossen? Wurzelt ein Mann wie K. M. von Weber nicht in einem verwandten Boden, wie Beethoven, und wirft seine Thätigkeit nicht besondere Lichter auf die des letzteren? Und kann die Geschichte Beethovens geschlossen werden ohne einen Blick auf sein Fortwirken in den Nachfolgern bis herunter auf die Zukunftsmusik, die ihren einzigen Boden in seinen letzten Werken sucht? Das sind historische Gesichtspunkte, die nicht ohne Interesse sein dürften, Fragen, die man dem Biographen gegenüber wohl aufwerfen dürfte.

Die nahe liegenden technischen Fragen werden ausführlicher berührt, aber sicher nicht erschöpft. Die Fortschritte Beethovens in der Behandlung des Orchesters und des Claviers werden nur im Allgemeinen, wenn auch treffend, charakterisirt, wie sie jetzt vor unser aller Augen offen liegen: dem Blicke des historischen Forschers hätten sich sicher doch mannichfache Gliederungen dieses Fortschrittes ergeben müssen. Grade hier hätte der Leser von einem Manne wie Marx viel lernen können — er hat es uns aber nicht gönnen wollen. Das offenbar für das größte Publikum bestimmte Buch hätte durch speciellere Darlegungen nicht verloren: es hat Respect vor der ernsten Forschung, selbst wenn es ihre Ausführungen gelegentlich überschlägt. Auch bietet sich hier dem Autor die Form des Excurses, der getrennten Behandlung besonderer Fragen, welche wir z. B. bei der sonstigen Anlage des Buches für die Chronologie empfohlen haben würden. Mochte die Darstellung immerhin von der strengen Zeitfolge vielfach absehen, irgendwo mußte übersichtlich gemacht werden, wann die einzelnen Werke entstanden und veröffentlicht wurden. — Aus den zerstreuten und unvollständigen Notizen des Buches wird sich Niemand selbst mit eigener Mühe eine vollständige Uebersicht über diesen — für die historische Betrachtung immer äußerst wichtigen — Punkt verschaffen können.

Alle diese Momente mußten jedenfalls interessante Seiten bieten, mußten überall zu sachlichen, geschichtlichen Darlegungen führen. Von dem weiteren Apparate einer exacten Forschung, wie ihn z. B. Mozarts Leben von Jahn bietet, der Beifügung der urkundlichen Belege, biographischen Notizen über die auftretenden Nebenpersonen u. dgl. m. sehen unsere Anforderungen ab: der Historiker muß auch hierüber für seine Person orientirt sein, es ist aber nicht nothwendig, daß das Publikum den ganzen Weg gelehrter Forschung zurücklege, wie er selbst.

Die Marx'sche Art der Behandlung läßt alle diese Fragen mehr oder weniger offen, schließt jedenfalls keine derselben ab. Wir erfahren nicht, was wir wissen möchten, wir lernen fast gar Nichts aus diesem »Leben«, was wir nicht schon längst wußten, und dürfen es daher wohl ohne den Schein der Anmaßung als ein verfehltes bezeichnen.

Uebrigens ist schon angedeutet worden, daß diese Mängel nicht Unterlassungssünden sind, sondern daß sie aus den Anschauungen des Verfassers, mit dem wir uns offenbar in principiellem Widerspruche befinden, hervorgehen. Er nimmt seinen Standpunkt sofort mit den ersten Worten fest und sicher genug ein. »Das Leben des Mannes sind seine Thaten, des Künstlers seine Schöpfungen. Die äußerlichen Vorgänge, Zustände, Verhältnisse sind nur Träger und allerdings Bedingungen jenes eigentlichen Lebens; sie können an sich unbedeutend erscheinen, ja, bei Männern geistiger That können sie kaum anders, da der innerlichen Arbeit nicht Wechsel und Bewegung, sondern Einfachheit und Stille des äußerlichen Daseins gemäß sind. Bei wem wäre dieß zutreffender, als bei dem Tondichter, dem nicht bloß das Schaffen ein innerlicher Vorgang ist, sondern auch der Gegenstand des Schaffens?«

Man sieht, das zeitliche Leben wird als ein Aeußerliches gefaßt — das wahrhaft Bedeutende ist der innerliche Vorgang des Schaffens — beide werden durch eine Kluft getrennt, das Genie des Tondichters von vorn herein in der Isolirzelle vorgeführt.

Aber — ist es nicht richtig, daß die Werke, die Thaten des Künstlers, die Hauptsachen sind und bleiben, und daß die des Musikers innerlicher Natur sind?

Gewiß! Was folgt aber daraus für die Biographie? Etwa, dem Künstler seine Thaten noch einmal vor aller Welt nachzuthun, mit ihm in seinem Thun zu wetteifern? Gelänge das, so würde die Biographie in Wahrheit den Mann mit seinen Werken bei Seite schieben, selbst wenn sie nur das Wesentlichste all seines Schaffens wiederzugeben vermöchte.

In der That, wir befinden uns hier am bedenklichsten Punkte unserer Fahrt. Gewiß sind die Werke die Hauptsache, und es muß viel von ihnen gesprochen werden — und ebenso gewiß, alles Reden und Exponiren wird immer in endloser Ferne hinter dem Kunstwerke zurückbleiben, welches damit verbrämt wird. Die sinnliche Seite desselben, sein Körper mit allen seinen Reizen ist nicht wiederzugeben, so wenig die glänzendste Schilderung den Menschen in ähnlicher Weise vergegenwärtigen kann, als ein Porträt —; und der Gehalt, das innere Leben, das ein Genie seiner Schöpfung einzuhauchen weiß, wird ebenso sicher in der Schilderung zu Abstractionen, zu allgemeinen Gesichtspunkten verblassen, alle rhetorische Anstrengung aber hierin wenig ändern. Das Genie in seiner schöpferischen Eigenthümlichkeit wird für uns gewöhnliche Menschenkinder immer eine incommensurable Größe bleiben, dem Kern des productiven Wesens nahen wir uns nur in der Anschauung der Werke, der Manifestationen, die unmittelbar von ihm ausgingen. Die Beschreibung lassen wir uns nur gefallen als Leckerbissen, für Kunstschätze, die uns nicht zugänglich sind — wer aber Beethoven kennen lernen will, wird wohl thun, sich direkt an ihn zu wenden.

Kennen lernen! werden hier die Eingeweihten erwiedern. Man sehe die Oberflächlichkeit: es handelt sich um das Verstehenlernen, das wahre Verständniß, und gerade dazu muß der Welt erst verholfen werden.

Die freudige Aussicht, daß es endlich Etwas zu lernen giebt, läßt uns alle Bedenken unterdrücken; wir wenden uns sofort zur Sache und fragen Herrn Marx: was heißt Musik verstehen? Wir wissen, was es mit dieser Frage auf sich hat, und lassen ihn gern weit ausholen.

Zunächst sagt er uns, es gebe mancherlei Stufen der Musik. Musik ist bewegtes Leben, lebendige Bewegung ihre erste Aeußerung. Das Tonspiel, bloß um des Spieles der Töne willen, aus frischer Lebenslust, ist die Muttererde der Kunst. Alle großen Künstler gehen von diesem Boden aus und werden durch die Natur der Dinge auch immer wieder darauf zurückgeführt — das Spiel drängt sich wieder und wieder in den Ernst der weiteren Entwicklung hinein in behaglichem Sichgehenlassen. Beethoven macht hiervon keine Ausnahme; es giebt Werke aus seiner besten und reifsten Zeit, worin dieses „Schwebeleben der Phantasie“ allein herrscht, man wähnt immer eine bestimmte Gestaltung, eine gefestete Stimmung zu erfassen — und Alles zerfließt in Nichts.

Den Weg des Werkes geht natürlich auch das Verständniß: man kann an diesen Dingen nur Behagen haben und sich in das Spiel im besten Falle mit fortreißen lassen. — Aber weiter.

Die Phantasie sucht diesem Spiele eine Bedeutung zu geben, sie sieht in ihm das Gefühl des Daseins, das Gefühl eines bestimmten Momentes in diesem Dasein; das Spiel färbt sich nach diesem Momente, gewinnt Physiognomie, es erhält ein Ziel: die Spiegelung, Darstellung von Stimmungen, von Gefühlen. Die Tonkunst tritt damit in die Sphäre des helleren bestimmteren Bewußtseins; es entstehen Gebilde, die uns mit sprechenden, fragenden Blicken anzuschauen scheinen, die es zum Sprechen drängt und denen nur das Wort fehlt. Beethoven verbindet solche Stimmungen, die seine Vorgänger vereinzelt nahmen, zu einem Ganzen, er giebt die philosophisch entwickelte, fortschreitende Stimmung, einen künstlerisch zusammengefaßten und abgeschlossenen Vorgang im Gemüthsleben. Die Stimmung beherrscht seine ganze Formenwelt, alles dient ihr, abgesehen von jenen Tonspielen, die auch hier sich oft genug zwischen den Künstler und seine Absicht drängen.

Wohl! dieß ist die anerkannte Sphäre der Musik, dieß der Inhalt, den ihr die Kunstphilosophen zusprechen, dieß das Feld, worauf keine der übrigen Künste mit ihr wetteifern kann. Dem Wechsel der Stimmung folgen wir mit der eigenen Stimmung, unser Gefühl bereichert, erweitert sich der künstlerischen Inspiration gegenüber; wir verstehen diese Musik, wenn sich das in uns wiederholt, was den Künstler beim Schaffen belebte. Abgesehen von dem gelehrten, technischen Verständniß der Structur eines Werkes, ist das Verstehen, wie das Schaffen, Gefühlssache, dieses Verstehen kommt, so wenig wie das Werk, zum Worte, zur bestimmten Abgrenzung, zur verständigen Klarheit über sich selbst, über seinen eigenen Gehalt. Die Musik — ohne Verbindung mit dem bestimmenden Worte oder einer Handlung, der sie sich anschließt — kann ihrer Natur nach diese Grenze nicht überschreiten.

Hier sind wir auf dem Punkt angelangt, wo die Marx'sche Lection beginnt. In heiligem Eifer wird er sie mit einigen Invectiven eröffnen und die Leute, die hier abschließen wollen, „stockschnupfen-nüchterne Kunstphilosophen“ nennen. Auf den Namen eines Kunstphilosophen erheben wir keinen Anspruch — so wenig wie anscheinend Herr Marx, der vorzugsweise in seiner Eigenschaft als „Künstler“ sich hören läßt — die kühne Composition des Prädicates macht uns aber so viel Vergnügen, daß wir uns dieses wohl gefallen lassen. Hören wir weiter.

Die Kunst muß über die unklaren Stimmungen, die den dürftigen Abstractionen, den vagen Gegensätzen von „Freud' und Leid“ entsprechen, hinaus kommen, es darf sich nicht bloß um das Ich mit seinen einseitigen Gefühlen, es muß sich um den Menschen handeln, die Musik muß zu Lebensbildern in psychologisch-naturnothwendiger Entwicklung fortschreiten, sie muß dramatisch und objectiv werden auch ohne die Hülfe der Poesie und der Bühne: aus sich heraus, nur mit den ihr eigenen Mitteln muß sie das Leben selbst, ganz bestimmte Lebenszustände darstellen, und zwar darstellen nach der Idee, nach dem geistig verklärten Bilde, das sich im Künstler erzeugt. So schuf Beethoven Leben aus seinem Leben. Keine lebensleere Abstractionen, nicht ein unbestimmtes Etwas, sondern ganz bestimmte Vorstellungen in künstlerischem Gewande.

Kein Zweifel, immer und immer wieder wird sich der Musiker zu solchem Fortschritte gedrungen fühlen: er kann sich nicht darüber täuschen, daß Stimmungen und Gefühle nicht die letzte und höchste Form des menschlichen Bewußtseins bilden, und daß in dieser Form das große Reich der Wirklichkeit nie zu bewältigen ist. Den Drang, das Bedürfniß ohne Weiteres zugegeben — welche Mittel hat die Musik, das Bestimmte, das Concrete auszudrücken?

Auf absolute Deutlichkeit macht die Musik keinen Anspruch, so wenig wie andere Künste — die Ausleger streiten auch über diese — die Klarheit der Wissenschaft ist allen unerreichbar. Die künstlerische Auffassung weiß aber alle Schwierigkeiten zu überwinden. Sie muß den Fortschritt in der Kunst verfolgen, ihr Material, die Tonverhältnisse denkend erfassen; nehmt dazu die Hülfsmittel des Gleichnisses, der Symbolik, des psychologischen Zusammenhanges, alle die geistigen Lenkfäden, deren kein Künstler, kein Mensch entrathen kann — wendet euch an die Kunstwerke selbst, drängt euch glaubensstark daran, und ihr werdet das Verständniß, das euch Niemand lehren kann, finden. Dann gewinnt jeder Ton, jeder Rhythmus, jede Periode ihre besondere Bedeutung, der Zusammenhang, die Folge stellt alles Einzelne in ein noch helleres Licht — jedes empfängliche Gemüth kann sich soviel aus dem Werke aneignen, als es Hingebung dazu mitbringt; die künstlerische Auffassung vermag so in das Innerste zu dringen, sich über das Einzelne, wie das Ganze zu verständigen, die Idee des Künstlers in aller Bestimmtheit zu erfassen. Das volle, beste Verständniß wird nur der Künstler erreichen; dem mögen die glauben, denen es versagt ist, selbständig zu erringen. Der wache Verstand ist es nicht, der das Kunstwerk geschaffen, er ist es auch nicht, der das Räthsel löst, wie der Geist seine Idee in diesen sinnlichen Stoff eingesenkt hat, der das Wunder der Einheit von Geist und Stoff begreiflich macht, an dem sich unser Sinn, unser Mitgefühl, unsere Phantasie zu betheiligen selig sind. — —

Wer dieß Alles nicht ganz klar finden möchte, mache dafür den Referenten nicht verantwortlich, der sich große Mühe gegeben hat, die mannichfach zerstreuten Aeußerungen des Herrn Marx in eine

Reihe zu bringen. Das Buch desselben ist durch und durch künstlerisch angelegt, und seine Idee in ihrer Bestimmtheit ebenso wenig auf den ersten Griff sicher zu fassen, wie die Ideen, die sich in einem Kunstwerke sinnreich verbergen. Jedenfalls stehen wir vor einem Mysterium — das gemeine Verständniß dringt bis zur Stimmung, das höhere zu der Idee hindurch, aus der das Kunstwerk geboren wurde. Das letztere sollen die beiden Bände auch den Uneingeweihten eröffnen; geben wir allen Streit über die allgemeinen Fragen auf und nehmen wir dankbar hin, was uns von höherer Stelle geboten wird.

Der Raum erlaubt uns nicht, alle Aufschlüsse über den ganz bestimmten Inhalt Beethoven'scher Werke, welche uns der Verfasser giebt, auch nur in der Kürze zu berühren. Wir beschränken uns auf die bekanntesten, die Symphonieen, von der Eroica an.

Beethoven schwärmte lange für Bonaparte, er erwartete von ihm alles Ernstes, er werde der Welt die Freiheit, das Glück und den Frieden bringen; Bonaparte war ihm der Held, der mit seinem Gedanken und Wollen die Welt umfaßt und sie umzugestalten vermag. So setzte er seinen Namen zuerst der Symphonie vor, in der er von der bloß psychologischen Entwicklung zur bestimmten Gestaltung, mit einem Worte zum Epos überging. Die Symphonie giebt das Idealbild eines hohen und seltenen, ganz bestimmten Lebensganges, das Bild wird ein volles Drama des Lebens, die Sätze werden zu Acten. (Man sieht, die „künstlerische“ Auffassung giebt auf hergebrachte Gegensätze wie Epos und Drama nicht viel).

Erster Akt. Das Geistesbild des Heldenganges durch die Welt — das Thema, der verkörperte Heldengedanke, tritt zuerst verhüllt, nach und nach mächtig hinausstrahlend auf — dazwischen freudig jauchzende Feldmusik — Alles schaart sich zusammen, drängt, wie von einem Willen beseelt, vorwärts — es treten nachdenkliche Vorstellungen dazwischen, dann erneut sich der Kampf unter dem ermuthigenden Klange des Heldenwortes — ein Bild der Schlacht. Nun Haltlosigkeit, Rathlosigkeit, wieder die Feldmusik, massenhaftes Kämpfen, dann wieder ein hartes Ringen, wie Einzelngefecht — wieder ein Aufschrei des Orchesters — nun eine räthselhafte Unterbrechung — ist es ein Leid um die Opfer? oder prophetische, noch unverstandene Mahnung? oder eine Stimme der Erinnerung aus der Ferne? (etwa aus Egypten, deutet der Interpret tiefsinnig an) — das Heldenwort tritt dazwischen, erklingt in allen Stimmen nach einander, bis Alles in strahlender Sieghaftigkeit ausgeht. Das Bild des Krieges ist vollendet, der Gedanke des ersten Satzes erschöpft.

Zweiter Akt. Der Gang über das Schlachtfeld — tröstliche Episode, die sich bis zu Triumphrufen erhebt, aber bald in die Trauer des Anfangs zurücklenkt.

Dritter Akt. Heeresmassen scheinen endlos vorzurücken — ist das Lagerlust? Geht es zurück nach der Heimath?

Vierter Akt. Die Freuden und die Feste des Friedens.

Die Symphonie in B erschien bald nach dem Fall des Fidelio, nach der Enttäuschung, die Beethoven mit diesem Werke erlebt hatte. Diese chronologische Bemerkung (man sieht die Vortheile exacter Forschung) löst die Räthsel dieses Werkes, welches Oulibicheff für ein Liebesgedicht hielt. Die trübe nebelhafte Einleitung, der thatkräftige erste Satz, was könnten sie ausdrücken wollen als den Aufschwung zu neuen Werken nach der Niederlage? Tönt doch auch Selbstgewißheit und Kraft im Berufe aus dem Dankliede des Adagios, Uebermuth vermischt mit dunkeln Nachgedanken aus dem dritten Satze, und frisches Leben nicht ohne herbe Kraft aus dem Finale?

Die achte Symphonie ist reinste brausende Lust — ein heiteres von der Beziehung auf den Beruf befreites Seitenstück zu der vorigen. „Die Stimmen fliegen, wie mit wehenden Schärpen junge Odalisken, die klugen, hastigen Blickes den Willen des Herrn errathen.“

Die Symphonie in C moll stellt den Kampf des Mannes gegen das Schicksal und den Sieg dar — in der Pastoral-Symphonie wendet sich Beethoven an die Natur, seine treueste und älteste Freundin. Sie beschränkt sich aber ebenso wenig auf eine Reihe von äußerlichen Abbildungen, Malereien aus dem Landleben, als auf eine Reihe von pastoralen Gefühlen — Beethoven stellt uns mit den Mitteln seiner Musik unmittelbar auf den Grund und Boden der Natur, seine Musik malt nicht Einzelnheiten, sondern spiegelt die Herrlichkeit und die Mannichfaltigkeit der Natur in bestimmten, festen Umrissen, im leibhaftigen Abbilde wieder.

Die Symphonie in A dur wendet sich nach der Ferne. Die Einleitung ruft: Weit hinaus! Der erste Satz führt ein Volk in Thälern und an Rebhügeln auf den Schauplatz, des Rosses froh und der Waffen, dem Kampf und Krieg ein Spiel ist. Die Mauren in Spanien haben solch Leben geführt. Das vielbesprochene Allegretto läßt nach dem deutlichen „Hört!“ seines ersten Klanges eine Reihe gefesselter, in Trauerschleier gehüllter Gestalten, hoher Gefangener vorüberziehen. Dritter Satz: Zwei Gegensätze — Naturkinder mit dem heißen Blute des Südens tanzen dahin — Feldklänge der über die fernen Hügel friedlich heimkehrenden Nordlandskrieger tönen herüber. Vierter Satz. Das Südvolk spielt das Spiel des bunten Lebens in bacchischem Taumel weiter fort. Das Ganze verhält sich zur Eroica, wie Süd zum Nord, wie Kinder des Morgen- und Abendlandes, wie die bunten Abenteuer des Mittelalters mit dem Gemisch von Stahl und weichen persischen Binden, Reiherbüschen und Blumen, gegen das strenge, bleiche Römergesicht des letzten der Imperatoren.

Endlich die neunte Symphonie, die wir am wenigsten übergehen dürfen! Sie steht nicht von vorn herein zur Schillerschen Ode in directer Beziehung, sie tritt ihren finsteren Gang einsam an, selbst die Sätze hängen nur gegensätzlich zusammen, ihre Beziehung zu einander enthüllt erst der Schluß. Sie singt das ewige Kampf- und Klagelied, das Leben heißt, und den einzigen Trost, der zu finden ist: sich unter einander zu lieben.

Der erste Satz mit seinen düstern Geheimnissen preßt dem Interpreten die nicht ganz consequente Frage ab: „Was muß der Schöpfer in seiner verhängnißvollen Abgeschiedenheit durchlebt und in ewigem Stummbleiben in seiner Brust verschlossen haben? Für die Räthsel des eigenen Innenlebens Nichts als die Räthselsprache der Tonwelt — ein Mysterium zum Aufschluß über ein anderes!“ — Titanische Kraft, aber voller Trauer — ‚die endlose Klage ewiger Unbefriedigung, der sich ein Beethoven selbst, dem die Welt der Instrumente dienstbar ist, nicht zu entziehen vermag, die ihm endlich die Sehnsucht nach der Menschenstimme eingeben muß.

Das Scherzo: Endloses, athemraubendes Schwindeleben, das aufgeregteste Spiel der Instrumentenwelt — unvermittelt dazwischen, und darum unbefriedigend, ein Blick in eine zweite, ferne Zauberwelt.

Der dritte Satz: das Scheidewort, in Liebe getaucht und großsinnig, voll unerschöpflicher Wehmuth, wie sich ein großer und starker Charakter von jenem Leben voll unendlicher Erinnerungen abwendet.

Das Finale beginnt mit einem Rückblick auf diese Gebilde und flüchtet nun zu den Menschen, den Menschen in brüderlichem Vereine — den mächtigsten und zartesten Empfindungen, dem höchsten Aufschwunge der Phantasie stellt es die Volksweise, dem Orchester den Chor mit den Schiller'schen Worten entgegen.

Diese Grundgedanken verfolgt der Verfasser nach drei Seiten. Biographisch sieht er in der letzten Symphonie Beethovens Lebenswerk in seiner ganzen Herrlichkeit und Weite zusammengefaßt, das Verlangen des Einsamen nach Menschen tritt daneben als bedeutsamer Zug hervor. Künstlerisch ergiebt sich eine Vereinigung der beiden Hälften des Tonreiches mit gleichem Recht für jede. Die humane Bedeutung wird dahin formulirt: „Das Menschliche im Gegensatze zu der Welt außer ihm bewährt sein höchstes Anrecht am Menschen, und von da erst tritt auch das Außermenschliche, versöhnt und verschmelzend mit jenem, in sein gebührend Recht. Wir können weder die Natur, noch was an geistigem Leben neben oder über uns weben mag, liebend und gerecht erfassen, als durch das Menschenthümliche hindurch.“

Wir haben den Verfasser ohne alle Zwischenreden für sich selbst sprechen lassen — nothgedrungen natürlich in einer ihm fremden Kürze. Nun gestatte man uns, unserem Herzen, zunächst in musikalischer Art, Luft zu machen, durch einige Exclamationen.

Wie viel hübsche Einfälle — wie viel treffende Worte! — und wie viel willkürliches, befremdendes Gerede neben und durch einander! Welches Mißverhältniß der aufgewendeten Anstrengung zum Erfolge! Welch unkritisches Vermischen verschiedener, sich ausschließender Gesichtspunkte! — Mit einem Worte: welch geistreiche Confusion!

Wir glauben, dem Leser den Versuch schuldig zu sein, dieses Chaos einigermaßen in aller Kürze zu sichten. Sondern wir zunächst die Fragen aus, worüber nicht gestritten werden soll. Schon oben gedachten wir des Dranges als eines natürlichen, die Musik über die Allgemeinheit des Ausdruckes hinauszuführen; es steht außer Frage, daß Beethoven diesen Versuch machte, auch mit bloß instrumentalen Mitteln. Er war ein kurz angebundener und entschiedener Mann und fand gleich das rechte Mittel, seinen Absichten das Verständniß zu sichern. Er schrieb über die Sätze der Pastoral-Symphonie die Situationen, die er schildern wollte, über die Sätze einer Sonate: Abschied, Trennung, Wiedersehen u. dgl. m. Er wandte sich so zur Programm-Musik, hielt sich aber hierbei in weisen Grenzen, deren Beachtung wir allen seinen Nachfolgern empfehlen möchten. Er begnügte sich mit Andeutung der Situationen, wählte nur solche, welche den äußeren Rahmen für Empfindungen bildeten, und hielt sich von der Geschmacklosigkeit fern, die Details der Composition in einer ähnlichen Weise erläutern zu wollen, wie das Ganze. Er überließ diese seinen Auslegern, welche sich darauf etwas zu Gute thun mochten; wäre er der Ansicht gewesen, daß die Details wieder in ähnlicher Weise umrahmt, handgreiflich gemacht werden müßten, und daß solche Auffassung die wahrhafte sei, hätte er geglaubt, er hätte im Einzelnen ganz bestimmte Dinge ausgedrückt und die Lösung dieses Experimentes gebe dem Ganzen erst seine wahre Bedeutung — er wäre der Mann gewesen, auch hier dem Herkommen entgegenzutreten, und hätte ruhig das Einzelne überschrieben, wie das Ganze.

Ebenso sicher ist, daß ihm bei einer Reihe anderer Werke, bei einzelnen Sätzen, mehr oder weniger klar bestimmte Situationen vorgeschwebt haben; die Tradition überliefert einzelne treffende, andere von Marx selbst als unhaltbar bezeichnete Aeußerungen hierüber. Warum gab er hier dem Werke nicht die erläuternde Ueberschrift? Die einfachste Erklärung ist sicher die, daß im Schaffen, mehr oder weniger, etwas Anderes aus dem Werke geworden war, als der ersten Intention entsprochen hätte, daß Beethoven selbst die volle Uebereinstimmung des Werkes mit dem Programme nicht anerkannte und jenen lieber keine als eine schiefe, halbwahre, nicht erschöpfende Bezeichnung geben mochte.

Wir geben aber weiter auch solchen Werken gegenüber den Drang des Hörers als einen natürlichen zu, den Eindruck, den er daraus empfing, irgendwie zu präcisiren. Was war es, das so tief ergriff, in so ferne Regionen entführte? Welches war der Punkt, wo der Künstler und der Hörer sich begegneten? Die Frage und der Versuch, sie zu beantworten, sind gleich nahe gelegt: man kann auf der Höhe des Enthusiasmus nicht ohne Schwindel ausdauern, man sucht eine Stelle, auf der man festen Fuß fassen kann. Es ist ein nothwendiges Uebel, daß der Einzelne sich mit seinem eigenen Eindrucke irgendwie abfinde, daß er sich von dem Gotte, dessen Offenbarungen er empfing, ein Bild mache — nur treibe er die Täuschung nicht so weit, dieß Bild für den Gott selbst zu halten, nur mache er kein Götzenbild daraus. Das Gerede über Musik und musikalische Eindrücke ist unvermeidlich; wir verargen auch Niemand, der sich für einen Redner hält, daß er sich vor dem Publikum darüber hören läßt; wir zweifeln auch nicht daran, daß er immer erbaute Hörer finden wird, welche derselbe Drang, die Hoffnung, einen Abschluß zu finden, willfährig genug machen wird. — Wir lassen dem ehrlichen Enthusiasmus gern seinen Glauben, nur darf er sich nicht für den alleinseligmachenden ausgeben und sich mit prätentiösem Hochmuthe als die Wahrheit und das Leben uns aufdrängen wollen.

Hier liegt der ewige Streitpunkt. Bringt es die Musik — trotz Text, Action und Programm — nicht über das Unsichere, Unklare der Stimmung hinaus, oder vermag sie auch nach Art der Poesie ganz bestimmte Dinge und Vorstellungen mitzutheilen, sich selbst concreten Inhalt zu geben?

Wir suchen die Verständigung in dem Begriffe der Stimmung, über den sich die Gegner zu täuschen scheinen. Marx nennt sie eine dürftige Abstraction, unwesenhaft, leer, sie ist ihm ein ärmliches Ding, das für die hohe Kunst gar nicht ausreichen kann. „Freud' und Leid“ — was will das sagen, wer will sich dabei genügen lassen?

Man kann die Stimmung als einen den Menschen isolirenden Proceß betrachten, der ihn lostrennt von seinen übrigen Beziehungen, ihn in einen eng umschriebenen Kreis bannt und dann ihn wieder verläßt, ohne allzutiefe Spuren zu hinterlassen, kurz als einen natürlichen Vorgang im inneren Leben von gleicher Macht über, von gleicher Wirkung auf Alle, der in jeder menschlichen Existenz in gleicher, beschränkter Einförmigkeit wiederkehrt. In diesem Sinne ist sie in der That etwas sehr Untergeordnetes.

Man betrachte aber den Zustand nur etwas näher, so wird man sehen, daß er in Wirklichkeit in solcher Farblosigkeit, Charakterlosigkeit gar nicht existirt. Der Einzelne, den eine Stimmung überkommt, sinkt nicht in einen kindischen, unfreien Zustand, er nimmt den ganzen Reichthum seines geistigen Lebens mit in den Kreis der Schranken, welchen jene um ihn zieht. Das Kulturleben modificirt auch die Stimmungen, die Gefühle; diese wachsen nicht bloß aus dem natürlichen, sondern dem ganzen, dem historischen Menschen hervor.

So kann man von der Stimmung einer Zeit, von Stimmungen reden, die gewissen geistigen Richtungen verwandt sind, so kann man das Empfindungsleben der Menschen durch die ganze Geschichte begleiten, wie es sich parallel den bewußteren Formen des Denkens und Wollens entwickelt hat. So kann man in der That auf jenes verachtete „Freud' und Leid“ die ganze Weltgeschichte zurückführen, diese dürftigen Worte werden nur Angesichts der Entwicklung der Menschheit eine wunderbar reiche Gliederung erhalten; es wird sich erweisen, daß sie zahllose Nüancen enthalten, die nie zu erschöpfen sind.

Es ist nun Sache des Künstlers und besonders des Musikers diesen Regungen künstlerische, körperliche Form zu geben. Der Fortschritt in der Musik wird dadurch erreicht, daß alle Künstler von den einfachen, naturwüchsigen Keimen allen Empfindungslebens ausgehen, daß aber jeder diese Keime, die so alt wie die Welt sind, zu neuen Gebilden entwickelt, wie sie der Eigenthümlichkeit des Künstlers und der Bildung seiner Zeit entsprechen. Der Künstler hat es nicht mit Freud' und Leid ganz im Allgemeinen, sondern mit seinem Freud und Leid, mit dem Freud' und Leid der Menschheit zu thun, wie es vernehmlich genug aus der Geschichte zu ihm herüberklingt. Die scheinbar einfache Aufgabe wird so zu einer unendlichen. Der Musiker, der eigentliche Virtuos und Dialektiker der Stimmung findet hier das Material zu unerschöpflichen Combinationen: In seiner Art entwickelt er uns die Verwandtschaft scheinbarer Contraste, er faßt die Momente, die zeitlich getrennt scheinen, in einem Gebilde zusammen, er weiß aus dem einfachsten Motive immer neue zugleich ähnliche und zugleich unähnliche Formen hervorzutreiben, die den Kern in immer neuem Lichte, immer neuer Bedeutung erscheinen lassen. In diesem Sinne kann der Musiker nie über Stimmungen hinauskommen, so wenig er über die Grundzüge menschlichen Daseins hinauszukommen vermag, welche aus jenen wiederscheinen.

Halten wir dieß fest und betrachten nun noch einmal die Marx'schen Deutungen der Beethovenschen Symphonieen.

Die Symphonieen in B und F charakterisirt er selbst als Freude in verschiedenen Schattirungen; die Eroica und die C moll Symphonie stellen Kämpfe und Siege, das freud- und leidvolle Wirken der Energie dar, die sich durchsetzt gegen äußere Feinde und das Schick-

sal, die neunte Symphonie die Last unbefriedigten Wesens, das Unheimliche der auf sich selbst gestellten, sich selbst überlassenen Phantasie, das leidvolle Scheiden von einer Illusion, die Freude des Einsamen, der in eine Gemeinschaft Gleicher tritt. Die Gegensätze von Nord und Süd in der siebenten Symphonie sehen dem Freud' und Leid in unserer Auffassung zum Verwechseln ähnlich.

Was nun die Marx'sche Auffassung des Positiveren hinzuthut, macht uns den Eindruck des Aermlichen mehr, als irgend eine Abstraction. Die Odalisken der achten, die maurischen Ritter, Nordlandskrieger und hohen Gefangenen der siebenten Symphonie, sind arme Theaterfiguren im Gegensatze zu der großartigen Vielbeutigkeit der Stimmung dieser Werke. Das leibhaftige Kämpfen, das Bild der Schlacht, das Marx so weitläufig aus der Eroica herausschält, mit seinen marschierenden, musicirenden, kämpfenden Heeresmassen, ist ein schattenhaftes. Die »Schlacht« ist gar kein idealer, sondern ein historischer Begriff. Daß gekämpft wird ganz im Allgemeinen — man weiß nicht, von wem, gegen wen und wofür — ist ganz und gar unkünstlerisch. Es läßt sich wohl eine bestimmte geschichtliche Schlacht mit Kunstmitteln darstellen, — das Idealbild des Kampfes wird uns aber immer auf den Kampf der Geister führen, wie denn die Wagnersche Erklärung der Eroica mit Recht sich ganz nach dieser Seite gewendet hat. Zudem kommt der Marx'sche Held des ersten Satzes, das Heldenwort, im weiteren Verlaufe so spurlos abhanden, es verstößt dieß so sehr gegen die Natur des Epos, wie des Dramas, welche herangezogen werden, daß sich schon im Voraus das Schiefe der ganzen Auffassung ergiebt.

Eine andere Bewandtniß hat es mit einigen anderen Deutungen, die biographisch nicht ohne Interesse, künstlerisch aber ebenfalls unwahr sind. Wir geben zu, daß, wenn man das Leben Beethovens übersieht, man bei der Symphonie in B an freudige Rückkehr zum eigentlichen Berufe, bei der letzten Symphonie an Ungenügen an der Art des bisherigen Schaffens denken kann. Es wäre aber doch sehr voreilig, und Marx thut es selbst in vollem Ernste nicht — aus diesen Werken Confessionen Beethovens darüber machen zu wollen, wie es zeitweise in seinem künstlerischen Gewissen gestanden habe. Man wird den vollen Genuß dieser Werke auch ohne diese Notizen haben können. Betrachtet man dieselben näher, so sind sie auch nicht stichhaltig. Nur wenn der Fidelio (etwa wie Christus am Oelberg) wirklich ein verfehltes Werk wäre, könnte der Aufschwung in der Symphonie jene Bedeutung haben, und nur wenn die neunte Symphonie wirklich ein Wendepunkt für Beethoven geworden wäre, dürften wir sie selbst in diesem Sinne fassen. Er hat aber in der That die Welt der Instrumente nicht aufgegeben.

Die Pastoral-Symphonie hat Beethoven selbst gedeutet, der Deutung aber einmal, um Mißverständnisse zu begegnen, selbst hinzugefügt: »Mehr Stimmung, als Malerei.« Nichtsdestoweniger, hörten wir, ist die Natur in voller Leibhaftigkeit dargestellt — wir lassen diese Fragen offen. Die Naturschilderung führt die Stimmung auf ihre ursprünglichsten Ausgangspunkte zurück — jeder Vorgang in der Natur spiegelt sich in der Stimmung, der Mensch bleibt dieser seiner großen Mutter gegenüber ewig ein Kind, der Wechsel in ihm beherrscht seine Stimmungen. Die nächste Parallele für irgend eine Empfindung ist daher fast immer ein Naturbild, und wir geben gern zu, daß man wenigstens soviel mit ziemlicher Gewißheit feststellen kann, ob eine musikalische Scene bei Morgen- oder Abendbeleuchtung, bei nächtlicher Weile, bei gutem oder schlechtem Wetter spielt. Grade die anerkannte Verwandtschaft wird uns aber nur um so bedenklicher machen müssen, eine Entscheidung zu übernehmen, ob ein Musiker den Sturm in seiner großartigen äußeren Wirklichkeit oder ob er einen Sturm im Innern des Menschen, oder beides zugleich schildern wollte. Der bezaubernde Reiz solcher Compositionen liegt grade in ihrer Vieldeutigkeit und geht verloren, wenn — in enthusiastischer oder nüchterner Weise — die Auffassung sich auf die eine Seite der Sache wirft.

Auch Marx ist seiner Sache nicht ganz sicher — wir müssen unser Referat noch ergänzen und erwähnen, daß er seine Constructionen meist damit schließt, das Problematische darin ausdrücklich anzuerkennen. Sicher ist er nur darüber, daß er seine — immerhin irrigen — Versuche in der rechten Richtung anstellte.

Wir treffen hier auf eine Reihe von Widersprüchen, die er zu lösen sich nicht veranlaßt gesehen hat. Jetzt wird in aller Schroffheit ausgeführt, die wahrhaft künstlerische Auffassung müsse bis zum positiven Kerne des Instrumental-Werkes vordringen — dann wird wieder von der Räthselnacht, der mysteriösen Unklarheit des musikalischen Ausdrucks gesprochen, von den letzten Werken Beethovens ausdrücklich gesagt, sie verliefen in Gedanken, Anschauungen, Träume, die nicht zu plasticiren wären. Jetzt soll die Idee das kleinste Detail des Kunstwerkes durchdringen, es werden Details in dieser Weise mit der größten Zuversicht erklärt, es wird die kühne Behauptung aufgestellt, Beethoven müsse mit einer Sonate in F moll etwas ganz Bestimmtes gewollt haben, weil — er längere Zeit sich im ersten Satz derselben nach dem entfernten As moll wirft — an andern Orten hören wir wieder, man könne eben nicht alle Details construiren, die Musik habe ihr eigen Leben, ihre unveräußerlichen Rechte. Jetzt werden die Geister aller großen Musiker dafür als Zeugen aufgerufen, daß auch sie in ihrer Kunst die Fähigkeit »ganz bestimmten« Ausdruckes gefunden hätten — die ganze Darstellung des Buches läuft dagegen nicht mit Unrecht darauf hinaus, daß erst Beethoven zu einem bewußten Streben nach dieser Seite hin fortschritt.

Wir wissen recht gut, daß diese Widersprüche nicht absolut unlösbare sind; man würde sie in einer fragmentarischen Darstellung gern gestatten, in einem zweibändigen Buche in unablässiger Wiederholung wiederkehrend werden sie aber doch sehr unerquicklich.

Die Erörterung der Vocal-Compositionen hat glücklicher Weise einen festeren Boden — die übrigen Instrumentalwerke werden nach Art der Symphonieen behandelt, bald die Grundstimmung dargelegt (was häufig in sehr ansprechender Weise geschieht), bald aus dem Leben des Künstlers oder dem Werke selbst auf einen positiven Inhalt geschlossen, bald Einzelfragen entschieden, natürlich mit wechselndem Erfolge, oft in sonderbar überraschender Weise. Wir lernen, daß der freundliche Seitensatz in der Egmont-Ouverture nur auf das vertrauende Volk, nicht etwa auf Klärchen gedeutet werden könne. Das Allegretto der Cis moll Sonate wird uns mit äußerster Emphase dahin übersetzt: »O denke mein — ich denke dein — Lebwohl — auf ewig!« — u. dgl. m. Das fortwährende Experimentiren in dieser Weise führt den Verfasser nothwendig zum Aufbieten aller stilistischen Mittel, zu einer verzweifelten Rhetorik, zur Häufung befremdender Prädicate. Wir müssen Compositionen, wie die folgenden, massenweise dahinnehmen: »Das trübheiße E moll — das schattigere C dur — ein im sonnigen Triumphe aufleuchtendes E dur — ein verwildertes Fis moll — Fieberfrösteln der Saiten — ein weichzerflossen Rondo — der nagende Hineinklang der Bratschen — eine überquellend seelenvolle Clarinett' u. a. m.«

Der Verfasser täuscht sich aber über das Zweifelhafte seines Erfolges auch hier nicht — in letzter Instanz läßt er ganz richtig die Beethovenschen Themen für sich selbst sprechen, die Noten, die sichere, feste Notenschrift des Meisters muß dann doch das Beste thun. Hätte sie nur sein schwärmerischer Biograph nicht mitunter so abscheulich verstümmelt durch unvollständige Mittheilung, hätte er dabei nicht vielfach und gerade bei einigen der schönsten Themen sich ebenso sehr gegen den Geschmack, wie gegen die Pietät versündigt. Was würde Herr Marx dazu sagen, wenn ein Biograph Raphael's, dem die Worte für seine Schilderung ausgehen und der deßhalb selbst den Griffel zur Hand nimmt, uns statt des ganzen Kopfes ein Umrißfragment etwa bis zur Mitte der Nase in beleidigender Unvollständigkeit in sein Werk setzte? Lieber Nichts, als eine solche Entstellung. — —

Die Bedeutung Beethovens und seiner näher erwähnten Werke, die Bedeutung der berührten allgemeinen Fragen wird die Ausführlichkeit dieser Besprechung, wir hoffen es, entschuldigen. Eine erschöpfende Biographie ist eine Schuld an große Männer, mehr noch als ein Denkmal, das ihre leibliche Hülle der Vergessenheit entzieht. — Die besten Kräfte der Nation sind darauf angewiesen, diese Schuld abzutragen. Beethoven wartet — nach allem Gesagten — noch immer seines Biographen. So schien es nicht unangemessen, den ganzen Umfang, die Schwierigkeit der Aufgabe darzulegen, auf die Gefahren hinzudeuten, die mit dem Versuche, sie zu bewältigen, gegeben sind. Das »schöngeistige Herumspielen um die Werke des Genius mit exquisiten Worten« mag unvermeidlich sein — der Biograph muß sich nach einer andern Seite wenden. Er hat zwischen der Bildung der Zeit, der er angehört, eine Brücke zu bauen hinüber zu derjenigen, aus welcher der Künstler hervorwuchs, er muß die Pfeiler, welche die schwanken Bogen tragen sollen, auf feste Fundamente, auf gewissenhafte, kritische geschichtliche Forschung und auf klare, einfache ästhetische Grundanschauungen gründen, wenn sein Werk Halt haben soll. —

Für Schillers Geburtshaus in Marbach.

Von A. B. erhielten wir noch zu unserer Freude die in einem Kreise von Verehrern Schillers gesammelte Summe von 10 ℛ Gold.

Bremen, 25. September 1859.

Die Red. des Br. S.

* Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Italiänischen von Fr. Ruperti.

1.

Vittorelli.

Sieh, wie vom blauen Himmel
Der Mond so freundlich lächelt!
Kein leises Lüftchen fächelt
Das Blatt in seiner Ruh'.

Die Nachtigall nur flattert
Vom Nest zur Ulmenkrone,
Und mit der Sehnsucht Tone
Ruft sie der Gattin zu.

Die fliegt von Zweig zu Zweige
Her auf das erste Klagen
Und scheinet sanft zu sagen:
Nicht seufzen! ich bin hier.

Wie lieblich, o Irene,
Dies Klagen, diese Liebe!
Ach, fänden meine Triebe
Die gleiche Huld bei dir!

2.

G. de Rossi.

Einst bei dem Frühling klagte
Die Liebe bitterlich, daß seine Blüthen
In einem Nu verglühten;
Der Lenz dagegen fragte:
Ist deines Glückes Rosen
Von längrer Dauer wohl als meine Rosen?

3.

Unbekannt.

Deine Augen voller Zier,
Mädchen, schauen
Wie des blauen
Meeres Wogen her zu mir.

Ja, das ist ihr rechtes Licht!
Denn erwecken
Sturmesschrecken
Ihre dunklen Tiefen nicht?

4.

Metastasio.

Ach, so oft im mitternächt'gen Schlummer
Naht mit süßem Trost für meinen Kummer
Lida, meiner Seele holdes Licht.
Laß, o Liebe, willst gerecht du walten,
Sich zur Wirklichkeit den Traum gestalten,
Oder wecke wenigstens mich nicht!

5.

Filomarini.

Du Bach mit deinem Murmeln,
Du Luft mit deinem Wehen,
Sprecht, habt ihr sie gesehen,
Die meine Seele liebt?

Hin rauscht der Bach, die Lüfte
Ziehn, ohne mein zu achten;
Nichts ist, das meinem Schmachten
Ersehnte Antwort giebt.

6.

F. de Lemene.

Der Blumen Königin, die Rose, stand
Ganz nah' an eines klaren Baches Rand
Und sah hinabgeneigt mit Freudebeben
Ihr Bildniß von der Fluth zurückgegeben.
Da brauste her ein Wetter
Und riß ihr wie im Zorne fort die Blätter,
Die, in den Bach gefallen,
Hinschwanden in der Wogen raschem Wallen,
Ein Zeugniß uns zu geben,
Wie alles Schöne flüchtig sei im Leben.

7.

Vittorelli.

O nahe nicht der Stelle,
Wo einst ich ruhen werde!
Dort ist die stille Erde
Geheiligt meinem Leid.

Frommt wohl ein eitles Klagen
Dem kalten Staub im Grabe?
Frommt ihm die Blumengabe,
Die deine Hand ihm weiht?

Wenn meinen Lebenstagen,
Die nur in Schmerz und Bangen
Um dich mir hingegangen,
Dein Mitleid ganz gebricht, —

O hemme dann auch später
Jedweden Laut des Kummers
Und stör' im Arm des Schlummers
Den müden Schatten nicht.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Von Moritz Carriere. — Claudia Procula. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von L. P. Seidler. — Englische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Von L. Ranke. Erster Band. — Oeser's Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen. Neu bearbeitet von J. W. Schaefer. 2 Thle.

— * Am 26. September hält das germanische Museum in Nürnberg seine allgemeine Jahres-Conferenz. Das Museum hat im verflossenen Jahre wieder gute Fortschritte gemacht; die Restauration der beiden Klosterkapellen, von denen die größere zur Kunsthalle, die kleinere zur Alterthumshalle für kirchliche Gegenstände eingerichtet ist, darf als wohl gelungen bezeichnet werden; dasselbe gilt auch von dem renovirten kleinern Kreuzgange, der zu einer Waffenhalle umgewandelt worden. Die neueste Bereicherung des Museums, das großartige Bild Kaulbach's, fährt fort, seine anziehende Kraft auf Heimische und Fremde zu üben.

— * Die schönen alten Kirchen zu Münster sind durch den Bischof Johann Georg vor dem Verfall gerettet und auf das Geschmackvollste restaurirt worden. Man schreibt von dort: Was der Eifer eines einzigen tüchtigen Mannes zu schaffen vermag, beweis't sich hier recht deutlich. Vor einem Jahre noch beleidigte auf einer der frequentesten Straßen ein durch seinen Verfall merkwürdiges Gemäuer das Auge; jetzt verkündet der schlanke zierlich-prächtige Thurm der St.-Ludgeri-Kirche in weitester Ferne die Regeneration seiner vielen Kameraden. Wer diesen Bau, das Chor der St.-Lamberti-Kirche, die Dom-Reparaturen, die St.-Servatii-Kirche, die verschiedenen prächtigen, zweckmäßig eingerichteten Krankenhäuser, neue Unterrichts-Anstalten besucht und bei der Frage nach dem Urheber immer nur einen und denselben Namen hört, der muß glauben, daß dem Manne Millionen zu Gebote stehen; und doch gebietet er über wenig mehr, als über Energie und Liebe zur Kunst und Religion.

— * Unter der Ueberschrift „Die Kunst und das Leben“ geht der „Allgemeinen Zeitung“ aus Dresden die folgende beherzigenswerthe Mittheilung zu: Die sächsischen Stände haben auf die laufende dreijährige Finanzperiode 15,000 Thaler für Kunstzwecke bewilligt. Es steht zu hoffen, daß dieser Anfang guten Fortgang und auch in den andern deutschen Kammern ruhmreiche Nachfolge finde; es ist wichtig, daß überall die Ueberzeugung lebendig werde, daß die Pflege und Förderung der Kunst eine öffentliche Nationalsache, eine Pflicht des Staats als Staat sei. Der akademische Rath als oberste Kunstbehörde des Landes wurde mit Hinzuziehung eines von dem hiesigen Künstlerverein gewählten Ausschusses beauftragt über die zweckmäßigste Verwendung jener bewilligten Summe seine Vorschläge einzureichen. Die letzte Entscheidung bleibt der Entschließung des Königs vorbehalten. Diese ist nunmehr erfolgt. Erstens soll auf der alten Elbebrücke ein Bronzecrucifix errichtet, zweitens soll die große Ausgangstreppe zur Brühl'schen Terrasse mit Sandsteingruppen geschmückt, und endlich soll der sogenannte Doublettensaal auf der Brühl'schen Terrasse, welcher jetzt den Fremden als Local der Kunstausstellung bekannt ist, zu einer offenen, allmählich mit Frescobildern und Sculpturen auszustattenden Kunsthalle umgestaltet werden. Von der beantragten Ausmalung des Eingangscorridors der neuen Gemäldegallerie, nach Weise der Loggia des Vaticans und der Neuen Münchener Pinakothek ist einstweilen Abstand genommen. Dagegen ist die höchst wichtige Verfügung getroffen, daß in jeder Finanzperiode mindestens 3000 Thaler als Zuschüsse zur Unterstützung von Gemeinden in Stadt und Land verwendet werden, welche auf ihre Kosten ein aus örtlichen Bedürfnissen hervorgegangenes Bauwerk künstlerisch ausführen, und es daher mit Bildern und Bildwerken einheitsvoll schmücken wollen. Unbedingt ist diese letzte Bestimmung die wichtigste. Der sächsische Kunstverein wirkt mit seinem „Fonds für öffentliche Zwecke“ in diesem Sinn bereits seit vielen Jahren höchst segensreich. Die Lust an Kunstwerken und die Möglichkeit der Ausführung wird dadurch im Volk selbst geweckt, die Kunst wird in das Leben eingeführt, und tritt mit diesem in erfreulichste Wechselwirkung. Allmählich gewöhnen sich die Gemeinden, daß sie bei ihren Kirchen und Rathhäusern den künstlerischen Schmuck nicht missen mögen, und der Privatbau zieht von diesen öffentlichen Bauten naturgemäß seine Vortheile. Aber allerdings darf man bei diesen vereinzelten Anregungen nicht stehen bleiben. Je vielversprechender dieses Hineinführen der Kunstzwecke in das unmittelbare Volksleben ist, desto mehr sorge man auch dafür alle Hindernisse wegzuräumen, welche sich dem fröhlichen Gedeihen entgegenstellen. Der unverständige Bureaukratismus selbst trägt die Schuld an einem der hauptsächlichsten dieser Hindernisse. Man gehe endlich einmal ernstlich an eine Prüfung und Umgestaltung der Baupolizeigesetze. Der Tod alles freieren Kunstlebens ist namentlich die jetzt fast überall herrschende Bestimmung, daß die Häuserhöhe einer Straße eine fortlaufende gerade Linie bilden muß. Dadurch wird die Straße kahl und langweilig; die Häuser verlieren alle abstechende Einzelgestalt, allen physiognomischen Ausdruck. Es ist als solle jene steife Gradlinigkeit, welche in der Gartenkunst längst verurtheilt und abgethan ist, in diesen modernen Straßenanlagen ihre monumentale Verjüngung und Verewigung finden. Alle Bestrebungen ein frisches und volksthümliches Kunstleben zu gewinnen, sind eitel wenn wir nicht von unten beginnen. Grade jetzt wachsen unsere großen Städte mit nie gekannter Eile; diese Frage ist daher für die Kunst eine Lebensfrage in der tiefsten Bedeutung. Allen welche als Staats- oder Stadtbehörden in diesen Dingen zu sprechen haben, sei die Abschaffung dieser barbarischen Baupolizeigesetze dringend ans Herz gelegt! Und diese Mahnung gilt nicht etwa bloß Sachsen, sondern ganz Deutschland.

— * Edmund Hoefer. Dem bei Voigt und Günther in Leipzig erscheinenden Werke „Die deutsche Literatur der Gegenwart“ von Robert Prutz entlehnen wir die folgende Charakteristik eines der beliebtesten Erzähler der Gegenwart. Nachdem der Verfasser von Hackländer und Gerstäcker gesprochen, fährt er fort: Auch Edmund Hoefer besitzt ein außerordentliches Talent der Schilderung, ja dasselbe ist vielleicht noch um so größer, je einfacher und anspruchsloser die Gegenstände, die er schildert,, und je weniger sie im Stande sind, die Phantasie des Lesers durch fremde Namen und andere Abenteuerlichkeiten zu entzünden. Edmund Hoefer hat eine Gegend des deutschen Vaterlandes zu poetischen Ehren gebracht, die sonst eben nicht im besten Rufe stand: er ist der Dichter der pommerschen Ostseeküste. Mit hinreißender Gewalt weiß er den einförmigen und doch ewig neuen Anblick zu schildern, den das Meer gewährt, indem es seine rastlosen Wellen gegen die flache, niedrige Küste spült; wir sehen das einsame Fischerdorf an den wiesenumkränzten Bodden, wir steigen in das leichte Fahrzeug und gleiten mit raschen Segeln über die ewig unergründliche, heimtückische Fluth. . . . Oder wir sitzen in dem alten verwitterten Jagdschloß tief im Walde, wo weit und breit nichts zu hören ist als das Bellen der Rüden und das Knarren der Wetterfahnen auf dem morschen Dache; wir sitzen in dem düstern Erker hinter den kleinen trüben Scheiben, durch die allerorten der Wind pfeift und lassen uns von einem alten schnurrbärtigen Großonkel oder einem griesgrämigen Förster Geschichten von ehedem erzählen, unheimliche Geschichten, die uns das Blut in den Adern stocken machen. . . Oder wir besuchen abwechselungshalber auch die kleinen Garnisonstädte der Umgegend und mischen uns in das muntere Treiben der Offiziere; wir machen Fensterparade vor den Häusern der Schönen, trinken, würfeln, setzen in die Karte, verführen aus purer nichtsnutziger Langeweile die Weiber unserer Freunde und lassen uns dafür eine Kugel durch den Kopf schießen oder werden alte sauertöpfische Hagestolze, denen jedermann schon auf hundert Schritte den tiefen Menschenhaß und die Zerfallenheit mit sich selber ansieht. . . Denn wie bei jedem echten Dichter, ist auch bei Edmund Hoefer die landschaftliche Umgebung nur der Rahmen, aus dem die Menschen, diese eigentlichen und einzigen Träger aller Poesie, desto deutlicher und kräftiger hervortreten. Es ist eine geheime Verwandtschaft zwischen den Menschen, die er uns zeichnet, und der ernsten stiefmütterlichen Natur, dem finstern Grün der Wälder, dem trüben Grau des Himmels, dem geheimnißvollen Wogen und Brausen des Meeres, das Edmund Hoefer mit so großer Meisterschaft schildert; das harte karge Erdreich erzeugt harte verschlossene Menschen mit gewaltigen Leidenschaften, die ihre Empfindungen gleichwohl in tiefster Brust zu verbergen wissen und deren ehernen, wettergebräunten Zügen du nicht ansiehst, was ihre Herzen bewegt, und ob sie darüber zerspringen sollten. . . In dieser Darstellung der verhaltenen, an sich selbst zehrenden Leidenschaft besitzt der Dichter seine wahre Stärke; hier erreicht er häufig mit den geringsten Mitteln die außerordentlichsten Effekte, die sich bis zum wahrhaft Tragischen steigern. Ueberhaupt ist das Colorit seiner Dichtungen trüb und schwermüthig, wie der nordische Himmel, unter dem sie spielen; selbst sein Lachen und seine Heiterkeit trägt in der Regel einen gewissen hypochondrischen, skeptischen Zug, ungefähr wie ein alter gepichter Seemann lacht, wenn ein Novize ihm die Beständigkeit des Wetters oder die günstige Richtung des Windes rühmt. . . Dafür aber ist der Dichter andererseits auch in der Darstellung des Tragischen und Erschütternden frei von aller Sentimentalität. Die Geschicke vollziehen sich bei ihm mit eherner Nothwendigkeit; wie dieses Schiffervolk, diese ernsten schweigsamen Bauern, diese pulvergeschwärzten Soldaten ihre Todten stumm begraben und ohne Klage, so zeigt der Dichter auch in den gewaltigsten und erschütterndsten Scenen immer dasselbe gemessene, wortkarge Wesen, nirgends macht er sein eigenes Klageweib, sondern was morsch ist, läßt er abfallen, streng und gerecht, wie das Schicksal selbst. Und wenn nun einmal nach langem, trübem Dunkel die Sonne der Freude voll und rein an diesem umwölkten Himmel emporsteigt — die weißen Segel glitzern über die blaue Fluth, die hochbeladenen Erntewagen schwanken heim, überall ist Musik und Tanz: o wie ist dann auch die Heiterkeit des Dichters so gesund und kräftig! wie tönt sein Lachen aus so voller, frischer Brust! wie genießt er so dankbar die kurze goldene Stunde, welche die neidischen Götter ihm beschieden haben! Wie der Schmerz und die Leidenschaft des Dichters, ist auch sein Humor männlich und stark; er ist überhaupt mehr eine Lektüre für Männer als für Frauen, welche durch eine gewisse Herbigkeit und Widerhaarigkeit seines Wesens, die aber zu der herkömmlichen Sentimentalität unserer Tage den erwünschtesten Gegensatz bildet, mehr zurückgeschreckt als angezogen werden. Edmund Hoefer hat bis jetzt nur kleinere Erzählungen geschrieben, aber es sind die Perlen unserer heutigen erzählenden Literatur. Dieselben sind theils einzeln in den von ihm in Gemeinschaft mit Hackländer herausgegebenen „Hausblättern“, theils in verschiedenen größeren und kleineren Sammlungen erschienen. Besondere Auszeichnung verdienen darunter die „Geschichten aus dem Volk“ (1852) und „Deutsches Leben“ (1856). In der erstgenannten Sammlung sind unter andern die „Erzählungen eines alten Tambours“ enthalten, die zu dem Besten gehören, was der Dichter geschrieben; unter ihnen ist wiederum die vierte: „Von Roloff dem Rekruten“, ein wahres Kabinetstück und ein glänzender Beweis, wie unrecht unsere jungen Dichter haben, die immer so viel zu klagen wissen über Mangel an dankbaren Stoffen, und daß bei uns in Deutschland so wenig passire, was der Poet gebrauchen könne — hier mögen sie lernen, daß das poetisch Wirksame, ja das tragisch Zermalmende zuweilen in den allerengsten und beschränktesten Verhältnissen liegen kann und daß es nur des richtigen Blicks bedarf, um aus dem Kleinsten das Größte herauszufinden. Mehr von seiner humoristisch-idyllischen Seite lernt man den Dichter kennen in „Schwonewiek. Skizzenbuch aus Norddeutschland“ (1856). Es ist eine Reihe von Schilderungen aus dem täglichen Thun und Treiben, den häuslichen und ländlichen Beschäftigungen, den Arbeiten und Vergnügungen einer wohlhabenden Gutsbesitzerfamilie am Strande der Ostsee, in Pommern oder Mecklenburg: denn dahin deutet die mit bekannter Meisterschaft gezeichnete Lokalität. Der novellistische Faden, der diese einzelnen Schilderungen zusammenhält, ist nicht sehr erheblich, aber doch stellenweise recht spannend; so z. B. das Verhältniß zwischen Margarethe und dem alten Oberst, das ebenso neu wie zart gedacht ist und in seiner feinen, sinnigen Weise zu dem Schönsten gehört, was wir je bei einem deutschen Novellisten gefunden haben. Ueberhaupt kann man diesen Dichter den Anklägern der Gegenwart entgegenhalten, die ihr den Beruf und die Fähigkeit zu bedeutenden poetischen Leistungen absprechen. Mag auch die Gattung selbst, die er anbaut, nicht die größte sein, so ist doch das Talent, das er dabei entwickelt, der lebhaftesten Anerkennung werth und darf Edmund Hoefer in dieser Hinsicht den Vergleich mit den berühmtesten Erzählern der deutschen wie der ausländischen Literatur nicht scheuen. Hier ist alles vereint, was den glücklichen Erzähler bildet: höchste Wahrheit und Naturtreue der Schilderungen, Originalität und Neuheit der Auffassung, tiefe Kenntniß sowohl der Natur und des äußern Lebens wie des menschlichen Herzens und ein klarer, leichter, immer anregender, immer charakteristischer Fluß der Rede, und stehen wir daher auch nicht an, Edmund Hoefer überhaupt den ersten Platz unter unseren heutigen Erzählern einzuräumen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 41. Bremen, 9. October. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Aissé.

Von Karl Frenzel.

Die Hand auf den Tisch gestützt, an dem ein Künstler sie für ein Pastellbild zeichnet, steht eine noch jugendliche, schlanke Frauengestalt, braunäugig, mit braunen Locken; das Auge gen Himmel gerichtet, einen blauen Schleier leicht über die obere Stirn gezogen, daß sie auf dem ihrer theuersten Freundin bestimmten Gemälde aussehen wird „wie eine Novize oder eine Vestalin.“

Wie eine Vestalin! Und es ist im Jahre 1727 im Beginn der Regierung Ludwigs XV. in einem mit blauer Seide ausgeschlagenen Gemach, unter den Goldleisten, Arabesken und zierlichen Geräthschaften des Rococogeschmackes.

Diese etwa dreißigjährige Frau war eine damals vielgenannte Dame, noch vor kurzem eine der ersten Schönheiten Frankreichs, ihre Lebensgeschicke nicht wunderbarer, als ihr Herz einzig und wahr in der leiblich und geistig geschmückten Gesellschaft um sie her. — Fräulein Aissé.

An Aissé ist Alles eigenartig, seltsam, romantisch. . . Eines Tages bemerkte auf dem Sklavenmarkt zu Konstantinopel der französische Gesandte, Herr von Ferriol, ein junges Kind von auffallender Schönheit, mit blitzenden Augen. Ihn rührte die Lieblichkeit, wie das unglückliche Loos des vierjährigen Mädchens; er kaufte sie für 1500 Livres von dem Sklavenhändler, der sie für eine Circassierin ausgab und, vielleicht um das Mitleid des Käufers zu erhöhen, von dem prächtigen Schlosse und den seidenen Divans zu erzählen wußte, wo er sie, mitten in einer von den Türken eroberten und geplünderten Stadt, weinend unter ihren Gespielinnen gefunden. Die Anmuth des Kindes gewann bald das Herz Ferriol's, er brachte es nach Frankreich in das Haus seiner Schwägerin und seines Bruders.

Die Ferriol's waren angesehene, reiche Finanzleute, aus altem, parlamentarischem Adel, in Burgund besaßen sie eine größere Besitzung, Pont de Vesle, eine Villa in der Nähe von Paris, ein stattliches, gastfreies Haus in der Hauptstadt. Der Bruder des Gesandten, seit Jahren mit einem Fräulein von Tencin aus Grenoble verheirathet, erzog die junge Aissé mit seinen beiden Söhnen zusammen. Leicht knüpften sich da Jugendfreundschaften, welche das umdüsterte Leben Aissé's bis zum letzten Tage mit ihrem Schimmer verklärten. Anfangs erschien sie wie eine Tochter des Hauses und war in dem Kreise ihrer Gespielinnen die Königin. Es gab nichts, was die Knaben für das fremde „Fürstenkind“ nicht wagten. Der würdevolle Ernst der Orientalen wohnte auch in ihr, und sie konnte, wenn die Andern Blindekuh spielten, mit dem elfjährigen Herzog von Gesvres durch den Garten lustwandeln und den verständigen Leuten nachahmen. Zuletzt beichtet sie dann, daß sie den jungen Herzog liebe, und wird ganz zornig und wild, wenn ihr Beichtvater sie frägt, ob sie ihn mehr als Gott liebe? Diese Frage beleidigte sie so sehr, daß sie den Gespielen kaum noch ansah. So wuchs sie auf — gepflegt, wie man damals anfing die Blumen ihres Vaterlandes in Treibhäusern aufzuziehen, in Bildung, Sitte und Anschauung durchaus eine Französin und doch von einem duftigen Hauch überweht, der an ihre ferne Heimath und ihre ursprüngliche Natürlichkeit erinnert.

„Ach!“ schrieb sie einmal später der Freundin, „warum waren Sie nicht Frau von Ferriol! Sie hätten mich die Tugend erkennen lassen.“ Denn in diesem reichen Hause mochte die erlesenste Bildung des Geistes herrschen, das Herz ging leer aus. Frau von Ferriol kannte wie ihre berühmte Schwester, Claudine, und ihr Bruder, der allmälig vom armen Abbé bis zum Erzbischof von Lyon hinaufstieg, nur Ehrgeiz und Habsucht; zur Herrschaft und zum Besitz zu gelangen, waren ihnen alle Mittel recht. Solche Ansichten blieben nicht ohne Einfluß auf Aissé; damals, im Ausgang Ludwigs XIV. hatten die Frauen ihre Würde, die Liebe ihr Wesen verloren. Die Leidenschaft wurde zur Laune, aber Niemandem fiel es ein, diese Laune mit romantischem Flitter zu behängen. In der Welt des Schnörkels begegnet man an der Eingangs- und der Ausgangspforte zwei Frauen, die sich allein ein Herz voll Aufrichtigkeit und Entsagung, voll idealistischer Liebe bewahrt haben — Sternen, die mit eigenem Glanze durch die Wolke von Puderstaub schimmern und ihre einsame Bahn mildleuchtend hinabwandeln, Aissé und Julie Lespinosse.

Eine Schuld, halb wider ihren Willen begangen, und deren Gedächtniß sie doch nie vergessen sollte, umflort Aissé's jugendliche Stirn mit dem Schleier der Schwermuth nicht nur im Bilde, sondern auch in der Wirklichkeit. Was sie thut, wie viel sie auch gesündigt, es ist etwas Vestalisches in ihr und um sie. Ihre eigenthümliche, von dem phantastischen Hauch des Orients berührte Schönheit blendete zuerst das Auge Ferriol's. Lange genug hatte er in Konstantinopel gelebt, um in diesen Dingen keine Schranke anzuerkennen. Ein Wüstling und im wilden Genuß mit dem Herzog von Orleans und seinen Freunden wetteifernd, sah er in Aissé nicht ein seinem Schutz empfohlenes Mädchen, beinahe seine Tochter, nur die gekaufte Sklavin. Häßlich heißt es in einem seiner Briefe an sie: „Als ich dich kaufte, bestimmte ich dich dazu, meine Tochter und meine Geliebte zu sein, du bist eins und das andere gewesen.“ Dieser Flecken ist von Aissé's Kleide nicht fortzuwischen, wie widerstrebend sie auch gefallen; „meine Schuld hat mich elend gemacht, ich bin das Spielwerk der Leidenschaften gewesen, hingerissen und beherrscht von ihnen.“

Hingerissen in jenen bacchantischen Jubel, wo die vornehmsten Frauen Frankreichs rasenden Mänaden gleich, mit flatterndem Haar und entblößtem Busen die Thyrsusstäbe zum wilden Feste schwangen, das zwar nicht al fresco gemalt, wie Caligula's und Nero's Triumphfeste mit tausend Gladiatorenleichen, brennenden Menschen-Pechfackeln und einem flammenumzüngelten Rom in dem Gedächtniß der Nach-

kommen steht, aber sich doch durch zahllose Geschichten und Couplet's, durch die Chronik der großen Oper und Watteau's Bilder einer leidlichen Berühmtheit erfreut. Durch die Welt des Rococo geht ein musikalischer Zug, eine leichte, flüchtige, so vor sich hinzusummende Melodie, weder ein protestantischer Psalm noch eine Marseillaise, ein — „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt“, nicht von deutschen Studenten und Handwerksburschen, sondern von Prinzen und Edelleuten in amaranthfarbenen, mit diamantenen Knöpfen besetzten Fracks, von Damen in Reifröcken, die Champagnergläser in der Hand, im kleinen Lusthause des Boulogner Wäldchens gesungen. In dieser Umgebung konnte Aïssé glänzen, ihre Erscheinung und ihr Wesen ist das Allegro in der Ouvertüre, die als Regentschaft die komische Oper „fünfzig Jahre vor der Revolution“ eröffnet. In bewegtere Lebensverhältnisse, in einen Kreis ernster, leidenschaftlicher Menschen gestellt, würde Aïssé als kleinstes Licht in den Schatten zurücktreten, hier aber, wo Jedem das Heiligste wie das Gemeinste in Nichtigkeiten und Schnörkel zerfloß, und die Kühnsten, wie Voltaire und Diderot, die Himmelsburg der modernen Götter etwa mit Luftballons zu stürmen gedachten, mußte die Aufrichtigkeit und die heroische Seele der jungen Orientalin als etwas Eigenes auffallen, als sähe man unter Watteau's geputzten Schäferinnen, vor seinen kunstvoll geschnittenen Taxushecken eine edle, einfache, schleierverhüllte Gestalt erscheinen.

Frau von Ferriol führte ihre Schutzbefohlene in die Gesellschaften der Hauptstadt ein. So großer Schönheit, einem so abenteuerlichen Geschick fehlte die Huldigung der Männer nicht lange. Wie sie selbst bezauberte, so gefiel sich Aïssé inmitten dieses leichten Lebens, der Bewunderung, die ihr wurde. Ihre Freundinnen, die Marquise du Deffant, damals noch jung, lebhaft, eine sich entfaltende Rose, noch nicht die mürrische und spöttische Dame von St. Josef, Frau von Parabère, Claudine Tencin stärkten sie durch Wort und Beispiel in der Liebe zu dieser, wie sie einmal ist, „besten“ Welt. Doch ihr Herz blieb kalt, lange verschlossen — den Parlamentsrath Bertie, der am liebsten wollte, daß sie „wie Berenice die Tage hinbrächte, ihn zu erwarten, und die Nächte, zu weinen“, wies sie nicht entschiedener zurück als den Herzog von Orleans. Und als Frau von Ferriol sie mit Bitten und Drohungen bestürmte, dem Verlangen des Regenten sich zu fügen, erklärte sie, eher sich in ein Kloster zu flüchten, als nachzugeben; denn „ihre Seele war zur Tugend bestimmt“, wie sie einmal schreibt: „ich kannte die Welt und haßte sie nicht.“ Trotz ihres Fehltritts „verdiente sie Mitleid und war schuldig, ohne es zu wissen.“ Eine edle, schmerzliche und endlich entsagende Liebe sollte sie damals für immer adeln und den Rest ihres Lebens verklären.

Der Mann, der sie tief und lange rührte, war der Chevalier d'Aydie, mit dem schwarzen Mantel und dem weißen Kreuz der Malteser, schwärmerisch und romantisch wie sie. Von hervorragender Gestalt, noch jugendlichen Alters hatte er eine kurze Zeit den Blick und das leichtbewegliche Herz der Herzogin von Berry gefesselt. Sie glich ihrem Vater, dem Regenten, in der Leidenschaftlichkeit ihres Wollens und in dem beständigen Wechsel ihrer Launen. Bei ihr konnte nicht an eine dauernde Neigung, nur an den flüchtigen Genuß gedacht werden . . eine Nacht, die man wie verzaubert in einem phantastischen Feenpalast zubringt und die mit dem Morgengrauen unwiederbringlich dahin ist, — so ist die Liebe dieser Prinzessin. Aber sie machte den Chevalier in den Augen jener Damen, die sich wohl, die Pistolen in der Hand, wie die scythischen Amazonen, um die Neigung eines Mannes stritten, begehrenswerther, liebenswürdiger; nur blieb er in seiner Strenge und Gemessenheit. Damals sah ihn Aïssé bei der Marquise du Deffant. Die Gleichheit der Gesinnung, dieselbe Schwermuth und Sehnsucht in beider Augen zog sie im Augenblick gegenseitig an. Dem jungen, doch immer in einer untergeordneten Stellung sich bewegenden Mädchen mußte die Liebe des vornehmen und vorgezogenen Mannes schmeicheln, auch darum, weil sie allein für die Romantik und das Mystische in dieser Hingebung an einen Malteserritter Sinn und Gefühl hatte.

Diese Liebe beschäftigte ihre Seele und erhob sie gleichsam aus den engen Schranken, in die ihr Schicksal sie nun einmal gestellt. Denn inzwischen war ihr Beschützer, „der Aga“, wie sie ihn scherzend, auch seiner Eifersucht wegen nannte, gestorben. Zärtlich und sich aufopfernd wie eine Tochter hatte sie an seinem Krankenbett gesessen, in der Pflicht der Dankbarkeit Alles vergessend, was er ihr gethan. Und auch Ferriol's Herz war nicht jeder edleren Regung bar, sterbend empfahl er sie seiner Schwägerin, er vermachte ihr eine jährliche Leibrente von 4000 Livres und schenkte ihr überdies eine große Summe. Fortan war Aïssé's Stellung im Hause der Frau von Ferriol eine sichere, freilich auch eine zwischen Tochter und Dienerin schwankende. Frau von Ferriol konnte in der Noth, bei einer plötzlichen Krankheit Aïssé's, vielleicht „vier Stunden zu Fuß gehen, ihr eine Arzenei zu holen“, aber die zarten Regungen des Herzens kannte sie nicht und hatte nicht einmal ein Verständniß dafür. An und in ihr war Alles hart und rauh — eine alternde, habsüchtige Frau, die sich selbst und ihre Umgebung mit dem beständigen Wechsel ihrer Laune, den Schmerzen ihrer Kränklichkeit und ihrem despotischen Willen quält. Nur von einem schwarzen, schlechtgezogenen Hunde und einem alten Diener erträgt sie Alles. Der eine zerreißt ihre Kleider und Spitzen, wirft ihre Tassen und Vasen um, dem andern hätte Aïssé wegen seiner Grobheit mehr als einmal „einen Feuerbock an den Kopf werfen mögen.“ So ist dieses Haus; der Herr desselben redet nur von den Streitigkeiten der Jesuiten und Jansenisten und bekämpft am Morgen wie am Abend die Wunder, die sich auf dem Kirchhof von St. Medard zutragen sollen; die Söhne, d'Argental und Pont-de-Veole, die Freunde Aïssé's, gehen ihren Geschäften oder Theaterliebschaften nach. Aïssé bleibt der Mittelpunkt, der diese so zwiespältige Familie einigt, die alle Launen duldet, alle Ungleichheiten mit Bitten wieder ebnet. Sie hat etwas von jener edlen Ruhe und echten Weiblichkeit, mit der Iphigenia das Haus der Atriden versöhnt. Als Frau von Ferriol über die große Schenkung, die der Gesandte seiner angenommenen Tochter gemacht, sich verletzt und gleichsam in ihrem rechtmäßigen Eigenthum bedroht zeigte, warf Aïssé hochherzig vor ihren Augen die Urkunde in's Feuer. Freilich, es kommen Stunden, wo der Druck ihr unerträglich wird, wo sie am liebsten den Mantel zusammenschlagend in Sturm und Nebel davon gegangen wäre, eine bessere Heimath zu suchen; was sie leidet, sie vermag es nicht niederzuschreiben, es schnürt ihr das Herz zu. „O!“ ruft sie da im bittersten Schmerz aus, „nichts ist trauriger als zur Erfüllung seiner Pflicht nur das Bewußtsein der Pflicht zu haben.“ Nicht immer vermag es sie darum zu trösten, daß sie der Liebling d'Argental's ist, daß der Erzbischof von Lyon, der Bruder der Frau von Ferriol, ihr seine Sänfte zur Ausfahrt schickt, daß Alle in besseren Augenblicken sich um sie, wie um das Larenbild des Hauses, drängen; das Mitgefühl und das Verständniß, das ihr Herz sucht, findet sie nicht, der melancholische Zug weicht nicht aus ihrem Gesicht.

Jeder fühlt ihr nach, was ihr in diesen Zuständen die Liebe des Chevaliers sein mußte — mehr als das berauschende Glück einer tief empfundenen und erwiederten Leidenschaft, mehr als alle sinnlichen und geistigen Zauber, ihr war sie ein irdisches Paradies. Hier entfaltete sich zur Blüthe, was ihre Seele an Keimen des Edlen und Schönen umschloß. Im Hauch dieser Neigung wird Aïssé gleich jenen lieblichen, schleierverhüllten Frauengestalten, wie sie in der Verbindung von plastischer Schönheit und romantischem Reiz auf italiänischen Bildern als heilige Cäcilien und Magdalenen prangen, als griechische Jungfrauen in Racine's Trauerspielen dahin wandeln — ein Heloisenantlitz in Rococofrisur. So zart wie uneigennützig ist diese Liebe. Oft gelobte ihr der Chevalier sich von seinen Gelübden entbinden zu lassen, aus dem Orden zu treten und sie zu heirathen; mit immer gleicher Entschiedenheit wies sie seine Anträge zurück, mehr liebte sie seinen Ruhm als ihre Ehre. „Welch' ein

Glück es auch für mich wäre, seine Gattin zu sein, ich muß den Chevalier seiner selbst willen lieben. Was würde die Gesellschaft zu diesem Schritte sagen, wenn er eine Namenlose heirathete, eine Arme, die keine Güter als das Wohlwollen der Ferriol's besitzt«, schreibt sie ihrer Freundin. Und wenn er ihr die »zärtlichsten, leidenschaftlichsten und seltsamsten Anträge von der Welt« macht, ihr sein Vermögen verschreiben will, versichert sie ihm lächelnd, daß sie ein gleiches für ihn mit ihren »alten Unterröcken« thun würde, ihrem einzigen Besitzthum. Wie recht hat da Frau von Ferriol sie zu fragen, mit welchem Zauber sie den Ritter gefesselt, wie recht Aissé mit ihrer Antwort: »Der Zauber, den ich brauchte, ist wider meinen Willen ihn zu lieben.«

Es lag in den Sitten und den Anschauungen der Zeit, daß dies Verhältniß nicht ein »Hangen und Bangen in schwebender Pein« blieb. Aissé gebar dem Chevalier eine Tochter, welche Mylady Bolingbroke, ihre Freundin, in sorgender Freundschaft als ihre Verwandte Miß Black einem Kloster in Sens zur Erziehung übergab. Etwa zwei Jahre später lernte Aissé zu Paris die Gemahlin des Geschäftsträgers von Genf am französischen Hofe kennen, Frau von Calandrini. Dieser Bekanntschaft verdanken wir unsere Kenntniß von Aissé's Herz und Geist. Die Briefe, die sie der Freundin nach Genf schrieb, sind die einzigen, uns von ihr überkommenen Zeugnisse, »Stücke ihres Wesens«, wie Horatio auf der Terrasse zu Helsingör dem anrufenden Bernardo entgegnet. Gegenseitige Neigung verband die beiden Frauen bald; Aissé fand in Frau von Calandrini den Nachhall strenger, republikanischer Tugend, etwas von demselben Zuge in Calvin, Rousseau, Necker. Wie mit sanftem Banne fühlte sie sich zu ihr hingezogen; als sie einmal zusammen an einem trüben Abend, im Regenwetter, durch die Straßen von Paris fuhren, konnte Aissé der Schwermuth, den auf sie einstürmenden Erinnerungen nicht widerstehen, in einem heißen Thränenausbruch sank sie in die Arme der älteren Freundin und gestand ihr Alles, ihre Irrungen, ihre Schwäche und ihre Liebe. Wenn in jener Gesellschaft eine Frau diese Bekenntnisse einer schönen Seele zu würdigen wußte, so war es Frau von Calandrini. Noch war die Periode des schönen Idealismus, der Geständnisse und der Sentimentalität, Heloisen's und Werther's, nicht angebrochen, aber diese beiden streiften daran. Aissé's Anmuth und Geist vermochten auch die Marquisen der Regentschaft zu entzücken, in dieser Rücksicht war sie die bevorzugte Freundin, das Schooskind der Frau von Parabère, die sie immer um sich haben wollte, sie mit den kostbarsten Geschenken, Tafftkleidern und kleinen Taback-dosen von blutrothem Jaspis, überschüttete und jeden Tag eine neue Gabe für ihren Liebling fand. Aber zu Aissé's Herz sprach nur die Genferin verständlich, sie glichen zwei Zugvögeln, die sich auf fremdem Boden treffen.

Fortan, als Frau von Calandrini 1726 häuslicher Angelegenheiten wegen Paris verlassen und nach Genf zurückgekehrt war, blieb es bis zu ihrem Tode eine der liebsten Beschäftigungen Aissé's, ihr zu schreiben, die Anekdoten der Hauptstadt, die Wallungen ihrer Seele, einer ihrer theuersten Wünsche, sie wieder zu sehen . . »wenn Sie es forderten, würde ich auf dem Kopf, statt auf den Füßen gehen« — und wieder »mit Freuden würde ich eine Pinte meines Blutes geben, wenn wir jetzt zusammen wären«, und zuletzt, so rührend wie schön: »Für alle Leiden meines Leibes und meiner Seele ist Ihre Freundschaft mein Trost!« Die großen und kleinen Nichtigkeiten, welche die Gesellschaft beschäftigen, die Aufführung einer neuen Oper, der Parteienstreit über die Sängerinnen Lemaure und Pelissier, die Gerüchte über den schrecklichen Tod der armen Lecouvreur, die unsinnige Verschwendung und der Uebermuth der vornehmen Seigneurs, Alles bis zu dem Wandel der Mode hat seine Stelle in den Schilderungen Aissé's. Sie selbst ist schon alt, »nicht plötzlich gewinnen die Moden Macht über mich.«

Täglich aber wird sie von »tausend Schändlichkeiten« überrascht, deren sie das menschliche Herz nicht für fähig gehalten, ja es ereignen sich Dinge »zu schmählich um sie niederschreiben zu können«, wenn sie daran denkt und im Angedenken schon die Haare auf ihrem Haupt sich sträuben, ergreift sie eine Ahnung der kommenden Revolution, als träte leibhaftig aus dem Nebel der Zukunft die Guillotine mit dem blinkenden Fallbeil — — »Alles«, sagt sie da wie mit profetischem Geist, »was in diesem Königreich geschieht, verkündet seinen Untergang« — und daneben das Genfer Ideal: »wie weise seid ihr darum die Gesetze aufrecht zu halten und streng zu sein; die Unschuld folgt daraus« — die Unschuld und Rousseau, Robespierre und der Schrecken. Nicht immer schreiten die in den Dingen und Verhältnissen waltenden Ideen tief verhüllt ihren unsichtbaren und doch gesetzmäßigen Weg, oft sieht man sie sichtbar wie Himmelserscheinungen hervortreten, und jedes Auge vermag dann sie auf ihrer langsam hinansteigenden Bahn zu verfolgen.

Zuweilen flüchtet Aissé aus diesem zerstreuenden Taumel nach Ablons, einem Landhause der Farriol's in der Umgegend von Paris; da ist sie sicher in Waldeinsamkeit geborgen »wie am Ende der Welt.« Sie nimmt Theil an der Weinernte, geht auf die Vogeljagd, »selber schwarz wie ein Rabe«, oder sitzt daheim und näht Hemden. Wenn Frau von Ferriol ihre alten Strümpfe durchmustert oder nach der Tagesmode Kupferstiche ausschneidet, blättert Aissé in »Gulliver's Reisen«, in den »Memoiren eines vornehmen Mannes, der sich aus der Gesellschaft zurückgezogen«, dem Erstlingsbuche des Abbé Prévost; »dieser Roman hat keinen großen Werth«, urtheilt Aissé, »aber man liest 190 seiner Seiten und zerfließt darüber in Thränen« — die Stelle, wo der Marquis nach dem Verlust seiner vielgeliebten Gattin sich nach seinem einsamen Wohnsitz in Italien zurückzieht, die Wände seines Gemaches theils mit den Gewändern der Todten, theils mit schwarzem Tuch ankleiden läßt und das goldene Kästchen, das ihr Herz enthält, zu Häupten seines Bettes stellt. Solche Schilderung mußte wohl Aissé rühren, diese Zärtlichkeit war ihrer eigenen wahlverwandt. In der Landluft, auf den weiten Spaziergängen gewinnt ihre angegriffene Brust wieder frische Kraft, ihr Geist neue Lebenshoffnung. Das Gefühl, daß sie »ausgehen würde wie ein Licht« im langsamen Siechthum, verläßt sie nicht mehr, seit sie über die Schwelle des dreißigsten Jahres geschritten. Große Sorge über die Zukunft hat sie nicht, für »die arme Kleine« wird »der Freund« wachen, der ein ansehnliches Vermögen und reiche Güter in seiner Heimath, in Perigord, besitzt. Wenn darum die Ersparnisse des Cardinal Fleury in der Finanzverwaltung auch sie treffen und ihre bescheidene Rente von 4000 Livres fast auf die Hälfte herabsetzen, so bedauert sie nur ihre Freunde, die noch mehr verlieren, und richtet erst nach vielen Bitten des Chevaliers ein Bittschreiben an den Cardinal, ihr Vermögen nicht zu schmälern, »das ein Zeugniß französischer Großmuth sei«, um so weniger, »da sie weder Sinn noch Talent zum Erwerben habe.« Freilich, wenn am Neujahrstage Freunde und Freundinnen sie beschenken, ist es ihr schmerzlich, daß sie solche Gaben nicht erwiedern kann, überdies versteht sie sich schlecht auf Haushalten, sie liebt die Pracht. Auf die Einrichtung ihres Zimmers verwendet sie hundert Goldstücke, nichts ist kostbar darin, aber Alles von den besten Arbeitern. Das Prächtigste ist die Schale, die ihr Frau von Calandrini geschenkt hat, und der Lehnstuhl, der von derselben theuern Hand kömmt und auf den Aissé nicht gern einen Fremden sich niederlassen sieht. »Daß Sie doch mein Zimmer sehen könnten«, schreibt sie in harmloser Freude, »daß Sie jetzt in Paris wären, der König würde nicht glücklicher sein, als ich!«

Das Jahr 1729 brachte ihr endlich die Erfüllung ihres liebsten Wunsches, sie sah die Freundin wieder. Nach langem Zögern hatte sich Frau von Ferriol zu einer Reise nach Pont-de-Veâle, dem Besitzthum der Familie in Bourgogne entschlossen. Von hier eilte Aissé nach Genf hinüber. Die Tage, die sie dort in den Armen der Freundin zubrachte, waren Sonnentage ihres Lebens. Trotz der Krankheit, deren Nahen sie schon fühlte, athmete sie noch einmal

stolz und freudig auf. Von dem Chevalier erhielt sie die zärtlichsten Briefe, die immer gleichen Versicherungen einer unwandelbaren Treue und Hingebung. Allein diese Stunden sollten auch zugleich verhängnißvoll für sie sein. Frau von Calandrini in ihrer ernsten Frömmigkeit und Sitte ermahnte sie beständig, zu entsagen, aus den Irrungen der Leidenschaften zur Tugend zurückzukehren. Aissé's Herz war längst von ähnlichen Zweifeln zerrissen, ein und ein anderes Mal hatte sie schon in ein Kloster flüchten und mit dem Schleier die Schamröthe ihrer Stirn bedecken wollen, der Gedanke an ihre Pflichten im Hause der Ferriol's ließ sie diesen Vorsatz wieder aufgeben. Um so tieferen Eindruck machten jetzt die Worte der Freundin auf sie. Das Gefühl des Alters, das sichtliche Verwelken ihrer Schönheit, die Stille, die in ihr Herz einkehrte, so Vieles vereinigte sich, ihr die Entsagung gleichsam als eine Nothwendigkeit darzustellen. Doch wich die Liebe nicht ohne Kampf. Einsam, den Kopf in die Hand gestützt, sitzt sie nun zu Pont-de-Vesle, die Gespräche, die sie am Genfer See mit Frau von Calandrini geführt, klingen in ihr noch nach — „die moralischen Betrachtungen erdrücken mich.“ Wieder kömmt die Erinnerung an das Kloster — „allein dadurch würde ich mir die Hoffnung auf immer rauben, Sie oft zu sehen.“ Auch in der Welt kann man Gott und der Tugend dienen . . aber ach! „mit der Wurzel eine heftige Leidenschaft ausreißen, die zarteste, die bestgegründete Freundschaft! Und bei alledem noch die Dankbarkeit — es ist entsetzlich und der Tod nicht schrecklicher. Indeß, Sie wollen, daß ich entsage — versuchen werd' ich es, aber ich glaube nicht mit Ehren oder mit dem Leben davon zu kommen!“ Liebliche, beklagenswerthe Aissé, „warum mußte deine Liebe nicht erlaubt, warum nicht unschuldig sein?“ Aber so sind die Götter, das schönste Herz, das sie am innigsten verehrt, lassen sie am schmerzlichsten in Selbstanklagen untergehen.

Allmälig beruhigte sich wohl die leidenschaftliche Aufregung Aissé's, das Einerlei des Lebens milderte den Schmerz, doch war dies Jahr bestimmt, sie bis in die Tiefen ihrer Seele zu beunruhigen und zu erschüttern. Im Kloster zu Sens sah sie ihr Kind wieder, ein schönes, bleiches Mädchen, klug und verständig über ihre Jahre hinaus, von jener entzückenden Anmuth, die sie selbst einst besessen. Es war ein so schmerzlicher wie rührender Augenblick, als das Kind sie bei dem Abschiede umarmte und unter Thränen stammelte: „Ich habe weder Vater noch Mutter, bitte, sei du meine Mutter, ich liebe dich so innig, als ob du sie wärest.“ Aissé ertrug ihn, aber leiblich krank, das Herz zerrissen, kam sie nach Paris heim. Die Schwindsucht ließ sie nicht mehr frei, die heftigeren Anfälle der Krankheit wechselten mit langsamer Genesung — sie schwand immer mehr dahin, „wie ein Licht.“ Ihre Augen haben noch den alten feuchten Glanz und Schimmer, sie ist sehr bleich, aber noch nicht gelb; und im gewählten grauseidenen Kleide, mit einer Coiffüre, die dem Gesicht zugleich Fülle und Schatten giebt, „bin ich noch leidlich schön“, aber „das Negligé ist nicht sehr verführerisch“ — eine kränkliche, gebeugte Gestalt mit fleischlosen Armen, nur die Augen voll Seele und im Antlitz den vestalischen Zug bewahrend. Zuletzt schwindet auch dieser letzte Schimmer, die Furchen um den Mund werden schärfer, „ich bin nur noch Haut und Knochen.“ Kaum hält sie sich noch aufrecht, des Tages liegt sie auf dem Sopha, Nachts schläft sie nur durch Opiumtropfen. Die Verzweiflung des Chevalier ist nicht zu schildern; ein unendlicher Schmerz, der an Narrheit streift. Er beschenkt die ganze Dienerschaft des Hauses, damit sie desto eifriger für seine Freundin sorge, selbst die Kuh, deren Milch sie trinkt, geht bei dieser Freigebigkeit nicht leer aus. Da die Aerzte ihr das Sprechen als zu angreifend für ihre Brust verboten, sitzt er schweigend, stundenlang zu ihren Füßen, ihre Hand in der seinen und Kuß um Kuß mit den Augen tauschend. Närrische, zärtliche, unsagbar rührende Liebe! Der edle Stolz, der sie im Leben beseelte, verläßt auch die Sterbende nicht. Obgleich die Kosten ihrer Krankheit ihr kleines Einkommen aufzehren und der Geiz der Frau von Ferriol sich mit jedem Tage steigert, lehnt sie doch jede Unterstützung ab, die er noch so zart ihr anbietet, fußfällig beschwört er sie um die Annahme von hundert Goldstücken, scheinbar giebt sie seinen Bitten nach, legt aber sogleich die Summe in die Hände ihrer Sophie, ihres treuen Kammermädchens, um sie nach ihrem Tode dem Chevalier unberührt wieder zu erstatten. Denn der Tod ist unvermeidlich; den Bemühungen ihrer Freundinnen, der Marquise du Deffant und der Frau von Paradère, ist es gelungen, ihr in dem Pater Bourceaux einen würdigen und frommen Beichtvater zu gewinnen und Frau von Ferriol am Tage der Beichte, dieser „großen Herzensentsühnung“, aus dem Hause zu entführen; Frau von Ferriol ist nämlich eine Anhängerin der Jesuiten und hätte Aissé's Bekehrung gern auf die Wunderliste dieses Ordens gesetzt. Noch ehe sie beichtet, hatte sich Aissé zur Entsagung entschlossen . . „die Schmerzen meiner Seele sind grausam; was mich dies Opfer kostet, ich kann es in Worten nicht sagen, es tödtet mich!“ Es ist ihr Abrahamsopfer — „aber ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, er wird mir Kraft geben!“ Und so wie sie thränenüberströmt, allein entschlossen, war auch der Chevalier. Sie hatte ihm ihren Entschluß angezeigt, er brachte ihr selbst die Antwort, das schönste Zeichen innigster und zugleich edelster Liebe: „Dein Brief, theure Aissé, rührt mich mehr, als er mich betrübt; er hat einen Ausdruck der Wahrheit, einen Hauch der Tugend, der nichts widerstehen kann. Ich beklage mich nicht, versprichst du mir doch, mich beständig zu lieben. Ich theile deine Anschauungen nicht . . aber sei ruhig, sei glücklich, vieltheure Aissé. Was kümmern mich die Mittel, die dich zum Heile führen? Sie werden mir alle erträglich scheinen, wenn sie mich nicht aus deinem Herzen verbannen. Und warum würdest du mich nicht mehr lieben, da deine Aufrichtigkeit, die Reinheit deiner Seele, deine Tugend mich an dich fesseln? Glaube mir, ich werde dich so zärtlich, so rein und entsagend lieben, wie du es willst; denn nichts kann meinem Glücke fehlen, so lange du mir erlaubst, dich zu sehen, so lange du mich betrachtest als den Menschen, der dir auf Erden der treuste ist. Was du willst, werde ich sein, sei meiner Unterwürfigkeit und der Dauer meiner Neigung auf ewig versichert. Du sollst meine Thränen nicht fließen sehen, da du mir wenigstens deine beständige Freundschaft gelobst. Und ich wage daran zu glauben, vieltheuere Aissé — nicht allein, weil ich deine Aufrichtigkeit kenne, nein, weil es unmöglich ist, daß eine so zärtliche, so treue, so seeleninnige Liebe wie die meine keinen Eindruck auf ein Herz mache — auf ein Herz wie deins!“ Mit diesen Worten der Liebe auf ihrem brechenden Herzen, einig mit ihrem Gott nach der Beichte dessen, was sie nun einmal „meine Schwäche“ nannte, starb Aissé; sie zählte etwa siebenunddreißig Jahre.

„Wenn ich Alles bedenke“, hatte sie kurz vorher ihrer Freundin geschrieben, „ein wenig früher, ein wenig später, was ist denn das Leben?“ Eine Wanderung durch Nichtigkeiten, welche die Einen Freuden, die Andern Schmerzen nennen, und die alle fahl und grau in dieselbe Unendlichkeit münden. Und so steht sie, im Spiegel ihrer Briefe, des Einzigen, was uns von ihr bleibt, wie eine Nymphe mit schwermüthig gesenktem Haupte am Rande dieses Abgrundes; sie entblättert den Kranz luftiger Blüthen, zeigt uns die Rosen wie die Dornen und wirft eine nach der andern, zuletzt stückweis ihr brechendes Herz hinab. Daß sie inmitten eines taumelnden, jubelnden Bacchusfestes an die Tugend glaubt und der Entsagung sich opfert, ist ihre Bedeutung, vielleicht ihre Narrheit. Unwillkürlich lächelt man, wenn sie beständig „ihre Schwäche“ beklagt, alles Erhabene ist zuletzt ein Wahn, wie viel mehr dieser wunderliche Begriff „weiblicher Tugend“ in einer Welt, die im tollen Veitstanz sich am liebsten aus den Fugen tanzen möchte. Der Chevalier aber blieb seiner Liebe treu, er lebte nur seiner Tochter und der Erinnerung an Aissé; diese Herzen waren für einander bestimmt und einander werth in gleicher Zärtlichkeit und liebender Thorheit.

* Kleine Bilder aus alter Zeit.

Graf Dietrich von Wernigerode.

(Nach Spangenbergs Chronik.)

Die Widersetzlichkeiten verschiedener deutscher Fürsten gegen das Reichsoberhaupt im Mittelalter waren eine Hauptursache für Deutschlands inneren und äußeren Verfall, da sie nach allen Richtungen des Reichs Fehden und Kriege hervorriefen, welche entweder das Aufkommen des Wohlstandes verhinderten oder denselben, war er vorhanden, vernichteten und unsägliches Leid anderer Art dem heiligen römischen Reich anthaten. Ein derartiger Zustand erzeugte nicht minder die entartetste Sittenlosigkeit, die sich durch Mord, Brand, Raub- und Beutelust hinreichend kundgab; und dieses nicht allein in den niedrigen Schichten des Volks, sondern auch in einem Theile der höher gestellten Gesellschaft, wohin besonders der Adel zu rechnen war. Diese Zustände lösten nach und nach den Rechtszustand in der Weise auf, daß der Einzelne ohne Waffen sich nicht mehr für sicher hielt, selbst bewaffnete Vereine sich zur Abwehr bildeten. Vorzüglich nahm diese Zügellosigkeit in erwähnter Weise zur Zeit der Regierung des Kaisers Wenzel (um 1385) überhand, den man mit dem saubern Namen: „der Faule“ bezeichnete.

Doch gab es, wie zu allen Zeiten, noch Männer, welche darauf Bedacht nahmen, durch ihr Beispiel und ihr kräftiges Wirken einen besseren Zustand herbeizuführen; zu einem solchen Zweck verbanden sich Herzöge, Fürsten und Grafen. Neben mehreren anderen derartigen Vereinen traten in dem erwähnten Jahr zusammen: der Herzog Otto von Braunschweig an der Leine; Erzbischof Albrecht zu Mainz; Bischof Albrecht zu Halberstadt; Herzog Friedrich und Herzog Albrecht von Braunschweig; Graf Busse von Reinstein; Graf Heinrich von Hohenstein; Graf Günter von Stolberg; Graf Curt und Graf Dietrich von Wernigerode; Graf Busse von Wernigerode und viele Andere. — Die hier genannten und andere nicht genannte Personen kamen in Person theils in Braunschweig, theils in Halberstadt zusammen und beschlossen mittelst einer unter sich errichteten und eigenhändig vollzogenen Unterschrift: „daß sie insgesammt, Einer für Alle, und Alle für Einen dahin wirken wollten, daß alle Friedensstörer und Straßenräuber, sie möchten sein weß Standes sie wollten, in jedem Gebiet, ohne Unterschied, verfolgt und bestraft werden sollten.“

Diese Vereinbarung hatte schon ein volles Jahr gewirkt, da ließ der Graf Dietrich von Wernigerode, derselbe, welcher dem vorerwähnten Vereine freiwillig beigetreten war, sich beikommen, mehrere erhebliche Raubzüge, namentlich einen gegen den Grafen von Reinstein, zu unternehmen, insbesondere wurde er beschuldigt: das Schloß Blankenburg mit seinen Knappen erstiegen und daselbst verschiedene Grausamkeiten verübt zu haben.

Aus diesem Anlaß erhob der Graf von Reinstein bei dem Vereinsvorstand eine Anklage auf begangenen Raub und Friedensstörung. Hiernach geschah eine allgemeine Versammlung, durch die ein Commissions-Ausschuß mit der Befugniß erwählt wurde: diese Angelegenheit zu untersuchen und nach Befinden ihr Erkenntniß darauf abzugeben. Als Ausschußmänner erwählte man: den Erzbischof Albrecht zu Magdeburg, den Herzog Otto von Braunschweig an der Leine und den Grafen Heinrich zu Hohenstein. Dieser Ausschuß sah sich als ein zu Recht bestehendes Gericht an und citirte nun den Grafen Dietrich von Wernigerode vor ihm zu erscheinen. Das Gericht selbst wurde im Freien, unter einer Eiche, abgehalten. Zuhörer waren nicht ausgeschlossen. Der Akt begann mit der persönlichen Klage des Grafen von Reinstein, in dem Sinne seiner bereits erwähnten Beschuldigung gegen den Grafen Dietrich und schloß mit dem Antrage „auf Hals und Bauch.“ Graf Dietrich vermochte das ihm zur Last gelegte Verbrechen nicht in Abrede zu nehmen, wodurch der ihm schuldgegebene Friedensbruch als erwiesen angenommen wurde. Gleich darauf erfolgte durch diese Commission gegen den Grafen Dietrich von Wernigerode ein Todesurtheil. Dasselbe brachte man am 22. Juli 1386 in folgender Weise zum Vollzug. Der Verein von Fürsten und Grafen fand sich im Freien, im Wernigerodischen, unter dazu bezeichneten Eichbäumen ein. Nachdem die Anwesenden sich in einen Kreis gestellt, wurde der Angeklagte in ihre Mitte genommen, wo ihm seine That nochmals vorgehalten ward. — Nach einer Pause, in welcher dem Verurtheilten vergönnt war, sich zum Tode durch ein Gebet vorzubereiten, berief einer aus der Mitte des Grafen Dietrich Hofjunker, der von seinem Amte schon zuvor unterrichtet war, weßhalb er mit einem entblößten Degen in den Kreis trat, und zwar seinem bisherigen Herrn gegenüber. Nach wenigen Minuten geschah an den Hofjunker eine Aufforderung zur Vollziehung seines Amtes, und sogleich hieb derselbe dem Grafen Dietrich mit aller Gewalt über sein unbedecktes Haupt, wodurch er betäubt zu Boden stürzte. Gleich nachher zogen schnell alle Anwesenden ihr Schwert und durchbohrten den niedergestreckten Körper. Alsdann hoben einige Diener der anwesenden Herren den schrecklich zerfleischten Körper des Grafen Dietrich auf und hingen ihn an einen Baum, wo er der Verwesung und den Raubthieren überlassen blieb. Als letzte Ceremonie dieses schrecklichen Gerichts wurde dem Pferde des Grafen Dietrich von Wernigerode, auf dem er zur Versammlung gekommen war, das Zaumzeug entnommen, dasselbe darauf freigegeben.

Die Belagerung von Wolfenbuttel im 16. Jahrhundert.

(Nach Ziegler's Chronik.)

Die einst unter den Sachsenkaisern so mächtige Stadt Goslar zeigte unter Kaiser Karl V. einen großen Religionseifer und trat dem Bunde protestantischer Fürsten und Städte gegen die kaiserliche oder katholische Macht bei. Einst überfielen die von Goslar ein nicht fern von ihrer Stadt belegenes Kloster Georgsberg, demolirten es und tödteten die Braunschweigischen Beamten.

Diese That veranlaßte den Herzog von Braunschweig, Heinrich den Jüngern, bei dem kaiserlichen Kammergericht zu Speyer die Stadt Goslar zu verklagen. Die Rechtsentscheidung hierüber brachte diese Stadt in die Acht, zu deren Vollstreckung absichtlich der vorgenannte Heinrich der Jüngere vom Kaiser Auftrag erhielt, welcher überdieß der katholischen Partei angehörte und mit überspannten Ideen und übersprudelndem Eifer die Ausführung gern übernahm. — In seinem Religionseifer bezeichnete er sein militärisches Vorrücken gegen Goslar und die mit derselben vereinten Bewohner des Landes mit Sengen und Brennen, wodurch sich die Noth dermaßen bei den Bewohnern Goslars und der Umgegend steigerte, daß sie gezwungen wurden den protestantischen Verein zu Hülfe zu rufen. An der Spitze dieses Bundes befand sich der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, deren beiderseitige Theilnahme für die Stadt Goslar sich alsbald so wirksam zeigte, daß sie die Reichskammer von Speyer vermochten: das Erkenntniß der ausgesprochenen Acht gegen Goslar suspendiren zu lassen.

Allein die Macht der deutschen Reichsregierung reichte nicht hin, Gesetz und Ordnung bei den Fürsten und Städten in Ansehen zu erhalten. So war es auch bei dem Herzog Heinrich dem Jüngern; denn er setzte unbeirrt mit seinen Truppen den Zug gegen die reformirte Partei fort. — Er schmuggelte in die Ringmauern Goslars Raubmörder von seiner Seite ein, die viel Unheil anrichteten. Er verbreitete gedruckte Schmähschriften, in denen er die Anführer mit allen Protestanten verlästerte, lächerlich machte, auch wohl verfluchte. — Diese geistige Waffe schnitt schärfer in das Gemüth der angegriffenen Fürsten, als Eisen und Stahl, Pulver und Blei, denn sie legten ihre Empfindlichkeit damit unzweifelhaft an den Tag, daß sie in unglaublicher Eile ein Heer von 22,000 Mann gut organisirter Truppen aufbrachten und mit diesem den Herzog verjagten, wodurch sie sich in Besitz der gesammten Braunschweigischen Lande gesetzt gehabt. Dies geschah im Juli 1542.

Herzog Heinrich der Jüngere zog darauf mit seinem Sohn Victor an den Hof Baierns, wo er, ohne Noth, fünf Jahre verblieb. — Vor seinem Abzuge dahin sammelte er den Rest seiner Truppen, denen er noch eine Anzahl Bauernburschen beifügte, und warf sie in die Festung Wolfenbüttel, mit der Weisung: von hieraus das Land Braunschweig zu behaupten, beziehungsweise zu erobern.

Zu jener Zeit galt Wolfenbüttels Festung für unüberwindlich. Die Umgebung derselben war morastig, wodurch eine Annäherung von Truppen äußerst schwierig wurde. Die Festung umfaßte drei Hauptabtheilungen, als: die Dammfestung; diese war der Mittelpunkt und bestand aus ansehnlichen Bollwerken, mit weit fortlaufenden gemauerten Gängen, welche unter den Wällen sich hinzogen, wovon die berühmtesten diejenigen, welche unter dem Crocodillsberge angebracht waren. In dieser Abtheilung fand sich auch das fürstliche Schloß. Von hierab, gegen Morgen, gelangte man zur zweiten Abtheilung, genannt die Heinrichsstadt. Sie war mit fünf ganzen und zwei halben Bollwerken versehen. Zur dritten Abtheilung gelangte man von hier gegen Abend, sie hieß die Auguststadt, welche durch den Oderfluß, der sie umgab, befestigt wurde. Das Belagerungsheer bestand aus sächsischen, hessischen und braunschweigischen Truppen, welche in drei Lagerabtheilungen gebracht waren. Die erste Handlung von dieser Seite bestand in der Aufforderung der Belagerten, sich sofort auf Gnade und Ungnade zu ergeben, worauf der Festungscommandant kühn entgegnete: man möge dieserhalb in drei Jahren weitere Anfrage machen. — Sogleich eröffneten die Reformirten die Laufgräben gegen die Festung, wobei die hessischen Truppen solche Fortschritte machten, daß sie sich der Festung bald auf Steinwurf genähert. Darnach folgte die Beschießung der Festung. — Um die Erfolglosigkeit der Beschießung zu bezeugen, ließ der Festungscommandant — im Sinne jener Zeit, wo gegenseitige Verhöhnungen sehr beliebt waren, — die Stadtmusikanten das Spottlied spielen: „Hat dich der Schimpf gereuen, so zeuch nur wieder heim ꝛc." Hierdurch fand sich der Kurfürst und der Landgraf abermals beleidigt, und das in so hohem Grade, daß er sofort mit all seinem Geschütz gegen den Stadtthurm, woher das Spottlied gekommen, mehrere Stunden feuern ließ, bis der Thurm eingeäschert war. Ein solcher Erfolg drückte den Muth und die Prahlerei der Belagerten nieder, worauf zunächst die Bauern aus der Festung flohen und sich mit Schwimmen durch die Festungsgräben retteten. Schon den 12. August 1542 ergab sich die Festung auf Gnade und Ungnade dem protestantischen Heer, also statt in drei Jahren schon in zehn Tagen, wodurch die Einwohner von Wolfenbüttel, gleich dem übrigen Braunschweig, zum Lutherthum übergingen. Hätte Herzog Heinrich der Jüngere, auch der Erzkatholische genannt, obgesiegt, alsdann wäre höchst wahrscheinlich hier der katholische Glaube als der herrschende zur Geltung gekommen.

---

* Zur Schillerfeier.

Allerorten bereitet man sich vor auf eine festliche Begehung des 10. November, des hundertjährigen Geburtstages unseres Schiller, und es ist kein Zweifel mehr, daß eine echt nationale, deutsche Feier an jenem Tage alle deutschen Herzen zusammenführen wird. Nicht nur die Poeten und die Maler werden das Fest begehen, das ganze Volk wird zeigen, daß Schiller ein echter Volksdichter ist. Mit besonderem Eifer rüstet man zum 10. November an den Stätten, welche die nächsten und meisten Erinnerungen an den Dichter aufzuweisen haben; in Stuttgart und Marbach, in Weimar und Jena, in Leipzig und Dresden. Zu Nürnberg gehen der Pegnesische Blumenorden und der literarische Verein voran, in Berlin werden Universität, Akademie und Theater ihre Kräfte aufbieten; doch giebt es freilich auch Städte, die bis jetzt noch kein Lebenszeichen von sich gegeben haben oder mit ungünstigen Verhältnissen kämpfen. In Bremen erläßt ein jüngst gebildeter Ausschuß soeben einen Aufruf.

Es wäre zu bedauern, wenn man an allen diesen Orten über eine stattliche Feier des 10. November nicht hinauskäme, wenn bei dieser Gelegenheit die Schillerstiftung, welche das Andenken des großen Dichters für alle Zeiten segensreich erhalten sollte, leer ausginge. Die überall gebildeten Ausschüsse mögen darauf bedacht sein, diese Sache zu fördern.

Die Schillerstiftung wurde im Jahre 1855 gegründet, als Deutschland die Todtenfeier Schillers beging. Die definitive Constituirung der seitdem nur vorläufig in Dresden verwalteten Stiftung ward bis zum Jubeljahr 1859 ausgesetzt; dieselbe soll nunmehr durch eine gemeinsame Berathung der Vorstände aller einzelnen Ausschüsse, welche zu diesem Zweck auf den 8. October nach Dresden berufen sind, erfolgen. Die Erwartungen, mit denen man vor vier Jahren den Gedanken aufnahm, sind nur in geringem Maße in Erfüllung gegangen; es bleibt zu hoffen und dringend zu wünschen, daß die Säkularfeier im November die Angelegenheit erheblich fördert. Wir wollen bei diesem Anlaß auch unseren Lesern die Sache, um die es sich handelt, abermals vorführen und lassen deßhalb einen Artikel der Kölnischen Zeitung hier folgen:

Schon seit einer langen Reihe von Jahren erfreuen sich in Frankreich und England diejenigen Schriftsteller, welche sich lebenslang einer an Staats-Institutionen sich nicht anlehnenden literarischen Thätigkeit widmen, einer Sicherstellung ihrer Zukunft für den Fall, daß sie der Ausübung ihres Berufes durch Alter, Krankheit, Aenderung des Geschmackes oder sonstige drückende Lebensverhältnisse entzogen werden. Die Gründung der Londoner Literary Society reicht schon ins vorige Jahrhundert hinauf. In Frankreich hat die Société des hommes de lettres möglich gemacht, daß hinterlassene Wittwen und Waisen berühmter, aber arm aus dem Leben geschiedener Dichter und Publicisten vor dem Hungertode gesichert waren. Charles Dickens und Bulwer haben in London noch ein zweites Asyl für das Alter und die Noth der Schriftsteller begründet, indem sie von Stadt zu Stadt gezogen, haben zu hohen Eintrittspreisen Komödie gespielt und dafür eine bedeutende Summe Geldes gewonnen, die jetzt jährlich durch neue Spenden der in solchen Dingen sich immer großartig bewährenden Engländer vermehrt wird. Kleine Staaten, wie Dänemark, leisten für ihre Literatur Außerordentliches. Wenn dort ein Talent von Bedeutung auftaucht, fließt ihm bald aus Staatsmitteln ein Jahrgehalt zu.

Deutschland entbehrte von jeher einer solchen Institution. Unsere Literaturgeschichte erzählt, wie Lessing, Jean Paul, Schiller bedrängt waren. Einzelne Talente, wie Bürger, sind gradezu an der Noth des Lebens zu Grunde gegangen. Wie die Staaten ihre Gunst vertheilen, sah man wohl aus jener reichen Pfründe (Giebichenstein bei Halle), welche die preußische Regierung dem mittelmäßigen Romandichter Lafontaine verlieh, während Schiller auf eine Auseinandersetzung über seine Lage, die man sogar in Berlin von ihm verlangt hatte, gar keine Antwort erhielt! In Wien hat man allerdings immer einen freundlichen Sinn für das schriftstellerische Talent gehabt. Noch jetzt sind die dortigen Dichter Castelli, Grillparzer, Seidl, Bauernfeld, Halm, Mosenthal, Kompert u. s. w. mit Staats-Anstellungen von größerer oder geringerer Einträglichkeit bedacht. Auch Würtemberg gab Hackländer eine gesicherte Lebensstellung; König Max in München berief eine Anzahl Namen, die von ihm sogar nur mit großen Schwierigkeiten den Ultramontanen und Altbaiern gegenüber in ihren Stellungen erhalten werden konnten. Im Allgemeinen aber ist die Lage eines Schriftstellers in Deutschland die prekärste. Die Gunst der Fürsten und Regierungen wird nur nach langen Bitten oder auf Empfehlung der gerade in Kabinetten oder an Höfen genehmen Gesinnungen ertheilt; Herr von Redwitz war nicht in Verlegenheit, im bairisch-österreichischen Süden Gunst und Anerkennung zu finden; auch Scheerenberg fand sie, aber doch nur durch eine so entschiedene

Färbung seiner Arbeiten, wie sie eben nicht in jedes besonderer Neigung oder Ueberzeugung liegt. Wir könnten eine lange Reihe von Namen, sowohl aus der schönwissenschaftlichen, wie publicistischen Sphäre aufführen, die niemals Hoffnung haben dürften, selbst für den Fall, daß z. B. eine plötzliche Paralyse ihre Hand oder ihren Geist lähmte, auch nur die Spitalkosten von einer jener Stellen her zu bekommen, wo es heißen würde, wie Friedrich II. von seinem Kämmerer sagte: „Dafür hat Buchholz kein Geld nicht!“ Und mit diesen Namen wären wir noch nicht einmal angekommen bei dem ganz unverfänglichen verdienstlichen Schriftsteller Grafen Mailath, der vor einigen Jahren sich mit seiner Tochter aus bitterster Armuth im Starnberger See ertränkte.

Auf diese Erwägungen hin traten vor vier Jahren in Dresden eine Anzahl Männer zusammen, um Deutschland eine noch fehlende Institution zu geben. Schon oft war in einem dortigen literarischen Kreise, zu dem Auerbach, Gutzkow, die Gebrüder Banck, Julius Hammer, W. Wolfsohn, K. Andree, H. Hettner u. A. gehörten, das bessere Vorbild besprochen worden, das uns in dieser Hinsicht Frankreich und England gewähren. Julius Hammer erwarb sich das Verdienst, den Gedanken der Schillerstiftung bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Todtenfeier Schillers öffentlich auszusprechen. Ein Kreis von Gleichgesinnten wählte auf seinen Betrieb ein Comite, und so riefen sieben Männer, der Leibarzt des Königs von Sachsen, Dr. Carus, Major Serre auf Maxen, J. Hammer, K. Gutzkow, Hofrath Klemm, Hofrath Winkler und der ehemalige Staatsminister von Wietersheim, die allgemeine Theilnahme Deutschlands auf für eine „Schiller-Stiftung“, deren Zweck sein sollte, „Schriftstellern, die sich poetischer Formen bedient und zur Bildung und Erhebung der Nation im Geiste Schiller's beigetragen haben, für den Fall ihnen oder den Angehörigen derselben verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand zu gewähren.“ Der Plan war noch im Entstehen begriffen, als schon eine in Dresden gerade anwesende edelherzige Dame aus Hamburg, Frau Johanna Helmcke, sofort 1000 Thaler zur Begründung hergab, eine Summe, die sie seitdem sogar verdoppelt hat.

Im ersten Anlauf fand der Vorschlag großen Anklang. Es bildeten sich Zweig-Comite's, die der Aufgabe sich widmen wollten, vier Jahre lang, bis zur demnächst bevorstehenden Jubelfeier Schillers, Sammlungen zu veranstalten. Allmählich entstanden solche Filiale in Berlin, München, Stuttgart, Darmstadt, Frankfurt a. M., Hamburg, Offenbach, Weimar, Leipzig, Coburg und an einigen anderen Orten. Das Dresdener Comite unterließ nichts, um durch Ansprachen und unmittelbare Aufforderungen Spenden zu erzielen. Von den fürstlichen Häuptern traten der Kaiser von Oesterreich mit 100 Ducaten, die Könige von Preußen und Hannover mit je 300, der König von Sachsen mit 100, die Großherzoge von Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, auch Prinz Albert von England mit 200 Thalern auf die Liste der Begründer der Schillerstiftung. Andere, die mit der Presse auf gespanntem Fuße leben und ohne Zweifel alles Unheil der Welt von der Erfindung der Buchdruckerkunst herleiten, lehnten die Betheiligung ab, ein regierender Herzog sogar mit ausdrücklichem Protest! Solche traurige Erfahrungen wurden freilich immer wieder zu gleicher Zeit durch die erhebendsten Zuschriften von anderer Seite aufgehoben, zu denen besonders die Erzherzog Johanns von Oesterreich, des Herzogs von Augustenburg, des Fürsten Lynar und mehrerer anderen gehörten. Einzelne Private gaben noch größere Beweise von Zustimmung. So Buchhändler Brockhaus in Leipzig mit einem Geschenke von 1000 Thalern, Freiherr von Cotta in Stuttgart mit einem Geschenke von 1500 Gulden, Freiherr von Pflummern in München mit einem Legate von 2000 Gulden.

In ihrem weiteren Verlaufe hat die Geschichte der Schillerstiftung vorzugsweise zwei Hindernisse zu beklagen, die sich der bis jetzt nur noch ziemlich unvollkommen realisirten Idee entgegenstellten — denn was sind die vorhandenen 20,000 Thaler! In England betragen soviel die jährlichen Zinsen dessen, was dort — Handelsgeist dem literarischen Verdienste als Ehrenpreis aussetzte.

Wie nun der Sache aufzuhelfen sei, darüber wird schon hier und dort eifrig berathen. Für das Land Hannover hat der Advokat und Landtagsdeputirte Oppermann eine Agitation begonnen, welche die Gründung von Filial-Schillerstiftungen beantragt, die auch über den 10. November hinaus bestehen sollen als integrirende Bestandtheile des allgemeinen deutschen Gesammtverbandes. Der Gedanke ist eifrig zu befürworten und wird hoffentlich überall lebhaft aufgegriffen werden.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens. Von Karl Biedermann. — Vor fünfzig Jahren. Roman von Gustav vom See. 3 Bde. — Der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel von H. Baumgärtner. — Julian und Aurelia. Drama in fünf Aufzügen von J. Crufft. — Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von E. von Ringseis.

— * Aus Anlaß des Schillerfestes erinnert die Buchhandlung von Brockhaus an die biographische Schilderung des Dichters von J. W. Schaefer.

— * Von Palleske's „Leben Schillers“ erscheint eine kleine und billige Ausgabe, wie von dem Buche von Lewes über Goethe.

— * Der neue dreibändige Roman von A. E. Brachvogel, „Benoni“, ist im Buchhandel erschienen.

— ☾ Als ein recht brauchbares und empfehlenswerthes Werkchen giebt sich der Leitfaden zur Literaturgeschichte sämmtlicher europäischen Völker mit Ausschluß des deutschen von Buchhändler Ph. Henop. (Basel, Schweighäuser'sche Buchhandlung 1858, S. IV. und 261) an die Hand, welches in gedrängter und doch deutlicher Uebersicht die bedeutendsten Erscheinungen der Romanischen und Slawischen, sowie der Englischen, Niederländischen und Skandinavischen Nationalliteratur kurz und treffend charakterisirt. Mit Recht hat der Verfasser die deutsche Literatur ausgeschlossen, weil ihm bei der Menge vortrefflicher Leitfäden und ausführlicher Darstellungen, welche uns über unsere Literatur bereits zu Gebote stehen, eine so kurze und flüchtige Uebersicht derselben ungehörig und unzweckmäßig erschien. Auch setzt der vorliegende Leitfaden, wenn er mit Nutzen gebraucht werden soll, eine hinreichende Kenntniß der deutschen Literatur voraus, wie denn überhaupt das Werkchen weniger dem Anfänger als dem bereits in der Literatur Bewanderten und Geübten ein nützliches Handbuch zur Repetition und zur Befestigung und übersichtlichen Anordnung seiner bereits erworbenen Kenntniß werden soll. Diesem Zwecke entspricht das Büchlein aber in vollem Maße, und Referent muß gestehen, daß ihm die Lektüre besonders der Abschnitte über die Spanische und Portugisische sowie über die Russische und Böhmische Literatur nicht allein manche bereits erloschene Erinnerung wieder aufgefrischt, sondern ihm auch manches Neue gebracht oder verdeutlicht hat. Daß das Werkchen von keinem Fachgelehrten herrührt, sondern von einem vielbeschäftigten Geschäftsmann, welcher nur die wenigen Augenblicke seiner Erholungszeit zur Abfassung verwenden konnte, ist bei den gediegenen und wohlmotivirten Urtheilen und der gebildeten Sprache, welche das Werkchen uns bietet, ein erfreulicher Beweis, daß sich in unserer Zeit eine gediegene wissenschaftliche Bildung nicht mehr allein auf den Kreis der Fachgelehrten beschränkt.

— * Die neue Ausgabe der Werke von Händel, deren drei erste Bände das Oratorium „Susanne“, vier Sammlungen von Klavierstücken und das Pastorale „Acis und Galatea“ enthalten, ist ein Muster von Schönheit. Die sehr schwierige kritische Herstellung der Werke aus den mannichfachen vorhandenen Quellen ruht in Chrysanders Händen. Seine ausgezeichnete Händelbiographie hat ein unwiderlegliches Urtheil abgelegt, sowohl über sein außerordentliches musikhistorisches Wissen, als auch über seine musikalische Urtheilskraft, Partiturkenntniß und Scharfsichtigkeit, vor der manches Dunkel licht wird. Es hätte für die Leitung einer kritischen Ausgabe Händels kein besserer Mann gefunden werden können.

Die Verdeutschung des englischen Textes besorgt Gervinus in sehr anerkennenswerther Weise. Außerdem setzt man den Partituren Klavierauszüge bei, über deren Berechtigung in einer derartigen Ausgabe manche Musiker wohl einige Zweifel hegen möchten; diese werden jedoch niedergeschlagen durch den praktischen Nutzen für eine weitere Verbreitung, welche die Werke doch finden müssen, indem sie nun auch Liebhabern, die nicht Partituren lesen können, zugänglicher werden. Die Klavierauszüge werden von Julius Rietz ausgearbeitet; die vorliegenden folgen mit strenger Sorgfalt der Partitur, wenn freie Stimmen mitunter zugesetzt sind, so ist es mit durchaus richtigem Geschmack geschehen. Dabei sind sie gut spielbar, also in allen Beziehungen ihrem Zweck entsprechend. Einem jeden Werk sind kurze Nachweise über seine Entstehung, Benutzung der Quellen u. dgl. beigegeben. Sie genügen in ihrer kurzen und bestimmten Fassung vollkommen, der Vorredner einer solchen Ausgabe hat nur auf das Werk sich beziehende positive Facta zu berichten, weiter nichts, besonders keine Kritik auszuüben, gleichviel ob zutreffend oder verfehlt. Wir wollen nur das Werk haben, und keine Meinung darüber, wie wir sie unter andern im letzten Bachband (kleine Messen) in Seite 17 der Vorrede, Zeile 21—26 von oben finden. Am Anfang der Seite sagt die Redaction selbst, daß sie zu Lob und Tadel ihres herzustellenden Werkes eigentlich nicht befugt sei. Beide erstbesprochenen Gesangwerke sind sehr bescheiden in ihren Anforderungen an die Anzahl der ausführenden Kräfte. Ein jeder kleinere Gesangverein, der einen allerdings guten Chor von vierzehn bis sechzehn Personen zusammenbringen kann, reicht vollkommen für die Besetzung der gar nicht auf Massenbetheiligung berechneten Chöre aus. Die Solosätze verlangen allerdings gut geschulte Sänger, wenn auch nicht grade außerordentliche Kräfte. Ganz ohne Kürzungen in den Solosätzen würden ohnehin beide Werke, besonders das Oratorium, kaum gegeben werden können. Auch die Instrumentation ist bei aller Einfachheit doch voll und reich genug, ohne einer Ausfüllung (höchstens mitunter durch die Orgel) oder Ueberarbeitung zu bedürfen. Zwei Oboen und einige Geigen, Violen und Bässe sind hinreichend zur Besetzung. Diese wenigen Mittel und ein mäßiger Saal genügen vollkommen, um beide Werke zur ganzen Wirkung zu bringen. Hoffentlich werden sie in Familien- und andern Vereinen recht bald an Stelle der unendlichen vierstimmigen Lieder und andern herkömmlichen Gesänge treten; die durch den höheren und reineren Genuß unzweifelhaft herbeigeführten guten Einwirkungen auf den Geschmack werden nicht ausbleiben.

— * Der französische Kaiser hat den sonst stets hoch zu Roß als Dichter erscheinenden Rudolf Gottschall zum Geschichtschreiber gemacht. Die biographische Studie „Kaiser Napoleon III.“ wird durch ein Vorwort eingeleitet, dessen Schlußbemerkungen die folgenden sind: „Wir schreiben weder eine Schmäh- noch eine Lobschrift. Die kurze Skizze soll, mit möglichster Benutzung aller vorhandenen Quellen, die zu einem mehrbändigen Werke hinlänglichen Stoff geben würden, ein gedrängtes Gesammtbild des französischen Cäsars und seines Lebens entwerfen, welches, leicht verständlich und rasch zur Hand, für die Beurtheilung der Zeitereignisse doch vielleicht manchen wünschenswerthen Maßstab giebt. Die Thaten, die Reden und Schriften des Kaisers sind die Faktoren, aus denen uns das Produkt seines Charakters ersteht. Haben wir uns geirrt — so geben wir wenigstens jedem Leser die Mittel an die Hand, die Probe zu machen, ob unsere Rechnung stimmt! Das neue Paris erinnert an das alte kaiserliche Rom, das Bild seiner Sitten ergänzt das Bild seines Herrschers. Die Aera der Cäsaren hat in Frankreich begonnen — wie lange sie dauern wird, das ist das Räthsel der Zukunft.“

— * Die im vorigen Jahre vom Könige Max von Bayern ernannte Commission für deutsche Geschichte, welche unter der Leitung von Ranke und Sybel aus zwanzig Mitgliedern (Droysen, Jakob Grimm, Häusser, Löher, Pertz, Waitz u. And.) besteht, hielt nach Jahresfrist am 29. September eine Sitzung in München, in welcher Ranke mittheilte, daß der König außer der regelmäßigen Dotation von jährlich 15,000 Gulden der Commission noch 25,000 Gulden zur Verfügung gestellt habe. Die in Angriff genommenen Werke sind: deutsche Städtechroniken, Reichstagsacten, Jahrbücher des deutschen Reiches und eine Sammlung historischer Volkslieder.

— * Der Prachtbau der Nicolai-Kirche in Hamburg geht seiner Vollendung entgegen. Er hat bisher etwa anderthalb Millionen Mark gekostet und erfordert noch 800,000 Mark. Man hofft für diesen Bedarf auf Staatshülfe und denkt dann den Bau gegen 1862 vollenden zu können. Auch wer den Bau der Kirche aus Geld-Rücksichten einfacher gewünscht hätte, wird seine Befriedigung über dieses schöne Werk s. g. gothischer oder germanisch-christlicher Baukunst nicht verhehlen können und sich freuen, daß die an monumentalen Zierden so arme Stadt einen so reichen Schatz bekommen hat. Material und Ausführung sind in gleicher Weise vollendet.

— * Auf dem Hofburgtheater in Wien giebt man eine romantische Tragödie „Tristan“ von Josef Weilen. Sie behandelt den bekannten Stoff aus dem bretonischen Fabelkreise vom König Artus, den Gottfried von Straßburg in seinem berühmten Gedichte verherrlichte, den Immermann frei nachdichtete, und den in unseren Tagen Richard Wagner in so abenteuerlicher Weise als Operntext verarbeitet hat. Josef Weilen ist ein dichterisches Talent voll Phantasie und Schwung, doch erwies sich dies Talent, so Schönes es schuf, dem großen und gefährlichen Stoffe nicht gewachsen.

— * Karl Ritter. Das Jahr 1859 fordert schwere Opfer von der Wissenschaft. Nachdem der Stern Humboldts erloschen, ist nun auch Karl Ritter, der große Geograph, heimgegangen, gleich Jenem mitten in der geistigen Arbeit, der ihr ganzes Leben gewidmet war. Ritter brachte das Riesenwerk seines Geistes, die Erdkunde, bis zum vierundzwanzigsten Bande; er erreichte ein Alter von 80 Jahren, da er am 8. August 1779 geboren war. Der körperlich wie geistig bis in sein höchstes Alter gleich rüstige Mann, der seine Umgebung überragte und stattlich einherschritt, hatte seit etwa einem Jahre, erst entfernter und dann immer näher, die Vorboten des Todes gefühlt. Noch vor zwei Jahren hatte er, nachdem er im Sommer Teplitz besucht, seinen alljährlichen Ausflug in die Schweizeralpen, aber zum letztenmal, gemacht. Denn vergangenes Jahr ging er schon etwas leidend nach Teplitz. Dessenungeachtet wurden weder die wissenschaftlichen Arbeiten noch die Wintervorlesungen unterbrochen. Als dieses Frühjahr herangekommen war, sehnte er sich nach seinem Teplitz um so mehr, als Erscheinungen körperlicher Hinfälligkeit den Gebrauch des Bades wünschenswerther als sonst machten. Der kalte Fußboden in seinem Baderaum sollte die traurige Veranlassung zu größerem Leiden werden. Er kam leidender von Teplitz zurück, als er dorthin gegangen war. Doch waren mit ihm seine verwandtschaftlichen Umgebungen von ernstlichen Besorgnissen fern. Zu diesen gaben erst gegen Ende Augusts unnatürliche Blutergießungen Veranlassung. Außer andern Aerzten wurde der Leibarzt des Königs Geh. Rath Dr. Frerichs zugezogen. Sie hielten die Krankheit nicht für leicht, doch nicht unbedingt für lebensgefährlich, da die Ursache derselben ihrer Natur nach sich würde heben lassen. Dieß gelang auch der ärztlichen Kunst, doch stellte sich nun ein eigenthümlicher Zustand des Leidenden ein. Mit sichtbarer Zunahme der Schwäche ging der Widerwille des Körpers gegen Annahme von Speise und Arznei Hand in Hand; zuweilen traten glücklichere Stunden ein, doch waren sie nicht von Dauer, und die unausbleibliche Folge davon konnte nur größere Zunahme der Schwäche sein, der er endlich in einem sanften Tode am 28. Septbr. gottergeben und ruhig erlag. Das Leben Ritters war ein in jeder Hinsicht reiches. Mit den glücklichsten Anlagen an Geist und Herz ausgestattet, ward ihm eine vortreffliche Erziehung zu Theil. Seine Mutter, eine reichbegabte Frau, hatte großen Einfluß auf den lieblichen Knaben. Nachdem er früh seinen Vater durch den Tod verloren, übernahm die Fortsetzung seiner Erziehung der als Jugendschriftsteller des vorigen Jahrhunderts bekannte Salzmann, mit dem seine Mutter die zweite Ehe schloß. Sodann war Ritter der erste Zögling in der Anstalt zu Schnepfenthal. Die Geographie wurde früh das Augenmerk Ritters; das in seinem 26. Lebensjahre von ihm herausgegebene: „Europa, ein geographisch-historisches Gemälde“ (2 Bände, 1805) zeigt zwar noch den Standpunkt der Compilation; doch war damit in diesem Erstlingswerke schon so viel Geschmack und Tact für richtige Auswahl, Anordnung und Zusammenstellung und, was wichtiger ist, treffendes Urtheil verbunden, daß von Ritter mehr als Gewöhnliches erwartet werden konnte und wurde. Der Aufenthalt im Bethmannschen Hause in Frankfurt, wo er Lehrer des preußischen Kultusministers war, ließ ihm nach seinen Pflichterfüllungen Zeit zu wissenschaftlichen Studien, und hier schon entwickelten sich in ihm die ersten Anfänge zu dem großen wissenschaftlichen Gedanken, welcher in der „Erdkunde“ seine unsterbliche Verwirklichung fand. Der erste Band, Afrika, erschien 1817. Der verstorbene Minister von Altenstein hatte kaum von Reimer das Buch erhalten, als er nicht ruhte, bis er es durcharbeitet hatte, und Ritters Zukunft war entschieden. Im Jahr 1819 trat er als Professor bei der Universität ein. Die Erfolge seiner Wirksamkeit sind unglaublich, aber weltbekannt. Die Erdkunde ist bis zum 24. Band (Theil) vorgeschritten, welcher dem Schöpfer der geographischen Wissenschaft auf seinem Krankenbette vor 14 Tagen vor die Augen kam. Er konnte selbst noch einige Zuschriften abfassen, mittels deren er den Band an einige Freunde und Gönner schickte. Diese Briefe sind die letzten Arbeiten Ritters. Nach dieser Zeit nahm die Schwäche so zu, daß er die Ruhestätte nicht wieder verließ. Mit ihm ist einer der Edelsten dahingeschieden, welche nicht nur Zierden der Wissenschaft, sondern auch der evangelischen Kirche und der Menschheit sind. — Die Beerdigung erfolgte am 1. October durch eine große und glänzende Trauerversammlung. Am Sarge sprach Strauß, am Grabe Hoffmann, Beide seine wissenschaftliche Größe und den Edelsinn seines Herzens und seiner Gesinnung hervorhebend. Im Zuge befanden sich Bethmann-Hollweg, die Mitglieder der Universität, der Akademieen; mehr denn hundert Equipagen, darunter die der Königin, des Regenten und der anderen Prinzen, schlossen sich an. Ritter fand seine Ruhestätte auf dem Prenzlauer Kirchhofe neben seiner 1840 gestorbenen Gattin, die er zärtlich liebte. Die Ehe war kinderlos, der einzige Ueberlebende ist ein dreiundachtzigjähriger Bruder Johannes, der mit dem Verstorbenen die Ähnlichkeit theilte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ G. C.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 42. Bremen, 16. October. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Ungedruckte Briefe zwischen Hamann und Herder.

Mitgetheilt von Heinrich Düntzer.

Die empfindlichen Lücken des Herder-Hamann'schen Briefwechsels in der Ausgabe von Hamanns Werken werden durch die hier aus Herders Nachlaß mitgetheilten, welche mir Herr Conservator Ferdinand Gottfried von Herder zur Herausgabe anvertraute, auf erfreuliche Weise ausgefüllt. Die Charaktere beider Männer sprechen sich auch hier entschieden genug aus, und es fehlt nicht an anziehenden Einzelnheiten. Hamann's Andenken ist durch Dr. C. H. Gildemeister's höchst fleißiges Werk unter uns bedeutsam erneuert, und der Kreis seiner Verehrer wie die Theilnahme an dem denkwürdigen Manne dadurch erweitert worden. So werden denn auch diese Briefe einer freundlichen Aufnahme entgegen sehen dürfen.

1. Herder an Hamann.

Weimar im Januar 1774 ¹).

Liebster Hamann! Wenn Sie wüßten, wie ich jeden Flick und und Zettel von Ihnen ansehe, würden Sie wahrlich keinen zerreißen. Der weggeworfene Pinsel malt immer den Schaum vortrefflich, und Sie sehe ich beinah am Liebsten, wenn ich Sie also sehe. Indem spricht in jedem Ihrer Briefe Ein Wort so tief mit mir — glaubten Sie das, so würden Sie nur Ihr Haus ringsum aus dem Herzen ausschreiben.

Daß Sie auf meine Lina mit blauen Augen und braunen Haaren etwas übel zu sprechen sind, daran thun Sie so übel, als Sie unwahr haben. Wenn unter Millionen Eine Weibsgestalt aus meinem Herzen gestiegen, so ist's diese, und so sehr sie Sie auch fern in Wolken ansehen muß, liebster Hamann, ist's doch mit so vorläufiger, guter, ehrlicher Empfindung, daß Sie gewiß für die würdigste Preußin erkennen würden, wenn sie nicht etwas bessers, ehrliches Schweizermädel wäre. Und also seyn Sie auch über das Codicill Ihres Testamentes außer Sorge zu seiner Zeit.

Von deutscher Art und Kunst sind nur zwei Stücke von mir und die Note zum britten. Das britte von Goethe, Dr. juris, in Frankfurt am Main, den Sie aus seinem Götz von Berlichingen schon kennen oder kennen werden. Ich will Ihnen mit nichts auch hierüber zuvorkommen, aber sagen Sie mir ja, was es bei Ihnen würkt. Ich bin darauf sehr begierig. Ein Exemplar von deutscher Art und Kunst sollen Sie haben und bald, bald hoffe ich noch etwas Reichers und Bessers. Schaffen Sie doch ja aber, daß wir

¹) Antwort auf Hamanns Brief vom 19. August, die Hamann aber erst am 11. Januar 1774 durch Buchhändler Rauter erhielt.

Ihre Sachen bis auf den geringsten Buchstaben überkommen: ich bin so lüstern darnach, als nach einem jungen Sohn. Und Hinzen ¹) dürfen Sie nur Ein Wort sagen, so bekomm' ich's früher.

Ueber den Laienbruder ²) ärgern Sie sich ja nicht. Er hat darin so charakteristisch gehandelt, daß er Sie nicht gesehen, als er überhaupt ein ausgeputztes Windmännchen ist, das feine weißen Strümpfe besiebt, lügt, witzelt, den Minister spielt, zum Ekel höflich ist und auch im Gespräch den Majestätschänder macht auf Erden, ohne Ein Fünkchen des Geists zu haben, dem man auch nur im Gespräch das verzeihe. Sonst äußerst höflich, weinerlich, durch Weiberzimmer schleichend u. f. Sie haben also nichts an Ihm verloren.

Die Frankfurter Zeitung hat ein gewisser Merk, obbenannter Goethe, und Schlosser geschrieben (der den Katechismus fürs Landvolk edirt hat und sich dessen daß freuet), ich nur wenig dazu geliefert, worüber ich jetzt noch mit Schlözer nach Jahr und Tag Verdruß bekomme ³), daß ich fast alle Kritik verwünsche. Habe mich indeß doch wieder verführen lassen, in die Königsberger Zeitung ein Blatt zu setzen, darum ich Sie sehr bitte, es zu lesen und zur Verschwiegenheit desselben beizutragen. Nochmals aber bitte um Ihre glühenden Funken und verspreche dagegen baldigst meine Wassertropfen. Viel Glück und Trost zu den Zeitläuften, Gruß und Kuß an Ihre zwei Kinder und du, Magus aus Norden, sprich Ein Wort, daß mein Weib auch bald Eins trage. Umarmung aus vollem Herzen.

Herder.

2. Hamann an Herder.

Königsberg, den 15. October Abends 1776 ⁴).

Habe eben ein Paket von Hartknoch, feines Verlegers, ohne eine einzige Zeile zum Avis erhalten. Die Fortsetzung war dabey von Ihrer Beylage; ich möchte sie aber gerne Kreuzfeld geben, der mir aufpacken mußte, und darauf zu warten schien. Weil ich zwei Exemplare habe vom ersten Theil, worunter eins auf gut Papier ist, so will ich das von Hinz erhaltene als des Verlegers Geschenk ansehen, und mir von ihm eins in Ihrem Namen auf gleichem Papier mit dem ersten ausbitten. Ist's nicht recht? Vergessen Sie mich nicht. Keinen Heller mehr für Anke. Gott mit Ihnen allesammt klein und Groß! Amen.

3. Hamann an Herder.

Königsberg, den 24. März 1779.

Herzlich geliebtester Landsmann, Gevatter und Freund! Einlage habe diese Woche erhalten und giebt mir Anlaß zu ein paar Zeilen

¹) Buchhändler in Mitau.

²) Fr. K. von Moser. Die Nachricht, daß er schon durch Königsberg gegangen, erwies sich als irrig. Vgl. Hamanns Werke V., 40. 46, und Hamanns Leben und Schriften II., 119.

³) Vgl. Aus Herders Nachlaß I., 374.

⁴) Fortsetzung des Briefes Nr. 234, auf dem Zwischenraum zwischen der Anrede Mrs. und dem Anfange des Briefes an die Generaladministration vom 18. August 1776 geschrieben. Auf der vierten Seite findet sich der Brief an dieselbe Generaladministration vom 1. September mit der Bemerkung: „Beilagen waren die Lettres perdues und die Cochenille."

trotz meiner Armuth des Geistes. Ihre liebe Frau Schwester wünscht sich Nachrichten von Ihnen, und ich werde an ihrer Zufriedenheit Antheil nehmen und bitte daher selbige nächstens zu befriedigen.

Gott gebe, daß Sie sich alle in Ansehung der Gesundheit so gut befinden mögen, als wir. Wir vegetiren alle nach Herzenslust und die Kleinste ist unsere größte Freude.

Einem Briefe von Kraus zufolge wird er sorgen, daß Sie alles von Berlin so geschwind wie möglich erhalten.

Hartknoch wird mit seiner Frau hier erwartet und Notarius Hintz wird auch die Messe besuchen. Habe eben die tre cose in Boccaz gelesen, mit dessen Anwendung auf die drei Religionen Lessings Nathan anfangen soll. Seine Idee scheint mir ein Eingriff in die meinige über die Pudenda der Philosophie und Dogmatik zu seyn. Ich habe über 14 Tage auch Lust gehabt — und brüte Fragmente apokalyptischer Sendschreiben über apokryphische Geheimnisse. Vielleicht feire ich Michaelis das zwanzigste Geburtsjahr meiner Autorschaft, und setze ein Denkmal meines halben Seculi. Noch geht es nicht von der Stelle, werde aber nicht eher ruhen, als bis dieser Sauerteig

et quae simul intus
Innata est, rapto jecore exierit caprificus [1]).

Ich sehne mich zuförderst nach Ihren Liedern der Liebe und fernern Neuigkeiten. Daß diese Messe für mich wichtig seyn wird, scheint mir zu ahnen. Diese Woche ist wieder eine Packe Rimesse Manuscript vom Hephästion [2]) durchgegangen nach Berlin, vermuthlich zu seiner Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte. Nebst Ernst und Falk, an dem ich mich nicht satt lesen kann, hat Lessings nöthige Antwort auf eine unnöthige Frage meine meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Was meinen Sie, liebster Herder dazu? Kleuker soll auch die Fragmente beantwortet haben, aber nichts davon auftreiben können. Ist es nicht möglich, das vierte und fünfte Gespräch des Falk oder wenigstens den Inhalt davon zu erfahren? Vielleicht haben Sie als Bruder Mittel dazu [3])? Ein Wink darüber gehört zu meinem Plan. Ich muß schließen, umarme Sie sämmtlich und sonders in Gedanken. Der Frau Gevatterin meinen ehrerbietigsten Handkuß. Kann weder reden, noch schreiben und ersterbe der Ihrige

Johann Georg.
Den 26. März des Morgens.

4. Herder an Hamann.

Weimar, den 6. Mai 1779.

Hier, liebster Hamann, sind die drei verlangten Exemplare Ihrer Sibylle [4]). Weil der hiesige Verleger schon auf der Messe und zum Fragen nicht Zeit war, ließ ich's gleich drucken und schicke es ihm heut nach. Zum Museum, glaub ich, schickte es sich nicht und wäre auch überdies dort verspätet. Druckfehler habe ich, so viel möglich, verhütet, und meine Frau hat mir geholfen; nur mit dem Verstehen wird's seyn, wie bei Ihren übrigen Schriften. Die Exemplare, die fort sollen, sollen morgen sämmtlich abgehen, da geht die Post; wünsche, daß Ihnen das Kindlein gefalle in seinem neuen Kleide.

Ich kann jetzt nicht mehr schreiben, Gottfried liegt an einer kleinen Contusion an einem zarten Orte zu Bette und will nicht ohne mich und ich kann nicht recht ohne ihn sein. Ich hoffe, baldige Besserung.

Hier haben Sie ein Blatt Lutherischer Einfälle in Eins seiner Handtestamente geschrieben, das in der Jenaischen Bibliothek ist; sie werden Ihnen gefallen.

1) Pers., I., 24. sq.

2) J. A. Starck, seit 1777 Professor in Mitau.

3) Vergl. Herders Briefe an Lessing in den Beilagen zu Lessings Leben von Danzel und Guhrauer, sowie auch Hamanns Leben und Schriften II., 318 und 342.

4) Da auf der Post die drei Exemplare zu kostbar fallen, so nur eins, und die anderen mit meinen operibus nächstens. Inlage bitte an Hartknoch laufen zu lassen. Vgl. Aus Herders Nachlaß I., 422.

Ich bin vor acht Tagen mit dem Herzog, Goethe und einem Kammerherrn in Jena gewesen und habe mit dem Corpore gesammter Universität gespeiset; weiß aber sonst nichts zu sagen. Ein junger Schweizer, den Kaufmann nach Deutschland geprellt oder gewürfelt hatte und der jetzt zurück ist, hat acht Tage bei uns logirt und schätzt Sie sehr. Steiner ist sein Name [1]). Und weil er eben hier war, da Ihre Sibylle ankam, soll er auch ein Exemplar haben. Von meinen Sachen kann ich Ihnen noch nichts schicken, weil ich selbst noch nichts habe und nichts fertig ist. Leben Sie wohl, im Regen und Sturme, wenn er am baltischen Meer, wie hier in Deutschlands Mitte tobt.

Ihr ewiger Herder.

N. S. Mein Kleinster erholt sich von einem starken Ausschlage ziemlich wieder. Ihr Pathe ist wie ein Fisch im Wasser, ein bräunlicher Knabe, pfiffig und schön, von breiten Schultern wie Ajax, obgleich zart wie eine Seifenblase. Künftigen August erwartet meine Frau ihr viertes Wochenbette; gebe Gott, glücklich. Sie grüßt herzlich. Glückliche Pfingsten!

5. Hamann an Herder.

Königsberg, Anfangs Februar 1780 [2]).

Liebster und bester Gevatter, Landsmann und Freund! Was sagen Sie zu meinem Geschmier, ohne daß ich weiß, ob die Ferien Ihrer eignen Autorschaft Ihnen Lust und Muße zur Hebammenschaft der meinigen lassen. Vor allen Dingen schenk Ihnen der liebe Vater im Himmel, Ihnen und allen lieben Ihrigen gute Gesundheit. Hier erhalten Sie die jüngste Geburt meines alten grauen Kopfes mit der Bitte abermals Hebammenstelle bei selben zu vertreten und meine Freude über schnelle und glückliche (Gott gebe) Entbindung derselben vollkommen zu machen durch einen ähnlichen Abdruck.

Mein peccatum omissionis auf der Liste bitte ich nach Wandsbeck zu ersetzen. Endlich hat es dem Asmo milico u silentiis gefallen, mich den 26. pr. mit einem Handschreiben zu erfreuen, mit einem sehr langen drolligen Briefe für sein hartnäckiges Stillschweigen. Weil ich der losen Worte viel habe: so hat er sich praecaviren wollen und lieber den Verdacht eines faulen studiosi litterarum risquiren. Wenn bis zum nächsten May nicht die Mode mit den gebratenen Tauben und dem offenen Maule durchgreift, so dürfte der Knüppel wohl wieder beym Hunde liegen und Herr Asmus nicht manquiren auf eine Fortsetzung seiner guten Werke zu entriren. In was vor einem Kalenderstyle er französische Bastardreime zu bröckeln weiß, wenn er artig und schön thun will.

Kreuzfeld hat mich seit 8 Tagen nicht besucht. Brahl arbeitet ad interim an unsern gelehrten Articul [3]). Mein ungetreuer Freund Pleßing hat diese Lücke ausgefüllt und scheint Vertrauen zu mir zu haben. Er hat mich gebeten, Sich Ihnen und durch Sie dem Herrn Geheimerath Goethe, der sein Freund zu seyn scheint, bestens zu empfehlen. Von seiner deutschen und französischen Autorschaft hier hab' ich schon neulich, wo ich nicht irre, ein Wort fallen lassen.

Ich denke mit dieser Woche meine Quarantäne zu schließen und nächsten Sonntag Esto mihi meinen ersten Kirchengang in diesem Jahre zu halten und mich auch vielleicht mit meinen bisher vernachlässigten Freund- und Bekanntschaften wieder auszusöhnen. Ich habe wie in der Wüste gelebt in Ansehung meines Herzens, das ebenso viel Verdacht schöpft als gibt, Nichts als Mißverständniß in mir selbst und mit andern! Ich besorge nicht, daß die Zu- und Aufdringlichkeit meiner Arbeiten euch nicht überlästig werden dürfte. Mehr hab' ich nicht auf dem Herzen für dieses erste Jahr einer neuen Decade meines Lebens.

Claudius schreibt mir von einer Art des Rufs für Voß nach Riga und Hartknoch, daß Lenz ein ähnlicher Versuch mißlungen und

1) Vergl. Aus Herders Nachlaß II., 189.

2) Fortsetzung der Blätter, auf welchen die Zwei Scherflein sich befinden, deren Druck Herder in Weimar besorgte. Vgl. Hamanns Schriften VI., 118.

3) In der Königsberger Zeitung.

ad interim Hofmeister bei Berg in Allasch geworden. Der Herr Verleger erbaut sich an Ihrem Maran-Atha.

Lupus in fabula. Kreuzfeld ist hier gewesen und hat mir an ein ander Manuscript auf der Schloßbibliothek gedacht, das distinctiones in apocalypsi heißen soll. Werde Ihnen auch zu seiner Zeit ein Wort davon mittheilen.

Was meynen Sie, ob ich p. 7, Nro. 2 noch mit einem Gedanken vermehre, der mir entfallen und die Stelle etwa so gebe: Weil bey Ausstellung des Grundgesetzes im Zweck der Rechtschreibung ein Mißverständniß zum Grunde liegt und das ganze Universalmittel selbst nichts als ein leidiges Ohrenpflaster der Sinnlichkeit ist; keine wahre Quadratur der Verhältniße zwischen Aussprache und Schrift, und ihrer auszugleichenden Incommensurabilität, ohne Fragmente, noch Fractionen" [1]). Ich überlasse Ihrem Gutachten den ganzen und kleinen Endzusatz dieser Perioden.

Was denken Sie zu Semlers Lebensbeschreibung und seinem Verhältniß gegen Bahrdt und Steinbeck. Ich bin Willens, mein Pfund redlich beyzutragen. Aber Nößelt handelt schlecht, der als ein reicher und kluger Mann dies Supplement annimmt, und den Mäcen nicht zurechtweist, und so beide darben läßt.

Mein erschöpfter Kopf ist von allerhand voll. Gott gebe Ihnen Glück, liebster, bester Herder zum Abdruck, daß er Ihnen nicht zu viel Mühe macht, uns beyden aber Freude und keine Schande.

Meiner verehrungswürdigen Gevatterin den zärtlichsten, treuesten Handkuß. Ich umarme Sie und alle Ihre lieben Kinder. Sein guter, freudiger Geist erhalte Sie:

— — Quantaque nostrae
Pars TUA sit — animae, tibi, dulcis amice,
Ostendisse iuvat [2]).

Mein Hausmütterchen hat die Rose im Gesicht und heute den Schreck gehabt, mir die Augen zuzudrücken und ihr ganzes Haus sterben zu sehen. Sie hat mir Sonntags und Montags gelegen; wir wollten eben Marianchen entwöhnen, nun ist es ausgesetzt zum nächsten abnehmenden Licht. Alles übrige nach Gottes Willen und Agurs Wunsch — là tà tout doucement. Schneckengang ist besser als Krebsgang; aber in petto immer ein Hang zu Extremen, der curirt werden soll und wird durch einen guten Abend! und gute Nacht! von Ihrem alten Freund und Diener Johann Georg H. —

Vergessen Sie doch nicht, sich nach dem verlornen Päckchen zu erkundigen. Bitte die mir ausgebetenen Exemplare nicht zu frankiren, höchstens bis zur Gränze oder Berlin. Vale et favet Und hiermit nochmals Gott empfohlen! Amen [3]).

---

[1]) Die Worte „keine wahre — Fractionen" fehlen in der Urschrift.

[2]) Pers. V., 22—24.

[3]) Auf der letzten Seite der Handschrift der Zwei Scherflein, die vorn das Vidi quoad theologica adspersa von Griesbach und das Vidi quoad reliqua von Schütz hat, findet sich außer einer Anzahl Bemerkungen in Betreff der zu befolgenden Schreibung und der Art des Abdrucks noch Folgendes: „Wünschte zum Abdruck, daß selbige zwei Bogen betrüge; daher ich bäte, das zweite Scherflein mit einer neuen Seite anzufangen. Auf dem Titel kommt in der griechischen Stelle ein hebräisches Jot. Ich habe seit einigen Tagen nach des Alemberts Eloge des Mylord Marshall herumgeschickt, ohne es auftreiben zu können, weil die Exemplare schon in unserm Monopolkram vergriffen sind. Bitte das Sobriquet unsers semper augusti vorzusetzen. Ich weiß nicht, ob es Abt oder Pater Prior war? Das erste Scherflein ist hauptsächlich gegen den Herausgeber, das zweite gegen den Urheber der neuesten Rechtschreibung. Das Wort Bestie habe ich in der alten Uebersetzung der Apokalypse gefunden. — Sollte aus dem Abdruck etwas werden, so bespreche ich 1) für Klopstock, 2) Lessing, 3) Wieland, 4) den andern Nachbar (er meint Goethe), 5) nach Erfurt, 6) Darmstadt, 7) Landsmann Reichardt, 8) Moses Mendelssohn, 9) Lavater, 10) Kleuker, 11) B. Kraus in Göttingen, 12—14) für die verwittwete Frau Verfasserin. Auch ein halb Dutzend wäre nicht zu viel."

6. Hamann an Herder.

Königsberg, den 5. Februar 1780 des Morgens.

Liebster, bester Freund! Auf's Gerathewohl schreib' ich diesen Brief, ohne zu wissen, ob und wie er abgehen wird. Er betrifft eine Stelle p. 6 meines Manuscripts, die ich im Abschreiben aus dem Stegreif hinzugefügt und im Kleck nicht steht. Anstatt: „Es ist nicht Recht durch Vorurtheile der Eigenliebe, Neuheit oder eigne Erfindung das Vorurtheil des Alterthums und der Gewohnheit zu tödten", wollte ich setzen: Er treibt das Vorurtheil des Alterthums und der Gewohnheit aus durch Vorurtheile der Eigenliebe, Neuheit oder der eignen Erfindung. Durch Nachschlagung der Stelle im Matthäus gerieth ich auf den Begriff von Tödten. Ich wünschte aber lieber meinen ursprünglichen Gedanken hergestellt zu sehen, aber ipsissima verba als ein ἀνακολουθον: Vorurtheil der Eigenliebe, Neuheit oder eigener Erfindung gegen das Vorurtheil des Alterthums und der Gewohnheit!" Wählen Sie selbst; aber in einem oder dem andern Fall will ich die Allgemeine deutsche Bibliothek B. XXXIX. St. 1. S. 263 ausdrücklich citiren, wodurch also 15 Noten werden. Lachen Sie mich nicht aus. Noch eins an der Stelle bei Hermes anstatt „kleinen Nachdruck einer Affectation" lieber seinen. Noch eins: p. 3 hatte ich ursprünglich gesetzt: leidende Gelehrigkeit, Gehorsam des Kreuzes der Nachfolge" oder Nachahmung oder „in ästhetischer Nachahmung" [1]). Wählen Sie selbst! Ueberlasse auch Ihnen, wo Sie können, durch Interpunction oder Schwabacher Schrift den Verstand zu erleichtern, hoffe nicht, daß mein Styl Ihnen so schwer zu punktiren seyn wird, als mir Trescho seiner würde. —

Des Abends.

εὕρηκα, εὕρηκα nach vielem Suchen in der ganzen Stadt das Eloge des Mylord Marshall. Ich habe die Mlle. Emelé mit dem Kalmücken Stepan verwechselt. Also nicht Kalmücken-, sondern Janitscharenmuse — vornehmlich wenn sich die Liebeserklärung von einem allerhöchsten Pater Abt herschreibt. Ich möchte lieber Pater Abbas sagen, weil Abbé auch ein Titel ehemals für Fürsten war. Vergessen Sie doch nicht, Gevatter Prälat die äußere und innere Titulatur an den Statthalter in Erfurt [2]), wenn ich den Kitzel bekommen sollte, an ihn zu schreiben. Ich mag Niemanden gern schuldig bleiben — auch vergessen Sie nicht das verlorne Kind in Leipzig. Hartung ist Bräutigam, wie es heißt, mit einem schönen und noch reichen litthauischen Mädchen. Habeat sibi.

Morgen, so Gott will, halte meinen ersten Kirchgang in diesem Jahr. Mittag bei Hippel. Nachmittags muß Kindelbier geben; Mlle. Stalzin hat sich anmelden lassen und ist reisefertig nach Curland. Die Scherflein werden zum Domine reminiscere mit dem Kanaanitischen Weiblein ankommen. Ich fühle noch die Last und Hitze des gestrigen Tags, und weiß nichts hinzuzusetzen als den Wunsch, daß Sie mit allen den Ihrigen gesund seyn mögen, mir bald gute Nachrichten davon ertheilen können, mich bestens Ihrer Gemahlin, meiner verehrungswürdigen Gevatterin empfehlen und mir die Arbeit, die ich Ihnen mache, mein Geschmier zu errathen, nachzuflicken und zur Welt zu bringen, nach Ihrer alten, bewährten Freundschaft vergeben, in Ansehung meiner gehäuften Schulden aber, bis zu meiner Befreiung Geduld haben und von dem besten Willen diesseits versichert leben. Ich ersterbe der Ihrige.

Johann Georg Hamann.

7. Hamann an Herder.

Königsberg, den 25. August Dom. XIII. 1782.

Herzlich geliebtester Gevatter, Landsmann und Freund! Ihr Geburtstag ist heute in meinem Hause gefeyert worden, in Gesellschaft eines jungen Feldprediger Zitterland, der diese Woche aus

---

[1]) In der Handschrift steht „Gehorsam der Nachahmung." Herder schrieb „des Kreuzes in ästhetischer Nachfolge."

[2]) Dalberg.

Möwe hergekommen ist, wo Sie auch in gutem Andenken stehen bei einem Hauptmann von Knebel, der einen Bruder dort hat, an den Sie auch einmal gedacht haben. Meine älteste Tochter machte mir auch die Freude, das erste Stück und Lied auf dem Clavier hören zu lassen, worauf sie Hill unterrichtet, der auch mitaß. „Beschränkt Ihr Weisen dieser Welt.“ Ich had' ihr dafür ein alt ¼ Rudelstück eben in die Hand gedrückt. Darnach kam ein Besuch von Juden, und ich hatte das Vergnügen, in meinem Garten zu bemerken, daß der letzte von meinen Obstbäumen, auf den ich bisher so lange gewartet, auch ausgeschlagen war. An diesen beiden Wahrzeichen von Ihrem doppelten Geburtstage habe ich genug. Gott lasse in Ihrem Hause Gesundheit, Freude und Friede und Liebe und Seegen reichlich einkehren. Amen!!

Herr Ps. Skubach brachte mir den 22. hujus Einlage mit der Nachricht, daß Ihre liebe Schwester gesund ist und ihr Mann anfängt vernünftiger zu werden. Sie hat nur ein paar Zeilen geschrieben und schmachtet nach Antwort und guter Botschaft.

Vorige Woche habe mich nicht aus dem Hause gerührt, und denke auch diese halbe einheimisch zuzubringen. Meinen *Schiblemini oder epistolische Nachlese eines Metakritikers*[1]) angefangen; ob es weiter gehen wird, weiß der liebe Gott. Kopf und Herz ist dürre und welk. Die erste Epistel handelt von der *gedruckten* Uebersetzung der Hume'schen Gespräche, die zweite von der *geschriebenen* und dem Mendelssohn'schen Urtheil. Die dritte vergleicht den Juden und Philosophen. Die vierte ist eine aufgewärmte Uebersetzung des letzten Kapitels von Hume's erstem Theil on human nature. Die siebente in ein paar Beilagen hier erschienen unter dem Titel: „Nachtgedanken oder Confessionen eines Sceptikers.“ Die fünfte dürfte wohl auf Kant kommen, von dem ich heute gehört, daß er seine neue Abhandlung schon abschreiben läßt, welche vermuthlich den Göttingschen Recensenten angehen wird, aber wie es scheint, unter einem *andern* Titel, als Prolegomena einer Metaphysik die nachgeschrieben werden soll — den ich Ihnen angegeben.

Von Hartknoch ist noch kein Laut angekommen; von George Berens ebenso wenig. Einem vielleicht blinden Gerüchte zufolge wird Hinz hier erwartet.

Meine Vermuthung ist leider wahr, daß M. hier wie ein Dieb fortgelaufen und sein besserer Bruder dafür haften müssen. Melden Sie mir doch etwas von seiner dortigen Durchreise.

Den 26.

Das gestrige schöne Wetter ist wieder umgeschlagen. Gott gebe Ihnen eine bessere Weinlese, als die hiesige Erndte gerathen kann, die kalte feuchte Luft wirkt auch sehr auf meinen Leib und Kopf. Wenn ich nur könnte, würde ich morgen gern mit Fasten feyern. Ich glaube, daß mein Gehirn ein noch ärgerer Schleim als mein Blut ist.

Wie geht es mit der Gesundheit meiner verehrungswürdigen Frau Gevatterin? Hälts mit dem Steigen auch so schwer, wie mit dem Quecksilber in meinem Barometer, das ich vor langer Weile so fleißig wie mein seeliger Vater in seinen letzten Jahren zu beobachten anfange. Erhalten wir zu Michaeli eine Fortsetzung von der *Ebräischen Poesie*? Nichts weiter von Ihnen im *Merkur*? Schlosser soll auch Kant sehr mitgenommen haben in seinem Longin, den ich noch nicht gesehen. Die französische Physiognomik habe durchgelaufen. Die Kupfer werden kaum das Buch empfehlen und sind weit unter dem alten Original. Ihr häufig vorkommender Name und die Silhouette aus Asmus hat mir Freude gemacht. Ist es denn nicht möglich zu einem Begriffe der Urkunde Chevilah[2]) zu gelangen? Eben erhalte *Hoffnung* des Jordano Buch de uno et principio aus Italien zu erhalten. Es ist italiänisch geschrieben. Könnten Sie es nicht auf Ihrer dortigen Bibliothek zum Ansehen bekommen, um mir zu melden, ob es meine Mühe lohnt. Viel Glück Ihrem lieben Gottfried zu seinem neunten Jahr. Gott segne ihn, Pathchen und all das Ihrige. — Empfehlen Sie mich Ihrer lieben *Einzigen* — Mutter und Tochter. Ich ersterbe Ihr alter

J. G. H.

1) Vergl. Hamanns Leben und Schriften II., 409.
2) Vergl. ebendaselbst II., 308 ff.

8. Schluß eines Briefes Herders an Hamann.

Königsberg gegen den 25. März 1783[1]).

— — neuen Freundschaftswärme erzählte[2]), dazu ihn vor wenigen Wochen ein Genius in der Nacht ermahnt hat. Ich muß Ihnen doch auch diesen Traum hersetzen:

„Mich dünkte, ich stand bei einem Concert am Hofe im Saal an der Wand und hörte. Herder, so angekleidet, wie er bei Hofe erscheint, (d. i. im Mantel und Kragen) tritt vor mich und sieht mich mit sehr ruhigem, guten Blick an. Wie war das fatal: denn ich hatte mir fest vorgenommen, gar nicht mehr an Sie beide zu denken, und hatte diesen Vorsatz auch ein paar Wochen glücklich ausführt, wo Sie mir nicht in die Gedanken gekommen sind: desto merkwürdiger ist mir mein Traum. (Er hatte sich in einer Gesellschaft gegen meine Frau, die sonst seine größte Patronin und Muse ist, grob aufgeführt; drum war auf eine Zeit alles Commercium mit ihm aufgehoben.) „Also Herder stand vor mir, sah mich sehr ernsthaft und gut an, ergriff endlich meine Hände und sagte: „Aber, lieber Wieland, wenn wollen Sie einmal zuverläßig werden?“ Ich war im Traum sehr unartig und ohngefähr ließ ich mich sehr ungeduldig vermerken, daß das immer so wäre, daß ich immer bei ihm Unrecht haben müßte. Drauf ließ er sanft meine Hand gehen und ging ohne ein Wort weiter weg. Ich erwachte ꝛc.“

Sie lernen auch hieraus den Poeten kennen, bei dem immer zwei Genien, ein schwarzer und weißer, geschäftig sind. — Da doch mein Brief schon eine Rhapsodie von poetischen Novitäten geworden ist, kann ich nicht umhin, auch meiner Frauen Griechischen Beitrag zu diesen Feierlichkeiten zu erzählen. Die Herzogin hatte sie und die Oberstallmeister von Stein (die beide haben die Ehre, als Freundinnen bei ihrer Niederkunft zu seyn, und besuchten sie also während den Wochen oft) geneckt: ob sie Ihr denn nicht auch Verse machen wollten, da alles, alles jetzt Verse machte. Und es ward also die Raillerie folgender Gestalt zu Stande gebracht. Beigehende Verse wurden mit goldenen Buchstaben auf einen weißen Milchflor gemacht: die zwei Sterne der Ilithyien . . oben, ihre zwei hübsch große Fackeln unten, und so, da sie aus der Kirche kam, fand sie das Zaubertuch in ihrem Zimmer, dessen bringende Wesen sie denn gleich erkannte. Die Idee ist von meiner Frauen: sie mag also die Verse selbst abschreiben, und Sie müssen sie hübsch finden, weil sie von ihr und wohlgemeint sind. Gnug der für sie uninteressanten Solennitäten, an denen Sie nur Theil nahmen, sofern wir, dabei zu spielen hatten. Ein andermal etwas Beßers. Die Post will fort und ich muß nothwendig aus, um frische Luft zu holen. Leben Sie wohl, bester Patriarch Ihres Hauses, unser Freund und Gevatter und *auch* eine Gestalt älterer Zeiten. Leben Sie glücklich mit alle den Ihren und schreiben bald; ich schreibe bei erster Muße wieder.

An Nikolai habe ich bei so bestallten Sachen nicht denken können; vorm Sommer habe ich dazu auch keine Zeit. Er hat eine Recension der *Ebräischen Poesie* (deren Druck so lange gelegen hat) bei Eichhorn bestellt: denn er bestellt und stimmt die Urtheile über die allgemeine deutsche Lit. in allen Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Er habe sich glücklich. Adieu, adieu. Gott empfohlen und zum baldigen Wiedersehn. Von meinem Hause grüßt und liebt Sie alles, alles.

H.

Nachschrift von Herders Gattin. Eins muß ich noch berichtigen, verehrtester Herr Gevatter, daß die Verse nicht von mir sind. Ich

1) Es ist dieses der Brief, den Hamann am 29. März erhielt.
2) Es ist von Wieland die Rede.

verstehe nicht in der Sprache der Götter zu reden, ich lalle mit meinen Kindern, und Einfalt ist meine einzige Tugend, mit der ich Sie auch herzlich liebe, treuer Freund meines Mannes! Sie haben letzt ein Wort gegen ihn fallen lassen, als ob er närrischen Humors seie [1]; das that mir sehr weh und Hartknoch ist die Quelle, der's Ihnen sagte. Hartknoch macht meinem Mann durch seine Gegenwart und ewigen Vorwürfe nie wohl, er wird verstimmt durch seine Knausereien, und das macht ihn freilich unmuthig. Bei seinem letzten Hierseyn war er besser, zieht andere Saiten auf; denn er sieht, daß wir auch für Kinder sorgen müssen. Sehn Sie meinen Mann nicht als einen grimgram'schen Hausvater an, er verbittert sich das höchste Glück auf der Welt nicht selbst. — Leben Sie tausendmal wohl, ich küsse Ihre Kinder und vorzüglich mein Pathchen! Lieben Sie uns.

(Schluß folgt.)

* Gedichte

Elegie.

(Aus einem Cyklus)

Schäumende Becher, mein Lieb, als einsamer Wonne Genossen,
W'nken uns. Perlender Fluth, feur'ge Geister, sie nah'n,
Zu uns Einsamen sich in goldener Stunde gesellend.
Lebe, was lodert und schäumt! Lebe, was gähret und glüht!
Siehst du den blitzenden Schaum, der tief aus dem Grunde des Bechers
Aufwogt, geistig verklärt, jauchzend nach oben sich drängt?
Schaumelement ist Geistelement: aufsprudelnder Urgeist,
Gährender, dem es zu eng wird in der Schranke des Stoffs,
Der aus tellurischer Schwere heraus, aus finsterem Sein sich
Loszuringen und rein in reinere Ströme des Aethers
Einzumünden sich sehnt. Merk' es denn, Liebste, was hier
Blasen im Flüssigen wirft und im Stoffe die Geister entbindet,
Sehnsucht ist's. Du begreifst, was ich dir deute, mein Kind?
Komm ans Fenster und sieh, wie das Meer dem heiligen Mondlicht
Schäumend entgegen sich hebt! Gänzlich in Perlen des Schaums
Sich verflüchtigen möcht' es so gern, in den ruhigen Glanzstrom
Ewiger Sterne hinaufzittern . . . o merkst du es wohl?
Und so sehnen, mein Lieb, sich schäumend die Geister des Weins auch,
Einzuströmen in uns, daß wir im eigenen Geist
Sie verklärend hinauf in höhere Reiche des Lebens
Heben und retten . . . doch wie? Schelmin, du lächelst? Vergib!
Ach du fassest mich nicht, doch dein flammendes Auge versteht mich,
Und dein brennender Mund. — Küsse mich, feuriges Kind!
Und die Geister des Bechers, die dir auf Lippen und Augen
Taumeln — verständnißlos nimmer erlös'test du sie;
Aber, indem du mich küssest, herüberstürzen sie jauchzend
Mir in die Seele: berauscht send' ich in klingendem Hauch
Flammenbeschwingt sie hinauf ins Geisterreich, wo sie hold ruhn:
Und so vollenden wir fromm trinkend ein Geistergeschick.

Robert Hamerling.

In der Mainacht.

In einer schönen Maiennacht, —
Die Welt, sie lag vom Schlaf umfangen,
Der Mond hielt bei den Sternen Wacht, —
Da war ich still hinausgegangen.

Die Bäume sah ich feierlich
Die Zweige hoch gen Himmel strecken
Und tausend zarte Knospen sich
Im schönen, jungen Grün verstecken.

Mich trieb's mit stiller Allgewalt,
Nicht weiß ich was, zu jenen Bäumen;
Die Maiennacht, der grüne Wald,
Wie ließen sie so süß mich träumen!

Ein Flüstern ging von Baum zu Baum,
Ein leises, wundersames Rauschen;
Ich wagte noch zu athmen kaum,
Es schien der ganze Wald zu lauschen.

Aus allen Knospen drang's hervor
Wie Angstgeschrei in herben Schmerzen;
Dann klang's wie Wehmuth mir ans Ohr,
Wie Seufzer aus bedrängten Herzen.

Und wunderbar — in meiner Brust
Begann ein räthselhaftes Drängen;
Ein Zwiegefühl von Weh und Lust,
Es wollte mir den Busen sprengen.

Der Thau hing an den Knospen schwer,
Die Thränen schwer an meinen Wangen,
Da kam im Osten hoch und hehr
Der junge Tag herauf gegangen.

Und in der Sonne erstem Glanz,
Da hat ein Wunder sich gestaltet;
Es hat zum schönsten Blüthenkranz
Sich jede Blüthe schnell entfaltet.

Es floß von oben wonnereich
Ein Strom von Düften auf mich nieder,
Von Melodieen zart und weich
Erklang es in den Blüthen wieder.

Und was in dieser Zaubernacht
Mein Herz so räthselhaft durchdrungen,
Das hat zum Dichter mich gemacht,
Im Liede hab' ich es gesungen.

Ich sang seitdem von Jahr zu Jahr;
Doch immer strömt's von neuem wieder
Durch meinen Busen wunderbar,
Und immer blühen neue Lieder.

Feierabend.

Droben auf des Dorfes Thurme
Tönt die Glocke bang und schwer,
Und die Töne wallen traulich
Auf den Lüften zu dir her;

Und die Töne hallen lieblich
Tröstend an des Müden Ohr,
Und er läßt die Hände ruhen,
Richtet seinen Blick empor.

Feierabend hat's geschlagen,
Schweres Tagwerk ist vollbracht;
Leg' dein Haupt nun ruhig nieder,
Süßen Frieden bringt die Nacht.

Auf des Friedhofs stillen Wegen
Schallet ernster Grabgesang,
Und die Melodie tönt klagend
An der Mauer dumpf entlang.

Horch, sie singen einem Müden,
Der von seiner Arbeit schied,
Dort, damit er sanfter ruhe,
Noch ein süßes Schlummerlied.

Abendklänge, Grabgesänge,
Wallet immer fort und fort!
Feierabend allen Müden
Und ein sanfter Ruheort!

In stiller Stunde.

Abends, wenn die Blümelein
Still die Häupter neigen,
Wenn die Vögel müde sich
Wiegen in den Zweigen;

Wenn der Tag zu Ende geht,
Und am Himmelsbogen
Beff're Welten friedlich still
Kommen hergezogen;

[1] Vgl. Hamanns Schriften VI., 277.

Wenn der Glocke ernster Ton
Ruft zum Abendsegen
Und die lieben Kinder mein
Still zu Bett sich legen:

O, in solcher stillen Stund'
Fühl' ich Gottes Walten,
Und ich muß die Hände fromm
Zum Gebete falten.

Mir ist dann das reinste Glück,
Mir ist viel beschieden,
Denn ich bin mit meinem Gott,
Mit der Welt zufrieden.

J. H. J.

* Zur Schillerfeier.

Von allen Seiten kommen Festgaben zum 10. November, große und kleine, theure und billige, gute und schlechte. Wunderlich genug, daß das deutsche Volk ein in allen Stücken und Beziehungen genügendes und ausgezeichnetes Bild Schillers aus der Zeit seiner dichterischen Größe nicht besitzt. Das würdigste mag das aus dem König-Ludwigs-Album sein; so weit es bis jetzt den Anschein hat, wird die Festzeit ein ihm gleichkommendes oder es übertreffendes nicht zu Tage fördern. Ein Bild des Dichters aber aus seiner Jugend, gleichsam vom ersten Schritt auf seiner Laufbahn her, geht soeben von Schwaben aus in die Welt, als eine Gabe, die interessant genug und zugleich von der Art ist, daß sie eine weite Verbreitung finden kann. Dasselbe wird im Stich durch die Verlagshandlung von Göpel in Stuttgart ausgegeben und giebt in diesem Augenblick der Presse Stoff zur Besprechung.

Dies Jugendbild ist nach einem bisher unbekannten Oelgemälde von Oertinger gestochen und in der Größe des Originals (zu 17½ auf 14¾ Centimeter) ausgeführt. Heinrich Koenig führt es in der Kölnischen Zeitung mit folgenden Worten ein: „Bei der freudigen Erregung, die das Bild in Schwaben hervorgerufen hat, konnte es nicht ausbleiben, daß über den Maler selbst, der dem Bildnisse kein Monogramm mitgegeben hat, unter Kennern gründlich verhandelt wurde. Der Besitzer des Oelgemäldes, Fr. Friedrich in Stuttgart, hat es auf die Aussage von Kunst-Autoritäten für ein Werk des berühmten Guibal gehalten; wogegen von anderen Sachverständigen geltend gemacht wird, daß Guibal nie Porträtmaler — und durch seine Plafond-Gemälde im Residenzschlosse, auf der Solitude und im Seeschlosse, so wie als Galerie-Director und Lehrer der Malerkunst viel zu beschäftigt gewesen sei, um ausnahmsweise von einem, um 1780 noch durch nichts ausgezeichneten Karlsschüler ein Porträt zu nehmen. Zugleich ist sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß dieses Bild von einem Mitschüler Schillers, dem nachmals ausgezeichneten Historienmaler und Galerie-Director Hetsch, von dem man auch gute Porträts hat, gefertigt sei. Diese Annahme hat sich auch so weit geltend gemacht, daß der Herausgeber des Bildnisses, Karl Göpel, selbst, der das Gemälde zuerst als ein Werk Guibal's angekündigt hatte, zu der neuen Meinung übergegangen ist.“

Die Sache ist interessant genug, um noch weiter verfolgt zu werden, wozu eine Besprechung im Stuttgarter „Beobachter“ Veranlassung giebt. In der Registratur der vormaligen Karlsschule liegen etliche Spuren davon, daß Malerzöglinge ihre Kameraden porträtirt haben. Insbesondere ist einmal einer der Zöglinge dafür straffällig geworden, weil er, einem Kameraden zur Porträtirung sitzend, den Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes versäumt hatte. Welcher von diesen 34 Malerzöglingen der Akademie sollte mehr Anregung zur Porträtirung Schillers gefühlt haben, als einer seiner Zeitgenossen, und unter diesen besonders Gottfried Mettang, V. W. P. Heideloff, J. Friedr. Weckerlen und Philipp Friedr. Hetsch. Bei den drei ersten stimmt, was von ihnen bekannt ist, wenig zur Autorschaft des Bildes, hingegen ist von dem ausgezeichneten Historienmaler und Gallerie-Director Hetsch bekannt, daß er im Jahr 1796 das Bildniß des im Jahr 1795 verstorbenen Herzogs Ludwig Eugen zu Rom malte und 1816—1819 noch ausübender Bildnißmaler in Stuttgart war. Zur Begründung der höchsten Wahrscheinlichkeit, daß nur Hetsch der Autor des fraglichen Jugendbildes von Schiller sein könne, möchte kommen, daß dieses auch Spuren von der „Manier der französischen Schule“ an sich zu tragen scheint, welche an den Werken dieses sonst berühmten Meisters getadelt wird. Es hat jedoch dessen ungeachtet Hetsch in der Kunstgeschichte eine so würdige Stellung, daß mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, nicht Guibal, sondern Hetsch sei der Autor fraglichen Bildnisses, dem Werth desselben so wenig Abbruch gethan werden will, daß vielmehr dasselbe nicht nur als eine liebliche Darstellung des genialen jugendlichen Schiller, sondern auch als eine Erstlingsarbeit eines berühmten würtembergischen Malers und eines derjenigen Zöglinge der Karlsschule, welche den Ruhm derselben neben Schiller begründen und verbreiten halfen, hoch in Ehren zu halten wäre.

Der in Leipzig lebende Schriftsteller Adolf Böttger hat ein in seinem Besitze befindliches Portrait Schillers aus den Achtzigerjahren lithographiren lassen, die Keil'sche Buchhandlung den Debit übernommen. Das Original, ein Brustbild in Lebensgröße, ist von Reinhart gemalt und wird in Geyser's Geschichte der Malerei in Leipzig (S. 83.) aufgeführt.

Das Comité für eine allgemeine Schillerfeier in Weimar hat das folgende Programm ausgegeben: Mittwoch den 9. Nov. wird im großherzoglichen Hof-Theater ein Festspiel von Fr. Halm aufgeführt, dann Schiller's Glocke mit dem Epilog von Goethe. Donnerstag den 10. Nov. früh 8 Uhr Zug zur Gruft unter Glockengeläute, wozu sich die Theilnehmer früh 7½ Uhr auf dem Markte versammeln. Der Zug wird unter Vortritt der hiesigen Gemeinde-Behörde von zwölf Jungfrauen eröffnet, welchen sich die Staats- und Kirchen-Behörden, die Fremden, die Comité's für die Dichter-Denkmäler und die Schiller-Stiftung, die Literaten und Künstler hiesiger Stadt und alle übrigen Verehrer Schiller's anschließen. Die hiesige Bürgerschaft ist besonders dazu eingeladen. Vor der Fürstengruft stellt sich der Zug im Halbkreise auf, und es wird unter entsprechender Vocal- und Instrumental-Musik durch in die Gruft geleitete Jungfrauen ein frischer Lorbeerkranz auf den Sarg des großen Dichters niedergelegt. Vormittags 10 Uhr Festfeier in der Aula des großherzoglichen Gymnasiums, in der Realschule und den übrigen Schulanstalten der Stadt. Mittags 12 Uhr Fest-Actus im Schillerhaus, mit Enthüllung der neuen Schillerbüste. Nachmittags 2 Uhr Festessen im großen Stadthaus-Saale. Abends 6 Uhr Fest-Vorstellung im großherzoglichen Hof-Theater: „Die Braut von Messina“, Abends nach dem Theater Fackelzug vom Markte aus, wo die Fackeln angebrannt werden, durch einige Theile der Stadt, an den Dichter-Denkmalen vorüber, nach dem Schillerhaus, vor welchem unter Musik-Begleitung und Theilnahme des Publikums Schiller'sche Lieder, wie: „Freude, schöner Götterfunken“, gesungen werden. Den Fremden sind am 10. Nov. geöffnet: die Dichterzimmer im großherzoglichen Residenz-Schlosse, das Tempelherrenhaus im Park mit Goethe's Kolossal-Statue, die großherzogliche Bibliothek, Goethe's Haus und Schiller's Haus. Das letztere, so wie die Dichter-Statuen werden decorirt und Abends illuminirt sein. Am 11. Nov. wird die Schiller-Feier in Jena nach einem für dieselbe von da aus besonders aufgestellten Fest-Programme fortgesetzt, wohin sich die Theilnehmer von Weimar früh Morgens mittels Postfahrt begeben, deren nähere Bestimmungen besonders bekannt gemacht werden.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Der Mensch und das Weltmeer. Eine Skizze von E. A. Roßmäßler. — Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, der Ahnherr des preußischen Königshauses. Ein deutsches Fürstenbild von L. Hahn. — Die Anfänge des Königthums bei den Gothen. Von R. Köpke. — Dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857. Von T. Tobler. — Drei Christabende. Roman aus der Zeit der Befreiungskriege von P. Stein. — Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858. Von R. Avé-Lallemant. — Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Von F. Bülau. Elfter Band. — Hie Welf — hie Waiblingen. Vaterländisches Drama von E. Tempeltey.

— * Der vor nicht langer Zeit aus der Haft in Waldheim entlassene O. Heubner hat ein Buch erscheinen lassen, welches betitelt ist: „Klänge aus der Zelle in die Heimath, 1849—1859.“

— * Eine zweite Sammlung lyrischer Gedichte von Friedrich Bodenstedt ist unter dem Titel „Aus der Heimath und Fremde“ durch die Deckersche Hofbuchdruckerei in Berlin ausgegeben worden.

— * Das in Aussicht gestellte Buch von Julian Schmidt „Schiller und seine Zeitgenossen, eine Gabe für den 10. November 1859“ ist in den Buchhandel gekommen.

— * Der neue Kalender von Berthold Auerbach für 1860 hat die Presse verlassen.

— * Die neue Ausgabe der Werke Heinrichs von Kleist ist bis zur achten Lieferung vorgerückt, mit welcher der dritte Band beginnt. Sie enthält die bekannte Erzählung „Michael Kohlhaas.“ Bei der Vortrefflichkeit und dem billigen Preise dieser neuen von Julian Schmidt besorgten Ausgabe ist eine weite Verbreitung derselben zu erwarten.

— L. Neue Dichtungen von Moriz Horn. Zweite Auflage. Prag, Bellmanns Verlag. 1859. — Das Sonntagsblatt hatte schon früher Gelegenheit seine Leser mit einem poetischen Erzeugniß des Herrn Moriz Horn bekannt zu machen. Es war die Erzählung Magdala. In diesen neuen Gedichten des genannten Verfassers, die auch eine Anzahl größerer Poesieen enthalten, zeigt sich derselbe Mangel an plastischer Gestaltung, dieselbe Verschwommenheit und Unklarheit, die vor mehreren Jahren gerügt ward, und nur in einer Hinsicht scheint Herr Horn Fortschritte gemacht zu haben, nämlich in der Handhabung des Verses. Wenigstens bei einigen der größeren erzählenden Gedichte findet sich Fluß und Glätte, wie z. B. bei der „Bolengängerin von Rehran“, wogegen freilich das erste Gedicht: Nushirwan in dieser Hinsicht Vieles zu wünschen übrig läßt. Durchgehends aber ist das Sujet, welches Herr Horn sich ersehen hat, stets ein schwächliches, unerquickliches. Eine Ausnahme macht nur das leider in der Form verfehlte, ebengenannte Gedicht „Nushirwan“, wo jedoch die Heldengestalt unter der ungeschickten Hand des Bildners zerbröckelt. Die kleineren lyrischen Gedichte, welche den Schluß des übrigens wohl ausgestatteten Buches bilden, sind, um es kurz zu sagen, naiv und schwach.

— * Von der Westermannschen Verlagshandlung in Braunschweig ist soeben das erste Heft einer Monatsschrift ausgegeben worden, welche unter dem Titel „Unsere Tage“ die seit 1845 erschienenen „Ergänzungsblätter zu allen Conversations-Lexiken“ fortsetzen soll. Das Heft enthält einen Ueberblick über die französische Geschichte seit Wiederherstellung des Kaiserthums, Abhandlungen über die Alpen und ihre Pässe, über den Krieg und das öffentliche Leben, über Opium-Kultur und Opium-Verbrauch bei den Völkern des Orients (letzteres doch wohl keine der wichtigsten Tagesfragen), über die Verfassungsverhältnisse in Oesterreich (unserer Meinung nach zu hoffnungsreich), endlich kleine Aufsätze über den indischen Rebellen Tantia Topi, über Weden, die jetzt von den Russen eroberte Burg Schamyl's, über den kürzlich verstorbenen englischen Maler Leslie und über Lesseps, den Mann des Suez-Kanal-Humbugs.

— * Die kürzlich in München versammelte historische Commission hat auf den Antrag von Jakob Grimm eine Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte historischen Inhalts aus dem 11. bis 13. Jahrhundert, so wie die Fortsetzung und Vollendung der von dem großen Gelehrten begonnenen Sammlung deutscher Weisthümer empfohlen: beiden Unternehmungen würde der greise, aber immer noch jugendfrische und thatkräftige Meister selbst vorstehen. Unter der Redaction von Waitz, Stälin und Häusser soll sodann ein periodisches Organ „Forschungen zur deutschen Geschichte“ zur Aufnahme kritischer Erörterungen und Monographieen gegründet, die Verhandlungen aber, die Denkschriften, Berichte und sonstigen Schriftstücke der Commission selbst, so weit sie allgemeineres wissenschaftliches Interesse haben, in einer Beilage zu Sybel's historischer Zeitschrift veröffentlicht werden. Die Kosten aller dieser Unternehmungen würden aus dem regelmäßigen Jahresbezuge der Commission bestritten werden. Aus dem eben bewilligten außerordentlichen Zuschuß hat dieselbe die Dotirung mehrerer wichtigen Preisaufgaben vorgeschlagen; die erste auf Lebensbeschreibungen berühmter Deutschen, die zweite auf Biographieen berühmter Baiern, die dritte auf ein gelehrtes Handbuch der deutschen Geschichte zunächst in den mittelalterlichen Zeiten, die vierte auf ein Handbuch der deutschen Alterthümer bis auf die Zeit Karls des Großen gerichtet. Weiter ging die Absicht der Commission auf eine kritische Geschichte des Landes und Herzogthums Baiern bis zur Erhebung des Hauses Wittelsbach. Endlich brachte Professor Ranke noch einen Entwurf von höchster Bedeutung und weitgreifender Wichtigkeit zur Sprache, eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, in übersichtlicher Weise für die Zeiten des Mittelalters und der Renaissance, in speciellerer Ausführlichkeit nach den Fächern gesondert für die beiden letzten Jahrhunderte. Wie sich versteht, würde hier die Thätigkeit der Commission sich auf die Feststellung des allgemeinen Planes, die Heranziehung befähigter Mitarbeiter und die Gewährung eines würdigen Honorars beschränken, die Ausführung selbst aber das völlig selbständige Werk der gelehrten Verfasser sein. Die Commission billigte das Unternehmen und empfahl es der königlichen Genehmigung; sobald diese erfolgt ist, wird sie sich mit den erforderlichen einleitenden und vorbereitenden Schritten beschäftigen.

— * Die geographische Gesellschaft in Berlin gedachte am 8. October ihres Gründers und ehemaligen Vorsitzenden Karl Ritter. Sein Stellvertreter, Prof. Dr. Dove, der den Vorsitz führte, widmete dem Vollendeten zunächst einige Worte des Gedächtnisses, worin er darauf hinwies, daß Ritter vor 30 Jahren die Gesellschaft gestiftet und sie an allen seit jener Zeit von ihm erzielten wichtigen Resultaten seiner Arbeit und Forschung habe Theil nehmen lassen, und er sie der Gesellschaft immer zuerst vorgelegt habe. Auf seine wissenschaftlichen Verdienste glaubte der Redner nicht näher eingehen zu sollen, da sie der Gesellschaft bekannt seien, und es wurden demnach nur kurze Andeutungen gemacht. Dann aber stellte der Vorsitzende den Antrag: die Gesellschaft möge ihrem dahingeschiedenen Director ein Denkmal setzen, und fügte hinzu, es würde ganz dessen Sinne entsprechen, wenn es so geschähe, wie man ein solches für Humboldt beabsichtige. Er schlug daher vor, die Gesellschaft möge sich an der Humboldt-Stiftung aus ihren Mitteln mit 1000 Thalern betheiligen und eine Commission ernennen, welche näheren Bericht zu erstatten hätte, worauf dann in der nächsten Monatssitzung die Berathung der Sache vor sich gehen könne. Alles wurde von der zahlreich versammelten Gesellschaft einstimmig angenommen.

— * Das Denkmal Winckelmanns in Stendal soll am 18. October eingeweiht werden.

— * Die am 8. October in Dresden versammelten Vertreter der Schillerstiftung haben mit 11 unter 12 Stimmen Weimar zum Vorort erwählt.

— * Der Thiermaler Eduard Wagner in München endete am 3. October auf beklagenswerthe Weise. Der Künstler begab sich mit einem Freund in einen Wald einige Stunden von München, beladen mit seinen Maler-Requisiten, um Studien zu machen, trug aber, als Freund der Jagd, auch ein Gewehr auf dem Rücken. Wagner fiel durch einen Zufall; in Folge dessen entlud sich das Gewehr, und der Schuß ging dem Unglücklichen durch den Kopf, so daß er augenblicklich starb. Der Verstorbene stand erst im 29. Lebensjahre.

— * In Halberstadt steht ein seltenes kirchliches Fest bevor: die tausendjährige Jubelfeier der Einweihung der ersten christlichen Kirche Halberstadts. Bekanntlich wurde der Grund zum ersten Dome unter Bischof Hildegrim I. († 827) gelegt und die Kirche unter Hildegrim II. am 5. November 859 eingeweiht. Sie stürzte jedoch 965 unter Bischof Bernhard wieder ein.“ — Die „Chronik der alten Bischofsstadt Halberstadt“, von dem verstorbenen Karl Elis, ist erschienen.

— * Die neue Ausgabe der „Vierzig Jahre“ von Karl von Holtei ist nun mit dem sechsten Bande beendigt. Die Subscribenten der ungemein billigen Ausgabe erhalten überdies noch das Porträt des Verfassers, welcher seinem Buche folgendes Nachwort, das aus Gratz vom 31. December 1858 datirt ist, mit auf den Weg giebt. „Es war meine Absicht, hier, am Schlusse der ersten Ausgabe dieses Buches, einen Anhang zu machen, welcher die seitdem verflossenen acht Jahre mit den im Buche besprochenen vorangegangenen gewissermaßen verbinden und jene aus diesen folgerecht entwickeln sollte. Das zum dicken Ungethüm angeschwollene Manuscript des vorliegenden letzten Bandes untersagt mir aber jegliche weitere

Auseinandersetzung. Ich muß mich begnügen, meiner Gegenwart in wenig Worten zu gedenken, nachdem ich der Vergangenheit so viele, mitunter unnütze gewidmet habe. Seit dem Jahre 1850 wurde ein unstätes Wanderleben vertauscht gegen die in seinem Arbeitszimmer ausdauernde Thätigkeit eines fleißigen Schriftstellers. Zwei Kunstausflüge nach Wien (1851) und nach Prag (1855) entzogen mich kaum meinen literarischen Beschäftigungen, da ich auch dort mitten in den Störungen, denen der Reisende nie entgeht, jede freie Stunde benützte. Wer denn einmal darauf angewiesen ist, seinen Unterhalt sich durch die Feder zu erwerben, darf sie nicht ganz aus der Hand legen. Einen mißlungenen Versuch, auf meine alten Tage noch ein Theaterstück zu liefern, — und allerlei lyrische Kleinigkeiten, sowohl für die neuen Ausgaben meiner „Gedichte", wie der „Stimmen des Waldes" und der „Schlesischen Gedichte", als auch unzählige Gelegenheits-Poesien (zu denen ich fortdauernd gepreßt werde!) — abgerechnet, blieb ich während dieser Jahre mit allen Kräften der Seele und des Geistes der Erzählung, dem Romane zugewendet; fühlte mich belebt durch die Ueberzeugung, auf diesem Wege Gutes zu wirken, nützlich zu sein. Ich weiß wohl, daß viele Gelehrte und andere Rigoristen verächtlich auf diese Gattung herabblicken und mit vornehm wegwerfendem Lächeln von der sogenannten „leichten Roman-Lectüre" reden. Sie mögen jedoch verachteln und lächeln, so viel sie wollen, sie werden nicht hindern, daß ein Erzähler, dem es durch edle Mittel gelingt, einen sehr großen Leserkreis zu gewinnen; der eines höheren Zieles bewußt sein Publikum für das Gute und Rechte zu erregen sucht; der mit seinen Büchern dem leeren Müßiggange, der zeittödtenden „Kneiperei" so manche Stunde raubt und in lebendigen Beispielen auf bescheidene Selbsterkenntniß, auf zufriedene Entsagung hinweiset, — daß dieser, sage ich, mehr und Besseres für seine Nebenmenschen thut, als sie, die verächtlich Lächelnden und vornehm auf den Romanschriftsteller Herabsehenden. Ich setze freilich voraus, daß die Bücher, von denen ich rede, innere und äußere Wahrheit haben; daß sie nicht bloß gut geschrieben, sondern daß sie wirklich erlebt sind. Es giebt Romane größeren wie kleineren Umfanges, die doch gepriesen werden als vollendete Kunstwerke, die es der Form nach vielleicht auch sind, denen der unbefangene Leser dennoch abmerkt, daß sie nicht aus der Erfahrung, sondern daß sie aus andern Büchern entstanden sind. Der warme Pulsschlag der Wirklichkeit fehlt ihren Helden; sie lassen kalt. Man muß ein Leben, und ein bewegtes hinter sich haben, bevor man lebendig erzählt. Aus diesem Standpunkte auch möcht' ich die Beurtheiler meiner Bücher mich und die letzteren zu betrachten bitten. Ich bin vielfach getadelt worden, auch von sonst gütig Gesinnten, daß ich zu viel, zu rasch arbeite! Darin liegt ein Irrthum. Ich arbeite sehr langsam; ich schreibe an meinen Erzählungen selten mehr, als täglich kaum einige Stunden, manchmal nur eine. Nur weil ich es täglich thue; weil ich den Wahlspruch „Nulla dies sine linea" praktisch festhalte, bringe ich Etwas vor mich. Aber ich producire dabei nicht so eigentlich; vielmehr reproducire ich; verwebe in neue Gestalten und Formen, was alte Erinnerungen mir zuführen. Und wenn ich nicht ableugnen kann, binnen nicht vollen zehn Jahren zwanzig bis dreißig Bände dem Druck überantwortet, folglich dieselben allerdings geschrieben zu haben, so darf ich doch auch behaupten, daß ich länger als fünfzig Jahre daran lebte — was immer einige Betrachtung verdient, und woraus sich vielleicht auch erklären läßt, weßhalb meine Schriften trotz ihrer Mängel viele wohlwollende Gönner fanden und finden. Daß ich mich nicht von der Neigung eitler Vielschreiberei fortreißen lasse, glaub' ich mit einem Beispiele belegen zu können. Der Entwurf zu einem neuen, größeren Romane liegt seit länger als zwei Jahren vor mir; der erste Band, längst beendet, entsprach meinen Ab- und Ansichten, als ich ihn kürzlich durchlas, keinesweges. Ich schob den zweiten, an dem ich eben war, sogleich zurück und änderte den ersten von Grund aus um, indem ich die dicke Handschrift Zeile für Zeile wieder in's Reine schrieb. Sollte es mir gelingen, mit dem dritten bis Ostern fertig zu werden, so hab' ich über diesen drei Bänden drei Jahre zugebracht! — Ich bin folglich kein Schnellläufer auf der Chaussee der Büchermacherei. Und mein Herr Verleger wird mich nicht Lügen strafen, wenn ich erwähne, daß er mich schon oft gemahnt hat, ihm endlich einmal das Manuscript des Romans „Die Eselsfresser" zu übersenden. — Mein Verleger! Ende gut Alles gut. Das Ende der „Vierzig Jahre" sei dem Manne gewidmet, dem ich den Anfang meiner jetzigen schriftstellerischen Thätigkeit, dem ich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen, dem ich ein sorgenfreies Alter verdanke; meinem Verleger und Landsmanne Herrn Eduard Trewendt in Breslau. Es war erst meine Absicht, ihm dieses Buch zuzueignen. Aber ich befürchtete, eine an die Verlagshandlung gerichtete Dedication könne verspottet werden. Diese Rücksicht hielt mich ab. Jetzt nachzuholen, was mir auf dem Herzen liegt, kann mich Nichts abhalten. Ich wünsche jedem alten, armen Schriftsteller meiner Gattung, daß er einen Buchhändler finde, wie ich ihn an Trewendt gefunden — dann ist uns Allen geholfen!

Programm

für die

Schiller-Feier

in

Bremen.

* Bremen, 15. October. Das vor einiger Zeit gebildete Comité für eine allgemeine Schillerfeier hat seine Vorarbeiten so weit beendet, daß es ein Programm aufstellen konnte, nach welchem eine wirklich allgemeine und schöne Feier in Aussicht steht. Das Programm hat die Genehmigung der Behörden erhalten, welche auch einen Beitrag zu den Kosten bewilligt haben. Es ist das folgende:

Am 9. November: Vorfeier in verschiedenen Vereinen.

Am 10. November: Oeffentliche Feier, welche Morgens 7½ Uhr durch Musik auf der Gallerie des Rathhauses eingeleitet wird.

Um 8 Uhr wird, zufolge einer Anzeige der verschiedenen Schulvorstände, eine Schulfeier stattfinden.

Um 11 Uhr: Hauptfeier auf dem Marktplatze.

Vor dem Schütting erhebt sich auf einem Postamente ein Standbild des Gefeierten, dem auf beiden Seiten Reihen von Candelabern sich anschließen.

Vor dem Zugange von der Wachtstraße wird eine überdeckte Tribüne für Musiker und Sänger so wie auf der Mitte des Marktes die Tribüne für den Festredner errichtet.

An den Zugängen vom Grasmarkt, von der Langenstraße und von der Obernstraße erheben sich mehrere mit Festons und Flaggen geschmückte Festthore, so daß sich der Marktplatz, der altehrwürdige Zeuge mancher erhebenden Feier, zu einem weiten Festsaale gestaltet, dessen Logen und Gallerieen durch die Räume des Rathhauses, des Schüttings und der anliegenden Häuser gebildet werden. Die Ausschmückung desselben wird, durch gemeinschaftliches Bestreben der Anwohner und des Comité's, der Stadt und des Festes würdig sein.

Einige an den Markt grenzende Räume des Rathhauses und der Börse sowie die am Rathhause errichteten Tribünen werden zu Sitzen für die Eingeladenen bestimmt.

Um 11 Uhr erscheint am Eingange der Langenstraße der Zug der Sänger und Musiker, welchem sich verschiedene Gewerke und Vereine, die sich dazu erbieten dürften, anschließen würden, um eine passende Aufstellung auf dem Markte einzunehmen.

Aufführung einer Cantate durch die Sängervereine der Stadt. — Festrede. — Gesang. — Zug der Sänger, Gewerke und Vereine als Schluß der Hauptfeier.

Von 2 bis 4 Uhr Ausstellung von seltenen oder kostbaren Ausgaben der Werke Schiller's und von Kunstgegenständen, die auf ihn Bezug haben, in der Kunsthalle.

Aufführung der Romberg'schen Composition von Schiller's „Lied von der Glocke" in einem später zu bestimmenden Locale.

Um 6 Uhr: Aufführung eines Drama's von Schiller im Schauspielhause.

Um 9 Uhr: Großer Fackelzug. Musik. Anrede von den Stufen des Standbildes als Schluß der öffentlichen Feier.

Bremen, im October 1859.

Das Comité für eine allgemeine Schillerfeier.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 43. **Bremen, 23. October.** **1859.**

Inhalts-Anzeige.

* Ungedruckte Briefe zwischen Hamann und Herder.

Mitgetheilt von Heinrich Düntzer.

(Schluß.)

9. Hamann an Herder.

Königsberg, den 1. August 1785.

Nun komm' ich, alter, liebster Freund, zweimal nach einander, und wünsche, daß Sie und Ihre würdige Theano viel Stärke und Munterkeit zur vergnügten Feier unserer Geburtstage mögen zu Hause gebracht haben.

Sind Ihre Ideen noch nicht fertig? — *). Ich bin so glücklich gewesen, Blair's lectures on Rhetoric and belles letters hier zu finden, und habe mit dem größten Vergnügen vorige Woche das Werk zu Ende gebracht.

Die englische Ausgabe ist in 4° mit des Verfassers Bilde geziert. Wie es möglich gewesen dem Adelung, dies herrliche Werk so schnöde zu beurtheilen, weiß ich nicht.

Der Blair führt ein Manuscript von Adam Smith Vorlesung an; das, was er im Englischen seiner Theory of sentiments über die Sprache angehängt, gefällt mir nicht recht, ohngeachtet ich es damals zu Beylagen der Zeitung übersetzte. Sie haben einen Brief aus Paris erhalten, den ich aufzuheben und Hill mitzugeben bitte. Der Inhalt ist mir bekannt, und die Vermuthung, daß ich bereits abgereist wäre, hat dort viel unnöthige Unruhe gemacht. Gestern meldet mir mein guter Christian Hill unter dem 20. Juli —, daß er den 25. c. hat abgehen wollen, sich in Baden abzuspülen und über Prag und Dresden nach Weimar. Er ist über die 18 + **), welche ich ihm den 4. pr. (gesandt), voller Freuden gewesen. Dom. VIII. p. Tr. schickte mir meine gute Nachbarin, die Loge von 3 Kronen, ein Päckchen mit 17 + ins Haus, das noch versiegelt liegt. Von Kriegsrath Scheffner habe gleichfalls 1 ditto, von Secretär Dorow, Reichardts Schwager, 1 do., von Herrn von Auerswald, 1 do. = 20 do. Die 5, welche ich ihm auf sein bey mir niedergelegtes Geld vorgeschoßen, sind also mit Wucher ersetzt.

Unser würdiger Oberbürgermeister und gemeinschaftlicher Freund Hippel hat mir ins Ohr gesagt, er sey im Nothfall zu fordern, welches er noch ich nicht nöthig haben werden. Den 18ten Juli habe ihm wohl schon von dieser schönen Erndte Nachricht gegeben; ich zweifele aber, daß sie ihn in Wien erreicht haben wird *). Sie werden den rohen ungeschliffenen Stein nicht verkennen. Können Sie ihm einen Winkel in einem guten ehrlichen Wirthshause anweisen, wo er sich ein paar Tage ausruhen, und wollen Sie sich ein paar Abende seine Ebentheuer vorschwätzen lassen, so thun Sie mir damit einen großen Gefallen, denn ich sehe diesen mir lieben Onesimum . . . oder Nathanael, wie ihn Lavater umgetauft, als den ersten Freund meines Johann Michael und den ersten Lehrmeister meiner lieben, guten Lisette Reinette an, die ein wenig Spielen auf dem Clavier und Italiänisch von ihm gelernt hat. Sagen Sie ihm, daß Reichardt in England ist und ich keine Empfehlung nach Berlin für ihn habe. Nicolai kann er von selbst besuchen mit einem Gruß von mir und seinem Vetter Jacobi, den ich diesen Mittag bitten werde, deßhalb an ihn zu schreiben. Mendelssohn kann er auch von mir als einen alten, unveränderlichen Freund begrüßen; er hat ihn in meinem Hause, wo ich nicht irre, schon kennen gelernt. Zu D. Biester kann er auch gehen; vielleicht schreibt Kraus deßhalb an ihm ausdrücklich. Allenfalls geben Sie ihm Einlage an D. Lindner nach Jena mit, der auch einen Brief ähnlichen Inhalts mit dem Ihrigen aus Paris erhalten. Währt seine Ankunft länger, so wünschte, wenn Sie einem Freunde und Bekannten in Jena die Einlage anvertrauen könnten, weil seit dem April keine Nachricht von Dr. Lindner eingegangen und er damals seinen Abzug von Halle nach Jena meldete mit einer Reise nach England in petto, die vielleicht während Zeit zeitig geworden. Erfahren Sie, daß D. Lindner in Jena ist, so thäte mir der Wanderer einen Gefallen, diesen Weg oder Umweg zu machen. Warnen Sie ihn aber, sich nicht mit versiegelten Briefen zu befassen und sich dadurch Verlust und Verdruß zuzuziehen. Die beyden Briefe aus Paris kann er sicher eröffnet mir mitnehmen. An Nicolai wird Herr Jacobi schreiben, wo er auf 1 Dutzend Thaler und mehr immer disponiren kann. Im Fall er schon in Weimar Vorschuß brauchen sollte, so kann er Ihnen, liebster Gevatter und Freund, aus Berlin wiedererstatten, oder melden Sie mir davon, wenn es nöthig ist und Sie eine Anweisung zur Widerbezahlung hinzufügen wollen, etwa durch Hartknoch, oder ich werde selbst hier einen geschwinden Weg ausmitteln.

Etwa vor 14 Tagen erhielt einen sehr jammernden Brief von Ihrer Frau Schwester, die außer allerhand Unglücksfällen an ihrem Vieh und dem beschwerlichen und kostbaren Bau sich besonders beklagt, ganz von Ihnen vergessen und verlassen zu sein. Ich habe ihr gleich den Tag darauf geantwortet, sie so gut ich konnte, zu trösten und die Unschuld Ihres bisherigen Schweigens zu rechtfertigen. Unser neue würdige Diaconus Kraft bei der Altstädtischen Kirche hat mir versprochen sich genauer nach ihren Umständen zu erkundigen, weil ich einige Suggestionen ihres alten Erbfeindes vermuthe; denn im Grunde weiß ich gar nicht, was sie eigentlich ;haben will. Sind Sie ihr eine Antwort schuldig oder können Sie mir nähere

*) Die folgende Stelle bis zu dem Worte „übersetzte“ steht fast wörtlich im Briefe Hamanns vom 18. August.

**) Ducaten vergl. Hamanns Leben und Schriften III., 115.

*) Auch die ganze folgende Stelle bis zu den Worten „Freund begrüßen“ findet sich fast wörtlich im gedruckten Briefe Hamanns vom 18. August.

Data anvertrauen? Wo nicht, werd' ich Ihnen, wenn es der Mühe lohnt, was ich erfahre, mittheilen. Unterdessen kann auch Trescho ganz unschuldig sein.

An dem Gerüchte aus Mitau *) ist wohl nichts. Man ist gegen das, was man wünscht, leichtgläubig. Ich kann weder denken, noch schreiben, noch reden — alles ist ein Tohu vabohu in und um mir. Gott sieht den Grund, den tiefsten Grund des Herzens — und die Sympathie unserer Seelen überhebt mich alles ekeln und matten details. Der Buchstabe tödtet und ist selbst Tod. Meine Hoffnung uns zu sehen, stehet feste, und seit dem heiligen Abend unseres Geburtsmonats fester als jemals. Wie und wann? weiß der allein lebende und für alles sorgende Gott.

Ihr Consilium fidele und vertrauliches Gutachten über Hill bitte mir aus. Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe und guten Nachrichten von der Besserung und Gesundheit der verehrungswürdigen Theano. Gott segne und erhalte Sie und die Ihrigen. Wissen Sie nicht den ehrlichen Schweizer, welcher die philosophische Vorlesung über das sogenannte Neue Testament geschrieben? Mein Sohn ist heute vor 8 Tagen mit der — —? Familie nach Graventhin gereist und wird diesen Freytag zu Hause erwartet. Grüßen und küßen Sie Pathen August, den wackern Griechen, und sämmtliche Geschwister, Gott sey mit Ihnen und uns allen, geb' mir bald Anlaß Ihnen besser zu schreiben, als ich gegenwärtig zu thun im Stande bin.

Sey stille meine Seele, bis du erfährest, wo es hinaus will, denn der Mann wird nicht ruhen, er bringt's denn heute oder heuer zum Ende. Naemi vom wirklichen Boaz.

Ich bin und ersterbe Ihr alter Freund Gevatter und Landsmann.

Johann Georg Hamann.

Den zweiten Theil der Ideen erwarte zu meiner Erquickung. Leben Sie wohl, recht wohl.

10. Hamann an Herder.

Königsberg, den 13. December 1785.

Mein alter, lieber Landsmann, Gevatter und Freund! Heute ist ein runder Monat, daß ich den zweiten Theil Ihrer Ideen mit der Post erhielte, und das dritte (Exemplar) den 5. dieses von Hartung, der mir begegnete und den ich selbst begleitete, um es aus seinem Buchladen abzuholen. Meinen dreifachen, d. h. vollkommensten Dank von Grund der Seele. Gott gebe Ihnen Gesundheit, das Ende Ihrer Laufbahn mit Preis und Zufriedenheit zu erreichen. Sie müßen meinen Brief eben erhalten haben, wie Sie Ihr freundschaftliches Billet dem Buche beygelegt, welches also beantwortet ist. Noch habe von keiner Recension gehört, geschweige denn etwas darüber gelesen. Ich denke auch an meine Abschiedsaudienz von Niemanden dem Kundbaren. Gott gebe, daß Ihre beste Hälfte sich völlig hergestellt fühlt und in Ihrem gesegneten und bevölkerten Hause alles hüpft und springt. Unser Claudius hat einen ziemlichen Schreck an seiner Rebecca erlebt, der auch, wie ich hoffe und wünsche, glücklich überstanden sein wird. Ich habe auch den 7. dieses eine kleine Warnung bekommen, welche mit Gottes gnädiger Hülfe von keinen Folgen seyn wird. Es gehe, wie es gehe. Vielleicht ein vehiculum und Vorspann zu meiner Reise und dem Glück, uns einander noch in dieser Welt zu leben. Eine Idee, an die gegenwärtig die ganze Geschichte meiner Menschheit concentrirt ist.

Nun lassen Sie mich weiter schwatzen, wiewohl ich selbst nicht weiß, wo ich geblieben bin. Hill ist meines Erachtens gut beym alten Freunde Jacobi versorgt und mit dem Anfange dieses Monats als Hofmeister eingezogen.

Das Gehalt ist mäßig, er hat aber sehr hoffnungsvolle Kinder, einen Krauskopf von 7 Jahren, in dem ein wahres Genie vergraben

*) Daß Herder als Generalsuperintendent dahin berufen sei. Vgl. Hamanns Schriften VII., 258. 271.

zu seyn scheint, ein sehr gutes älteres Mädchen. Das jüngste ist noch zu klein zur Schule; dafür eine Waise aus der Pfalz oder aus Bayern, die mehr versäumt und imgleichen hartköpfiger ist. Jacobi brachte sie ins Land, den Zusammenhang aber weiß ich nicht. Jacobi ist ein Mann von Planen, die ins Große gehen, und mit einer kaufmännischen Genauigkeit ausgeführt werden müssen, mit Absicht auch viel Liebe für seine Kinder, und wie es scheint, ein verhältnißmäßiges Glück in ihrer Erziehung und Ausführung. Hill lebt ungebunden, nur wenige Stunden zum eigentlichen Unterricht, behält also viel Zeit übrig, in vielen Dingen weiter zu kommen, und meinem Mädchen auch fortzuhelfen, auch mit Michael und Raphael die Uebungen im Italiänischen, Hebräischen, Arabischen fortzusetzen. Die Lisette Reinette besucht er auch zweymal die Woche und setzt den mit ihr gemachten Anfang im Italiänischen mit der größten Zufriedenheit fort.

Scheller hat seit dem 21. November bei mir geherbigt, ist Adjunctus des alten Gottscheds in Petersdorf geworden, hat sein Examen und Ordination überstanden, seine alte Schwiegermutter während seines Aufenthalts verloren, und gestern früh nach Petersdorf abgegangen, von dannen er, vielleicht introducirt oder nicht, ich weiß nicht wann, wieder kommen und nach Graventhin gehen wird, um seine Sachen abzuholen nebst einer guten Ausstattung zu seiner baldigen Quarre.

Den Sonnabend vor dem 1. Advent kam Mad. Courtan gesund und vergnügt aus Riga an, wo sie zu verscheiden glaubte, vielleicht am Heimweh. Eine so lebhafte Frau bei einer so elenden Witterung, als wir diesen Sommer gehabt, und bei einem kranken Wirthe, der vor Arbeit und Krankheit sich selbst verzehrt. Dieselbe Woche had' ich gute Nachricht von der gesunden Heimkehr des jungen Paars erhalten.

Den 1. Advent erhielt ich frühe zum Frühstück den Band der Allgemeinen Litteraturzeitung, wo mein Golgatha so politisch recensirt ist. Ich hatte mir durch Jacobi den Bettel verschrieben. Meine Erwartung, recht derbe mitgenommen zu sein, war getäuscht, und beleidigte mich desto mehr. Ich nahm mir also vor, die ganze Adventswoche Fastnacht zu halten. Den 2. December wurde mein ganzes Haus bei Hills Oncle, dem Regimentsfeldscheerer Milz, Mittags und Abends beschmaust. Es war sein und seiner einzigen Tochter und meiner mittelsten Geburtstag. Mein Michael war so klug gewesen, gleich nach dem Essen zu Hause zu gehen, weil er keinen Kaffe trinkt. In der Abendstunde kommt meine Magd gelaufen mit der Botschaft, daß ein Officier aus Münster nach mir früge. Ich finde bei mir einen russischen Major Tiemer, der mir Grüße von Lavater brachte und mir die genauesten Nachrichten von seiner Verbindung mit meinem Alcibiades *) von Paris und Lyon brachte, auch seiner lieben jungen Frau. Sie können leicht denken, wie ich mich an einem solchen Besuch erquickte. Er hatte in Weimar niemand als Bode gesehen, kannte Arndt in Petersburg und unsern Hartknoch in Riga. Unsre Vertraulichkeit war gegenseitig. Er wartete noch einige Tage auf seine Reisegesellschaft, und versprach mich öfters zu sehen. Ich versprach seine Neugierde nach dem November der Berlinischen Monatsschrift zu befriedigen, den er noch nicht gesehen hatte.

Den Tag darauf wollte er selbigen bei mir abholen kommen, weil er Sonntags beim D. Gräff versagt wäre. Ich warte den ganzen Sonnabend und Sonntag umsonst auf ihn. Montags ging ich ins Hotel, und sprach bei Schenk an, weil der Bediente dies Gasthaus meiner Dienstbotin genannt hatte, gebe den November der Tochter ab, mit Bitte, das Buch in Empfang zu nehmen, wenn der Major nicht Zeit haben sollte, mich noch zu sehen. Des Abends kommt er selbst, wie ich eben an ihn zu denken aufgehört hatte. Er entschuldigt sich wegen seines Ausbleibens, und auf einmal entdecke

*) Fr. Buchholz.

ich in diesem liebenswürdigen Mann, den ich bloß für einen Dilettanten gehalten, einen außerordentlichen Liebhaber der griechischen und hebräischen Sprache. Ein neuer Brennpunkt für meine Phantasie. Er bat sich Briefe nach Riga und Petersburg aus den Tag darauf, weil er Mittwochs frühe schon abgereist sein würde. Durch einen blinden Trieb gehe ich Dinstags gleich nach dem Essen aus, um mir eine Bewegung zugleich trotz des elenden Wetters zu machen, wollte weder meinen Sohn, der um 3 Uhr vorbeigehn mußte, noch Hill die Briefen anvertrauen. Von weitem seh' ich schon alles angespannt und mit Einpacken beschäftigt, daß ich also den rechten Augenblick geahndet hatte. Mittwochs frühe werde ganz unerwartet, weil ich ihm die vorige Woche zwei Körbe auf seine Einladung geben mußte, mit Pf. Scheller eingeladen. Ungeachtet aller Vorsicht, meinen Magen zu schonen, gab ich ihm den letzten Stoß durch eine ganze Neunauge zum Nachtisch und englischen Käse, trank aber mäßig und nicht mehr als drei Gläser Bischof, den ich sonst sehr liebe und ohne Schaden noch einmal so weit gehn kann. Ich besuchte zum erstenmal Dr. Gräff, den ich in einem finstern Gewölbe fand, und mich sehr liebreich empfing, verhehlte ihm gar nicht die Absicht, den Major näher zu kennen. Er versicherte mir, auch ihn zum erstenmal in seinem Leben gesehen zu haben, und war von den Kenntnissen dieses Mannes ganz eingenommen, weil er einigemal die große Reise mit jungen Herren gethan und allenthalben in Europa beinahe zu Hause wäre. Sein Bruder wäre sein intimster Freund gewesen, Kriegscammissarius zu Landsberg an der Warte, und habe sich öfters seiner erinnert, daher ihn auch jetzt an ihn gewiesen. Er lobte auch diesen als einen ungemein thätigen Mann, und ich vermuthe, daß der mit mir recensirte preußische Amtmann zu Bradwede in der Grafschaft Bradwede auch ein Bruder sein muß. Bei diesem Besuche fühlte ich, daß meine Zunge mit Mühe machte und daß ich gleich einem Trunkenen lallte. Ich schrieb diese Veränderung dem finstern Zimmer zu und eilte zu Hause. Im Fortgehen fiel mir der Hut aus der Hand, und ich sprach bei Hill, der nahe wohnt, an, mich zu Hause zu begleiten, welches Gehen mir eben so sauer als das Reden wurde. Kinder, ich weiß nicht, das Reden und Gehen fällt mir so schwer. Meine Leute sahen mich an. Der Mund ist mir ganz auf die rechte Seite verzerrt, und zum Glück war ein Vomitiv im Hause, das meine Magd wegen ihrer epileptischen Zufälle hatte einnehmen sollen. Dadurch wurde ich gleich erleichtert, und ich hatte eine sehr gute Nacht. Mein seligee Vater bekam seinen ersten apoplektischen Anfall nach einem Gerichte Stinten, welche er sehr liebte, und die ich auch noch gerne esse. Mein, Gottlob! nicht zur täglichen Gewohnheit (gewordenes), aber so oft er mich befällt, ganz unüberwindlicher Mittagsschlaf, mein scharfer Appetit bei so weniger Bewegung, mein Ohrengellen, das mir zuweilen ängstlich und gefährlich vorkommt — mein ein ganzes Jahr ausgesetztes Aderlaß, das ich seit vielen Jahren von 5 und 4 auf 2 mal eingeschränkt — das gefährliche Faulfieber, das ich diesen Frühling überstanden — kurz alle Umstände machen die Bedürfniß meiner Reise desto dringender, oder sind auch Vorboten einer andern, die keiner Allerhöchsten Erlaubniß bedarf.

Den Tag darauf am 8., wurde ich mit einem Briefe vom Grafen Christian (Stolberg) aus Tremsbüttel erfreuet, der bereits die Wiederkunft seines Bruders aus St. Petersburg, aber meines Erachtens zu früh vermuthet. Ich habe gestern, so gut ich gekonnt, unter Claudius Einschluß, geantwortet.

Eben fällt mir der December der Berliner Monatsschrift in die Hände. Wie gefällt Ihnen der Streit des Garve und Biesters über den Katholicismus? Sollte nicht Stark der R. Fr. Archidemides ab aquila fulva seyn? Vor allen Dingen wünschte ich Ihr Gutachten über die Recension meines Golgatha, weil ich meinem eignen Urtheile nicht traue, und ob sie mir anräthig seyn, die hämische Be- oder Verkleidung meiner Autorschaft durch eine Entkleidung und Verklärung des Predigers zu widerlegen und zu Schanden zu machen in einem fliegenden Brief an Niemand, den Kunddaren? Es liegt eine solche mates indigesta in meinem Gehirn, die ich nicht in Ordnung zu bringen im Stande bin, weil die Verdauung meines cerebelli, wie meines überstopften Magens ist. Ich glaube auch dies unserm Jacobi in Düsseldorf schuldig zu seyn, weil wir Brüder gleicher Kappen sind, er den Lessing zum Spinozisten und ich seinen Biographen zum Atheisten gemacht habe. Können Sie sich noch, liebster Herder, Ihres alten coaetani Kraft besinnen? Er ist von Cremitten aus der Nachbarschaft Scheffners und seines Köllnischen Gütchens Sprintlacken an unsre Altstädtische Kirche als Diaconus versetzt worden an des seligen M. Weiß Stelle. Er ist eben so beliebt in seinem Amte als Umgange. Doch meine Wehen und nisus . . . . benehmen mir alle Gedanken und Lust, Ihnen die Zeit zu verderben. Wir werden uns mit Gottes Hülfe sehen und mündlich ersetzen können, was dies Jahr hat aufgeschoben werden müssen. Gott schenke Ihnen, alter lieber Gevattee, Landsmann und Freund, meiner verehrungswürdigen Freundin und Gevatterin und Ihrem ganzen Hause Gesundheit, vorzüglich zu Ihren Amts- und allen übrigen Arbeiten und Werken Ihrer Hände. Sein Seegen kehre reichlich bey Ihnen ein zum Fest und Neuen Jahre. Er fördere unsre beyderseitigen Wünsche zu einem glücklichen Wiedersehen und bahne die Wege zu unserer Carawane. — Sie erhalten diese Zeilen über Düsseldorf. Wie oft Hill an Weimar denkt, brauch' ich Ihnen nicht zu sagen, und wie oft wir in Ihrer Probstei sind und Bischofshofe. Gott sey mit Ihnen und den Ihrigen, wie mit mir und den meinigen! Ganz der Ihrige

Johann Georg Hamann.

Mir fällt noch ein, wenn Sie etwa meinen Recensenten*) in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung wissen, ihn mir zu entdecken. Eine Kleinigkeit macht mich darnach neugierig. Er hat das Wort Willkühr S. 62 in Gewähr verändert. Das gemeinschaftliche Autorinteresse nöthigt mich, dem am meisten zu schreiben und am öftesten, der die meiste Zeit zu verlieren hat. Gott sey Ihr Freund, Schild und großer Lohn, lieber Herder! und sey in Ihrem Hause und Herzen allgegenwärtig mit Seiner Liebe, Gnade und Segen! Amen.

Den 15. des Morgens.

Ich muß eilen, die Briefe aus den Augen und Gesicht zu schaffen. Vale et fave mit Weib und Kindern mir und den Meinigen, die nicht aus Eile (?) verehren die Gesinnungen Ihres — **) — und nachmals Gott empfohlen!

11. Herder an Hamann***).

Weimar, den 17. December 1787.

Liebster Freund und Gevatter Hamann. Mit zwei Worten will ich Ihnen nur sagen, daß unsere heilige siebende Zahl voll ist, indem meine Frau vorigen Dinstag, den 11. December, um 11 Uhr Mittags von ihrem sechsten Sohne glücklich entbunden worden. Sie fürchtete sich vor der Niederkunft diesmal sehr und jagte mir zuletzt selbst Angst ein; die Stunde kam Gottlob! unvermuthet, leicht, froh und glücklich. Der Knabe sieht mir ähnlicher als Einer seiner Brüder, befindet sich sehr wohl und hat vorigen Donnerstag die Namen Karl Ferdinand Alfred erhalten. Die Mutter ist gesund, ruhig, froh und heiter, wie neugebadet, wie neugeboren. Freuen Sie sich also mit uns, lieber alter Freund, und verkündigen Sie dem Jacobischen Hause die Freude. Laßen Sie auch etwas von sich hören, und leben nicht, als ob Sie, jetzt näher, wie in einer andern Welt lebten. Heut kein Wort mehr. Das redlichste Lebewohl. Ihr ewiger

Herder.

*) Eberhard, der Verfasser der neuen Apologie des Socrates. Hamanns Leben und Schriften III., 138.

**) Das Wort ist unleserlich.

***) Von Hamanns Hand ist oberhalb bemerkt: „Erhalten den letzten Sonntag im Jahr zu Wellbergen auf dem Bette."

* Das Fest von San Gaetano in Neapel.

Von Emma Niendorf.

Gleich früh am Morgen müssen wir trachten am Toledo unterzukommen, um die heutige Prozession zu betrachten. Der „caffè delle due Sicilie“ behagt nicht, man entscheidet sich zuletzt für die „corona di ferro“, die auch sanft gelegene Restauration. Es ist die zweihundertjährige Jubelfeier des San Gaetano. »Der König, hervorragend durch seine ausgezeichnete Frömmigkeit«, wie sich das Staatsorgan mit Luxus ausdrückt, hat das Fest angeordnet. Die Regierung scheint in Verlegenheit zu sein, weil sie sich so anstrengt dem Volke ein Schauspiel zu geben. Die Conservativen finden es unklug, da bei diesen Gelegenheiten leicht Lärm entsteht, und das Kleinste ostensible würde, jetzt, wo es doch »etwas spuke«, wie sie es nennen, weil die Noten Englands und Frankreichs das Volk, welches auf ihren Schutz baue, aufgeregt haben. Wenigstens sind die Wachen heute überall verdoppelt. Was kann aber auch eigentlich für jetzt geschehen? Es stehen allein hier in Neapel 30,000 Mann unter den Waffen. Man hatte uns sehr gewarnt, den Zug nicht auf der Straße sehen zu wollen, ohne uns die Zuflucht in irgend ein Haus, Magazin oder dergl. vorzubehalten; eben weil hier so schnell Tumult aufzischt; man heißt das blaß ein „fui-fui“ (»Fliehe — Fliehe!«) und dabei geht es toll her: ein Lazzaroni, der einer Frau einen goldenen Ohrring ausreißt, kurz das Mindeste, genügt den Sturm aufbrausen zu lassen. Das Volk alarmirt sich, das Militär selbst scheint darauf losgehen zu wollen, in der Meinung, es sei eine Revolution, und flugs erreicht die Verwirrung ihre Spitze.

Also San Gaetano, welcher in Folge von »außerordentlichen Wunderthaten« (Pleonasmen im Stil des Absolutismus, hier wie in Frankreich, nur dort noch vergleichungsweise mit etwas mehr Geschmack) für einen der Beschützer der Stadt Neapel erklärt ward. Eines seiner »Hauptwunder« vollbrachte er, als im Jahre 1656 die Stadt von der Pest heimgesucht wurde. Die Abgeordneten der Residenz bestellten eine „novena“ — neuntägige Andacht — zu Ehren des Heiligen, »damit er durch seine mächtige Vermittlung das Aufhören dieser Seuche bewirke«; und sie hörte auch am Vorabende vom Feste dieses Santo auf, weßhalb bei dem Pontifex die Gnade erfleht ward, Ersteren unter die heiligen Beschützer Neapels aufnehmen zu dürfen. Es sei mir vergönnt noch einige auf die Säkularfeier sich beziehende Stellen des offiziellen „Giornale del regno delle due Sicilie“ einzureihen: „Nel giorno 6. alle 4½ p. m. saranno cantati i primi vespari, e l'Eccellentissimo corpo di città farà l'annuale offerta al Santo Patrone.“ Ganz heidnisch: das Opfer! . . . . „Il largo di S. Lorenzo, ov' esiste la statua di bronzo di S. Gaetano sarà decorata con eleganza ed illuminazione. Due Orchestre allieteranno (aufheitern, vergnügen) quella contrada nelle cennate sere . . . . La Porta Alba ove è allogata altra statua del santo sarà altresì illuminata. . . . . A norma del Sovrano Rescritto del 25 andante mese tutti i pubblici stabilimenti verrano illuminati nei giorni 6 e 7 agosto.“ In derselben Nummer steht auf der ersten Seite großgedruckt: „Il mattino del 24 di questo mese un Wurtemberghese nomato Sebastiano Mayer, detenuto nelle prigioni criminali di S. Maria, abjurò solennemente il protestantismo nelle mani dell' Eminentissimo Cardinale Arcivescovo di Capua con edificazione della gente che trasse a calca ad assistere alle sacre cerimonie celebrate per siffatta conversione.“ — So viel über die hiesige Presse.

Heute demnach soll die silberne Statue des Heiligen, die man im „Tesoro di S. Gennaro“ aufbewahrt, nach der Kirche San Paolo Maggiore gebracht worden. Um 4½ Uhr Nachmittags verließ die Prozession den Dom. Erst gegen sechs Uhr schwoll die im Toledo auf und ab wandernde Menge ungewöhnlich; alle Balkons hatten sich gefüllt, auf allen fächerte es, alle schienen wegen dieser vielfarbigen Fächer und Kleider wie mit Blumen besetzt — eine völlige Decoration der Häuser, da jedes Fenster eine Altane bildet. Es bot einen lustigen Anblick, die langen Perspektiven auf und ab, auf der Einen Seite nach dem Largo del Palazzo, auf der andern fern bis auf den di San Spirito. Besonders als die Prozession, Licht an Licht, in der schmalen Toledostraße zwischen den himmelhohen Palästen von Porta Alba her zu uns wallte um zum königlichen Schlosse zu ziehen, wo der Monarch mit seiner ganzen Familie auf dem Balkon steht, »den Segen des heil. Gaetano zu empfangen« — wie der betagte Marchese neben mir und der humoristische alte Capitano mit dem gutmüthig schlauen Gesichte und einem Orden auf der Brust, sich ausdrücken, welche uns so überaus höflich und zutraulich in den Gemächern der Corona di Ferro begrüßen. Letzterer zählt, nach seiner Betheuerung: 15 „anni!“ Diese jungen Leute, welche ihn umringen — seine Söhne oder Enkel, ausgezeichnet hübsche feine »Männer«, die mit ihm in Artigkeit für uns wetteifern, — seien „i miei ultimi fratelli, meine jüngsten Brüder“; und aus Rußland nur, wo er den Feldzug mitmachte, ist ihm »etwas Schnee im Barte stehen geblieben.« Seine damaligen Subalternen jedoch sind derzeit Generale. Er sollte auch mit dem Zuge gehen, aber er ißt und trinkt einstweilen, wartend bis diejenigen Offiziere vorüber kommen, welche keine brennende Kerze tragen wollen. Diesen schließt er sich alsdann an — „passo, saluto il mio signore“ — und kommt darauf hierher zurück um von Neuem zu essen und zu trinken. Denn das »deutsche Wirthshaus, wo die Herren rauchen, die Frauen stricken«, hat ihm bei den Durchmärschen nicht umsonst so überaus wohl gefallen. Voriges Jahr ist ihm die „moglie“ gestorben; er wolle wieder heirathen, gesteht er, man brauche Gesellschaft; ich möge ihm eine Frau verschaffen.

Ein Kanonenschuß hat das Signal gegeben, daß die Prozession beginne. Es dauert noch eine Weile, bis wir sie gleich einem schillernden bunten Strom von weitem herfließen sehen, gleich einer Schlange. Voraus Cavallerie, um den Zug zu eröffnen, königliche Garde; und hinter ihr ergießt sich eine seltsame Schaar: Lauter Zerlumpte, mit Besen, Bürsten ꝛc. bewaffnet. Alles lachte über die Posse, ich aber meinte alles Ernstes, es gehöre auch dazu. Aber es waren nur Lazzaroni, welche zufällig die Lücken ausgefüllt hatten und so recht eigentlich an der Spitze vorausschritten wie die Herrn von Neapel, was sie im Grunde auch sind. Denn regieren nicht sie das Land, mit ihren Brüdern, den galonnirten Lazzaroni? Außerdem marschirt neben der ganzen Prozession, gleichen Tritt mit ihr haltend, zu beiden Seiten Militär, je ein Mann. Nun kommen die Häscher — „usciere“ — und eine Standarte um die andere, jedesmal von den Cavalieri der Stadt, unter ihnen Maltheserritter, in ihrer rothen Uniform mit Gold, welche die „fiocchi“, die Quasten, tragen, begleitet; regelmäßig gefolgt von Militärmusik und Knabenchor. Die Militärmusiken sehen ganz maroccanisch aus, besonders die der Garde mit ihren blutrothen, hohen, befiederten Mützen. Die Tambourmajors sind wahre Riesen, aber lächerliche Figuren durch die drei fast mannshohen, weißen, perpendikulären Federn, die in schon hinreichend hohen sechs rothen, auf den ebenfalls an sich selbst unverhältnißmäßigen Grenadiermützen stecken: also in drei Etagen! nicht zu gedenken der kindisch dünnen kleinen Pfeifchen, auf welchen diese wolkenstürmende himmellange Garde Sr. Majestät bläs't.

Jetzt treten die verschiedenen Congregationen auf, geführt von den sie leitenden Patern; z. B. von den Teatini die „Sciabica.“ Die Bruderschaften tragen ihre Abzeichen an farbigen Bändern um den Hals; z. B. ein Herz mit zwei Flügeln. Auf den Fahnen wiederholt sich häufig die Gestalt des betenden Heiligen; eine zeigt das Motto: „ob urbem a peste liberatam.“ — Jetzt bewegt sich hoch in der Straße, fast bis an das erste Stockwerk reichend, ein „Trionfo“, eine lebensgroße Gruppe von Holzfiguren: San Gaetano auf den Knieen, mit ausgebreiteten, zum Himmel erhobenen Armen, welche durch die Erschütterung des Tragens schauderhaft lebendig zittern.

zu seinen Füßen, flehend zu ihm emporblickend, zwei in ihren Blößen nur halbverhüllte Lazzaroni. Hinter ihm auf der Bahre die grauenvolle Leiche eines an der Pest Gestorbenen, dessen Grabtücher jedoch mit zerpflückten frischen Rosenblättern bestreut sind. Dazu wieder die Tanz- und Opernmusik der Militärbande, welche Melodien aus all den frivolen und sittenlosen Opern, z. B. Rigoletto, spielt, den Leuten gar wohl bekannt, welche die ächten Worte dazu singen, statt der untergelegten geistlichen.

Darauf nahen die Offiziercorps der Land- und Seearmee, in ihren prächtigen, von Silber und Gold strotzenden Uniformen, häufig mit Ordenssternen und Crachats, sämmtlich Kerzen in der Hand. Nach ihnen erscheint ein zweiter „trionfo“, den Tod des heiligen Gaetano vorstellend: alle Figuren abermals in natürlicher Größe; der Schutzpatron selbst auf dem Sterbelager, das auch wieder mit Rosenblättern besäet ist; vor ihm der Priester, der Sakristan, welcher die Kerze hält; zu Häupten der Engel mit viel Goldputz und gewaltigen Flügeln, ich denke von Schwanenfedern, der auch den sonst etwas sceptischen Herren auf unserm Balkon einen aufrichtigen Ruf der Bewunderung entreißt. Dann folgen die vier „religiosi Mendicanti“; Mönch an Mönch; Franziskaner, Dominikaner ꝛc. Nichts als Mönche und Soldaten — der König von Neapel hat seine beiden Heere aufgeboten! Neben der brennenden Kerze jedes Klosterbruders, jedes Priesters, läuft ein Lazzaronibub her, mit einem Papierdütchen, das abträufelnde Wachs zu haschen. Jetzt der Clerus und wieder viele Fahnen und Militärmusiker. Die erste Standarte ist die der „Preti della Propaganda.“ An sie reihen sich die „Reverendi Parochi“ und das „Real Almo Collegio de' Teologi.“ Diese drei Doctoren der Theologie entfalten eine sehr schöne romantische Tracht, fast mittelalterlich.

Nunmehr flammt ein ganzer Strauß von Lichtern auf: Sie brennen mit mystischen Rauchnebeln vor der mit Geschmeide behängten, silbernen Büste des Heiligen, welche mit, ich glaube 40 andern von gleichem Metall im Schatze von San Gennaro aufbewahrt wird. Unter solchen Umständen darf man sich vielleicht weniger wundern, wenn in diesem Lande die Gesetze den Kirchenraub mit Abhauen beider Hände und Arme bestrafen, worauf man dieselben, im vollen 19. Jahrhundert, an eine Mauer nagelt. Erst kürzlich wurden Hände und Arme eines solchen Kirchenräubers, welche lange da hingen, ungewöhnlicherweise endlich heruntergenommen, weil man das viele Reden darüber abschneiden wollte.

Unmittelbar „avanti la statua“ geht der Teatinergeneral, und dieselbe umringen, gleich einer irdischen Majestät, die eingeladenen königlichen Kammerherren. Unter den Seiden- und Spitzengewändern der höhern Geistlichkeit machte sich ein griechischer Priester durch seine malerische Kleidung bemerkbar. „Il Pallio“, den Baldachin, tragen Gardisten. Es fehlt nicht an Herren in Sammetröcken, z. B. von violetter Farbe und an Dienern in pomphaft strotzenden Livreen. Unmittelbar hinter dem gefeierten Heiligen wandelt wie billig „L' Eccellentissimo corpo di città“ in Gala; in spanischem Costüm — schwarze Seide, Aermel von Goldbrokat, lange Locken um das Haupt. Land- und Seeoffiziere schließen sich von Neuem an; diejenigen nämlich, welche keine Kerzen tragen wollten; unser alter Capitano in ihrer Mitte. Hinter denselben ein Bataillon der Gardegrenadiere mit ihren rothen Federbüschen, mit ihrer Banda. Ausgezeichnete Leute, groß, stattlich von Haltung, aufrecht gleich einer Mauer. Zug für Zug wälzte es sich, auch einer Cascade nicht unähnlich, durch die lange Toledostraße. Ihnen folgt die große Gala-Carozza der Città, von den „uscieri“ umringt; sie ist vierspännig, ganz golden, mit Spiegelglas und dem Stadtwappen geziert, und zwei Kutscher in Rococo-Tracht mit Steifstiefeln, dreieckigen Hüten und Haarbeuteln sitzen auf den Pferden. In den Scheiben der Prachtkutsche spiegelt sich der vorbeibrausende Strom der Fußgänger, alle die Lazzaroni, als wären sie im Wagen ihrer gestrengen Herren der Municipalità. Es lag eine Ironie in diesem optischen Spiele des Zufalls. Vielleicht noch mehr: ein Symbol! Die Lazzaroni in ihren Lumpen haben die goldnen und purpursammetnen Plätze genommen.

Gleich, unmittelbar hinter dem Galawagen drein, liefen zwei dunkelbraune Kühe mit starktönenden Schellen über die Straße. — „Kommt noch einmal eine Prozession?“ fragten wir uns plötzlich. Noch höher als die bisherigen „trionfi“ schwebte es heran: Auf prächtigem purpursammetnen Katafalk ein goldner Sarg von gespensterhaften Gestalten begleitet, schneeweiß vom Scheitel bis zur Sohle, Kopf und Gesicht verhüllt und nur durch die Löcher an Augen und Mund kenntlich, brennende Kerzen in den Händen: eine Leiche, welche von der Bruderschaft in die Kirche gebracht wird. Die Vermummung stammt noch aus der Pestzeit, wo sie die Todten begruben. Und dies war, wie man uns versicherte, nicht einmal die Leiche eines „signore“, sondern nur eines ganz gewöhnlichen Mannes, welche die Sacchoni trugen; sonst hätte man sie viel reicher und prunkender ausgestattet. Dieser Glanz des Todes, diese Mummerei stimmt völlig zu der Maskenliebe des Landes, hängt verwandtschaftlich damit zusammen. — Masken und Puppen, das sind die Merkmale Neapels. Ganz Italien ist ein Maskenball. Ich konnte nicht umhin, den hiesigen Kultus mit dem in Rom zu vergleichen. Wie viel würdiger und edler dieser, wie viel mehr wirkliche Andacht dort, auch im Volke!

Den folgenden Abend fanden überall Illuminationen statt, besonders festlich auch an der Porta Alba, wegen der Nachbarschaft einer Statue des heiligen Gaetano, wie schon erwähnt. In dieser lauen sanften Nacht war ganz Neapel Feuerwerk; man hat allein über 30—40 illuminirte Luftballons gezählt. Mein Stern war freilich schöner als sie alle, der goldne Stern, den ich von meiner Altane gewahre, über dem Vesuv und den Schiffsmasten, am dunkelblauen Himmelsmantel. Einige Tage später hatten letztere alle Festwimpel, am 7. August — es war San Gaetano. In der Strada del Molo schaukelte sich eine große weiße Fahne mit dem Bilde der Himmelskönigin, von Engeln getragen, zu deren Füßen zwei Bischöfe knieeten. So auf dem Hintergrunde des blauen Meeres, und hin- und hergeweht von der Brise, war es gerade, als schwebe Maria auf dasselbe herab.

Gegen Abend wanderte ich nach San Paolo Maggiore, wozu einiger Muth gehörte. Das Drängen und Rennen und Fahren fing schon an der „Guglia di S. Domenica“ *) an. Viel Volk treibt daher, besonders auch gar festlich geschmückte Frauen und Mädchen, Letztere meist mit weißen Tüchern. In der Strada de' Tribunali vermochte man sich kaum nur mehr so fortzuschieben. Stehend war aber, möchte man sagen, das Gedränge vor der Kirchenfaçade, welche hohe Stufen tragen. San Paolo Maggiore ist auf den Tempel von Castor und Pollux gebaut; das Kloster nebenan über dem Theater, auf welchem Nero öfters sang, und von dem sich noch Ziegelwerk vorfindet. Die Menge starrte heute die Ausschmückung an. Kein Steinchen von dem Gotteshause war mehr zu sehen vor lauter Fahnen, Draperien, Gewinden, Transparenten, Gemälden, Ampeln zu der großen Illumination dieses Abends, für welche es in der Straße der Tribunale bereits voll Festons hing. Man möchte meinen, diese Lämpchen alle hätten unverzehrbares Oel, seien die der klugen Jungfrauen, welche nimmer verlöschen: alle die Festtage her stets Beleuchtung bei San Gaetano. Auch alle öffentlichen Gebäude flammen jede Nacht officiell langweilig.

Am meisten wurde in der Mitte der Fronte von San Paolo ein riesiges blaues Rund angestaunt, besäet mit kolossalen Sternen von Silberpapier. Es sollte wohl nicht mehr, nicht weniger darstellen, als den Himmel selbst. Vor der Kirche, die Stufen bis zum Haupteingang hinan stand Militär, den Kardinal zum Tedeum er-

*) So nennt man hier eine Art von christlichem Obelisken, den Dreifaltigkeitssäulen ähnlich, mit frommen Figuren.

wartend. Niemand durfte von dieser Seite eintreten. Es stemmte sich hier am Fuß der steinernen Treppe zu dichten Massen von Fußgängern und Wagen, darunter die stolzesten Equipagen, in welchen nicht selten alte Prinzessinnen saßen mit schmutzigen weißen Federn auf den Hüten. Man mußte sich durch eine Seitenthür in die wenn auch gerade nicht unmäßig volle Kirche hineindrücken, in der Predigt gehalten ward. Mein gutes Geschick führte mir diesmal zum Schutze einen gar freundlichen kleinen Herrn mit einem Höcker zu, der mich trefflich geleitete und mir vorausschreitend als Signal diente. Am innern Portal häuften sich Zuschauer im Rücken der Soldaten, welche als Spalier harrten für die Eminenz. Da war z. B. eine Bürgersfrau mit einem blumigen Seidentuch um den Kopf geknüpft, welche in den Ohren ungeheuere Räder von Ohrringen trug, eigentlich wie Schilde, wohl nicht kleiner als ein Piaster, ein Pavé von Perlen, und in der Mitte funkelte es von Brillanten: mit gerechtem Stolze blickte sie dem Kirchenfürsten entgegen, gleich einer Hofdame. Alles sah eigentlich hier mehr wie ein Theater aus, überladen und überfestlich. Der Hochaltar strahlte von Silber und von in demselben sich spiegelnden Kerzen. In Reihe und Glied standen Bouquets aus getriebenem Silber in Vermail-Vasen vor der uns schon bekannten kostbaren Büste des heiligen Gaetano. Rechts und links von dem Hauptaltare ragten, gleich Wächtern, jene zwei „trionfi", welche der Triumph der Prozession überhaupt geschienen hatten. So weit das Auge reicht, nichts als Gemälde, Transparente, und vorzüglich auch recht sarazenisch grelle bunte Farben und Gezelte: Offenbar hat sich zu Neapel neben dem entschieden Antiken namentlich noch mehr maurisch Heidnisches in den Kultus gemischt.

Ist es möglich, daß jenes Tempelkleinod von Pästum, die goldne Fassung des Meersapphyrs, und San Paolo Maggiore mit seinen Rädern in den Ohren der Weiber, seiner Silberbüste und seinen Trionfi des heiligen Gaetano, auf einem und demselben Planeten stehen? —

* Zur Schillerfeier.

Daß die Schillerstiftung am 10. October in Dresden definitiv constituirt und Weimar zum Vororte für die nächsten fünf Jahre erhoben worden, ist in der vorigen Nummer kurz mitgetheilt. Wir lassen nun einen näheren Bericht über die in den Tagen vom 8. bis zum 10. d. M. gehaltene Dresdener Versammlung folgen. Die Sitzungen wurden unter Vorsitz des Dr. Carus in dem sinnig geschmückten Saale des naturhistorischen Museums im Zwinger gehalten. Außer den Deputirten der Comités der Zweigvereine waren zu den Berathungen als Wohlthäter der Schillerstiftung eingeladen worden der Buchhändler Dr. Heinrich Brockhaus, der der Schillerstiftung ein Geschenk von 1000 Thalern gemacht, Freiherr von Cotta, der dem Stuttgarter Comité 1500 Gulden zur Verfügung gestellt, und Oberappellations-Gerichtspräsident Dr. von Langenn, der vier Jahre lang den provisorischen Vorstand in Dresden und die Sache der Schillerstiftung durch seine Erfahrungen und sein Fürwort an hoher Stelle unterstützt hat. Durch ein erst auf telegraphischem Wege aufgeklärtes Mißverständniß war Herr von Cotta verhindert worden sich bei den Berathungen einzufinden: außer den Herren Brockhaus und von Langenn nahmen von dem Dresdener Vorstande an den Berathungen Theil: Minister a. D. von Wietersheim, Geh. Rath Dr. Carus, die Hofräthe Dr. Hammer, Dr. Klemm und Reichenbach, Major von Serre auf Maxen und Dr. Gutzkow; von auswärtigen Comités waren vertreten: Wien durch Dr. Karl Rieck, Berlin durch Dr. Zabel und Dr. Lazarus, München durch Dr. E. Förster, Stuttgart durch Schulinspektor Dr. J. G. Fischer und Dr. Blum, Darmstadt durch Professor Zimmermann und Regisseur Pirscher, Weimar durch General-Intendant Dr. Fischer, Landschaftsmaler Kalkreuth und Buchhändler K. Voigt, Frankfurt a. M. durch Dr. Ludwig Braunfels, Leipzig durch Dr. Haudoldt und Dr. Gerhardt, Breslau durch Professor Dr. Haase, Koburg durch Dr. B. Auerbach; letzteres Comité durch Uebertragung, wie auch Grätz und Offenbach ihre Stimmen an das Dresdener Comité übertragen hatten. Am dritten Tage hatte sich auch der Vertreter für Hamburg, Generalconsul Merk, eingefunden. Zunächst ward eine Commission, bestehend aus Dingelstedt, Förster, Hammer, Haudoldt und Braunfels, erwählt, die das vorhandene Material zur Abfassung der Statuten prüfen und bearbeiten sollte. Die Commission berichtete dann am folgenden Tage, 9. d., durch Dr. Dingelstedt über ihre Arbeiten, und nachdem in fünfstündiger Sitzung die einzelnen Paragraphen discutirt waren, ward am 10. von der Commission der Versammlung der redigirte Entwurf abermals vorgelegt und durch Annahme desselben die Constituirung des Vereins vollzogen. Der Zweck der Stiftung wird in § 1 der Statuten der „allgemeinen deutschen Schillerstiftung" dahin angegeben: „deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die National-Literatur, mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften, verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand darbietet. Sollten es die Mittel erlauben und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsraths überlassen." Ueber die Organisation der Stiftung heben wir folgende Punkte heraus: Die einzelnen Zweigvereine bilden die integrirenden Bestandtheile der allgemeinen deutschen Schillerstiftung. Die Zweigvereine wählen von 5 zu 5 Jahren eine der Zweigstiftungen als Vorort; der Vorort bezeichnet 2 seiner Mitglieder, die mit den von sämmtlichen übrigen Zweigvereinen gewählten 5 Personen den Verwaltungsrath der allgemeinen deutschen Schillerstiftung bilden, welchem die Leitung des Ganzen und die Entscheidung in allen Unterstützungssachen zusteht. — Nachdem nun die Schillerstiftung durch das Präsidium, welches am 10. Dr. Gutzkow führte, für constituirt erklärt war, wurde zur Wahl des Vororts für die nächsten 5 Jahre geschritten. Aus der Abstimmung ging fast einstimmig Weimar hervor, und es wurden dann als die statutenmäßigen 5 Mitglieder, die neben den 2 Mitgliedern des Vororts den Verwaltungsrath bilden, für die nächsten 5 Jahre Dresden, Berlin, Stuttgart, München und Frankfurt a. M. gewählt. — Damit war denn das Werk nicht ohne Kampf und manche heiße Debatte vollendet. Nach vierjähriger Vorbereitung, der das Dresdener provisorische Comité mit größtem Eifer obgelegen hatte, ist der Augenblick gekommen, wo Deutschland eine ihm noch fehlende Institution erhalten hat, die einigermaßen das zu ersetzen bestimmt ist, was andere große Staaten und Nationen für die Männer ihrer Literatur in großherziger Weise thun.

Das Schillercomité in Marbach erläßt einen öffentlichen Dank an sieben Hanauer Gymnasiasten, welche alle deutschen Mitschüler zu Beiträgen für den Ankauf des Schillerhauses aufgefordert und dadurch die Summe von 1265 Gulden 57 Kreuzern aufgebracht haben. Die betreffenden Gymnasien werden in der Mittheilung des Schillervereins genannt. Wir bemerken in Ergänzung dazu, daß auch in der von Bremen nach Marbach geschickten Summe sich ein Beitrag von Schülern des Gymnasiums zu Bremen befand.

Ueberall ist man für die Veranstaltung einer großen allgemeinen Schillerfeier thätig. In Berlin soll der Gensdarmenmarkt den Mittelpunkt der Festlichkeit bilden, wenn das Ministerium das von der Polizei erlassene Verbot aufheben und Schiller für einen nichtpolizeiwidrigen Dichter erklären sollte. Zu Frankfurt a. M. errichtet man ein Denkmal, zu dem der Festzug sich verfügen wird, läßt ein Festmahl und einen Fackelzug folgen, einen Geschichtsthaler zum Gedächtniß an das Jubiläum prägen. In Leipzig macht die Ausstellung einer Schillerbibliothek den Anfang; es folgt am 10. eine Musikaufführung auf dem Markte, ein Fackelzug nach dem Hause der Haindstraße, wo Schiller 1785 und 1789 wohnte, am 11. große Feier in Gohlis und Concert im Gewandhause, wo Beethovens neunte Symphonie den Schluß macht.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Auseinander. Skizzen von Roderich Benedix. — Tristan. Romantische Tragödie in fünf Aufzügen von J. Weilen. — Thomas Wizenmann, der Freund Friedrich Heinrich Jacobi's. Von A. von der Golz.

— * Die große Geschichte der deutschen Kaiser von Giesebrecht hat so viel Anklang gefunden, daß schon jetzt eine zweite Auflage nöthig wurde.

— * Vier neue Novellen von Paul Heyse, welche sich als dritte Sammlung den beiden früheren anschließen, erscheinen im November im Verlage von W. Hertz in Berlin. Die Titel dieser früher in Zeitschriften und Album-Jahrgängen abgedruckten Novellen sind „Die Einsamen“, „Anfang und Ende“, „Maria Francisca“ und „Das Bild der Mutter.“

— * Zu den neuesten Erscheinungen der Schiller-Goethe-Literatur gehört die Schrift: „Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubel-Festgabe zur hundertjährigen Geburtstags-Feier Friedrichs von Schiller, dargebracht vom Regierungsrathe Dr. E. G. Wenzel.“ (Dresden, Arnold.) Das Buch enthält die auf Goethe und Schiller bezügliche Bibliographie in einer Vollständigkeit, die noch sehr weit über die höchst verdienstvolle Arbeit Goedeke's hinausgeht, namentlich in Bezug auf die Bücher, Zeitschriften und Programme, die über die beiden Dichter geschrieben sind. Außerdem das Bibliographische über die fürstlichen Personen von Weimar in der Zeit Karl August's.

— L. Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten, gesammelt und mit einem Glossar versehen von Karl Eichwald. Leipzig, H. Hübner. 1860. — Die niederdeutsche Literatur wächst von Tage zu Tage, man möchte fast sagen lawinenartig, und namentlich sind es Poeten, die an allen Ecken auftauchen, um „in der Sprache des Volkes zum Volke zu reden“, und wohl die Meisten schmeicheln sich mit der angenehmen Hoffnung kleine Grothe zu werden und wenigstens einen Theil von dem Ruhme zu ernten, der diesem in so reichem und nicht unverdienten Maße geworden ist. Ein Publikum findet nun wohl die Mehrzahl dieser Herren, die sich selbst wohlgefällig und stolz-bescheiden den Titel „Volksdichter“ beilegen, allein so sehr hat die grassirende Mode die Köpfe denn doch nicht verdreht, daß man Verseleien, bloß weil sie plattdeutsch sind, verschlingt, ohne nach ihrem Gehalt zu fragen, und so mag mancher dieser Volksdichter bei Veröffentlichung seiner Poesieen die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, denn die meisten der Jünger Klaus Groths bleiben allerdings weit hinter ihrem Vorbilde zurück. Aber nicht nur die Poesie ist auf dem niederdeutschen Büchermarkte vertreten; Volkskalender, Novellen und andere Werke prosaischer Form erscheinen in stets größerer Zahl. Als ein besonders verdienstliches Unternehmen möchten wir es bezeichnen, daß man mehrfach bemüht gewesen ist, den Schatz von Sprichwörtern und volksthümlichen Redensarten, der sich in Niedersachsen vorzugsweise reich vorfindet, zu sammeln. Es liegt in diesen anscheinend unbedeutenden Aussprüchen der ganze Charakter unsers Volksstammes so klar ausgedrückt, hier der tiefsittliche Ernst, da der derbe handfeste Humor — so wesentlich verschieden von dem des leichter erregten, warmblütigeren Oberdeutschen —, dann wieder findet man so viele Hindeutungen auf eigenthümliche Verhältnisse im Volksleben der Gegenwart und Vergangenheit, oft in den treffendsten Bildern ausgedrückt, so klare Lebensweisheit, Erfahrungssätze in so naiver, ursprünglicher Form, daß die Lectüre solcher Sammlungen nicht allein augenblickliche Unterhaltung, sondern vielmehr Anregung und Belehrung gewährt. Zu der Sammlung derartiger Sprichwörter, welche vor einigen Jahren unter dem Titel „Wie das Volk spricht“ in Stuttgart erschien, hat sich kürzlich ein Büchlein gesellt, welches so recht dem Volke abgelauscht hat, wie es seinen Stimmungen in sentenziöser Weise Luft macht; es ist das oben genannte von dem Pseudonym Karl Eichwald. Diesem Sammler muß jedenfalls in noch höherem Grade das Lob des Fleißes zu Theil werden, als jenem des „Wie das Volk spricht“, denn während Edmund Hoefer aus allen Theilen Deutschlands 862 solcher Redensarten zusammenbrachte, findet sich bei Karl Eichwald, der doch nur unser Niedersachsen durchforschte, die Anzahl bis auf 2096 gesteigert. Freilich ist das denn auch, wie wir erfuhren, die Frucht mehrjährigen stillemsigen Wirkens, das jetzt auch hoffentlich nicht unbelohnt bleibt. Ein Glossar ist dem Büchlein beigegeben, was allerdings nothwendig war, da sonst manches Wort unverständlich bleiben mußte, wenigstens nach Mittel- und Süddeutschland hin.

— * Auf der Wartburg sind jetzt die Gemächer der Großherzogin in der Kemnate vollendet. Der Dichter Scheffel, jetzt Custos der auf der Burg befindlichen Bibliothek, arbeitet an einem Roman, der betitelt ist „Leben des Landgrafen Hermann I. und seine Zeit“ und ein Bild des sang- und sagenreichen dreizehnten Jahrhunderts im Thüringer Lande geben soll.

— * Bonn beging am 16. October ein seltenes Fest, das Jubiläum des großen Philologen Friedrich Gottlieb Welcker und seiner vor fünfzig Jahren erfolgten Ernennung zum ordentlichen Professor der griechischen Literatur und Archäologie. Welcker war der Sohn eines Pfarrers und am 4. November 1784 zu Grünberg in Hessen geboren. Er wurde vom Vater selbst erzogen und kam 1801 auf die Universität Gießen. 1803 nahm er eine ihm angetragene Stelle als Lehrer an dem Gießener Gymnasium an, empfing bald darauf von der philosophischen Fakultät die Doctorwürde und hielt dann auch an der Universität Vorlesungen, besonders über Exegese des alten Testamentes. Nicht sehr lange jedoch verharrte er in dieser Stellung. Die Sehnsucht, seine reiche Kenntniß des Alterthums durch die Anschauung der Kunstschätze Italiens zu beleben, steigerte sich in ihm von Tage zu Tage; im Jahre 1806 wurde ihm ein längerer Urlaub gewährt, und er eilte nach Rom. Hier lebte damals Wilhelm von Humboldt als preußischer Minister-Resident und vereinigte alle höher strebenden Fremden um sich; besonders nah schloß sich ihm Welcker an. Die Verwandtschaft der wissenschaftlichen Bestrebungen und die gemeinsame Begeisterung für das Alterthum knüpften zwischen dem älteren und dem jüngeren Manne ein enges Band, das, wie der kürzlich von Haym herausgegebene, bis zu Humboldt's Tode fortgeführte Briefwechsel bekundet, die Zeit ihres römischen Zusammenlebens überdauerte. Reich erfüllt mit dem in Rom Gewonnenen kehrte Welcker 1808 in die Heimath zurück und verfolgte von nun an unausgesetzt und mit dem glücklichsten Erfolge das Bestreben, jene Vereinigung zwischen der Erkenntniß der antiken Poesie und der der antiken Kunst, deren Fruchtbarkeit ihm durch die Reise zu hellem Bewußtsein gekommen war, allgemein in Wort und Schrift zur Geltung zu bringen. — 1809 wurde er ordentlicher Professor in Gießen, trat 1814 in das Corps der hessischen Freiwilligen und machte den Feldzug in Frankreich mit, folgte 1816 einem Ruf nach Göttingen und wurde 1819 Professor in Bonn. In die Bonner Periode fällt der wichtigste Theil seiner literarischen Thätigkeit, die Werke „Die äschyleische Trilogie Prometheus“, „Der epische Cyklus“, „Die griechischen Tragödien“, „Die griechische Götterlehre.“ 1819 und 1832 wurde er in die Demagogen-Untersuchung verwickelt, aber freigesprochen, machte in den Jahren 1841 bis 1843 eine Reise nach Italien, Griechenland und dem Orient und nahm an der deutschen Bewegung seit 1848 lebhaften Antheil. — Die Verehrung für den Jubilar fand in Gelegenheitsschriften und durch Absendung von Deputationen mehrerer Universitäten und Akademieen, auch des Herzogs von Koburg ihren Ausdruck. Das Fest schloß mit einem Mahl im „Stern“, bei welchem auch der alte Arndt zugegen war und der Zeit gedachte, wo Welcker die Waffen für das Vaterland getragen.

— * Im Schwanthaler-Museum zu München ist eine in Gyps gegossene Arbeit des großen Meisters zum Verkauf ausgestellt, die von hoher Schönheit ist: Philoktet, liegend am Boden und stöhnend unter dem Schmerz, den ihm die Wunde am Fuß verursacht. Diese Statuette, wenn man sie so nennen darf, ist ein Unicum, denn sie existirt nur in diesem einzigen Abgusse. Alle Vorzüge des genialen Künstlers finden sich hier vereinigt, und da der Käufer auch das Eigenthumsrecht der Vervielfältigung erwirbt, so dürfte der Erwerbung dieses Kunstwerks die darauf verwandten Kosten reichlich lohnen.

— * Am 16. October wurde zu Freiburg an der Unstrut das Denkmal eingeweiht, welches die deutschen Turner dem alten Jahn errichtet haben. Die Vereine von Leipzig, Berlin, Stettin und Magdeburg waren durch Deputationen vertreten, viele Studenten der nahen Universitäten anwesend. Nach einem Frühstück im Rathskeller begab sich der Zug vom Hause Jahns nach dem Kirchhofe, wo ein Leipziger Turner redete. Das sodann enthüllte Denkmal ist eine überlebensgroße Büste in Bronze auf einem sechs Fuß hohen Postamente von polirtem rothem Granit. Der Stein trägt die Inschrift: Friedrich Ludwig Jahn, geb. d. 11. Aug. 1778, gest. d. 15. Oct. 1852. — Seinem Andenken die Deutschen Turner. — Spr. Sal. 10 v. 7. Der vom Wetter begünstigten Feier folgte ein Festessen, bei welchem unt. And. Maßmann redete. Ein Schreiben von Ernst Moritz Arndt ward verlesen, in welchem derselbe bedauerte, der an ihn ergangenen Einladung nicht folgen zu können. Die bejahrte Wittwe Jahns wohnte dem Feste bei.

— * Es ist nicht uninteressant, jetzt die kritische Besprechung wieder zu lesen, welche die „allgemeine deutsche Bibliothek“ den „Räubern“ von Schiller angedeihen ließ, als dieselben im Druck erschienen. Jene Kritik findet sich in der Bibliothek Band 49, Stück 1, Seite 127 und lautet so: „Die Räuber, ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781. 14 Bogen in 8. Ein erschreckliches Gemälde des bejammernswürdigsten menschlichen Elendes, der tiefsten Verirrung, des schrecklichsten Lasters — Menschen dargestellt, die voll Kraft zu bessern Dingen geboren, hinabgesunken, nicht mehr an Würde der Menschheit zu glauben, durch

eine Reihe von Verführungen, ach! und von unglücklichen Schicksalen dahin gestoßen werden, tollkühn und verzweifelnd dem Abgrunde entgegen zu eilen. So erschütternd dies Gemälde ist, Schlag auf Schlag, Abscheulichkeit auf Abscheulichkeit; so wenig es zu wünschen seyn mag, daß man sein Herz an den Anblick dieser gräßlichen Scenen gewöhne; so untauglich dies Stück vielleicht zu einer Vorstellung auf dem Theater ist; so wohl (wir müssen es gestehen) ist es gezeichnet, so stark ausgemalt; so lebhaft ist das Colorit, so äußerst fein auch hin und wieder ausgearbeitet und nüancirt. Gewiß ist der Verfasser kein gemeiner Kopf. — Aber wer würde das aus der langweiligen schleppenden Vorrede ahnden? Die Charaktere der Räuber sind, unserm Gefühle nach, meisterhaft bearbeitet. Franz hingegen (das wollen wir zur Ehre der Menschheit hoffen) ist ein Geschöpf, wie es deren nie gegeben hat. So ganz von Grunde aus verderbt, vergiftet, ohne daß man weiß woher; in dem Schooße des besten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten, ohne je etwas erfahren zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenschaft anzünden könnte; blos aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr seyn will, ein so eingefleischter Teufel! — Nein! das ist nicht möglich!"

Einladung

zu einer

Alexander von Humboldt-Stiftung

für

Naturforschung und Reisen.

Wenn in den Jahrhunderten nur vereinzelte Männer erstehen, welche wie Aristoteles, wie Leibniz, forschend und vereinigend, die vielseitige Wissenschaft ihrer Zeit in sich darstellen: so gehört Alexander von Humboldt, kühn und sorgfältig, tiefblickend und umfassend, gedankenreich und lichtvoll, unter diese wenigen, mächtigen Geister der Menschheit, ein Stolz und eine Freude der Zeitgenossen auf beiden Halbkugeln der Erde. In den Wissenschaften stirbt nicht was er anregte; es geht durch eigene Kraft zeugend weiter. Aber seine Stelle im Leben ist leer geworden und jene helfende, immer bereite Liebe, jener unermüdliche, fördernde Eifer, welche aufstrebende, wissenschaftliche Kräfte jedes Landes bei ihm fanden, sind hingeschieden. Niemand vermag solchen Beistand mit dem Erfolg Alexanders von Humboldt zu leisten; dennoch ist es ein natürlicher Wunsch dieser edlen Seite seiner großen Wirksamkeit in einer Stiftung auch über sein Leben hinaus Dauer zu schaffen.

Es ist daher die Absicht, unter dem Namen der Humboldt-Stiftung eine Stiftung des Dankes zu gründen, welche bestimmt ist, hervortretenden Talenten, wo sie sich finden mögen, in allen den Richtungen, in welchen Alexander von Humboldt seine wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete, namentlich zu naturwissenschaftlichen Arbeiten und größeren Reisen Unterstützung zu gewähren. Es wird dabei vorgeschlagen, der wissenschaftlichen Körperschaft, welcher er seit fast 60 Jahren und bis zu seinem Lebensende thätig und treu angehörte, welche noch wenig Wochen vor seinem Tode sein belebendes Wort in einer ihrer Sitzungen vernahm, der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die Bestimmung über die Verwendung anzuvertrauen. Sie hat sich auf eine Anfrage bereit erklärt, nach Maßgabe des zusammenkommenden Kapitals das Statut der Stiftung zu entwerfen, in Gemeinschaft mit dem Comité festzustellen, und für würdige Verleihung an schon erprobte oder hoffnungsreiche Talente Sorge zu tragen.

Indem wir einen solchen Zweck verfolgen, kennen wir die durch die Zeitläufte verdoppelten Schwierigkeiten. Aber wir scheuen uns nicht, in kriegsbewegten Tagen getrost die ewige Friedensaufgabe der völkerverbindenden Wissenschaft fortzusetzen. Es gilt dem dankbaren Gedächtniß Alexanders von Humboldt, und darum scheint es kein unmöglicher Gedanken, die Fürsten die ihn ehrten, die Genossen des Standes, welchem er durch die Geburt angehörte, die wissenschaftlich Gebildeten, die ihn bewundern, die Gelehrten, die sein centraler Geist an sich fesselte, die Kreise des Handels und der Gewerbe, denen seine Forschungen wie seine Verbindungen zu Gute kamen, die hervorragenden Männer in den europäischen Kulturvölkern, in welchen er schaffte, sowie in den Ländern beider Welten, welche er wissenschaftlich aufschloß und auf eine Zukunft hinwies, zu einem lebenden Denkmal seines Namens, das für die Wissenschaft wirkend von Geschlecht zu Geschlecht gehe, thätig zu vereinigen.

In diesem Sinne erlauben wir uns zu einer Sammlung für die Humboldt-Stiftung einzuladen. Wir bitten die betreffenden Summen an das Banquierhaus Mendelssohn und Comp. in Berlin einzusenden. Auch sind die Unterzeichneten bereit Beiträge in Empfang zu nehmen und dahin abzuliefern. Das gesammelte Kapital wird mit pupillarischer Sicherheit belegt und die Zinsen sollen zu obigen Zwecken verwandt werden. Nach einem halben Jahre werden wir öffentlichen Bericht erstatten.

So empfehlen wir denn voll Vertrauen ein Unternehmen das bis in ferne Zeiten in Alexanders von Humboldt Sinn wirken und seinen Namen bezeugen soll, der thätigen Fürsorge aller derer, welche in Wahrheit die Größe des Dahingeschiedenen dankbar erkennen.

Berlin, den 28. Juni 1859.

Das Comité der Alexander von Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen.

Abeken, Geh. Legationsrath.
von Bethmann-Hollweg, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-angelegenheiten.
von Bergh, Oberst und Chef des Generalstabs des Garde-Corps.
Boeckh, Geh. Reg.-Rath. u. Professor, Secretär der Akadem. der Wissenschaften.
E. du Bois-Reymond, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
Freiherr von Bunsen, Wirkl. Geh. Rath.
Dove, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Stellvertretender Vorsitzender des Comité's.
Ehrenberg, Professor, Secretär der Akademie der Wissenschaften.
Encke, Professor und Director der Sternwarte, Secretär der Akademie der Wissenschaften.
Flottwell, Staatsminister.
Haupt, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Stellvertretender Schriftführer des Comité's.
Krausnick, Geh. Ober-Regierungsrath und Oberbürgermeister von Berlin.
Lepsius, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
G. Magnus, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Vorsitzender des Comité's.
A. Mendelssohn, Geh. Commerzienrath, Schatzmeister des Comité's.
Fürst W. Radziwill.
L. Reichenheim, Commerzienrath.
C. Ritter, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
Stüler, Geh. Oberbaurath.
Trendelenburg, Secretär der Akademie der Wissenschaften, Schriftführer des Comité's.
Virchow, Professor.
Wagner, königlich schwedischer und norwegischer Consul.
von Willisen, General-Lieutenant und Oberstallmeister.

Die vorstehende Einladung ist von dem Berliner Comité auch hieher mitgetheilt und dabei der Wunsch ausgesprochen worden, daß, wie in andern Städten, in Bremen die Sache der Humboldt-Stiftung ein reges Interesse finden und für die Sammlung von Beiträgen ein geeigneter Mittelpunkt sich bilden möge.

Zu diesem Behufe sind die Untenbenannten zu einem Bremischen Zweig-Comité für die Alexander von Humboldt-Stiftung zusammengetreten, überzeugt daß die Bürger Bremens es sich zur Ehre und zur Freude anrechnen werden, ihre Theilnahme an diesem schönen und nationalen Unternehmen auf eine des dadurch gefeierten großen Namens und unserer Stadt würdige Weise bethätigen zu können.

Die Sache bedarf keiner weiteren Befürwortung. Der Gedanke einer Stiftung, welche bestimmt ist noch in späten Zeiten die dankbare Pietät Deutschlands gegen einen seiner größesten Männer zu bezeugen und im Geiste Alexanders von Humboldt der Wissenschaft zu dienen, wird überall, wo man deutsche Bildung ehrt, für sich selber reden.

Zur Entgegennahme von Gaben für die Humboldt-Stiftung ist jeder von den Unterzeichneten bereit. Ueber das Ergebniß der Sammlung wird seiner Zeit das Erforderliche veröffentlicht werden.

Bremen, im October 1859.

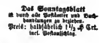
Das Zweig-Comité für die Alexander von Humboldt-Stiftung.

J. C. Asendorpf. Dr. **Fr. Buchenau.** Consul **L. Delius.** Senator Dr. **Dunandt.** Bürgermeister **Duckwitz.** Dr. **Gustav Focke.** Richter Dr. **Focke.** **J. G. Geerken.** Senator **Gildemeister.** Professor **Grunenhorst.** Syndicus Dr. **Gröning.** Dr. **G. Hartlaub.** **J. D. Helmken.** Professor Dr. **Hertzberg.** Senator Dr. **Kottmeier.** Senator Dr. **Lürman.** Pastor Dr. **Mallet.** Consul **H. H. Meier.** Pastor Dr. **Merkel.** Professor **Motz.** **Chr. L. H. Mummy.** Professor Dr. **Scherk.** **Christian Schmidt.** Dr. **Sonnenburg.** **Hermann Stuhlknecht.** Dr. **Adolf Tarstrick.** **J. H. Weyland.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hulfllleestraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.


Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1 1/2 ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 44. Bremen, 30. October. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Der Urbanstag

im fränkischen Volksbrauch und Volksglauben.

Ob St. Urbanstag in dem weingesegneten Frankenlande noch immer in der alten Kraft und Bedeutsamkeit besteht und mit mildem Sonnenschein und warmer Witterung ein gutes Weinjahe nicht nur verspricht, sondern auch verbürgt, vermögen wir allerdings mit voller Gewißheit nicht zu sagen. Dürfen wir uns aber auf die diesjährige weingünstige Witterung, welche nicht allein am Urbanstage selbst, sondern auch in der Folgezeit geherrscht hat, berufen und stützen, so möchte das alte Sprichwort;

„Hat Urbanstag schön Sonnenschein,
Verspricht er viel und guten Wein",

als eine wohlbewährte Kalenderregel auch heute noch Ansehen und Beachtung verdienen. Doch dem sei, wie ihm wolle, in früheren Jahren wenigstens stand der Glaube an dieses Wort unwandelbar fest. „Man findet fast im ganzen Jahre keinen Tag, an dem die Alten des Weins halber so viel ersehen, als an eben diesem, da sie St. Urban süe den rechten Weinheiligen gehalten, weßwegen auch sein Bildniß an etlichen Orten herumgetragen wird. Bei heiterm Wetter sind sie mit großem Frohlocken ins Wirthshaus gezogen und haben sich allda mit dem Trunke sehr erfreut, weil sie es für ein gutes Vorzeichen gehalten, daß es ein reiches Weinjahr geben werde. Ist aber Regenwetter eingefallen, so haben sie ihren Weinheiligen in den Brunnen geworfen zum Zeichen, daß die Weinernte mißrathen und man dafür Wasser trinken müsse."

Derselben Prozession, bei welcher also das Bild des heiligen Urban herumgetragen wurde, geschieht auch Erwähnung in einem alten Büchlein: „Von Verbottenen Sogen, Artzneien, Künsten u. s. w. Freyburg im Preisgaw", 1593 von Dr. Jodocus Lorichius herausgegeben. Darin wird nämlich der Urbansfeiee so gedacht: „Am St. Urbanstag sein Bildnuß mit Gesang herumbtragen und dieselb da es regnet in Brunnen werffen, ist ein Gotteslästerlicher Aberglaub." Und noch ausführlicher verbreitet sich des Maximilians von Bayern „Landgebott wieder die Aberglauben, Zauberey, Hexerey und andere sträfliche Teufelskünste", gedr. München 1611, über die volksthümliche Feiee dieses Tages. „Fernereö. heißt es, ist gar ein alte böse Superstition, daß an etlichen Orten der Heiligen Bildtnussen, zu gewissen Zeiten im Jahr, bevorab an jenem Festtag auff der Gassen mit Trumbl und Pfeiffen herumbgetragen, als mit St. Urban durch die Schäffler, und mit St. Loy durch die Schmidt, auch mit anderer Heiligen Bildnussen von andern Handwerchern beschieht, und da es nit schön Wetter, in das Wasser geworfen, also die lieben Heiligen Gottes hiedurch höchlich geunehrt werden, auch noch mehr schimpflicher Proceß dermit fürgeht, daß ein oder zween aus dem Hausen für die Heilige, dermit sie mit in des Waffee geworfen, Porg werden, samb werden sie gewiß schön Wetter hernach bringen, mit dem Wohn und Glauben, es muß nothwendig schön Wetter darauff erfolgen."

Wenn dieses Landgebot die Urbansfeier abgeschafft und beseitigt wissen will, so lag der Grund zu diesem Verbote nicht allein in dem Umstande, daß des Heiligen Bildniß bei unfreundlichem Wetter am Urbanstage in das Wasser geworfen wurbe, obwohl auch dadurch „die lieben Heiligen Gottes höchlich geunehrt werden", sondern vielmehr in dem ganzen Ritus dee Volkslustbarkeit und dem daran geknüpften Glauben. Auch das Herumtragen des Bildes kennzeichnete das Fest als eine alte böse Superstition, als einen gotteslästerlichen Brauch. Und in der That läßt sich in der Urbansfeier der Ueberrest eines alten, mit heidnischen Formen und Bräuchen ausgestatteten Volksfestes nicht verkennen. Das Umtragen des Heiligenbildes und die ihm bei schlechtem Wetter an seinem Festtage zugefügte Wassertaufe sind beides Merkmale und Gebräuche, welche dem alten, auch nach dee Einführung des Christenthums noch lange volksthümlichen Heidenthume entstammen und in dessen Anschauungen ihre Wurzel haben. Denn die Gebräuche und Vorstellungen, welche an den aus der Heidenzeit mit herüber genommenen Thätigkeiten der Jagd, des Ackerbaus, der Viehzucht, des Spinnens u. s. w. hafteten, ließ sich das Volk sobald nicht nehmen. Schon der bekannte Indiculus paganiarum, ein Verzeichniß altheidnischer Gewohnheiten gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts unter Franken aufgezeichnet, die schon zum Christenthume bekehrt neben christlichem auch heidnischen Kultus übten, schon dieses Verzeichniß nennt Götterbilder, welche man durch Felder trug. Und Jacob Grimm macht ganz besonders auf das feierliche Umtragen und Umführen dieser Götterbilder aufmerksam als einen wesentlichen Bestandtheil des heidnischen Kultus. „Nicht bloß an einer Stelle sollte die Gottheit weilen, sondern sich von Zeit zu Zeit den ganzen Umkreis des Landes vergegenwärtigen. So fuhr Nerthus einher und Berecynthie, so zog Fro im Frühling aus, so wurde das heilige Schiff, der heilige Pflug umgeführt. Einholen des Sommers oder Mais, Austragen des Winters oder Todes beruhen auf gleicher Vorstellung. Holda, Berhte und alle ähnlichen Wesen halten zu bestimmter Jahreszeit ihren Umgang, den Heiden zur Freude, den Christen zum Schrecken; selbst Wuotans Hereszug kann so aufgefaßt werden. Nach der Bekehrung gestattete auch die Kirche solche Umzüge fortwährend, nur daß ein Marienbild oder Heiligenbilder getragen wurden, namentlich wann Dürre, Miswachs, Seuche oder Krieg ausgebrochen war, um Regen, Fruchtbarkeit der Aecker, Genesung und Sieg zurückzuführen; selbst einer Feuersbrunst trug man heilige Bilder entgegen."

Eine solche Bedeutung hat nun auch unser Urbansfest gehabt. Es war ein Umzug mit dem Bilde des Heiligen, dee als Patron des Weins und der Winzer mit Weinstock und Traube abgebildet wurde, veranstaltet und abgehalten, um des Heiligen Schutz und Segen für

das Gedeihen des Weinstocks zu gewinnen. Natürlich ist auch hier an die Stelle eines alten Götterbildes St. Urban's Bildniß getreten, das diesem Umgange durch oder um die Rebenhügel eben so wenig fehlen durfte, als anderen Flurzügen um Saatfelder das Bild oder ein Symbol der Gottheit abging. Geht nun auch dieser Festzug der fränkischen Winzer in seinem Ursprunge nicht unmittelbar bis in die Zeit des Heidenthums zurück, da der Weinbau in jener frühen Zeit im Frankenlande kaum gepflegt wurde, so ist derselbe doch mit allen den Gewohnheiten und Ceremonien ausgestattet worden, welche dem Volke aus dem alten, lieben Heidenthume noch gegenwärtig auch bei andern derartigen Gebräuchen üblich waren und dem Zwecke einer solchen Prozession nothwendig und förderlich schienen.

Einige Beispiele von Prozessionen dieser Art aus andern Gegenden, die sich als Sagen erhalten haben, werden das Umtragen der Heiligenbilder als einen ursprünglich heidnischen Kultus uns noch näher rücken und außer allem Zweifel stellen. So wurde auf Helgoland ein christlich umgetauftes Götzenbild feierlich umgeführt. Müllenhoff in seinen Sagen erzählt: „Als das Christenthum eingeführt ward, taufte man ein altes kleines Götzenbild zum heiligen Tynlbies oder Tyntens um, weil es immer der Fischerei günstig gewesen war. Eines Jahres aber, da die Heringe lange ausblieben, beschloß man das Bild dreimal um die Insel zu tragen. Bei der Gelegenheit unterstanden sich einige Muthwillige es zu prügeln; und seit der Zeit ist niemals wieder ein Hering nach der Insel gekommen.“ Dazu aus einer alten Handschrift vom Jahre 1699 noch folgende Mittheilung: „St. Girls auf Helgoland ist ein kleiner Gott, welcher die Fischerei hat segnen müssen, wovon sein Bildniß hierselbst bis auf den heutigen Tag noch zu sehen. Welcher Gestalt die Anbetung geschehen, davon ist gegenwärtig nichts vorhanden, als daß sie dies Ebenbild gegen den Frühling mit Prozession auf dem Lande herumgetragen und nachgehends auf seine heilige Stete auf einen Berg geführet, allwo die Verehrung beschlossen im Bedrohen, falls sie seinen Segen nicht verspüren würden, von ihnen bestraft werden sollte. Der Berg ist noch bis auf diese Stunde und hat seinen Namen St. Girtsberg erhalten.“ Und Wolf erzählt in den niederländischen Sagen von einem Marienbild: „In dem Dorfe Hackendover bei Tirlemont ist ein wunderthätiges Muttergottesbild. Dieses wird jährlich in feierlicher Prozession herumgeführt, gefolgt von den Landleuten zu Pferde, die bei jedem Anhalten des Zuges ihre Büchsen abfeuern. An der Kirche angekommen, machen sie auf den Pferden in großem Zirkel und im schnellsten Trabe dreimal die Runde um dieselbe und schonen dabei weder Saat noch Ernte. Dieß thut jedoch den Aeckern keinen Schaden, im Gegentheil, je mehr sie mit der darauf stehenden Frucht zertreten sind, desto reichlicher fällt die Ernte aus. Ein Bauer, welcher sich eines Tages widersetzte und das Herumtraben auf seinem Felde nicht zugeben wollte, fand sogar alle Aehren leer und kein Korn darin. Einmal aber geschah es, daß sehr schlechtes Wetter an dem Tage war, wo die Prozession umziehen sollte und darum unterließ man dieselbe. Da ist aber die heilige Mutter von ihrem Altare heruntergestiegen und allein die Prozession gegangen, so daß man sie am andern Morgen bis an die Knie mit Koth beschmutzt auf ihrer gewöhnlichen Stelle wiederfand.“ Endlich möge noch das sogenannte „Haberössel“ in dem fränkischen Dörfchen Schnett hier eine Erwähnung finden und aus seiner Verborgenheit ein wenig hervortreten. In diesem Dörfchen, am Südabhange des Thüringer Waldes im Herzogthum Meiningen gelegen und an der obern Wand des hohen Simmetsberges erbaut, stand eine dem heiligen Oswald geweihte Kapelle. Das Bild des Heiligen, welches sich noch in der letztern Zeit bei einem Einwohner befunden haben soll, wurde von Zeit zu Zeit in Flurumgängen um und durch die Felder getragen, um günstige Witterung und Segen den Feldern zu verleihen. Da aber die Schnetter auf ihren Höhen nur Hafer vormals bauen konnten, so vermochte der Heilige auch nur Hafer zu segnen und erhielt daher den Namen Haberössel (Hafer-Oswald). Also auch hier dieselbe Ceremonie, zwar christlich umgetauft und auf einen Heiligen übertragen, aber in dem altheidnischen Sinne beibehalten und als eine alte, von den Urvätern ererbte Gewohnheit treu bewahrt und bis in die jüngste Zeit herab fortgeführt.

Einen andern Ritus der Urbansfeier erwähnt Johann Boemus, etwa in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebend und von seinem Geburtsorte Aub in Franken auch Aubanus genannt. Dieser erzählt, daß die fränkischen Winzer am Urbanstage die Statue des Heiligen auf offenem Markte oder sonst an einem öffentlichen Platze auf einen Tisch stellten, der mit einem Tuche bedeckt und mit Laub und duftenden Blumen bestreut war. War der Tag schön und klar, dann wurde das bekränzte Bild reichlich mit Wein übergossen, war das Wetter aber rauh und regnerisch, dann bewarf man sie mit Koth und Schmutz und begoß sie mit schmutzigem Wasser. Denn sie hatten die Ueberzeugung, daß unter der günstigen oder ungünstigen Witterung dieses Tages entweder eine reiche oder eine kärgliche Weinernte erblühe.

Auch hier bei dieser Verehrung oder Verunehrung des Heiligen können wir über deren Abstammung nicht wohl im Zweifel sein, sie ist durchaus heidnisch gefaßt und beruht auf heidnischen Erinnerungen. Nah verwandt dieser Ceremonie ist ein ehemaliger Johannisbrauch in Leipzig. Dort war es bis zum Jahre 1786 Sitte, bei dem neben der Johanniskirche gelegenen Hospitale ein kleines hölzernes Männchen schön geputzt auszustellen, neben dem eine Vase mit Blumen stand. Der Aberglaube betrachtete dieses Johannis-Männchen als das Palladium der Stadt, welches Seuchen, Feuerschäden, Blitz und andere Unfälle abzuhalten im Stande sei. Und in Utrecht pflegte man am Tage Pauli Bekehrung (25. Januar) eine aus Stroh gemachte Puppe, den Paulus, in einem Winkel beim Herde, auf dem man Kuchen buck, aufgestellt mit Butterkuchen gleichsam zu obrseigen (quasi colaphizont, sagt der Berichterstatter), wenn nämlich der Tag heiter und regenlos war; war aber der Tag regnerisch, so nahmen sie die Strohpuppe von ihrem Platze am Herde, trugen sie an ein Wasser und warfen sie hinein.

Besondere Berühmtheit scheint aber der sogenannte **Urbansritt** in Nürnberg gehabt zu haben. Das Urbanreiten ging in folgender Ordnung vor sich. Den Zug eröffnete ein Stadtknecht in schwarzem Unterkleid und roth und weißem Ueberwurfe. Diesem folgten einige Musikanten mit Sackpfeifen und Schalmeien, hinter diesen kam ein Mann mit rothem Rock, welcher ein mit kleinen Spiegeln und Gläschen behangenes Fichtenbäumchen trug. Unmittelbar nach diesem folgte auf einem mageren Schimmel der durch einen Weinausrufer dargestellte Urban selbst. Er war angethan mit einem rothen bunt bemalten Kleide und einer rothen Kappe, mit Federn von mancherlei Farbe bestreut. In der rechten Hand hatte er ein Glas mit einem Blumenstrauß und ahmte unter Juchelrufen die Bewegungen eines Betrunkenen nach. Auf der einen Seite ging ein Mann mit einem silbernen Becher, aus welchem der Urban zuweilen trank oder auch seinen Bekannten, die ihm auf seinem Zuge aufstießen, zu trinken gab. Auf der andern Seite ging eine Magd mit einem Tragkorbe voll kleiner Spiegel und Gläschen, die er entweder an Erwachsene verkaufte oder an die nachlaufenden Kinder verschenkte. Der Eigenthümer des Schimmels ging mit einem Büschel Heu neben demselben her und ließ ihn zuweilen davon fressen. Hinter dem Urban schlossen zwei Männer in rothen Schenkröcken und rothen Hüten auf dem Kopfe den Zug; jeder trug einen Stock auf der Achsel, an welchem eine große Flasche hing, in welche sie den von den Wirthen als Geschenk erhaltenen Wein gossen. Der Zug hielt vor jeder Weinschenke still, und der Besitzer beschenkte den Urban und dessen Begleiter mit Wein und Geld. Unter Begleitung einer Menge Volks bewegte sich der Zug durch die Straßen der Stadt; Erwachsene und Kinder schrieen von Zeit zu Zeit: **Urban, du mußt in Trog! Urban, du mußt in Trog!** Dieser Zuruf beruhte auf dem Aberglauben, daß wenn es am Tage des Urbans regnete,

es kein gutes Weinjahr geben würde, weßhalb dann der arme Urban des Abends nach beendigtem Umzug in einen mit Wasser gefüllten Trog geworfen wurde. Dieses geschah aber bei guter Witterung nicht, und man sah einem gesegneten Herbst entgegen. Ein fröhlicher Schmauß, wobei sich der Urban mit seinen Begleitern gütlich that, machte gewöhnlich den Beschluß dieser Volkslustbarkeit.

Eine Illustration zu dieser Schilderung giebt eine calorirte Handzeichnung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, gegenwärtig im Besitze des germanischen Museums in Nürnberg. Diese stellt den Urbansritt ohne Zweifel nach unmittelbarer Anschauung so dar. »Die Hauptfigur des nicht großen Zuges bildet ein berittener Mann in rothen Kleidern mit weißem Ueberwurfe, auf welchem grüne Weinblätter und Trauben als Schmuck eingewebt erscheinen, und einer päpstlichen dreifachen Krone auf dem Haupte, deren Grund ebenfalls weiß und grün verziert ist. In der rechten Hand hält er ein gläsernes Gefäß von etwas seltsamer Gestalt empor, das zur Hälfte roth bemalt ist, ohne Zweifel um anzudeuten, daß es mit Wein gefüllt sei. Unmittelbar vor dem Pferde geht ein Mann in schwarzer Kleidung mit rothem Ueberwurfe und eben solcher Mütze, welcher einen grünen Baum mit Früchten trägt. Vor diesem schreitet ein Mann, wie es scheint ein Stadtknecht, mit roth und weiß getheiltem Ueberwurf und mit einer kurzen Peitsche in der Hand. Die Ersten im Zuge sind ein paar Musikanten, von denen der eine auf der Schalmei, der andere auf der Sackpfeife bläst. Hinter dem Pferde schreitet ein Mann, wie der Träger des Baums gekleidet, mit einem Gefäße in Art einer Feldflasche und einem halbgefüllten Sacke, wie es scheint, auf dem Rücken. Umher bewegen sich zuschauende Personen. Im Hintergrunde sind die Häuser eines freien Platzes abgebildet; aus denen sich jedoch auf einen bestimmten Ort schwerlich noch dürfte schließen lassen. Auf der Rückseite des Blattes findet sich von späterer Hand aufgeschrieben: **Urbanifest zu Nürnberg Ao. 1625 abgeschafft.**

Aus dieser Bemerkung erfahren wir also mit Bestimmtheit die Todeszeit des alten Volksfestes, in welchem wir gleichfalls ein altes, auf heidnischen Grundlagen errichtetes Winzerfest erkennen. Unbedenklich erklären wir daher den Urbansritt als einen symbolischen Festzug, welcher den in das Land einziehenden oder einreitenden und den Weinbau segnenden Jahresgott darstellen sollte; eine Auffassung und Symbolik, welche dem Wesen des germanischen Heidenthums vollkommen entspricht und in den vormals zur Frühlings-, Sommer- und Julizeit üblichen Festaufzügen ihre Vorbilder hatte. Die Umzüge der Götter, welche jene Festaufzüge zum Theil darstellen sollten, erscheinen nach dem heidnischen Volksglauben zunächst nur als deren Handlungen, denen aber die Menschen auch ihrerseits durch gottesdienstliche Handlungen und Verrichtungen gläubig begegneten. Den Wagen der Nerthus, welcher gleich dem verhüllten Wagen des Freyr in das Land einzog, schirrte der Priester und begleitete die Göttin, das Volk aber schmückte sich und Haus und Hof, die Göttin festlich zu empfangen und frohe Tage frei von Krieg und Arbeit zu verleben. Schon dieser Einzug der Nerthus, wie ihn Tacitus beschreibt, war eine Schaustellung, welche die im Frühling erwachte Natur, die aus der Wintergefangenschaft der Riesen befreite und zu den Menschen zurückkehrende Erdmutter symbolisch darstellen und vorführen sollte. Das Volk zog ihrem Wagen feierlich entgegen, wie es beim spätern Sommerempfang den Maiwagen, der davon übrig ist, festlich aus dem Walde in die Stadt einholte. Nach der Einführung des Christenthums, wo solche Jahrzeitfeste unter der Nachwirkung des Heidenthums fortdauerten, zugleich aber auch unter der Einwirkung der neuen Lehre und der damit verbundenen Kultur gewissermaßen erneuert und aus sich selbst wiedergeboren wurden, nahm dieser Antheil des Volks nicht sowohl ab als vielmehr zu. Das Volk stellte selbst die einziehenden Götter sichtbar dar und übernahm die Rolle und das Amt der Priester. Solche Aufzüge kamen bei verschiedenen alten Volksfesten vor, und hat sich auch die Idee und gottesdienstliche Bedeutung, auf der sie beruhten, nach und nach verflüchtigt und dem Bewußtsein entzogen, die Sitte besteht dennoch bis auf den heutigen Tag in einzelnen Volksgebräuchen noch fort und selbst die Vermummungen, welche dem Carneval zugefallen und verblieben sind, haben in denselben Aufzügen ihren Ursprung zu suchen.

Wir haben schon oben einen Volksgebrauch aus Utrecht, am Paulstage üblich, mit einer fränkischen Urbanssitte zusammengestellt; auch dem Nürnberger Urbansritte läßt sich ein Paulsritt zur Seite stellen, der in Gammwege bei Gewardsbergen in Belgien gleichfalls am Pauli Bekehrungstage noch bis zum Jahre 1794 ausgeführt und abgehalten wurde. In dieser Stadt soll nämlich einmal eine große Seuche unter Menschen und Vieh ausgebrochen sein. Am Tage der Bekehrung St. Pauli erschien ein Mann in weißem Obergewand zu Roß in Gammwege und ritt, kleine weiße Küchelchen vertheilend, durch die Straßen und in der ganzen Umgegend herum, indem er die Leute anwies dieselben dem Viehe zu geben. Sie thaten es und die Seuche verschwand. Ein frommer Hirt belehrte die Bauern, das sei St. Paulus, des Dorfes Patron, gewesen, der habe ihn gelehrt die Küchelchen zu machen, und jedes Jahr müsse zum Andenken an seine Erscheinung ein Mann gleich dem Heiligen weiß gekleidet herumreiten und diese Küchelchen vertheilen. Dieß geschah, und der Mann warf sie dem Volke mit den Worten zu: »Salz, ich werfe dich mit der Hand, die Gott mir gegeben hat.« Die Landleute sammelten diese Küchelchen aufs sorgfältigste und gaben sie dem Viehe. Einige Tage vor dem Feste wurde von dem ganzen Dorfe in Gegenwart des Pfarrers das Recht neu befestigt, den heiligen Paul vorstellen zu dürfen. Derjenige, welchem dieser Umritt zufiel, hatte nie Viehkrankheiten zu fürchten.

Von der Vorstellung, daß die Gottheit zu gewissen Zeiten sowohl die Fluren als auch die Rebgelände durchziehend das Gedeihen der Früchte und der Rebstöcke segnend fördere, scheint hier und da in Volkssagen ein Nachklang erhalten zu sein. So heißt es im Elsaß vom Schellenmännlein zu Ettendorf: »Zur Zeit der Rebenblüthe hört man oft in der warmen Sommernacht auf den Ettendorfer Hügeln ein Klingen, bald leiser, bald lauter. Es rührt vom Schellenmännlein her, das mit hellen Silberglöcklein durch die Rebgelände wandelt und guten Wein verheißt. Man hat es wohl auch schon gesehen, wie es an eine Weinlaube gelehnt eine Traube in der Hand hielt und sie in eine Schale preßte. Geräth der Wein nicht, so hört man nur ein seltenes, leises Klingen und das Schellenmännlein sitzt mit leerer Hand und trauriger Miene auf dem Raine und blickt die Vorübergehenden schüchtern an.« Und vom Weingeigerlein in Brunnstatt erzählt man: »Wenn die Reben blühen und ihr süßer Duft alles rings umher erquickt und ein günstiger Herbst kommen soll, so hört man im Brunnstatter Rebhügel des Weingeigerlein (Wigigerle) lustig darauf losfiedeln, dabei auch Gläserklirren und Tanzen im Innern des Berges. Soll es jedoch ein schlechtes Weinjahr geben, so vernimmt man nur manchmal einzelne klagende Saitenklänge und in und um den Hügel her scheint alles öde und traurig.«

Dazu bemerkt Stöber, dem wir beide Sagen verdanken, sehr richtig und treffend: »Den Glauben an Götter, Halbgötter und Heroen hat das Volk offiziell, wenn ich so sagen darf, schon längst aufgegeben; allein noch immer läßt es als ein altes Stücklein Heidenthum zwischen der Gottheit und sich eine Menge von Naturgeistern bestehen, welchen es bald segensreiche, bald verderbliche Kräfte und Einwirkungen zuschreibt. Je nach der eigenthümlichen Beschaffenheit eines Landstriches sind darin bald Berg- und Waldgeister, bald Feld- und Wasserleute, bald alle zumal thätig. Im Elsaß ziehen sich beinahe ohne Unterbrechung Rebgelände längst der Jura- und Wasgaugebirgen hin, in welchen vortreffliche Weine gezogen werden; es ist daher nicht auffallend, wenn das Volk am Gedeihen dieses, in manchen Gegenden einzigen Erwerbszweiges höhere Wesen betheiligte und

dieselben noch jetzt in seiner kindlichen Phantasie, bald im Ernste, bald in scherzhafter Laune, fortleben und fortwirken läßt.“

Und gleichen Sinn und gleichen Entstehungsgrund geben wir auch der Urbansfeier im Frankenlande. Alles deutet an diesem vormaligen Volks- und Winzerfeste auf einen alten Gott hin, der den Weinbau in derselben Weise schirmte und segnete, wie den Feldbau und dessen Erzeugnisse Wuotan in seiner Obhut hatte, und wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir das Urbansfest auf Erinnerungen an eben diesen Jahresgott zurückführen, dessen segnendes Walten nicht allein die Saatfelder, sondern in Weingegenden auch die Rebenpflanzungen umfaßte. Bringen doch Sprichwörter St. Urbanstag auch mit der Kornernte in Verbindung und Zusammenhang, so daß er hier und da nicht minder für das Gedeihen der Feldfrüchte wie für den Wein Lostag gewesen zu sein scheint. So heißt es: „Auf St. Urban ist's Korn weder gerathen noch verdorben“, oder: „Dankt St. Urban dem Herrn, er bringt dem Getraide den Kern.“ Auf den echt heidnischen Zug und Brauch, den Urban zur Strafe dafür, daß er in der Zeit der Weinblüthe Regen und ungünstiges Wetter gesendet, an seinem Festtage in den Trog zu tragen oder mit schmutzigem Wasser zu begießen und mit Koth zu bewerfen, haben wir schon oben aufmerksam gemacht. In ein rein christliches, auf heidnische Gewohnheiten nicht basirtes Fest hätte ein solcher Brauch nicht wohl Eingang finden können.

— I.

---

* Ludwig Spohr.

Am Abend des 22. October starb in Kassel an den Folgen des Schlagflusses nach kurzer Krankheit Ludwig Spohr im Alter von 75 Jahren. In ihm hat die Musik den einen der beiden letzten großen Meister, welche die Glanzzeit der echten deutschen Kunst bis in unsere Tage hinein vertreten haben, verloren. Während Heinrich Marschner, obwohl seines Amtes entlassen, noch in rüstiger Kraft thätig ist, gehört Spohr nun zu der Zahl der Todten, und was er als Violinspieler, als schaffender Tondichter auf den Gebieten der Oper, des Oratoriums, der Orchester-Composition und der Kammermusik gewesen, gehört der Vergangenheit an. Unter den Klängen seiner eigenen Schöpfungen wurde er, dem die jüngere Mitwelt den Ehrentitel eines Altmeisters deutscher Kunst zu geben pflegte, zu Grabe getragen.

Wir möchten gern den Lesern vorerst einen Einblick in das reiche Leben Spohrs vergönnen, dessen Jugend in die herrlichste Periode der deutschen Geistesentwickelung fällt, dessen Geist durch die bedeutendsten Schöpfungen jener Periode herangebildet war und viele derselben in die Oeffentlichkeit einführen half. Es ist aber äußerst schwierig, in der Eile eine auch nur einigermaßen genügende Uebersicht seines Lebens und Schaffens zu geben, da es durchaus an guten Quellen fehlt. Wir sind auf die Wörterbücher der Tonkunst und auf einen sehr mangelhaften und schlecht geschriebenen biographischen Abriß angewiesen, der vor nicht langer Zeit im Druck erschienen ist. Spohr hat, wie er uns im vorigen Jahre mittheilte, selbst seine Biographie geschrieben, die sich in seinem Nachlasse finden und hoffentlich nun durch eine geschickte Hand in die Oeffentlichkeit gelangen wird.

Ludwig Spohr wurde am 5. April 1784 in Braunschweig geboren; — nicht in Seesen, wie man häufig angegeben findet. Zur Zeit der Geburt des Knaben lebte der Vater als Arzt in Braunschweig und wurde erst einige Zeit später nach Seesen versetzt. Er lebte wenn auch nicht im Ueberfluß, doch in angenehmen und behaglichen Verhältnissen, die sich später in Seesen bei Weitem nicht so gut gestalteten, so daß bei wachsender Familie mancherlei Entbehrungen nöthig wurden. Wie willig auch diese von den für das Wohl ihrer Kinder emsig besorgten Eltern getragen wurden, blieb doch immer ein schmerzliches Gefühl in der Brust derselben zurück, wenn sie auf die Kleinen sahen, für deren geistige Ausbildung hier, in dem kleinen Seesen, trotz aller Entbehrungen und Aufopferungen, eine schlechte Aussicht war. Bekümmert blickte Spohr's Vater in die Zukunft, wenn er daran dachte, daß der einzige Weg, seinen Kindern eine Ausbildung geben zu lassen, durch welche sie sich einst eine ehrenvolle, selbständige Stellung gründen könnten, ihm hier abgeschnitten sei, da seine Verhältnisse ihm nicht gestatteten, dieselben nach außerhalb zu senden. Ludwig zeigte als Kind schon solche Vorliebe für die Musik, daß er sich durch ihre Klänge von den kindlichen Spielen abziehen ließ. Besonders das Spiel auf der Violine war es, welches ihn unwiderstehlich fesselte, seine Augen belebte, seinen ganzen Körper in Erregung versetzte. Diese von fremden Personen gemachten Bemerkungen wurden Spohr's Vater mitgetheilt und waren der erste Anlaß, welcher denselben auf jene Geistesrichtung aufmerksam machte, die in dem kleinen Ludwig die vorherrschende war und so innig mit seinem Wesen verwebt schien, daß eine Bekämpfung derselben für den Knaben selbst fürchten ließ, welches dem erfahrenen Arzte, wenn er es gleich nicht gestand, einleuchtend war. Noch mehr bekundete sich dies, als bei Gelegenheit eines Jahrmarktes der Knabe von allen dort ausgestellten Spielereien nichts begehrte, als eine kleine Geige, welche er an einer Bude hängen sah, und nicht nachließ, bis die Mutter seinen Wunsch erfüllte.

Der Vater, welcher ein Vorurtheil gegen die Kunst hegte und den Sohn für das Studium bestimmt hatte, sah die keimende Neigung zur Musik nicht gern, doch erreichte es die Mutter, daß der Knabe wenigstens Unterricht im Violinspiel erhielt; der alte Spohr dachte, Ludwig werde durch diese Vergünstigung angespornt werden, um so fleißiger sich für eine wissenschaftliche Laufbahn vorzubereiten. Der Seesener Rector Riemenschneider war der erste Lehrer des Knaben, der Unterricht dürftig genug. Um das Jahr 1790 oder 1791 ließ sich ein anderer Violinspieler, ein französischer Refugié, Namens Dufour in Seesen nieder; wenngleich ebenfalls kein großes Licht, überragte er doch den Rector Riemenschneider bei weitem. Ludwig erhielt bei ihm Unterricht und zeigte schon im Alter von sieben Jahren ein so eminentes Talent, daß auch der Vater vollständig gewonnen wurde und in die Ausbildung seines Sohnes zum Musiker willigte. Derselbe ward nun nach Braunschweig gegeben und vom Organisten Hartung in der Harmonielehre und im Contrapunkt, außerdem von den Kammermusikern Kunisch, Maucourt und Eck unterrichtet. Sein Talent entwickelte sich rasch und in so bedeutender Weise, daß der Herzog ihn 1799 in seinem fünfzehnten Jahre als Kammermusiker anstellte. Einige Jahre später wollte sein damaliger Lehrer, der berühmte Violinspieler Franz Eck, eine Kunstreise in das Ausland unternehmen, Spohr wünschte ihn zu begleiten, allein seine Mittel reichten nicht hin. Der Herzog, welcher davon unterrichtet wurde, bot sogleich großmüthig seine Unterstützung dazu an; so begleitete Spohr seinen Lehrer auf dessen Reise nach Rußland und erntete mit demselben vereint die vollste Anerkennung seines schönen Talentes. Um das Jahr 1805 war es, als Spohr seine erste selbständige Kunst- und gleichsam Rundreise durch Deutschland unternahm. Der Erfolg war ein allgemeiner und gewaltiger. In einer Recension über sein Auftreten in Leipzig heißt es: „Er gehört ohne allen Zweifel unter die vorzüglichsten, jetzt lebenden Violinspieler, und man würde über das, was er besonders noch in so jungen Jahren, leistet, erstaunen, wenn man vor Entzücken nur zum kalten Erstaunen kommen könnte. — Er gab uns ein großes Concert seiner Composition (D moll) und dies auf Begehren zwei Mal, und ein anderes, ebenfalls von ihm geschrieben (E moll). Wie seine ganze Individualität sich am meisten hinneigt zum Großen und zum sanften Wehmuths-Schwärmenden, so ist auch sein herrliches Spiel. Spohr kann Alles, aber durch jenes reißt er am meisten hin und wirkt wahrhaft bezaubernd auf Herz und Seele.“

Im Jahre 1805 noch wurde Spohr Kapellmeister in Gotha

und fand hier die Muße zu seinen ersten größeren Compositianen. Hier entstonden Concerte für Violine, Quartette und Quintette, dos Orotorium „Dos jüngste Gericht“ und die Oper „Der Zweikampf mit der Geliedten.“ Hier heirathete er bie ausgezeichnete Harfenspielerin Dorotheo Schindler, die hinfort seine Triumphe ouf großen Kunstreisen theilte. Im Jahre 1813 fand Ludwig Spohr in Wien eine Anstellung als Kapellmeister om Theoter an der Wien. Während des Congresses im Jahre 1814 gab er mehrere Concerte und erregte hier im wahren Sinne des Wortes Sensation. Das gonze musikalische Pudliknm Wiens schwärmte für den Meister und riß den weniger musikalisch gebildeten Theil desselben mit sich fort. Es war ein ollgemeines Drängen, Spohr zu sehen, Spohr zu hören. Er wor der Löwe des Tages geworden, und selbst der bis dahin ols unerreichbar gepriesene Violinspieler Rode trat in den Hinlergrund. — In Wien schuf Spohr seine Oper „Faust“ und das Orotorium „Das befreite Deutschland.“

Jetzt zog es den Meister nach Italien, wohin er sich 1817 begab, um nene Lorbeeren einzuernten. Die Zeit von da bis zum Jahre 1824 kann mon als den Höhepunkt Spohrs, namentlich rücksichtlich seiner Triumphe ols Violinvirtuos, dezeichnen. Aus Italien zurückgekehrt, wurde er Kapellmeister in Frankfurt, dessen Theater damals eines der besten in Deutschland war. Doch waren ihm die dortigen Kreise zu eng; er gab 1819 seine Stelle ouf und ging nach Englond, wo er einen bis dahin fast unerhörten Enthusiasmus erregte. Der Androng zu den Concerten, in welchen Spohr spielte, war trotz des selbst für England enormen Eintrittspreises, den bie dortigen Directaren gestellt hatten, ein gewaltiger. Stott sich, wie gewöhnlich bei öfteren Wiederholungen, zu vermindern, steigerte sich derselbe vielmehr in einem solchen Grabe, daß die Räume, bie Zahl der Eintrittskarten Forbernben zu fassen, noch einmal so groß gewesen sein müßten, und mon Tausende mißvergnügt zurückkehren sah, welchen es während der Zeit van Spodr's Concerten nicht gelungen war, sich einen Zuhörerplatz erringen zu können. Der Hof von St. James wetteiferte mit dem Pudlikum den Meister zu ehren: die glänzendsten Anerbietungen wurden ihm zu Theil; mon bot Alles auf, ihn zu vermögen, daß er seinen Wohnsitz fortan in London nehme; aber die Liebe zum Voterlande zog ihn zurück. Er privatisirte hierauf einen Winter in Dresden, welcher Aufenthalt wohl die Anekdote hervorgerufen hat, daß auch Spohr den „Freischütz“ componirt, seine holdvollenbete Oper aber verdrannt habe, als Weber mit seinem Meisterwerke hervortrat. 1822 berief ihn der Kurfürst Wilhelm III. von Hessen als Kapellmeister on sein damals ausgezeichnetes Theater, dem Spohr von da an bis zu seiner Entlassung, also während der zweiten größeren Hälfte seines Lebens, angehört hat.

Diesem Abschnitte verdanken bie vollendetsten Werke des Meisters ihre Entstehung, die Concerte für die Violine, das Nonett, das Dappel-Quartett, bie Symphonie „Die Weihe der Töne“, die Opern „Zemire und Azor“ und „Jessonda.“ Nach monche andere schlossen sich diesen, jedach mit geringerem Erfolge, an; z. B. „Der Berggeist“, „Pietro von Albono“, der „Alchymist“, endlich im Jahre 1845 noch längerer Pause auf Veronlossung des Herrn von Küstner „Die Kreuzfahrer“, bie zuerst in Berlin gegeben wurden; eine Oper, die wesentlich in demselden Stile componirt ist, welche die Anhänger Wagners als einen von ihrem Abgott erfundenen auszugeden lieben. Auf dem Gebiete des Oratorinms schloß sich an die „letzten Dinge“ unb „des Heilands letzte Stunden“ der „Fall Bobylons.“ Sein letztes öffentliches Auftreten als Violinvirtuos fällt in bie Zeit van 1828 bis 1830, dann trat er von biesem Schauplatz ab und zog sich in das Allerheiligste ber Kammermusik zurück, entzückte kleinere Kreise durch sein Spiel und schuf eine Schule von Vialinspielern, deren begabteste Jünger bie unvergänglichen Vorzüge ihres großen Meisters erbten. Wir nennen aus der großen Zahl der Schüler, bie Spohr van 1805 bis 1856 um sich gehadt hat, unt. And. Pott in Oldenburg, Grund in Meiningen, Bott ebendaselbst, Kömpel in Hannover.

Noch mehrmols war es dem Meister vergönnt, außerhalb seines Wohnortes und seiner regelmäßigen Thätigkeit bie Huldigungen der Welt entgegenzunehmen. Die dervorragendste seiner späteren Kunstreisen war ein Aufenthalt in London im Sommer 1847 zum Zwecke ber persönlichen Leitung des Oratoriums „Der Fall Bobylons“, welches er auf eine von London an ihn gerichtete Aufforderung componirt hatte. Der Empfang in ber englischen Houptstodt war ebenso enthusiostisch wie früher, die Aufführung ward zu den Ereignissen in der künstlerischen Welt gerechnet. Die musical union gob Concerte ihm zu Ebren, in welchen man vorzugsweise seine Compositionen aufführte; Gleiches that die Beethoven-Quartett-Gesellschoft. Kurz zuvor hatte er im Januar sein fünfundzwanzigjähriges Judiläum als kurfürstlicher Hofkapellmeister begangen. Die Feier war in Kassel eine allgemeine und erhebende, bei einer Festvorstellung im Hoftheater war er ber gefeierte Mittelpunkt, unb von auswärts kamen viele Deputationen mit Glückwünschen unb Auszeichnungen.

Die häuslichen Verhältnisse Spohrs waren bie einfachsten und glücklichsten. Er lebte in seiner hübschen bescheidenen Gartenwohnung, welche ein Bild des Friedens und der Behaglichkeit war. Seine Fran Dorothea wurde ihm 1834 burch den Tod entrissen; aus bieser Ehe war kein Sohn hervargegangen, oon drei Töchtern starb eine 1835 im Alter von zwanzig Jahren, die deiden anderen sind verheirathet. Zu Enbe 1835 verheirathete sich Spohr zum zweiten Mole, und zwar mit ber Tochter bes Ober-Appellations-Gerichtsraths Pfeiffer in Kassel. Seine zweite Gattin überlebt ihn; die Ehe war kinderlos. Als vor fost zwei Jahren die Pensionirung eintrot, hatte ber alte Monn noch Lust zum Reisen und folgte mit Freuden mancher Einlodung zum Anhören seiner Werke. So war er um Ostern 1858 in Magdeburg, im Moi desselben Jahres in Bremen, wo er einer Aufführung des Oratoriums „Der Foll Badylons“ und einem ihm zu Edren veranstolteten Festessen im Künstlerverein mit großer Freube beiwohnte, später in Meiningen, wo sein Schüler Bott Kopellmeister ist. Ein horter Schlag traf ihn, als ein Armbruch auch bem Violinspiel ein Enbe machte, wenn zwar auch diese Entbehrung ihm nicht mehr sa schwer word, wie das in rüstigeren Jahren der Foll gewesen wäre. Der Tod nahm ihn rasch unb ahne viele Leiden hinweg; noch wenige Tage vor seinem Ende wor er wohlouf und äußerte scherzend ouf einem Spaziergange, es sei nicht gut, wenn mau zu lange lebe.

Dos Geschick ist ihm gnädig gewesen; weber hat es ihn mitten in bem Glanze seiner Laufbohn neidisch herausgerissen, noch hot es ihn in dem Maße alt und stumpf werben lassen, daß er sich selbst so völlig überlebt hätte, wie bas Manchem widerfahren ist. Seine mächtige Gestalt hielt sich bis zuletzt achtunggebietend onfrecht, „und seine Schulter ragt' ob allem Volk.“ Jetzt hat die Erde, die ihm leicht sein möge, einen der wenigen graßen Männer, bie noch aus ber Zeit ber gewaltigen musikalischen Geister in unser Zeitolter ber Epiganen hereinragten, zu sich hinadgezogen.

F. P.

* Die Stenographie.

Viele Künste unb Fertigkeiten standen schan im Alterthume in voller Blüthe, verschwanden im Mittelolter unb werben von der Neuzeit wieber in's Leben gerufen; erscheinen dann aber der Welt als etwas ganz Neues, dessen Werth mon nach dezweifeln müsse, obschon bie Erfahrung ber Alten denselben hinlänglich nachgewiesen.

Im vollsten Sinue bes Wortes findet bieses Anwenbung ouf die Stenagraphie, die Kunst so schnell zu schreiben, als das gesprochene Wort dem Munde entströmt. Schon die Egypter und Hebräer pflegten bieselbe; bei ben Griechen und Römern war sie

sogar Gegenstand des Jugenduuterrichts. Man bediente sich derselben zur Führung der Correspondenzen, zur Aufzeichnuug der öffentlichen Redeu, der Gerichtsverhandlungen und der Dictale der Gelehrten. Diese hielten zu dem Ende einen der Kunst kundigeu Sclaven und führten ihn selbst auf Reisen mit sich. Sie erfreute sich einer hoben Beachtung. Die höchsten Männer des Staates, wie Julius Cäsar, Octavianus Augustus, Titus Vespasiauus machten Gebrauch van ihr. Und daß der durch diese Kunst erzielte Ersalg kein geringer war, verbürgen uns die eiuem lateinischen Klassiker entlehnten Worte: „Strömen die Worte dabin, die Hand ist schneller als diese; noch ist das Wart nicht gesagt, hat es die Hand schan erfaßt.“

Als die bedeutendste Errungeuschaft unter den damals zur Anwendung gekommeuen Systemen, über welche auch zugleich die ausführtichste Kunde auf uns gelangt ist, sind die sogenannten „tyronischen Noteu“ zu nenneu, die angeblich von einem freigelassenen Sclaven des Cicera, Namens Tyro, erfunden sind. Ohne sie wären manche Geistesprodukte hachberühmter Redner nicht schriftlich niedergelegt und der Nachwelt erhatten warden. Lauge Zeit wurdeu diese Noten festgehalten. Geistliche, Päpste, Kaiser kannten und übten sie. Nach und nach, gegeu das Ende des 10. Jahrhunderts hin geriethen sie indessen gänztich in Vergessenheit. Wer ihrer uoch ausichtig wurde, bildete sich über dieselben die wunderlichsten Ideen. Im 15. Jahrhunderte erschieu das Werk eines Abtes, das zum ersten Male eine Erklärung vau 30 tyrouischeu Noten drachte. Aber es wurde auf Befeht des Kursürsteu Friedrich vou der Pfalz äffentlich verdrannt, weil es eine Anweisung zur Zauberei enthalte. Nun wurden die tyranischen Noten immer mehr Gegeustand des eifrigsten Studiums, und dem hessischeu Kabinetsrath Ulrich Kopp gelaug es, dieselden vallständig zu eutziffern. 1817 überlieserte er der erstaunten Welt das Resultat seiner mit ächt deutscher Gründlichkeit augestellteu Farschungen, den Schlüssel zur römischen und griechischen Stenographie.

Unter den Völkern der neueren Zeit sind es die Engländer, bei denen durch die öffentliche Beredsamkeit das Bedürfniß einer Schnellschrift am frühsten wach wurde. Schon im 16. Jahrhundert tauchten Systeme auf; doch eines desonderen Aufschwunges erfreute sich erst ein später im 17. Jahrhundert veröffentlichtes System. Man tehrte nun die Stenagraphie an Uniorsitäten, an höheren und an niederen Schuten. König Karl I. war derselben mächtig. Ein General uahm gegen Karl II. dessen Staatssecretär mit den Warten in den Schuß: „Sire! Ich wüßte nicht, welche einem Staatsseeretär nothwendige Eigenschaft diesem Manne abginge; er versteht französisch und ist ein guter Stenograph.“ Ein Gelehrter schrieb in einem Briefe, sein Sohn solle die Stenagraphie erlernen; wenn auch nur, um dieselbe zu seinem Privatzwecke anwenden zu können; denn sie sei eine sa nutzbringende Fertigkeit, als irgend eine, mit der ein Geschäftsmann oder ein Gelehrter vertraut sein könne. Vielfach hade er dieses erfahren und schmerzlich genug empfunden, daß er derselben nicht mächtig sei. — Später genügte keiues der vielen aufgetauchten Systeme. Da trat, um dem Bedürfniß die Parlamentsverhandlungen im Detail zu erhalten adzuhetfen, im Jahre 1780 Samuel Taylar, Professar in Oxfard, mit einem Systeme, dem Produkte langjähriger Studien, hervar, welches dann auch die größte Tragweite erlaugt hat. — 1837 veröffenttichte Doetor Isaak Pitmann eine neue Stenographie, die Phanagraphie, welche auch außerhalb Englands, in Nardamerika vielfach Anwendung findet.

In Frankreich findet man die frühesten Spuren einer Stenographie im 17. Jahrhundert. Einige der dart austauchenden Systeme erwarben sich Ansehen und Verbreitung, wenn auch uicht in eiuem sehr hohen Grade. Alle aber wurden überdaten durch das Werk des aus England zurückgekehrten Buchhäudlers Bertin. Er versuchte das Taylor'sche System dem Geiste der französischen Sprache auzupassen und dasselde in dieser Gestalt einzubürgern. Trotz der vielfachen Anfechtungen, die dasselbe erfuhr, ist es mit graßem Erfolge angewendet warden, hat eiue nicht nubedeutende Zahl tüchtiger Steuographen erzogen und erfreut sich noch bis in die neueste Zeit des größten Beifalls. In Falge eines Deerets von 1852 dient sie ader nur noch Privatzwecken. — Die Taylor-Bertin'sche Methode wurde 1809 auf die italiäuische Sprache übertragen und ist in Itatien fast allein in Gebrauch gebtieben.

Die ersten geschwindschriftlichen Versuche in Deutschland, nur in verschiedenen Abkürzungsweiseu bestehend, wurden zur Zeit der Reformatiou gemacht. Die Leistungen mittelst derselbeu waren nicht uubedenteud. Der Kauzler Granvella kannte uicht umhin zu bemerken: „Die Protestauteu haben einen Schreiber, der gelehrter ist, als alle die Uusrigeu. Er greift im Nachschreiben nicht uur jedes Wort auf, das Melanchthan redet, soudern er erinnert ihn auch nebenbei au das, was von Eck's Eiureden allenfalls noch zu widerlegeu wäre.“ Eiue eigentliche Schnellschrift wurde aber erst 1796 durch Friedrich Masengeil, später Cansistarialrath in Meiningen, begrüudet. Er hatte die Taylar-Bertin'sche Methode auf die deutsche Sprache übertragen. Nach ihm waren viele wissenschaftlich gebildete Mäuuer mit graßem Eifer und desonderer Vorliebe auf dem Felde der Steuographie thätig. Doch aber wollte diese Kunst hier nicht sa recht gedeihen. Der Taylar-Bertin'scheu Methode feblte die rechte Biegsamkeit, um sie der Art, dem Geiste der deutschen Sprache anzupassen, daß man mittelst ihrer im Stande gewesen wäre, Reden geläufig nachzuschreiben, und andere auftauchende Systeme waren überdies zu wenig mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiteu unserer Sprache aufgestellt. Da erschien 1834 „Die Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst. Müncheu.“ In dieser hatte der baiersche Miuisterialsecretär Gabelsberger die Früchte eines 17 Jahre laug rastlos fartgesetzten Studiums, ein origiuell deutsches, auf wisseuschaftliche Durchforschung uuserer Muttersprache begrüudetes, stenographisches System niedergetegt. Beim Ausbaue desselben erwiesen sich ihm die tyronischen Noten als eine wahre Fundgrube für die jetzt geltenden stenographischen Systeme. Nicht wenige wesenttiche Vartheile für das Kürzungsverfahren seines Systems tauschte er denselden ab. „Du hast ein reiches Gediet allnütztichen Wirkens geöffnet, so für die Zwecke des Staats, so für des Einzelnen Dienst“, sang er van Tyro. — Nur eiue Schnellschrift zu erfinden, die den Stenographen mehr als alle bekaunten Systeme befähige, Reden und Varträge nachzuzeichnen, das war das Ziel, welches Gabelsderger sich gesteckt hatte. Doch noch hatte er seine Erfindung nicht valleudet, als er schon erkannte, wie geeignet diesetbe sei, sich im deutschen Volke Bahn zu brechen. Bis an seinen Tod, 1849, arbeitete er ohne Aufhöreu, sein System zu vervallkammnen. Seinen Jüugern blieb es aufbehalten, das angetretene Erbe zu wahren und weiter zu verbreiten, und herrlich ist dieses geschehen. In 62 Vereinen wird jetzt seine Schöpfung gepflegt van 2047 Persanen; außerdem noch von Vielen, die sich nicht einem Vereine angeschlassen haben. Die Hauptmittelpunkte der Kunst sind: die Centralvereine zu München, Wien und Oldenburg und das königlich sächsische stenagraphische Institut zu Dresden. Die anderen Vereine in den verschiedensten Städten Deutschlands haben sich den Centralvereinen als Zweigvereine angeschlassen. Vereinzelt stehende Jünger setzen sich mit diesen in Verdinduug und finden so Mittel und Gelegenheit zur weiteren Ausbildung. — Den fruchtbarsten Boden hat sie in Baiern und Sachsen gefunden. Fast an allen Gymnasien, au allen palytechnischen, Handels- und Gewerbsschulen wird Unterricht darin ertheilt. Mit Erfolg werden Kinder von 11 bis 12 Jahren und darüber darin unterrichtet. — Auch in Oesterreich und im Narden Deutschtands findet sie immer mehr Anhang. Kaum ist jetzt noch eine deutsche Stadt zu nennen, in welcher sich uicht Stenographen Gabelsberger'scher Schule desinden. Persanen jeglichen Alters und Standes sind unter ihnen. Ihre Zahl ist in stetem Zuuehmen, und immer mehr gewinnt die Ansicht Raum, daß sie eine äußerst angenehme, höchst

nützliche und leicht anwendbare Kunst ist. — Auch in Dänemark hat die Stenographie Gabelsberger's die Oberhand gewonnen, ist auf die schwedische, russische, italiänische und andere Sprachen übertragen worden und hat in diesen Uebertragungen sich als eine geniale Erfindung bewährt.

Fast gleichzeitig mit der Erfindung Gabelsberger's wurde die Stenographie von Stolze in Berlin in die Oeffentlichkeit gegeben. Vorzugsweise im Preußischen hat diese sich Anhang erworben. Der Hauptmittelpunkt ihrer Vereine — sie zählt deren 39 mit 909 Mitgliedern — ist Berlin. Aber wie in Betreff ihrer Jüngerzahl, so steht sie auch in Bezug auf die Leichtigkeit ihrer Erlernung und auf die praktische Anwendbarkeit weit hinter der Gabelsberger'schen Stenographie zurück und hat sich in letzterer Beziehung bereits mehrfach als unzulänglich erwiesen.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und F. G. von Herder. — Lukas Kranach. Historischer Roman von H. von Maltitz. 3 Bde. — Neue Erzählungen aus dem Ries. Von M. Meyr.

— * Geschichte der Reformation in Frankreich. Von J. H. L. Bach. Bremen, Valett. — Das vorliegende Buch ist entstanden aus einem Cyclus von Vorlesungen, welche der Verfasser, Mitglied des Lehrercollegiums der Hauptschule in Bremen, während des vorigen Winters vor einer zahlreichen Versammlung gehalten hat; oder vielmehr es ist eine wörtliche Wiedergabe derselben, nur an ganz wenigen Stellen glauben wir eine Veränderung wahrgenommen zu haben. Das Werk ist als eine erwünschte Bereicherung der schon sehr starken Literatur über die Geschichte der Reformation zu bezeichnen, indem die im besten Sinne populäre Darstellungsweise, welche der Verfasser den Resultaten seiner umfassenden Studien verliehen hat, geeignet ist, es in weite Kreise einzuführen. Die Beibehaltung der Form der Vorlesung hat allerdings ihr Mißliches, denn die Vorträge waren grade als solche vortrefflich, so daß jetzt der Leser jedenfalls schlechter bedacht ist als der Zuhörer. Ueber den Geist, welcher des Verfassers Darstellung leitet, werden die Urtheile sehr verschieden sein. Wir selbst befanden uns beim Anhören der Vorlesungen an den Hauptstellen im Widerstreit mit dem Ausdrucke, welchen der Verfasser seinen religiösen Anschauungen verlieh, namentlich auch mit seiner überaus scharfen Polemik gegen die katholische Kirche; in sehr vielen Beziehungen mußten wir wenigstens ein nicht minder unerbittliches Urtheil über die protestantische Kirche fordern. Indeß so sehr oft unsere Ansichten von einander abweichen, müssen wir doch auf alle Fälle dem Eifer des Vortragenden für seine Sache, sodann auch der Kunst der Darstellung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Bach ist besonders Meister in der kurzen schlagenden Charakteristik von Perioden und Persönlichkeiten; beispielsweise mag auf Margarete von Navarra, Katharina von Medicis, auf ihre und Heinrichs II. Söhne, Maria Stuart hingewiesen werden.

— * Die nach fünf Jahren nöthig gewordene zweite Auflage der großen Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius ist ein glänzendes Zeugniß, daß die gebildete Welt das Urtheil des gelehrten Erklärers des britischen Dichters vollkommen bestätigt hat. Delius begleitet den „Hamlet“ mit einem Vorworte, dem wir die folgenden Bemerkungen entlehnen: „Die neue Auflage meiner Ausgabe des Hamlet, welche nach Verlauf von fünf Jahren nothwendig geworden ist, hat mir eine erwünschte Veranlassung geboten, Text und Commentar einer abermaligen Revision zu unterwerfen und nach Kräften die mancherlei Mängel zu beseitigen, welche gerade diesem ersten Hefte meiner Shakspere-Edition anklebten. Vielfachen und dankbaren Gebrauch habe ich dabei von Herrn T. Mommsen's Kritik gemacht, die ich seiner Zeit bereits ausführlich in dem Schlußworte zum ersten Bande meines Shakspere (Titus Andronicus S. 105—118) besprach; und wenn auch meine Ansichten über den relativen Werth der verschiedenen Ausgaben in Quarto und Folio im Allgemeinen dieselben geblieben sind, wie ich sie an jener Stelle Herrn Mommsen gegenüber glaubte vertreten zu müssen, so habe ich mich doch mittlerweile im Einzelnen von der Unhaltbarkeit mancher von mir aufgenommenen und vertheidigten Lesarten der Quartos überzeugt und sie aus den Noten in den Text gesetzt. Die Varianten beider Ausgaben, der Quartos wie der Folio, sind sorgsamer und, soweit sie irgend erheblich waren, zahlreicher, als in meinem ersten Hamlet, in den Anmerkungen citirt, und damit ist dem unbefangenen Leser schon ein Mittel an die Hand gegeben, sich über das Verhältniß der alten Editionen zu einander ein Urtheil zu bilden. Ein so erschöpfend vollständiger kritischer Apparat, wie ihn Herr Mommsen in seiner Ausgabe von Romeo and Juliet mit dem dankenswerthesten Scharfsinne und Fleiße beschafft hat, hätte sich füglich meinem Werke nicht einverleiben lassen, noch auch mit dem Zwecke meiner Arbeit sich vertragen, welche von der Varia lectio etwa nur so viel gebrauchen konnte, aber so viel auch erheischte, wie davon die Englischen Herausgeber des Shakspere ihren Lesern, die doch auch nicht sämmtlich Philologen und Kritiker sind, darzubieten für angemessen erachten. Ebenso fern lag dem Zwecke meiner Arbeit jedwede kritische Polemik, und ich habe deßhalb in dieser neuen Auflage nicht nur aus den Anmerkungen alle Spuren einer solchen, so weit sie sich vereinzelt darin vorfanden, entfernt, sondern auch das Nachwort weggelassen, das sich bei dem Hamlet, wie bei den folgenden fünf Stücken, mit der Erörterung der von Collier entdeckten alten handschriftlichen Emendationen befaßte. Ich habe dafür in dieser neuen Auflage den Grundsatz befolgt, den ich stillschweigend bereits mit dem zweiten Bande meines Shakspere adoptirt hatte: in den Anmerkungen den alten Corrector Collier's, der übrigens nach den eben jetzt auf dem British Museum mit ihm vorgenommenen Untersuchungen ein ziemlich neuer Corrector zu sein scheint, nur dann namhaft zu machen, wenn eine Verbesserung von seiner Hand zugleich neu und plausibel erschien, sonst aber bei seinen überhaupt erwähnenswerthen Correcturen statt seiner denjenigen Englischen Kritiker zu nennen, der schon vor Collier's Entdeckung dieselbe Conjectur gemacht und veröffentlicht hatte.“

— * Die Enthüllung des Winckelmann-Denkmals zu Stendal ist am 18. October vor sich gegangen. Man meldet aus jener Stadt: Die alte ehrwürdige Hauptstadt der Altmark, der Wiege Preußens, prangte heute in vollem Festschmucke. Es galt, ihrem berühmtesten Sohne, Johann Joachim Winckelmann, der in ihr am 9. December 1717 geboren ward, den Zoll dankbarer Anerkennung zu bringen. Um 11 Uhr setzte sich der Festzug in Bewegung, an seiner Spitze die Ehrengäste, unter denen wir den General-Director der königlichen Museen, Herrn von Olfers, den Oberpräsidenten von Witzleben und die Geh. Räthe Natan, Pinder und Ribbeck bemerkten. Als der Zug sich auf dem Festplatze aufgestellt hatte und ein Festgesang erklungen war, gedachte Herr von Olfers Namens des Berliner Winckelmann-Comité's in einer Rede der Verdienste Winckelmann's, so wie der Kunstgönner, durch deren Unterstützung allein das Denkmal zur Ausführung gelangen konnte, insbesondere des Königs, welcher die Idee des Denkmals mit lebhafter Theilnahme schon vor Jahren aufgenommen habe. Mit Dank wurde insbesondere auch des Künstlers gedacht, aus dessen Geiste das Denkmal, wie es nun vor uns steht, hervorging, des kürzlich verstorbenen Ludwig Wichmann. Als auf ein Zeichen des Redners die Hülle fiel, ward er unterbrochen durch ein lautes „Hoch“ des versammelten Volkes, welches seine Befriedigung über die Schönheit der Statue, deren Kopf namentlich vollendet genannt werden kann, in dieser Weise an den Tag legte.

— * Bei Gelegenheit des Welcker'schen Jubiläums hat Professor Braun in Bonn eine Schrift über das berühmte Portal zu Remagen am Rhein veröffentlicht. Von allen Baudenkmalen am Rheine ist keines so räthselhaft, als das Portal neben dem katholischen Pfarrhause und bei der Kirche zu Remagen. Es ist dies ein Denkmal, welches mitten inne steht zwischen alter und neuer Kunst, ein Denkmal ältester rheinischer Bildung. Ueber kein altes Kunstwerk sind so viele und so abweichende Ansichten veröffentlicht worden, wie über das Remagener Portal: die versuchten Deutungen sind zahlreicher, als die Steine, aus denen es zusammengefügt ist. Die neueste Erklärung hat Professor Dr. Braun veröffentlicht; die Kölnische Zeitung sagt über dieselbe: Braun, der ausgezeichnete Kenner heidnischen und christlichen Alterthums, der glückliche und geistreiche Deuter mancher bis dahin räthselhaften Kunstschöpfungen, hat durch diese Abhandlung einen neuen glänzenden Beweis seiner Meisterschaft auf dem Gebiete der Kunstarchäologie geliefert. Seine Vergleiche und Untersuchungen geben das Resultat, daß wir es bei dem so vielfach gedeuteten Thore mit einem Portale einer altchristlichen Kirche zu thun haben. Das christliche Alterthum bot bei der Errichtung und Ausschmückung seiner Gotteshäuser Alles auf, um im Innern der Kirche vermittels künstlerischer Darstellungen allen Glanz zu entfalten, das Edlere, Höhere und Höchste zu versinnlichen und den Himmel in den beschränkten Rahmen menschlicher Begriffe und menschlicher Kunst herabzuziehen. In das Heiligthum selbst soll nichts Unreines eingehen; „draußen sollen bleiben die Hunde, die Giftmischer, die Schamlosen, die Mörder, die Götzendiener und die Lügner.“ Außerhalb der Kirche, auf den Außenwerken des Gebäudes, an den Portalen sollte alles dasjenige seine Darstellung und Versinnlichung finden, was vom Eintritt in das Gotteshaus aus-

geschlossen bleibt: es sind die menschlichen Laster und Leidenschaften. Zur Darstellung dieser bösen Elemente und zur Versinnlichung der Kämpfe mit der Welt und der Sinnlichkeit bediente man sich in den alten christlichen Zeiten der Thiersymbolik. Die Thiersymbolik wurde lebendig erhalten durch das allegorische Element, welches in der heiligen Schrift herrscht, ein Element, welches auch in der Auslegung sein Recht behauptet und von diesem Punkte aus in die verschiedenen Gebiete der Kunstvorstellungen überging. Aus der Thiersymbolik nimmt Braun den Schlüssel zur glücklichen Deutung sämmtlicher Figuren auf dem Portale von Remagen. Er zeigt uns, daß diese Bilder keine willkürlichen Spielereien sind, sondern daß sie einen tiefen, verborgenen Sinn haben. Diesen Sinn weiß Braun bei all diesen abenteuerlichen Gestalten herauszufinden, und mit geschickter Hand beseitigt er den Schleier, der bis dahin dieses Denkmal verhüllte. Er vermittelt durch diese überraschenden Aufschlüsse die Kenntniß eines Kunstgebietes, welches bis dahin noch wie ein versiegeltes Buch allen Archäologen ein ungelös'tes Räthsel geblieben, und er zeigt den Weg zum Verständniß einer großen Menge merkwürdiger Sculpturen, von denen bis jetzt die abenteuerlichsten Deutungen versucht worden.

— * Weimar und Jena haben ein etwas verändertes Programm einer gemeinschaftlichen Schillerfeier aufgestellt. Am 9. und 10. feiert Jena in Weimar, am 11. Weimar in Jena mit. In Jena hält Kuno Fischer die Festrede, Liszt und Stade haben Compositionen verfaßt. Abends Freudenfeuer auf den Bergen und Fackelzug der Studenten.

— * Kürzlich hat Dawison den Kreis seiner Rollen durch den Falstaff erweitert; im November wird der Wallenstein hinzukommen.

— * Auf dem Hofburgtheater in Wien wird am 10. November das Schiller'sche Fragment „Demetrius“ in Scene gehen.

— * Bei einer Feuersbrunst, welche am 15. October zu Husinec in Böhmen wüthete, wurde auch das Haus Nr. 16, in welchem Johann Huß geboren ist, von den Flammen verzehrt.

— * Bei dem Eisenbahnbau in der Nähe von Bingen wurden kürzlich auf der preußischen Seite, an der Mündung der Nahe, drei römische Grabsteine mit Figuren gefunden. Der eine galt einem Bogenschützen aus Kreta. Man hofft, daß die dortigen Eisenbahnarbeiten noch weitere geschichtliche Denkmale zu Tage fördern werden.

— * Von der junggermanischen Gesellschaft, welche vor einiger Zeit gegründet wurde, eine Reform der deutschen Literatur und des deutschen Lebens verkündete und ein Jahrbuch „Teut“ herauszugeben begann, ist mehrmals in der Kürze die Rede gewesen; zu näherer Besprechung schien uns keine Veranlassung vorzuliegen, da das Programm und bisherige Auftreten der Gesellschaft gar wunderlich waren und nur sehr geringe Erwartungen rege machten. Das „deutsche Museum“ giebt uns nun Veranlassung, einiges Nähere über das neue junge Deutschland zu berichten. Nachdem die Zeitschrift von dem unbestimmten und nebelhaften Programme der Junggermanen gesprochen, fährt sie so fort: „Der Hauptsprecher der Gesellschaft, Herr Fr. J. Kruger (früher in Hamburg, jetzt in Nürnberg), scheint das Mißliche dieser Stellung selbst gefühlt zu haben, und so macht er denn in dem neuesten Heft des von ihm herausgegebenen „Teut, Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft“ (Leipzig, Hübner) einen kecken Sprung aus der Literatur und ihrer Zukunft mitten hinein in die Politik der Gegenwart. Aber der Sprung ist mißrathen und wird, wie es allemal geschieht, wo Absicht und Leistung in gar zu grellem Widerspruch stehen, dem allzu kühnen Springer, fürchten wir, statt des gehofften Beifalls nur Spott und Gelächter zuziehen. Gewiß ist es recht löblich, daß auch die junggermanische Gesellschaft (vorausgesetzt nämlich, daß wir die Gesellschaft überhaupt als solche verantwortlich machen dürfen für dasjenige, was der Herausgeber des Junggermanischen Jahrbuchs unter seinem Namen in die Welt schickt) — es ist, sagen wir, gewiß recht löblich, wenn auch die Junggermanische Gesellschaft Interesse an den politischen Fragen der Gegenwart nimmt und sich ein Urtheil über die Weltlage zu bilden sucht; wenn dies Urtheil jedoch den Weg der Oeffentlichkeit betritt und sich als Beitrag zur Lösung der gegenwärtigen Krisis darbietet, so muß es natürlich auch die Stimme der Kritik über sich ergehen lassen. Und da kann nun leider auch die wohlwollendste und nachsichtigste Kritik nicht umhin, die politischen Betrachtungen, welche Herr Kruger im dritten Heft des „Teut“ unter dem Titel: „Deutschland am Vorabend eines Weltkriegs“ zum besten giebt, für völlig werthlose Hallucinationen zu erklären. Der Verfasser giebt sich darin als eifriger Parteigänger Oesterreichs, als fanatischer Anhänger „Großdeutschlands“ („Spottet seines Namens und weiß nicht wie!“) zu erkennen. Dies möchte nun sein, wenn seine Parteinahme sich nur auf etwas bessere Gründe stützte und wenn er selbst über seinen eigenen Standpunkt sich nur etwas klarer wäre. Allein wenn wir S. 408 lesen müssen, daß Preußen schon um deßhalb zur Führerschaft Deutschlands nicht tauge, weil — „ihm die Sympathien des Katholicismus mangeln“! und weil „im Katholicismus etwas liegt, was sich niemals beseitigen läßt, ja dessen Beseitigung eher ein Unglück als ein Heil wäre, nämlich die Achtung und Liebe für die deutsche Nationalgeschichte, die Hoffnung auf eine deren Charakter entsprechende Fortentwickelung, für welche der Protestant infolge der ihm in der Erziehung eingepflanzten Vorurtheile niemals Sinn und Verständniß haben kann“!! — so kann eine solche völlige Verkennung aller historischen Thatsachen, die also mit dürren Worten dem Protestantismus alle Vaterlandsliebe und alles Gefühl für die Einheit und Größe Deutschlands abspricht, nur ein mitleidiges Kopfschütteln erregen. Denn offenbar muß in dem Gehirn, das dergleichen Verkehrtheiten ausbrüten und dergestalt allen geschichtlichen Erfahrungen ins Antlitz schlagen kann, eine höchst bedenkliche Verwirrung herrschen. Diese Verwirrung steigert sich bis zur offenbaren Lächerlichkeit, wenn wir die Heilmittel, mit denen der Verfasser das kranke Deutschland zu curiren beabsichtigt, näher ins Auge fassen. Der Verfasser schlägt nämlich nichts Geringeres vor als eine neue Eintheilung Deutschlands; er entwirft eine neue Karte des deutschen Reichs, zu der freilich nur die Phantasie die Farben gemischt hat, die aber eben damit den Beweis liefert, wie vollkommen unreif die politischen Ansichten des Verfassers sind und wie sehr es ihm an aller Kenntniß der bestehenden Zustände mangelt. Neben Oesterreich und Preußen creirt der Verfasser sechs Reichsländer, zu denen die gegenwärtigen Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands zusammengelegt werden sollen: nämlich ein „Königreich Schwaben“ unter dem Hause Würtemberg, bestehend aus Würtemberg, Baden und den beiden Hohenzollern; ferner ein Königreich Baiern unter der gegenwärtigen Dynastie, bestehend aus dem heutigen Baiern, aber vergrößert durch das Herzogthum Sachsen-Meiningen sowie durch verschiedene kleinere Erwerbungen im Süden und Südwesten; ein „Königreich Niedersachsen“ unter dem Hause Hannover, bestehend aus Oldenburg, Braunschweig, Bremen und dem dermaligen Königreich Hannover mit Bremen als Hauptstadt und Hannover als Residenz- und Universitätsstadt; ein „Königreich Angelsachsen“ unter dem Hause Oldenburg, das dafür seine außerhalb Holsteins belegenen Besitzungen zu Gunsten des neuen Königreichs Niedersachsen an Hannover abtritt, bestehend aus Hamburg, dem dänischen Festlande, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Schwerin bis zur Elbe, mit der „Hofstadt“ Altona und der Hauptstadt Hamburg; ferner Thüringen-Sachsen, bestehend aus dem Königreich Sachsen und Thüringen mit Ausnahme des Herzogthums Sachsen-Koburg, dem Herrn Kruger großmüthig das Leben schenkt — etwa dem Sieg von Eckernförde zu Ehren? oder weil es eine englische Secundogenitur ist? — mit der Hauptstadt Leipzig; endlich das Bundesland Mittelfranken, bestehend aus den beiden Hessen, Nassau und Waldeck, mit der Hauptstadt Frankfurt a. M. und Darmstadt als „Sitz des Oberhaupts.“ Die „Häuser Nassau und Waldeck“ werden durch „auswärtige Königreiche“ entschädigt, deren Herr Kruger vermuthlich immer einen kleinen Vorrath, gut und billig, auf Lager hält, während „die Häuser Hessen-Kassel und Hessen-Homburg“ sich mit Geld begnügen müssen. Oesterreich soll sich nur (sehr bescheiden, in der That!) an dem Fürstenthum Liechtenstein bereichern und „auf jede künftige Gebietserweiterung verzichten.“ Dagegen soll Preußen — o weiser Daniel! — nur „auf jede „unverhältnißmäßige“ Gebietserweiterung innerhalb der deutschen Bundesgrenzen verzichten“; auch soll im Fall des Aussterbens der Häuser Hannover, Oldenburg und Wettin das Haus Hohenzollern alleiniges Erbrecht haben. Aber genug und schon zu viel von diesen wüsten Träumereien; uns dauert das Papier, das dazu gehört, Hirngespinste wiederzugeben, die vielleicht in der fieberhaften Erregung des Jahres 1848 sich erklären ließen, die aber heutzutage vollkommen unbegreiflich sind und jedenfalls demjenigen, der sich dennoch darin vertieft, das vollgültige Zeugniß seiner politischen Unfähigkeit ausstellen. Und damit der komische Eindruck, den diese Dinge nothwendig bei jedem Unbefangenen hervorrufen, doch ja vollständig werde, giebt der Verfasser dem letzten Abschnitt seiner Träumereien noch den hochtrabenden Titel: „Die junggermanische Gesellschaft am Vorabend der kommenden Weltereignisse“! Allen Respect vor der junggermanischen Gesellschaft und ihren edelsinnigen Tendenzen, aber daß die „kommenden Weltereignisse besonders viel nach ihr fragen werden, sei es am Morgen, sei es am Abend, das bezweifeln wir. . . . Ueber den übrigen Inhalt des Jahrbuchs und namentlich über den poetischen Inhalt gehen wir am besten mit Stillschweigen hinweg; es ist ein breiter, selbstzufriedener Dilettantismus, aus dem schwerlich je etwas Gescheidtes wird, zumal wenn er sich so verhätschelt und selbstbespiegelt, wie es hier geschieht. Nein, ihr „jungen Germanen“, mit dem Bündlerwesen und den Versammlungstagen und den langstieligen Debatten um des Kaisers Bart ist das nichts, sondern wenn wirklich etwas aus euch werden soll — und wir wollen ja gern glauben, daß der Stoff dazu in euch liegt —, so werft all diesen Cliquenkram beiseite und stürzt euch selbständig, nur der eigenen Kraft vertrauend, in die Oeffentlichkeit — wer schwimmen kann, der arbeitet sich endlich doch nach oben, und wer es nicht kann und auch nicht lernt, nun, an dem geht eben nichts verloren. Wenn ihr aber glaubt, daß zehn Nullen, die sich zusammenthun, nun eine erkleckliche Größe bilden, so ist das ein Irrthum, über den jeder Schulknabe euch auslachen wird.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 45. Bremen, 6. November. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Die bildende Kunst in Deutschland.

Von Wilhelm Weingärtner.

Der Stempel künstlerischer Genialität ist verhältnißmäßig nur wenigen Werken der deutschen Kunst so auffallend auf die Stirn gedrückt, daß auch das blödeste Auge ihn zu erkennen fähig, ihm zu huldigen gezwungen wäre. Als unsre Kunst auf diesem Punkte angelangt zu sein schien, verweigerte ihr das Geschick den letzten und höchsten Grad künstlerischer Ausbildung, der nur noch Erfüllung aller objektiven Vorbedingungen mit Hilfe ganz besonders reich begabter Individualitäten und ganz eigenthümlich fein organisirter Zeitverhältnisse zu erreichen ist. Dieser Zeitpunkt war für Italien am Beginn des 16. Jahrhunderts hereingebrochen; Deutschland war diese Gunst des Augenblicks damals noch verweigert. Unser Vaterland hatte in jenen Tagen zunächst noch eine andere weltgeschichtliche Mission zu erfüllen: die Vorwehen der Reformation durchzuckten sein Inneres; die Nachwehen derselben, die unseligen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, lähmten seine Kräfte. Aber fragen wir uns auf Ehre und Gewissen, ob das Kleinod geistiger Freiheit nicht auch der Hort der deutschen Kunst geworden ist, ohne den der neue Aufschwung im Beginn unsres Jahrhunderts von vorn herein bei uns ebenso unmöglich gewesen wäre, wie er es in dem damaligen Italien in der That war.

Als dieser ersehnte Impuls kurz vor und während der Freiheitskriege für Deutschland eintrat, schien es fast, als sollte die neuere Kunst zuerst auf römischem Grund und Boden und dann bei ihrer Uebersiedlung nach Deutschland in München, damals bekanntlich noch einem der Vororte des Katholicismus, eine andere und zwar geradezu entgegengesetzte Richtung einschlagen, als die Natur und die Entwicklung unsres Vaterlandes ihr unserm Ermessen nach vorgezeichnet hat. Aber mit Nichten! Trotz des Unken- und Eulenrufes aller romantischen Querköpfe Deutschlands brach sich die neuere Richtung in München rasch Bahn. Der Altvater der neueren Kunst, Cornelius, von Haus aus wie auch gegenwärtig noch selbst Katholik, hat der deutschen Kunst die geistige Freiheit gewahrt. Steht der Mann noch auf dem beschränkten und deßhalb verwerflichen Standpunkt der Kirche, der, als ihn Jemand fragte, ob er Luther auf seinem jüngsten Gericht wirklich unter den Verdammten in der Hölle angebracht habe, entgegnete: „Hätte ich es gethan, ich würde ihm seine Bibelübersetzung in die Hand gegeben haben, und alle Teufel der Hölle und der Nacht wären vor ihm zurückgeprallt?“

Hat auch nur eine einzige seiner zahlreichen genialen Schöpfungen etwas speziell Kirchliches, etwas tendenziös Katholisches? Grade die bedeutendsten Künstler Münchens sind ja Protestanten gewesen und sind es geblieben, unter ihnen obenan: Kaulbach, Schnorr von Karolsfeld, Genelli. Ja, ich stehe nicht an, zu behaupten: grade der Aufschwung der deutschen Kunst in München hat die jetzige geistige Richtung dieser Stadt zu Wege gebracht, die freieren Elemente in sie eingeführt. Ihr haben wir es zu danken, daß die freie wissenschaftliche Forschung jetzt in Baiern ebenso gut zu Hause ist, wie in dem protestantischen Norden. Die protestantische Geistesrichtung hat den Süden und den Norden fast gleichmäßig durchdrungen, und ihr Geist weht und wirkt auch in dem blindesten Fanatiker unsrer Tage, wenn er selbst es auch nicht ahnt oder ahnen will.

Schon am Beginn des 16. Jahrhunderts jauchzte die deutsche Kunst an der Wiege der Reformation. Eins der gepriesensten Werke unsres größten deutschen Künstlers, Albrecht Dürers, das er 1596 seiner Vaterstadt Nürnberg zum ewigen Gedächtniß verehrte und das diese hundert Jahre später etwa sich leider abdringen und abdingen ließ, ist gradezu als eine Verherrlichung des Protestantismus zu bezeichnen. Was hat es genützt, daß man die tendenziösen Unterschriften jener vier absichtlich ausgewählten Apostel absägte, als das Werk in die Hände eines katholischen Fürsten überging? Der Geist des Meisters spricht auch ohne Worte aus diesen mächtigen Glaubenshelden. Lukas Kranach wurde nicht müde, das Bild Luthers und seiner Gemahlin abzukonterfeien, um dadurch ihre Züge der Mit- und Nachwelt zu erhalten; in seinem Eifer ging er so weit auf einem in Weimar befindlichen Altarblatt Luther gradezu zum Zeugen der Kreuzigung Christi zu machen. Auch Holbein, der den Ruf deutscher Kunst nach England hinübertrug, der Günstling Heinrichs VIII., der unvergleichliche Porträtmaler und Schöpfer des Todtentanzes, war, das bekundet jeder Strich seines Pinsels, von dem Geiste der Reformationszeit tief ergriffen und erregt.

Uebrigens bin ich weit entfernt, die deutsche Kunst zur Dienerin eines bigotten Lutherthumes herabzuwürdigen, oder gar die Werke der vorreformatorischen Zeit nach einem Maßstabe zu messen, der etwa ebenso billig wäre, wie der „jener Fastenprediger mit dem Pinsel statt mit dem Kreuz in der Hand“ und ihrer sauberen ästhetischen Vorkämpfer, die jedes Werk der Neuzeit verketzern, das nicht jene künstlich reproducirte Gemüthsseligkeit und Gemüthsinnigkeit des Mittelalters kokettirend zur Schau trägt und die Geistesarmuth seines Schöpfers hinter angeblicher Bescheidenheit und Entsagungsfähigkeit zu verdecken sich abmüht.

Die Kunst und eine spezielle Kirchengemeinschaft, sie mag sich nun nennen, wie sie will, haben an und für sich nichts mit einander zu schaffen. — Ich stelle diesen Satz absichtlich an die Spitze, weil es augenblicklich Modesache geworden ist, bei Betrachtung der Kunstwerke einer Nation von dem religiösen Standpunkt derselben zu allen Zeiten und unter allen Umständen einzig und allein auszugehen und von hieraus alsdann, wie eine Spinne im Mittelpunkt ihres Netzes,

sein überaus künstliches Gewebe auszubreiten. Der Weg ist gefährlich, weil, sobald er als der einzig richtige bezeichnet wird, er dazu Veeanlassung giebt und genau genommen geben muß, grade die gößten und interessantesten Gebiete der Kunstgeschichte unbetreten zu lassen. Die Blüthezeit der Renaissance im Beginn des 16. Jahrhunderts, die Schöpfuugen eines Raphael und Michel Angelo, eines Albrecht Dürer und Holbein des Jüngeeen gelten und müssen folgerichtig bei solchem Verfahren und für solche Naturen als ein Absall der Kunst von Gott gelten. Das ist keine Uebertreibung. Was ich hiee andeute, hat sich eine dornirte Frechheit auszusprechen nicht gescheut und geschämt. — Religion, Kirche und Gott sind in solchen wirren Köpsen zu identischen Begriffen, zu einer untrenndaren Trinität, verwachsen. — Für uns deweist dieser geistige Aufschwung der Kunst in jener Zeit natürlich nur: daß der Humanismus, die durch ihn gezeitigte Kunstdlüthe des 16. Jahrhunderts in Italien wie in Deutschland, und die Kirchenreformation in gegenseitigem Koutakt stehen, und daß ein gewisser Grad geistiger Freiheit und Beweglichkeit zu jeder wahrhaften Blüthe des Lebens wie dee Kunst eesordeelich ist. Dientich mag es dann freilich sein, daß diese geistige eden erst errungene Freiheit sich gewissen selbsterschaffenen lebenskräftigen Formen, wenigstens eine Zeit iang, andequeme, zu einee neuen Geister- und Kirchengemeinschaft sich consolidire, um nicht, wie das in Italien leider der Fall war, einer in's Schrankenlose schweifenden Willkür anheimznfallen und auf diese Weise selbst das Verderben oder, was dem fast gleich gilt, eine Reaction herauf zu deschwören, die, wie jener auch für die Entwicklung der Kunst höchst deachtenswerthe finstere Reactionsgeist des Jesnitismus, jede Spur freieeer Regung für lange Zeit verwischt und austilgt.

Die Gestaltung der Familie und der Religionsgemeinschaft sind die ersten Erzeugnisse einee neuen Volksdildung; der Begriff des Staates in unsrem Sinn oder, wie ihn Kreuzer dezeichnet, des vielköpfigen Ungebeuers, taucht erst nach Jahrhunderten auf. Concentrische Kreise sind das gleichsam, die sich umschlingen und erweitern, und doch ist es wesentlich immer nur ein und dasselbe Band, das bald eine größere, bald eine geringere Anzahl von Menschen baid fester, bald loser um jenen idealen und deßhalb eben nur denkbaren Mittelpunkt vereinigt, den wir Gott nennen. Naturgemäß entfernt sich jede nachfolgende Entwicklung mehr und mehr von diesem Mittelpunkt, dis die Kraft, welche diese kreisende Bewegung alles irdischen Ledens zusammenhält und regelt, sich als zu schwach erweist und das Vergängliche in alle Lüfte auseinander stiedt, um einem neuen ledensfähigen Dasein Platz zu machen.

Die Religion und die jeweilige Kiechengemeinschaft dieten der bildenden Kunst noch früher als der bloße Dürftigkeitsbau des descheidenen Wohuhauses der Sterblichen Gelegenheit ihre Kräfte zu stählen und eine ihrer wüedige Ausgabe zu lösen. Das Gotteshaus und das allmälig zum Tempel erhobene Grab des entkörperten, vergeistigten und deßhalb vergötterten Sterdlichen sind, das lehrt uns die allgemeine Kunstgeschichte, die ersteu Kultstätten bee Kunst, und sie sind es darum, weil iu ihnen zum ersten Mal eine Idee verkörpert erscheint, weil bei ihrer Errichtung der Mensch mit allen seinen Kräften zum ersten Mal sich einer ideellen Wesenheit dienstbar erweist und zum Opser dringt, um etwas zu schaffen, was zu des Ledens Nahrung und Nothdurft, zur Befriedigung seiner Selbstsucht und Selbsterhaltung nicht grade undedingt erforderlich ist. An diese Kultstätten des Geistes und des religiösen Bewußtseins knüpft sich daher der bildnerische Trieb des Menschen bei allen Völkerschaften. So entsteht die Verbindung der Religion und der Kunst dei allen Völkeen der Erde auf eine überaus natürliche Weise. Hierin sehe ich deßhalb auch den Grund der mehr oder weniger idealen Richtung der Kunst in den frühesten Entwicklungsphasen derselben, deren Ergründung bereits Sache specieller kunstgeschichtlichee Forschungen gewoedeu ist.

Wie das Gemüth des Kindes in den Lehren der ihm angedornen religiösen Kirchengemeinschaft völlig aufgeht und sich an dem phantasievollen Spielzeug der Dogmen harmlos ergötzt, üder das der Mann dereits stutzt, dee Andersgläubige seinee eignen Schwäche unbewußt hochmüthig lächelt, so geht in gewisser Zeit nuch das Leben eines ganzen Volkes in seinem religiösen Bewußtsein und der repräsentirenden Kirche und ihren Satzungen auf. An die Erzeugnisse einer solchen Zeit einen andeeen Maßstab legen als den Maßstad der Zeit seldst, das Ideal derselben, hieße sich au ihnen versündigen. Wenn man den unbescheeiblich süßen Kopf einer altdeutschen Madonna beteachtet, so wird man, auch wenn der Körper noch mangeihaft, der Faltenwurf noch naturwidrig und unverstandeu ist, doch das Wehen jenes Geistes in sich verspüren, dem Bernhard von Clairveanx Worte verlieh, als er die Himmelskönigin im Dom zu Speyer um Beistand für die bedrohte Christenheit in dem unveegeßtich süßen Minnesnng anrief: „o, clemens, o, pia, o, dulcis virgo, Maria!“ Die spiritualistische Richtuug des Mittelalters spricht aus den dürftigen Körpersormen der frühmittelaiterlichen Sculpturen und Malereien; sie widern uns an, weil sie naturwidrig sind, wie die ganze Geistesrichtung, welche den Körper verkümmern läßt, um, wie sie vermeint, den Geist zu retten, die das Fleisch sinnlos an's Kreuz schlägt, ohne zu ahnen, daß auch die Sinnlichkeit eine Gottesgabe ist.

Suchen wir dloßen Genuß, so sehen wir über diese Theile hinweg, suchen wir mehr als Genuß, suchen wir nach Erkeuntniß, so können seldst solche Unvollkommenheiten für uns ein unschätzdares Material sein oder werden. Sollte aber Jemand aus Pietät oder aus Alterthumsliedhaderei oder anderen Rücksichteu für diese Schwächen Bewunderung von uns verlangen, wie dies leider oft genug grade in jüngstee Zeit geschehen ist, so sind wir nicht nur dazu derechtigt, sondern mehr, wir sind dazu verpflichtet, solchem Ansinneu scharf entgegen zu treten. Das ist der Standpunkt, den wir gegenüber deu Erzeugnissen einer früheren Entwicklungsperiode der Kunst, der archaistischen, wie wir die entsprechende Zeit in der griechischen Kunstgeschichte bezeichneu, etwa einzunehmen haben. Gebunden war diese Zeit, aber das Band, welches sie fesseite, trug sie nicht freiwillig, wie jede archaistische der Alterthumskrämerei zu Liede es that, sondern gezwungen und unbewußt. Ihre Erzeugnisse dienen uns ausnahmelos zum Studium und zur Belehrung; wir erfreuen uns ehrlicher Weise abee nur an dem, was wirklich erfreulich ist, was die Vollkommenheit gleichsam voraus verkündet oder beeeits an sich trägt.

Bei allen Völkern finden wir eine gewisse Reihenfolge, in der die einzelnen Zweige der Kunst sich entfalten und heranreifen in ihren Blüthen und ihren Früchten; gleichsam als hätte die Kunst nach dem Vorbild ber Natur die Erdensöhne nicht auf einmal mit ihrem Segen überschütten wollen. Die Baukunst genießt den Vorzug zuerst zu einer gewissen allgemein verständlichen Vollkommenheit zu gelangeu und das Schönheitsgefühl des Menschen für längere Zeit zu befriedigen. Dafür erstirbt aber nuch ihre Schöpferkenft und Zeuguugsfähigkeit wiederum zuerst: ihre späteren Erzeugnisse sind meist nur Reproduktionen älteree dereits vorhaudener Formen, und das wunderbarer Weise zu einer Zeit, wo die zuerst mehe oder weniger streng an sie gefesselten Schwesterkünste bee Sculptur und der Malerei von ihr unabhängig gewordeu, erst ihre höchste Triumphe zu seiern pflegen.

Wenn wir vor oder in dem erhabenen Bau eines gothischen Münsters stehen, so wird der Eindruck desselben auf unser Gemüth auch ohne jedes uähere Verständniß seiner Construction, seiner Gliederung, seiner Ornamentirung ein überwältigender sein, ähnlich dem, welchen der Straßburger Münster in einer vou Vorurtheilen gegen die Gothik geschwängerten Zeit auf den jugendlichen Goethe hervorrief. Wie werden fühlen, daß in diesem Werke ein Gedanke verkörpert ist, nicht dee Gedanke eines einzelnen genialen Künstlers — das ist überhaupt nicht Sache der Baukunst, — sondern die Anschauungs-

weise einer ganzen und gewaltigen Zeit. Die Kunstgeschichte ist heut zu Tage im Stande nachzuweisen, daß die Construction dieser mittelalterlichen Gottesdome das treue Abbild des mittelalterlichen Lebens ist. Auf der gegenseitigen Spannung, dem gegenseitigen Widerstreben der einzelnen Theile beruht das mittelalterliche Staaten- wie das mittelalterliche Kirchengebäude: kein Theil ist genau genommen für sich da, sondern nur für den andern; jeder geht in dem Ganzen auf und einer in den andern über. Ebenso gleichgültig ist dem Mittelalter das einzelne Subjekt: der mittelalterliche Chronist frägt nur, was war dieser Einzelne für den Stand, dem er angehörte; für die Kirche, war er Geistlicher, für die weltliche Macht, war er Fürst? Sein persönlicher Werth ist dem Ganzen gegenüber gleichgültig; mit Stumpf und Stiel wird ausgerissen, was widerstrebt. Phantasievoll und in der Entartung phantastisch wie das mittelalterliche Leben in seinen Vergnügungen sind die mittelalterlichen Verzierungen. Die Klarheit der griechischen Ornamentik, welche in der Formbildung den Zweck des verzierten Theiles ausdrückt, entbehrt das mittelalterliche Ornament.

Sobald das Leben sich veränderte, seine Anschauungen sich wandelten, sobald das Subjekt hervortrat und auch an und für sich etwas sein und gelten wollte, verloren sich auch die Formgebilde des Mittelalters, und man griff zu demjenigen Stil zurück, in dem jedes Glied für sich da ist, seine klar ausgesprochene Function hat, zu dem antiken. Aber die Elemente des Mittelalters gehen bald in denselben über. Die gelehrte und geläuterte Frührenaissance hält sich als ein durchaus erkünsteltes Produkt ohne jede nationale Sympathie nur sehr kurze Zeit. Die Phantasie der Neuzeit findet sich nicht zurecht in der nüchternen Verstandesklarheit der Alten. So entsteht auf antiker Grundlage mit Hilfe der malerischen Phantasie der modernen Zeit jenes Ungethüm, das wir mit dem Namen des Zopfes gebrandmarkt und wenigstens aus der Baukunst, wo es am widerwärtigsten sich gebährdet, beseitigt haben.

Was jetzt, wird man fragen: Rückkehr zur Gothik oder Rückkehr zur Antike? Das Eine, denke ich, so wenig, wie das Andere! Ist eine Zeit einmal eine eklektische, wie die unsrige, eine Zeit, die aus dem Bronnen der Erkenntniß der Vergangenheit schöpfen muß, so raube man ihr wenigstens diesen Schein eines Charakters nicht und lasse ihr diese selbsterwählte Richtung auf jede Gefahr hin. Wer sich heut zu Tage noch einbildet, einen Stil schaffen zu können, der ist inkurabel, weil er alles historischen Sinnes baar ist. Die Entscheidung liegt nur in den Händen der Zeit; sie wird thun, was sie für gut befindet, und was sie für gut befindet, wird schließlich auch gut sein. Der Einzelne hat nur verstandesmäßig zu verfahren; er berücksichtige zunächst den Zweck; aus ihm wird sich die am nächsten liegende künstlerische Form ergeben. Wählt der Architekt demnach für ein Bahnhofgebäude um seiner naturgemäßen Dreitheilung willen die Basilikenform, so verfährt er vernünftig. Wählt er für eine Kirche die mittelalterlichen Bauformen, so loben wir ihn, weil der Begriff der Kirche für uns noch an diesen Formen hängt. Beliebt ihm für ein Antikenmuseum der griechische Stil, so muß man ihm beistimmen, weil Schale und Kern verwandter Natur sind. Berücksichtigt der Baumeister bei der Wahl des Stils die jeweilige Umgebung, auch gut! Baut er aber eine Walhalla und eine bairische Ruhmeshalle, wie Klenze gethan hat, ins Gelag hinein in antiken Formen, so muß man unwillkürlich lächeln, weil Form und Inhalt aufeinander etwa paßt, wie die Faust auf's Auge. Das Recht der endgültigen Entscheidung über den etwaigen Stil der Zukunft gebührt heut zu Tag ebenso wenig wie in früheren Zeiten dem einzelnen Baumeister. Die Gedankenrichtung der Zeit, die von ihr abhängigen Bedürfnisse und vor Allem das Material werden den Ausschlag geben. Der Baukünstler hat Alles gethan, wenn er in seinem Werk aufgeht.

Die deutsche Baukunst hat ebenso wie die deutsche Bildnerei ihre Formen der spätrömischen Kunst entlehnt; darum ist ein wirkliches Verständniß der deutschen Kunst überhaupt nur möglich, wenn wir uns wenigstens eine oberflächliche Kenntniß der alten Kunst erworben haben. Wie ein rother Faden zieht sich diese mit allen ihren originellen Einzelschöpfungen bald struktiv, bald dekorativ thätig durch alle Epochen des Mittelalters und bietet dem aufmerksamen und vorurtheilsfreien Beobachter Gelegenheit an ihren mehr oder weniger deutlichen Spuren den Fortschritt des modernen Entwicklungsprozesses wenigstens mit ziemlicher Sicherheit zu verfolgen. Wenn man nun, wie das leider Sitte geworden ist, von einer christlichen Kunst spricht und jede ihrer Fragen nach dem Ursprung einer neuen Bildung mit der abgedroschenen Phrase beantwortet: „das ist ein Produkt des christlichen Geistes“, so liegt das Thörichte solchen Verfahrens so nah, daß ich mich fast schäme ein Wort darüber zu verlieren. Der christliche Geist hat, meine ich, etwas Besseres zu thun und würdigere Aufgaben zu lösen gehabt, als nachzudenken, durch welches Glied er die Säule mit dem darauf lastenden Bogen vermitteln, und wie er hinwiederum etwa die attische Basis mit dem darunter befindlichen Untersatz in Verbindung setzen könnte. In diesem Sinne also giebt es keine christliche Kunst. Der Begriff ist für die moderne Kunst aber an und für sich auch zu eng. Die Verfechter desselben haben keinen Anstand genommen, auch die arabische Kunst in den Kreis ihrer Darstellung hineinzuziehen, trotzdem daß diese doch nur einzelne altchristliche Formen entlehnt, im Uebrigen aber sich selbständig entwickelt und in gewissen Zeiten die Kunst des christlichen Abendlandes sogar stark beeinflußt hat. Auf diese Weise stört die sogenannte christliche Kunst die historische Darstellung der Kunstgeschichte. In seinen Anfängen aber hat das Christenthum, wer mag es ableugnen, sich gradezu feindlich gegen die Kunst und Künstler erwiesen. Wie kommen beide dazu schließlich gemeinschaftliche Sache zu machen! Mit bei weitem mehr Recht könnte man die moderne Kunst eine römisch-katholische nennen, und protestantische Kunsthistoriker, wie Kinkel, hätten sich deßhalb nun und nimmer zu dieser Benennung verstehen sollen. Endlich ist der romantische Zug des Mittelalters, der vorzugsweise die Produkte der sogenannten christlichen Kunst kennzeichnet, am allerwenigsten ein Erzeugniß des christlichen Geistes, wie manche Leute sich und Anderen gern einreden möchten, wenn wir unter christlichem Geist nämlich den Geist Christi und seiner Apostel verstehen. Von Asien her ist bekanntlich dieser romantische Zug erst in das christliche Abendland eingedrungen, und dort hat er seine Blüthe lange vor seinem Kulminationspunkt in Deutschland, Frankreich und Spanien erreicht. Das sind die Gründe, weßhalb ich die Bezeichnung christliche Kunst selbst für die deutsche Kunst nicht geeignet finde, obwohl hier dieser Name noch am ehesten sich rechtfertigen ließe, weil die Ueberreste des germanischen Heidenthums auf deutschem Boden, ebenso wie die römischen, eine, wie es scheint, verhältnißmäßig wenigstens nur sehr geringe Bedeutung für die spätere Zeit gehabt haben. Nur die römische Kunst der christlichen Zeit war es, die gestaltend in die deutsche Kunstgeschichte eingegriffen hat, aber auch diese war, wie wir später sehen werden, noch stark mit altheidnischen Anschauungen und Formengebilden geschwängert.

Bis jetzt fehlt es uns übrigens leider noch an einem Werke, das die römische Kunst auf deutschem Boden zusammenfassend behandelt, das nachweist, wie weit sich dieselbe erstreckte, welcher Zeit ihre Schöpfungen angehörten, wann sie etwa zerstört, durch welche Unfälle sie zu Grunde gegangen sind, wie sich die spätere Zeit ihnen gegenüber verhalten hat, in welcher Weise sie dieselben verwendet hat, ob sie ihr etwa als Muster gedient haben. Das Alles sind Dinge, deren Beantwortung Dank verdienen und Ruf erwerben würde.

* Schiller - Prometheus.

Zum 10. November 1859.

Wenn sich uns im trüben Norden heute
Plötzlich Hellas schöner Tag erneute,
Wie auf eines Gottes Zauberstreich,
Wenn sie heiter zu uns wiederkehrten,
Die die Sel'gen des Olymps verehrten,
Aus des Hades ödem Schattenreich,
Wenn erneut zum klaren Aether strebten
Marmortempel hoch und hehr erbaut,
Die Geschlechter wieder sich belebten,
Die einst Delphi's Pracht geschaut,

Würden wir, um fromm den Tag zu ehren,
Wandeln zu geschmückten Dankaltären
In des Musenführers Lorbeerhain;
Reiche Hekatomben würden bluten,
Und um Dindymenens keusche Gluthen
Jünglinge zum Festestanz sich reih'n.
Goldne Saiten würden Kitharöden
Rühren in des Gottes Heiligthum,
Und begeistert sänge dem Nöden
Heut ein Pindar seinen Ruhm.

Keine Hekatomben sehn wir bluten,
Aber heil'ge, fromme Opfergluthen
Werden in erhobnen Herzen wach;
In den Hütten, an der Fürsten Thronen
Rufen ihren Dank heut Millionen
Deinen Manen, großer Sänger, nach;
Der du uns ein wahrhaft Gottgeweihter
Kamst herabgesandt vom ew'gen Geist,
Daß im Dienst der Wahrheit du ein Streiter,
Uns Prophet der Freiheit sei'st.

Ach, es reichte das Geschick den Becher,
Schiller, dir, Prometheus-Menschenrächer
Nicht gefüllt mit Glückes Ueberfluß.
Nein, gleich jenem hehren Titaniden
Durfte selbst das Grausame dich schmieden,
An des bittren Leidens Kaukasus.
Aber den Titanentrotz im Herzen,
Eine ew'ge Welt im stolzen Haupt,
Hast du dennoch, lächelnd deinen Schmerzen,
An der Schönheit-Sieg geglaubt.

Als dem Jüngling zürnende Despoten
Mit der schnöden Schmach des Kerkers droh'ten,
Prüftest du des Genius Flügelschwung;
Kühn entriß er dich unwürd'gem Bande,
Und zum Seher deinem Vaterlande
Weihtest du dich mit Begeisterung.
Konnte dich des Menschen Zürnen zwingen,
Dem der Himmel gütig sich erschloß?
Herrlich, herrlich, Jüngling, war dein Ringen,
Herrlich, Schiller-Promachos!

Schweres Dunkel lag auf deutscher Erde,
Keine Gottheit rief mit ihrem „Werde!“
Unser Volk aus seinem starren Traum;
Deutschlands Größe längst dahin geschwunden,
Seiner Arme Riesenkraft gebunden,
Ach, und an sich selber glaubt es kaum!
Mit den herrlichsten der deutschen Sterne
Gingst du endlich deinem Volke auf,
Licht verbreitend in die fernste Ferne,
Nahmst du deinen Wunderlauf.

Keiner von des Volkes großen Meistern
Mag wie du des Jünglings Herz begeistern,
Das dir in geweihten Stunden schlägt,
Und bethaut von deines Sanges Quellen,
Fühlt er reinste Gluth den Busen schwellen,
Wenn des Mädchens Reiz ihn süß bewegt;
Tief erröthend vor dem eignen Tadel
Ringt er sich von Sinnenfesseln los,
Zieht an deines hohen Geistes Adel
Sich zum deutschen Manne groß.

Statt des Richtigen und traurig Wahren
Die Vollendung uns zu offenbaren,
Rangst du mit des harten Lebens Qual.
In die ew'gen Himmel griffst du mächtig,
Und in's Dasein dumpf und trüb und nächtig
Webtest glänzend du das Ideal.
Edle, deutsche Herzen, wonnetrunken,
Schlürften deinen Götterstrahl entzückt,
Der wie einst Prometheus loher Funken
Segnend eine Welt beglückt.

Um das ewig Schöne uns zu retten,
Mußte von des ird'schen Daseins Ketten
Sich, was göttlich in dir war, befrein.
Und daß nimmermehr sie uns veralten,
Hauchtest du vollendeten Gestalten
Deine eigne, reine Seele ein;
Aber, daß sie wandelnd einst auf Erden
Durch der Schönheit ernstes Priesterthum
Zur lebend'gen, vollen Wahrheit werden,
War dein Evangelium.

Herrlich stiegen sie zu uns hernieder
Deine Menschen, und um ihre Glieder
Goß Urania ihr Himmelslicht.
Posa stirbt durch edle Bürgertugend,
Thekla opfert alle Lust der Jugend
Fromm und schweigend der erhabnen Pflicht.
Um dein Volk an Mannesmuth zu laben,
Klingt der Schweizer Freiheitshymne hell,
Sein Geschoß lenkt von dem Haupt des Knaben
In des Wüthrichs Brust dein Tell.

An des Menschen innern Werth den Glauben
Konnte dir die arme Welt nicht rauben,
Freiheit hieß dein großes Losungswort.
Warnend vor der Knechtschaft feigen Sünden,
Kamst du, laut es deinem Volk zu künden,
Und wie Donnerhallen klang es fort.
Als den deutschen Himmel zu umnachten
Fremde Willkür frevelntlich begann,
Hallt' es in dem wilden Graun der Schlachten
Deutschen Jünglingen voran.

Unaufhaltsam rinnt der Strom der Zeiten
Well' auf Welle nach den ew'gen Weiten,
Millionen Leben spült er fort.
Doch wie einst Leukothea's Gewebe
Hielt Laertes Sohn in sanfter Schwebe,
Trägt den Dichter sein unsterblich Wort.
Was der Mäonide einst gesungen
Dauert allen Sturm der Zeiten aus,
Glänzt durch ferne Zukunftsdämmerungen
In die starre Nacht hinaus.

Was du sangst, es wird hier ewig blühen
Gleich den Sternen, die herniederglühen
In das Dunkel dieser Erdennacht.
All dein Sehnen wird sich einst erfüllen,
Menschenthum wird freundlich sich enthüllen,
Wenn die Menschheit ihren Lauf vollbracht.
Richtschnur sei dein Singen ihrem Handeln,
Nur das Schöne sei Gesetz und Recht,
Und lebendig wirst du mit ihr wandeln
Von Geschlechte zu Geschlecht.

Benno Tschischwitz.

* Friedrich von Schiller.

Freundlich ernster Glockenklang
Rufet heut den deutschen Herzen,
In der Luft wogt's wie Gesang,
Es entbrennen tausend Kerzen!
Dankaltäre sieht man steigen,
Rosenkränze sich verzweigen,
Jubelhymnen tönen laut!
Ceres ist in Deutschland Braut!
Heil der hundertjähr'gen Leier,
Heil! ihr gilt des Tages Feier!

Von der Erde stieg der Barde,
Oben nahm er seine Hütte,
Nahm sie in der Sterne Mitte.

Sang und Klang ließ er zurück,
Citherspiel und Orgelrauschen,
Hatzelieder unserm Lauschen,
Jugendfrische unserm Blick;
Ließ uns seiner Helden Thaten,
Ließ uns seine goldnen Saaten,
Einen Himmel hier auf Erden,
Rief uns auf zum bessern Werden.

J.

* Zur Schillerfeier in Berlin.

Von A. Lücke.

Alle Diejenigen, welche das Hin- und Herwogen der Bewegung des deutschen Geistes verfolgen, durften mit Sicherheit voraussehn, daß die große Nationalfeier hier und da Mißwollen, Verdächtigung, von den Hauptshöhlen der Geistesverfinsterung aus auch wohl leidenschaftliche Angeiferung zu erfahren haben würde. Alle Anzeichen sprachen aber dafür, daß dies Gebaren, wo es überhaupt Beachtung fände, höchstens beiläufiges Mitleiden erregen oder gar durch seine Schattenwirkung der Sache des Lichtes gar nicht zu verachtende Dienste leisten würde. Wer hätte vorausgesagt, daß gerade in Preußen, in Berlin, den schillerfeindlichen Kräften, ein wenn auch nur augenblicklicher*) Triumph werden sollte. Es wäre unnütz, zu läugnen, und es ist sehr gut, daß es so ist: Der gerade jetzt wieder mächtig durch's deutsche Volk gehende Zug nach Einheit ist es, welcher der Schillerfeier erst die höchste Weihe als Nationalfest ertheilt hat; denn bei seinem Suchen nach dem Alle einigenden Punkt findet der Deutsche diesen Punkt in den Werken und in der Person des Dichters, dem zur Erscheinung und Verkörperung gekommenen Ideal des deutschen Wesens. Und in dem Staate, dessen innerste Existenzbedingungen ihn immer wieder — und wäre es auch gegen seinen Willen — dahin drängen, den Kernpunkt der ersehnten Einigung abzugeben, in dem Staate, dessen Regierung grade jetzt der politischen und kirchlichen Reaction tief in's Fleisch geschnitten hatte, in Preußen sollte die polizeiliche Anschauung gegen die nationale Idee das Feld behaupten! Eine im Bereiche des gewöhnlichen Ideenkreises liegende Erklärung für das Ereigniß giebt es nicht, und dieser Mangel verhilft mir vielleicht dazu, Glauben für den ungewöhnlichen, aber nichts destoweniger thatsächlichen Erklärungsgrund zu finden. Unsre Minister, wenigstens die beiden, unter deren Verwaltungszweig die Erlaubnißertheilung zu den Hauptbestandtheilen der Festlichkeit fiel, waren noch durchaus in Unwissenheit über die eigentliche Natur des Festes, als der Vorstand des Comité sich mit der vorläufigen Anzeige seiner Absichten an sie wendete, und als bereits die Zeitungen Nachrichten von gleichem Vorhaben aus allen Theilen Deutschlands und selbst aus dem Auslande gebracht hatten. Unter diesen Umständen, befremdet über den ungewöhnlichen Anlauf den das Comité mit seinen Vorbereitungen nahm, gaben sie vorschnell den in ihrer Umgebung lauernden, aus der frühern Aera gebliebenen und nie ganz auszurottenden Einflüssen nach, und drückten durch ihre Verfügung den Vorarbeiten, welche polizeiliche Anschauung, Kleinlichkeit, Unverstand und Bosheit schon verrichtet hatten, das Siegel auf.

Wenn es auch Thatsache ist, daß unsern Ministern seit dem Augenblicke ihres Amtsantrittes das Uebermaß von Geschäften wenig freie Stunden übrig ließ, so daß sie öfter monatelang Tag für Tag bis Mitternacht zu arbeiten gezwungen waren, so bleibt es immerhin ein Räthsel, wie ihnen in ihren Erholungsstunden, in ihrem trotz aller Thätigkeit nicht zu umgehenden gesellschaftlichen Verkehre, im Zusammensein mit ihrer Familie oder bei noch so flüchtiger und allgemeiner Kenntnißnahme von Zeitungsnachrichten, die nähere Kunde von dem alle Welt beschäftigenden Vorhaben entgehen konnte!

Bei der ausgedehnten Allgemeinheit, welche das Festcomité für die Feier anstrebte und anstreben mußte, war es unmöglich, allen Amtsgrößen und Amtsspitzen die im gewöhnlichen Gange des Büreaukratismus ihnen zukommende Reverenz zu erweisen. Die Mitglieder desselben in ihrem eignen Enthusiasmus für die Sache rechneten nach jener Seite hin auf eine gleiche Stimmung und auf eine daraus hervorgehende momentane Entäußerung der durch den alltäglichen Geschäftsgang verknöcherten Persönlichkeit. Ihre Welt- und Geschäftskenntniß sagte ihnen, daß eine Ueberlassung der Initiative an die Behörden gleichbedeutend sei mit Verschleppung und Verkleinerung der großen Sache. Im ersten Punkte irrte das Comité gewaltig. Die Stadt- und Staatsbehörden erblickten in der augenblicklichen Reverenzverweigerung dasselbe Vergehen, wie in der Unterlassung der Anzeige von der Anlage einer Senkgrube auf einem städtischen Grundstücke oder eines vorgefallenen Wohnungswechsels. Als ein für die Vertretung der Sache bei den Vätern der Stadt noch schließlich günstig wirkender Umstand stellte es sich heraus, daß der bei der Regierung eingetretene Systemwechsel Veranlassung und Möglichkeit gegeben hatte, einige frische Elemente in die städtische Verwaltung zu bringen, welche in diesem Streite den Anstoß zur Bewegung und den Anhalt für allzuvorsichtige Mitglieder gaben. Das Comité nahm kluger- und billigerweise einige Vertreter der Tagespresse unter seine Zahl auf, aber es konnte nicht sämmtliche Redacteure zum Beitritte auffordern, namentlich konnte es nicht Leute unter sich aufnehmen, deren Persönlichkeit und frühere Verhältnisse bei anständigen Leuten Anstoß und Widerwillen erregt haben würden; die Folge war, daß es sofort nach seinem Zusammentritt eine Zuschrift von dem Redacteur eines zwar der liberalen Richtung angehörenden und ziemlich verbreiteten, aber in ziemlich ordinärem Tone geschriebenen Tagesblattes erhielt, in welchem der Schreiber sein Bedauern aussprach, nicht der Aufforderung zum Beitritte gewürdigt zu sein, und sich deshalb nicht in dem Falle zu befinden, einen besonderen Eifer für die Zwecke des Comités verwenden zu können. Der Drohung folgte eine Reihe von hinterlistigen und giftigen Angriffen, weniger auf die Sache als auf die Maßnahmen des Comité's. Die Erbärmlichkeit gipfelte sich bis zu der Denunziation des 10ten Novembers, als des Todestages Robert Blums. Die bekannten reactionären Organe verwendeten natürlich möglichst viel Unreinlichkeit zur Verunzierung von Sache und Personen.

Es bedarf keiner Versicherung, daß es unter diesen Umständen der ganzen Thatkraft, Ausdauer, Geschicklichkeit und namentlich Selbstverleugnung, die der Vorsitzende und erste Anreger der ganzen Sache, der Rechtsanwalt O. Lewald, besitzt, bedurfte, um allen diesen Anfechtungen zu widerstehen und die richtigen Maßnahmen entgegenzusetzen, ganz zu schweigen von den im Comité selbst vorkommenden und trotz aller Opferbereitwilligkeit und Sachkenntniß nicht zu vermeidenden An- und Mißständen. Für die an die Zugluft der Oeffentlichkeit nicht gewöhnten Mitglieder bedurfte es oft der ganzen Ueberredungskunst des Vorsitzenden, um sie zu einer kurzen Außerachtlassung der Persönlichkeiten, der eignen wie fremden, zu

*) Wenn dieser Aufsatz gedruckt ist, werden Sie in Bremen schon erfahren haben, daß die Feier dennoch eine öffentliche sein wird.

vermögen und ihnen in der unausbleiblichen Anerkennung bei schließlichem Gelingen die vollste Entschädigung für theilweise und einstweilige Verkennung vor Augen zu stellen. In der That wäre es der höchste Triumph aller der an der Herabziehung der Angelegenheit arbeitenden Jämmerlichkeit gewesen, wenn das Comité, an der Durchführung seiner Absichten verzweifelnd oder aus Scheu vor der Berührung mit unwürdigen Elementen, sich aufgelöst hätte. Als der Theil des Programms, der die öffentliche Begehung der Feier betraf, nicht mehr zu retten schien, bestimmte das Comité die zu jenen Zwecken sehr reichlich eingehenden Geldbeiträge zur Errichtung einer Schiller-Statue; nächst dem tapferen Standhalten jener Männer wird es dieser Wendung zu danken sein, wenn Berlin nun, trotz allem Vorangegangenen, eine öffentliche Schillerfeier begeht. Wie schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist, wird die Erlaubniß zur feierlichen Grundsteinlegung zu dem Denkmale ertheilt werden, und diese Erlaubniß wird den Ministern die Brücke bauen, über welche sie wieder in die richtige Bahn einlenken können.

* Ein ungedruckter Brief von Quandt.

Quandt an eine Künstlerin.

Dresden, 27. December 1858.

Verehrte Freundin.

Vor wenig Tagen brachte mir Herr Doctor Harnthal eine Empfehlung von Ihnen; welche Sie ihm vor einigen Jahren gegeben hatten.

Das kleine Blättchen mit Ihrer Handschrift mahnte mich, daß ich denn doch von mir etwas wieder müsse vernehmen lassen, damit ich nicht, mich über meine eigne Seumigkeit beklagen müsse.

Ich will es Ihnen nur bekennen, daß ich dieses Jahr einen Augenblick in Weimar war. Ich wollte bleiben, aber es überfiel mich eine solche Traurigkeit *), daß ich gleich weiter reiste.

Wußte ich doch nicht, ob ich willkommen gewesen wäre! —

In Gotha ging es mir sehr wohl. Der Herzog hatte viel Wohlwollen für mich, und meine alten Freunde Carlowitz und Wangenheim empfingen mich mit gewohnter Herzlichkeit, so daß ich in Gotha und Reinhardtsbrunnen mehrere genußreiche Tage zubrachte.

Besonders werth ist mir die Bekanntschaft des ehrwürdigen und in eben dem Grade liebenswürdigen Geheimhofrath Jacobs geworden. Ich glaube es ist nicht möglich, daß ein junger Mann so liebenswürdig seyn kann, wie dieser herrliche Greis.

Er hört jetzt sehr schwer, er versteht aber geistig so leicht und fühlt so leise, daß die Unterhaltung mit ihm entzückt.

Auch ist diese Stadt mit Kunstwerken, die Sie ja kennen, reichlich ausgestattet und die Gegend ist anziehend.

Reinhardtsbrunnen, wenn Sie es noch nicht gesehen haben, verdient, daß Sie es besuchen. Es liegt in einem tiefen Thale, an klaren Bächen, unter schönen, alten Baumgruppen und ist wie aus der Gegend und der Natur herausgewachsen.

Es ist im deutschen Styl, der wohl auch gothisch genannt wird, gebaut und ohne daß dieser Styl etwas von seiner Würde hätte aufgeben müssen, ist doch in diesem Gebäude alles zeitgemäs und unserer Lebensweise bequem. Es ist ein deutsches Fürstenschloß in einer schönen, ächt deutschen Gegend.

Die reichen Steinarbeiten daran sind überaus vollkommen und man freut sich zu sehn, daß der Fleiß und die Geschicklichkeit der Deutschen noch wie vor mehrern Jahrhunderten thätig ist, wenn es nur dazu Gelegenheit giebt.

In Cassel wollte mir die Luft nicht zusagen, ich fühlte mich von all der leblosen Pracht, die keine Bedeutung hat, da sie sich weder auf ein heitres Volksleben noch einen Fürstensinn bezieht, beklommen. Die herrlichen Wasserwerke in Wilhelmshöhe sind ein treffendes Bild von Cassel selbst. Das rauscht und schäumt einen Augenblick glänzend, betäubend und doch auch widernatürlich empor, und sinkt doch gleich wieder in sich und in nichts zusammen.

In Göttingen brachte ich einige sehr glückliche Tage, mit meinem alten Freund Wendt und Ottfried Müller zu. Das ist ein andrer Alterthumsforscher als Ihr Böttger. Der kennt die alte Welt und ihre Herrlichkeit nicht bloß durch Hören und Sagen und Lesen, sondern er hat sie zugleich geschaut mit leiblichen und geistigen Augen in ihren Werken. Was hat es Böttgern geholfen als er blind wurde, daß ihm der treffliche Augenarzt Weller glücklich den Staar gestochen hat? Nichts.

Endlich erreichte ich das Ziel meiner Reise, Braunschweig. Ich wollte denn doch das berühmte Bild von Giorgione gesehn haben und ward dafür belohnt. Lebensvoller kann man die Natur wohl nicht auffassen als dieser Meister und so sehr dies Bild auch gelitten hat, so war es doch nicht todzumachen. Der Adam ist noch ziemlich erhalten und die männliche Gestalt erscheint hier in ihrer edlen urkräftigen Bildung. Das Weib erscheint in der Eva, in voller Entfaltung ihrer Bestimmung und man möchte sagen, in übermüthigem Reitze. Wodurch dies Bild für den genießenden Kunstliebhaber verlohren hat, daß die Eva ganz verwaschen und die Untermalung sichtbar geworden ist, giebt ihm für den Künstler ein eignes Interesse. Man sieht wie der Meister bei der ersten Anlage sich getreu an das Modell gehalten und bei der Uebermalung davon abgewichen ist.

Dem Kupferstichkenner wird durch dieses Bild Aufschluß gegeben, über das berühmte Blatt: Adam und Eva von Dürer. Es hat dies Blatt mit diesem Bilde große Aehnlichkeit. Dürer sah es vielleicht in Venedig und wiederholte es aus der Erinnerung in seinem Kupferstiche.

Es haben Kupferstichkenner wunderliche Vermuthungen darüber angestellt, warum auf dem Stiche, Dürers Monogramm nicht zu finden ist. Ich glaube Dürer war zu ehrlich, um sein Zeichen auf ein Blatt zu setzen, dessen Composition und Erfindung nicht ganz sein Eigenthum seyn mag. Auch die Niederländer sind mir in der Braunschweiger Gallerie in einem ganz andern Lichte vorgekommen. Viel liebenswürdiger und herziger als sonst. Ich hätte noch viel davon zu sagen, wollte es nur irgend jemand anhören.

Ueber den Blocksberg nahm ich meinen Rückweg und machte die Bemerkung, daß je höher der Mensch steigt, um so kleiner scheinen ihm die Dinge auf der Erde.

Daß dies bei Goethe nicht der Fall war, der doch so hoch und hehr stand, macht ihn so bewunderungswürdig.

Ich freute mich daheim Frau und Kinder wohl anzutreffen und zog mich in meine Wälder und Bergschluchten zurück. In Dresden bin ich seit 1½ Jahren mit solcher Undankbarkeit und Zurücksetzung überhäuft worden, daß ich diesem Pfuhl den Rücken gewendet habe. Ich habe daher die liebenswürdigen Gräfinnen von Egloffstein nur zweymal zufällig in einem Concert und auf der Gallerie gesehn, denn sie waren immer von Menschen umgeben, welchen ich die Beschämung gern erspare, mir zu begegnen.

Wie ich höre war Ihr Großherzog längre Zeit in Dresden und Böttiger sein Cicerone.

David war hier und hat Tiecks Büste colossal gearbeitet. Die Auffassung ist seelenvoller als geistreich, was mich sehr erfreut.

Unser lieber Näcke liegt im Sterben. An Thürmers Stelle ist ein junger trefflicher Architekt, Semper, getreten. Hiedurch wäre der Platz an der Akademie, aber seine Stelle in den Herzen seiner Freunde und Schüler nicht ausgefüllt.

Nach so manchen Kränkungen ist mir doch so einiges Erfreuliche auch begegnet. Man hat mich zum Mitglied der Academie in München, wie schon früher zu Berlin, ernannt.

Ich muß nun diesen Brief schließen, sonst finde ich kein Ende. Seit Goethe und Zelters Briefe braucht man gar keine Briefe mehr zu schreiben, denn darin findet man schon Alles.

Die freundlichsten Grüße an den verehrten Riemer, Schorn und Frohriep.

Glück zum neuen Jahr und immer! Ihr

ergebenster Freund
Quandt.

*) Indem er Goethe vermißte.

* Zu Schiller's Jubelfeier.

Die deutsche Schiller-Stiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die deutsche Schillerstiftung constituirt zu dem in § 1 der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die National-Literatur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen, oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen, in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand darbietet. — Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen.“

Die Constituirung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfeste des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger, nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger

Höhe tönt, sammelt Euch, nicht bloß um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnißfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werkthätiger Liebe für unseren volksthümlichsten Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreu'n, —

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, daß wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hülfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort giebt es im Vaterlande, so abgeschieden von den großen geistigen Besitzthümern unseres Daseins, daß nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so daß in diesem Namen eine Weihestimmung, einzig in ihrer Art, und ein Gesammtbewußtsein, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermißt, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So tretet denn am 10. November zur Bildung von Schiller-Stiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen läßt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte und laßt nach dem Festgruße für den Dichter durch die Hände Eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangvereine und Liedertafeln, wo Capellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert ihm den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch du nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Lasset uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, daß der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme, nicht wirkungslos verlodere, sondern daß die hundertjährige Jubelfeier von Schiller's Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sei und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schiller-Stiftungen befinden sich in: Berlin, Breslau, Coburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), Wien. An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. October 1859.

Die constituirende Versammlung der deutschen Schiller-Stiftung:

Dr. Berthold Auerbach aus Dresden. Dr. Ludwig Blum aus Stuttgart. Dr. Ludwig Braunfels aus Frankfurt a. M. Heinrich Brockhaus aus Leipzig. Geh. Medicinalrath Dr. Karl Gustav Carus aus Dresden. General-Intendant Dr. Franz Dingelstedt aus Weimar. Dr. Johann Georg Fischer aus Stuttgart. Dr. Ernst Förster aus München. Advocat Adolph Gerhard aus Leipzig. Dr. Karl Gutzkow aus Dresden. Professor Dr. Friedrich Haase aus Breslau. Dr. Julius Hammer aus Dresden. Dr. Gustav Handold aus Leipzig. Graf Stanislaus Kalckreuth aus Weimar. Dr. Moritz Lazarus aus Berlin. General-Consul Ernst Merck aus Hamburg. Hoftheater-Regisseur Ferdinand Pirscher aus Darmstadt. Karl Rick aus Wien. Major Serre auf Maxen aus Dresden. Karl Voigt aus Weimar. Staats-Minister a. D. Dr. Ernst von Wietersheim aus Dresden. Dr. Friedrich Zabel aus Berlin. Dr. Georg Zimmermann aus Darmstadt.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von E. Kraft. — Geschichte der deutschen Frauen. Von Joh. Scherr. — Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette von Droste-Hülshoff. — Die Zauberflöte. Roman von E. Breier. 2 Bde.

— * Von dem großen Werke von Gfrörer „Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter" erschien der vierte Band.

— *** Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" gegen die Größen unsrer klassischen Literatur erhobene Anklagen, beleuchtet von August Boden. Frankfurt, 1859. — Diese Schrift wird Jeder mit Wohlgefallen und Befriedigung lesen, der da weiß, wie Menzel sein Leben lang sich's zur Aufgabe gemacht hat, die Größen unsrer Literatur (in den zwei Auflagen seiner „Deutschen Literatur" (1828 und 1836), in seiner „Geschichte der Deutschen", sowie in seinem Literatur-Blatt) zu schmähen. Indem er in seiner in diesem Jahre erschienenen „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" sich darin selbst überbietet, ist ihm in der obigen Schrift eine verdiente Züchtigung zu Theil geworden, und diese Züchtigung besteht darin, daß Boden ihm in ruhigster Beweisführung eine Unwissenheit und Unkenntniß nicht nur, sondern auch absichtliche und unabsichtliche Fälschungen und Unwahrheiten nachweist, die das Denkbare überschreiten. Diese Beweisführung ist aber zugleich so lehrreich gemacht, daß die Schrift zu den interessantesten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur-Geschichte und Kritik zu rechnen sein dürfte. Boden beschränkt sich auf eine Vertheidigung der vier in dem neuesten Menzel'schen Werk am meisten geschmähten großen Schriftsteller: Goethe, Johann Heinrich Voß, Klopstock und Lessing; diese Vertheidigung ist aber ein zusammenhängendes Ganze, worin die Verdienste dieser Koryphäen unsrer neueren Literatur gerade nach der von Menzel geschmähten Seite hin auf die lehrreichste Weise deutlich gemacht und hervorgehoben werden. Am ausführlichsten verweilt der Verfasser bei Lessing, dessen Stellung zum Christenthum eine unparteiische und gründliche Würdigung, und dessen Nathan eine Erklärung erhält, die uns der bisher über den wahren Zweck und Sinn dieses berühmtesten Lessing'schen Dramas herrschenden Unklarheit ein Ende zu machen scheint. Wir haben hiemit eigentlich eine Inhaltsanzeige der Boden'schen Schrift gegeben, welche abermals zeigt, daß Herr Boden mit einer Fülle literarischen, theologischen und philosophischen Wissens gesundes Urtheil und eine geistreiche Darstellung verbindet. — r.

— Δ Geschichte des Italiänischen Volks unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens von Dr. Ruth. Leipzig, G. Mayer. — Der bekannte Verfasser einer gediegenen Geschichte der Italiänischen Poesie bietet hier dem deutschen Volke vorliegendes Werk, welches hauptsächlich die Kulturverhältnisse des Landes in der angegebenen Periode im Auge hat. In der Epoche vor der französischen Revolution wird die Behauptung ausgeführt, daß Italien ein Opfer der Größe der Hierarchie geworden sei; sodann wird die Aufgabe der Kirche und der Einfluß der französischen Revolution auf dieselbe, der verderbliche Einfluß der französischen Sprache und Sitten auf die des Landes dargestellt. Eine Kritik über Goldoni, Casti, Cesarotti, Parini, Alfieri und ihre Werke ist hiemit verflochten. — In der Periode der französischen Revolution beförderte Victor Amadeus II. die Aufklärung, sein Nachfolger Victor Amadeus III. die Finsterniß, die Parteien der Absolutisten und Demokraten beherrschten abwechselnd das Land, unter den schwachen Nachfolgern. Nach einer kurzen Restauration durch Russen und Oesterreicher wurden Piemont und Genua französische Provinzen. In der Lombardei sehen wir eine cispadanische und cisalpinische Republik gegründet, den Einfluß derselben sich über die Delegationen ausbreiten, wozu der Kardinal Chiaramonte sogar selbst hilft und endlich die Gründung einer italiänischen Republik unter dem Consul Bonaparte. Wir lernen sodann Ugo Foscolo, sein Leben, seine Schriften und seine Schule kennen, hieran schließen sich Monti, Silvio Pellico, die Arkadier und Akademiker und endlich Manzoni. Drei große Parteien, die österreichische, französische und italiänische zerreißen das Land, von denen schließlich die erstere siegt. — Im Kirchenstaat versuchte Pius VI. vergebens einen Bund der italiänischen Fürsten zu errichten, schleuderte den Bannstrahl gegen die Revolution und starb nach Eroberung seines Landes durch die Franzosen in deren Gefangenschaft. Der zu seinem Nachfolger erwählte Pius VII. schloß ein Concordat mit Napoleon, wohnte der Krönung derselben bei und sah Frankreich zum zweiten Male als Gefangener wieder. — In Neapel beginnt die Betrachtung des Werkes mit dem traurigen Regiment Karls III. und mit dem noch traurigeren seines Sohnes Ferdinand, unter welchem der sittliche Zustand des Volkes auf die niederste Stufe herabsank und schließt endlich mit einem interessanten Rückblick auf die Geschichte der Insel Sicilien in der angegebenen Periode. — Vorliegendes Werk ist als anziehende Lektüre jedem Gebildeten, der Interesse hat für das schöne aber unglückliche Land, zu empfehlen, welches jetzt eben wieder, zum Schein und zur Hälfte von fremder Herrschaft befreit, seinem eigenen Verhängniß überlassen zu sein scheint. — In einer uns zu Gesichte gekommenen Kritik über dieses Buch wurde gerügt, daß dasselbe, kaum hundert Seiten stark, nicht auf den Namen einer Geschichte Anspruch machen könne; wir halten uns indessen an den zweiten Theil des Titels und hoffen, daß der Verfasser dieser Grundlage, welche wir bloß als einen Abriß und Vorbe-

zeitung betrachten, baldmöglichst ein ebenso gediegenes größeres Geschichtswerk nachfolgen lassen möge.

— * Das Erscheinen des Werkes von Marx über Beethoven hat auch eine neue (dritte) Auflage der bekannten Schindler'schen Biographie des Meisters hervorgerufen. Im Vorwort und in der Einleitung dieser neuen Auflage sind Mittheilungen enthalten über die Entstehung dieser Biographie, über die Quellen, die dem Verfasser zu Gebote standen. Die Schilderung von Beethovens Jugendzeit stützt sich hauptsächlich auf Dr. Wegeler aus Coblenz, der dem Meister bis 1796 persönlich nahe stand und später mit ihm correspondirte. „Zu Gewährsmännern für nicht verbriefte Dinge und Thatsachen aus der zweiten Periode“ — schreibt der Biograph weiter — „hatte ich den Kreis der Freunde Beethoven's, aber für Vieles ihn selber . . . den Begebenheiten der dritten Periode aber lebte ich persönlich nahe und war an den meisten in irgend einer Weise betheiligt.“ In Gegenwart des Verfassers und des Hofraths Breuning (Wegeler's Schwager) hatte Beethoven, auf die Frage, wen er sich wohl zu seinem Biographen wünsche, ohne sich zu bedenken, geantwortet: „Rochlitz, wenn er mich überleben sollte.“ Breuning starb bald nach Beethoven; Rochlitz lehnte, aus Gesundheitsrücksichten, die Uebernahme der biographischen Aufgabe ab. Wegeler schlug vor, daß er selbst, Ferdinand Ries und Anton Schindler sich derselben unterziehen sollten. Dieser Gedanke kam jedoch nicht zur Ausführung; jeder der drei Biographen verfolgte seinen eigenen Weg, Schindler blieb mit seiner Arbeit allein. Er wurde dazu besonders angelegentlich durch Dr. J. B. Bach aufgefordert. Dieser Wiener Hof- und Gerichtsadvokat war „eine der hervorragendsten juristischen Autoritäten der Kaiserstadt und Beethoven's Vertreter in Rechtssachen gewesen; aber auch in musikalischen Angelegenheiten wichtiger Art ward er vom Meister mit zu Rathe gezogen.“

— * Die Berichte über die vielbesprochene Weltumsegelung der österreichischen Fregatte Novara erhalten eine willkommene Ergänzung und Veranschaulichung durch eine Karte des Schiffscurses derselben, von Dr. Petermann, welche in dem neuesten (zehnten) Hefte der „Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann“ (nebst Bericht) publicirt ist, und die etwa zur Hälfte auf bisher unpublicirten Angaben über den genauen Verlauf der Expedition beruht. In demselben Hefte sind auch die interessanten Aufnahmen mitgetheilt, die in dem vergangenen und dem laufenden Jahre (bis zum 25. Juni incl.) in der ponto-kaspischen Niederung Behufs einer Kanal-Verbindung zwischen den beiden Meeren auf Anordnung des Staatsrathes Dr. Bergsträßer ausgeführt und von Dr. Petermann verarbeitet worden sind. Ein ausführlicher Original-Bericht vom Staatsrath Bergsträßer begleitet die Karten. Dieses wichtige Kanal-Projekt hat bereits, wie wir aus Petersburg erfahren, bei dem Kaiser und den höchsten russischen Behörden lebhaftes Interesse erweckt, und dürfte seine Realisirung bei der erstaunlichen russischen Thatkraft und dem riesenhaften nationalen Fortschritt in nicht gar ferner Aussicht stehen. Die Neutralisirung des schwarzen Meeres durch den Krimkrieg möchte durch einen solchen Kanal einen gewissen Ersatz für Rußland finden. Ferner enthält das Heft (nebst reichhaltigem Bericht über neueste geographische Werke und Karten) weitere speciellere Nachrichten über die wichtigen Entdeckungen Burton's und Speke's in Inner-Afrika.

— * **Schillers Eltern und Geschwister.** Aus den Schiller'schen Familienpapieren ist ein Werk zusammengestellt worden, welches die Beziehungen des Dichters zu seinen Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen behandelt. Wir berichten über das aus dem Cotta'schen Verlage hervorgegangene Buch nach der „Allgemeinen Zeitung“: Wenn schon vor Jahren Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen nach den Papieren und Ueberlieferungen der Familie ein Lebensbild des Dichters entwarf, so hat sich jetzt Schillers einzige noch lebende Tochter, Emilie Freifrau v. Gleichen-Rußwurm, mit Alfred Freiherrn v. Wolzogen, einem Enkel der edlen Frau die dem würtembergischen Flüchtling ein Asyl zu Bauerbach gewährte, freundschaftlich verbunden, um uns eine Reihe von Schriftstücken und Briefen vorzulegen, durch die Schillers Eltern und Schwestern sich selber uns darstellen und den eigenen Anblick ihrer Beziehungen zum Dichter gewähren. Daran ist der Briefwechsel desselben mit Frau Henriette v. Wolzogen und ihren Söhnen angeschlossen. Es sind vornehmlich die Jahre nach der Flucht aus Stuttgart, die drang- und gefahrvollsten und für Schillers Entwicklung wichtigsten, die hier von verschiedenen Seiten beleuchtet werden. Das elterliche Haus, der Familienkreis Schillers, gewährt uns ein menschlich wohlthuendes Bild. Der Herausgeber sagt mit Recht: „Die außerordentlichen Gaben seines Geistes waren freilich ein ihm von Gott besonders verliehenes Pfund; allein sein reines reiches Gemüth, das doch auch so großen Antheil hatte an der Entfaltung seines Dichtergenius, die Gluth seiner Empfindung, ohne die er mit allem Talent nie die Herzen so wunderbar zu treffen vermocht hätte — sie verdankte er doch sicher zumeist der liebevollen Zucht des elterlichen Hauses.“ Und Wolzogen hat wohlgethan, daß er die Stellen des Briefwechsels nicht unterdrückte, in denen auch die kleinen Irrthümer und Gebrechen der einzelnen Persönlichkeiten hervortreten, denn diese sind in ihrem Kern tüchtig genug um das ertragen zu können. Und wie schön gleicht sich der Unterschied der Stände wie der Bildung auf dem Boden der Liebe und Sittlichkeit aus, als Schillers Gattin in den Kreis seiner Angehörigen auf der Solitude tritt! Betrachten wir zunächst den Vater, wie er sich selber und wie die Seinigen ihn schildern. Das Buch wird durch eine von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte Johann Kaspar Schillers eröffnet. Er ist ein Mann der alles durch sich selbst geworden. Schon als Knabe lerneifrig und regsam, aber durch des Vaters frühen Tod der Feldarbeit hingegeben, dann in der Lehre bei einem Wundarzt und auf der Wanderschaft, dann vom 22. bis 26. Jahr (1745—1749) als Feldscheer eines niederländischen Husarenregiments zu Feld in den Niederlanden. Aber er hat nicht genug zu thun, da „bei den vielen Strapazen der leichten Reiterei sich Krankheit am wenigsten einnisten können“, und der Hang zu immerwährender Thätigkeit reizt ihn es sich auszubitten, daß er, gleich den Wachtmeistern auf Commando, auf Unternehmungen ausreiten durfte, und so macht er manchen Ritt, bald mit Beute, bald mit Einbuße. Er geräth in Gefangenschaft, wird bei Wasser und Brod so lange hingehalten bis er beim Feind Kriegsdienste nimmt, kommt aber doch wieder zu seinem Regiment. Wer austheilt, meinte er, muß auch wieder einnehmen. Nachdem er seinen Rittmeister nach Amsterdam und London begleitet, läßt er sich in Marbach nieder, und heirathet die Tochter eines Wirths, Elisabeth Dorothea Kodweis. Der Schwiegervater hat unglücklich speculirt; Schiller rettet sein eigenes Vermögen durch Theilnahme am Hausbesitz, will aber den Zerfall der schwiegerelterlichen Habe nicht mit ansehen, und tritt 1753 als Fourier in ein würtembergisches Regiment. Er macht viele Feldzüge des siebenjährigen Kriegs mit, wird Fähndrich, Lieutenant, Hauptmann, übt aber vorkommenden Falls jetzt ebenso seine chirurgische Kunst wie er früher als Feldscheer die Waffen geführt hatte. Nach dem Krieg im Garnisonsleben fängt er an Mathematik zu studiren, Baumzucht zu treiben und über landwirthschaftliche Gegenstände zu schreiben. Das veranlaßt den Herzog ihn der Hofgärtnerei auf der Solitude vorzusetzen, wo er zum Rang des Majors und Oberstwachtmeisters aufsteigt. . . . Die Familienbriefe reden von seinen heftigen Leidenschaften, und das frühere Leben zeigt ihn einigermaßen als Abenteurer; aber das wird aufgewogen durch die militärische Strenge gegen sich selbst wie gegen andere, und durch die ernstliche Gottesfurcht, von der auch die zur Hausandacht verfaßten Gebete Zeugniß geben. Gleiches verlangt er von seinem Sohne. Die Briefe zeigen eine treue und herzliche väterliche Liebe. Er freut sich dieses Sohnes, seiner Werke und seines wachsenden Ruhmes. Da er nicht mit der Frau nach Jena reisen kann, ist es seine größte Freude, daß der Sohn 1793 nach Schwaben kommt. Uebermäßige Arbeiten in den Gartenanlagen zogen ihm ein langes Schmerzenslager zu, von der er nicht wieder aufstehen sollte, das er aber mit Gottergebenheit ertrug. Die jüngste Tochter, Nanette, starb während dieser Krankheit. — Derselbe fromme und ehrenfeste Sinn, aber mit weiblicher Milde gepaart, war das Erbtheil der Mutter. Sie lebte ganz in ihren Kindern. Wenn sie für Erziehung und Bildung der Mädchen bemüht war, so meinte wohl der Vater, daß sie dieselben zum Staat und Großthun erziehe; ein Handwerksmann würde keine solche Frau brauchen, und sonst würde keiner kommen. Sie schrieb später der Schwiegertochter: „Eine glänzende Erziehung habe ich meinen Kindern nicht geben können; aber ihr Herz zu bilden, sie zur Tugend und Rechtschaffenheit, zu Fleiß und Sparsamkeit anzuhalten, hauptsächlich das Christenthum einzuprägen, hielt ich für die erste Pflicht, und diese wird, trotz aller Verlachung und Verachtung der jetzigen aufgeklärten Welt, mich niemals reuen.“ Und wie freut ihr mütterliches Gemüth die wachsende Größe des Sohnes, von dem Beifall an mit welchem „Kabale und Liebe“ in Stuttgart aufgeführt ward, bis zu dem huldigenden Jubel des Volks, der den Dichter der „Jungfrau von Orleans“ in Leipzig begrüßte! Wie rührend sucht sie durch selbstgesponnene Leinwand, die doppelt so gut als gekaufte sei, für Hemden des Sohnes ihren Dank zu beweisen, daß er der Verwittweten von seinen Cotta'schen Honoraren einen Jahrgehalt von 120 fl. auszahlen ließ! Und in solcher Sorge für die Familie ist der Dichter, der doch selber nie in glänzenden Verhältnissen lebte, stets voll werkthätiger Liebe ein zartsinniger Hülfespender. Schillers Schwester Christophine theilte die Schmerzen wie die Freuden des Dichters von seiner Jugend an. Sie heirathete den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, einen Mann mit den Eigenheiten vieljährigen Junggesellenthums und hypochondrischer Gelehrsamkeit, der sie sehr karg hielt, so daß sie ihr Talent zum Zeichnen zum Besten der Haushaltung durch Unterrichtertheilen verwerthen mußte. Sie hatte viel auszustehen, aber sie hielt „das gute Beispiel der Eltern, die Aufmunterung zum Rechtthun, zu Gebet und Arbeit“ in der Seele fest. Wenn sie dem Bruder in Klagen ihr Herz ausgeschüttet, faßt sie sich im Gefühl der Pflicht. Ihr längerer Aufenthalt am Krankenbett des Vaters lehrte sie und den Gatten einander besser erkennen und schätzen, und so schreibt sie die innigen Worte, die goldene Lebensregel an Schiller: „Ein Blick von Achtung und Wehmuth gemischt ist mir von Reinwald schon hinlänglich um manches Unangenehme zu versüßen. Ich halte mich immer an seine guten Seiten, so wie ich mir es überhaupt bei jedem Menschen angewöhnt habe; denn jeder, auch der schlechteste, hat Vorzüge, die, wenn wir sie aufsuchen, wieder mit ihm aussöhnen können.“ Reinwald ward gesünder, heiterer, er machte Gedichte und wissenschaftliche Arbeiten, z. B. über die niedersächsische Evangelienharmonie Heliand, und sie lebten gut miteinander. Eine belehrende Unterhaltung mit kenntnißreichen Männern war ihre Lust. Den Werken des Bruders folgte sie mit empfänglichem Sinn, sie waren ihr Trost und Erbauung, und nach seinem Tode widmete sie ihm in den Briefen an seine Wittwe das liebevollste Angedenken. Die Briefe der beiden andern Schwestern, der an Pfarrer Frankh verheiratheten Luise, und der früh verstorbenen Nanette tragen ein weniger hervorstechendes Gepräge.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 46. Bremen, 13. November. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Festrede zur Schillerfeier *).

Von W. Hertzberg.

Meine Herren!

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden in dieser feierlichen Stunde, wo Millionen Herzen in unserm Vaterlande nicht nur, sondern weit über seine Gränzen hinaus diesseits und jenseits der Meere von einem Gedanken erwärmt werden, in einem Gefühle zusammenschlagen, diesem Gedanken und diesem Gefühle vor Ihnen und in Ihrem Namen Ausdruck zu geben. Ich komme dem Auftrage mit Dankbarkeit und Freude nach. Schillers Genius hat die Wiege unsrer Generation umschwebt. Das Kind hat mit Lust und Staunen dem Wohllaut seiner unverstandnen Rhythmen gelauscht. Dem Knaben durchrieselte die Ahnung seiner Größe mit heiligem Schauer das Gebein. Der Jüngling umfaßte ihn mit jenem feurigen Enthusiasmus, in welchem die Bewunderung seiner unerreichbaren Erhabenheit mit dem wohlthuendsten Gefühle inniger und gesättigter Liebe sich so vereinigte, wie es nur Schiller gegenüber möglich ist. Aber, meine Herren, ich darf mich auch als der Zahl derer angehörig bekennen, in deren Herzen diese Bewunderung und Liebe für den Dichter auf jeder Stufe des Mannesalters wesentlich dieselbe geblieben ist. Sie ist in der That nur klarer, bewußter, begründeter geworden; aber er hat sie unter allen Heroen der deutschen Literatur nie mit einem völlig ebenbürtigen Nebenbuhler getheilt.

Wenn ich daher heute sage, weil ich es sagen muß: Schiller ist der reinste und vollkommenste Vertreter des deutschen Volksgeistes, er ist darum der größte Mann den jemals unsre Nation aus sich geboren, so mag dies Manchem übertrieben und einseitig erscheinen: Ich aber habe den Vortheil, daß ich es sage, nicht als Panegyriker und erhitzt von der Erregung des großen Augenblicks, dem man solche Uebertreibung und Einseitigkeit zu Gute hält, sondern in der schlichten Aufrichtigkeit einer lang gehegten und stets mehr befestigten Ueberzeugung. Er allein reicht hin um uns stolz zu machen auf das Volk das ihn erzeugt und dessen edelste Eigenthümlichkeiten er in so vollendeter Weise in sich vereinigt hat.

Die Pflicht ihm dafür zu danken ist gewichtig und dringend, die Erfüllung dieser Pflicht der reinste Genuß und die Befriedigung des edelsten Bedürfnisses.

Aber ist es allein die Befriedigung dieses Bedürfnisses, das an dem heutigen und an den nächsten Tagen an all den größten und kleinsten Brennpunkten deutscher Civilisation Schaaren gleichgesinnter Menschen zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des volksthümlichsten unsrer Dichter vereinigt? Ich glaube, daß auf diese Frage von allen jenen Punkten her eine einstimmig verneinende Antwort erschallen würde. Sie alle, meine Herren, theilen mit mir das Bewußtsein, daß wir mit der Geburt Schillers zugleich die Auferstehung des deutschen Nationalgeistes feiern, die Auferstehung aus Schmach und Erniedrigung, aus Knechtessinn und serviler Gemeinheit, aus provinzieller, kleinstaatlicher und kleinstädtischer Eifersucht und Zerrissenheit, aus der Barbarei welscher Unsitte, aus dem giftigen Hader der Secten und aus der Nacht des Aberglaubens sowohl wie des Unglaubens.

Aber ist denn diese Auferstehung, der wir uns rühmen, indem wir sie feiern, wirklich und wahrhaftig geschehen? Sind jene widrigen und grausen Elemente des Chaos, in welchem unser Vaterland bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gährte oder stagnirte, thatsächlich überwunden? Hat Deutschlands Psyche sich aus dem tausendjährigen Grabe emporgerungen, und im reinen Aether die ekeln Spuren des Moders und der Verwesung alle abgestreift? Auf diese Frage wird die Antwort nicht so einstimmig, sie wird in einem wesentlichen Punkte entschieden zwiespältig lauten. Allerdings ist diese Befreiung, Reinigung und Wiedergeburt auf dem Gebiete der Literatur vollzogen, und vollzieht sich auf allen geistigen Gebieten unsers nationalen Lebens täglich in neuer und gründlicherer Weise in demselben Maße, wie die Errungenschaften der großen Kultur-Reformatoren des vorigen Jahrhunderts, als deren mächtigsten wir Schiller verehren, in täglich weiteren Kreisen und tieferen Schichten des ganzen Volkes Wurzel schlagen. — So weit herrscht Uebereinstimmung; von hier an aber scheiden sich die Meinungen.

Es ist, oder war wenigstens noch bis vor kurzem die Ansicht eines nach Zahl und Werth nicht unbedeutenden Theiles unserer denkenden Mitbürger, daß wir uns bei dem so eben bezeichneten allerdings sehr schätzenswerthen Gewinn zu beruhigen haben, daß die Deutschen, ein Volk von Denkern, Dichtern und Künstlern, in dem Besitze eines so bedeutenden Schatzes der edelsten Geisteswerke, und in dessen Verarbeitung zu möglichst allgemeinem Nutzen und Frommen ihre welthistorische Aufgabe erkennen müßten, daß in der Gemeinsamkeit dieses Besitzes die deutsche Einheit, in der Selbsterlösung von Unwissenheit, Vorurtheil und Geschmacklosigkeit die deutsche Freiheit, in der Ausbreitung unserer Ideen und Ideale über den Weltkreis die deutsche Macht verwirklicht, daß mehr und Anderes zu erreichen von der Vorsehung uns versagt, mehr zu erstreben daher Thorheit sei.

Unter den Anhängern dieses genügsamen und doch so stolzen Quietismus ist ein glänzender Name, ein Name allen Deutschen

*) Gehalten bei der Vorfeier im Künstlerverein zu Bremen am 9. November 1859. — Es ist mir eine große Genugthuung, in den wesentlichsten Punkten meiner Beurtheilung Schillers mit meinem lieben Freunde Emil Palleske zusammengetroffen zu sein. Was ich direct von ihm gelernt habe, kann dem aufmerksamen Leser seines Buches, einer der größten Zierden unserer biographischen Literatur, nicht entgangen sein. Für manchen Gesichtspunkt, den ich nur flüchtig andeuten konnte, berufe ich mich ausdrücklich auf seine eingehende Motivirung, der ich fast durchgängig beistimme. Ich darf voraussetzen, daß das Werk sich in den Händen jedes Schillerfreundes befindet. H.

theuer, den wir beständig mit Schillers Zügen unter derselben Strohlenkrone verschlungen uns zu denken gewöhnt haben. Und dennoch, meine Herren, glaube ich weder, daß unter Ihnen und unter Allen, die nah und fern mit uns diesen Tag feiern, sich eine erhebliche Anzahl finden möchte, die derselben Ansicht huldigte — noch glaube ich, daß die Feier heute in diesem Sinne begangen des großen Meisters würdig sei oder den Manen des geliebten Todten gefallen werde. Schiller, meine Herren, ist ausgesprochner und anerkannter Maßen der Dichter der *Freiheit*, aber nicht etwa der vagen, abstracten, kosmopolitischen Freiheit, sondern der concreten, lebendigen Selbstbestimmung des Individuums nicht minder als derjenigen Gemeinschaft, in welcher die Idee des Rechtes mit der naturwüchsigen Entwickelung des Menschengeschlechtes sich ohne Rest und Ueberschuß durchdringt, ich meine des als Staat geeinigten *Volkes* und *Vaterlandes*.

Nicht allein, daß Schiller die Vaterlandsliebe geradezu das *heiligste der Bande* nennt: Ich glaube nachweisen zu können, daß alle seine größeren Productionen, poetische wie historische, in diesem realen und concreten Boden wurzeln und kräftigst hinarbeiten auf die Urbarmachung und Befeuchtung dieses Bodens. Die *Schönheit* ist unserm philosophischen Dichter die Selbständigkeit eines gesunden allseitig vom Geist durchdrungenen Organismus, sie ist auf den *Staat* übertragen, seine *Einheit*, *Kraft* und *Machtstellung*. Wohl klagt er selber, daß sie nur im Gesange blühe, daß die Freiheit nur im Reiche der Träume wohne, aber er klagt es nur für seine Zeit, für den Augenblick, welcher ihm jene wehmüthige Empfindung eingegeben hatte. Niemand hat mehr als er selbst dazu gethan, daß die Göttin aus dem Traume erwache, daß das Lied des gottgeweihten Sängers als ernster siegverkündender Päan durch die Herzen seiner Vaterlandsgenossen flamme.

In diesem Sinne also lassen Sie uns Schillers hundertjährigen Geburtstag feiern; oder vielmehr, in diesem Sinne feiert ihn thatsächlich am heutigen Tage die ungeheure Mehrheit unserer Nation. Wir klagen nicht darüber, daß von seinen Idealen noch so manches der Verwirklichung harrt, — nach seinen eigenen Worten war ein Jahrhundert dafür ein zu kurzgemessener Zeitraum —; aber noch weniger werfen wir zaghaft das Panier von uns, das er uns sterbend in die Hand gedrückt. Wir strecken uns nicht bequem in den Schatten der königlichen Eiche und lassen uns von dem Säuseln ihrer Wipfel in üppigen Schlummer wiegen. Wir erinnern uns, daß Körners Leier und Schwert an ihren Stamm gelehnt, daß der Sieges- und Todtenkranz, der die Stirn des Heldenjünglings umschattete, aus ihren Zweigen geflochten war. Wir danken dem Meister aus der Fülle des Herzens, daß er uns so weit auf seinem Pfade geführt; und wir geloben ihm in der Stille des Herzens, daß wir, *wie* und die kommenden Geschlechter, weiter wandeln wollen auf diesem Pfade nach seinem Muster und nach seiner Lehre bis zur endlichen Vollendung.

Von einem solchen Entschluß aber ist die Aufforderung unzertrennlich, daß wir uns noch einmal klar das Wesen und den Kern desjenigen vergegenwärtigen, wodurch Schiller der Lehrmeister und Führer seines Volkes und seines Jahrhunderts geworden ist, was wir durch ihn gelernt und gewonnen, und was wir noch ferner von ihm zu lernen und zu gewinnen haben; oder näher, wie er selbst sein Ideal aufgefaßt und welche Wege er als allein zur Verwirklichung dieses Ideals führend erkannt habe. Die Quellen für unsere Belehrung sind *dreifach*. Sie liegen in Schillers Leben, in seinen lehrhaften Schriften, aber am vollsten und kräftigsten strömen sie uns zu aus den Werken seines schöpferischen Genius. Und zwar von *doppelter* Seite her. Zunächst nämlich ist das Schöne, wie Schiller den Begriff faßt, keine von dem sonstigen Wesen der Dinge losgelöste Eigenschaft; es ist vielmehr der Inbegriff alles dessen, was das Leben und vor allem das menschliche Leben lebenswerth macht. Somit werden die Grundsätze, welche den Dichter bei der Ausführung seiner poetischen Conceptionen leiten in ihren wesentlichen Zügen bei der Erreichung jedes über das Nächste und Gemeinste hinausliegenden höheren Lebenszieles ihre Anwendung finden. Es ist Schillers eigenster Gedanke, wenn ich sage: Ein gutes Gedicht kommt auf ganz ähnliche Weise zu Stande, wie ein edler Charakter, eine glückliche Ehe und ein wohlgeordneter Staat.

Sollte dies paradox erscheinen, so berufe ich mich auf die, wie ich denke, nun schon allgemein zugegebene Thatsache, daß die sittliche, sociale und politische Größe einer Nation in engster Wechselwirkung mit der Entwicklung ihrer Literatur und Kunst stehe, und daß wir in der literarischen Wiedergeburt Deutschlands die wir heute feiern, nicht nur ein Unterpfand sondern auch ein Vorbild unserer begonnenen und sicher zur Erfüllung reifenden staatlichen Regenerirung erblicken. Soll jene uns aber ein Muster und Vorbild für diese sein, nun so lohnt es auch für uns Alle einen Blick in die dichterische Werkstatt Schillers zu werfen und von *seinem* Schaffen zu lernen, wie wir selber zu schaffen haben an uns selbst und an dem Ganzen.

Aber noch sicherer und eindringlicher empfangen wir Schillers Weisung aus dem Inhalte seiner Dichtungen. Allerdings ist die Dichtkunst eine verhüllte Göttin. Das Gewand der Fabel, in welches sie sich kleidet, ist reizend aber trügerisch für den Unbesonnenen. Sie ist das räthselhafte Bild von Sais. Wer ihr den Schleier mit schuldbefleckter Hand gewaltsam abreißt, schaut sein Verderben. Nahen wir ihr ehrfurchtsvoll und harren wir gläubig bis vor unsern Blicken die Hülle in durchsichtigen Aether zerfließt. Ich habe gesagt, Schillers größere Dichtungen — und vor allen gilt dies von den Dramen — seien auf dem Boden der Vaterlandsliebe erwachsen und spenden, vom Hauche der Freiheit genährt, dem Vaterlande ihre schönsten Früchte. Ich habe damit keineswegs sagen wollen, daß er sie nur zu diesem Zweck und mit der speciellen Absicht verfaßt habe, seinen lieben Landsleuten politische und moralische Lectionen zu ertheilen. Schillers Muse ist zu keusch um so zweideutige Verbindungen einzugehen. Die schwächliche Zwittergeburt des Tendenzgedichtes stirbt mit der Erreichung ihres nächsten Zweckes dahin. Schillers Dramen leben ewig. Ihm stand es völlig so gut zu, wie seinem großen geistigen Zwillingsbruder, zu sagen:

> Ich singe wie der Vogel singt,
> Der in den Zweigen wohnet,
> Das Lied das durch die Kehle dringt
> Ist Lohn der reichlich lohnet.

Sein Lied war keinem Lohne feil, selbst nicht dem verlockendsten: der Bewunderung seiner Zeitgenossen. Und hier ist es denn doch mit dem schönen Gedicht, wie mit der edeln That; je naiver dieselbe, ohne jeden Nebenzweck, nur um der Pflichterfüllung willen vollbracht wird, um so mächtiger wird sie wirken als Lehre und anfeuerndes Vorbild. Leonidas fiel wahrlich nicht deßhalb bei den Thermopylen, um der Schuljugend später Zeiten als Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe vorgehalten zu werden. Und *darum* ist er ein ewig leuchtendes Beispiel. Und darum leisten Schillers Dramen, ohne es zu versprechen, was der größte Dramatiker aller Zeiten als den schönsten Erfolg und den sichersten Prüfstein eines wahren Schauspiels bezeichnet hat: »Sie halten der Natur selbst ihren Spiegel entgegen; sie zeigen der Tugend ihre eignen Züge, dem Laster sein eignes Bildniß, und dem verkörperten Geiste der Zeit seine Gestalt und seinen Ausdruck.« Schillers ganzes Dasein wurzelte in specifisch deutscher Gesinnung und darum mußten die Früchte dieses Daseins für *Deutschland* reifen. Er hielt uns jenen Spiegel vor und wir erkannten unsere Züge, *unsre* Tugenden, *unsre* Laster; wir erschracken vor diesen, und erfreuten uns jener, wir suchten die einen zu bekämpfen und die andern zu pflegen. Wir begannen an uns mit der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes. Aber wir stehen noch in den Lehrjahren.

Oeffnen wir darum noch einmal das inhaltsreiche Buch, unser

Noth- und Hülfsbuch in diesem unserm Lehrlingsalter nationaler Bildung, das Buch, welches Schillers Leben, Lehre und Dichtung umfaßt. **Freiheit!** ruft uns gleich die erste Seite zu. Aber das herrliche Wort tönt wie ein wilder Weheruf, wie ein Schmerzensruf der gebährenden Zeit, in deren Schooße das furchtbare Kind, die große französische Staatsumwälzung sich mächtig regt. Ja ungebärdig und gewaltsam im Sturm und Drang tobt diese Freiheit gegen ihre Kerkergitter und zerbricht ihre Ketten — um sich selbst darin zu erwürgen —; da fehlt es denn nicht an jenen vorwitzigen Jünglingen von Sars, deren ich so eben erwähnte, die der Dichtung den Schleier gewaltsam abreißen, es fehlt auch nicht an pharisäischen Priestern, die über der Leiche sich kreuzen und rufen: »Siehe, er predigt Aufruhr!«

Aber gemach, Ihr Herren, ehe wir kreuzigen! Betrachten wir uns den Fall näher. Allerdings sind die **Räuber**, **Fiesko** und **Kabale und Liebe** entschieden revolutionäre Dramen: Fiesko revolutionär auf politischem, Kabale und Liebe auf socialem Gebiet und die Räuber auf beiden Gebieten, des Staates und der Gesellschaft. Keine furchtbarere Anklage gegen die Zeit ist denkbar, als daß die Reste edler Menschlichkeit die sie in ihrem Schooße hegt, ausgestoßen werden aus den einst heiligen Mauern der Städte und sich in die Räuberbanden flüchten müssen, daß Staat und Mördergrube ihre Rollen getauscht haben, daß jener abnorm, diese normal geworden ist. Aber was lehrt sie uns, diese furchtbare Erstgeburt des Schillerschen Genius, sie selber so wohl wie ihre etwas manierlicheren Schwestern? Nun, sie hält der Zeit den Spiegel vor, allerdings einen Hohlspiegel und dazu von ungeübter Hand etwas schief und ungleich geschliffen, so daß die Bilder grotesk, ja hin und wieder zur Fratze entstellt uns daraus entgegenstarren, aber immerhin noch Spiegelbilder und zum Theil recht kenntliche. Aber was lehrt sie uns denn zu **thun**? Predigt sie nicht Aufruhr? Lehrt sie uns nicht rebelliren gegen diese grinsenden Fratzen des Zeitgeistes? Nichts weniger als das. Vielmehr gerade das Gegentheil, wenn wir nicht etwa wie Carl Moor am Galgen enden, wie Fiesko von der Brücke stürzen oder wie Ferdinand uns vergiften wollen. In **dem** Sinne also wie die Unbesonnenheit, die hämische Mißgunst und die schuldbewußte Angst es vorgiebt, ist Schiller niemals revolutionär gewesen. Ich will nicht schon hier an das Wehe erinnern, das er im Liede von der Glocke den Ausbrüchen der entfesselten Volkswuth nachruft. Man könnte sagen, daß die veränderten Zeiten auch in ihm die Stimmung verändert hätten. Aber ich muß erwähnen, daß er den großen Ereignissen in Frankreich ganz anders als Klopstock und wiederum anders als Goethe mit historisch nüchternem Forscherblick folgte, und bald mit sicherer Berechnung dem jungen Freistaat sein Ende weissagte. »Die französische Republik«, sprach er zu seinem Freunde Hoven, »wird ebenso schnell aufhören als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herren von Frankreich sondern auch vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird.«

Mehr dagegen folgte er dem warmen Gefühle als der Stimme der Besonnenheit, als er, wahrscheinlich gestützt auf das vom Convent ihm verliehene Bürgerrecht, ganz ernstlich den Entschluß faßte, persönlich in Paris für das Leben Ludwigs XVI. zu sprechen, einen Entschluß dem die Enthauptung des unglücklichen Königs zuvor kam. Phantastisch genug mag uns jetzt dieser Gedanke erscheinen, revolutionär ist er gewiß nicht. Wenn daher aus jenen Dramen der Sturm und Drangperiode irgend eine praktische Lehre zu ziehen ist, so ist es nur diese, daß der Staat und die Gesellschaft aus dem Zustande allgemeiner Verderbniß nicht durch Gewaltthaten gerettet werden kann, daß vielmehr durch Aufregung der untersten Hefe die faulige Gährung nur beschleunigt und auch die wenigen noch gesunden Bestandtheile der Masse davon ergriffen und in den allgemeinen Zersetzungsproceß hineingezogen werden.

Somit ergiebt sich durch den nächsten Schluß als alleiniges Mittel der Rettung aus solchen Zuständen, daß ein jeder im kleinsten Kreise und zunächst mit sich selbst die Arbeit der Selbstreinigung und Selbstbefreiung übernimmt. Und diese Arbeit hat Schiller mit solcher Willenskraft, Entsagung und Ausdauer und mit so glänzendem Erfolge an sich vollzogen, daß er schon hiedurch als lebendige Lehre für jedes Alter einen regenerirenden Einfluß auf die kommenden Geschlechter üben muß. Ich erwähne nur mit einem Worte die Entbehrungen und Drangsale seiner Jugend, die unbeugsame Willenskraft und den heldenmäßigen Fleiß, der die letzten fünfzehn Jahre seines irdischen Daseins, fünfzehn Jahre einer schmerzhaften beängstigenden Krankheit, während welcher er den Tod beständig vor Augen sah, zu der poetisch fruchtbarsten Periode seines Lebens machte, so daß wir gerade ihr nicht nur die herrlichen Balladen, die gesundeste dichterische Nahrung unserer deutschen Jugend, sondern auch die größten dramatischen Meisterwerke verdanken, deren sich unsere Nation zu rühmen hat — ich erwähne dies nur als Beweis dafür, daß er keine Tugend die er in seinen Gedichten feierte und empfahl, nicht zuerst selber zu üben bereit war. Aber ich muß vor allem ein Gewicht auf den Erfolg legen, den diese unermüdliche gewissenhafte Arbeit auf sein eigenes Innere hatte. Zu den reichsten Gaben des Genius hatte er eine ungeschminkte durch nichts beirrte Wahrheitsliebe, die klarste Selbstkenntniß und eine Bescheidenheit gefügt, die uns bei Dichtern und Künstlern mittleren Schlages geradezu unbegreiflich erscheinen würde. Man rechne dazu die hohe, sittliche Reinheit, die Keuschheit in Gedanken, Rede und Schrift, die wie sie selbst zum Theil aus der begeisterten Verehrung für das weibliche Geschlecht entsprang, so ihn mit Recht zum unbestrittenen Liebling aller edeln deutschen Frauen gemacht hat; man rechne dazu die Wärme und Treue der Freundschaft, die ihn mit den edelsten Geistern seiner Zeit auf das innigste verband, die Milde der Gesinnung, die sich jeder heitern und ernsten Stimmung leicht und ungezwungen anschmiegte: Man fasse dies Alles zusammen, und man wird gestehen müssen, sein ganzes Leben war wie ein schönes Gedicht; das Resultat dieses Lebens der Abglanz seiner Poesie, ein ganzer, vollkommener Mensch, eine liebenswerthe schöne Persönlichkeit. Und hier erlauben Sie mir, meine Herren, daß ich Ihnen zum Schluß dieses Abschnittes und als einen Beleg des Gesagten das Bild des Dichters entrolle, wie es aus unmittelbarer Erinnerung von der Hand dessen entworfen ist, der in seinem Weimarischen Freundeskreise nächst Goethe der Größte war: Wilhelms von Humboldt. »Niemand« sagt er in einem Briefe an Körner, »Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstand bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, **Leidenschaften** zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen anderen gesehen habe. Es ist unbegreiflich, wie unendlich klein immer alle Andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen auf irgend einer Seite, wie wenig begeistert für das augenblickliche Gespräch und dadurch unfruchtbar an Neuem. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich Alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen Aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die

Besten viel und gern·und angelegentlich beschäftigen, wie Staud unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftignng, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte.«

Das ist dieselbe Charakteristik, die Goethe mit unauslöschlicher Schrift gezeichnet hat:

Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt.
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen
Das haben wir erfahren und genossen.

Dieselbe Charakteristik die in den ewig denkwürdigen Worten gipfelt:

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Aber wie dachte der Dichter die Selbstdefreiung und Selbstreinigung, von dee er in seiner eignen Person ein für die gewöhnlichen Sterblichen fast zu eehabenes Beispiel aufgestellt hatte, anwendbar für die übrige Menschheit und zwar zunächst, was ihm am meisten am Herzen lag, für sein Volk? Natürlich zunächst durch Belehrung; durch allmälige abee desto sicherere Ausbreitung der Kultur in allen Schichten der Bevölkerung, durch vernünftige Erörterung nicht minder als durch das noch allgemeinere und wirksamee Mittel, das idm selbst im höchsten Maße zu Gebote stand, dnech die erhebenden idealen Gestalten der Dichtung, vor allem auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Aber auch durch die directe Lehre. Das Evangelium der Schönheit soll gepredigt werden auf allen Gassen und aus jedem Mnnde, dem Gott die Gabe der Rede und der Ueberzeugung verliehen hat.

Auch in dieser Art der Wirksamkeit war er seldst bewundernswürdig. Goethe schreidt an Zelter, daß in Schiller eine Christustendenz gewesen sei, jene gotterfüllte Natur, welche wie der Sämann im Evangelium den Samen der Wahrheit ausstreut, undekümmert od für die Vögel oder den fruchtbaren Acker. Aber sein inniges Interesse für die Erziehungsfrage rief auch die ausdrücklich diesem Gegenstande gewidmeten Briefe übee die ästhetische Erziebung des Menschen ins Leden. Allerdings werden sich diejenigen getäuscht finden, die in denselben einen fertigen Lehrplan oder auch nur didactische nnd pädagogische Regeln niedergelegt suchen, die nur der sofortigen Anwendung harrten. Es war ihm dabei nur um die Erörterung dee höchsten Principien zu thun, und diese Principien sind genan dieselben, welche den Dichter bei der Schöpfnng seines Kunstwerkes leiten, dieselben, die ein mündig gewordenes Volk bestimmen sollen bei seinem Versuch, seinen Naturstaat in einen sittlichen nmzuformen. Und diese Principien lassen sich auf eine sehr einfache Formel zurückführen, die Schillers ganzes Wesen dnrchdringt und beherrscht, und die bestimmt ist uns Alle seldst zu beherrschen, ja trinmphirend den Erdkreis zn durchziehen. Es ist die Rückkehr znr Natur durch die Vernunft.

Allerdings ist die Rückkehr zue Natur schon vor Schiller gepredigt. Ich schweige von Englond und Feankreich. In Deutschland und zwar anf dem Gediete der Poesie hatte Klopstock zuerst diese Bahn beschritten. Ihm folgten seine Jünger, ihm die Göttinger Dichterschule, ihm folgte im wilden Stnrm und Drang die ganze begeisterte Jugend. Und in dieser ungebnndenen Titanenschaar, die unter der Fahne des Genius den Riesenkampf gegen Vorurtheil, Hirkommen und Regel führte, ragten Goethe nnd Schiller um eines Hauptis Länge über die Genossen empor. Ihm, dem Dioskurenpaar, dem flammenden Zwillingsgestirn am dichterischen Firmament Deutschlands war es vorbehalten, diese Idee rein zu brennen von den ihr anhaftenden Schlacken irdischer Gemeinheit, ohne sie darum zu verflüchtigen. Beide haben diese Idee in gleichee Reinheit und dach jeder in der für ihn seldst charakteristischen Unterschiedenheit in ihren poetischen Schöpfungen verwirklicht. Niemand aber hat sie principieller und mit klarerem Bewußtsein erfaßt als Schiller. Ihm ist schon früh die Natue nicht nnr der harmonische Indegeiff alles Erschaffenen; sie ist das tedendige Kleid, das der Schöpfer sich selber gewedt, der ewige Leib, den der göttliche Geist des Allgegenwärtigen nach jeder Richtnng hin in jeder Fasee durchdringt und veegeistigt. Wie Gott seiner Schöpfung, so steht ähnlich der Künstler seiner Welt, dem Kunstwerk gegenüber. Er steht außer ihm und ledt doch in ihm. Um ader einen solchen Mikrokosmus, einen in sich harmonischen freien Organismus, ein Bild der Gottesnatur zu schaffen, ja nur um es anempfindend zn genießen, muß der Mensch sich selbst befreit haben, muß er natürlich geworden sein; nicht ein Rousseau'scher liebenswürdiger Wilder, nicht ein »Canadier, dee Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte«, sondern da des Menschen Natnr nicht allein die Sinnlichkeit, sondern in noch höherem Grade seine Vernunft ist, muß er ein vernünftiges Sinnenwesen geworden sein. Allerdings ein Sinnenwesen. Denn die Sinnenwelt ist nicht des Teufels, sie ist Gottes Schöpfung eben sowohl wie die geistige, der Mensch ist nicht sündhaft geboeen. Die Momente vielmehr, wo in dem gesteigerten Bewußtsein unserer doppelten Natnr das geistige Element volkommen das sinnliche durchdringt, und der Mensch sich ganz und frei fühit, dies sind die Momente der Freude. Die Freude ist in der That ein Funke göttlichen Feuers, eine Tochter Elysiums, die nur Schiller besingen konnte, wie er sie besungen hat. Die Frende macht den Menschen nicht nur glücklich, sie macht ihn gut. Sie verleiht auch dem Greise die Jugendlichkeit, die an einer andern Stelle der Dichter als ein unveräußerliches Gut des edeln Menschen preist, ein Göttergut, das nur altkluge Thoren belächeln, dessen Verlust uns schon lebend den Würmern des Staubes und der Verwesung Preis giebt.

Eines Volkes Natur endlich ist seine Nationalität — ein Gedanke, der in seiner ganzen Folgenschwere allerdings schon von Klopstock, dem ersten wahrhaft deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts erkannt ist, den aber in der Anwendung auf sein gebührendes Maß zurückzuführen der Schillerschen Peeiode aufbehalten war.

Und nun, ehe wir weiter gehen, meine Herren, sollen wir erst fragen, ob wir von Schillers Lehre und Beispiel Nutzen gezogen haben, ob wir seit hundeet Jahren natürlicher geworden sind? Ich fordere Sie nicht auf, in die Schulen, in die Kirchen, in die Gerichtssäle und auf die Parade, in das Verhältniß der Elteen zu den Kindern, der Bürger zu der Obrigkeit zu blicken, ich fordere Sie nur auf, sich seldst anzusehen. Wo sind die Perrücken und die Zöpfe, wo dee Puder und die Schönpflästerchen, wo die goldbrokatnen Westen und Röcke, die in allen Regenbogenfarben schillern? und wer von Ihnen trägt Voltaiee's Henriade in der Tasche? Aber auch in unsern größeren, in unsern staatlichen Verhältnissen ist die Natur durchgedrungen. Selbst wo sie am schlechtesten bestellt sind, ist ein Fortschritt nach diesem Ziele sichtbar. Blicken Sie nach Hessen, ja nach Kurhessen. Seldst in Kurhessen, so unglaudlich es erscheinen mag, seldst dort ist es besser, als es vor hundert Jahren war.

Und nun lassen Sie uns schließlich betrachten, welchen Weg Schillee einschlug, um zu dem einmal sicher erkannten Ziele zu gelangen; wen er sich zum Führer und zum Lehrmeister erwählte. In der That, er ging in dieselbe Schule, die schon Luthee nnd Melanchthon dee deutschen Menschheit geöffnet hatten, aus der aber dennoch so manchee seit jener Zeit mit verwirrten Sinnen, mit leerem Herzen und veeschrobenem Kopfe zurückgekehrt war, dieselbe Schule, die dann Klopstock, den Staub der Scholien von seinen Füßen schüttelnd, mit unendlich glänzendirem Erfolge betreten hatte: Er wurde ein Lehrling der Griechen.

Die Bewnnderung für das klassische Alterthum als die reinste Quelle edler Menschlichkeit ist so alt, wie die moderne Bildung. Der Baum dieser Bildung wurzelt tief in der Ueberzeugung von

der absoluten Vortrefflichkeit der Antike. Abee erst Schiller und seinen Zeitgenossen war es ausbehalten, sich völlig darüber klar zu werden, welcher Gewinn jetzt und täglich und zu allen Zeiten aus diesem unversiegbaren Quell zu schöpfen sei und es als Ausgabe ihres Jahehunderts odee der nächsten glüklicheren Zukunft zu erkennen, das Alterthum wahrhaft zu regeneriren, so zwar, daß wie Alles, was jenes theils in unendlicher Klarheit und Fülle, theils nur unbewußt und darum oft befangen und unsichee, kindlich und daher oft kindisch besessen, mit vollem Bewußtsein und als Männer wiedeegewinnen müßten.

Es ist von dem höchsten Interesse, zu verfolgen, wie die beiden größten Heroen unsrer Literatur, über diese Idee mit einandee völlig einig, doch bei der Verwieklichung derselben in ihreu Dichtungen sowohl wie in ihrem ganzen Wesen so charakteristisch auseinandergehen. In der That ist Goethes und Schillers schriftstellerische Eigenthümlichkeit, die sie so deutlich von einander scheidet, wesentlich auf diesen Differenzpunkt zurückzuführen. Abee die mir zugemessene Zeit gestattet mir nicht, diese Frage ausführlicher zu erörtern, wie genau sie auch im Zusammenhange mit meiner nächsten Ausgabe steht. Ich muß mich begnügen, daeauf hinzudeuten, daß Schillee in seinem Epoche machenden Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung ohne Zweifel als den Vertreter der objeetiven Naivität *Goethe*, *sich selbst* als den Idealisten im Auge gehabt hat. „Göthe empfand *natürlich*, Schiller empfand das *Natürliche*.“ In der That steigt Göthe zu dem Olymp des Alterthumes hinauf, als Einer, der sich dort heimisch weiß, und nur den ihm gebüdrenden Platz unter Genossen und Gleichen einzunehmen habe. Das nationale Gewand der Sprache, das ihm selbee nicht immee behagt, schmiegt sich so knapp und elastisch um die unsterblichen Glieder seinee Ideale, daß sie fast in göttlichee Nacktheit erscheinen. Schiller dagegen schwingt sich zu jenen Höhen nur empor um das Prometheus-Feuer der Schönheit und ewigen Jugend mit kühner Hand herabzuholen und es in den Heezen seiner geliebten Landesgenossen zünden zu lassen. Er kehrt zurück mit glühenden Wangen und flatterndem Gewand. Kein Gott, aber ein gott-begeisterter Prophet, bringt er Kunde „von den Regionen, wo die reinen Formen wohnen.“ Auch *seine* Sprache ist durchduftet von dem ambrosischen Hauch der Antike, aber sie verläugnet nicht ihren irdischen Ursprung, sie *feeut* sich ihrer Deutschheit.

Es ist schwee, meine Heeren, hier ohne Gleichniß kurz zu sein. Eine schlagende Thatsache mag darum erläutern, was ich meine. Die plastische Größe der goethischen Diction, zumal in der Behandlung antiker Stoffe, sieht uns mit einee Art von stillem Befremden an, nicht unähnlich demjenigen, welches in uns die getreue Uebersetzung einer sophokleischen Tragödie erregt. Ja, Goethes freie Produktion klingt oft fast wie Uebersetzung, während Schillers Uebersetzungen wie deutsche Originale lauten. Goethe ist in jener noch antikee als Schiller in diesen. Und dabei kann man doch den letzteren nicht im entferntesten der Geschmacksmengerei bezüchtigen, vielmehe hat er es verstanden, gerade nue soviel, aber genau auch Alles, was in dee Antike der modernen Bildungsweise homogen ist, in sich aufzunehmen und mit der letztern zue harmonischen Einheit als vollständiges Eigenthum zu veeschmelzen. Man vergleiche in dieser Beziehung die beiden Iphigenien und ziehe namentlich die Chöre der Schillerschen in Betrachtung.

Aus dem Gesagten erhellt schon zur Genüge, wie nichlig die Anfeindungeu sind, die Schiller wegeu seiner Verehrung des Alterthums, namentiich wegen der „*Götter Griechenlands*“ hat erfahren müssen. Alle Zions-Wächter stießen in die Posaune, und ihrer etliche blasen noch heute. Abee sie bieten in dee That nur das Schauspiel dar, das Lessing uns schon so ergötzlich geschildert hat. Sie streiten nur darüder, wo zu löschen sei. Abee der ganze Feuerlärm ist blind. Zion brennt überhaupt nicht. Es ist nur ein glänzendes Meteor dieses Gedicht, eine Aurora borealis, die das Auge entzückt, aber weder den Unterrichtelen erschreckt, noch irgend Jemanden schadet.

Die Sache liegt nämlich so: Die persönliche Verantwortung des Dichters füe ein einzelnes lyrisches Gedicht — allein betrachtet — ist kaum größer als die für den Chaeakter einer bestimmten Person der Tragödie. Es ist der Ausdruck einer einzelnen Stimmung, die erst mit allen übrigen zusammen das volle Bild der poetischen Persönlichkeit ergiedt. Eine solche Stimmung aber, wenn sie ein dichterisches, das heißt relativ abgeschlossnes Ganze bilden soll, muß ihrerseits sich vollständig in dem Gedichte ausleben, sie muß nothwendig einseitig sein. Mit *zwar* und *aber* ist dee Lyrik nicht gedient, so schmerzlich man diese Partikeln auch in der Logik vermissen wüebe. Der nackte logische Sinn des Gedichts abee ist dieser: die pantheistische Naturanschauung der Hellenen ist bewunderungswürdig poetisch, unendlich poetischer als der düsteee Puritanismus, der Gott *ledig-lich* im Gegensatz zur Welt erblickt, und unendlich poetischer, als die blos mathematische Betrachtung des Weltalls. Wer Gott und die Welt nur so betrachten sollte, der möchte sich zurücksehnen nach den Göttern, die aus der Zeitfluth weggerissen, um die Höhen des Pindus schweben. — *Aber* — und dieses *aber* hallt uns von hundert andern Seiten der Schiller'schen Dichtungen wieder, — es *giebt* noch eine andere Betrachtung der Natur als die schlechthin mathematische, es giebt noch eine andeee Weltanschauung, die einen ebenso berechtigten Anspruch auf den Namen einer christlichen hat, als diejenige, welche die abstracte Transcendenz Gottes lehrt. Und hiedurch treten die Götter Griechenlands in eine genauere Beziehung zu der Tragödie *Don Carlos*.

Wir haben gesehen, welchen Begeiff Schiller mit dem Worte *Natur* verknüpft. Es ist ihm die von dem Geiste durchdrungene Sinnlichkeit.

Beide waren in der antiken Weltanschauung in unmittelbarer, ungebrochener und unbewußter Einheit. Das, was den Geist an die Sinnlichkeit fesselte, wae neben dem angeborenen Schönheitstrieb die ererbte Sitte und dee Glaube dee Väter. Als dieses Band gebrochen war, entfloh der Geist, die *schöne* Sinnlichkeit entartete zur *gemeinen* Sinnlichkeit. Der sich selbst überlassene Leib der antiken Welt verfiel in Fäulniß und Verwesung. Auf diesee Stufe fand das Christenthum dieselbe. Was Wunder, daß es gegen den *natüelichen* Menschen, jetzt den verthierten, auf das grausamste zu Felde zog. Es ist erklärlich, daß die Kieche zunächst als *streitende* auftrat und über diesem Amte ihre andere höhere Missiou, den Geist mit der Natur durch die *Liebe* zu versöhnen, aufschob oder vergaß; wenigstens diejenigen, welche die Macht zu binden und zu lösen allein in ihren Händen sahen, der *Clerus*. Es giebt kein furchtbareres Privilegium, kein verabscheuungswertheres Zunftrecht, als das angemaßte eines Standes, den Geist allein verwalten und dispensiren zu wollen. Einmal im Besitz desselben, im berauschenden Besitz der höchsteu Gewalt, wird die Geistlichkeit niemals willens sein, den Kampf mit der schon geknechteten Natur wieder aufzugeben. Sie wird um diesen Kampf ewig zu erhalten zur vollendeten Unnatur hingedeängt. Als nun der wackere sächsische Mönch die Fesseln dee Unnatur zerbrach und sich ein Weib nahm, als er das Recht des Peiesterthums für alle Christen zurückforderte und zurückerkämpfte, da gebar der geistliche Wahnsinn sein jüngstes und scheußlichstes Zwillingspaar, den *Jesuitismus* und die *Inquisition*.

Sie sehen, meine Herren, wohin diese Folgerungen führen. Die größte Sünde und die größte Thorheit der *weltlichen Gewalt* ist es, mit jenen unheimlichen Mächten ein Bündniß schließen zu wollen. Und doch wird gerade der Absolutismus mit der dämonischen Angst des bösen Gewissens in die Arme der Hierarchie getrieben. Aber früher oder spätee muß die Natur diese widernatürliche Ehe rächen. Philipp II. beschwoe das Verhängniß über sich selbst, übee sein Haus und die spanische Monarchie herab. — Aber die Bedeutung des Don Carlos für Schillers Vaterland, für Schillers Zeit und für unsre Zeit, wird erst völlig klar, wenn wir diese Tragödie mit derjenigen,

welche sie ergänzt und gewissermaßen ihre Kehrseite bildet, in Verbindung setzen, mit *Maria Stuart*. Daß Schiller die unerträgliche Ausartung, die der geistliche Despotismus in der katholischen Kirche erreicht hat, mit allem Hasse haßte, dessen sein Mannesherz fähig war, liegt zu klar am Tage, als daß der Vorwurf, er nehme in Maria Stuart Partei für den Katholicismus gegen den Protestantismus, ihn auch nur von fern berühren könnte. Aber allerdings siegt in unserer Sympathie die katholische *Königin* und *Frau* über die protestantische *Königin* und *Frau*, nicht weil, sondern trotzdem sie Katholikin ist, aber *wohl weil* das Interesse für die reine Menschlichkeit, welche in Maria durch Elisabeth beleidigt und mit Füßen getreten wird, dem Dichter unendlich höher steht als das Interesse für die Confessionen. Es wäre vergeblich, das Papstthum und seine weltlichen Schergen durch die Reformation niedergeworfen zu haben, wenn letztere nicht endlich uns zur Menschenliebe und Toleranz zurückführte. Ob wir uns alle diese große Lehre zu Herzen genommen, ob wir seit Schillers Zeit erhebliche Fortschritte in dieser Richtung gemacht, ob wir nicht noch einen weiten Weg bis zur Erreichung des von ihm gesteckten Ziels zurückzulegen haben? — —

Sie sehen, meine Herren, es ist leicht genug, das krächzende Nachtgeflügel von einer Zinne des Schillerschen Königsschlosses zur andern zu scheuchen. Aber es setzt sich unverschämt und unermüdet nun gegenüber auf das morsche Gemäuer der eigenen alten Zwingburg und krächzt: Indifferentismus, laue Gleichgültigkeit gegen religiöse Fragen, Unglaube schlimmer als Ketzerei und Heidenthum! Nun, so lassen wir Schiller selber reden. Er nennt nicht nur die Religion den „Anker, an welchem das Wohl der Menschheit befestigt ist“, er hat sich mit dem größten Interesse an einem der preußischen Regierung von Zelter vorzulegenden Entwurf zur Verbesserung des evangelischen Kirchengesanges betheiligt.

„Daß es hohe Zeit ist“, schreibt er an seinen musikalischen Freund, „für die *Kunst* etwas zu thun, fühlen *Wenige*, daß es mit der *Religion* nicht so bleiben kann, läßt sich *Allen* begreiflich machen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in den Zeiten des *Unglaubens* ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein, bestimmt ist.“

Aber inzwischen waren die großen *politischen* Fragen dringender geworden; sie waren Deutschland drohend nahe gerückt. Bald sollte ein genialer Soldat, kühn, kalt und eigensüchtig, ein Verräther der Mutter die ihn geboren, die Freiheit seines Landes durch einen niegesehenen Militärdespotismus erwürgen und mit Europa das Werk vollenden, das er mit Frankreich begonnen hatte. Dieser mathematische Mensch, der aus den Leidenschaften seiner Mitmenschen ein ebenso sicheres Calcul zog, als aus der Tragweite der Wurfgeschosse, ohne allen Anflug eines veredelnden Idealismus, der statt jedes *Principes* nur *sich selbst* im Herzen trug, der Frankreichs Ruhm nur an seinen eigenen gekettet denken wollte, er gewann einen furchtbaren innern Halt durch einen neuen *Aberglauben*, durch den Fatalismus, durch die Ueberzeugung vom seinem *Stern*. — Da ging Schillers *Wallenstein* über die deutsche Bühne.

Wie tief dieses Drama in seiner Zeit wurzelte, sagt uns sein Prolog:

Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Und ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Dadurch ist Wallenstein zu einer *Prophetie* geworden. Napoleon ist wie jener an der trotzigen Zuversicht auf seinen Stern zu Grunde gegangen. Sollen wir die Hände in den Schoß legen, bis sie sich unter der Geißel der Turcos und Zuaven über Trümmern und Leichenhaufen zum zweiten Mal erfüllt?

Wenn aber das Rad des Verhängnisses donnernd und zerschmetternd heranrollt, dann müssen alle andern Fragen gegen die *eine* schweigen: Wie hat die Nation ihr eignes Haus zu schützen, wie den Völker verderbenden Hader zu schlichten, und die zersplitterten Kräfte zur Einheit zu sammeln zum energischen Widerstande? Sie müssen zusammenschmelzen in der Flamme der begeisterten *Vaterlandsliebe*, angefacht vom Sturmeshauche des Idealismus.

Die *Jungfrau von Orleans*, meine Herren, ist Schillers *zweite* Prophetie. Die Jungfrau ist die verkörperte Poesie des Volksgeistes, die sich mit dem Schwert des Cherubs waffnet, jene Poesie, die dem französischen Volke abhanden gekommen war, von dem deutschen, Gott sei Dank, treu bewahrt ist, jene dichterische, religiöse, vaterländische Begeisterung der *Ideologen*, die der mathematische Kaiser über alles haßte, weil er sie nicht begriff, weil sie nicht in seine Rechnung paßten, deren geheimnißvolle unwiderstehliche Macht ihn verwirrte und schließlich ihn selbst und sein Weltreich an dem Felsen ihrer unsichtbaren Kirche scheitern ließ.

Gerade aber zu der Zeit, wenn die Burg des Vaterlandes vom äußeren Feinden bedroht und bestürmt wird, thut es dringend Noth, die innern Stützen der Freiheit und des Bürgersinnes zu prüfen, zu stärken und zu vermehren — in keiner Zeit aber wäre es thörichter, die alten Pfeiler, weil sie uns nicht in allen Stücken mehr zusagen, herauszureißen, ehe sie durch passendere und geprüftere ersetzt sind.

Wir haben gesehen, daß Schiller selbst in der Sturm- und Drangperiode kein Revolutionär im Sinne der Franzosen war. Seine eigensten Worte über ein Unternehmen, wie das angedeutete, lauten also: „Der Naturstaat“ (er versteht darunter denjenigen, welchen man jetzt als den historisch gewordenen zu bezeichnen beliebt) — „der Naturstaat widerspricht zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll; aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur *darum* Gesetze giebt, um sich mit *Kräften* abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich und der sittliche nur problematisch. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an dem problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß *mögliches* Ideal der Gesellschaft. — — Ehe der Mensch Zeit gehabt hätte sich an dem (neuen) Gesetze festzuhalten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur fortgezogen. — — Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staates muß gebessert werden, während es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwungs auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.“

Diese Stütze findet Schiller, wie Sie wissen, in der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes. Sie haben gesehen auf wie sicherm, aber freilich auch wie langsamen Wege dieselbe zum Ziele kommt. Aber sie werden sich daraus auch zugleich Schillers Abscheu vor ruchloser Gewaltthätigkeit im Umsturz bestehender Staatsordnungen erklären; sein erschütterndes Gemälde von der Auflösung „aller Bande frommer Scheu“, wenn den „ewig Blinden die Himmelsfackel des Lichtes“ geliehen wird, seine Verehrung für die „heilige Ordnung, die der Städte Bau gegründet“, für den Fleiß, die herrlichste Bürgerzierde, für die besonnene Arbeit, welche die Stoffe der Natur und die Elemente bändigt, „die Bezähmerin wilder Sitten, die beglückende Mutter der Welt“, vor allem aber für das Gesetz „den menschenerhaltenden Gott,

Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.“

Aber freilich, meine Herren, dieses freundliche und hoffnungsreiche Bild des still und friedlich zur Freiheit fortschreitenden Menschengeschlechtes hat auch seine düstere Kehrseite.

Da wo der Naturstaat auf dem Wege vernunftgemäßer Entwickelung zum Rechtsstaat begriffen ist, wo er schon reiche Elemente des letzteren in sich aufgenommen hat, — und, meine Herren, die meisten der europäischen Staaten sind auf diesem Wege — wo die Bürger die bestehenden Ordnungen, die sie von den Vätern ererbt oder durch ihre eigene Arbeit erworben und durch ihre Besonnenheit bewahrt haben, lieben und heilig halten — wenn in einem solchen Staate derjenige, welchem ohnehin bei der Theilung der Gewalten der Löwentheil zugefallen, nicht zufrieden mit seinen reichen Prärogativen, die Hand ausstreckt nach der Habe, dem Heiligthume, dem Rechte des Schwächeren, dessen Gesetze zu bewahren er berufen ist, seine theuersten Güter ihm zu rauben und zu verkümmern beginnt, wenn er nach langem nutzlosem Wortwechsel zwischen Wolf und Lamm, zwischen Gewalt und Recht, nicht gegen den Landesfeind, sondern gegen den eigenen Unterthan und Bürger sein letztes höhnisches Argument richtet, das noch jetzt als Devise die Zündlöcher der Kanonen schmückt, „das letzte Argument der Könige“ — wer in diesem Falle der Revolutionär ist, meine Herren, das wissen Sie, und was in diesem Falle ein Volk zu thun habe, das hat der *Historiker* Schiller in seiner *Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande*, der *Dichter* Schiller in *Wilhelm Tell* gelehrt:

Kein eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht,
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder.

Beide Werke sind unmittelbar aus den Bewegungen und Erlebnissen der Zeit heraus und zunächst für jene Zeit und für Deutschland geschrieben. Tell war ein Manifest gegen Napoleon; es ist sofort vom deutschen Volk als solches erkannt, es ist spät aber es ist zur Ausführung gekommen. Deutschland hat im Tugendbund sein Rütli, in York seinen Tell, es hat sein Sempach, sein Murten und Morgarten gehabt.

Aber wer könnte leugnen, daß noch viel zu lernen übrig bliebe, für Fürsten sowohl wie für Völker. Jene Gränze die Stauffacher in den eben citirten Versen so scharf markirt, die Tell selbst im letzten Akte der grausigen That Parricida's gegenüber genauer und eingehender erörtert, als es vom poetischen Standpunkt aus für den einheitlichen Effekt des Dramas dienlich ist — diese Gränze ist in den Bewegungen der jüngst vergangenen Jahre leider von den Völkern nicht immer bewahrt worden.

Aber andrerseits, wenn der heroische Kampf des niederländischen Volks gegen die colossale Macht des Königs, der in seinen Reichen die Sonne nicht untergehen sah, wenn die endliche Losreißung der sieben Provinzen von dem deutschen Reichsverband nicht mächtig genug redete, um einen andern noch näher uns zugehörigen Bruderstamm, auch ein friedliches Volk von Ackerbauern, Kaufleuten und Hirten, um unsre deutschen Brüder von der Eider und Schley von den Gewaltthaten und Mißhandlungen des brutalsten Despotismus zu retten, — nun, dann kann ich mit Hinblick auf den Schmerzensschrei, der durch das ganze Deutschland ging, ich kann mit Hinblick auf die Anstrengungen und Opfer, die allein unser kleiner Freistaat brachte, mit Entschiedenheit sagen: das Volk war nicht Schuld daran.

Sollte die warnende Kassandra-Stimme des Dichters noch tiefer in die Zukunft erschollen sein, sollte sie die Gründe unsrer Scham auch im Einzelnen enthüllt haben? Was ist die Antwort der Männer auf dem Rütli, auf des Pfarrers versuchenden Rath:

„Ergreift was man euch oft geboten hat,
Trennt Euch vom Reich, erkennet Oestreichs Hoheit“?
— „Das räth uns ein Verräther.
Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer
Der von Ergebung spricht an Oesterreich.

Nicht durch Gewalt soll Oesterreich ertrotzen.
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt.

Ich wage nicht den Schleier weiter zu lüften. Angesichts vielmehr des edlen Fürsten, der von dem größten der wahrhaft deutschen Throne herab die Erhaltung des Gesetzes, den Schutz des Rechtes, nicht nur in dem nächsten Bereich seines Scepters sondern im ganzen deutschen Vaterlande zu seinem ersten Regierungsgrundsatz erhoben hat und mit Besonnenheit und Redlichkeit zur Verwirklichung dieses Grundsatzes schreitet, angesichts der begeisterten Zustimmung, die ihm von den besten der Nation aus allen Gauen Deutschlands zu Theil wird, angesichts solcher Zeichen darf ich die Ueberzeugung aussprechen, daß Schillers Ideale vom Staat, Schillers Wünsche für Deutschland gerade in unsern Tagen der Verwirklichung um einen nicht geringen Schritt näher gerückt sind. Und dazu, meine Herren, daß sie näher und immer näher herbeikommen, daß wir noch Alle, die wir hier versammelt, die Feuerzeichen der deutschen Freiheit und Macht von den Alpen zum Meere und von dem Meere zu den Alpen leuchten sehen, dazu lassen sie die letzten Worte des sterbenden Attinghausen auch uns nicht vergeblich gesagt sein:

Seid einig, einig, einig.

Die Schillerfeier in Bremen.

* Bremen, 11. November. Wenn wir die Feier des gestrigen Jubeltags an dieser Stelle in Kürze zu schildern versuchen, so geschieht das nicht, damit der geneigte Leser — nach der vielgebrauchten Redensart — ein Bild derselben festhalten könne. Die Feier war so herrlich, der Eindruck derselben so mächtig, daß jeder Theilnehmer in seiner Erinnerung ein schöneres Bild festhält, als die schönste Beschreibung geben könnte. Wir schalten einen Bericht in die heutige Nummer ein, weil dieselbe ganz dem Andenken Schillers gewidmet sein soll, und weil wir unseren entfernteren Leser doch gern sagen möchten, wie schön es bei uns gewesen. Ueberdies waren Stimmung und Haltung unserer Bevölkerung so musterhaft und erhebend, daß wir mit Stolz davon nach außen hin Kunde und Zeugniß geben können und müssen.

Das seit Wochen thätige Comité förderte seine Arbeiten, die durch den Umstand, daß der belebteste Theil der Stadt zum Festplatz ausersehen war, ungemein erschwert wurden, unter der Leitung des Herrn Heinrich Müller, dem die größeste Bereitwilligkeit der Behörden und die Unverdrossenheit der Helfer aller Art mächtige Bundesgenossen waren, gegen den aber das Wetter die übelste Laune zeigte. Unter strömendem Regen, in unheimlich finsterer Nacht stiegen kühne Holzbauten, riesige Masten empor, welche laubbekränzte Wappenschilder trugen mit den Namen der großen deutschen Männer, die gewissermaßen wie eine Ehrengarde den großen Dichter umgaben, und um die Geisterstunde bewegte sich das Standbild Schillers, geisterhaft durch die Luft schwebend, dem Postamente zu, auf dem es glücklich ankam. Das bis dahin erbarmungslos scheinende Wetter konnte solchen Anstrengungen und den Wünschen einer ganzen Bevölkerung gegenüber nicht länger unerbittlich sein, und am Morgen blickte die Sonne freundlich herab auf den prachtvoll geschmückten Festplatz und den Riesenzug, der sich auf den Wallanlagen bildete, um von dort aus den Markt zu erreichen. Hier harrten an den Zugängen und an allen Fenstern der Häuser die Zuschauer des Augenblicks, wo der innere Raum sich zu füllen beginnen sollte.

Um halb zwölf Uhr erschien die Spitze des Zuges am Schütting und betrat den Marktplatz; voran die Sänger und die Schützen, nach ihnen aber in unermeßlicher Menge Alles, was irgend an Corporationen, Genossenschaften und Vereinen irgend welcher Art, die Stadt aufzuweisen hat. Vielleicht mehr noch als die bunte Mannigfaltigkeit der Anzüge, der Fahnen und sonstigen Abzeichen, wurde die musterhafte Ordnung, die im Zuge selbst herrschte und bei dem Aufmarschiren der einzelnen Abtheilungen gewahrt blieb, allgemein bewundert. Sie ward neben dem wackeren Sinn der Zugsgenossen ganz besonders den Bemühungen einer Subcommission verdankt, an deren Spitze mit oft erprobter Feldherrngabe Herr Hufeland thätig war. Allen Citaten entsagend, die sich bei dem Anblick dieser Massen unwillkürlich aufdrängten und auch auf allen Seiten laut ausgesprochen wurden, wollen wir zu Nutz und Frommen eifriger Statistiker bemerken, daß nach Angabe kundiger Leute etwa 6000 Männer den Zug bildeten, von denen vielleicht 400 die Sängertribüne betraten, während die Hauptmasse den Platz selbst füllte. Unter den erquickenden Strahlen der Sonne, welche auf die Tausende freundlich herabblickte, begann nun die folgende von Otto Gildemeister gedichtete, von Karl Reinthaler componirte und geleitete Hymne, deren leicht faßliche Melodie, welche den Ton des Volksliedes sehr glücklich trifft, an vielen Stellen mitgesungen wurde

Heut über allem deutschen Volke
Zum Himmelsdome wallt empor,
Wie eine goldne Opferwolke,
Des Dankes tausendstimm'ger Chor.
Von Berg zu Thal, vom Fels zum Meere,
Ein hoher Name widerhallt,
Wie durch die Reihn siegreicher Heere
Der Name eines Helden schallt.

Noch schaun wir nicht, nur hoffend ahnen
Wir seiner Seele großes Ziel,
Und uns voran auf dunklen Bahnen
Rauscht sein erhabnes Saitenspiel.
Was im Gesang sein Volk bewundert,
Einst wird's im Leben leuchtend wahr;
Schon steigt empor ein neu Jahrhundert,
Ein größres noch als ihn gebar.

Empor zum Himmelsdome walle,
Wie eine Opferwolke weht,
Mit tausendstimm'gem Widerhalle
Ein Dankeslied und ein Gebet:
Daß bald ein Volk von Brüdern wohne
Von Berg zu Thal, von Fels zu Meer,
Und hehr ein Geist darüber throne,
So edel, hoch und rein wie er.

Hierauf sprach Herr Dr. J. W. Schaefer die (seitdem gedruckte) Festrede, in welche der Mendelssohnsche Festgesang an die Künstler verflochten wurde, und nach deren Beendigung der Siegeschor aus dem Judas Maccabäus von Händel den Schluß machte. Demselben war der folgende Text untergelegt:

Wie Triumphgesang ertön'
Lauten Jubels Weihelied
Ihm, der heut von Sternenhöhn
Auf sein Volk herniedersieht!

„Flöten schallt! Posaunen klingt!
Glühet, Fackeln, Festesglanz!
Seht, die ganze Menschheit schlingt
Um sein Haupt den Lorbeerkranz!“

Nun setzte sich der Festzug in Bewegung, und es erfolgte die Abwickelung des scheinbar unauflöslichen Knäuels mit vielleicht noch größerer Ordnung und Kunst als vorher. Um halb 2 Uhr war der Platz soweit frei, daß die Tribünen, die Statue, der Schmuck der Häuser mit Muße betrachtet werden konnten.

Kaum hatte die Novembersonne ihren so unerwartet gnädigen Besuch beendigt, so begann eine Beleuchtung der Stadt sich zu entwickeln. Diese stand nicht mit auf dem Programm, von welchem der Ausschuß sie fortgelassen haben mochte, um nicht den Schein eines über die Bewohnerschaft ausgeübten Zwanges auf sich zu ziehen. Die festliche Stimmung zog aber auch diesen Ausdruck mit in ihre Berechnung hinein, und schon in früher Abendstunde musterte ein immer zunehmender Strom von Zuschauern, der sich durch die Straßen bewegte, die unendliche Fülle der kleinen Beiträge, welche nothwendig sind, um in diesem Fall eine stattliche Summe aufzubringen. Obwohl die öffentliche Meinung bis zum Feste hin nicht recht wußte, wie sie daran war, so gab es doch eine nicht unbedeutende Zahl von gemalten Huldigungen und von sinnvollen Gruppirungen, in welchen des Dichters Bild auf irgend welchem Grunde sich abhob, mitunter nicht ohne absichtliche oder unabsichtliche humoristische Färbung. Hin und wieder war ein berühmter Spruch glücklich verwendet oder auf andere Weise eine Wirkung erreicht, wie es denn freilich auch hinwieder nicht an Erscheinungen fehlte, denen nicht viel mehr als guter Wille nachzurühmen war. Den leuchtenden Mittelpunkt bildete aber auch jetzt wieder der Marktplatz. Die Kandelaber auf den Riesenstufen des Postamentes ließen eine unendliche und prachtvolle Fülle des tadellosesten Gaslichtes ausströmen, welches die Formen des Rathhauses, die dunklen Massen der Kirchen und die zahllosen Schaaren der unten Umherwogenden beleuchtete und die kleinen gewöhnlichen Lichter, die sich unsäglich winzig ausnahmen, ebenso sehr mit Schamgefühl als die Mitglieder der städtischen Gasdeputation mit Stolz erfüllen mochte. So war das „taghell ist die Nacht gelichtet“ bereits zur Wahrheit geworden, und es bedurfte nicht mehr der Verstärkung, welche durch den um halb 10 Uhr eintreffenden Fackelzug eintrat. Zwar nicht mit der Sachkenntniß einer akademischen Jugend, die sich bekanntlich um noch anderer Dinge als um der Studien willen auf Universitäten aufhält, aber doch mit ziemlich viel Geschick und wieder unter der meisterhaften Regie des Herrn Hufeland bewegte sich der Zug in ausgezeichnet geleiteter Anordnung auf und über den Marktplatz. Was Wunder, daß es ein frommer Wunsch blieb, von der Ansprache, welche Herr Dr. Wilh. Kiffelbach an den Stufen des Standbildes hielt, auch nur ein Wort zu verstehen. Selbst des Redners Wünsche werden sich nicht zu solcher Höhe versteigen; kam doch das Lied vom deutschen Vaterlande grade so wenig zu seinem Rechte wie das deutsche Vaterland selbst. Der Zug bewegte sich nach dem Domshof, wo mit den Fackeln zugleich das Fest sein Ende fand. Denn ein Festessen, welches buchstäblich in der elften Stunde in der Union gehalten wurde, vereinigte nur einen Theil der Festgenossen, und auch bei ihnen war der Augenblick schöner als der Blick der Augen, welche deutlich die Anstrengungen verriethen, die das Fest mit sich geführt hatte. Blieb aber auch hier die Stimmung eine schöne und gehobene, so haben wir unseren Worten über den Schluß der Feier nur noch eins hinzuzusetzen. Die Bevölkerung Bremens hat sich in einer bewundernswerthen Weise in die Stimmung gefunden, welche die des Tages würdige war. Sie hat lebhaft die wunderbare Wahrheit manches berühmten Spruches erkannt und erlebt. Jetzt mag der Schluß der sein, daß sie zur Abwechslung einmal die Unwahrheit eines Spruches darthue und erlebe, die Unwahrheit nämlich des berühmten Spruches „Der Uebel größtes aber sind die Schulden.“ F. P.

*Bremen, 11. November. In dem obigen Berichte haben wir das Bild des gestrigen Tages nur in seinen Hauptzügen wiedergegeben, Manches übergehend, was zur Ausschmückung desselben diente. Das mag nun hier noch eine Erwähnung finden. Das Theater gab vor einer dichten Zuschauermasse „Wallensteins Lager“ und daneben Declamation, Gesang und lebende Bilder. In der Union wurden von einem starken Chor und gleichfalls vor einer sehr zahlreichen Versammlung die Rombergsche Glocke und eine neue Composition von Georg Schmidt zu Schillers „Würde der Frauen“ aufgeführt. Der Künstlerverein beging schon am Mittwoch eine Vorfeier in seinem Saale, welcher dem Dichter zu Ehren ein Festgewand angelegt hatte; die neue Wandmalerei trug Schillersche Kernsprüche und auf Medaillons die Namen der Hauptwerke. Eine Cantate, welche Karl Reinthaler nach Worten von Ruperti kräftig und schwungvoll componirt hatte, fand allgemeinen Anklang; eine wackere Sängerschaar führte außerdem Mendelsohns Festgesang an die Künstler aus und erreichte mit beiden Compositionen eine bedeutende und schöne Wirkung; das Programm enthielt weiter die Festrede des Herrn Prof. Hertzberg, welche den Haupttheil unseres heutigen Blattes ausmacht, und die große Scene Philipps und Posas aus dem „Don Carlos“. Ein großer Theil der Mitglieder blieb dann in der Halle bei einem fröhlichen Essen bis tief in die Nacht beisammen, angeregt durch ernste und scherzhafte Sprüche, wie durch den Gesang der Liedertafel.

—*Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel Schillers und Goethes, von Heinrich Düntzer, bilden die zweite literarische Gabe des Cotta'schen Verlages. Von dem Familienbuche des Dichters war in der vorigen Nummer die Rede; in der heutigen berichten wir nach der „Allgemeinen Zeitung“ von dem Düntzer'schen Beitrage. Goethe selbst nannte seinen Briefwechsel mit Schiller eine große Gabe die den Deutschen, ja er dürfe wohl sagen die den Menschen geboten werde. Er ist in der That ein Werk ganz einzig in seiner Art. Daß die größten Männer der Nationalliteratur einer Epoche einander nicht abstießen wie Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, wie Rousseau und Voltaire, wie Klopstock und Wieland, sondern daß sie sich in männlicher Freundschaft verbanden um einer am andern sich höher zu bilden und einander zu ergänzen, das war eine That die nicht bloß unserer Poesie zu gute kam, und ihr Früchte wie Hermann und Dorothea und den Wallenstein brachte, sondern die auch ein schönes Zeugniß für den Fortschritt ächter Bildung giebt und dem Volke selbst zur hohen Ehre gereicht. Schiller, noch im Ringen begriffen und der höchsten Dichterhöhe erst zustrebend, mußte ein Gefühl von Bitterkeit gegen den glücklichen Nebenbuhler erst überwinden, Goethe den Lorbeer, den er schon erstiegt hatte, statt ihn für sich allein zu behalten, neidlos mit dem jüngeren Genossen theilen; aber Goethe gewann dafür eine zweite Jugend und ward wieder zum Dichter, was er zu sein fast aufgehört hatte, und Schiller schrieb die herrlichen Worte: „Wie lebhaft hab' ich erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf die Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe.“ Und neben diesem rein Menschlichen, neben der ächten Humanität, die der Briefwechsel uns in der mannichfachsten Weise veranschaulicht, gewährt er uns einen Einblick in die geistige Werkstatt der Dichter, in ein zehnjähriges Arbeiten und Schaffen, wie kein anderes Buch, und ist in dieser Hinsicht für die Aesthetik wie für die Literaturgeschichte ganz unschätzbar. Wir sehen die Dichter im kecken Ritterthum des Xenienkampfes, und vernehmen dabei die trefflichsten Aussprüche; zuerst das Wort, daß nach dem tollen Wagestück jenes Angriffs beide sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung der Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln wollen, was sie sofort auch ausführten, und dann das andere, das auch gegen heutige Kläffer noch seine Geltung hat: „Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und die Sachen ist.“ Und wenn wir die treffenden Urtheile lesen die von der liebevollen Einsicht der Ebenbürtigkeit über die neuen Werke der Freunde gefällt werden auch ehe solche zur Oeffentlichkeit gelangen, so fühlten wir wie sie ruhig der Kritik entgegensehen mochten; war doch jedem in der Stimme des Genossen das Urtheil der Nachwelt zum voraus gesprochen. Die Briefe waren nicht für den Druck bestimmt. Ihrer Natur nach streifen sie vieles nur im Vorübergehen, geben Andeutungen auf Erlebnisse, auf Zeitgenossen, Anspielungen auf Werke und Ereignisse, die zum Verständniß eine genaue Kunde der damaligen Verhältnisse erfordern. Besuche und Gespräche füllen häufig die Zwischenräume der Briefe, und werden die Voraussetzung des in diesen Verhandelten. Darum ist es ein verdienstliches Unternehmen, daß Düntzer von Jahr zu Jahr die Lebensbeziehungen der beiden Dichter nach allen bisher vorhandenen Quellen zusammengestellt und damit den Boden für die Briefe gewinnt; namentlich wenn einer von ihnen über ihre Zusammenkünfte einem Dritten berichtet, wie dieß oft von Schiller an Körner geschieht, hat Düntzer dieß stets angeführt. Außerdem sind es neben Goethe's Aufzeichnungen besonders die Briefe vom Großherzog Karl August, von W. von Humboldt, F. A. Wolf, dem jungen Voß, Knebel und den Frauen Schillers und Herders, welche hier Ausbeute gewähren, und man sieht, daß es in der That mehr als ein neckender Schreckschuß war, wenn Varnhagen eines Tags zu Bettina von Arnim sagte: man könne in Bezug auf Goethe ungestraft nichts erfinden; es sei so viel in Bezug auf sein Leben von allen Seiten veröffentlicht, daß sich darnach mit Sicherheit ausmachen lasse, wo er in jeder Woche gewesen und was er gethan. Wohl hätte Düntzer, der so viel Actenmäßiges und Thatsächliches zusammenbringt, Muthmaßungen, wie die, daß Goethe am 13. Januar 1802 sein Mittwochskränzchen werde gehalten haben, oder daß es am 3. Februar ausgefallen sein dürfte, billig bei Seite lassen sollen. Düntzers Scholien zu den Briefen selbst sind in der passenden Kürze abgefaßt, und zeigen neben der umfassendsten Belesenheit in der zeitgenössischen Literatur einen unermüdlichen Fleiß, den dann auch der Erfolg krönt, daß ihm nur wenige Andeutungen der Briefe zu deuten oder aufzuklären nicht gelungen ist. Mit Fug kann er sagen, daß sein Buch eine Ergänzung zu jeder Biographie Goethe's oder Schillers bilde. Zum Schluß hat er noch Goethe gegen Gödeke's Vorwurf gerechtfertigt, daß er an dem Leichenbegängniß Schillers keinen Theil genommen. Goethe war wie Schiller seit Anfang des Jahres 1805 vielfach leidend, und gerade als Schillers Krankheit gefährlich wurde, durfte er das Zimmer nicht verlassen; erst 8 Tage nach Schillers Tod war sein erster Ausgang. Er selbst erzählt wie die weißen Blätter in seinen Tagebüchern die schmerzliche Geistesöde der damaligen Zeit bezeugten. Bei dem Erscheinen des Briefwechsels von Goethe und Schiller schrieb Varnhagen zwei Aufsätze darüber, die in seinem Buch „Zur Geschichtschreibung und Literatur“ wieder abgedruckt sind; indem ich beiläufig bemerke, daß man daraus auch besser als aus den später in die „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ aufgenommenen Artikeln die Bedeutung Varnhagens als Kritikers erkennt, schließe ich mit dem Lebensbild Schillers das er nach dem Briefwechsel entwirft. „Schiller ist von Krankheitsleiden und Schwächen oft unterbrochen, gestört fast immer, aber dabei starken Gemüths und freien muthigen Geistes, so daß er dennoch unglaubliches leistet und ein Meisterwerk nach dem andern aus ihm reif hervorgeht. Auch von außen ist er zur Arbeit gedrängt, und er fügt sich diesem Zwang, doch ohne ihm zu huldigen, und ist darum fleißiger, doch nicht flüchtiger, und am wenigsten übereilt; ja er scheint in die reinere Sphäre des Schönen und Großen um so thätiger hinaufzusteigen, als ihn die niedere mit ihren Gewalten härter drängen will. Dieser kranke, sich verzehrende, ringende, und dabei nur um so freudiger dichtende, um so reiner strebende und jede minder schlechte Stunde gewissenhaft benutzende Schiller ist in der That ein außerordentlicher Anblick, der schmerzliche und bewundernde Verehrung weckt; diese Stärke im Leiden, im Handeln, und insbesondere im Handeln unter Leiden, diese höchste Forderung an sich selbst und dieser strenge Ernst des scharfen Urtheils in eigenen und fremden Sachen bei so heller Güte, so fühlender Theilnahme und so zarter Freundschaft, stellen uns ein Bild wahrer Vortrefflichkeit vor Augen, in welcher der deutsche Charakter tief eingeprägt ist.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 47. Bremen, 20. November. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Der Eisenbahn-Räuber.

Novelle von Ludwig Rosen.

I. Ein Blitz aus heitrer Luft.

Die freundlichen Strahlen der Morgensonne, welche in das Schlafzimmer des Regierungs-Referendarius **Eichmann** fielen, paßten recht gut zu der heitern Stimmung, mit welcher der Langschläfer erwachte. „Heut' ist **Eugeniens** Geburtstag — sagte er zu sich selbst — da hätte ich wohl früher aufstehen sollen, aber ich habe so süß von ihr geträumt! Es freut mich übrigens, daß die Natur eine so gute Miene zu diesem Tage macht, denn er soll mir ein Freuden- und Festtag werden.“ Er stand rasch auf, kleidete sich an, ging in seine anstoßende Wohnstube und zog an der Klingelschnur. Während er in Erwartung seines Frühstücks in dem Zimmer auf- und abging, sich sichtlich einer angenehmen Gedankenreihe überlassend, gewinnen wir Zeit, ihn ein wenig genauer ins Auge zu fassen. Er mochte hoch in den Zwanzigen stehen, sein Körperbau war schlank und elastisch, doch etwas vorgebeugt, wie man es so oft bei Männern von beschaulichem und innigem Gemüth findet; das Gesicht war etwas blaß, doch leuchteten die großen Augen geistvoll und sprechend unter den feinen Brauen hervor, und um den schöngeformten Mund lagen die Züge tiefer Herzensgüte; um die edle hohe Stirn wallte dunkles, fast lockiges Haar. Die Kleidung war modisch und fein, doch nicht von solchen Toilettenkünsten unterstützt, wie sie derjenige anzuwenden pflegt, der durch die äußre Erscheinung Eindruck zu machen sucht.

Jetzt trat die Hauswirthin, eine freundliche Matrone, mit dem Koffee herein, dem geschätzten Miethsmann einen „schönen guten Morgen“ wünschend.

„Ja, Frau **Warnking** — sagte er — es ist ein schöner Morgen, und es soll mir hoffentlich auch ein froher Tag werden.“

„Der liebe Gott wird Ihnen gewiß viele frohe Tage schenken, denn Sie verdienen es vor vielen Andern.“

„Sie haben eine zu gute Meinung von mir, Frau Warnking.“

„Nein, gewiß nicht, Herr Referendarius.“ Nachdem sie das Frühstück auf dem Tische angeordnet und das frische Tagblatt daneben gelegt hatte, entfernte sie sich.

Während **Eichmann** zu frühstücken begann, mochte sein Selbstgespräch etwa folgendermaßen lauten: „Von einem **Verdienen**, wovon die gute Frau spricht, ist freilich keine Rede, aber allerdings ist mir das Glück vor vielen Andern hold. Man hat mir zu verstehen gegeben, daß in kürzester Zeit meine Anstellung als Assessor erfolgen würde; davon hat ja mein edler Gönner **Molsburg** die förmliche Verlobung mit **Eugenie** abhängig gemacht, und dann wird die Hochzeit nicht allzu lang auf sich warten lassen. Eugenie ist zwar für mich viel zu schön, zu vornehm, zu reich, aber ich bin nun einmal ein Glückskind!“

Er griff nun zu der Zeitung, indem ihn bei deren Anblick ein Gefühl der Beschämung ergriff; mit tiefem Unwillen hatte er vor einigen Tagen darin einen Schmähartikel gelesen, worin die Regierung ebenso boshaft im Allgemeinen als verletzend für einige Persönlichkeiten angegriffen war, er hatte sich vorgenommen, eine scharfe Widerlegung einrücken zu lassen, aber — er hatte es vergessen. Indem er, noch hieran denkend, mit halber Aufmerksamkeit in das Zeitungsblatt sah, fielen seine Augen zufällig auf eine Stelle, die plötzlich seine ganze Seele in Anspruch nahm: unter den im „Englischen Hofe“ gestern eingetroffnen Fremden stand oben an „Herr Gutsbesitzer von Molsburg nebst Fräulein Tochter aus Liebenhain.“

„Wie — rief er überrascht aus — Molsburg und Eugenie hier, und sie haben es mir nicht vorher geschrieben? — schon seit gestern hier, und sie haben noch nicht zu mir geschickt? — — Aber halt, das ist sicher auf eine Ueberraschung abgesehn, und die guten Landbewohner haben nicht an die Schwatzhaftigkeit unsrer Tagespresse gedacht. Nun will ich sie meinerseits überraschen!“

Er beeilte sich, seinen Anzug zum Ausgehen zu vervollständigen, als es an die Thür pochte und der Regierungsbote **Veit** hereintrat.

Hastig fragte Eichmann: „Sie bringen mir wohl neue Akten, lieber Veit?“

„Nein, Herr Regierungs-Referendarius, ich bringe keine neuen Akten, ich soll die alten abholen.“

„Ich bin noch nicht damit fertig, Sie müssen wieder kommen, und zwar frühstens übermorgen.“

„Nein, Herr Regierungs-Referendarius, ich muß sie augenblicklich mitnehmen, der Herr Geheime Regierungsrath **Preuschen** haben es ausdrücklich so befohlen.“

Mit einiger Ueberraschung schaute Eichmann den Regierungsboten an, dessen längst im Dienst erstarrte Gesichtszüge heut' besonders hart und unfreundlich erschienen. Ein kurzes Nachsinnen konnte übrigens dem jungen Beamten die Erklärung geben, daß sein Abtheilungs-Chef eine augenblickliche Einsicht in die Akten wünsche oder einen Nachtrag beizufügen beabsichtige; er holte das Aktenbündel hervor und überreichte es dem Boten, der darauf mit den Worten: „Und hier ist auch noch ein Schreiben des Herrn Geheimen Regierungsrathes an den Herrn Regierungs-Referendarius“, einen großgesiegelten Brief abgab, worauf er sich entfernte.

Nicht ohne Neugierde eröffnete Eichmann das amtliche Schreiben, denn eine geheime Ahnung durchzuckte ihn, daß darin seine Ernennung zum Assessor enthalten sein möchte. Niemand schildert seine Ueberraschung, seinen Schreck, als er las: „An den bisherigen Regierungs-Referendarius Eichmann. Ich theile Ihnen hierdurch in höherm Auftrag mit, daß Sie aus Ihrer seitherigen Stellung an landesherrlicher Regierung sowie überhaupt aus dem Staatsdienste entlassen

sind. Der Geheime Regierungsrath Preuschen.« Mehrmals mußte der junge Mann die kurzen inhaltschweren Worte überlesen, um sich von ihrem wirklichen Vorhandensein zu überzeugen, dann starrte er darauf mit Augen, die nichts mehr sahen, mit Gedanken, die wüst und bewußtlos hin und her irrten. Wie lange er so gestanden, das unglückliche Papier in der Hand: er wußte es selbst nicht, aber endlich ermannte er sich, er durchging mit prüfendem Geiste alle seine Handlungen, seine ganze amtliche Wirksamkeit. Man hatte ihm mit ungewöhnlichem Vertrauen selbständige Arbeiten aufgetragen, man hatte ihm ohne sein Zuthun einträgliche Commissionen gegeben — — er durchflog jetzt mit ängstlicher Genauigkeit jede Arbeit, jeden Auftrag, aber er fand nichts, was einen gerechten Grund zur Unzufriedenheit gab, was ihm auch nur einen Tadel zugezogen hätte. Nach dieser sorgfältigen Selbstprüfung beschloß er, zum Geheimen Rath Preuschen zu eilen — — doch nein, er kannte die engherzige Befangenheit des Mannes, der nie einen Irrthum der Behörde zugestehen wollte, der eher neue Ungerechtigkeiten beging als eine unwissentlich begangne wieder gut machen wollte: zum Regierungs-Präsidenten wollte er sich begeben, von welchem ja auch der Befehl zu dieser unbegreiflichen Maßregel ausgegangen sein mußte. Rasch änderte er seine Kleidung, wie es der beabsichtigte Besuch erforderte, und verließ seine Wohnung.

Während des Ganges durch die Straßen überredete er sich immer mehr, daß irgend ein seltsamer Irrthum, ein leicht aufzuklärendes Mißverständniß zum Grund liegen müsse, und in dieser Ueberzeugung betrat er festen Schrittes die breiten Stufen, welche in das Palais des Regierungs-Präsidenten, Grafen von Bolzin, führten. In der Vorhalle gab er einem ihm entgegenkommenden Diener seine Karte mit den Worten: »Können Sie mich augenblicklich bei dem Herrn Präsidenten melden?«

Der Bediente warf einen raschen Blick auf die Karte und sagte: »Der Herr Präsident lassen sich jetzt nicht gern stören, aber dies ist ja wohl eine amtliche Angelegenheit, ich will Sie daher melden. Treten Sie nur gefälligst so lange hier ein.« Er öffnete ein nahes Zimmer und entfernte sich. Während sich Eichmann wartend an eine Fensterbrüstung lehnte, wechselten die entgegengesetztesten Gefühle stürmisch in seinem Innern: Zorn und Niedergeschlagenheit, bange Erwartung und wiederkehrende Hoffnung. Er kannte den Präsidenten als einen kalten aber gerechten Mann, es ließ sich ebensowohl Furcht als Vertrauen auf seinen Charakter gründen.

Endlich kehrte der Diener zurück und meldete mit einer gewissen Feierlichkeit, daß sein Herr bereit sei, den Besuch anzunehmen. Bald darauf sah sich der junge Mann dem Präsidenten in dessen Arbeitszimmer gegenüber. Der hohe Beamte war ein ältlicher Mann von würdevoller aber steifer Haltung, die grauen Augen unter den buschigen weißen Brauen hatten etwas Forschendes und Lauerndes, der schmalgeschnittene festzusammengepreßte Mund gab den Eindruck unbeugsamer Härte, die hinter dem Rücken zusammengeschlagnen Hände schienen sich im voraus der Gewährung einer Bitte entziehen zu wollen.

Dem Besuchenden einen Schritt entgegentretend sagte der Präsident, ohne eine Anrede zu erwarten, mit strenger Stimme: »Was steht Ihnen zu Diensten, Herr Eichmann?«

Ein plötzliches Zucken fuhr über das bleiche Gesicht des jungen Mannes, denn er hörte aus der Umgehung seines bisherigen Titels die Absichtlichkeit heraus, aber er nahm sich möglichst zusammen und sagte in so ruhigem Tone, als die schwer zurückgehaltne Leidenschaftlichkeit erlaubte: »In der mir so eben zugekommnen Mittheilung meines Abtheilungs-Chefs, daß ich aus meiner Stellung an der Regierung und überhaupt aus dem Staatsdienst entlassen sei, kann ich nur einen unbegreiflichen Irrthum oder ein für mich beklagenswerthes Mißverständniß voraussetzen, ich vermag mich daher natürlich nicht dabei zu beruhigen, sondern wünsche zuvörderst die Bestätigung aus dem Munde des Herrn Präsidenten selbst zu vernehmen.«

»Nun, so hören Sie es denn hiermit aus meinem Munde, Herr Eichmann, daß Sie auf meine Anordnung Ihrer Stellung als Regierungs-Referendarius enthoben sind, und mit dieser Erklärung wäre denn wohl die Angelegenheit erledigt, die Sie zu mir geführt hat.«

»Aber das ist ja nicht möglich!« rief Eichmann in angstvollem Aufschrei.

»Es ist nicht nur möglich — sagte der Präsident kalt — sondern eine vollendete Thatsache: Sie haben weder jemals wieder das Regierungsgebäude zu betreten, noch den Titel eines Regierungs-Referendarius weiter zu führen, wie ich solchen noch mißfällig auf Ihrer Karte bemerkt habe.«

»Wie, man hätte mich wirklich aus meinem Dienste entlassen, ohne mir eine Anklage mitzutheilen, ohne eine Untersuchung anzustellen, ohne mir die Möglichkeit der Vertheidigung zu gestatten?«

»Einen eigentlichen Dienst haben Sie als Referendarius nicht bekleidet, wenn man sie auch kommissarisch mit Aufträgen betraute, wofür Sie Diätengelder bezogen; es steht demnach gesetzlich auch nicht das Geringste im Wege, Sie in jedem Augenblick aus der bisher innegehabten Stellung zu entlassen und Ihnen den ferneren Weg auf der administrativen Laufbahn zu verschließen. Meine Machtvollkommenheit in dieser Hinsicht werden Sie nicht zu bezweifeln wagen.«

»Aber man kann doch unmöglich so mit mir verfahren, ohne mir die Gründe anzugeben, ohne mir zu sagen, welche Anklage man gegen mich erhebt. Bin ich meinen dienstlichen Verpflichtungen nicht immer mit gewissenhafter Berufstreue nachgekommen?«

»Gegen Ihre dienstlichen Leistungen wird kein Einwand erhoben.«

»Nun, so werden Sie mir die anderweitigen Gründe angeben, Herr Präsident, welche ein eben so hartes als unbegreifliches Verfahren veranlassen.«

»Ich werde Ihnen diese Gründe nicht angeben.«

»Wie — rief Eichmann fast drohend — Sie wollen nicht einmal die Gründe angeben?«

»Nein.«

»Und Sie glauben, daß ich mich einer solchen Behandlungsweise ohne Weitres fügen werde?«

Mit Geringschätzung, fast mit Hohn entgegnete der Präsident: »Thun Sie, was Sie für geeignet und für ausführbar halten. Meines Erachtens steht Ihnen nur der Weg offen, sich an Allerhöchster Stelle durch ein Immediat-Gesuch zu beschweren; hierauf wird man vom Präsidium nähere Auskunft verlangen, und es wird dann — das glauben Sie mir — eine Aufklärung gegeben werden, welche die gegen Sie ergriffne Maßregel mehr als rechtfertigt, ja ohne Zweifel noch unangenehmere Schritte gegen Sie nach sich zieht.«

»Und alles das — rief Eichmann knirschend — unter der Hülle des Geheimverfahrens! Aber ich werde vor der Oeffentlichkeit gegen dies beispiellose Verfahren protestiren, ich werde — —«

Gereizt unterbrach ihn der Präsident: »Sie werden sich nur einem Preßprozeß aussetzen, dessen Folgen Sie sich dann zuzuschreiben haben. Uebrigens erinnert mich diese Drohung daran, daß es Zeit ist eine Unterredung abzubrechen, die schon zu lange gedauert hat.«

Da Eichmann unschlüssig stehen blieb und seine entstellten Mienen einen schlimmen Ausbruch befürchten ließen, so setzte der Präsident eine silberne Schelle, die neben ihm auf dem Tische stand, in Bewegung, worauf fast augenblicklich der vorige Diener eintrat, um an der Thüre stehen bleibend weitere Befehle zu erwarten. Eichmann ließ es nicht auf eine etwaige Demüthigung ankommen, sondern stürzte mit einer Gebärde, die für eine Abschiedsbewegung gelten konnte, aus dem Zimmer. Der Präsident entfernte durch einen Wink den Bedienten und sagte dann kalt für sich hin: »Schade um den jungen Mann — es war ein brauchbarer Arbeiter!«

2. Von Gott und Menschen verlassen.

Von den peinigendsten Gedanken gefoltert, durchschritt Eichmann einige Straßen, um das empörte Blut zu beruhigen und sich wenigstens einigermaßen zu sammeln. Er hatte noch einen andern Gang vor, welcher wohl noch bittrer war als derjenige zum Präsidenten: den Gang zu Molsburg und seiner Tochter. Wie ganz anders mußte dieser Besuch nun ausfallen, als er sich vor noch so kurzer Zeit gedacht hatte! Von einer Verbindung mit Eugenie war nun wenigstens vorerst nicht mehr die Rede, und er selbst mußte der Ueberbringer der Trauerbotschaft sein, ohne auch nur das Geringste zu ihrer Erklärung beibringen zu können; wie er die unheilvolle Botschaft vorbringen wollte, und was dann weiter geschehen würde, das wußte der Verzweifelnde selbst nicht.

Endlich trat er im »Englischen Hofe« ein. Der Portier erklärte, daß die Gesuchten zu Hause seien, und gab die nöthige Auskunft über die Zimmer. Eichmann wollte sich durch einen ihm entgegenkommenden Aufwärter anmelden lassen, doch derselbe führte ihn sogleich in eine Art von Vorzimmer und pochte an eine innere Thüre, diese wurde geöffnet, und — Eugenie trat heraus. Sie war ein sehr schönes Mädchen, prangend in jedem Reiz der blühenden Jugend und unverdorbnen Frische, aber jetzt waren die sonst rosigen Wangen gebleicht, die seelenvoll lebhaften Augen von Thränen geröthet, die glänzenden braunen Haare wenig sorgfältig geordnet, die Kleidungsstücke ohne sonderliche Aufmerksamkeit angelegt. Den jungen Mann erblicken — einen leisen aber schmerzlichen Schrei ausstoßen — mit der einen Hand nach dem Herzen fahren, mit der andern die Augen bedecken: das war für Eugenie die Sache eines und desselben Augenblicks.

»Sie wissen mein Unglück schon!« dachte Eichmann. Er warf dem erstaunten Kellner einen sehr entschiednen Wink zu, das Zimmer zu verlassen, was derselbe nur zögernd ausführte. Dann näherte er sich Eugenie, die noch immer wie erstarrt in der Thüre stand, und sagte mit trauriger Stimme: »Ich dachte nicht, Eugenie, daß wir uns so wiedersehen würden.« Aber da er ihr jetzt nahe kam, da er unbewußt wie bittend die Hand ausstreckte, da schrack das Mädchen zusammen, als erbebe es vor der Möglichkeit einer Berührung, stieß einen lauten Schrei aus und verschwand in dem andern Zimmer.

Eichmann glaubte nicht, daß er auch als Unglücklicher einen solchen Empfang hätte finden sollen, er blieb einige Augenblicke unschlüssig und rathlos stehen; dann wollte er ebenfalls in das andre Zimmer treten, als Eugeniens Vater aus demselben trat und die Thüre hinter sich schloß. Molsburg war ein großer und stattlicher Mann, sein offenes Gesicht verkündete Verstand und Wohlwollen, aber jetzt blickte es so ernst und zürnend, daß Eichmann unwillkürlich einige Schritte davor zurückwich. Um eben so viele Schritte trat der Gutsherr vor, dann sprach er mit strenger Stimme: »Ich bin sehr erstaunt, Sie hier zu sehen, Herr Referendarius, und ich sollte denken, Sie hätten uns dies wohl ersparen können.«

Betäubt fuhr sich Eichmann mit der Hand nach der Stirne, als wolle er sich überzeugen, ob dort noch wie sonst der Sitz des Bewußtseins und der Denkkraft sei; dann sagte er schmerzlich: »Was ist das, Herr von Molsburg, bin ich nicht mehr Julius Eichmann, jener Julius, den Sie gewöhnt haben, Sie als gütigen Wohlthäter, als zweiten Vater zu betrachten?«

Ungerührt durch den zum Herzen dringenden Ton erwiderte Molsburg kalt: »Für mich sind Sie nur noch der Referendarius Eichmann. Jenen Julius, den Sohn meines theuren Freundes, den ich sonst gekannt und geliebt, werde ich zu vergessen suchen, ich werde zu vergessen suchen, was er mir für das spätre Leben werden sollte. Vergessen auch Sie, was wir uns ehemals gewesen, was wir für die Zukunft uns sein wollten. Wollte der Himmel, daß wir uns nie gekannt hätten!«

In tiefster Trauer sagte Eichmann mit tonloser Stimme: »Nie kann und werde ich vergessen, was Sie und Eugenie mir gewesen sind. Ich kam hierher, um das schmerzvolle Geständniß zu machen, daß ich auf meine schönsten Hoffnungen, auf mein ganzes Lebensglück verzichten muß, ich kam hierher, um Abschied zu nehmen, aber ich dachte nicht, daß dieser Abschied ein so unfreundlicher sein werde.«

Der Zorn schien Herrn von Molsburg zu übermannen, er rief mit kaum gezügelter Leidenschaftlichkeit: »Das geht denn doch wirklich noch weiter, als ich mir je hätte träumen lassen! Sie gestehen selbst, daß Sie hierher gekommen sind, um ein Verhältniß abzubrechen, das leider zwischen uns bestanden hat, und erwarten einen freundlichen Abschied?«

»Ich hoffte nur, Sie würden meine Lage milder beurtheilen, zu deren Erklärung ich leider selbst nichts anführen kann.«

»Das glaub' ich gern — sagte Molsburg mit gereiztem Hohn — um so eher aber können wir eine Unterhaltung abbrechen, die für mich wahrhaft empörend ist.«

»O, sagen Sie mir nur — rief Eichmann flehend — das Einzige, ob ich nicht wenigstens das von der Zukunft und ihren Aufklärungen erwarten darf, daß Sie und Eugenie mir verzeihen werden!«

»Nein, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich spreche nichts weiter aus als den Wunsch, daß wir uns nie wiedersehen mögen!«

Damit wandte er sich um und verließ das Zimmer, die Thüre der Nebenstube heftig hinter sich schließend.

Eine Zeit lang blieb Eichmann stehen, nicht versuchend, die geknickten Gefühle des Herzens empor zu richten und zu stützen, sondern nur bemüht, die Gedanken des betäubten Kopfes einigermaßen zu sammeln und zu ordnen. Aber das wollte nicht gelingen. Daß Molsburg bereits das Unglück kannte, das seinen ehemaligen Schützling betroffen, war zwar nicht eben so sehr zu verwundern; aber die Art, wie er dieses unverschuldete Unglück verdammend beurtheilte, wie selbst die sanfte Eugenie darüber zu denken schien, das stand mit dem Charakter und der sonstigen Handlungsweise Beider im schneidendsten Widerspruch.

In dumpfer Zerknirschung sagte der junge Mann vor sich hin: »Also alles vorbei — keine Hoffnung für die Zukunft — von Gott und Menschen verlassen — dann bleibt mir ja wohl nur Eins noch übrig!«

Mit kalter Verbissenheit wie jemand, der einen trotzigen Entschluß gefaßt, verließ er das Zimmer, nicht achtend des auf dem Flurgang noch verweilenden und scheu ausbiegenden Kellners, durchschritt das Haus und wandelte durch die Straßen, ohne für alle äußeren Umgebungen auch nur den geringsten Blick zu haben. So erreichte er seine Wohnung, ohne sich der Absicht bewußt gewesen zu sein, daß er dorthin wolle. Er handelte in allem ohne Rechenschaft des Geistes nach einem dunklen aber unwiderstehlichen Antriebe, gleichsam wie die Thiere in ihren wichtigsten Angelegenheiten nach einem unbewußten Instinkte verfahren. Es wäre jetzt Zeit gewesen, sich in das Speisehaus zum Mittagsessen zu begeben, aber das kam ihm auch nicht entfernt in die Gedanken, sondern er schrieb einige Briefe, zog dann eine Schiebkade des Schreibtisches heraus und überzählte sorgsam die sich darin vorfindende Geldsumme, indem er für sich murmelte: »So, das ist für Frau Wornking — ich muß ihr auch den nächsten Monat bezahlen, weil sie schwerlich so bald einen Miether bekommt. Dies wird für die kleinen Rechnungen hinreichen — das Andre kann zum Begräbniß verwandt werden, und was davon noch übrig bleibt, mag gebraucht werden, wozu man Lust hat.«

Nachdem er hierauf, die Hand an die Stirn legend, nachgesonnen, ob noch etwas Nothwendiges zu erledigen sei, aber nichts gefunden zu haben schien, zog er eine andre Schieblade hervor und entnahm derselben eine feingearbeitete Pistole, die er mit einer Art von schadenfroher Genugthuung betrachtete, indem er halblaut vor sich hin sagte:

„Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz.
— — — — — — Der so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!“

Als er das Todeswerkzeug vorsichtig geladen und in Stand gesetzt, schien plötzlich eine neue Gedankenreihe in ihm aufzutauchen und den Finger zu hemmen, der bereits die verhängnißvolle Stelle berühren wollte. Wie — sollte er hier in seinem Zimmer sich den Tod geben, wodurch er der guten Hauswirthin tausendfache Schrecken und Verlegenheiten bereiten mußte? Sollte er überhaupt in dieser Stadt sterben, um dem widerwärtigen Heißhunger neuigkeitssüchtiger Klatscherei einen Knochen zum Benagen und Herumzerren hinzuwerfen? Nein, hier nicht, wo die Kunde bald zu Eugenie und ihrem Vater dringen mußte, die denn doch durch dieselbe entsetzt werden würden — nein, aus der Ferne wird eine solche Nachricht von der Neugier gleichgiltiger, von der Theilnahme ruhiger aufgenommen. In die Stille seiner Heimath wollte er sich flüchten, an das Grab seiner Eltern wollte er sich in ruhiger Nacht stellen — — sie starben mit einem Segen für ihn, der ihm aber kein Haus des Glückes aufgebaut hatte, sondern nur ein Gefängniß oder Irrenhaus — — dort wollte er hinsinken, ihren Grabhügel mit seinem Herzblut tränkend — da mochte man ihn finden, und die Anhänglichkeit der Dorfbewohner an seinen verstorbnen Vater gestattete vielleicht dem Selbstmörder die Grabesruhe neben seinen Eltern. Ja, so wollte er es machen! Am Abend mit Dunkelwerden fuhr der letzte Bahnzug nach jener Richtung ab, ihn konnte er benutzen und an der Haltestelle neben seinem Geburtsort aussteigen; es mußte dann schon gegen Mitternacht sein, wenn er auf dem Kirchhofe anlangte.

Er vernichtete Einiges von dem, was er vorher geschrieben, um Andres zu schreiben, steckte das Geld, was er nicht in Päckchen vertheilt hatte, zu sich, zog einen Paletot über, in dessen Brusttasche die Pistole Platz fand, setzte seinen Hut auf und verließ das Haus, ganz zufrieden damit, daß er seiner Hauswirthin nicht aufstieß. Erst als er die Straße betrat, fiel ihm ein, daß es noch um viele Stunden zu frühe sei, um zum Bahnhofe zu gehen — — aber was mochte das aus. Er konnte bis zur nächsten Station zu Fuß gehen und dort den Bahnzug erwarten — hier auf dem Bahnhofe mußte er vielleicht erst unliebsame und lästige Begegnungen erleben. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, schlug er einen Weg ein, der ihn durch eine Vorstadt und entlegne Gärten auf die Straße führen sollte, die zur nächsten Station führte.

3. Schlechte Gesellschaft.

Wir führen jetzt den folgsamen Leser in das Wirthshaus „zum Elephanten.“ Dieses Haus besaß eine eigenthümliche Doppelnatur. Mit seiner Hauptseite nach einer lebhaften Straße gelegen, stellte es hier einen Gasthof mittleren Ranges dar für wohlhabende Landleute, niedere Beamte und ähnliche Leute von bescheidner Lebensstellung, mit leidlich eingerichteten Logirzimmern und mit einer auch von manchen Stammgästen aus der Stadt besuchten Wirthstafel; das Hintergebäude mündete auf eine Seitenstraße und enthielt verschiedene Restaurations- und Trinklokale für das untergeordnete Personal der Fabriken, Eisenbahnen und ähnlicher öffentlicher Unternehmungen, wie aber auch vorzugsweise ein Tummelplatz geschäftloser Arbeiter, herumfahrender Abenteurer und wohl noch schlimmerer Gäste. Während die Hausfrau mit einigen Kellnern im Vorderhause waltete, versah der Wirth mit einem Paar wohleingeschulter Aufwärterinnen die Besorgung der Hinterräume. Eben jetzt füllte eine neue, seit kurzem im Bau begriffne Eisenbahn sowohl den anständigeren als den unscheinbaren Theil des „Elephanten“ mit stark vermehrtem Besuch.

An der Mittagstafel saß noch eine sehr bunte Gesellschaft beim einfachen Nachtisch zusammen, sich lebhaft unterhaltend über — den Regierungs-Referendarius Eichmann. Ein hagrer spitznasiger Mann, der eine Schreiberstelle irgendwo bekleidete, war der Hauptwortführer und schloß seine Rede folgendermaßen: „Sie können es mir glauben, meine Herren, der feine hochmüthige Referendarius, von dem alle Welt so viel Wesens machte, als wenn er nächster Tage Präsident oder gar Minister werden würde, ist mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt. Ich würd' es nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten, wenn ich es nicht vom Regierungsboten Veit wüßte, der ihm heut' Morgen das Entlassungsschreiben überbracht und die Akten aus dem Hause geholt hat. Ich gönn's ihm von Herzen!“

„Sind Sie ein persönlicher Feind von dem Manne?“ fragte ein ländlicher Verwalter.

„Nein, das nicht, ich habe gar keine eigentliche Bekanntschaft mit ihm gehabt, aber ich kann nun einmal Leute nicht leiden, die so besonders viel von sich sprechen lassen, als könnten sie mehr wie andre ehrliche Leute. Und entsetzlich hochnasig sah der Patron immer aus, wenn er einmal durch unsre Schreibstube in das Geschäftszimmer ging.“

Ein noch ziemlich junger Mann, der sich behaglich die Zähne stocherte, sagte hingeworfen: „Wenn Sie erst alles wüßten, meine Herren!“

„Was denn? — wie so? — was wissen Sie, Herr Karsch?“ so flogen die Fragen von allen Seiten herüber.

Mit angenommener Gleichgiltigkeit, hinter der aber ein tiefer leidenschaftlicher Ton sich heraushören ließ, sagte Karsch: „Der ehemalige Referendarius hat heut' Morgen auch seine reiche Braut verloren, das Fräulein von Rolsburg aus Liebenhain.“

„Ist's möglich?“ rief der Schreiber mit weitvorgerecktem Halse.

„Das ist viel Unglück auf einmal!“ sagte der Verwalter.

„Aber ist's auch wahr?“ rief's anderswoher.

„Sie können sich darauf verlassen; ich sprach, als ich eben zu Tisch gehen wollte, einen Kellner aus dem „Englischen Hofe“, welcher es mit angehört hat, wie der Herr Eichmann vom Vater der Braut den Laufpaß erhielt.“

„Was er nun wohl anfangen mag?“

„Er hat die Wahl — erwiderte Karsch — ob er sich ins Wasser stürzen oder lieber eine Kugel vor den Kopf schießen will.“ Damit erhob er sich, die Gesellschaft leicht grüßend, nahm seinen Stubenschlüssel vom Schlüsselbrett und verließ das Zimmer.

„Ein verfluchter Kerl, der Karsch!“ sagte der Schreiber. „Was der nicht immer alles weiß!“

„Was ist er eigentlich?“ fragte ein Fremder.

Mit halblauter Stimme antwortete der Schreiber: „Mathematiker oder Techniker außer Dienst. Er sucht eine Anstellung bei der neuen Eisenbahn, aber ob er nun nicht die gehörige Sicherheit stellen kann oder aus andern Gründen den Herren von der Direction nicht gefällt: er hat bis jetzt kein Glück gehabt und wohnt hier für nichts und wieder nichts im Gasthof.“

Der Verwalter sagte offen: „Ich stellte ihn auch nicht an, wenn ich Direction wäre. Solche Leute, aus deren Gesicht man nicht sehen kann, ob sie alt oder jung sind, flößen mir kein Vertrauen ein.“

„Das ist nun wohl das Wenigste — flüsterte der Schreiber — aber wer einmal das Unglück hat, nicht gleich anzukommen, dem wird's mit jedem Tage schwerer. Jeder denkt: 's muß mit dem seinen Haken haben, sonst wär' er schon angestellt. Und dann sieht man's schon dem ganzen Menschen an, wenn einer auf Wartegeld steht. Wenn er auch einen feinen Paletot trägt, so merkt doch jeder, daß derselbe täglich abgeschabter wird und daß kein Rock da ist, den man darunter anziehen könnte; wenn auch eine noch so dicke Kette vor der Brust hängt, so hat doch jeder sein Bedenken, ob sie echt ist und ob wirklich eine Uhr dahinter steckt — von der Leibwäsche ganz zu schweigen, von der man nichts sieht, weil die Weste bis oben zugeknöpft ist.“

Ueberlassen wir die Gesellschaft dem Eindrucke, den die Worte des Schreibers auf sie gemacht haben mögen, um dem „Herrn Karsch“ auf sein Zimmer zu folgen, wo er sich in einen einfachen „Karsch“

verwandeln zu wollen schien. Er vertauschte den modernen Paletot mit einer ziemlich plebejeschen Hausjacke, legte die fragliche Uhrkette ab, an der aber wirklich eine wenn auch unscheinbare Uhr befestigt war, fuhr sich mit der Hand einige Male durch die glatt gescheitelten Haare, daß sie in sorgloser Unordnung nach allen Seiten hinstarrten, und zündete eine kurze Pfeife an, mit welcher er sich in seinem früheren Anzug wohl kaum hätte sehen lassen. Auf diese Weise verwandelt, verließ er sein Zimmer, steckte dessen Schlüssel in die Tasche, durchschritt einige entlegene Gänge, stieg dann eine dunkle, wenig gebrauchte Treppe hinab und trat in ein unscheinbares Gemach, das nur durch ein einziges Fenster mit blinden Scheiben ein zweifelhaftes Dämmerlicht aus einem hochverbanten Hofraume erhielt. Dieses Zimmer gehörte zum Hinterhaus und lag hinter dessen eigentlicher Schenkstube, mit welcher es eine zweite Thüre verband; dieser abgeschiedene Raum war nur wenigen Stammgästen zugänglich, gleichsam reservirt für Auserlesene, die aus irgend welchen Gründen eine solche Zurückgezogenheit wünschten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Neue Romane und Novellen.

Schücking. Gustav vom See. L. Rosen. H. Smidt. Fr. Bremer.

Die Rheider-Burg. Unter diesem Titel bringt Levin Schücking, im zehnten und elften Bande des Koder'schen „Album", eine Novelle, die mit aller der Frische und Liebenswürdigkeit geschrieben ist, welche wir an dem fleißigen und beliebten Autor kennen und schätzen. Den geschichtlichen Hintergrund seiner Erzählung bildet ein Schauplatz, auf welchem der Verfasser sich schon früher mit Glück bewegt hat, die Rheinprovinz, zur Zeit der französischen Occupation. Den Knotenpunkt derselben ein Mord, der auf der Stammburg des alten Geschlechts der Huckarde an dem neuen Herrn dieser Burg, den französischen Grafen Epaville, begangen wird. Unter den handelnden Personen treten, bedeutend und unsre lebhafte Theilnahme erweckend, der alte Hammerbesitzer Ritterhausen und seine Tochter Sibylle hervor; außerdem sind die kleine kokette Gräfin Epaville, der Polizeiagent Monsieur Ermanns, der leichtsinnige Großherzog Murat und seine Hofgesellschaft gelungene und ergötzliche Figuren, wie denn überhaupt der Verfasser für humoristische Schilderungen eine besonders glückliche Gabe hat.

Vor fünfzig Jahren. Roman in drei Bänden von Gustav vom See (G. v. Struensee). (Breslau, Trewendt).

Wenn wir den oben besprochenen Roman mit Interesse und Befriedigung gelesen haben, obgleich derselbe in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung spielt, so können wir ein Gleiches leider nicht von dem vorliegenden sagen, obgleich dieser die Befreiung Deutschlands, oder vielmehr Preußens, vom französischen Joche zum Gegenstande hat. Wir glauben gern, daß Herr von Struensee ein guter und warm fühlender Patriot sein mag, aber es ist ihm nicht gelungen, seinen Empfindungen einen dichterischen Ausdruck zu geben, vielmehr ist sein Roman in hohem Grade prosaisch nüchtern, trocken, mit einem Worte langweilig; und wir bezweifeln sehr, daß unter den Rittern des eisernen Kreuzes, denen derselbe in dankbarer Erinnerung gewidmet ist, sich Viele finden dürften, welche sich durch die drei Bände hindurcharbeiten werden.

Werner Thormann. Ein Roman von Ludwig Rosen. (Breslau, Trewendt).

Werner Thormann, ein Student und Burschenschafter, bekennt sich, aus übel angebrachter Großmuth, zu einem Polizeivergehen, welches einer seiner Freunde begangen hat, und verdirbt sich dadurch seine theologische Carriere. Auf dem Schlosse eines äußerst adelsstolzen Freiherrn, wo er als Hauslehrer eine Zuflucht vor den Verfolgungen der Polizei findet, verliebt er sich in dessen schöne Tochter und macht sich dadurch unmöglich. Von dem Freunde, für den er sich großmüthig aufgeopfert, der Polizei denuncirt, flüchtet er in die französische Fremdenlegion und geräth in Algier in die Gefangenschaft eines Arabischen Häuptlings, der ihm seine Tochter zur Frau anträgt und ihm, da er dieselbe ausschlägt, die Freiheit schenkt. In die Heimath zurückgekehrt, wird er von den Freiheitswogen des Jahres 1848 erfaßt, tritt aber, da er bald die schiefe Richtung derselben merkt, rasch auf die andere Seite, rettet dem Gatten Rosalindens, seiner früheren Geliebten, das Leben, und da er schon vorher zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß er noch mehr als diese die Tochter des biedern Oberförsters Degenhardt geliebt hat, und da diese auch ihn liebt, so endigt der Roman, zur Zufriedenheit aller Betheiligten, mit der Verlobung des Helden und mit der glücklichen Aussicht für ihn auf eine Bibliothekarstelle an einer königlichen Bibliothek. — Der Verfasser dieser Erzählung hat sich im vorigen Jahre durch den Roman „Der Buchenhof" rasch einen Namen gemacht, der schon zu den wohlklingenden und mit Recht geachteten zu zählen ist. Wir begegnen auch hier wieder demselben Talent, welches die Aufmerksamkeit auf jenen Roman gezogen hat, und sind überzeugt, daß der unter dem Namen Ludwig Rosen schreibende Verfasser bald in der öffentlichen Gunst feststehen wird. Bei dem „Werner Thormann" hat er sich die Sache, wenn man will, schwer und leicht gemacht, indem er an den dünnen Faden der Erzählung unendlich viel angereiht hat, so daß ein etwas buntes Durcheinander entstanden ist. Da giebt es Abhandlungen über Goethe und Schiller, Shakspere und Camoens, über die Burschenschaft, musikalische Abende und Lesethees, den Unterschied der Novelle und des Romans, dann Schilderungen des Lagerlebens, Betrachtungen über den Islam u. s. w. In allem dem ist sehr viel Ansprechendes und Gelungenes, auch beherrscht Rosen das Ganze mit seinem leichten und eleganten Talent, doch ist zu wünschen, daß er es mit den Gesetzen der künstlerischen Composition genau nehme und nicht zu keck verfahre.

Marinebilder. Neue Seegeschichten von Heinrich Smidt. (Berlin, Otto Janke.) In vierzehn Rahmen wird das Leben des Seemanns, zu Wasser und zu Land, in theils heitern, theils tief ernsten, ergreifenden Bildern dargestellt; als besonders gelungen möchten wir das erste: eine Feuersbrunst, ferner „das Schiffer-Armenhaus" und „Keller, Haus und Gesellschaft" herausheben.

Vater und Tochter heißt der Titel einer „Schilderung aus dem wirklichen Leben", welche den dreiunddreißigsten und vierunddreißigsten Band der Schriften von Friederike Bremer bildet, die gesammelt bei F. A. Brockhaus in Leipzig herauskommen und sich dergestalt bei uns eingebürgert haben, daß es kaum noch auffallen wird, sie unter den Erzeugnissen unsrer Literatur aufgeführt zu sehen. Wir unsrerseits bekennen, niemals für die Muse Friederike Bremers geschwärmt zu haben, auch zu jener Zeit nicht, als das deutsche Publikum sich bei ihr Erholung suchte von der blasirten Philosophie Bulwers und den weltstürmenden Emancipationstheorien George Sands. Gegenwärtig aber, wo der Verfasser des Pelham seine Lorbeeren im englischen Oberhause verzehrt und die Verfasserin der Lelia die ihrigen in Memoirenklatsch und durchfallenden Dramen verzettelt, gegenwärtig, denken wir, wäre die Schwedin mit ihren hausbackenen Figuren und ihrer hausbackenen Moral auch für unser gesammtes Lesepublikum überflüssig geworden, und der vorliegende Roman, die Geschichte einer Tochter, die aus Liebe zu ihrem Vater ledig bleibt, durchwirkt mit vielen Excerpten aus Plato, Seneca und Cicero, dürfte schwerlich darnach angethan sein, das absterbende Interesse für dieselbe neu zu beleben.

* Vor Danneckers Schiller-Büste.

Von Benno Tschischwitz.

Edles Haupt, erhabenes Gebilde,
Götterglanz und reine Himmelsmilde
Schwebt um dich so heilig, hehr und klar;
Ruhig ernst, im Schmuck der Dichterkrone,
Schaust du schweigend nieder zu dem Sohne,
Den die kalte Gegenwart gebar.
Herrlich ragst du aus entfernten Tagen
In das Dunkel dieses Tags hinein,
Was ich laut den Menschen nicht darf sagen,
Sag' ich dir, dem stummen Stein.

Dieses Aug', von Rührung nicht befeuchtet,
Von der innern Seele nicht beleuchtet,
Liegt hier glanzlos, starr und unbewegt;
Ach, einst flammt' es hell vom Dichterglühen,
Heil'ge Funken, die vom Herzen sprühen,
Haben es begeisternd schön erregt.
Und auf diesen Brauen, sanft gebogen,
Schuf die Anmuth ihr unsterblich Haus,
Dieser Mund, mit hoher Würd' umzogen,
Strömte goldne Weisheit aus.

Diese Stirn, die Locken schön umranken,
Schuf der Welt unsterbliche Gedanken,
Sie entzündend an des Himmels Licht;
Hoch gepriesen einst, bestaunt, bewundert
Erbte sie dies kältere Jahrhundert,
Doch es wandelt sie in Wahrheit nicht.
Klügelnd steht die Menschheit dieser Tage
An des Denkers hochgeweihtem Grab,
Und wägt prüfend in unheil'ger Wage
Nutzen hier und Schönheit ab.

Was am Staube haftet schwer und träge,
Des gemeinen Werkeltages Schläge,
Stimmen nicht in deine Harmonien;
Uebertönt vom wirren Weltgedränge,
Müssen deiner Muse Himmelsklänge
Einsam in geweih'te Herzen fliehn.
Die sie heute prahlend noch verehren,
Jagen morgen nach der Sinne Glück,
Deine Worte blieben, deine Lehren
Unverstanden hier zurück.

Die du einst zur Herrscherin berufen,
Weilt nun trauernd an des Thrones Stufen,
Und ein wüst' Idol beherrscht die Zeit;
Prangend auf dem golbbelegten Sessel
Schlägt es um das Menschenherz die Fessel
Der erniedernden Bedürftigkeit;
Es verschmäht der Jugend Freudentänze,
Giebt nur der Geschicklichkeit den Preis,
Heischt zum Opfer statt der Blüthenkränze
Schweeßbemüh'ter Stirnen Schweiß.

Ach, der Vortheil nur regiert die Massen,
Seine Weisheit prunkt auf allen Gassen,
Er umspannt gebieterisch die Welt;
Bahnen bricht er sich durch Felsenrücken,
Meere wagt er kühn zu überbrücken,
Baut am winterlichen Pol sein Zelt,
Steigt hinab in öde Kraterschlünde,
Wühlt im Schooß der Erde mit Begier,
Und des Meeres tief geheime Gründe
Bieten ihm der Perlen Zier.

Unterworfen hat der Allgewalt'ge
Selbst die Wissenschaft, die vielgestalt'ge,
Und sie fröhnt ihm gleich der niedern Magd;
Für ihn forscht sie mit verschärftem Witze,
Dringt für ihn zur höchsten Alpenspitze,
Wo die Schöpfung ihre Kraft versagt;
Selbst dem Blitz, der nur Verderben drohte,
Hat sie ihre Fessel angethan,
Und er eilt für sie, ein rascher Bote,
Sclavisch die bestimmte Bahn.

Auch des Wassers wild ergrimmten Dämpfen
Zwang sie Fesseln auf nach schweren Kämpfen,
Durch den Geist bezwingend rohe Kraft,
Bis den See-Koloß mit hohen Masten,
Bis der Wagenreihe Riesenlasten
Keuchend es in weite Fernen schafft.
In der Dinge streitendem Gewimmel
Wies sie jedem sein bestimmtes Fach,
Zählet selbst am räthselvollen Himmel
Nie geschaute Welten nach.

Groß fürwahr, und kühn in seinem Handeln
Sehn wir heut den Gott der Erde wandeln,
Stolz auf seiner Kräfte Ueberfluß;
Doch die Macht gereicht ihm nicht zur Zierde,
Wenn der immer regeren Begierde
Neue Ziele er ersinnen muß;
Der Genuß ward dieser Welt zum Gotte,
Zum Gesetze ward die starre Zahl,
Die Empfindung flieht vor kaltem Spotte,
Vor dem Stoff das Ideal.

Durch die Kunst zur Freiheit uns zu ziehen,
Botest du für Freuden, die entfliehen,
Ew'ger Schönheit bleibenden Gewinn;
Sie, die Tausende einst tief empfanden,
Diesen Zeiten bleibt sie unverstanden,
Unbegriffen dem entweih'ten Sinn;
Die sich einst, wo sie erhaben flammte,
Vom Olympus uns herabgesenkt,
Die erhabne Uranos-Entflammte
Hat den Schritt zurückgelenkt.

Von den rohen Mächten ausgewiesen
Harret sie in sel'gen Paradiesen,
Einer reinern, einer bessern Zeit;
Doch ihr Bild, die Seelen uns zu stärken,
Blieb zurück in deines Geistes Werken,
Die du Herrlicher, der Welt geweiht.
Einst wird sie zur Erde wieder schweben,
Angethan mit neuer Götterpracht,
Wird den Menschen zu dem Lichte heben
Aus der starren Erdennacht.

Dann verlassen all' die Truggestalten,
Die als Herrscher jetzt der Seelen walten,
Jenen Thron, der ihr allein gebührt;
Die Erhabne trifft kein kalter Tadel,
Selbst das Größte beugt sich ihrem Adel,
Und die Kraft sinkt in den Staub gerührt;
Dann zur Schönheit wird die Stärke beten,
Und der Mensch der Seligkeit sich freun,
Bis dereinst die alternden Planeten
Donnernd ihren Einsturz dräun.

* Die Schillerfeier in Moskau.

In Wien, Berlin und anderen Städten Deutschlands hat man mit größerem Aufwand und schwungbafterem Enthusiasmus den hundertjährigen Geburtstag unseres Schiller verherrlicht; die Deutschen in Moskau betheiligten sich mehr in einer sinnigen und doch schönen Weise daran. Das wunderbare, erhabene Gedicht Schillers „Die Glocke“ gab dazu selbst die erste Anregung, die von dem Kaufmann Achenbach (dem Bruder der berühmten Maler) aufgefaßt und weiter fortgeführt wurde. Er stellte sich mit fünfhundert Rubeln Silber an die Spitze eines in den Buchhandlungen ausgelegten Circulars, in welchem er zu Beiträgen einlud, um zu Ehren Schillers eine Glocke für dessen Geburtsstadt Marbach

gießen zu lassen; wobei er noch versprochen haben soll, das Fehlende zuzuschießen, im Fall die zum Glockenguß erforderliche Summe von fünftausend Rubeln S. nicht zusammen komme. Da der Guß bis zum 10. November leider nicht vollendet werden konnte, so hat man, wie auch bereits die Zeitungen meldeten, einen Abdruck der Glocke als Modell der wirklichen, nebst einer herzlichen Adresse an die Stadt Marbach mit dem Wunsche übersandt, die Glocke originaliter bald selbst nachzuschicken. Dieselbe liegt uns in einem sauber ausgeführten Golddruck vor; sie besitzt ein festliches Aussehen, und die äußere Form ist geschmackvoll und künstlerisch entworfen. Von der Glocke unterem Rande an laufen in erhabener Arbeit um dieselbe Verzierungen bis oben hinauf, und die Spitze, oder besser der Henkel, bildet eine Krone, mit Kuppel und Kreuz, ähnlich dem Reichsapfel. Auf der Vorderseite von unten liest man in dem ersten größeren Zwischenraum den Vers:

„Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.“

In demselben Felde auf der Kehrseite steht: „Der Heimath Schillers von seinen Verehrern in Moskau 10. November 1859.“

In der Mitte (Vorderseite) aus einer breiten, mit Cannelirungen verzierten Arabeske, die viele Glocken umschließt, hebt sich in schön gravirter Medaillonform Schillers Kopf ab, und auf der Rückseite, ebenfalls von der Arabeske umwunden, liegt ein aufgeschlagenes Buch mit den Worten: „Vivos voco, mortuos plango.“

Ueber Schillers Kopf nach oben zu steht in einem weitern größeren Zwischenraume mit mächtigen Buchstaben das Wort: „Concordia.“

Oeffentliche Kundgebungen, dem Dichterfürsten zu huldigen, waren gleich anfangs nicht beabsichtigt, aber am 10. November hatten sich in den verschiedenen glänzend erleuchteten und sinnreich ausgeschmückten Sälen Moskaus die deutschen und zahlreiche russische Verehrer und Verehrerinnen des deutschen Dichters versammelt, um in froher Eintracht und Gemeinschaft, durch Gesang, Rede, Toaste und Gespräch, den Schillerschen Genius zu feiern. Von der Bedeutsamkeit dieses Moments waren Alle durchdrungen und innerlich bewegt; auch hier steigerte das Lied „An die Freude“ die Begeisterung.

C. G.

Die englischen Sports.

* Bremen, 18. November. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins sprach Herr Dr. Sattler über die englischen Sports. Dieser Ausdruck begreift nicht bloß Jagd und Fischfang in sich, sondern auch Wettrennen, Boxen, Schwimmen, sowie jegliche Art von Körperübung im Freien. Nachdem der nationale Charakter der Sports und der Einfluß derselben auf die Stellung und Haltung der Jugend hervorgehoben war, wurde des damit verbundenen Wettens und seiner Auswüchse — wie der kürzlich aufgehobenen „Bettinghouses“ — gedacht. Auch in der Presse findet sich diese Seite des englischen Lebens durch Bell's „Life of London“ vertreten — eine Wochenschrift im Format der Times, die fast ausschließlich die verschiedenen Sports behandelt und nach Times und Illustrated News den größten Leserkreis besitzt. — Die Sports sind meist alten Ursprungs; einzelne, wie die noch unter der Elisabeth beliebten Stier- und Bärenhetzen, die Hahnengefechte, das Hahnenwerfen und Bogenschießen, sind veraltet; Letzteres dient indessen wohl noch zum Zeitvertreib und werden bei dem jährlichen Preisschießen auch Damen als Bewerber zugelassen. — Im weiteren Verlaufe des Vortrags wurden dann die verschiedenen Sports in der Kürze geschildert. Zuerst die Jagd: zu unterscheiden als „Hunting“, die Hasen- und Fuchshetzen, und „Shooting“, die Jagd auf sonstiges Wild; dann Fischfang, der im Gegensatz zu dem deutschen Sprichwort „Fischefangen und Vögelstellen verdirbt gar manchen Junggesellen“ von einem alten Schriftsteller Markham als Grundursprung aller Tugenden gepriesen wird. Unter den Rennen stehen obenan die Pferderennen: das Nationalvergnügen der Engländer, wie denn an dem Derbytage, dem Haupttage der Epsom runs, selbst das Parlament feiert. Daran schließen sich Hunde- und Kaninchenrennen, das Wettfliegen von Tauben, und was die Engländer mit dem Ausdruck „pedestrianism“ bezeichnen, d. h. daß Menschen, die meist ein Gewerbe daraus machen, in die Wette laufen oder gehen. Diesem entsprechen auf dem Wasser die Regatta's an den Küstenplätzen, die rowing-matches der Ruderclubs und einzelner Individuen, welchen als höchste Ehre die championship eines Flusses zufällt.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav Freytag. Erster Theil. — Die Wüstenjäger. Bilder aus dem Kriegerleben der Saharastämme. Von Hans Wachenhusen. 2 Thle. — Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch von Julius Rodenberg. — Die Deutschen. Ethnographische Studie von Bogumil Goltz. — Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848—1858. Von Robert Prutz. 2 Bde.

— * Unter der Presse befindet sich ein biographisches Werk über Spohr, sein Leben und seine Werke, von A. Malibran, einem Schüler und Freunde des Componisten.

— * Es ist wieder eine Doppellieferung des ausgezeichneten Handbuchs der Geographie von Daniel in Halle erschienen; dieselbe enthält die westeuropäischen Länder.

— * Karl Goedeke und Theodor Colshorn haben sich zur Herausgabe eines deutschen Lehrbuches vereinigt.

— * Der Literarhistoriker Koberstein ist im Besitze des Briefwechsels zwischen Heinrich von Kleist und seiner Schwester Ulrike und wird denselben herausgeben.

— * Von dem Dramatiker Eduard Tempeltey ist ein Liederkranz unter dem Titel „Mariengarn“ erschienen.

— * Erzählungen von Otto Roquette. Frankfurt, 1859. Verlag für Kunst und Wissenschaft. — Die beste von den hier vorliegenden Novellen ist ohne Zweifel diejenige, welche „Der Maigraf“ betitelt ist. Es liegt ihr derselbe große und schöne Gedanke zu Grunde, welcher in Freytag's „Soll und Haben“ hervortritt: daß die bürgerliche Arbeit ein Hauptfactor gesunden Volkslebens sei. Die Geschichte spielt im 16. Jahrhundert, in Hildesheim. Ein junger Mann bürgerlicher Familie, — Sohn eines Tuchfärbers, — steht vor zwei Lebenswegen: der eine bietet ihm die verlockende Aussicht in eine glänzende Zukunft, Ritterthum, Hofleben, Fürstengunst, Adel und Orden winken ihm hier; auf der anderen Seite das Verbleiben im altgewohnten Wirkungskreise der Vorfahren, gleichmäßiges Leben bei friedlicher Arbeit, die Waffe nur ein Mittel der Abwehr gegen feindliche Angriffe des eignen Herds, Uebung bürgerlicher Tugenden und Anerkennung gleichgestellter Genossen, endlich einfache, aber dauerhafte Freuden im Schooße glücklichen Familienlebens. Durch innere Neigung und die Einwirkung äußerer Umstände entscheidet sich der junge Mann für den bürgerlichen Beruf. Die Darstellung jener wie die Entwickelung des letzteren ist geschickt und glücklich. Der Dichter knüpft an die schöne Sitte der Maigrafenwahl an, indem er den Schwankenden zu dem Ehrenamte berufen und so seinen jugendlichen Ehrgeiz zur Entscheidung im guten Sinne erregt werden läßt. Die Nebenfiguren sind, mindestens theilweise, gut gezeichnet. Um noch einer Einzelheit zu erwähnen, so ist der Antrag an Mechilden eine Schwäche, welche der Schriftsteller seinem Helden besser erspart hätte. — Die Novelle „Johann“ ist in Ansehung des Psychologischen etwas oberflächlich behandelt. Auch „Die Kunstgenossen“ leiden in so fern an Unwahrscheinlichkeit, als ein Maler unmöglich in so kurzer Zeit ein tüchtiger oder auch nur ein leidlicher Fabrikherr werden kann. Ueberhaupt hätte es noch eingehender ausgeführt

werden müssen, wie eine solche Künstlernatur sich in ein so verschiedenartiges Element einfügen konnte. Hierbei zeugt es aber von Verstand des Dichters, daß er sich nicht wie andere der heutigen Industrie feindlich oder gleichgiltig gegenüberstellt, sondern sie als vernünftig, ja dem Volksleben gedeihlich erklärt. — Das Stückchen „Bei Tische“ muß man als eine Satire auf gewisse Lebenskreise, ihr Thun und Treiben, ihre Manieren und Gewohnheiten ansehen und als solche wohlgelungen nennen. — Die Form ist durchweg schlicht, ungesucht und darum ansprechend. Wohl thut es besonders, daß man nicht Ueberfülle an Bildern und Vergleichen antrifft, welche man heutzutage häufig bei solchen Arbeiten findet. Herr Roquette hat ein glückliches Talent zur kleinen Novelle, und wir rathen ihm es weiter auszubilden; gerade bei dieser Kunstform findet der Schriftsteller heutzutage einen besonders zahlreichen und dankbaren Leserkreis. M. L.....a.

— Δ **Ein Besuch auf Korfu und Cefalonien im September 1858 von Alb. Mousson.** Zürich, Fr. Schultheß. — Der Herr Verfasser, Professor der Physik an der Universität und am Polytechnicum in Zürich, giebt in vorliegendem Buche einen äußerst schätzbaren Beitrag zur näheren Kenntniß dieser Eilande, welche, zwischen Italien und Griechenland gelegen und vermöge ihrer vielfachen Beziehungen zu letzterem Lande, die wechselvollen Geschicke beider Völker, trotz dem, daß sie unter fremder Schutzherrschaft stehen, auf's Lebhafteste mit empfinden. — Mit einem Schiff des österreichischen Lloyd nach Korfu gelangt, beschreibt der gelehrte Reisende das Ansehen der Stadt und ihr äußeres Leben, seine persönlichen Beziehungen in der dortigen Gesellschaft, ferner Geistlichkeit, Aberglauben und die durch die Odysseischen Sagen geheiligten Orte, dann giebt derselbe einen kurzen Ueberblick der Insel und eine Uebersicht ihrer Geschichte; die Milde des Klima's und die Schönheit eines Olivenwaldes werden uns vorgeführt; der Verfasser zeichnet die heutige Stimmung und den Charakter des Korfioten, seine Gestalt und Kleidung, die griechischen Kirchen und die zwei kleinen Monasterien Palaeocastrizza und Mirtiotizza. Der zweite Abschnitt, welcher Cefalonien gewidmet ist, führt uns über Santa Maura nach Argostoli, dessen Volksstimmung und Gastfreundschaft wir kennen lernen, sodann nach dem Montenero und dem Kloster San Gerasimo; die Rückreise führt über Paxo nach Korfu, wo noch das Begräbniß des katholischen Erzbischofs, ein Erdbeben und das seltene Schauspiel einer Trombe beschrieben wird. — Einige werthvolle Zusätze enthalten noch interessante Notizen über topographische Karten und Pläne, über die Literatur und das Areal, die Grundgesetze und Statistik, die Molluskenfauna und Geologie der jonischen Inseln, welchem ein Brief des General Dufour über dieselben beigegeben ist, dessen Beobachtungen, wenn gleich aus früherer Zeit, nicht weniger anziehend sind. Den Schluß bildet die Beschreibung der Mühle von Argostoli, einer merkwürdigen Erscheinung der physikalischen Erdkunde.

— * Wohl die originellste Feier des Schillertages — schreibt man der Köln. Zeitung — fand am Vierwaldstädter-See Statt, und zwar auf der Stätte selbst, welche im „Wilhelm Tell“ durch den Bund der Landleute von Uri, Schwyz und Unterwalden verewigt ist, auf dem Rütli. Einige Patrioten in Schwyz hatten eine Einladung an ihre Mit-Eidgenossen in den beiden anderen Ur-Cantonen gerichtet, erhielten aber des stürmischen Winterwetters wegen keine ermunternde Antwort. Als aber ein sonniger Martinstag am Himmel emporstieg, verließen die Schwyzer ihre Heimath und ruderten in Gesellschaft von zufällig anwesenden Landsleuten Schillers muthig der einsamen Uferwiese zu. Auf der heiligen Stätte angekommen, wo drei Eidgenossen den ersten Bundesschwur zum Himmel sandten, fanden sich auch Abgeordnete aus den zwei anderen Ur-Kantonen ein, umgeben von Schweizern aus anderen Kantonen. Da begann eine Feier, die zwar an Pomp nicht diejenigen der großen Städte erreichte, aber in ihrer einfachen Großartigkeit keine andere über sich läßt. National-Lieder wechselten mit anderen Vorträgen über die Bedeutung der großen Werke Schillers. Zum Schlusse regte Landammann Styger aus Schwyz den Gedanken an: Wie wäre es, wenn an dieser Felsensäule dem gefeierten Dichter eine Gedenktafel errichtet würde, einfach, wie die Säule selbst, etwa den Gedanken ausdrückend: Dem Dichter des Tell an seinem hundertsten Geburtstage die Ur-Kantone? Wir sind überzeugt, daß dieser Gedanke seine Verwirklichung finden wird. „Man schied mit warmem Händedruck“, sagt die Schwyzer-Zeitung, „die Freunde von Uri gegen Fluelen, die von Schwyz und Gersau gegen Brunnen. Es war ein Abend von seltener Pracht. Stiller See, die ihn umschließenden Bergriesen bis in die Niederungen im weißen Geistergewande des Schnee's, die Felswände am Ufer ganz seltsam beleuchtet, darüber das reinste Licht des in voller Klarheit strahlenden Mondes, im Rütli ein loderndes Feuer, als weithin leuchtendes Wahrzeichen der heutigen Feier.“ Diese Feier ist das schönste Zeugniß, daß die Dichtung des „Tell“ von dem Volke, dem sie gegolten, verstanden, und daß ihr Schöpfer in seinem schlichten Herzen geehrt ist. Darum wird dieser Nachklang in weitere Kreise gemeldet.

— * Schillers „Räuber“ durften erst im Jahre 1850 die Bretter des Wiener Hofburgtheaters beschreiten; Laube setzte es damals durch, daß sie gegeben wurden, nachdem sie bis dahin nur den vorstädtischen Bühnen gestattet gewesen. Dagegen war der „Fiesko“ schon im Jahre 1787 auf dem Hofburgtheater. Unter den übrigen Dramen Schillers ist aber nur die „Jungfrau“ bei seinen Lebzeiten dort gegeben worden, nämlich 1802; das nächste war dann 1808 „Kabale und Liebe“, 1809 „Don Carlos“, der „Tell“ erst 1827.

— * **Karl Gottlieb Reissiger.** Wieder ist einer der angesehenen Componisten der Gegenwart heimgegangen. In Dresden starb am 7. November Karl Gottlieb Reissiger, Hofkapellmeister des Königs von Sachsen. Noch am Sonnabend vorher dirigirte er die Vespermusik in der Hofkirche, und schon am Montag den 7. November gegen Mittag war er ruhig in seinem Lehnstuhl zu einem bessern Sein hinübergeschlummert. Obgleich sein Gesundheitszustand vor etwa einem Jahr durch einen Schlaganfall wankend geworden, so kam sein Tod doch völlig unerwartet und erregte die allgemeinste Theilnahme. Seit dem November 1826 hat Reissiger die hervorragendste musikalische Stellung in Dresden eingenommen, und in dieser langjährigen Wirksamkeit bewährte er sich als ein überaus fruchtbarer Componist und ganz besonders geschickter Dirigent. Die musikalische Welt kennt seine Symphonien, Quartetten, Pianofortestücke, Trios für Pianoforte, Lieder für eine und mehrere Stimmen, und namentlich waren es seine Lieder und Gesänge für Männerchor, die seinen Namen weit verbreiteten und populär machten. Reissiger war am 31. Januar 1798 zu Belzig bei Wittenberg geboren, zeigte schon in früher Jugend bedeutende musikalische Talente, die erst von seinem Vater, dann seit 1811 auf der Thomasschule zu Leipzig unter Schicht ihre weitere Ausbildung erhielten. Wissenschaftlich und musikalisch tüchtig vorbereitet, bezog Reissiger 1818 die Universität Leipzig und begann das Studium der Theologie. Durch sein geschmackvolles Clavier- und Orgelspiel wie durch eine herrliche Baritonstimme hatte er sich in Leipzigs musikalischen Kreisen bald bekannt gemacht, und Schicht, der zufällig einige seiner Compositionen sah, ertheilte ihm nun auch Unterricht in der Composition. Von da an faßte er den Entschluß nur ganz der Kunst zu leben und ging 1821 nach Wien, wie 1822 nach München, um daselbst seine musikalischen Studien fortzusetzen. Schon während dieser Zeit schrieb er seine Oper „Dido“, die unter Karl Maria von Weber wiederholt in Dresden zur Aufführung kam. Vom Juli 1824 bis zum October 1825 war Reissiger auf Reisen durch Holland, Frankreich und Italien, wo er neben seiner musikalischen Fortbildung auch eine besondere Mission für die preußische Regierung zur Berichterstattung über musikalische Lehranstalten übernahm. Bei seiner Rückkehr nach Berlin erhielt er auch den Auftrag den Plan zu einem großen Conservatorium für den preußischen Staat zu entwerfen. Vor der Ausführung desselben erhielt er aber gleichzeitig einen Ruf nach dem Haag und nach Dresden, welchen letzteren er annahm. Hier trat er an Webers Stelle und entwickelte nun eine rastlose Thätigkeit mit Direction der deutschen, und in Morlacchi's Abwesenheit auch der damals noch bestehenden italiänischen Oper. Mit tiefer Einsicht in die Sache und kluger Besonnenheit verband Reissiger eine ungemeine Energie, welche er in seiner Stellung als Kapellmeister zur Veredlung des Kunstgeschmacks, namentlich der durch die italiänische Oper verbreiteten Richtung gegenüber, glücklich verwendete. Von seinen Opern der „Ahnenschatz“, „Libella“, „die Felsenmühle“, „Turandot“ hat sich keine auf dem Repertoire erhalten, obschon in ihnen eine edle Richtung vertreten war, und ihre Aufführungen ihrer Zeit Epoche machten. Mehr als im Dramatischen, machte sich Reissigers Talent im Kirchenstil geltend. Als Dirigent der berühmten Kirchenmusik in der katholischen Hofkirche hatte er mehrfach Veranlassung zur Composition von Kirchenmusiken, und seine zehn großen Messen sind in der That Meisterwerke ihrer Art. Auch das Oratorium „David“, sein letztes Werk, das er noch im letzten Charfreitagsconcert zur Aufführung brachte, hat allgemeine Anerkennung gefunden und kam auch bereits außerhalb Dresdens verschiedene Male zur Aufführung. Bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum im Jahre 1851 wurde Reissiger zum ersten Hofkapellmeister ernannt. In seinem umfänglichen Wirkungskreise stand er durch seine Amtstüchtigkeit wie durch seinen Amtseifer in hohem Ansehen; seines humanen, redlichen und liebenswürdigen Charakters halber hatte er sich einer großen Beliebtheit zu erfreuen. Die seiner Leitung unterstellten Kunstinstitute, namentlich die königliche Hofkapelle, haben durch Reissigers Mitwirkung in der Kunstwelt eine hohe Stellung eingenommen. Nur wenige Tage vor seinem Tode, am 4. November, ging ihm einer seiner ältesten Mitarbeiter, der Chordirector und Regisseur der königlichen Hofbühne, Wilhelm Fischer, dessen Verdienste um Hebung des weltberühmten Dresdener Theaterchors bedeutend sind, zur ewigen Ruhe voran.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pitzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 48. Bremen, 27. November. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Die Herrschaft des römischen Civilrechts.

Von Theod. Kiesselbach.

Eine der schwierigsten Aufgaben in der Entwicklung unsres Volks ist die Verarbeitung des römischen Rechts. Seit mehr als fünf Jahrhunderten hat es mit einem großen Aufwande geistiger Kraft jenen fremden Rechtsstoff zu bezwingen gestrebt. Und noch jetzt dauert dieser Kampf fort. Zu dem römischen Rechte, als einer selbständigen Macht, haben die Factoren unsres politischen Lebens, der Kaiser, die Kirche, das Bürgerthum und der Adel eine bestimmte, im Laufe der Jahrhunderte mehrfach sich verändernde Parteistellung eingenommen. An ihm ist die Rechtswissenschaft bei uns groß geworden, und hat dann später selbst seinen maßlosen Einfluß zu bekämpfen angefangen. Die Herrschaft jenes ausländischen Rechts in den Gerichten und in der Wissenschaft wurde von den Vertretern der freieren humanistischen Richtung, an welche sich im 16. Jahrhunderte die Reformation der Kirche anschloß, angestrebt, während die nationale Entwicklung unsres Volks in der Gegenwart schon seit längerer Zeit dieselbe zu verdrängen trachtet.

Es ist aber die Herübernahme des römischen Rechts ein für unser gesammtes Volksleben höchst bedeutungsvoller und einflußreicher Vorgang geworden. Er stellt sich dar als ein Theil jenes allgemeineren, wonach römische Anschauungen und Formen allmälig die verschiedenen Seiten unsres Lebens durchdrangen, und sowohl unsern religiösen Kultus, unser deutsches Staatsleben, unsre Literatur wie schließlich unser Rechtsleben zu beherrschen strebten. Die Bestandtheile unsres Volks wurden gradezu dadurch zersetzt. Dem Rechte, sofern es ein dem gesammten Volksgeiste eigen angehöriges ist, trat ein diesem fremdes, unverständliches, eine allgemeine Herrschaft beanspruchendes entgegen, welchem ganz vorwiegend Jahrhunderte lang die juristische Intelligenz diente. Unserm Volk schien das ihm eigne Recht verloren zu gehen. Im Gegensatze zu dem altdeutschen mündlichen Verfahren vor Gericht, empfingen nun die Verwicklungen des Verkehrs aus schriftlichen Akten, — und was nicht in ihnen sich verzeichnet fand, war nach dem Ausdruck der Prozessualisten nicht in der Welt, — ihre Entscheidungen, deren Begründung nur den gelehrten Juristen verständlich war. Dennoch ist das Recht nicht von seiner Wurzel losgerissen. Die eignen Anschauungen des Volks sind allmälig durch die fremden verändert und erweitert, während die ein streng nationales Gepräge tragenden Bestimmungen des römischen Rechts ihren Einfluß mehr und mehr eingebüßt haben. Die Verarbeitung des römischen Rechts ist somit nicht etwa als die Sache Einzelner, oder eines verhältnißmäßig geringen Bruchtheils des Volkes, der Juristen, zu denken. Vielmehr hat jener fremde Stoff unser gesammtes gesellschaftliches und staatliches Leben durchdrungen. Er kann daher auch erst in und mit der Umwandlung dieses völlig überwunden und in das richtige Verhältniß zurückgewiesen werden.

Gegenüber der altdeutschen concreten Anschauungsweise, welche bei sicherem Rechtsgefühl für den einzelnen Rechtsstreit das Urtheil fand und in individueller oft poetischer Form ausdrückte, aber unfähig erschien, sich vom einzelnen Falle loszumachen und das allgemeinere Princip aus ihm selbständig zu fassen, wurde erst durch das fremde Recht die Kunst und das Vermögen entwickelt, die bunten Verhältnisse des Verkehrs von festen Rechtsbegriffen aus im Wege logischer Folgerungen zu beherrschen, wobei der Ausdruck — oftmals in arg geschmackloser Weise — sich von der sinnlichen, anschaulichen Natur der Sprache loszuringen strebte. Diese ganz vorwiegend auf das Abstracte und Formale gehende Richtung der Jurisprudenz hat auf die gesammte Bildung unsres Volks und insbesondere auf seine politische Denkweise bedeutenden Einfluß geübt. Von ihrer einseitigen Herrschaft befreit uns erst die insbesondere durch die Naturwissenschaften hervorgerufene wissenschaftliche Richtung in der Gegenwart.

Dabei kann aber vernünftiger Weise Niemandem der Gedanke kommen, als sei es wünschenswerth oder nur möglich, daß wir im Rechte uns des fremden Einflusses, sofern er auf unser Leben umgestaltend eingewirkt hat, entäußerten. Die aus dem römischen Civilrechte bei uns entwickelten Grundbegriffe, wie z. B. der Person des Eigenthums, der rechtlichen Freiheit sowie die ganze wissenschaftliche Behandlung des Rechts sind ein mühsam erworbenes und nunmehr eigenes Stück unsres geistigen Lebens. Sich dessen entäußern zu wollen wäre ein Bestreben, ebenso unnütz und erfolglos, wie die etwaige Hoffnung unerfüllt bleiben würde, als könne auf legislativem Wege oder durch wissenschaftliche Bearbeitung das Recht derart vereinfacht werden, daß ein jeder vernünftige Mensch die rechtmäßige Entscheidung eines jeden Rechtsfalls ohne Weiteres so zu sagen bei der Hand habe. Bei der Vielfältigkeit der Beziehungen der Menschen zu einander können wir zu einer Einfachheit im Rechte, wie sie etwa das Gesetzbuch eines ungebildeten Ackerbauvolks zeigt, nicht zurückkehren, und ebenso wenig kann die Kunst seiner Anwendung und „Findung" wieder Sache Jedermanns werden.

Wohin wir aber gelangen müssen und wofür wir streben, ist die Beseitigung einer noch vielfach herrschenden Auffassung, wonach die im 6. Jahrhunderte zu Byzanz ohne geschichtliches noch philosophisches Geschick und Verständniß rasch gefertigte Sammlung römischer und byzantinischer Entscheidungen und Gesetze als ein bis auf den heutigen Tag bei uns gültiges Gesetzbuch behandelt wird. Diese Vorstellung, welche früherhin eng verbunden war mit jener der Fortsetzung „des römischen Reichs" in der deutschen Nation, hat Jahrhunderte hindurch uns an der Erfassung des Rechts als eines eigenen, selbständigen gehindert. Sie hat zu einer Lehre geführt, nach der jenes fremde Rechtsbuch die Grundlage unsres Denkens bilden sollte, und die eigenen Rechtsgedanken sich nur als Modi-

fikationen dieser darstellten. Man sucht aber vergeblich nach einem positiven gesetzlichen Fundamente jenes Grundsatzes der formellen Gültigkeit der fremden Rechtssammlung, und ebenso vergeblich hat seine Annahme gegen die Natur des Rechts gestritten, nach welcher dasselbe mit den Worten Georg Friedrich Puchta's »in dem Bewußtsein wurzelt, welches die Glieder eines Volks als ein gemeinsames durchdringt.«

Eine neue Behandlung und Bearbeitung des Rechts, nicht ein der Geltung nach neues Recht ist uns noth. Dasselbe muß wieder in dem Inhalte sowohl als der Form als Ausdruck des Volksgeistes behandelt werden. Der nationale Widerspruch, den die Gültigkeit eines fremden Rechts, als solchen, enthält, muß aufhören, und das römische Recht keine formell verbindende Kraft weiterhin haben. Dies ist die Vorbedingung dafür, daß sich das gesammte Volk wieder mit seinem Rechte eins weiß und die Kluft zwischen Rechtsgelehrten und Nichtgelehrten beseitigt wird. Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, Theilnahme nichtgelehrter Sachverständiger an den Entscheidungen in Fragen ihres Berufs, Sammlungen der Entscheidungen unserer Gerichtshöfe und eine wissenschaftliche Behandlung des Rechts im volksthümlichen Geiste werden gemeinsam diesen Zweck wesentlich fördern.

Dabei wird und muß dem Rechtsgelehrten das römische Recht Gegenstand des Studiums und Quelle eigner schöpferischer Kraft, wie dem Künstler die klassischen Kunstwerke, bleiben. Aber der Anspruch desselben, uns zu beherrschen und auf anderm Wege als auf dem der Belehrung Einfluß zu üben, muß abgethan werden.

Die Verbreitung dieser Auffassung bei Gelehrten und Nichtgelehrten dürfte erst den Ausgang zu einer richtigen und gerechten Würdigung jenes merkwürdigen Durchgangs des römischen Rechts durch die modernen Kulturvölker Europas und insbesondere unser Volk bilden. Erst bei einer durch nationale Vorurtheile unbehinderten Behandlung wird die verschiedenartige Benutzung des mannichfaltigen Inhalts jenes byzantinischen corpus juris civilis seitens der Kirche, des Staats, der Städte und der Wissenschaft verständlich werden. Dabei kommt die Geschichte der Bildung unsrer deutschen Staaten wesentlich in Betracht: Während Preußen und Oesterreich die Gültigkeit jenes fremden Rechts durch eigne Gesetzbücher beseitigten, waren die kleinen Staatskörper Deutschlands bisher nicht im Stande im Rechte dem römischen gegenüber eine völlige Selbständigkeit zu erlangen. In Anknüpfung hieran und, irren wir nicht, in Verwechslung der Selbständigkeit mit der Gleichheit des Rechts hat sich in unserm Volke der Gedanke einer deutschen Einheit im Civilrechte in einer unseres Erachtens nicht glücklichen Weise zu einer politischen Forderung gestaltet. Das Privatrecht gehört in viel höherem Grade der Gesellschaft unmittelbar als ihrer politischen Form an. Die Einförmigkeit jener ist aber ebenso wenig nothwendig oder wünschenswerth für Erreichung einer staatlichen Einheit, als es die Gleichheit des Civilrechts ist. Wie die kirchliche Reform im 16. Jahrhunderte so ist diejenige im Gebiete des deutschen Privatrechts im vorigen Jahrhunderte grade in Verbindung mit staatlichen Zwecken in der Mitte stehen geblieben. Der Staat, als solcher, sollte lediglich die Aufgabe verfolgen, dem Civilrechte eine freie Entwicklung zu gewähren.

* Der Eisenbahn-Räuber.

Novelle von Ludwig Rosen.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke befanden sich nur drei Männer in dem Hinterzimmer: verwitterte und unheimliche Gestalten in blauen Leinenkitteln, die breitrandigen Hüte, die eben so schmutzig als zerknittert waren, nachlässig auf die verworrnen Haare gesetzt. Sie saßen um einen Tisch, worauf vor jedem ein Branntweinglas stand, doch gaben sie sich dem Anschein nach keiner gemeinsamen Unterhaltung hin, sondern sie überließen sich, den Rauchwirbeln ihrer Pfeifen zuschauend, ihren Gedanken.

Karsch grüßte leichthin und ließ sich ebenfalls an dem Tische nieder, indem er noch einen zweiten Stuhl vor sich rückte, um die Beine bequem darauf auszustrecken. Sein Eintritt brachte einige Bewegung in die stumme Gruppe, wenigstens belebten sich die stieren Augen und richteten sich mit dem Ausdruck der Erwartung auf den Ankömmling. Dieser begann mit muntrem und aufgeräumtem Tone: »Na, ihr sitzt ja da wie begossene Hähne, denen man die Schwanzfedern ausgerissen hat. Wie steht's und geht's denn?«

Derjenige der Angeredeten, dessen Gesicht das verschmitzteste war, und der von seinen Genossen Spürer genannt wurde, antwortete: »Es steht und geht gar nicht, sondern es liegt völlig darnieder.«

»Die Arbeiten auf der neuen Eisenbahn werden doch nicht eingestellt?« fragte Karsch spöttisch.

Ein zweiter, der den Beinamen Brauer führte, weil er früher einmal als Brauknecht sein Unterkommen gesucht haben sollte, sagte mürrisch: »Der Teufel hole die Eisenbahn! Ist der Mensch dazu in der Welt, um an einen Erdkarren gespannt zu werden wie ein Hund? Verflucht will ich sein, wenn ich wieder den verwünschten Karren schiebe!«

»Nun, nun — sagte Karsch beschwichtigend — gefällt einem das Erdschieben nicht mehr, so sucht man sich eine andre Arbeit. Nicht wahr, Schläger?«

Der dritte erwiderte mit verdroßnem Tone: »Mich nehmen sie, glaub' ich, so wie so nicht mehr an, weil ich dem Brandenburger einen Denkzettel an den Kopf gegeben habe.«

»Es ist nun nicht anders — sagte Spürer — als daß wir uns wenigstens von Zeit zu Zeit zur Arbeit melden müssen, sonst sitzt uns die Polizei auf den Fersen und weist uns aus.«

Brauer fügte hinzu: »Wir sind freilich nicht so gut dran wie der Geometer mit seiner Paßkarte.«

Nachlässig sagte Karsch: »Ich bin ja auch wirklich ein Geometer, ich hab' auf dies Fach studirt und ein Examen drin gemacht, warum soll ich also keine Paßkarte als Geometer haben? Ich frage ja auch alle paar Tage bei der Direction an, ob sie noch keine Arbeit für mich hat.«

»Aber sie hat nie Arbeit für Euch!« brummte Brauer.

»Das schadet nichts. Die Polizei muß mich als einen Geometer, der angemeßne Beschäftigung sucht, in Ruhe lassen.«

Spürer sagte lauernd: »Aber hören endlich die Gelder nicht auf? Euer Antheil bei — — bei — der kleinen Affäre von letzthin war zwar der größte, wie's auch in der Ordnung ist, aber sollte er noch nicht bald durch die Fichten sein? Wir sind so kahl wie die Ratten, und es wär' die höchste Zeit zu einem neuen Unternehmen. Was meint Ihr dazu?«

»Davon nachher, jetzt erst etwas Anderes. Ich bin heut' verteufelt lustig, ich muß mir ein Extra-Pläsir machen, und ihr sollt mit davon profitiren.«

Durch ein Aufpochen mit dem Stuhl auf den Boden berief er den Wirth und bestellte einen »recht heißen und steifen Grog.« Den Gesellen schien das gar wohl zu gefallen, ihre verdüsterten Mienen hellten sich sichtlich auf.

Schläger fragte: »Was ist Euch denn eigentlich Großes widerfahren, daß Ihr so splendid seid?«

»Hm, ich hab' heut' eine Geschichte gehört, die mir ganz besonders viel Freude gemacht hat, und wenn der Grog da ist, so will ich sie euch erzählen.«

Bald dampften die vollen Gläser auf dem Tisch, das Getränk wurde schlürfend gekostet und gut befunden, die Augen der drei Bewirtheten richteten sich erwartend auf Karsch, und dieser begann seine Erzählung mit schmunzelnder Selbstgefälligkeit.

„Es war einmal ein Edelmann, der lebte in guter Freundschaft mit seinem Gerichtsverwalter und Pfarrer und ließ die Söhne beider, *Karl* und *Julius* genannt, vom Hauslehrer seiner einzigen Tochter, die *Eugenie* hieß, unterrichten, so daß die drei Kinder viele Stunden gemeinschaftlich hatten, auch sonst oft zusammen herumliefen und spielten. Da bildete sich denn bald unter den Knaben eine Art von Wettstreit, vorzugsweise in Gunst bei dem kleinen Fräulein zu stehen. Eigentlich war wohl dem Karl, dem Sohn des Gerichtsverwalters, nicht eben so sehr viel an der Gunst des Mädchens gelegen, aber er konnte es doch nicht gut vertragen, wenn der Julius es ihm auch hier zuvorthat. Dieser Julius war so ein rechter heuchlerischer Duckmäuser, der sich bei allen Leuten lieb Kind zu machen wußte, während Karl ein lebendiges frisches Gemüth besaß, manchmal einen tollen Streich ausgehen ließ und lieber mit andern Jungen aus dem Dorf einen Obstgarten plünderte als auf der Schulbank saß. Weil ihm der Julius in allen Dingen vorgezogen wurde, im Lernen, im Umgang mit der adeligen Familie — kurz überall — so faßte er einen Haß gegen den augendienerischen Schlingel und hätte ihn gern oft durchgebläut, wenn derselbe nur nicht stärker gewesen wäre; so mußte er sich denn mit manchem heimlichen Schabernack begnügen, der mitunter herauskam, mitunter auch nicht. Bald hinter einander starben der Gerichtsverwalter und der Pfarrer, und der Edelmann, der gern vor der Welt glänzen wollte mit seiner Großmuth, übernahm die Erziehung der beiden Waisenknaben. Aber da zeigte sich's immermehr, daß Julius der eigentliche Liebling war, Karl dagegen wie ein rechtes Stiefkind betrachtet wurde. Besonders mußte sich Karl ärgern, wenn das Fräulein seine Vorliebe für Julius so offen an den Tag legte, und als er einmal im Garten das zimperliche Ding allein antraf und — zur Strafe für seine Parteilichkeit — ein wenig küssen wollte, da führt auf das Geschrei des Mädchens der Teufel den Julius herbei, der das bedrängte Frauenzimmerchen befreit. Man machte schrecklich viel aus der kindischen Geschichte: Julius wurde wegen seines ritterlichen Benehmens noch ärger verhätschelt, und Karl wurde als ein unverbesserlicher Verbrecher aus dem Hause verstoßen. Das heißt: der Edelmann schickte Karl auf eine entfernte Schule und ließ ihn etwas lernen, aber er verbot ihm jemals wieder sein Haus zu betreten, und späterhin zog er seine Hand ganz von ihm ab, als die Zeugnisse der Simpel von Lehrern nicht immer nach Wunsch ausfallen mochten. Nun, der Karl hatte denn doch so viel gelernt, um sich durch die Welt helfen zu können, er wurde tüchtig im Leben herumgeschleudert, aber er behielt das *Eine* immer im Auge, dem Julius und auch dem Edelmann und seiner Tochter einmal ordentlich eins zu versetzen, denn der erste Grundsatz für jeden braven Kerl muß sein: *man darf keinem etwas schuldig bleiben.* Meint ihr nicht auch?“

Die Angeredeten brummten ihren Beifall und tranken ihre Gläser leer. Sie schienen sich mit Ausnahme Spürer's nicht sonderlich für die vorgetragene Geschichte zu interessiren, aber Karsch mochte wohl mehr zu seinem eignen Vergnügen erzählen als zu demjenigen der Zuhörer, denn er fuhr gleichmüthig fort:

„Nach längerer Zeit treffen sich Karl und Julius in einer großen Stadt: Karl in trostloser Lage, wo ihm manchmal das Wasser an die Kehle geht, Julius wie immer dem Glück im Schooß, im Besitz einer guten Anstellung mit glänzenden Aussichten, Bräutigam von Fräulein Eugenie und dereinstiger Erbe des reichen Edelmanns.“

„Alle Wetter — rief Brauer — wie so einem Glückspilz doch alles zum Guten ausschlägt! Dergleichen passiert unser einem niemals. Ich könnte gleich einem Kerl aus purem Neid eins anthun.“

„Sei nur ruhig, Brauer, er ist auch gehörig gefaßt. Karl besitzt eine große Fertigkeit, fremde Handschriften nachzuahmen, und er hatte schon früher in müßigen Stunden sich drauf geübt, gerade so wie Julius zu schreiben. Er setzt sich also hin und verfaßt eine boshafte Spötterei auf die Vorgesetzten des Julius, schreibt sie genau mit dessen Handschrift ab, setzt dessen Namen mit den Anfangsbuchstaben darunter und schickt's in die Druckerei des Zeitungsblattes. Es wird gedruckt, der Präsident — die Räthe — alles ist in Feuer und Flammen — man droht dem Herausgeber der Zeitung — der schickt sogleich die Handschrift ein, und man kann keinen Augenblick zweifeln, daß Julius der Verbrecher ist. Heut' Morgen ist er mit Schimpf und Schande aus dem Dienst entlassen, wie man vorher an der Gasttafel erzählte.“

„Der Tausend — sagte Spürer — der wird sich gewundert haben. Aber die Sache muß sich ja aufklären.“

„Nein, sie klärt sich nicht auf. Man theilt dem Julius gar nicht mit, was man gegen ihn hat, er kann nicht einmal klagen, und wenn er klagt, hilft's ihm nicht. Das geht so in den Beamtenkreisen. Aber die Sache ist noch nicht aus, hört nur weiter. Gleicher Weise setzt sich der Karl hin und schreibt mit der Hand und vollen Unterschrift des Julius einen Brief an eine hiesige Freundin der Eugenie und bewirbt sich darin um ihre Hand; er schreibt, daß er so halb und halb mit Eugenie verlobt gewesen sei, aber da er die Freundin kennen gelernt habe, sehe er wohl ein, daß er nur mit dieser glücklich werden könne. Natürlich meldet's die Freundin gleich an Eugenie, die erst mit ihrem Vater hierher, bekommt den Brief in die Hand, und — der Bräutigam ist abgedankt! Was sagt ihr dazu?“

Spürer sagte mit feiner Beziehung: „Der Kerl ist ein feiner Vogel und kann's weit bringen. Die Geschichte geht Ihnen wohl *sehr nahe*, Herr Karsch?“

„O ja, sie macht mir große Freude, eben weil ich auch so viel drauf halte, keinem etwas schuldig zu bleiben.“

„Und sie ist *hier* und *ganz kürzlich* passirt?“

„Das will ich nicht gesagt haben, ich habe sie nur heut' gehört.“

„Was helfen uns alle Geschichten — sagte Schläger verdrießlich — wenn wir nichts zu beißen und zu brechen haben? Habt Ihr wieder einen Plan, Geometer?“

„Allerdings, und zwar für heute Nacht.“

Die drei Spießgesellen blickten erwartungsvoll und gespannt auf.

„Wir können in einem Edelhof einbrechen, wo die Herrschaft eben abwesend ist, und wo sich große Vorräthe von kostbaren Dingen finden.“

„Wo ist das? — Das wäre prächtig! — Wie heißt es?“ — So ging es bunt durcheinander.

„Es ist das adlige Gut *Liebenhain* bei der Eisenbahnstation Liebenhain. Wir steigen aber hier nicht auf den Bahnzug, sondern wir begeben uns einzeln nach der ersten Haltestelle *Klettenberg*, wo keine Polizei sich herumtreibt. Da steigen wir ein, fahren bis Liebenhain, wo wir gegen elf Uhr ankommen, sammeln uns bei der Kirche und gehen an unser Geschäft.“

„Aber wißt Ihr denn auch genau Bescheid, Geometer?“

Mit spöttischem Lächeln erwiderte Karsch: „O ja. Aber wir nehmen dennoch den kleinen *Sepp* mit, der als Tischlergeselle noch kürzlich im Schloß gearbeitet hat, und der heut' sein Gesellenstück in unsrem Gewerbe ablegen soll. Ich hab' ihn herbestellt, und er wird wohl vorn in der Stube sein.“

„Ist er auch ganz sicher?“ fragte Brauer.

„O freilich — rief Spürer — von dem wissen wir genug, der muß wohl mitthun, und Zeit ist's, daß er einmal bei einer Hauptsache mit angreift. Ich will ihn herein holen.“

Während sich Spürer in das Vorderzimmer begab, sagte Schläger: „Aber wie sieht's mit dem Bahngeld aus, Geometer? Wir haben gar nichts.“

„Ich habe auch fast nichts mehr, aber dazu reicht's noch; ich gebe in Klettenberg jedem von euch Geld, um für die letzte Klasse zu bezahlen.“

Jetzt trat Spürer wieder ein und brachte einen jungen Menschen mit, dem Armuth, Unordnung, Trinksucht und böses Bewußtsein in

abschreckender Weise ihre Kennzeichen aufgedrückt hatten. Karsch theilte ihm den Plan für die Nacht mit, und er hörte denselben ohne sonderliche Aufregung an, erklärte sich aber unbedingt zur Theilnahme bereit.

4. „Thust du das Gute, so wirf es in's Meer,
Frißt es der Fisch nicht, so sieht es doch Gott.“

Julius Eichmann war, in seine Gedankeu versenkt, längere Zeit planlos umhergeirrt, so daß er sich nicht eben sehr verwundern durfte, als er, statt sich weiter entfernt zu haben, der Stadt wieder näher gekommen war und sich in dem Gewirre vou Gartenstraßen gewissermaßen verirrt sah. Sich mit gesammelter Aufmerksamkeit unch einer Gartenpforte umblickend, um sich wieder zurecht zu findeu, sah er auf der Schwelle eine Gestalt kauern, die wohl für ein Bild des Unglücks und Lebensüberdrusses gelten konnte. Der zerlumpte Anzug, das auf eine Hand gestützte Haupt, der ins Weite hinein unverändert starrende Blick: alles vereinte sich zum Gesammtausdruck vollkommener Trostlosigkeit. An Eichmann bewährten sich die schönen Worte des Dichters:

„In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz,
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.“

Er trat näher und erkannte, obgleich der Mensch auch nicht die geringste Aufmerksamkeit ihm zuwandte, sogleich in ihm einen Tischlergesellen, deu er bei seinen Besuchen auf Liebenhain öfter bei der Arbeit getroffen und mit dem er sich zuweilen in ein Gespräch eingelassen hatte. Es war derselbe, den wir unter dem Namen Sepp kennen gelernt haben, der aber eigentlich Fischler hieß. Verwundert über das ärmliche und verzweifelnde Aussehen des jungen Menschen, sagte Eichmann: „Fischler, was machen Sie hier, und wie sehen Sie aus?“

Nur die blöden Augen auf deu Frager richteud, aber sonst nichts in seiner Haltung ändernd, antwortete Fischler: „Ich sitze hier, weil ich just nichts anderes zu thun habe, Herr Referendarius, und ich mag wohl desperat genug aussehen, weil mir ganz desperat zu Muthe ist.“

„Arbeiten Sie nicht mehr bei Meister Dreiling?“

„Der hat mich fortgejagt.“

„Haben Sie denn keine andere Arbeit gefunden? Sie schienen Ihr Handwerk doch ganz gut zu verstehen.“

„Es wollte mich kein andrer Meister annehmen.“

„Warum haben Sie sich denn nicht auf die Wanderschaft gemacht und anderswo Arbeit gesucht?“

„Weil mein Wirth mir das Wanderbuch nicht herausgiebt, bis ich ihm seine vier Thaler bezahlt habe.“

So störrisch auch die Antworten des Handwerkers herauskamen, so ließ sich doch Eichmann's Theilnahme nicht dadurch niederschlagen, vielmehr wurde sie mehr und mehr geweckt. Er trat noch einen Schritt näher und sprach mit mildester Stimme: „Fischler, Sie haben doch nicht dumme Streiche gemacht?“

Der Gefragte starrte auf die Erde, ohne zu antworteu.

Sanft aber eindringlich fuhr Eichmann fort: „Haben Sie keine Eltern und Geschwister mehr?“

Fischler fuhr sich mit der Hand über's Gesicht und antwortete: „Ich habe nur noch eine alte Mutter, die — —“

„Nun — die gewiß erwartet, Freude an Ihnen zu erleben.“

„Nein, die bald ihre Augen schließen wird, wenn sie hört, daß ihr einziger Sohn auf dem Zuchthause sitzt.“

„Um Gottes willen, Fischler, was sprechen Sie da! Haben Sie eine so schwere That begangen?“

„Noch nicht, aber es bleibt mir sonst nichts übrig.“

„Fischler, beim Andenken an Ihre alte Mutter frage ich Sie noch einmal: wie sind Sie in diese Lage gekommen?“

Das Gemüth des Verzweifelnden schien an einer verwundbaren Stelle getroffen, er schlug die Augen nieder und sagte tonlos: „Ich habe gespielt und — und — getrunken — — und — —“

Da er hier stockte, so sprach Eichmann, auf eine Fortsetzung der Berichte verzichtend: „Wenn Sie unrecht gehandelt haben, so stürzen Sie sich nicht in noch größeres Unrecht. Haben Sie keine Reue? haben Sie nicht den Wunsch, ein neues besseres Leben anzufangen, daß Sie mit gutem Gewissen vor Ihre Mutter treten können, um ihr für ihre alten Tage zur Freude und zur Stütze zu gereichen?“

„Es ist nun alles zu spät.“

„Es ist nie zu spät, um einen verkehrten Weg zu verlassen. Wenn ich Ihnen zehn Thaler gebe, wollen Sie mir dann versprechen, Ihr Wanderbuch einzulösen, sich nach einem fremden Ort zu begeben, als ein rechtschaffener Mensch zu arbeiten und immer nur daran zu denken, wie Sie früheres Unrecht wieder gut machen und Ihrer Mutter ein braver Sohn sein wollen? Wollen Sie mir das versprechen?“

Mit sprachlosem Erstaunen, mit überraschter Verwirrung schaute Fischler zu Eichmann auf, dann sprang er in die Höhe und rief: „Sind Sie mir als ein Engel vom Himmel zugeschickt, Herr Referendarius? Ich glaubte schon, ich wäre von Gott und Menschen verlassen!“

Eichmann fühlte sich tief von diesen Worten betroffen, doch bewältigte er seine Erregung, indem er das Geld aus seiner Börse nahm und dem Handwerker gab; er sagte mit bewegter Stimme: „Hier ist das Geld, das der Himmel Ihnen segnen möge. Wenn Sie redlich vor Gott und rechtschaffen vor den Menschen handeln, so werden Sie von beiden nicht verlassen sein.“

So einen Trost spendend, den er an sich selbst nicht erprobte, ging er eilig fort, ohne Dankesworte Fischler's zu erwarten. Dieser aber blieb regungslos eine Zeit lang auf einer Stelle stehen, es war ihm zu Muthe, als sei eine harte Rinde von seiner Brust abgelöst, ein drückendes Band von seiner Stirne genommen. Nur einzelne Worte kamen halblaut, kurz abgestoßen aus seinem Munde: „Ja, das versprech' ich — ein rechtschaffener Mensch werden — kein Unrecht thun — meiner Mutter Freude machen — Herrn Eichmann ewig dankbar sein!“ Jetzt fielen seine schweifenden Gedanken auf die Unternehmung für die heutige Nacht, zu welcher er sich hatte bereit finden lassen. Mit einem hastigen: „Nein, nimmermehr! was war ich für ein abscheulicher Mensch!“ beschloß er bei sich, nicht nur an dem Verbrechen keinen Theil zu nehmen, sondern es auch wo möglich zu hindern. Er wußte vom „Geometer“, daß Herr von Molsburg mit seiner Tochter in der Stadt war, er kannte zwar den Gasthof nicht, wo sie logirten, aber der mußte nicht schwer aufzufinden sein: mit eiligen Schritten begab er sich in die Stadt. — —

Während die erzählten Begebenheiten vorfielen, verlebten Molsburg und Eugenie trübe Stunden. Es wollte dem Vater nicht gelingen, seine Tochter zum Mittagsessen oder zu einer Spazierfahrt oder zu irgend einer zerstreuenden Abwechslung zu bewegen: sie saß fast immer in einer Sophaecke leise weinend, auf den unglücklichen Brief vor sich auf dem Tische starrend, während Molsburg unruhig im Zimmer auf- und abging. Ungeachtet ihrer Abgeschiedenheit war dennoch durch ein Billet von Eugeniens Freundin die Kunde von Eichmann's Dienstentlassung hierher gedrungen.

In einem Gemisch von Betrübniß und Unmuth sagte Molsburg: „Das muß ja ein Ausbund von schlechtem Menschen sein, denn nur ein sehr schweres Vergehen kann eine so harte Strafe nach sich gezogen haben.“

Eugenie trocknete sich die Augen und sagte: „Das kann ich nicht glauben, Vater; er war immer so gut und so rechtschaffen, er konnte kein Geschöpf leiden sehen, ohne helfend beizuspringen, und wenn er zu bemerken glaubte, daß irgend jemand ein Unrecht geschehe, so konnte er ordentlich in Zorn gerathen. Hast du ihn je anders gekannt?“

„Das nicht, Eugenie, aber wir müssen uns eben ganz in ihm

geirrt haben. Nur ein grobes Dienstverbrechen kann ihm eine solche Strenge zugezogen haben.“

„Warum nicht seine Herzensgüte, Vater? Weil er kein Unrecht geschehen lassen konnte, hat er vielleicht seine unbilligen Vorgesetzten beleidigt, oder weil seine Herzensgüte so arglos ist, mag es der Bosheit und Verleumdung gelungen sein, ihn zu stürzen.“

„Ich begreife dich nicht, Eugenie. Wenn du ihn so bereitwillig entschuldigst, so hast du noch Vertrauen zu ihm.“

„Wer soll ihn denn in Schutz nehmen, Vater, wenn es seine Freunde, seine bisherigen Freunde nicht thun? Ich bin auch überzeugt, du läßest dich durch den äußern Schein nicht blenden, du suchst durch deine hiesigen Verbindungen Mittel und Wege auf, um ihm wieder zu seinem Rechte zu helfen, oder du gewährst ihm, wenn das nicht geht, auf andre Weise deine Unterstützung, daß er nicht untergeht in seinem Unglück.“

„Darüber läßt sich weiter sprechen und beschließen, wenn man erst weiß, was ihm eigentlich zur Last fällt. Ich will morgen einige Besuche in dieser Absicht machen. Was ich aber eigentlich meinte, ist der Widerspruch, in welchem du dich zu befinden scheinst, liebe Tochter. Auf der einen Seite bist du ungeachtet des schlimmsten Anscheins die eifrige Schutzrednerin des jungen Mannes, weil du das Vertrauen zu ihm nicht verloren hast, auf der andern Seite lässest du in seiner Beziehung zu dir gar keine Möglichkeit einer milderen Beurtheilung zu.“

Traurig aber sanft entgegnete Eugenie: „Ich will ihn gar nicht strenge beurtheilen, ich beweine nur mein eignes Geschick, denn ich bin grenzenlos elend geworden durch — durch — seinen Wankelmuth.“

„Und doch ist mir schon der Gedanke aufgestiegen, Eugenie, daß wir zu rasch gewesen sind, ich habe mir schon einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich heute Morgen ihm die Möglichkeit abschnitt, etwas zu seiner — — Rechtfertigung kann man nicht sagen — aber Entschuldigung oder wenigstens zur Erklärung seines unbegreiflichen Benehmens vorzubringen.“

Mit hervorbrechender Heftigkeit rief Eugenie schluchzend: „Wozu eine Erklärung, wo eine Entschuldigung oder gar Rechtfertigung nicht möglich ist und auch gar nicht verlangt wird? Genug, daß dieser schreckliche Brief mir die Gewißheit meines Unglücks giebt!“

In diesem Augenblick pochte es an die Thüre, und der eintretende Kellner meldete: „Es ist da ein junger Mensch, der durchaus mit der Herrschaft in einer wichtigen Angelegenheit sprechen will. Es ist mir gar nicht möglich, ihn abzuweisen.“ — „Und warum auch grade abweisen?“ fragte Molsburg. — „Es ist wahrscheinlich auf eine Bettelei abgesehen, gnädiger Herr, denn der Mensch sieht sehr lumpig und außerdem höchst gemein aus. Der Portier wollte ihn gar nicht ins Hotel lassen, aber er hat sich mit Gewalt durchgedrängt.“ — „Schicken Sie ihn nur herein, bleiben Sie aber auf dem Flurgange in der Nähe.“

Der Kellner entfernte sich, und bald darauf trat Fischler ein. Molsburg war allerdings etwas betreten über die fast unheimliche Gestalt und wartete schweigend auf eine Anrede. — „Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr von Molsburg?“ fragte Fischler schüchtern. — „Nein.“ — „Ich bin der Geselle Fischler, der lange bei Ihnen gearbeitet hat.“ — „Ah so, ja, ich erkenne Sie jetzt wieder, aber ich begreife nicht, wie Sie so heruntergekommen sind, und was Sie jetzt zu mir führt. Wahrscheinlich wollen Sie um ein Geschenk bitten, aber — —“. „Nein, gnädiger Herr, darum komm' ich nicht, sondern um Ihnen die Mittheilung zu machen, daß man heut' Nacht in Ihrem Schlosse eindrechen und Sie berauben will.“ — Sehr überrascht rief Molsburg: „Wie? ist das gewiß?“ — „Ganz gewiß und sicher. Sehen Sie, ich bin ein schlechter Mensch geworden und in noch schlechtere Gesellschaft gerathen, und ich ließ mich selbst anwerben, um den Einbruch mitzumachen.“ Und nun gab er eine vollständige und zusammenhängende Mittheilung über den gefaßten Plan, so daß jeder Zweifel über die Wahrheit seines Berichtes schwand. — „Und wer ist — fragte Molsburg — der Anstifter des Plans und Ausführer bei dem Unternehmen?“ — „Sie nennen ihn nur den Geometer; wie er sonst heißt, kann ich nicht sagen.“

Nach einigem Besinnen trat Molsburg nah auf Fischler zu und fragte: „Also hat Sie das Gewissen gerührt und dahin gebracht, das Verbrechen anzugeben?“

„Das Gewissen hat mich wohl gerührt, aber ich hätte die Sache doch nicht angegeben und sogar mitgemacht, weil ich mir gar nicht anders helfen zu können meinte, wenn nicht der Herr Referendarius Eichmann gewesen wäre.“

Zusammenschreckend rief Molsburg: „Wie? Eichmann wollte sich doch nicht bei diesem verruchten Unternehmen betheiligen?“

Fischler hätte beinah über dies Mißverständniß lächeln müssen, aber es war ihm freilich nicht darnach zu Muthe, und er sagte eifrig: „J Gott behüle! Dem Herrn Referendarius verdanke ich's, daß ich in mich ging und den Vorsatz faßte, wieder mit Gottes Hilfe ein rechtschaffner Mensch zu werden.“ Und nun erzählte er sein Zusammentreffen mit Eichmann, welcher Erzählung Molsburg mit Spannung, Eugenie aber mit großer Erregung zuhörte.

Dem fast triumphirenden Blick der Tochter ausweichend ging der Vater einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann sprach er wie für sich hin: „Den Einbruch in Liebenhain könnte ich nun zwar leicht verhindern, aber es handelt sich um etwas Anderes, um einen Dienst, den ich dem Gemeinwohl erzeigen kann. Das eben Vernommene scheint im Zusammenhang zu stehen mit einigen bedeutenden Diebstählen, die in den letzten Zeiten so viel von sich reden machten und die sich so vollständig in Dunkel zu hüllen wußten, daß auch nicht die mindeste Spur auf eine Entdeckung leitete.“ Dann wandte er sich wieder plötzlich zu Fischler und fragte in ernstem Tone: „Im Namen Gottes frage ich Sie, ob es Ihnen ein heiliger Ernst ist, sich zu bessern?“

Mit leiser aber fester Stimme erwiderte Fischler: „Ja, es ist mein heiliger Ernst, so wahr mir Gott helfe.“

„Wohlan, so begeben Sie sich auf den Sammelplatz und machen Sie die Fahrt nach Liebenhain mit, verrathen Sie sich aber mit keiner Silbe, keinem Athemzug. Es wird dann meine Sorge sein, nicht nur Ihre Straflosigkeit zu erwirken sondern auch eine bessere Zukunft für Sie zu bereiten. Gehen Sie jetzt im Namen Gottes, dem Sie sich wieder zu eigen geschworen, und er behüte Sie vor jedem Straucheln auf dem neuen Wege, vor allem aber behüten Sie sich selbst.“

Nachdem Fischler die Stube verlassen, sprach Molsburg zur Tochter: „Ich muß jetzt einen Gang zum Telegraphenbureau machen, und in einigen Stunden fahre ich mit dem Abendzug nach Liebenhain ab. Wenn es dir, liebe Eugenie, hier zu einsam und ungemüthlich ist, so kannst du ja bei deiner Freundin die Nacht zubringen. Morgen denke ich wieder hier zu sein.“

Eugenie sagte mit Entschiedenheit, fast heftig: „Nein, Vater, ich bleibe nicht hier, ich begleite dich. Kehrst du dann morgen hierher zurück, um einige Schritte für — für — Julius zu thun, so bleibe ich in Liebenhain, und du bist um so weniger gehemmt. Um keinen Preis möchte ich jetzt allein hier bleiben, und auch bei der Freundin nicht, denn sie würde mich immer zu trösten suchen.“

Nach kurzem Besinnen erklärte Molsburg: „Nun gut, du kannst mich begleiten; Gefahr ist auch nicht im mindesten vorhanden. Packe deine Sachen jetzt gleich zusammen, während ich meinen Gang abmache.“

(Schluß folgt.)

* Trinkspruch auf Schiller *).

Ernst ist die Zeit, es thürmen Wolken sich
Am fernen Horizonte düster auf;
Wer weiß, was uns die nächste Zukunft bringt?
Vielleicht braust wieder bald ein wildes Wetter
Verheerend über unsre Gaun dahin,
Wie deren sie so viele schon erfuhren.
In solchen Tagen heben wir den Blick,
Um Trost und Muth von neuem zu gewinnen,
Zu jenen hohen Geistern gern empor,
Die unsers Volkes ew'ge Zierden sind,
Die mit der Eintracht festem Bande sich
Um unsre traurige Zerstücklung schlingen.
Und wessen Bild tritt da so nahe wohl,
So hell und licht vor unser Aug' als deines,
O Schiller, dessen hundertjähr'ges Fest
Wir in gehobner Stimmung heute feiern?
Was fester Sinn, was Mannesmuth vermag,
Ein hohes Ziel als Sieger zu erringen,
Hast du wie kaum ein andrer dargethan
Und uns ein ew'ges Muster aufgestellt.
Du ruhtest nicht, treu mit dir selber ringend,
Bis du, von allen Schlacken deiner Jugend
Befreit, in seltner Reinheit vor uns standest.
Du schwanktest nie, und galt es auch das Leben,
Die Kräfte deines Geistes anzuspannen,
Bis dir das Größeste gelungen war,
Und bis den ersten Meistern aller Zeiten
Du ebenbürtig dich gesellen durftest.
Du warst ein deutscher Dichter durch und durch,
Und was in unsers Volkes Innern lebt,
Hast du mit vollen Tönen ausgesprochen.
Du ließest, wie kein andrer je zuvor,
Den Ruf der Freiheit hell und laut erschollen,
Der nie seitdem in deutschen Gaun verklang
Und nimmermehr fortan verklingen soll.
Du wurdest durch dein Leiden wie dein Schaffen,
Durch Seelenadel wie durch Geistesstärke,
Durch deiner mächtigen Gedanken Hoheit,
Die sich in stolzem Strom der Sprach' ergossen,
Des Volkes Liebling, welches keinem andern
Das Herz so voll, so warm entgegentrug.
O wenn, was gnädig Gott verhüten möge,
Ein Kampf auf Tod und Leben uns bedräut,
Dann sei uns nahe mit der hohen Gluth,
Die immerdar in deinem Busen brannte!
Dann sei, o Schiller, uns ein heilig Banner,
Um welches froh und freudig wir uns schaaren,
Uns selbstbewußt und stolz als Deutsche fühlend
Und allen Geist und alle Kraft verwerthend,
Des Vaterlandes Ehre zu erhalten!
Ein Volk, das solche Geisteshelden zeugte,
Kann, was auch kommen mag, nicht untergehn.
So hebt die Becher denn mit Ernst empor
Und leeret sie zu seinem Angedenken!
Ein Hoch des Hoffens und der Zuversicht,
Die du in unsre Seelen eingeflößt,
Ein Hoch der Liebe wie des Dankgefühls,
Ein Hoch der Achtung, Ehrfurcht und Bewundrung,
Ein jubelnd Hoch für dich, o edler Schiller!

Fr. Ruperti.

* Vis poëtica.

Von Hermann Goll.

> Nimmer, das glaubt mir,
> Erscheinen die Götter
> Nimmer allein. —
> Schillers Dithyrambe.

Die Muse wird dir nur erscheinen,
Wenn du sie selbst zu rufen weißt,
Wenn Kraft und Liebe Dir vereinen
In ernstem Wollen Herz und Geist.
Bedenke wohl des Meisters Worte:
Allein erscheint die Göttin nie —
Die Liebe öffnet nur die Pforte
In's Zauberreich der Poesie.

Erlebst du nicht, nach Jünglingsbrauche,
Der Frauenminne Lust und Schmerz,
So blick ins treue Vaterauge,
Versenke dich ins Mutterherz.
Und soll der süße Trost dir fehlen,
Und stehst du, Aermster, ganz allein —
So denke noch an Tausend Seelen,
Die mit dir dulden gleiche Pein.

Die Menschheit lehre dich empfinden,
Und deine Kunst leih' ihr Gestalt;
Sie muß ein Dichterherz entzünden,
Denn sie wird niemals welk und alt.
Laß Andre schmähen, Andre höhnen,
Wenn Selbstsucht sie verzweifeln heißt —
Dich müssen auch die Dornen krönen:
Der Dichter sei des Volkes Geist.

Da kannst du lieben, kannst du hassen,
Ruf'st Frieden oder Kampf herbei;
Du darfst das Ganze kühn erfassen,
Und in den Theilen wählst du frei;
Den Geistern gieb, die du beschworen,
Im Wechselreiz des Körpers Kleid:
Und was die Dichtung dir geboren,
Gewinnt im Leben Wirklichkeit.

Du schweifst in ungemessne Weiten
Und kehrst vom Irrweg sicher heim.
Des Lebens Räthsel lernst du deuten:
Die Frucht enthüllt sich dir im Keim.
In Noth und Kampf muß dich erheben,
In Schmerz und Schmach, dieß größte Gut:
Es wird der Menschheit ganzes Leben
In deinem Herzen Fleisch und Blut.

O reichster Schacht, o tiefster Bronnen,
Der uns entflammt und wieder kühlt,
Aus dem wir höchste Lust gewonnen,
Weil wir den herbsten Schmerz gefühlt. —
Mag Andrer Leben dann verrauschen
In Gold und Glanz — um all' ihr Glück
Wirst du, o Musensohn, nicht tauschen
Der Dichterwonne Augenblick!

* Berichtigung.

Im Feuilleton des Bremer Sonntagsblatts 1859, Nro. 43, wird meine Sammlung sprichwörtlicher Redensarten »Wie das Volk spricht« einer andern, unter dem Titel: »Niederdeutsche Sprichwörter« u. s. w. von K. Eichwald — erschienenen entgegengestellt und mit der Anmerkung bedacht: »Diesem Sammler (K. Eichwald) muß jedenfalls in noch höherem Grade das Lob des Fleißes zu Theil werden als jenem des »Wie das Volk spricht«, denn während E. Hoefer aus allen Theilen Deutschlands 862 (3. Auflage 871) solcher Redensarten zusammenbrachte, findet sich bei K. Eichwald, der doch nur Niedersachsen durchforschte, die Anzahl auf 2096 gesteigert. Freilich ist das denn auch die Frucht mehrjährigen stillemsigen Wirkens, das jetzt hoffentlich auch nicht unbelohnt bleibt.«

Indem ich mich diesem letzten Wunsche durchaus anschließe, da auch ich Herrn Eichwalds Sammlung für eine gar fleißige und interessante erkenne, und zugleich bemerke, daß es mir nicht einfällt, meinen Fleiß gegen den eines Andern hervorheben oder mit demselben vergleichen zu wollen, — ich weiß, daß derartige Sammlungen nicht spielend zu Stande kommen, und traue jedem, der sich auf dergleichen legt, den nothwendigen Ernst und Fleiß zu — muß ich mir gegen diese Beurtheilung doch die Entgegnung erlauben, daß der Herr Be-

*) Ausgebracht bei dem Feste des Bremischen Künstlervereins.

urtheiler augenscheinlich niemals in meine Sammlung hineingesehen hat. Der erste Blick müßte ihn sonst überzeugt haben, daß die leitenden Grundsätze beider Sammlungen verschiedene sind, und daß beide nicht mit einander konkurriren. Mir ist es nie im Traume eingefallen, Sprichwörter zu sammeln. Ich habe nur die sprichwörtlichen Redensarten zusammengestellt, die man auch apologische Sprichwörter (s. Vorwort zur 1. Aufl.) heißt, und die in Sprichwörtersammlungen nur zufällig oder beiläufig angeführt werden. Herr K. Eichwald bietet deren in seiner Sammlung etwa 100, zwischen denen ich zu meiner großen Freude zwei oder drei mir noch fehlende und etwa zwei oder drei brauchbare Varianten fand. Denn ich habe mehr als ein zehnmal dickeres Buch durchlesen und mich durch Auffindung von einem neuen Spruch reichlich belohnt gefunden, und ich kann jedermann und zumal dem Herrn Beurtheiler die Versicherung geben, daß ich noch heut, wie seit siebzehn Jahren des Sammelns, jede kleinste Vermehrung meiner Sammlung mit vollstem Dank annehme, und wäre es auch nur ein neuer Spruch, eine brauchbare, neue Variante von der Art, die in meiner Sammlung zusammengestellt ist. Je mehr man mir zuwenden kann, desto mehr wird man mich zum Dank verpflichten. Ich kann, durch reiche Zusendungen unterstützt, meine vierte Auflage auf etwa 1000 Sprüche bringen, und ich bin darüber ebenso froh wie jeder, der sich für diese Sammlung interessirt, und dem es bekannt ist, wie sparsam und versteckt die Quelle dieser Sprüche im Verhältniß zu derjenigen der gewöhnlichen Sprichwörter fließt.

Edmund Hoefer.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Vier neue Novellen von Paul Heyse. Dritte Sammlung. — Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeschichte, Literaturgeschichte und Kulturgeschichte von Heinrich Pröhle. — In der Sommer-Mondnacht. Novellen von Theodor Storm. — Die Erben von Schloß Ehrenfels. Roman in drei Bänden von L. Otto.

— * Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers in München. Gedichtet von Friedrich Bodenstedt. Berlin, königliche geheime Oberhofbuchdruckerei (R. Decker). — Der in weitesten Kreisen bekannte Dichter, welcher noch ganz kürzlich erst mit einem neuen Bande trefflicher Gedichte vor's Publikum trat, liefert im Vorliegenden in schwungvollen, melodischen Versen seinen Tribut zur Schillerfeier. Dem Prologe läßt er poetische Einleitungen zu lebenden Bildern folgen, von denen je eins Bezug auf ein Drama des Meisters hat. Den Schluß bildet eine Apotheose desselben mit einem Wechselgesange. Als Anhang ist ein Festlied beigegeben, welches am Vorabende beim Fackelzuge gesungen wurde und von den vielen poetischen Gaben zu dem großen Nationalfeste als eine der schönsten bezeichnet werden kann.

— * Schillers Geburtstag oder „Ich habe gelebt und geliebet.“ Biographische Erzählung von H. Schwerdt. Leipzig, Mendelssohn. — Aus der Fluth von Schriften, welche die Schillerfeier hervorgerufen hat, verdient die vorliegende Arbeit des Thüringer Volksschriftstellers, dem wir auch mit Festgaben in mehreren Zeitschriften begegnen, hervorgehoben zu werden. Allerdings ist die Erzählung nicht viel Anderes als eine Lebensgeschichte im novellistischen Gewande, unkünstlerisch gedacht, ein Mittelding zwischen Biographie und Novelle, aber mit Liebe und Fleiß gemacht und darum immerhin dankenswerth.

— * Ein anziehendes Buch, das betitelt ist „Eutiner Skizzen“, geht uns aus dem Verlage von Böhlau in Weimar zu. Es ist ein Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, von Wilhelm von Pippen in Lübeck. Der Verfasser giebt zunächst ein lokalhistorisches Bild des reizenden Eutin; den Haupttheil seines Buches bilden dann die Charakteristiken von Stolberg und Voß. — Wir kommen auf dieselben zurück.

— * Das neue Buch von Gustav Freytag, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, ist eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern, zunächst aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, zusammengestellt zu einem Ganzen, das aus einer Fülle von interessanten Einzelheiten erwächst. Manche dieser Bilder sind bereits durch die „Grenzboten“ bekannt geworden. Es sind, nach des Verfassers Worten in der Widmung an seinen Verleger Hirzel in Leipzig, Aufzeichnungen aus alter Zeit, in denen Privatleben und Seelenbewegung des Schreibenden sichtbar wird. Denn durch sie tritt oft in helles Licht, was in unseren politischen Geschichten bis jetzt nur gelegentliche Beachtung gefunden hat. Wie das deutsche Volk empfunden, gelitten, gelebt, das vermögen wir aus ihnen zu erkennen. Und wenn man solche Aufzeichnungen Einzelner verständig nach der Zeitfolge und nach Lebenskreisen ordnete, dann konnte, so schien mir, ein belehrender Einblick in die allmälige Entwicklung der deutschen Volksseele gewonnen werden. Diese Verbindung habe ich für die große Periode vom Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn des modernen Lebens versucht. Was ich aus eignem Vorrath dazugefügt habe, ist anspruchlose Erklärung. Ich war bemüht, dabei nicht zu sagen, was anderswo bequem zu finden ist. Nur wo die Erzählung aus alter Zeit nicht ausreichte, ein übersichtliches Bild zu geben, mußte ich etwas weiter ausholen. Ein Uebelstand war unvermeidlich. Das Buch ist nicht für solche geschrieben, welche die Sprache des fünfzehnten, ja noch des siebenzehnten Jahrhunderts mit Behagen lesen würden. Es mußte in unser Deutsch übertragen werden. Ich fühlte die Verpflichtung, dies so treu als irgend möglich zu thun und wenigstens Einiges von der alten Farbe zu bewahren.

— * Bei dem Festmahl der Stuttgarter Schillerfeier trat auch Uhland als Redner auf. An die Töne der großen Glocke der Kathedrale, die, wie vor zwanzig Jahren bei der Einweihung der Schillerstatue, trotz aller pietistischen Opposition, welche auch dießmal die Gelegenheit sich zu prostituiren nicht versäumte, auch am 10. November d. J., dem in heiterm Ernst und ernster Heiterkeit durchaus gehaltenen Festzug entgegenklangen — an diese Töne knüpfte der greise Sänger seine Huldigung für seinen großen Landsmann an. Die Töne dieser Glocke haben einst auch dem Knaben Schiller geklungen, und ihm vielleicht den ersten Gedanken zu seinem schönen Gemälde „die Glocke“ ins Herz gesungen. Diesen Gedanken führte der Sprecher in eben so einfacher als geistreicher Weise durch, und ermangelte nicht auch an die treuen Seelen im Exil zu erinnern, die den Schillertag feiern, und mit Pietät an Schiller und an ihrem Vaterland noch heute hängen, obwohl die Lenker des letztern an eine Amnestie immer noch nicht zu denken scheinen. Uhland ist noch gesund, frisch und munter, und wohnte trotz der Kälte von Anfang bis zu Ende dem langen Festzug bei, kostete auf dem Fuß des Schillerdenkmals einige Tropfen Wein, den auch ihm die pantherfellumhüllten Bacchanten aus der Wirthsgruppe mit dem großen Faß voll „Marbacher Schiller“ credenzten.

— * Bei der Breslauer studirenden Jugend hat die Schillerfeier den Gedanken einer allgemeinen Studentenschaft von Neuem angeregt. Man denkt nun ernstlich daran, eine solche zu gründen, und hofft den Widerstand der Corps zu besiegen und bei der Regierung kein Hinderniß zu finden.

— * Die Musik Beethovens zu den „Ruinen von Athen“ ist von Robert Heller in Hamburg mit einem neuen Texte, der den abgeschmackten Kotzebue'schen ersetzt, versehen und für musikalische Aufführungen von Grund neu eingerichtet worden. Ueber den kürzlich ausgegebenen Clavierauszug äußert man sich in der Kölnischen Zeitung so: Die Schwierigkeiten, welche der Kotzebue'sche Text der Aufführung des Gelegenheitsspiels entgegensetzte, sind von der Bearbeitung Robert Heller's mit einem Glück überwunden worden, das im Hamburger philharmonischen Verein die Probe bestand. Wer sich die Mühe macht, die Abänderungen mit dem Original Kotzebue's zu vergleichen, dessen Abdruck dem Clavier-Auszuge angefügt ist, wird sich überzeugen, daß die Aufgabe nur mühsam zu lösen war: Kotzebue's Verse beinahe ganz unangetastet in Beethoven's Munde zu lassen und der zweiten Hälfte der Handlung doch eine Bedeutung zu geben, welche den „Ruinen“ des ersten Theiles besser als eine Pesther Theaterweihe entspricht.

— * In Wien starb am 16. November der famose Heldenspieler Wilhelm Kunst im Alter von fast sechzig Jahren, der bekannte Darsteller des Otto von Wittelsbach. Die letzten Lebensjahre des einst vom Glück begünstigten Mannes waren trüb; seine Kräfte waren gebrochen, und er starb unter traurigen Verhältnissen.

— * Im Dogenpalaste zu Venedig ist der herrliche Saal mit dem großen Gemälde von Tintoretto in bedrohlich baufälligem Zustande. Der Plafond hat einen Sprung bekommen, und ein Theil desselben ist herabgefallen.

— * Das Rütli ist durch eine National-Subscription, woran sich hauptsächlich die Schuljugend betheiligte, Eigenthum der Nation und der schweizerischen

gemeinnützigen Gesellschaft, von der die Initiative zur Subscription ausgegangen, zur Verwaltung übergeben worden. Der Kaufpreis betrug das Dreifache des reellen Werthes, 55,000 Fr.; die Subscription hat über 90,000 Fr. abgeworfen. Ueber die Verwendung des Ueberschusses ist noch nichts verfügt worden. Von verschiedener Seite wurde die Abgabe einer bedeutenden Quote an das in Ausführung begriffene Winkelried-Denkmal, dessen Kosten bei Weitem noch nicht gedeckt sind, angeregt.

— * In den „Hausblättern“ sind Aeußerungen über Schiller in den Jahren 1782 bis 1788 zusammengestellt; wir entlehnen denselben die folgenden: **Aus Schwaben.** (Frühjahr 1782). Die Straßburger Gelehrte und Kunstnachrichten, welche seit Anfang des vorigen Jahres existiren, haben hauptsächlich die Absicht, Deutschland und Frankreich bekannter mit einander zu machen. Seit Ostern verflossenen Jahres ist auch eine Quartalschrift: „Wirtembergisches Repertorium“, erschienen, worin der durch die Räuber so bekannt gewordene Gardemedikus Schiller, der vor kurzem sich einige Zeit in Mannheim aufgehalten, verschiedene Aufsätze geliefert hat. — **Aus Stuttgart.** (Frühjahr 1782). Der Verfasser des Schauspiels, „die Räuber“, welches nächstens zu Mannheim auf Verlangen der dortigen Bühne ganz umgearbeitet erscheinen wird, ist der Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgart, der eine neue Anthologie herausgeben wird, worin die meisten Gedichte von ihm selbst und von einem Feuer sein werden, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf. — **Aus einem anonymen Briefe.** (Frühjahr 1784). Vom Verfasser der Räuber sagt der Sammler im 42. Stück aus einem Schreiben von Stuttgart folgendes: Der Komödienschreiber ist ein Zögling unserer Akademie, hat einen Graubündner, Namens E . . . zum Aufseher gehabt, mit dem er unzufrieden ist, und um sich an diesem zu rächen, greift er die ganze Nation an.“ Ich hatte nicht sobald die Apologie von Ihnen erhalten, so machte ich sobald Anstalt, daß mein Souverain (der Herzog von Würtemberg) sie zu sehen bekam. Dieser verabscheut das Betragen sehr, ließ den Verfasser der Räuber vor sich rufen, gab ihm die ernstlichsten Verweise und bedeutete ihn bei der größten Ungnade, „niemals weder Komödien, noch sonst was zu schreiben, sondern allein bei seinem Fache zu bleiben“ (Er ist ein geschickter Arzt). Hier hat sein Stück keinen Beifall gefunden: deßwegen hat er solches in Mannheim anzubringen gesucht, hat aber in . . . sitzen müssen. — Jetzt arbeitet er für das Mannheimer Nationaltheater mit vielem Beifall.

— * **Bremen**, 24. Novbr. In der gestrigen Versammlung des **Künstlervereins** fuhr Herr Dr. **Sattler** in der Schilderung der englischen Sports fort und ging, nachdem er kurz das Fangen und Tödten von Ratten durch eigens dazu abgerichtete Hunde erwähnt hatte, auf das Boxen über. War dies noch unter Georg II. eine Hauptbelustigung des Sonntags und so allgemein, daß selbst Gentlemen eine Ehre darin suchten sich auf offner Straße zu boxen, so hat es jetzt bedeutend verloren: selbst auf Schulen wird es mehr als heilsame Körperbewegung getrieben, obschon der Einfluß desselben sich noch in manchen Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters geltend macht. Uebrigens giebt es noch viele Boxer von Profession, mit zum Theil seltsamen Beinamen, und trotz der Bemühungen der Polizei derartige Kämpfe zu verhindern, finden sie noch immer häufig Statt. Es wurde dann der Hergang eines Kampfes nach dem Berichte von „Bell's Life“ geschildert und einige Proben von der besondern Terminologie „des Ringes“ — wie das Boxen nach dem dabei gebildeten Kreise benannt wird — gegeben. — Den Beschluß bildeten die verschiedenen Arten des Ballspiels, von denen Hand oder Tennisball und das unter Karl II. beliebte Pall-mall mehr veraltet sind, Football hauptsächlich auf Schulen gespielt wird, das Cricket aber als nationales Vergnügen mit Recht die erste Stelle einnimmt. Dieses wurde denn auch des Weiteren besprochen. — Früher scheint an manchen Orten der Brauch bestanden zu haben, zu bestimmten Zeiten regelmäßige Spiele zu feiern. Gewiß ist dies von den Cotwold Hills in Gloucestershire, deren auch bei Shakspere Erwähnung geschieht; sie wurden von einem Robert Dover bei der Thronbesteigung Jacobs I. erneuert und vierzig Jahre mit großem Glanz gefeiert. Aehnliches fand sich auch in Cornwallis, doch dürfen diese nicht mit den Maispielen und Belustigungen an den verschiedenen Kirchenfesten, wovon sich Reste bis auf den heutigen Tag erhalten haben, verwechselt werden. Jacob I., der solche Bräuche aufrecht zu erhalten suchte, gab übrigens durch sein „Book of Sports“ den Puritanern argen Anstoß und veranlaßte den so erbitterten Kampf über den Sabbath und seine Feier. — Nach dem Vortrage vereinigten sich die Mitglieder des Streichquartetts mit dem Kammermusikus Herrn **Heinemeyer** aus Hannover zur Ausführung eines Flötenquintetts von Kuhlau. Herr **Heinemeyer**, welcher vor einiger Zeit seine Stellung im hannoverschen Orchester, zu dessen gefeierten Mitgliedern er gehörte, aufgegeben hat, erfreut sich unter uns der ihm vergönnten Ruhe. Möge er sie häufig auf ähnliche Weise wie gestern unterbrechen.

— * **Zur Charakteristik Ludwig Spohrs** mögen die folgenden Bemerkungen dienen, welche wir einem Artikel von **Gumprecht** in der Nationalzeitung entlehnen. Schon in Gotha hatte sich Spohr in den größeren Gattungen der Instrumental- und Vocalcomposition versucht. Seine erste Oper „der Zweikampf der Geliebten“ fällt in jene Zeit, in Wien entstand der Faust, ein Werk, das von manchen Sachkundigen noch über die Jessonda gestellt wird. Bei weitem die meisten und umfangreichsten unter seinen Schöpfungen wurden in Kassel vollendet. Von seinen Opern nennen wir hier noch die Jessonda, Zemire und Azor mit jenem anmuthigen Frauenterzett, das noch bis auf den heutigen Tag zu den Lieblingsstücken unserer musikalischen Salons gehört, ferner den Alchymisten, den Berggeist und Pietro von Abano. Die meisten dieser Werke gelangten nur in Kassel zur Aufführung, Pietro von Abano sollte auch in Berlin gegeben werden und war bereits bis zur Generalprobe gelangt, als er plötzlich wegen eines äußeren Hindernisses bei Seite gelegt wurde. Besondern Eifer wandte der Tondichter auf die Pflege der Kammermusik. Sein Nonett und Oktett, ferner eine lange Reihe von Streichquartetten gehören zu den gediegensten Produktionen der nachklassischen Periode auf diesem Gebiet. Unter seinen der Kirche gewidmeten Arbeiten sind vor Allem hervorzuheben das Oratorium: Die letzten Dinge und eine achtstimmige a capella gesetzte Messe. Erst im höchsten Lebensalter und bereits von den härtesten körperlichen Leiden heimgesucht, entsagte Spohr dem eigenen Schaffen. Vor drei Jahren vollendete er noch ein Streichquartett, welches indessen davon Zeugniß ablegt, daß die geistige Kraft seines Urhebers bereits gebrochen war. Er versuchte darauf noch ein Requiem zu schreiben, aber nur wenige Sätze wurden vollendet. Die ihm untergebene kurfürstliche Kapelle hing an ihm mit liebevoller Treue und Hingebung. Er war einer der gewiegtesten und gewissenhaftesten Dirigenten, wußte jedoch dabei seine Autorität in die mildesten und humansten Formen zu kleiden. In seinen amtsmäßigen Obliegenheiten war er vor Allem des idealen Berufs seiner Kunst eingedenk. Einst wurde von ihm verlangt, in den Zwischenakt des Fidelio ein Ballet einzulegen, welcher Zumuthung er sich aufs Aeußerste widersetzte. Sein Einspruch brachte es wenigstens dahin, daß die Balletfreunde bis zum Ende der Oper sich gedulden mußten. Harte Kämpfe hatte es ihn gekostet, um den Sinfonien Haydn's, Mozarts und Beethovens, die für zu langweilig befunden wurden, in den sechs jährlichen Theater-Concerten, den einzigen größern Aufführungen dieser Art in Kassel eine Stelle zu sichern. Bei allen bedeutendern auswärtigen Musikfesten betrachtete man seine Anwesenheit und Mitwirkung als eine besondere Zierde. Den zahlreichen Einladungen, die in dieser Beziehung an ihn ergingen, konnte er indessen während der letzten zwanzig Jahre kaum je Folge leisten, weil ihm der Urlaub regelmäßig vorenthalten blieb. Bei dem Freimuth und der Selbständigkeit, wie er sie nicht bloß in Sachen der Kunst, sondern auf allen Gebieten des Lebens bewährte, wurde für ihn sein Dienstverhältniß eine reiche Quelle von Widerwärtigkeiten jeder Art. Nach wenige Wochen vor seinem Tode war er einer der ersten, der die Beitrittserklärung zum National-Verein unterzeichnete. Während seiner letzten Lebensjahre verlor er allmälig die Fähigkeit des Gehörs, seitdem zog er sich immer mehr zurück, und öffentlich sah man ihn dann nur noch während der Opern- und Schauspiel-Aufführungen, in denen er auf einer kleinen unbenutzt bei Seite stehenden Bank im Orchester Platz zu nehmen pflegte; in sich versunken und zusammengebückt, folgte er von da aus der Vorstellung. Später verwies man ihn von diesem Platz, was den alten Mann bittere Thränen gekostet. Daß die Prinzessin Friedrich Wilhelm, die Gemahlin des kurhessischen Thronfolgers ihn noch vor wenig Monaten zu sich rufen ließ, um seinen Beitrag für ihr Album zu erbitten, war das letzte freudige Ereigniß in seinem Leben. Spohr war von ungewöhnlichem stattlichen und kräftigem Wuchs. In seiner Jugend übte er alle ritterlichen Künste und gehörte zu den gewandtesten Tänzern, Reitern, Fechtern und Schlittschuhläufern. Er verband mit edlen Gesichtszügen ein Organ von einnehmendem Wohllaut. Fremden gegenüber zurückhaltend, fast blöde, zeigte er in kleineren Kreisen die liebenswürdigste Offenheit und anregendste Laune. In seiner Kunst galt ihm Mozart als der Meister der Meister, ihm verdankt er vor Allem die durchgebildete Form, die Reinheit der Empfindung und des Ausdrucks, die seine Schöpfungen charakterisiren. Dem Inhalt nach verhalten sie sich freilich zu jenen ewigen Mustern des Schönen, wie der abendliche Dämmerschein zur sonnigen Klarheit des Tages. Die letzten Arbeiten Beethovens waren Spohr unbequem. Er erkannte den Meister nur so weit ohne Einschränkung an, als er den Bahnen Mozarts treu blieb, eine Befangenheit des Gesichtskreises, welche er mit den meisten Componisten theilte, die noch aus der Schule des achtzehnten Jahrhunderts hervorgingen. Die Weberschen Opern waren ihm fast zuwider wegen ihrer „Gassenhauereien.“ Diese Antipathie hatte wohl noch einen tieferen Grund. Es ist eine bekannte psychologische Erfahrung, daß uns die eigenen Fehler und Einseitigkeiten bei Anderen am meisten verletzen. Gewisse romantische Neigungen, überschwängliche Gefühlsweichheit und traumhafte Schwärmerei sind aber den Tondichtern der Euryanthe und der Jessonda gemeinsam. Als Mensch und als Künstler bewies Spohr die edelste Bescheidenheit. Gegen sich streng, gegen Andere mild, hatten alle, die es in ihrem Streben aufrichtig meinten, an ihm den treuesten, theilnehmendsten Freund. Nach einer Aufführung des fliegenden Holländer von Richard Wagner rief er einem Bekannten zu „Ist die Erzählung des Traums nicht prächtig gemacht?“ Die sogenannte Zukunftsmusik konnte dagegen, wie sich nicht anders erwarten läßt, seine Sympathien am wenigsten gewinnen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 49. Bremen, 4. December. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Das Kriegswesen des deutschen Reichs im vorigen Jahrhundert.

Die neuesten Anregungen wegen Revision der Bundeskriegsverfassung haben die öffentliche Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf dieses Institut hingelenkt. Die Frage, welche dem Bundestage eben jetzt von einigen Staaten vorgelegt ist, ob die Kriegsverfassung des Bundes der Abänderung bedürfe, ist namentlich darum schwierig zu beantworten, weil über die praktischen Wirkungen dieser Verfassung maßgebende Erfahrungen noch nicht vorliegen. Denn die Expeditionen nach Schleswig-Holstein und nach Baden kann man als solche kaum ansehen.

Nicht ohne Interesse mag es sein, als Gegenbild der jetzt bestehenden Kriegsverfassung des deutschen Bundes die des alten deutschen Reiches sich zu vergegenwärtigen. In ihren Grundzügen hat sie mit jener manche frappante Aehnlichkeit, nur daß, was in unserm jetzigen Heersystem durch die im Allgemeinen fortgeschrittene nationale und militärische Bildung und durch sonstige Verhältnisse in der Praxis gemildert und zum Theil corrigirt werden mag, dort bei den allseits in Verwirrung und Auflösung begriffenen Zuständen des alten Reichs vollends ins Fratzenhafte und Ungeheuerliche verzerrt und gesteigert erscheint. Vielleicht hätte man nicht ganz Unrecht, zu behaupten, daß die gegenwärtige Einrichtung unseres Bundesheeres eben soweit unter dem normalen Systeme einer wirklich nationalen Heeresverfassung stehe, wie die des alten Reiches unter dem gegenwärtigen.

Wir wollen versuchen, ein Bild jenes alten Reichsheeres, und zwar aus den letzten Jahrzehenten des Bestehens dieser altehrwürdigen, aber sehr hinfälligen Institution, zu entwerfen. Ein in jener Zeit erschienenes Schriftchen: „Germania im Jahre 1795“, entwirft von dem Zustande und den Wirkungen der deutschen Reichs-Kriegsverfassung in dem damaligen Kriege mit Frankreich folgendes Bild, welches, wenn auch vielleicht mit etwas grellen Farben und absichtlich übertreibend gemalt, doch im Wesentlichen wohl so ziemlich die Wahrheit treffen mochte. „Man berathschlagt“, heißt es dort, „ob die Heere der Deutschen nicht ohne Brod und Pulver Krieg führen, ob unsere Festungen nicht mit Luftröhren statt mit Kanonen vertheidigt werden könnten. Der eine Reichsstand will warten, was der andere beschließen werde. Ein anderer stimmt für die möglichst wenigen Beiträge. Ein dritter läßt sagen, es müsse erst im Regierungsrath in Hannover überlegt werden, ob man Geld brauche, Krieg zu führen, dann müsse erst das Gutachten des Regierungsraths über's Meer nach London geschickt werden, um zu wissen, ob der König von Großbritannien überzeugt sei, daß in Deutschland ebenso wie in England Geld zum Kriegführen gebraucht werde; von London müsse dann zurück über's Meer Instruction an die Regierung nach Hannover geschickt werden, und diese Regierung brauche Zeit, aus der Instruction über's Meer eine Instruction über's Land zu machen und diese dem Gesandten in Regensburg (zur Erleichterung des Briefportos mit dem Postwagen) zu übersenden. Man müsse also die Franzosen vor allen Dingen ersuchen, mit ihren Kriegsoperationen zu warten, bis der kurbraunschweigische Gesandte über diesen Fall, den man bei Anfang dieses Kriegs gar nicht habe voraussehen können, vollkommene Instruction erhalten habe. Ein vierter Reichsstand verwundert sich, wie man ihm Beiträge zumuthen könne, da es weltkundig sei, daß er mit Polen und Frankreich in Verhältnissen stehe, welche die Besiegung der deutschen Heere seiner Convenienz vortheilhaft machten.“

So stand es um die Verhandlungen im Reichstage, der, wie heut der Bundestag über Krieg oder Frieden nach Mehrheitsbeschlüssen und nach für jeden einzelnen Fall eingeholten Instructionen zu entscheiden hatte. Wie aber sah es um die militärischen Vorkehrungen selbst, um die Einrichtungen und den Geist des Reichsheeres aus? Das damalige Reichsheer bestand, wie das heutige Bundesheer, aus Contingenten der Einzelstaaten, nur mit dem Unterschied, daß, wo wir heut zu Tage einige dreißig solcher Contingente haben, damals m e h r a l s d r e i h u n d e r t vorhanden waren, worunter der allergrößte Theil die denkbar kleinsten Theilquoten repräsentirte. So z. B. hatte der Prälat von Isny, beim Aufgebot eines Simplums des Reichsheeres, 1½ Infanteristen, die Aebtissin von Guttenzell 3½ Infanteristen und ½ Cavalleristen, die Reichsstadt Buchau ebenfalls 1½ Infanteristen zu stellen, während heut zu Tage das kleinste Contingent, dasjenige des Fürstenthums Liechtenstein, doch immer noch die respectable Zahl von 55 Mann beträgt. Es kam daher in jener Zeit wohl vor, daß ein einziges Regiment von 42, ein anderes sogar von 61 Kreisständen zusammengesetzt wurde. Diejenigen Stände, welche die größeren Antheile eines solchen zusammengesetzten Contingentes stellten, ernannten nach dem Verhältniß derselben auch die dazu gehörigen Offiziere. So lieferte zu einer Compagnie die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd den Hauptmann, die Reichsstadt Rottweil den ersten, der Prälat von Gengenbach den zweiten Lieutenant, die Aebtissin von Rottran-Münster den Fähndrich. Die Führer größerer combinirter Corps (die nach den Reichskreisen eingetheilt waren), wurden von den kreisausschreibenden Fürsten, die Oberbefehlshaber des ganzen Reichsheeres, die Reichsfeldmarschälle, Reichsfeldzeugmeister u. s. w., sammt der dazu gehörigen Generalität, von Kaiser und Reichstag ernannt. Dabei bestand in voller Strenge der, heut zu Tage kaum glaubhaft klingende, aber nach den damaligen Verhältnissen recht wohl erklärliche Grundsatz der sogenannten Parität, d. h. die Bestimmung, daß in der Reichsgeneralität der katholische und der protestantische Reichstheil vollkommen gleichmäßig vertreten sein mußten, so daß also der in Abgang gekommene Inhaber einer katholischen Befehlshaberstelle auch nur wieder durch einen Militär derselben Confession ersetzt werden durfte, und umgekehrt. Es begreift

sich, daß dadurch nicht allein die Auswahl unter den für solche Posten tauglichen Persönlichkeiten zum Nachtheil des Ganzen wesentlich erschwert, sondern auch das gegenseitige Mißtrauen und der Hader der sich bekämpfenden Religionsparteien selbst dorthin verpflanzt ward, wo doch Einigkeit gegenüber dem äußeren Feinde vor Allem Noth that. Was die Einrichtung betrifft, wonach die Generale der größeren Kreisstände zugleich Befehlshaber der betreffenden Kreiscontingente waren, (eine Einrichtung, welche in analoger Weise auch jetzt besteht), machte man damals die Erfahrung, daß diese Befehlshaber in der Regel weit mehr das Interesse ihrer eigenen Kriegsherren, als das der anderen Stände, deren Truppen zugleich mit unter ihrem Commando standen, oder des ganzen Reichs im Auge hatten. Sie sorgten besser für ihre Landestruppen, als für die, ihrem Commando untergebenen andern Contingente, sie suchten bei Durchmärschen und Bequartirungen so viel möglich die Länder ihrer Herren zu schonen, und es war ihnen ziemlich gleichgültig, ob die Umwege, die sie deßhalb machten, für die allgemeinen Operationen nachtheilig waren oder nicht.

Der Marsch eines solchen Truppencorps der alten Reichsarmee war überhaupt ein äußerst langsamer und schwerfälliger. Da die Verpflegung der verschiedenen Contingente keine gemeinsame war, sondern jeder Stand für sein Contingent, auch wenn es nur wenige Mann umfaßte, besondere Verpflegungsanstalten treffen mußte, (wofern nicht etwa mehrere von diesen kleinen Ständen sich durch Privat-Uebereinkünfte zu gemeinsamen Maßregeln in dieser Hinsicht vereinigten), so führte natürlich jedes Regiment einen gewaltigen Troß von Bagage mit sich. Jedes Contingent hatte in der Regel seine eigene Feldbäckerei, sein eigenes Feldlazareth u. s. w., also auch die dazu nöthigen Fuhrwerke und Bedienungsmannschaften bei sich. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß diese Vorkehrungen durch einzelne Contingente sich mangelhaft erwiesen und, da die Truppen doch nicht ohne Verpflegung bleiben konnten, dadurch Störungen in das Ganze kamen. Da ferner aus dem gleichen Grunde jede Vorwärtsbewegung, behufs der nöthigen Anordnungen den einzelnen durch ihre Contingente dabei betheiligten Stände im Voraus bekannt gemacht werden mußte, so war eine Geheimhaltung der kriegerischen Operationen beinahe unmöglich. Nach damaliger Sitte führten die Offiziere, welche meist verheirathet waren, gewöhnlich ihre Frauen mit sich, auch die Töchter derselben sammt dem ganzen Gefolge wollten nicht zu Hause bleiben. Ein zeitgenössischer Schriftsteller erzählt: der Commandant eines Kreiscontingentes habe, weil ihm die Anzahl der im Feldlager lebenden Frauen zu groß geworden, den Befehl erlassen, die Offiziere sollten ihre Weiber, Töchter »und sonstigen unnützen Hausrath« nach Hause schicken, um nicht die Preise der Lebensmittel durch sie zu erhöhen und nicht unnöthigen Wirrwarr in den Kantonirungsquartieren und im Lager anzurichten. Darab sei großer Unwille in den Tapfern beiderlei Geschlechts entbrannt und der Befehl nicht vollzogen worden. Als der Obercommandant wenige Wochen später zur Inspection im Lager eintraf, »rotteten sich«, wie unser Gewährsmann erzählt — »wenigstens dreißig von den campirenden Frauenzimmern zusammen und empfingen den Herrn General so artig, daß er seinen Aerger verbeißen und zufrieden sein mußte, daß ihn die Madamen nicht obendrein noch für die Verwegenheit hänselten, ihnen den Aufenthalt im Lager verbieten zu wollen.« »Allerdings« — fügt der gewissenhafte Berichterstatter hinzu — »hatte ja auch der Herr General seinen ganzen Hofstaat bei sich.«

In Bezug auf Ausrüstung und Bewaffnung der Mannschaften bestand dieselbe Verschiedenheit unter den einzelnen Contingenten und dieselbe souveräne Unabhängigkeit der einzelnen Kriegsherren, wie noch heut, nur daß die Folgen davon, bei der unendlich größeren Mannichfaltigkeit der Zusammensetzung des damaligen Reichsheeres, noch weit unheilvollere waren. Jetzt haben doch wenigstens militärische Körper von Hunderten oder Tausenden von Soldaten dieselbe Bewaffnung, dasselbe Kaliber, dieselbe Uniformirung; damals, wo, wie wir gesehen, oft eine einzige Compagnie aus einigen Dutzenden und ein Regiment wohl gar aus einem Schock verschiedener Contingente bestand, war die Verschiedenartigkeit der Ausrüstung und Bewaffnung auch schon innerhalb dieser kleinen Abtheilungen oftmals eine außerordentlich große. Dieß gab nicht nur den so buntscheckig zusammengesetzten Corps ein lächerliches äußeres Ansehen und zerstörte jede Uniformität, dieses durchaus wesentliche Mittel des einheitlichen militärischen Corpsgeistes, sondern es hatte auch den viel reelleren Nachtheil, daß nicht einmal innerhalb der einzelnen Regimenter, Bataillone, ja Compagnien, eine gegenseitige Aushülfe mit Munition möglich war. Da es überdieß an einer wirksamen Controle von einem Mittelpunkte aus damals noch weit mehr als heut fehlte, und, bei der Kleinheit der meisten damaligen Reichsstände, der Hebel des eigenen Ehrgeizes sich dafür nicht hinlänglich kräftig erwies, so kann man sich nicht wundern, wenn die Ausrüstung der zu stellenden Mannschaften eben sowohl wie die Beschaffung dieser selbst, lediglich aus dem Gesichtspunkte möglichster Wohlfeilheit, (wie ihn die gewöhnlich sehr knappen Finanzen dieser kleinen Duodezstände nöthig machten), stattfand; wenn daher manche dieser kleinen Regierungen, (so erzählen als eine Thatsache Schriftsteller jener Zeit), wie die Rekruten aus den Zucht- und Versorgungshäusern, so die Waffen aus den alten Rüstkammern entnahm, ohne sonderlich zu fragen, ob jene und diese zu dem Zwecke tauglich wären, für den man sie bestimmte. Es mag daher wohl auch mehr als bloße Uebertreibung sein, wenn berichtet wird, daß in der Schlacht von Roßbach von 100 Flinten aus den Reihen der Reichstruppen nicht zwanzig losgegangen seien.

Noch einen sehr wesentlichen moralischen Nachtheil führte diese militärische Unzureichendheit der Contingente der kleinern Reichsstände, oder der vorzugsweise sogenannten Reichstruppen herbei. Die Reichstruppen wurden von den Truppen der größeren Stände (die gar nicht als »Reichstruppen«, sondern nur als kurfürstlich sächsische, braunschweigische u. s. w. gelten wollten), auf das Tiefste verachtet und durchaus nicht als ebenbürtig, ja kaum als zu demselben Heerwesen gehörig angesehen. Jene ihrerseits rächten sich für diese Verachtung durch die Schadenfreude, welche sie unverholen äußerten, wenn einmal ihre übermüthigen Verspotter »geklopft« wurden, ohne daran zu denken, daß es ihre Landsleute und die Vertheidiger des gemeinsamen Vaterlandes waren. Diese militärische Eifersüchtelei kam also damals zu der gegenseitigen Spannung zwischen dem Norden und dem Süden, zwischen den katholischen und den protestantischen Ständen noch hinzu und machte die Bildung eines einmüthigen deutschen Nationalgeistes in den Heeren des Reichs vollends unmöglich.

K. B.

---

* Der Eisenbahn-Räuber.

Novelle von Ludwig Rosen.

---

3. Auf der Eisenbahn.

(Schluß.)

Auf dem kleinen Bahnhof bei Klettenberg erwartete man den Abendzug, welcher bereits, da die Dunkelheit eintrat, durch Lichtsignale angekündigt war. Wenn auch der Verkehr mit der benachbarten großen Stadt lebhaft genug sein mochte, so stiegen hier doch selten Reisende zur Weiterfahrt ein, am seltensten für den Nachtzug, der eigentlich ein Güterzug war und nur nebenbei einige Personenwagen beförderte; sowohl die ungelegne Zeit als die Langsamkeit machten überhaupt diesen Zug schwachbesetzt. Diesmal schienen aber in Klettenberg verschiedene Reisende auf den Zug zu warten. Im Wartesaal für die höhere Wagenklasse saß ein junger Herr, der sich möglichst tief in seinen Paletot eingehüllt hatte und in tiefe Gedanken

versenkt schien. Im andern Wartezimmer tranken drei Männer Branntwein, die man für Handarbeiter, Viehtreiber oder dergleichen halten konnte; in die dunkelste Ecke gedrückt saß ein vierter jüngerer Mann von ähnlicher Beschaffenheit. Auf dem schwacherleuchteten Perron ging eine tiefverhüllte Gestalt umher, von der man nur gelegentlich einen das ganze Gesicht bedeckenden Bart und ein Paar stechender Augen bemerken konnte, die jedoch die helleren Stellen sichtlich zu vermeiden schien. Hierzu mochte jedoch kaum ein Grund vorhanden sein, denn es befanden sich auf dem Bahnhof weiter keine Leute als einige müde Unterbeamte, die einen Güterwagen an die rechte Stelle schoben, der dem kommenden Zuge angehängt werden sollte. Wir kennen alle die Leute, die hier Billette genommen hatten und auf den Zug harrten, wir kennen auch die einzigen Passagiere, einen Herrn und eine Dame, welche auf dem nunmehr heranschnaubenden Zuge Plätze in einem Wagen der höhern Klasse einnehmen.

Sobald der Zug hielt, begab sich Eichmann zu den für Personen bestimmten Wagen und nahm ein Coupee ein, das ganz unbesetzt war; er wollte allein sein mit seinen Gedanken, aber wenn er gewußt hätte, daß im nächsten Wagen unmittelbar hinter ihm Molsburg und Eugenie sich befanden, so würden diese Gedanken sehr gestört und abgeleitet worden sein. Auch sollte er nicht einmal allein für sich bleiben, denn es stieg noch ein Reisender in sein Coupee, und wenn er gewußt hätte, wer dieser war und welche Pläne derselbe verfolgte, so würde er auch auf ihn seine Gedanken gerichtet haben; so aber lehnte er sich in die hinterste Ecke des Wagens, wo die Schatten der überhaupt nicht starken Beleuchtung ihn verdeckten, und stellte sich schlafend.

Karsch hatte sich überzeugt, daß seine vier Genossen im letzten Wagen eingestiegen waren, dann ließ er spähend die Augen über die vordern Wagen gleiten, ging bei dem, worin er einen Herrn und eine Dame bemerkte, vorüber und schwang sich in denjenigen, wo er den einzelnen Herrn hatte einsteigen sehen, nachdem er sich durch einen raschen Blick überzeugt, daß weiter niemand darin saß. Der Schaffner, der die Billette beim Einsteigen revidirt hatte, schlug die Wagenthüre zu, und in dem engen Raum saßen, ohne eine Ahnung davon zu haben, zwei Männer zusammen, die sich tödtlich haßten. Karsch hatte außer dem beabsichtigten Einbruch noch einen besondern Plan gefaßt, den er ganz allein, aber auch nur auf eigene Rechnung auszuführen dachte. Er hatte überlegt, daß der Anschlag auf das Schloß durch unvorhergesehene Fälle vereitelt werden konnte, daß er dann genöthigt sei, ohne irgend welche Geldmittel das Weite zu suchen, denn er hatte seine letzte Baarschaft mit der Ausstattung der Genossen sowie mit der Bestreitung der Ausgaben für sich selbst erschöpft. Er beabsichtigte demnach, wo möglich schon vorher einen Raub auf der Eisenbahn auszuführen. Bereits früher hatte er dies einmal in einer andern Gegend versucht, und zwar mit Erfolg. Für jetzt war die Gelegenheit so günstig, wie sie nur irgend sein konnte, wenn es ihm gelang, in ein Coupee allein mit einem Herrn oder einer Dame zu kommen. Die Entfernung zur Station Liebenhain war bedeutend und wurde, zumal in der Nacht, von dem Güterzuge verhältnißmäßig langsam zurückgelegt; zwei kleinere Haltestellen, die dazwischen lagen, wurden von dem Nachtzug unberücksichtigt gelassen; die Schaffner befanden sich, muthmaßlich schlafend, in einem der hinteren Wagen; wenn das Werk gelungen war, so konnte der Thäter beim Anhalten in Liebenhain sogleich aus dem Wagen springen und sich entfernen: kurz, es vereinigte sich alles, um eine Aussicht auf vollständiges Gelingen des Planes zu gewähren. Wahrscheinlich bemerkte man in Liebenhain nicht einmal das Vorgefallene, sondern erst im weiteren Verlauf der Fahrt — und wenn auch, so entstand nur auf dem Bahnhof eine augenblickliche Aufregung, der Zug mußte bald weiter fahren, und alles, was in der Nähe wach war oder wach wurde, ließ sich ohne Zweifel durch Neugierde an den Bahnhof fesseln, so daß das Unternehmen auf das ziemlich entfernte Schloß eher dadurch erleichtert als gestört wurde. Demnach hatte Karsch seine Vorbereitungen getroffen und sich nun denjenigen Wagen gewählt, in welchem sich nur ein einzelner Reisender befand, ohne freilich im entferntesten daran zu denken, daß das beabsichtigte Opfer seines Raubes derselbe junge Mann sei, den er schon zum Opfer seiner Intrigue gemacht hatte. Und in dem nächsten Wagen saßen Molsburg und Eugenie: der Vater zwischen dem ruchlosen Plan auf sein Eigenthum und dem Gedanken an seinen ehemaligen Liebling Julius hin und her irrend, die Tochter leise Thränen auf das Grab ihrer Hoffnungen niederfallen lassend. Und in dem folgenden Wagen saßen einige sorglose Schaffner, den Bahnzug dem Dampfwagenführer und den Bremsern überlassend, an ihr Haus mit Weib und Kind denkend oder träumend. Und in dem folgenden Wagen schlummerten drei verhärtete Gesellen, die auf Raub, vielleicht auf Mord auszogen, und in die Ecke geschmiegt wachte ein vierter, dem gar vielerlei Gedanken durch den Kopf gingen; aber es wachten darin auch noch zwei andere Männer, welche sich in weite Ueberwürfe gekleidet hatten, und welche ihre Aufmerksamkeit darin theilten, die schlummernden Gefährten im Auge zu behalten und zugleich etwas sorgfältig unter dem Oberkleid zu verbergen, was vielleicht eine Waffe war. Und der Bahnzug rollte mit allen seinen Insassen gleichmäßig schnaubend und klappernd in die Nacht hinein.

Obwohl es für Eichmann nicht angenehm gewesen war, die gewünschte Einsamkeit unterbrochen zu sehen, so vergaß er doch alsbald den Eindringling über den Phantasieen, denen er sich mit geschlossenen Augen hingab. Sein Geist flog in die Kindheit und schwebte um jede Blume, die ihm ihren Kelch geöffnet, ihn durch Form, Farbe und Duft erfreut hatte: ja, seine Kindheit war eine glückliche gewesen!

In diesem Augenblick wurde er gestört, denn es kam ihm vor, als mache der Gefährte in der andern Ecke allerlei ungewöhnliche Bewegungen; er blinzelte ein wenig durch die geschlossenen Wimpern und bemerkte allerdings, daß der Fremde mit einer heimlichen Hast, die nicht bemerkt sein will, an sich herum hantire. Es ging ihm ein unbestimmter Argwohn auf, ob der Mensch wohl krank oder geistig gestört sein möchte, doch er hing diesen Gedanken nicht weiter nach, sondern versenkte sich wieder in seine Betrachtungen.

Die Jahre der Jugend zogen vor seinem Geiste vorüber. Zwar hatte ihn der schwere Verlust der Eltern betroffen, aber Molsburg war ihm ein zweiter Vater, Eugenie mehr als eine Schwester gewesen, seine Studienjahre waren froh und heiter verlaufen, der Weg in eine thätige und glückliche Zukunft hatte sich leicht und bald geebnet: ja, auch seine Jugendjahre mußten glücklich genannt werden!

Hier schrack Eichmann ein wenig zusammen, denn er hatte — zwar nicht die bestimmte Wahrnehmung — aber die unmittelbare Empfindung gehabt, als beuge sich eine Gestalt über ihn. Er blinzelte wieder nach dem Fremden hin, und obgleich derselbe anscheinend ruhig saß, so sprach doch etwas in seiner Haltung dafür, daß er sich im Augenblick erst rasch niedergelassen habe; auch schien er jetzt bedeutend näher zu sitzen als vorher. Nichtsdestoweniger waren für Eichmann seine Selbstbetrachtungen zu anziehend, als daß er seine halbliegende Stellung aufgeben und die Augen völlig öffnen mochte. Er fuhr lieber fort, in sein Inneres zu schauen.

Erst mit dem heutigen Tage war das Unglück eingebrochen, gleich einem furchtbaren Blitzstrahle blendend, zündend, zerstörend; das ganze Lebensgebäude, bis dahin auf einer vorwurfslosen Vergangenheit festbegründet, mit berechtigten Hoffnungen für die Zukunft ausgeführt, lag in zerschmetterten rauchenden Trümmern um ihn her; er wollte ein Leben aufgeben, das gar keine Aussicht mehr bot. Und dennoch — — war er im Rechte mit diesem Entschluß? War er nicht verwöhnt durch die Vergangenheit, und brach er nicht wie ein Kind in Thränen aus, wenn ihm zum ersten Male etwas versagt wird? Durfte er sogleich den Muth verlieren, und mußte er nicht gegen das Unglück männlich ankämpfen? Konnte und durfte

er so leicht glauben, von Gott und Menschen verlassen zu sein? Hatte er nicht vielmehr sich selbst nur allzu bald verlassen?

Eben als er an diesem Wendepunkt seiner Betrachtung angelangt war, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich und ausschließlich auf das Gebaren des Fremden hingelenkt. Derselbe hatte eine Bewegung gemacht, er war aufgestanden und schien in gekrümmter Stellung wie zum Sprunge bereit, es blitzte einen Augenblick etwas wie die Klinge eines Degens oder Messers. In demselben Augenblick erfaßte Eichmann mit der Rechten, die doch schon auf der Brust über dem Herzen geruht hatte, den Griff der Pistole. Und wenn er auch noch fest entschlossen gewesen wäre, in der nächsten Stunde selbst sein Blut zu vergießen, so sträubte sich doch jeder Nerv, so spannte sich jeder Muskel dagegen, sich das Leben durch die Gewaltthat eines Andern nehmen, ja auch nur einen Raubanfall gegen sich ausführen zu lassen; er war bereit, es in seiner Vertheidigung auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Und es war in der That die allerhöchste Zeit! Denn in demselben Momente, wo er seine Waffe schußfertig hervorzog, wurde ihm ein großes Pflaster über das Gesicht geworfen, sein Schuß wurde dadurch unsicher, aber er mußte dennoch getroffen haben, denn der Gegner fiel, einen dumpfen Fluch murmelnd, auf den Boden des Wagens nieder. Während Eichmann sich bemühte, das Pflaster aus dem Gesicht zu entfernen, glaubte er im benachbarten Wagen Geschrei und Rufen zu vernehmen. Er selbst war für den Augenblick rathlos: sollte er Beistand herbei zu rufen versuchen, sollte er sich um den getroffenen Räuber kümmern und ihm, da er doch muthmaßlich nur verwundet war, Hilfe leisten?

Während er noch schwankte, nahte der Zugführer. Derselbe hatte zwar nicht den Pistolenschuß gehört, wohl aber das Rufen des Herrn von Molsburg und den Aufschrei Eugeniens; er verließ augenblicklich seinen Sitz und schritt, eine brennende Laterne vor der Brust befestigt, über die Trittbretter, die den Personenwagen entlang laufen, zum nächsten Coupee. Auf seine Frage, ob ein Unglück vorgefallen sei, antwortete Molsburg: »Hier nicht, aber im Coupee vor uns vernahmen wir deutlich einen Schuß und ein dumpfes Fallen.«

»Hm — sagte der Zugführer für sich — der sonderbare Passagier nach Liebenhain: mit dem war's so nicht ganz richtig!« Damit entfernte er sich rasch.

Dem Herrn von Molsburg waren bei der Aeußerung des Zugführers und bei dem Gedanken, der dadurch blitzähnlich in ihm erweckt wurde, die Worte entflogen: »Um des Himmels willen, wenn sich Julius nur nicht todt geschossen hat!« Er hatte aber in demselben Augenblick Veranlassung, seine Unbesonnenheit auf das bitterste zu bereuen, denn Eugenie sank mit einem leisen Schrei ohnmächtig auf ihren Sitz zurück.

»Was geht hier vor?« mit diesen Worten schwang sich der Zugführer in den vorderen Wagen, und ohne Antwort belehrte ihn der auf dem Boden liegende Körper und der Pulverdampf, daß hier eine außerordentliche Gewaltthat geschehen war.

Ruhig erwiderte Eichmann: »Der Mensch, welcher da liegt, versuchte einen Raub- oder Mordanfall, indem er mit diesem Pflaster mir das Gesicht bedeckte, ich streckte ihn darauf mit meiner Pistole nieder. Sehen Sie zu, ob noch Leben in ihm ist.«

Der Zugführer beleuchtete genau den leblosen Körper und sagte dann: »Er ist nicht todt, die Kugel scheint ihm die linke Schulter zerschmettert zu haben und noch darin zu stecken. Er ist ohnmächtig.«

»Können Sie den Zug nicht halten lassen?« fragte Eichmann.

Der Zugführer warf einen sehr mißtrauischen Blick auf den jungen Mann und sagte: »Nein, das darf ich nicht, aber ich will die Leute auf dem Dampfwagen veranlassen, so rasch wie möglich zu fahren, dann sind wir sehr bald in Liebenhain. Vorerst will ich versuchen, das Blut ein wenig zu stillen.« Er knieete nieder und legte sein Taschentuch fest auf die Wunde, nahm dasjenige, welches ihm Eichmann reichte, umschlang damit das erstere und stellte so eine Art von einstweiligem Verband her. Hierauf verließ er den Wagen, den Verwundeten und seinen Gegner einstweilen ihrem Schicksal überlassend und Sorge dafür tragend, daß die Wagenthüre nicht von innen her geöffnet werden konnte. Nachdem er sich nun mit dem Führer des Dampfwagens verständigt, so daß der Zug mit verdoppelter Schnelligkeit dahinsauste, begab er sich wieder zum zweiten Wagen, lehnte sich über die Thüre und sprach hinein: »Es ist allerdings im nächsten Wagen ein Mensch durch einen Pistolenschuß schwer verwundet.«

Tiefbekümmert sagte Molsburg: »Können Sie den Zug nicht anhalten, meine Tochter ist ohnmächtig, ich bin für ihr Leben besorgt.«

»Ich kann den Zug nicht halten lassen — lautete die Antwort — auch würde ja hier auf freiem Felde doch kein Beistand zu leisten sein. Gedulden Sie sich nur eine Viertelstunde, dann sind wir in Liebenhain.«

Damit ließ er den angsterfüllten Vater mit der leblosen Tochter allein. Wenn Molsburg ein Unrecht begangen hatte, indem er das Vertrauen auf seinen sonst immer erprobten Schützling zu rasch aufgab, so büßte er jetzt schwer dafür, als er die Tochter in die Arme schloß und an seine Brust lehnte, indem bald die Sorge um das einzige Kind ihm das Herz zerriß, bald der Gedanke an Julius mit vorwurfsvollem Gewicht auf ihn drückte; nur seinem sonst so tüchtigen und besonnen-kräftigen Geiste hatte er es zu verdanken, daß er dieser Doppelwucht des Unglücks nicht erlag.

Und der Bahnzug brauste, so viel Verwirrung und Sorge in sich bergend, in gleichmäßigem Takte dahin.

6. Am Grabe der Eltern.

Als der Zug in Liebenhain nach gellendem Pfiffe hielt, sprang Molsburg auf den Perron. Der Erste, der ihm entgegentrat, war sein Gerichtsverwalter, hinter dem eine kleine Schaar bewaffneter Gensdarmen und Polizeidiener stand. Hastig rief der Gutsherr: »Im letzten Wagen, Herr Gerichtsverwalter! Ich muß für meine Tochter sorgen, die unwohl geworden ist, und dann für — noch jemand. Es sind übrigens auch schon zwei Polizeibeamte mitgekommen.« Dann beeilte er sich, mit Hilfe eines Schaffners die Tochter, die wieder einigermaßen zu sich gekommen war aber todtenbleich aussah, aus dem Wagen zu heben und in das Stationsgebäude zu bringen, wo sie sogleich in ein besonderes Zimmer geschafft wurde, während der Bahnhof-Inspektor seine Frau wecken ließ, um auch weiblichen Beistand zur Hand zu haben.

Die drei Gesellen im letzten Wagen waren nicht wenig überrascht, als sie beim Heraussteigen sogleich von Dienern des Gesetzes empfangen und festgehalten wurden. Die beiden Beamten, die sich gleichfalls im Wagen befunden hatten, sprangen heraus, und einer derselben rief: »Dies sind die rechten Leute! führt sie nur gleich an einen sichern Ort und bewacht sie gut. Aber der eigentliche Anführer fehlt noch, der ist nicht in diesen Wagen gestiegen.«

Der Zugführer nahm das Wort: »Es muß einer von den beiden Herren sein, die im ersten Wagen sind. Der eine hat den andern durch einen Pistolenschuß schwer verwundet und behauptet, dies aus Nothwehr gegen einen Raubanfall gethan zu haben.«

Da sich der Gerichtsverwalter bereits mit seinen Leuten und den vier Gefangenen — denn auch Fischler wurde mitgenommen — in das Gebäude begeben hatte, so folgten die fremden Gerichtspersonen dem Zugführer zu dem Wagen, der bis jetzt geschlossen gewesen war und nun geöffnet wurde. Der Verwundete, dem Anschein nach noch immer bewußtlos, wurde in einen Wartesaal getragen, wohin Eichmann auf eine erhaltene Aufforderung folgte. — Das Dienstpersonal der Eisenbahn besprach noch einige Zeit in aufgeregter Gruppe die nicht recht begriffenen Vorgänge, widmete sich dann aber seinen Berufsgeschäften, und nach einiger Zeit rollte der Zug davon. —

In dem Wartesaal lag in halbsitzender Stellung der Verwundete, während die beiden Beamten die Wunde zu untersuchen begannen.

Davor stand Eichmann, in stummes Erstaunen versenkt, denn er hatte den früheren Gefährten seiner Jugend erkannt. Dieser schlug jetzt die Augen auf, und sein erster Blick fiel auf das bleiche ernste Gesicht Eichmann's; ein krampfhaftes Zucken überflog seinen Körper, und er stieß knirschend die Worte heraus: „Ah, Julius Eichmann, du bist also mein Angeber und Verräther! Der Teufel, der dich hinter meinen Anschlag hat kommen lassen und hierher geführt hat, um dich an meinem Unglück zu weiden, gesegne dir deinen Triumph! Magst du zehntausendmal in die tiefste Hölle verflucht sein!“

Mit mildem Ernst erwiderte Eichmann: „Unglücklicher, ich habe dich nicht verrathen und angegeben, wohl aber habe ich aus Nothwehr dich verwundet, als du im Bahnwagen den Raubanfall auf mich versuchtest.“

Die Augen des Verbrechers quollen fast aus ihren Höhlen, er rief schäumend vor Zorn: „Also du warst der Reisende im Wagen? Gott verdamme meine Hand und lasse sie verdorren, daß sie dir nicht gleich das Messer in dein heuchlerisches Herz stieß!“

Die Beamten verwiesen ihm mit Strenge seine Lästerreden und geboten ihm zu schweigen, aber er fuhr in seinem wahnsinnigen Rasen fort, bis ihm die Stimme versagte. Jetzt trat der Gerichtsverwalter ein und war nicht wenig überrascht, den ihm wohlbekannten Eichmann hier zu treffen sowie einen Verwundeten auf dem Sofa zu erblicken. Nach flüchtiger Begrüßung des Bekannten fragte er: „Ist dies der Urheber und Anführer des beabsichtigten Einbruchs auf dem Schlosse?“ — Einer der Beamten bejahte diese Frage. — „Aber wie kommt er zu der Wunde?“ — „Er hat unterwegs auf der Eisenbahn diesen Herrn berauben wollen und dabei den Schuß bekommen.“ — Karsch rief wüthend: „Ja, macht ihm noch eine Heldenthat daraus, dem weichlichen Frauenknecht! Daß mich solch ein armseliger Gesell hat niederwerfen müssen, das ist das Schändlichste und Niederträchtigste bei der ganzen Geschichte.“

Der Gerichtsverwalter wandte sich zu den Uebrigen mit den Worten: „Dies scheint ein furchtbarer und gefährlicher Verbrecher, von dem außerordentliche Unthaten durch die Untersuchung ans Licht kommen werden. Einer seiner Spießgesellen, die drüben im Güterschuppen eingesperrt sind, sprudelte förmlich eine ganze Reihe der beschwerendsten Angaben gegen diesen Menschen heraus, wahrscheinlich weil er glaubte, die Wucht der Anklage von sich selbst auf seinen Anführer abzulenken.“ — Karsch sagte verächtlich: „Hu, der Hundsfott Spürer!“ — „So behauptete er unter Anderem — fuhr der Gerichtsverwalter fort — dieser Mann hier, den er den Geometer nennt, habe noch ganz kürzlich einen unbescholtenen Mann durch falsche Handschrift um seinen Dienst bei der Regierung und um seine Braut gebracht.“ — „Er lügt! Er lügt's in seinen Hals hinein!“ rief Karsch.

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte eine plötzliche Ahnung, ja schon fast ein völliges Verständniß den Geist Eichmann's. Er sagte mit bebender Stimme: „Nein, der Mann lügt nicht — ich begreife nun alles — du hast mich bei meinen Vorgesetzten angeschwärzt, du hast mich bei meinem Wohlthäter und seiner Tochter verleumdet, du hast mich um mein ganzes Lebensglück gebracht — Unseliger, was that ich dir, daß du mich so unversöhnlich verfolgtest?“

Seine stechenden Augen auf Eichmann richtend, erwiderte Karsch boshaft: „Ich hasse dich, ich habe dich immer gehaßt, ich werde dich immer hassen bis zu dem Augenblick, wo ich zur Hölle fahre.“

Der Gerichtsverwalter hatte sich einigermaßen von seinem ersten Erstaunen erholt und rief: „Gerechter Gott, so sind Sie es also, Herr Referendarius, gegen den der Bösewicht so heillose Dinge ausgeführt hat! Aber es ist ihm doch nicht gelungen?“

„Es war ihm gelungen, aber glücklicher Weise nur für eine kurze Zeit!“ rief eine Stimme hinter den Anwesenden. Es war Molsburg, der unbemerkt eingetreten war und so den letzten Theil der Unterredung mit angehört hatte. Als sich alle überrascht umwandten, sagte Eichmann: „Mein gütiger Wohlthäter, nun hoffe ich bald wieder gereinigt vor Ihnen da zu stehen.“

Mit Rührung erwiderte Molsburg: „Das thust du jetzt schon, lieber Julius. Die Art und Weise, wie es diesem Schurken gelungen ist, so unbegreifliche Dinge zu Stande zu bringen, wollen wir aus einer späteren Erforschung kennen lernen, für jetzt genügt es, wenn ich dich um Verzeihung wegen meiner Leichtgläubigkeit bitte: nicht wahr?“ — „Theurer Vater, sprechen Sie nicht von Verzeihung!“ rief Julius, auf Molsburg zueilend und sich in seine geöffneten Arme werfend. — „O wie rührend, wie rührend!“ sagte Karsch mit einem boshaften Hohn, dem man aber doch eine gewisse Erzwungenheit anhören konnte. — Molsburg sprach: „Komm hier fort, Julius, fort aus der verpestenden Nähe dieses Verworfenen. Wir müssen noch anderswohin Friede und Freude bringen.“ Und er zog ihn am Arme aus dem Zimmer.

Eugenie hatte sich wieder erholt. Da ihr Vater bereits durch die ihm beistehende Frau des Bahnhof-Inspektors vernommen hatte, daß der Verwundete nicht Eichmann, sondern ein unbekannter Räuber sei, so theilte er dies sogleich der Tochter mit und beförderte dadurch nicht wenig ihre Besserung. Jetzt trat der Vater ein, entfernte durch einige leise Worte die Fremde und führte dann Julius ein, der eilig auf Eugenie zuschritt. Die frohe Ueberraschung hatte ihr eben noch so bleiches Gesicht mit dem holden Roth einer beglückenden Aufregung übergossen, denn da ihr Vater selbst den Herzensfreund herbeiführte, so konnte sie nicht zweifeln, daß sich die Verhältnisse und Ansichten mußten geändert haben. Sie stand auf und reichte Julius die Hand, die dieser mit hastigen, wenig zusammenhangenden Liebesworten an sein Herz drückte.

In milder Rührung sprach Molsburg: „Wir haben unsrem Freunde ein schweres Unrecht abzubitten. Ein schlechter Mensch scheint seine Handschrift nachgeahmt zu haben. Doch wir wollen uns nicht hier in weitere Erklärungen einlassen — genug, daß er vollständig gerechtfertigt ist.“ — Eugenie sank an die Brust des Freundes, und der düstre Traum der letzten Tage zerrann wie ein schwindender Nebel, und in ihren Augen hingen die Thautropfen glücklicher Thränen. — „Sollen wir nun nach unsrem Wagen senden?“ fragte Molsburg. — „Ach nein, Vater. Laß uns den Weg nach Hause zu Fuß durch die frische Nacht machen, das wird mir wohl thun.“

Man machte sich sofort auf den Weg, indem Molsburg es dem wiedergewonnenen Freunde überließ, die Tochter zu führen. Julius lenkte die Schritte nach dem Kirchhofe, über welchen übrigens auch ein betretener Fußpfad zum Dorf und Schloß führte. Am Grabe seiner Eltern stand er stille und sprach mit feierlichem Ernste: „Hier an dieser Stelle muß ich ein großes Unrecht bekennen, damit ich wisse, ob Sie dennoch an mir festhalten wollen. Als ich heute ganz unerwartet aus meiner bürgerlichen Stellung herausgerissen, als mir gleich darauf die Pforte des Liebes- und Lebensglückes dem Anschein nach unerbittlich und für immer verschlossen wurde, da verzweifelte ich und hielt mich von Gott wie von Menschen verlassen. In dieser Verzweiflung faßte ich den frevelhaften Gedanken, mein Leben freiwillig zu enden. Ich reiste hierher, um eben an dieser Stelle, am Grabe meiner Eltern, mir den Tod zu geben. Zwar erwachten während der einsamen Fahrt bereits die besseren Geister wieder, und ich würde jenen Vorsatz wohl kaum ausgeführt haben, auch wenn nicht ein seltsamer Zwischenfall allem eine andere Wendung gegeben hätte, aber die Sünde war doch in Gedanken begangen, und ich würde mich nie beruhigen können, wollte ich sie verschweigen und Sie nicht zu Richtern machen, ob Sie in Ihrem Herzen eine Entschuldigung für mich finden.“

Eugenie war anfangs zusammengebebt, dann aber bewies sie durch ein inniges Anschmiegen, daß es bei ihr keiner Worte bedürfe, um den Freund von seinem Unrecht los zu sprechen. Molsburg aber faßte Eichmann's Hand und sagte: „Lieber Sohn, Sie begingen

gewiß ein großes Unrecht, denn Gott verläßt selbst den nicht, den die Menschen veelassen. Aber wir, meine Tachter und ich, begingen ein noch größeres Unrecht, indem wir das schönste Band vereinigter Seelen, unbedingtes Vertrauen, so übereilt zerrissen. An dieser Stelle wollen wir vergessen und verzeihen!«

* Eine Theaterbearbeitung von Shakspere's König Heinrich IV.

Mit Recht eekennt die ästhetische Kritik in der Mehrzahl dee Shakspere'schen Dramen steeng ausgearbeitete Kunstwerke, bei denen die Eigenthümlichkeit von äußerer Farm und innerem Wesen selbstveeständlich zusammenhängt und für die theatealische Darstellung die Nothwendigkeit ergiebt, Aeußeres wie Inneres möglichst unveesehrt zu lassen, um nichts van der varhandenen Schönbeit zu zerstören. Gewiß wird diese sicheee Einsicht allmälig auch zum lebendigen Gesetz für die Bühne werden müssen, und daß dieselbe die Berechtigung einee salchen Farderung zu begreifen wenigstens anfängt, läßt sich nicht ableugnen. Wenn man früher duech Umgestaltung vielfacher Art Shakspere sehe rücksichtslas zu behandeln pflegte — mehrentheils aus Richterkenntniß der Bedeutsamkeit grade der äußeren Farm, die man für unpassend hielt für das maderne Theater, mit deeen Umänderung aber, sie geschehe nach welchem Princip sie wolle, man nimmermehr ein künstlerisches Resultat erzielen wird — sa fängt diese irrige Richtung an zu schwinden, und ein Streben nach unverfälschter und vollständigerer Reproductian tritt an ihre Stelle. In vereinzelten, begünstigten Fällen, wo wahres ästhetisches Verständniß in die Wirksamkeit der Bühne unmittelbar eingreifen konnte, ward das vargesteckte Ziel sogar schon erreicht, und der Erfolg war der beste; man hat Shakspere gegeben wie er ist, und so denn namentlich auch das mit bewiesen gesehen, wie hinter der scheinbaren Regellasigkeit und Zerstückelung dee ihm eigenthümlichen Form eine Beabachtung der Anfoederungen des äußeren Effekts und ein ächt theatralisches Wesen sich birgt, was überall und zu allen Zeiten gültig und wirksam sein muß. Und wie sollte es auch anders sein? Wie sollte, wenn der rechte Dramatiker jenes sogenannte Theatralische immer besitzen wird, dasselbe nicht bei ihm gefunden werden, der seine Stücke zum Theil mitten heeaus aus der lebendigen Bühnenwelt und unter deren praktischen Zwecken und Absichten geschrieben bat?

Wenn nun dem gegenüber eins der bedeutendsten Werke Shaksperes heute dennoch wieder der alten Einsichtslosigkeit vollständig anheimfällt, auseinandergerissen und untee den oberflächlichsten Gesichtspunkten zu einem gleichsam neuen Stücke wieder zusammengeleimt wird, in welchem die Eigenthümlichkeit des Dichters vielfach verschwindet und die künstlerische Harmonie und Effektschönheit sich mehrentheils zu dem Ungeschick einer Anfängerarbeit heruntergedrückt zeigt, so ist das gewiß eine sehe verdrießliche Erscheinung, gegen die im Namen des ästhetischen Interesses protestirt werden muß. Leider können wir eine vom Wiener Burgtheater neueedings auf die Deesdener Bühne übergeführte Beaebeitung des histarischen Schauspiels Köaig Heinrich IV., welche die beiden fünfaktigen Theile dieses Dappeldramas in Ein Stück zusammenzieht, für nichts besseres ansehen und müssen uns gegen dieselbe in jenem Sinne aussprechen. Uebee die Willkürlichkeit, wie sie hier vorliegt, sallte das deutsche Theater denn doch ein für allemal hinaus sein! Es wird dadurch dem, was die ersten Kenner des großen Dramatikees gelehrt haben, und mithin der ästhetischen Bildung, allzu schroff widersprochen und eben weiter nichts bezeichnet, als ein Rückschritt. Und das geschieht recht eigentlich, wenn, wie hier, deegleichen auf einer Bühne sich eindrängt, die zu den begünstigten gehörte, welche das oben bezeichnete Ziel der richtigen Shaksperedarstellung schan erreichen konnten. Freilich war dieser durch Ludwig Tieck begründete Ruhm für das Dresdener Theater schon länger dahin, aber mit diesem neuen Heinrich IV. schien er nun gleichsam völlig ad acta gelegt und wie zur verklungenen Sage gewarden. Es ist schlimm für das deutsche Theater, wenn derartige künstlerische Errungenschaften, die man als mustergültig aufbewahren sollte für das Allgemeine, von der unkünstlerischen Handwerkerei wiederum so gänzlich bei Seite geschoben werden können! — Wie wenig am Shakspere zu ändern oder zu bessern sei, lehrte Tieck. Fast könnte man behaupten, daß die Aenderungen und neuen Arrangements, van denen wir einige anführen wollen, auf ihrem umgekeheten Wege dasselbe thaten. Die Mehrzahl davon diente ganz eigentlich dazu, die unantastbare Trefflichkeit des Originals erst recht an's Licht zu stellen.

Bekanntlich wird in Heineich IV., einem nachweisbaren Darstellnagsprincip des Dichters gemäß, die Haupthandlung von einer Nebenhandlung begleitet, die ernste historische von einer komisch humoristischen, welche letztere die erstere paradirt. Der erste Akt wird eröffnet mit einem dee ernsten Seite des Stückes angehörigen Auftritte, aus welchem sich der gleichartige Auftritt am Akteade entwickelt, der als Hauptexpasitiansscene so mit Recht den Schluß bildet, und zwischen beiden in der Mitte bewegt sich das Nebensächliche, die Kamik. Die Bearbeitung — um eine Verwandlung der äußeren Scenen zu sparen, wie derartiges der Theaterpraktik immer ungemein wichtig scheint — fügt dem ersten Auftritt den sehr umfänglichen letzten unmittelbar an und läßt den Schluß van dee Komik bilden. Hierdurch wird zunächst das anmuthige und Spannung erregende, was in dem rascheren Wechsel der kontrastirenden Gruppen liegt, vernichtet, dafür im Anfange alsbald Manatanie und schleppende Länge erzeugt, zugleich aber die Expositian in ihrem Schwerpunkte verrückt und damit Sinn und Bedeutung des Ganzen unbezweifelt verfälscht. Kaum wird man die Trefflichkeit dee dramatischen Berechnung Shaksperes schlagender bewiesen sehen können als durch so üble Folgen einer einzigen Umstellung in seiner Scenenordnung! — Was hatte übrigens die Bearbeitung aber auch mit der Bedeutung des Ganzen zu thun, mit der fein motivirten Entwicklung von Handlungen, Gesinnungen, Charakteren, wie dee Dichter nur in einem zweitheiligen Schauspiele sie genügend auseinander legen konnte? Ihr Zweck ist ja nur der, das Publikum an Einem Theaterabend mit möglichst vielen van den Späßen der komischen Hauptfigur zu amüsiren, weßhalb van denselben, sa viel anging, in den ersten Theil des Schauspiels zusammengepackt und dabei, um dem Ganzen eine Aet van Abrundung zu geben, an das Ende der Schluß des zweiten Theils angehängt wurde. Natürlich wird, duech das unvermeidliche Zuviel, jener Amüsementszweck nicht einmal erreicht. Die unmittelbare Zusammenstellung der Rekrutenspäße aus beiden Stücken, wobei drei lange Monolage des Falstaff sich dicht falgen, mengt im vierten Akte diese köstlichen Scenen zu einem überladenen schleppenden Ganzen von solcher öden Einförmigkeit durcheinander, daß man sich in die langweiligste Tageskamödie versetzt glaubt und der Charakter der Shakspereschen Dichtung hier völlig verschwindet. Selbst die besten Darsteller müssen dabei verkammen, und bei der Dresdener Aufführung erlahmte denn auch Dawisons anfangs gut angelegter Falstaff hier fast gänzlich. Und wie drastisch wirkte mit den Originalscenen einst der treffliche Pauli! — Von schlimmster Wiekung außerdem sind überflüssige Zuthaten. Sa ist das Selbstgespräch im ersten Akte, wamit Prinz Heinz am Schluß der Humarscene seine wahre Gesinnung sa effektaall eröffnet, durch einen voe jener Scene eingefügten neuen Manolog, in welchem der Sprecher ganz dasselbe sagt, völlig zu nichte gemacht; ähnlich ergeht es der in ihrer festen Abgeschlossenheit so imponirenden Strafrede des Prinzen am Schluß, indem sie durch Zwischenreden zerpflückt wird. — Dach genug und übergenug! Wir glauben die Richtigkeit unserer Behauptung schon bewiesen zu haben. — Möchte das hier gegebene Beispiel van theatralischem Rückschritt nur wenigstens keine Nacheiferung erwecken.

Feuilleton.

—* **Neue literarische Erscheinungen.** Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von F. Eggers, Theod. Hosemann und B. von Lepel. 1860. — Bilder und Romanzen. Von H. Blomberg. — Die Nibelungen. In Prosa übersetzt und erläutert von Joh. Scherr. — Die Malerin von Dresden. Erzählung von Elfried von Taura. — Eine arme Seele. Roman von Max Ring. — Satan Gold. Geschichten von Julius Gundling.

—* Das Buch von Lewes über Goethe erlebt so eben die fünfte Auflage in der deutschen Uebersetzung von Julius Frese.

—* Die von Professor Dr. Reinhold Pauli bei Antritt seiner Professur in Tübingen gehaltene Rede, „Gang der internationalen Beziehungen zwischen Deutschland und England", ist im Druck erschienen.

—* Das Düsseldorfer Künstler-Album ist mit dem zehnten Jahrgange, der in diesen Tagen ausgegeben ist, wieder in die Hand von Wolfgang Müller von Königswinter gekommen, der es gründete und die ersten Jahrgänge herausgab. Die bedeutendsten Künstler haben sich um ihn geschaart, viele Dichter poetische Beiträge gegeben.

—* Das „Weimar-Album" von A. Diezmann ist bis zur dreizehnten Lieferung vorgerückt, einer Fortsetzung des dritten Buches „Weimar im höchsten Glanze bis zu Schillers Tod." Die Anfänge der einzelnen Bücher sind mit Vignetten von Personen des Weimarer Hofes geschmückt. Die beigegebenen größeren Stiche meist nach Photographieen, stellen Goethe von Trippel, Schiller von Dannecker, das Weimarer Schloß, die Steinbrücke, den Stern, die Schillerbank, den Anfang zum römischen Hause, ein paar Denkmale und andere Oertlichkeiten des Weimarer Parkes u. A. dar. Auf einem großen Blatte sind die Bildnisse der regierenden Familie von Anna Amalien bis heute vereinigt. Die Verlagshandlung hat zwei Ausgaben, eine billigere und eine Pracht-Ausgabe, veranstaltet und große Sorge auf die äußere Ausstattung verwandt.

—* Das neueste Heft der „geographischen Mittheilungen" von Petermann enthält die ersten ausführlichen Nachrichten von dem Afrika-Reisenden Dr. Roscher, wie denn der Reisende durch diese Zeitschrift überhaupt seine Entdeckungen und Erforschungen bekannt zu machen sich erboten hat. Dr. Roscher verließ Zanzibar am 6. Februar 1859 und bereiste die südlich davon gelegene Küste bis Kiloa, so wie den unteren Lauf des Lufidschi-Flusses, und ist muthmaßlich Ende August oder Anfang September von Kiloa südwestlich ins Innere abgereist, um den Nyassa-See zu erreichen, den auch Dr. Livingstone zu erforschen vom Süden her schon früher abgegangen war. Dr. Roscher klagt sehr über die vielen Unkosten, so daß er sich genöthigt sah, einen Theil seiner Bagage zur Ersparung der Träger zurückzulassen. — Unter den Karten dieses Heftes dürften diejenigen beiden von Dr. Petermann das allgemeine Interesse beanspruchen, welche die Route Franklins, so wie alle die Punkte angeben, an denen seit 1850 Spuren der verunglückten Expedition aufgefunden worden sind, und die ferner den Schauplatz des Unterganges derselben und die neuen Aufnahmen M'Clintock's im größeren Maßstabe darstellen. Ein Bericht über den Verlauf der M'Clintock'schen Expedition, über Sir John Franklin's Route und über die geographischen Resultate der ersten begleitet die Karten. Der Schauplatz des Unterganges der Franklin'schen Expedition gehört zu der kältesten, unwirthbarsten und an Thieren ärmsten Region auf der ganzen amerikanischen Hälfte der Polar-Zone, wie dieses Dr. Petermann schon im Jahre 1852 in mehreren Schriften gezeigt und dargelegt hat. Berücksichtigt man solche Natur-Verhältnisse, und wie demnach jene Region dem Menschen größere Schrecken und Gefahren bietet, als Länder in viel nördlicheren Breiten, dann ist auch nicht zu verwundern, wie die große Franklin'sche Expedition so elendiglich untergegangen ist in verhältnißmäßig niedrigen Breiten, in Breiten, welche diejenige der norwegischen Stadt Hammerfest kaum erreichen. Die Karte der neuen Aufnahmen ist nach einer offiziellen, von der britischen Admiralität direct mitgetheilten gezeichnet.

—* Gegen den unwürdigen Schacher mit Doctordiplomen, welchen manche Universitäten, z. B. Jena, treiben, hat die Presse zu wiederholten Malen Protest erhoben und eine Abstellung dieses Unfugs verlangt. Derselbe wuchert aber fort. Aus Anlaß eines scandalösen Falles, der kürzlich vorgekommen ist, erneuert die „Allgemeine Zeitung" jenen Protest, dem wir uns anschließen: „Die Allgemeine Zeitung ist schon mehr denn einmal für die ganze gebildete Welt letzte Instanz in der alten Klage der auf ihre Ehre eifersüchtigen deutschen Universitäten über den Unfug gewesen, welchen einzelne ihrer Schwestern seit langer Zeit mit dem Doctordiplom-Schacher getrieben haben. Und immer, wenn die Presse sich dieser Klage kräftig angenommen hatte, trat für eine Zeit Ruhe in solchem Handel ein, oder er scheute sich doch vor der Oeffentlichkeit und wurde im stillen getrieben. Neuerdings ist das oft gerügte Unwesen aber wieder ärger als je geworden. In Preußen ist die Sucht der Schullehrer und anderer Leute dieser Kategorie Doctoren zu werden bis zur Landplage angewachsen, bei uns können Turnmeister und Naturheilkünstler, Bartschaber und Schröpfer nicht mehr schlafen bis sie das Geld zu einem Diplom aufgetrieben, und wo nur „die Herren Eltern" über einen ungezogenen Gymnasiasten nicht mehr Herr werden können, da stecken sie ihn für den letzten Sparpfennig unter die Doctoren der Chemie oder Physik, wie weiland unter die Soldaten, um doch etwas aus demselben zu machen. Dieses öffentliche Hauskreuz hatte vor kurzem die Universität Berlin zu dem kräftigen Anlauf an alle deutschen Schwestern vermocht sich über Bestimmungen zu einigen, durch welche auch von den widerstrebenden der gerügte Schandfleck abgewendet, und die deutschen akademischen Würden vor der ganzen Welt wieder zu wirklichen Ehren erhoben werden möchten. Dieser so gerechtfertigte Schritt fand von Seite der meisten Schwestern die bereitwilligste und kräftigste Unterstützung, ebenso war die allenfalls nöthige Mithülfe der Regierung zugesichert, und dennoch scheiterte zuletzt das ganze Unternehmen an dem Widerstreben gerade der als Emporien für den Diplomschacher gekannten Hochschulen. Von der Hartnäckigkeit des Widerstandes möge zeugen, zugleich aber auch für den solch Treiben belebenden Geist, daß eine der hier gemeinten Universitäten geradezu die Competenz zu einer Vereinbarung aller in Abrede stellte, und das Recht zu derartigen Einheitsbestrebungen ausschließend den gebietenden Herren in der Eschenheimer Gasse vindiciren wollte. Und doch fehlt es auch jener Universität nicht an einer Juristenfacultät, und die Sache stammt nicht aus der Rococozeit, sondern ist noch keine zwei Jahre alt."

—* Seit seinem Rücktritt von der Intendanz in Frankfurt lebt Roderich Benedix in Leipzig. Er hat dort zwei Lustspiele geschrieben, „Junker Otto" und „Die Stiefmutter", ferner ein Lehrbuch über den mündlichen Vortrag.

—* Das lyrische Theater in Paris, dessen Director sich durch die Aufführung deutscher Opern Verdienst und Anerkennung erwirbt, hat jetzt auch den „Orpheus" von Gluck wieder auf die Bühne gebracht; Berlioz hatte die künstlerische Leitung übernommen. „Oberon" und „Figaro's Hochzeit" waren die letzten Opern, welche besonders großen Anklang fanden.

—* Das einst angefertigte, aber verpfändet gewesene Grabdenkmal für Albert Lortzing ist von einigen Mitgliedern des Braunschweiger Hoftheaters angekauft worden und soll nunmehr auf dem Berliner Friedhofe, wo der Componist begraben liegt, aufgestellt werden.

—* Ein Denkmal für Andreas Hofer soll bei Innsbruck errichtet werden. Dasselbe wird im gothischen Stile erbaut, 24 bis 30 Fuß hoch, hat eine Eingangspforte und Seitenfenster. Im Innern wird sich eine Ehrenhalle mit den Büsten der Kaiser Franz I., Ferdinand I. und Franz Joseph I., der Erzherzoge Johann und Karl Ludwig, Andreas Hofer's und des Freiherrn von Roßbach, des Commandanten der Ober-Landesvertheidigung vom Jahre 1859, befinden. An den Seitenwänden werden Marmortafeln angebracht mit den Namen der tyroler Landesvertheidiger von 1809 bis 1848 und 1859. Auf einem 9 Fuß hohen Postamente in der Mitte der Halle wird die Büste des ersten Commandanten des Kaiser-Jäger-Regiments aufgestellt.

—* Der Restaurationsbau der Münchener Liebfrauenkirche schreitet unter Berger's Leitung rasch voran und wird nun um so früher beendet werden können, als die Mitglieder des Dom-Capitels sich vereinigt haben sollen, die Seitenaltäre auf ihre Privatkosten herstellen zu lassen. Bekanntlich wird die Restauration dieses Domes vollständig aus freiwilligen Beiträgen der Einwohnerschaft bestritten, während eine zweite großartige Kirche, die neue Pfarrkirche in der Vorstadt Haidhausen, gleichfalls vom Architekten Berger entworfen und ausgeführt, ihrer außenbaulichen Vollendung entgegen geht. Auch diese Kirche ist lediglich aus freiwilligen Beiträgen erbaut. Sie wird drei Thürme erhalten, den mittleren von 300, die beiden Seiten-Thürme von 120 Fuß Höhe.

—* Schiller in Jena. Die Rede, welche Kuno Fischer in Jena bei der Schillerfeier daselbst gehalten hat, ist im Druck erschienen (Leipzig, Brockhaus) und hat einen Anhang mit mehreren interessanten Aktenstücken aus dem Jenenser Archiv, z. B. Schillers Matrikel, Ankündigung der Vorlesungen u. s. w. Die Rede feiert den Dichter in einfach-schöner Weise und beleuchtet hauptsächlich die Jenenser Periode und das Verhältniß zu Goethe. Die „Frommen im Lande" werden groß Aergerniß haben über die Art, wie der Redner über die beiden Dichterheroen spricht. Wir entlehnen seiner Schilderung einige der Hauptstellen: „Die Berufung Schillers an unsere Universität ist ein bedeutungsvoller Moment

in deren Geschichte. Damals beginnt Jenas glücklichste und größte Zeit, die Jahre einer in der Geschichte der deutschen Universitäten einzigen und unvergleichlichen Blüthe. Mit Schiller zugleich kam ein dem Dichter befreundeter Naturforscher, dessen Name ein edles Doppelgestirn dieser Universität bezeichnet. Es war Götling der Aeltere, der Vater des Unsrigen, der in demselben Zeitpunkt als Schiller sein hiesiges Lehramt antrat; Schiller freute sich schon, mit Götling in einem Hause wohnen zu können und in seinen Mußestunden sich an den Experimenten des trefflichen Chemikers zu ergötzen. Bald fühlt sich Schiller wohl und heimlich in seiner neuen Heimath. Sein bisher unbestimmtes und umherschweifendes Leben zieht sich jetzt zusammen in eine feste Stellung, die doch unabhängig und frei ist. Man muß nicht vergessen, daß sich in dem Charakter Schillers die ungebundenste und kühnste Phantasie mit einer streng bürgerlichen und einfachen Denkweise vereinigt, daß der Dichter des Karl Moor und des Musikus Miller dieselbe Person ist. Er wollte seine persönliche Unabhängigkeit behalten und doch einen bestimmten Beruf haben. Diese beiden Wünsche zugleich zu befriedigen, war in der That keine Stellung und kein Ort günstiger, als sein akademisches Verhältniß in Jena. Zum erstenmal in seinem Leben fühlt er sich hier als Glied eines zusammenhängenden Ganzen. Man kann sich vorstellen, mit welcher ungeheuern Spannung die Studenten den Augenblick erwarten, wo der Dichter der Räuber seine Vorlesungen eröffnen wird. Er hat für das erste Semester — es ist der Sommer des Jahres 1789 — Einleitung in die Universalgeschichte angekündigt. Dienstag den 26. Mai Abends um 6 Uhr soll die Vorlesung ihren Anfang nehmen. Um halb sechs ist das Auditorium gefüllt. Es war Reinhold's Hörsaal, in einem Hause vor dem Johannisthor gelegen. Schiller selbst erwartet in der Wohnung des ihm befreundeten Reinhold die bestimmte Stunde. Er steht am Fenster und sieht Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, die Masse wächst immer mehr; das Auditorium kann sie bei weitem nicht fassen. Schon sind Vorsaal, Flur, Treppe dicht vollgedrängt. Man bittet Schiller, in dem größten Auditorium der Universität zu lesen. Das war damals der Hörsaal Griesbach's in dem Hause, wo heute der Hörsaal unserer landwirthschaftlichen Akademie ist. „Nach Griesbach's Auditorium!“ heißt von allen Seiten die Losung. Die bunten Massen stürzen jetzt in hellen Zügen die Straße hinunter: jeder will der erste sein, Platz zu finden; die Johannisstraße ist mit Studenten wie besäet; die ganze Stadt kommt in Alarm, alle Fenster in Bewegung, sogar die Wache am Schloß. Viele glauben, es sei Feuerlärm. „Was ist denn, was giebt's?“ rufen die Einen. „Schiller wird lesen!“ rufen vorübereilend die Andern. Auditorium, Vorsaal, Flur bis an die Hausthür sind mit dichten Schaaren besetzt, viele stehen noch auf den Bänken und an den offenen Fenstern. Nach einer kleinen Weile kommt Schiller, von Reinhold begleitet, er zieht durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern und besteigt den Katheder, den er kaum finden kann, unter dem lauten Jubel der Studenten. Das war ein denkwürdiger und in der That dramatischer Moment in der Geschichte unserer Universität, dieser Eingang unsers großen dramatischen Dichter in den akademischen Hörsaal! Diese erste Vorlesung Schillers, seine akademische Antrittsrede, wie er sie nennt, hat den Geist unserer Universität ausgesprochen, als dieser Geist sich eben bereit macht, sein großes philosophisches Zeitalter anzutreten. Es wird die Frage gestellt: „Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?“ Und die Antwort lautet: Universalgeschichte heißt die zusammenhängende Geistesentwickelung des menschlichen Geschlechts, die zu erkennen nicht der Zweck des Brodgelehrten, sondern des philosophischen Kopfes ist. Das Interesse am Erwerb macht den Brodgelehrten; das Interesse am Wissen macht den philosophischen Kopf. Der Brodgelehrte hat bei seinem Eintritt in die akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Schiller läßt diese beiden Charaktere, den Brodgelehrten und den philosophischen Kopf, einander gegenübertreten und schildert sie in allen ihren Zügen, um zuletzt zu erklären, daß das Studium der Universalgeschichte dem ersten erlassen werden könne, dem zweiten empfohlen werden müsse, und daß er selbst es nur mit dem zweiten zu thun habe. Leider konnte Schiller nur wenige Semester ohne Unterbrechung lesen. Im Sommer des Jahres 1790 kam zu der historischen Vorlesung eine kunstphilosophische über die Tragödie, die er am Beispiele der Alten, namentlich des Oedipus, entwickelte. Im Winter darauf hatte er drei geschichtliche Vorlesungen angekündigt. Da überfällt ihn auf einer Reise während der Weihnachtsferien die fürchterliche Krankheit, deren wiederholte Angriffe sein Leben bald aufs äußerste gefährden, von der sich Schiller nie wieder erholt hat. Seine Brust hat so gelitten, daß er aufhören muß, öffentlich zu reden. Im Winter von 1792 zu 1793 liest er das letztemal in seinem Zimmer über Aesthetik, die er dann in den Katalogen unserer Universität immer von neuem ankündigt mit der immer wiederkehrenden Bemerkung, er werde lesen, wenn ihn die Krankheit nicht hindre. Das Leben unsers tragischen Dichters ist selbst einem tragischen Schicksal geweiht. Kaum haben sich die wilden Stürme seiner Jugend gelegt, kaum hat er die zweite sichere Heimath, den festen Beruf, den häuslichen Heerd nach so vielen Irrfahrten gefunden, nur ein einziges Jahr hat er das stille Glück eines bescheiden zufriedenen Daseins genossen und es sich wohl sein lassen, wie andere Menschen, — da in der Blüthe seiner Kraft und seiner Jahre berührt ihn schon die Hand des Todes! Es ist, als soll er auf die Probe gestellt werden, ob er als Mensch bewährt, was er als Philosoph und Künstler behauptet: daß unsere Größe und Erhabenheit des Leidens bedürfe, um lebendig zu werden, daß sich der Geist nur dann groß zeige, wenn er über die leidende Natur triumphire. Und diese Probe besteht er durch lange schmerzensvolle Jahre. Er lebt die tragische Größe, die er dichtet. „Er hatte früh das strenge Wort gelesen, dem Leiden war er, war dem Tode vertraut!“ Er sieht das Gebäude zusammenfallen und rettet den Geist aus dem Brande! Keine Spur von Bitterkeit und Lebensunmuth in dem edeln Angesichte, in das sich immer tiefer die Spur des Leidens eingräbt, das in jedem Augenblicke dem Tode ruhig entgegensieht. Jetzt erst nachdem er dem Leben und dessen Reizen innerlich entsagt hat, wird ihm die Kunst alles. Während die verzehrende Krankheit mit jedem Angriffe mehr sein Leben untergräbt, — steigert, hebt, beflügelt sie seine geistigen Kräfte. Er fühlt sich emporgetragen, wie mit entkörperter Kraft, als wäre er schon der reine Dämon, fern von der getheilten Welt, bei den Göttern. Wir vergessen den bemitleidenswerthen Anblick ganz über den erhabenen. Was jetzt ihn selbst und seine Dichtungen durchdringt in diesem davongetragenen Sieg über das menschliche Leiden, das ist mehr als Größe, das ist eine Hoheit wie sie nur wenige Sterbliche erringen: jene Hoheit, welche die Angst des Irdischen in den Staub wirft, der das Gewöhnliche nichts mehr anhat, die sich um die kleinen Dinge nicht mehr kümmert. Und mit diesem hohen Ernst vereinigt sich, noch milder als zuvor, die Freundlichkeit seines Herzens, der heitere aufgeschlossene Sinn, die feurige Theilnahme an allem menschlich Werthvollen, die am glücklichsten auflebt in den traulichen Stunden der Freundschaft. So hat Schiller bei uns gelebt, so hat ihn Goethe kennen, lieben, bewundern gelernt und in der Erinnerung an jene Zeit dem dahingeschiedenen Freunde das große Gedächtniß gestiftet:

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebenspläne tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen,
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Für einen der wichtigsten Lebensabschnitte Schillers ist Jena der dauernde und wohlthätige Schauplatz. An keinem Orte hat er länger gelebt als hier. Er hat ausgestürmt, als die Weltgeschichte zu stürmen beginnt; während des ganzen Jahrzehnts der französischen Revolution von der Eröffnung der Reichsstände bis zur consularischen Herrschaft umfängt ihn das friedliche Stillleben von Jena. Der akademische Beruf läßt ihn frei. Er findet hier unter den Eindrücken einer idyllischen Natur, die ganz gestimmt ist für seine Phantasie, die Muße zum Denken und Dichten, die das heimlich-stille Jena jedem gewährt, der sie bedarf und zu nützen weiß, die so oft den großen Dichter von Weimar aus seinem bewegteren Hof- und Staatsleben hierher in die Einsamkeit lockte. Er sieht sich mit Verehrung willkommen geheißen von einer Reihe befreundeter Männer, in deren häuslichem und geistigen Verkehr er sich wohl fühlt, den Griesbach, Paulus, Schütz, Reinhold, Hufeland, denen sich bald ein jüngeres Geschlecht aufstrebender Geister zugesellt. Hier umgiebt ihn ein gleichstrebender Kreis philosophischer Freunde, die das eben empfangene Licht der Kantischen Philosophie ausbreiten und verstärken, denen Jena es dankt, die erste und fruchtbarste Niederlassung jenes philosophischen Geistes gewesen zu sein, den Kant erweckt und zu einer unserer Poesie ebenbürtigen Höhe emporgehoben hat. Hier endlich schließt Schiller den Bund mit seinen beiden größten Freunden, die von ihm so viel empfangen, ihm selbst so viel geben konnten: mit Wilhelm von Humboldt und Goethe.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 50. Bremen, 11. December. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Die englischen Sports.

Von Wilhelm Sattler.

Wie die Sache selbst, so fehlt dem Deutschen auch der entsprechende Ausdruck für das, was der Engländer unter seinem »Sports« versteht. Denn unser Spiel, Belustigung, Zeitvertreid ist ein viel zu beschränkter Begriff, und haben wir dabei hauptsächlich an alle ländlichen Vergnügungen, an Jagd (im weitesten Sinne des Worts), an Fischfang, so wie an jegliche Art von Körperübungen im Freien, an Boxen, Schwimmen, Wettrennen, Hahnengefechte und Kämpfe zwischen andern Thieren zu denken.

Alles dieses würde demnach zu berücksichtigen sein, obschon das Einzelne nur insofern betrachtet werden kann, als es ein Glied der großen Kette bildet. Was aber besonders hervorgehoben werden mag, ist das Nationale, das allen diesen Sports gemeinsam ist, und das denn auch dem englischen Volkscharakter ein ganz bestimmtes Gepräge verleiht. Denn es läßt sich schwerlich bestreiten, daß zwischen Beiden eine gewisse Wechselwirkung besteht, wenn auch wieder die Beschaffenheit des Landes wie des Klimas zunächst auf die Wahl der Spiele und ihre weitere Ausbildung einen entscheidenden Einfluß ausüben. So finden wir in den Tropengegenden Karten oder sonstige Glücksspiele als fast ausschließlichen Zeitvertreib; so hat der Italiäner sein Lotto, bei dem ich oft feiernde Handlanger, die in der Mittagshitze unter Bäumen ausgestreckt dalagen, betroffen habe, während Abends dieselben sich mit dem für einen Laien unbegreiflichen Moro unterhielten. Wenn auch das Ballspiel für den italiänischen Himmel eine nicht zu große Anstrengung ist, und die alten Römer aus diätetischen Rücksichten dasselbe gern und eifrig betrieben, so läßt doch die Beschaffenheit des Bodens es nicht überall zu, und an manchen Orten, wie in der Umgegend von Florenz, wo die Wege meist zwischen hohen Mauern der Olivenpflanzungen und an den Abhängen der Berge hinführen, verkürzt sich das Landvolk mit dem Werfen von Steinen die Zeit. Dies ist dort eine solche Lieblingsbeschäftigung, daß man nur selten zwei desselben Weges gehen sieht, die, wenn sie weiter Nichts zu thun haben, sich nicht auf diese Weise unterhalten. Was uns Deutsche betrifft, so scheint sich der Mangel einer politischen Einheit auch in dem Fehlen nationaler Spiele weiter auszudrücken; das Turnen vermag nur ungenügenden Ersatz dafür zu geben — eher noch die Neigung für Musik und Gesang, und diese bilden denn in der That ein Bindeglied, das in den fernsten Welttheilen den Deutschen mit dem Deutschen verbindet, während der Engländer in seinen Sports ein Stückchen von der Heimath mit sich trägt und in der Beziehung wenigstens in der Regenzeit in Indien wie in China sich so gut wie zu Hause fühlt, wenn er auch hier Tiger, statt dort Füchse jagt und hier der Abwechslung wegen einmal Elephanten statt dort Pferde rennen läßt.

Die große Menge nationaler Spiele und Belustigungen nun ist ein Vorzug, den das englische Volk vor vielen andern Nationen voraus hat — sie sind eine Bindeglied zwischen Jung und Alt; ein Boden, auf dem sich alle Stände und alle Altersklassen treffen. Bedingt ist dies wieder durch den besondern Charakter der Spiele, die nicht bloß Unterhaltung gewähren, sondern auch den Körper kräftigen und schon früh den Wunsch erwecken an Fertigkeit und Gewandtheit Andere zu übertreffen, oder wenigstens es ihnen gleichzuthun. Ich habe oft genug die englische Jugend deßhalb beneidet — man betrachte sie nur einmal auf ihren Spielplätzen und vergleiche damit die deutsche Jugend, und man wird zugeben müssen, daß der Vergleich sehr zu Gunsten der erstern ausfällt. Man findet da eben selten ein bloß wildes Herumlaufen, wie bei dem in Deutschland so beliebten Jäger und Thier; andere Spiele, wie Räuber und Soldaten kommen gleich selten vor, und das beliebte Soldatenspielen ist ein fast ganz unbekanntes Vergnügen. Natürlich: denn wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, und während man gewöhnlich Wenig oder Nichts vom Militär sieht, so darf es nicht verwundern, wenn der russische Krieg den Einfluß auch auf die englische Jugend ausübte, daß sie anfing Soldaten zu spielen. Eben weil die englischen Spiele nicht bloß Spiel, sondern auch gesunde Leibesübung sind, hat man bis vor wenigen Jahren von unserem Turnen nur wenig Notiz genommen, und findet man jetzt auch auf den Spielplätzen vereinzelt Turngeräthe, so erfreut es sich doch im Allgemeinen bei der englischen Jugend nicht des Beifalls und der allgemeinen Theilnahme wie bei uns.

Man betrachte einmal die Schüler einer öffentlichen Anstalt — was für gesunde, kräftige Gestalten; fast ohne Ausnahme haben sie etwas Offenes, Entschiedenes in ihrer Haltung, das sich ihrem ganzen Wesen einprägt, und indem sie auf dem Spielplatz nicht bloß rennen und kalbern, sich vielmehr auf einem Boden bewegen, den sie mit Erwachsenen theilen, dem sie mit dem Ausziehen der Kinderschuhe nicht ganz fremd werden, so gewinnen sie schon früh eine Sicherheit in diesen Formen, die man bei deutschen Knaben vergebens suchen wird. So lernen sie auch im Spiel auf der Schule fürs Leben und haben, da Alles öffentlich betrieben wird, auch später noch ein Interesse an der von ihnen besuchten Anstalt: es herrscht ein esprit du corps, der gute Früchte trägt, und andrerseits ist auch der englische Knabe, besonders in dem Lebensalter, wo er in Deutschland nicht recht weiß, wozu er sich halten soll, in seinem Umgange mit Erwachsenen unbefangener und natürlicher. Mit Recht können die Engländer daher in dieser Beziehung auf ihre Schulen stolz sein, und nicht nur die Eltern wachen ängstlich darüber, daß die eine oder andere Anstalt, der sie ihre Söhne anvertraut haben, ihren alten Ruf im Cricket und dergleichen bewahren, sondern auch die Presse erhebt sich in geharnischten Leitartikeln und Briefen an den Editor

gegen Neuerungen, wie sie unlängst der Vorsteher von Eton gewagt hatte, indem er den Schülern untersagte, ihre jährliche Cricketpartie gegen Harrow in dem öffentlichen Lokale von Lords in London zu spielen. Daher kommt es auch, daß ein Buch, wie „Tom Brown's School Days“, welches eine einfache Schilderung des Schullebens zu Rugby enthält, so allgemeinen Beifall gefunden hat; es kann Allen, die sich für diese Seite des englischen Lebens interessiren, mit Recht auf das Wärmste empfohlen werden.

In genauestem Zusammenhang damit steht die Gewohnheit zu **wetten**, worin die Engländer höchstens von den Yankees übertroffen werden dürften. Gehört auch die vor einigen Jahren von englischen Blättern erzählte Geschichte von dem Sonderling, der die Wette gemacht, daß er auf einer Eisenbahn sein Leben verlieren würde und nun bis an sein Ende auf Reisen blieb, nachdem er testamentarisch die Bahn, auf der er verunglücken würde, zum Erben eingesetzt hatte — ins Reich der Fabel, so veranschaulicht sie doch einen Charakterzug, der durchaus nicht auf einzelne Klassen der Gesellschaft oder auf besondere Gelegenheit, wie etwa die Wettrennen, beschränkt ist. Wie in allen englischen Journalen neben dem City-Marktbericht die Sporting intelligence einen stehenden Artikel bildet, wo sich der Stand der Wetten bei Tattersall's, der bekannten Reitbahn und dem Tummelplatz der fashionablen Welt in London verzeichnet findet, so giebt es Ein Blatt, das alle hierauf bezüglichen Nachrichten in größter Ausführlichkeit enthält. Es ist dies Bell's Life of London, eine Wochenzeitung im Format der Times, die auf 48 großen Spalten fast ausschließlich das Sporting interest in allen seinen verschiedenen Nüancirungen vertritt, und das denn auch am Besten geeignet ist, einem Fremden ein einigermaßen übersichtliches Bild aller der noblen und unnoblen Passionen zu geben, die noch heutzutage Liebhaber finden. Auf diesem Gebiete ist es unbedingte Autorität und findet im ganzen Lande die weiteste Verbreitung; es ist — neben dem das Bierinteresse speciell vertretenden Morning Advertiser — das Blatt der public-houses oder Bierschenken, sowie einer großen Klasse von Wirthshäusern, besonders auf dem Lande; ist aber außerdem auch das Orakel aller Freunde des „Turf“, der Rennbahn, und die Lieblingslektüre eines nicht unbeträchtlichen Theils der Schuljugend von Eton, Harrow und anderen Anstalten; nach dem offiziellen Ausweis über die in der ersten Hälfte des Jahres 1859 gestempelten Zeitungsexemplare — der freilich keinen festen Maßstab bietet, weil nur die mit der Post verschickten gestempelt zu sein brauchen — nimmt Bell's Life unter den Londoner Wochenschriften den dritten Platz ein: der Absatz betrug 162,000.

So läßt sich auch den erst kürzlich durch eine Parlamentsakte aufgehobenen Betting houses (Wettlokalen) in keinem andern Lande etwas Aehnliches an die Seite setzen. Die Folge des Verbots ist nur, daß das Uebel theilweise um so ärger geworden ist, indem das alte Treiben, ähnlich wie bei den Spielhöllen, im Geheimen fortgesetzt wird. In diesen Lokalen wurden in regelmäßig geführten Büchern die von beliebigen Leuten geschlossenen Wetten auf Pferde u. s. w. eingetragen, Gelder deponirt und nach der Entscheidung ausbezahlt, wobei es an mannichfachen argen Betrügereien nicht fehlte. Oft genug machten sich die Inhaber mit den eingezahlten Summen aus dem Staube, oder schlossen auch ihr Lokal, wenn die Abrechnung ungünstig für sie ausgefallen war: ob es jetzt aber in der Hinsicht viel besser geworden, muß mehr als fraglich erscheinen. Das Uebel ist ein so allgemein verbreitetes, daß demselben durch derartige Maßregeln nicht abzuhelfen ist, denn unglaublich, wie die Summen sind, welche der Ausgang eines Rennens oder eine Abstimmung im Parlament über eine brennende Tagesfrage aus einer Hand in die andere gehen lassen, so dürften sie in den meisten Fällen von dem Total der kleinen nach Schillingen und Sixpences sich berechnenden Beträge noch übertroffen werden.

Das Streben möglichst rasch und ohne Mühe zu Geld zu gelangen, äußert sich hier, wo Lottos und Lotterien gänzlich verboten sind, auf diese Weise, und die Vorwürfe, welche englischerseits so oft gegen die Regierungen des Continents erhoben werden, nehmen sich um so seltsamer aus, da dem Wesen nach die Sache doch auch hier besteht. Es ist mir von glaubwürdiger Seite versichert und durch die Erfahrung bestätigt worden, daß die Gewohnheit zu wetten sich auf alle Klassen der Gesellschaft erstreckt und nur zu oft den nachtheiligsten Einfluß äußert, indem sie von kleinen Veruntreuungen zu großartigen Unterschlagungen führt.

Nur würde man wieder zu weit gehen, wollte man das Uebel einen Auswuchs unserer Zeit nennen und dieser alle Schuld beimessen, während doch ein Blick in das Treiben vergangener Zeiten genügt, uns die völlige Grundlosigkeit einer solchen Behauptung zu zeigen. Dafür sprechen einige Züge, die sich in einem Artikel der Edinburgh Review über Lebensversicherungen finden, wo es z. B. von dem Treiben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts heißt: Jede erdenkliche Art der Speculation ward unter dem Namen von Versicherungswetten getrieben. Einige dieser Etablissements wetteten 30 £ gegen 100, daß Wilhelm III. (der damals mit Frankreich im Kriege war) die Stadt Namur nicht vor einem bestimmten Termin erobern werde, andere wetteten, wie lange Maitressen irgend eines fremden Herrschers sich in seiner Gunst behaupten würden; man wettete über das Geschlecht des bekannten Chevaliers D'Eon, ob derselbe, wie er vorgab, ein Mann, oder wie man glaubte, eine Frau sei. Ganz gewöhnlich war es Wetten zu entriren über Leute, die schwer krank lagen, und von denen man glaubte, daß sie sterben würden, und ist die Behauptung eines damaligen Schriftstellers, der Tod von Vielen sei dadurch beschleunigt worden, daß sie ihr Leben in den Zeitungen zu 90 pCt. versichert sahen, kaum übertrieben. Es erstreckte sich dies auf die höchsten Kreise, die Lebensversicherungen, wie in unserer Zeit Aktien und Staatspapiere dazu benutzten, ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen, und so sieht sich im Dezember 1771 der Public Advertiser (damals das erste Blatt) genöthigt zu erklären, er freue sich dem Publikum aus bester Quelle mittheilen zu können, daß die wiederholten Berichte von der gefährlichen Erkrankung Ihrer königlichen Hoheit der verwittweten Prinzessin von Wales ganz unbegründet und nur auf Spekulationen berechnet seien.

Ein anderes Blatt, welches gegen die gewaltige Zunahme des Hazardspiels in Lloyd's Kaffeehause eifert und darin einen traurigen Beweis für die Entartung der Zeit sieht, findet gegen derartige Wetten durchaus Nichts einzuwenden, hält es aber für hohe Zeit zum Einschreiten, wenn man öffentlich darauf wette, daß zwei der ersten Pairs in Jahresfrist ihren Kopf verlieren würden. Zum Schluß noch ein Zug, der die Ausdehnung jener Manie charakterisiren mag. Eines Tages, erzählt Horace Walpole, wurde Jemand, den der Schlag gerührt, in White's Clublokal gebracht. Sofort versammelten sich die anwesenden Gäste um ihn und machten hohe Wetten, ob er durchkommen werde oder nicht, und als dann ein herbeigerufener Arzt ihn zur Ader lassen wollte, erhoben Einzelne dagegen Einsprache, da es für die, welche gewettet hätten, „unfair“ sei. Im Uebrigen nahm man es freilich mit den Begriffen von „fair“ und „unfair“ beim Spiele nicht so genau. Dies war, wie auch Thackeray in seinen „Virginians“ geschildert hat, eine so allgemeine Leidenschaft, daß Hazardspiele aller Art auf Bällen und Maskeraden, in Clubs und in Privatgesellschaften — den sogenannten routs oder drums — das A und das O waren, während heutzutage Karten nur eine untergeordnete Rolle in der englischen Gesellschaft spielen.

Im Ganzen sind nun die verschiedenen Sports dieselben geblieben, wie sie schon vor Jahrhunderten bestanden, obschon mit der Verbreitung feinerer Bildung einzelne eine Aenderung erfahren haben oder auch ganz außer Brauch gekommen sind. Dahin gehören vor Allem die rohen Stier- und Bärenhetzen, die noch ein Lieblingsvergnügen der Elisabeth waren. Ihr Beispiel fand natürlich allgemein

Nachahmung, und die Bärenhetzen in Paris-gardens und auf Bankside wurden durch besondere Edicte des Lordmayors begünstigt, wornach an den für diese Belustigung festgesetzten Tagen, vornehmlich dem Donnerstag und Sonntag, kein Theater sein sollte.

Dahin gehören ferner die Hahnengefechte und das ebenso grausame Hahnenwerfen, wo man mit Steinen und dicken Knütteln nach einem in einem Topfe eingesperrten Hahn schlug und warf, bis derselbe herabfiel und demjenigen zu Theil ward, der den letzten Schlag gethan hatte. Nachdem Hogarth diese rohe Unterhaltung in den „vier Stadien der Grausamkeit“ mit bestem Erfolge lächerlich gemacht hatte, blieb sie allerdings noch eine Zeitlang bei den Country Squires populär, ist aber seit Anfang dieses Jahrhunderts fast ganz unterdrückt worden.

Dahin gehört endlich, wenigstens zum Theil, das Bogenschießen. Wenn auch der Bogen, in dessen Handhabung die Engländer, und vor Allem die Walliser so geschickt waren, daß der glänzende Sieg bei Crecy über die Franzosen (1346) hauptsächlich diesem Umstande zugeschrieben wird, durch die Einführung der Feuerwaffen nothwendig beschränkt und bald ganz verdrängt wurde, so blieb er doch noch längere Zeit die Lieblingswaffe der Bürger und Mittelklassen. Selbst zu den Zeiten der Elisabeth wurde er von Damen noch vorzugsweise auf der Jagd gebraucht. Der alte Orden und die Gesellschaft des Prinzen Arthur stand noch lange in hoher Blüthe und feierte glänzende Feste. Auf einem derselben erschien König Heinrich VII. und ertheilte einem der Schützen, welcher seinen Sohn, Prinz Heinrich, den Patron der Gesellschaft, im Bogenschießen übertroffen hatte, zum Scherz den Titel eines Herzog von Shoreditch, weil er in jenem nichts weniger als feinen Stadttheile Londons wohnte. Dieser Titel mit einer Unzahl anderer damit verbundener erhielt sich längere Zeit; doch kam das Bogenschießen mehr und mehr in Abnahme, trotzdem daß der gelehrte Roger Ascham, der Lehrer der unglücklichen Jane Gray, in seinem Toxophilus den großen Nutzen desselben des Weitern auseinandergesetzt und es auf das Dringendste anempfohlen hatte. Während Heinrich VII. Jeden mit einer Strafe von 10 £ bedrohte, in dessen Hause sich eine Armbrust finden sollte, verlangte Heinrich VIII., daß jeder Vater für seinen Sohn, sobald er das Alter von sieben Jahren erreicht habe, einen Bogen nebst zwei Pfeilen anschaffe. Die Vorliebe der Engländer aber für den Bogen — the long-bow — schreibt sich von der Schlacht von Crecy her, wo ein Regenschauer die Sehnen an den Armbrüsten — cross-bows — der ihnen gegenüberstehenden Genueser Schützen verdorben hatte, während sie selbst ihre Bogen ungebindert brauchen konnten. Noch zwei Jahre vor seinem Tode (1590) bestimmte John Lyon, der Gründer von Harrow, daß die Belustigungen der Schüler dieser Anstalt sich auf Kreiselspiel, Handball, Laufen und Schießen beschränken sollten, weshalb alle Knaben mit Bogen und Allem was dazu gehörte versehen sein mußten und noch vor einigen Jahren um einen silbernen Pfeil als Preis um die Wette zu schießen pflegten. Wenn es jetzt noch an manchen Orten Bogenschützengesellschaften mit regelmäßigen Jahresversammlungen und Preisschießen giebt, so sind sie doch mehr geselliger Natur, wie schon der Umstand beweist, daß auch Damen daran Theil nehmen und als Bewerber für die ausgesetzten Preise zugelassen werden.

Auf dem Gebiete der eigentlichen Sports betrachten wir nun zunächst die Jagd und den Fischfang. Abgesehen von der Jagd auf Hochwild, das sich mit wenigen Ausnahmen auf Schottland beschränkt, sonst aber meist nur in Parks gehegt wird, ist zwischen Hunting und Shooting wohl zu unterscheiden.

Ersteres, das Jagen von Hasen oder Füchsen, geschieht zu Pferde. Es ist ein mehr aristokratisches Vergnügen und bildete früher noch ausschließlicher als jetzt die Lieblingsbeschäftigung der Country gentlemen während der Herbst- und Wintermonate, die sie auf dem Lande zubringen. Es geschieht mit Hunden — the hounds, auch fox hounds und harriers — die entweder Eigenthum eines reichen Privatmanns sind, oder von einem Verein von Jagdfreunden einer County gehalten und darnach benannt werden. Die Zahl der eigentlichen Meuten oder Koppeln — packs — die natürlich von Jahr zu Jahr etwas verschieden ist, findet sich für die diesjährige Saison auf 118 angegeben. Diese Hunde werden von besondern Aufsehern — keepers — gepflegt und dressirt, und der Verkauf einer Meute, etwa nach dem Tode des früheren Besitzers, erweckt nicht geringeres Interesse in den betreffenden Kreisen als der eines berühmten Gestüts unter den Liebhabern von Pferden, da man großen Werth auf eine reine Abstammung legt. Einzelne Hunde werden mit 40 Guineen und mehr bezahlt, so daß der Werth einer Meute nicht selten nach Tausenden zu berechnen ist. Wenn der Eintritt der rauheren Witterung den übrigen Sports im Freien ein Ende macht, beginnen diese Hetzen, von denen die Fuchsjagd durch eine fast stereotyp gewordene Phrase als ein wüthendes Reiten hinter einem übeln Geruche her — „a furious riding after a rank smell“ bezeichnet zu werden pflegt.

In der Regel zweimal, doch auch wohl dreimal wöchentlich versammelt man sich: Zeit und Ort eines solchen „meet“ oder „meeting“ werden regelmäßig in den Zeitungen für die ganze Woche im Voraus angegeben und die Theilnehmer, sowie einzelne geladene Gäste aus der Umgegend stellen sich zwischen 9—11 Uhr Morgens an dem Orte des Rendezvous ein. Obschon die frühere Tracht des rothen Rockes mit den gelben Hosen nur noch einzeln beibehalten ist, so ist der Anblick einer solchen Gesellschaft doch noch immer ein sehr bunter, und die ganze Scene eine äußerst bewegte. Da sind die Hunde, prächtige Thiere, welche die Luft mit ihrem Gebell erfüllen und nur mit Mühe von ihren Wärtern an der Leine zurückgehalten werden, dann die Jäger, von denen die meisten einen Stallknecht oder reich gallonnirten Bedienten hinter sich haben, eine Anzahl von kühnen Reiterinnen, deren lange Reitkleider und Schleier im Winde flattern und die frischen Gestalten englischer Schulknaben jeglichen Alters, die es auf ihren Ponies den geübtesten Reitern gleich thun. Sobald der Fuchs aus seinem Bau aufgetrieben, werden die Hunde losgelassen, und nun geht es fort über Hecken und Gräben, über Wiesen und Felder, und wer da kein geübter Reiter ist, der bleibe lieber daheim, da er sonst zu den Strapazen noch den Spott zu tragen hat. Talley ho, Talley ho! erschallt es hier und dort, und wie dieser Ruf Alles in Bewegung setzt und anfeuert, so scheint er auch im alltäglichen Leben eine Art magischer Wirkung auf das Gemüth eines Jägers auszuüben. So fuhr ich einmal — es war an einem Sonntage — mit einem schweigsamen Herrn allein auf der Eisenbahn; plötzlich brach er in diesen Ruf aus, da er einen Fuchs übers Feld laufen sah, und nun war das Eis gebrochen: er war ein leidenschaftlicher Jäger — Sonntagsjäger sind in dem Lande der strengen Sabbathsfeier eine unbekannte Race — und verkürzte mir den Rest der Fahrt auf die angenehmste Weise mit Schilderungen seiner Jagderlebnisse. — Das Hauptvergnügen besteht nicht sowohl in der Erlegung des Fuchses oder Hasen, sondern in der Hetze, und deßhalb begnügt man sich oft mit einem „Capital run“, dessen Dauer jedesmal sich gewissenhaft in den Zeitungen angegeben findet. Ist der Fuchs jedoch schließlich gepackt, so erhält der zuerst Ankommende den Schwanz — the brush — als Auszeichnung, die noch lange in den Drawingrooms oder Studies paradirt und Besuchenden mit Genugthuung gezeigt wird.

Wie die Füchse in bedenklicher Weise abnehmen, so daß man seit einigen Jahren regelmäßig eine Anzahl dieser Thiere aus Deutschland, Belgien und Frankreich und sogar aus Ungarn importirt, so scheint auch das eigentliche Geschlecht der englischen Nimrods auszusterben. Manche Originale dieser Art sind im Lauf der letzten Jahre vom Schauplatz ihrer Thaten abberufen, und nicht der Geringsten Einer war Mr. Assheton Smith, das Musterbild eines „fine old English gentleman“, der während eines halben Jahrhunderts alljährlich die Summe von 15,000 £ auf Hunde und Pferde

verwandt hat. Aber da er, wie viele seiner Genossen zugleich ein Freund der Küche und starken Parks war, so wurden ihm seine Lebenstage durch die stete Furcht verbittert, daß er zu stark werden möge um ferner reiten zu können, weßhalb er sich nicht allein häufig wägen ließ, sondern auch eine besondere Wage zu seinem Privatgebrauch mit sich zu führen pflegte.

In dieser Weise sind die Fuchsjagden nicht allein eine gesunde und kräftige Leibesbewegung; sie bilden den englischen Gentleman auch zum unerschrockenen Reiter heran, härten ihn ab und befähigen ihn in Ländern, wo es keine Füchse giebt, Löwen und Tiger zu jagen. Denn obschon Hochwild in England nicht grade reichlich vorhanden ist, so weiß man doch die Büchse gut zu handhaben und übt sich in ihrem Gebrauche. In der Regel laden diejenigen, welche auf ihren Landsitzen ein weites Jagdgebiet besitzen, einen Kreis von Bekannten ein, und da geht man Tag für Tag auf Hasen, Rebhühner, Fasanen aus. Manche Bezirke liefern eine ganz erkleckliche Ausbeute, wie denn in diesem Jahre von dem Herzog von Rutland und seinen Gästen bereits 702 Fasanen, 2230 Rebhühner, 634 Hasen, 172 Kaninchen, 1 Waldschnepfe u. s. w., im Ganzen 4437 Stück geschossen worden sind. Besonders geschieht dies „Shooting" zur Herbstzeit auf den schottischen Mooren, wo die Jagd auf die Haselhühner — grouse — alljährlich eine förmliche Wanderung nach dem Norden veranlaßt. Die Brut der Hühner wird dort sorgfältig überwacht, und die Eigenthümer der Moore lösen aus der Pacht der sonst öden Strecken bedeutende Summen, indem sie dieselben in Parcellen — man nennt eine solche eine shooting box — für die Saison verpachten, wobei der Einzelne für seinen Antheil oft 100 £ und noch mehr monatlich zu bezahlen hat. Auch über die Zahl der täglich hier erlegten Paare — brace — erstatten die Zeitungen getreulich Bericht. Uebrigens muß man für diese Jagd auch gut zu Fuß sein und Beschwerden ertragen können, da man dabei oft den ganzen Tag aus und auf den Beinen bleibt. So ist es denn doch nie das bloße Morden, das Vergnügen macht, wie z. B. in Italien, wo Alles, was eine Flinte auftreiben kann, lustig drauf losknallt und ohne Unterschied Singvögel wie anderes Wild schießt, ja sogar im Winter bei Schneefall die Vögel durch ausgestreutes Futter anlockt und bei Dutzenden erlegt, wofür man wohl als Entschuldigungsgrund hören muß, daß Andere es thun würden, wenn man es selbst nicht thäte. Die Engländer sind dagegen geborne Jäger, und dies zeigt sich auch in ihrer Vorliebe für Jagdabenteuer in fernen Ländern, in welcher Beziehung dem afrikanischen Jäger Gordon Cumming höchstens der Löwentödter Gérard als ebenbürtig an die Seite zu setzen wäre.

Wer aber nicht jagen kann, dem steht meist doch irgend ein Gewässer zum Fischen zur Disposition; wie die Einen zur Büchse, so greifen die Anderen eben so regelmäßig alljährlich zur Angel, um einen Ausflug entweder an die fischreichen Ströme von Irland und Wales oder an die Seen Schottlands zu machen. Hier zu Lande wird das Angeln methodisch und wissenschaftlich betrieben; die Literatur über diesen Gegenstand ist schon von alten Zeiten her eine bedeutende und wird beständig durch neue Erscheinungen bereichert. Nicht selten haben diese Bücher Geistliche zu Verfassern, und man hält es durchaus nicht für unverträglich mit ihrem Stande, daß sie Andere auch darüber belehren, wie eine möglichst große Zahl von Fischen zu fangen und zu tödten sei. Unser Sprichwort »Fische fangen und Vögel stellen, Verdirbt gar manchen Junggesellen«, würde mehr als tauben Ohren gepredigt sein, wenn nicht etwa ein neuer Markham dagegen erstände. Dieser hat es nämlich verstanden, den Katalog der zwölf durch das Angeln beförderten Tugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe, Geduld, Demuth, Muth, Freigebigkeit, Wissen, Versöhnlichkeit, Frömmigkeit, Mäßigkeit und Gedächtniß, wie sie ein älterer Dichter des Weiteren beschrieben hat, ins Unendliche auszudehnen und das Fischen zu einer wahren Vorschule alles menschlichen Könnens und Wissens zu machen. Eine Vergnügungstour, z. B. eine Fußreise, wird kein Engländer in seinem Vaterlande so leicht ohne Angel machen; sonst könnte er in den Verdacht kommen, wie es mir in Irland ergangen, daß man marschire, weil man kein Geld besitze; und mangelhaft, wie seine sonstigen geographischen Kenntnisse sein mögen, wird er in der Regel doch anzugeben wissen, welche Fischarten man in diesem oder jenem Strome zu erwarten habe. Ja der nächste Gedanke, welchen der Anblick eines Wassers bei einem reisenden Engländer hervorruft, ist wohl der: was würde man hier fangen; über diese praktische Seite verlieren sie häufig genug die Schönheit der Natur ganz aus dem Auge. Um sich von der Vorliebe für diese Beschäftigung, die allerdings dem Nationalcharakter ganz angemessen ist, zu überzeugen, braucht man nur einmal einige Meilen die Themse hinaufzugehen, wo man au, auf. und selbst bis an die Kniee im Wasser stets eine Anzahl von Amateurfischern sieht, und wo man in reizend gelegenen Wirthshäusern stets eine größere oder kleinere Gesellschaft findet, die sich von den Vergnügungen der Hauptstadt oder auch von Geschäften auf einige Tage hierher zurückziehen, um ungestört diesem edlen Waidwerk obzuliegen. Auch in den Städten erinnern die zahlreichen Läden, vor denen man eine Angelruthe mit einem Fisch erblickt, an diese Passion, und das Innere jener Läden bietet eine so überraschende Auswahl der verschiedenartigsten, dem Laien ganz unverständlichen Geräthschaften und Utensilien, daß ich den Schmerz eines englischen Bekannten, der in ganz Wien kaum eine anständige Angelruthe auftreiben konnte, zu würdigen vermochte. Es ist aber nicht zu leugnen, daß abgesehen von dem Aufenthalte in der freien Luft das Fischen seine Vorzüge hat, indem es Geduld und Ausdauer verlangt, den Körper abhärtet und das Auge schärft, da man bei dem hier besonders beliebten Flyfishing genau den Moment wahrzunehmen hat, wo der Fisch nach dem auf die Oberfläche des Wassers geworfenen Köder schnappt.

Unter den verschiedenen Rennen stehen obenan die Pferderennen. Doch kann ich mich über sie schon kürzer fassen, obgleich ein Blick in eine englische Zeitung hinreicht um zu zeigen, welche ganz andere Bedeutung sie haben als bei uns oder in irgend einem andern Lande. Ihre Gesammtzahl mag etwa 200 betragen, und so könnte Jemand, der Lust und Zeit hätte, ein ganzes Jahr mit Ausnahme der eigentlichen Wintermonate bequem damit hinbringen, daß er von einem Rennen zum andern zöge. Die meisten haben freilich nur einen lokalen Charakter und ersetzen bisweilen die Jahrmärkte, da sie auch mehrere Tage dauern und wie diese von Musikbanden, Bänkelsängern, Zigeunern, Seiltänzern und ähnlichem Volke besucht werden. Ein allgemeineres Interesse knüpft sich indessen durch die Wetten daran, und so finden sich denn in den meisten Blättern sowohl vor wie auch nach den Rennen mehr oder minder ausführliche Berichte, über Zahl und Namen der Pferde, die laufen werden, über den Stand der Wetten, die Chancen für jedes einzelne Pferd und den endlichen Ausfall. Eben deßhalb liegen auch so ziemlich alle Rennbahnen im Telegraphennetz und während früher in dem Momente, wo der Name des Siegers bekannt geworden, Hunderte von Tauben in die Luft emporflatterten, wird jetzt mit dem Drathe das Resultat nach allen Orten hin verkündigt und dasselbe, wie bei den Wahlen der Stand des Polls, in einigen Büreaus stündlich veröffentlicht. Als Hauptrennen sind die Newmarket, Doncaster, Ascott und Epsom Races zu nennen und wird bei Letzteren der sogenannte Derbytag bekanntlich so sehr als nationaler Festtag geheiligt, daß selbst das Parlament deßhalb seine Sitzung auszusetzen pflegt. In Schulen, wie z. B. Rugby, suchte man sich durch eine Lotterie dafür zu entschädigen, daß man dem Rennen selbst nicht beiwohnen konnte. Für einen Einsatz von 1 *sh* zog jeder Knabe den Namen eines der rennenden Pferde aus der Urne und betrug der Gewinn für das erste Pferd in der Regel 6—7 £. — Obschon durch die Eisenbahnen ein charakteristischer Zug verloren gegangen ist, das Leben nämlich auf der von Fuhrwerken aller Art bedeckten Landstraße, wo dann

namentlich auf dem Heimweg die ausgelassensten Scherze getrieben wurden, und dafür die vermehrte Masse der sich jetzt oft nach Hunderttausenden berechnenden Zuschauer nur ungenügenden Ersatz zu geben vermag, — so wird doch Niemand an dem durchaus nationalen Charakter zweifeln können, der einmal Gelegenheit gehabt hat, einem von den größeren Rennen mit beizuwohnen.

Wie der „turf" aber die beliebteste Passion ist, so ist es auch die nobelste, da nicht allein das Halten einer Anzahl Renner durch die nothwendige Trainirung u. s. w. sehr kostspielig ist, sondern die Eigenthümer zu dem auch durch Wetten bedeutende Summen auf's Spiel setzen. So wurde noch vor wenigen Jahren ein berühmter Renner mit 6500 Guineen bezahlt, und betrug dieser Kaufpreis nicht ein Zehntel der von dem Eigenthümer darauf eingegangenen Wetten. Wo es sich für den Einzelnen dabei um solche Summen handelt, ist die Aufregung, wie man sich denken kann, eine außerordentliche, und so machte vor Kurzem einmal Jemand mit dem Besitzer eines Renners die Wette, er werde nicht flöten können, wenn die Pferde sich dem Ziele näherten. Und in der That war der glückliche Gewinner — denn sein Pferd war den übrigen weit voraus — nicht im Stande auch nur den Mund zu öffnen.

Da die Pferde fast ausschließlich von Jockeys geritten werden, so dürfte sich der Nutzen der Wettrennen hauptsächlich auf Hebung und Veredelung der Pferdezucht beschränken. Und so begreift die Einfuhr auch meist nur weniger edle Arten aus Deutschland und Wagenpferde besonders aus Mecklenburg und dem dänischen Staate, während Reit- und Jagdpferde in nicht unbedeutender Zahl nach allen Ländern hin ausgeführt und sehr hoch bezahlt werden. Nach einem, wie es heißt, zuverlässigen Verzeichnisse beträgt die Zahl der Pferde, welche in diesem Jahre in Großbritannien bei Rennen gelaufen haben, etwa 1414; davon haben 687 einen Preis ganz oder theilweise davongetragen und steht ein Pferd „Jack Spring" mit zwölf Preisen an der Spitze der Liste. Zur Zeit der Elisabeth wurden die Rennen dagegen noch mehr als ein den Körper kräftigendes Vergnügen betrachtet und von den Puritanern später begünstigt, um der Vorliebe für Würfel und Karten Abbruch zu thun. Erst unter Jakob I. wurden für die raschesten Pferde Preise ausgesetzt, die meistens in silbernen Glocken und Bechern bestanden und selten einen großen Werth hatten. Doch läßt sich aus einzelnen Andeutungen entnehmen, daß man schon damals dem heutigen Brauche der Wetten nicht ganz fremd gewesen.

Ganz anderen Kreisen gehören die Kaninchenrennen an; doch hält man diese Thiere mehr, um damit auf den Ausstellungen der Kaninchenclubs, deren mehrere bestehen, zu concurriren, und hier kommt dann hauptsächlich die Beschaffenheit der Haare, die Länge der Ohren und das Gewicht in Anschlag. Dagegen sind Hunderennen etwas sehr Gewöhnliches, und berichteten erst unlängst die Zeitungen, daß der Herzog von Beaufort bei den nächsten Newmarket Races sogar fünf seiner Hunde gegen drei Pferde des Lord Winchelsea um einen Einsatz von 1000 £ laufen lassen wolle. Ueberhaupt verwendet man auf die Zucht der verschiedenen Hundearten große Sorgfalt und giebt es mehrere Clubs mit Präsidenten und Sekretären, welche zu diesem Zwecke neben ihren regelmäßigen Meetings noch besondere Ausstellungen veranstalten. Auch die Hundehändler von Profession bilden eine zahlreiche Klasse in London; sie bevölkern ganze Straßen, wie in der Nähe von Seven Dials und haben dort ihre Lagerhäuser, zeigen sich aber auch häufig mit den schönsten Exemplaren auf belebten Straßen, wie Regentsstreet und Abends in den Bierhäusern, wo sie Käufer zu finden hoffen. Wie es indessen mit passionirten Sammlern zu geschehen pflegt, so sind ihre Begriffe vom Mein und Dein nicht grade sehr streng und halten sie es nicht für Unrecht, einen verkauften Liebling zu stehlen oder die allzeit bereiten Hehler abzugeben. Und zwar ist dies eine so gewöhnliche Sache, daß es in London neben unzähligen sonstigen Clubs auch einen Verein giebt, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Hundedieben auf die Finger zu passen und den rechtmäßigern Eigenthümern wieder zu dem Ihrigen zu verhelfen.

Ein Blick in eine Nummer von Bett's Life zeigt, daß auch das Wettfliegen von Tauben eine sehr beliebte Unterhaltung ist. Da findet sich z. B. ein jährliches Wettfliegen von Tilbury Fort mit 16 Theilnehmern, verschiedene Sweepstakes wie bei Pferderennen und Herausforderungen nach Art der folgenden: „R. Crawson, Clerkenwell will auf seine Taube Ugly Buck von Tilbury Fort 5, 10 oder 20 £ gegen Mr. Tupper's Charley Napier wetten, falls Tupper ihm eine Minute Vorsprung giebt; es kann aber auch irgend ein Anderer in Lambeth auf dieselben Bedingungen eintreten."

Noch zahlreicher scheint die Klasse von Menschen zu sein, die in die Wette gehen oder laufen; unter der Ueberschrift Pedestrianism finden sich für drei Wochen im September nicht weniger als 36 solcher Wetten aufgeführt und für ein Rennen, das in einem öffentlichen Gorten in der Nähe von Manchester abgehalten wurde, hatten sich 41 Bewerber, meist Leute, die ein Gewerbe daraus machten, eingestellt. Die Preise werden entweder von den Eigenthümern solcher Gärten ausgesetzt, die ihre Unkosten durch ein Entree decken, oder es fordern sich die einzelnen Parteien um Summen von 5 — 50 £ heraus. Die Entfernungen sind natürlich sehr verschieden, doch betragen sie für den Wettlauf in der Regel 100—500 Yards. Mit einzelnen Ausnahmen, wie bei Festen in den Hochlanden oder auch in der Militärschule von Addiscombe, beschränken sich diese Belustigungen indessen nur auf die untern Klassen, so daß man kaum Gelegenheit hat, sie aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen.

Gleiches wiederholt sich auf dem Wasser in den Regatta's, den Ruderkämpfen und dem Wettschwimmen. Wie die Königin ihre auf das glänzendste eingerichtete eigene Yacht besitzt, so haben Hunderte vom Adel oder von reichen Privaten ihre Schiffe, mit denen sie meist während des Sommers Ausflüge an die englische und französische Küste, auch wohl ins Mittelmeer machen, oder sich an den beliebten Regattas betheiligen. In demselben Umfange findet sich auch dieses in keinem andern Lande — sehen wir dabei von den Colonieen, wie Australien, ab — und wie wichtig diese Liebhaberei für die englische Marine ist, ergiebt sich daraus, daß nicht weniger als 20,000 Matrosen auf solchen Schiffen fahren. Wird auch nur selten dadurch für die Wissenschaft Etwas gethan, wie bei der Vergnügungsfahrt, welche Lord Dufferin vor einigen Jahren in seiner Yacht nach den nördlichen Regionen unternahm, so verdankt doch eine große Anzahl von freundlichen Plätzen an den englischen Küsten und vor Allem auf der Insel Wight diesem Umstande wenn nicht ihr Bestehen, so doch ihre Blüthe. Gegen Ende der Saison nämlich, welche mit ihren Bällen und Soireen bekanntlich in die heiße Zeit fällt, strömt Alles, was nicht durch Rücksichten auf die hohe Politik, auf den Geldbeutel, oder durch sonstige Rücksichten gebunden ist, nach Ryde und andern Plätzen, und hier entfaltet sich dann ein Leben, das gegen die zu andern Jahreszeiten herrschende Ruhe gar merkwürdig absticht. Da giebt es keinen Ort, der nicht seinen Yachtclub mit den zugehörigen Präsidenten, Sekretären und wie die Würdenträger sonst heißen mögen besäße und ohne Mitglied der Clubs zu sein, kann man zu solcher Zeit kaum Anspruch darauf machen zur guten Gesellschaft gerechnet zu werden.

Schon eine Stufe niedriger stehen die Regattas mit Ruderböten. Ruderclubs bestehen so ziemlich überall, wo ein Wasser dies zuläßt und so auch auf den Universitäten Oxford und Cambridge und in Eton, das durch seine Lage an der Themse einen Vorzug vor den rivalisirenden Schulen hat. Die Wettfahrten, welche alljährlich nicht bloß zwischen den einzelnen Colleges, sondern auch zwischen den beiden Universitäten Statt finden, nehmen die allgemeinste Theilnahme in Anspruch und Jahrelang nachher werden die Namen der Sieger noch mit Stolz von den Mitgliedern der betreffenden Universität genannt.

Die Form der Böte ist sehr verschieden; besonders auffällig ist

indessen eine Art, die man auf der Themse häufig sehen kann. Sie sind 12—15 Fuß lang, voen wie hinten ganz spitz und dabei so niedrig, daß der obere Rand fast mit dem Wasserspiegel gleich ist. Der Rudernde sitzt darin flach auf dem Boden, und erfordert es dabei von seiner Seite große Geschicklichkeit, daß er nicht durch eine ungeschickte Bewegung das Gleichgewicht verliert und mit dem leichten Fahrzeug nmschlägt. Auf den verschiedenen Flüssen des Landes kehren bestimmte Wettfahrten alljährlich wieder; die an sich nicht unbedeutenden Preise, von denen manche alten Ursprungs sind, werden durch gegenseitiges Wetten noch gesteigert; doch besteht die höchste Ehre in der „Championship" und dieser Titel verbleibt dem Sieger so lange, bis ein Anderer ihm denselben streitig gemacht hat. Natürlich bedarf es aber neben großer Muskelkraft auch bedeutender Uebung und es ist sehr gewöhnlich, daß man zum z. B. auf der oberen Themse, wo wenig sonstiger Verkehr herrscht, Männern begegnet, die sich für eine Wettfahrt vorbereiten und einrudern. Da die Zeitungen nie verfehlen von dergleichen Dingen Notiz zu nehmen, so zieht ein solches Wettrudern immer Tausende von Schaulustigen an, die sonst kein Interesse daran nehmen. So waren bei dem kürzlich zwischen dem Champion der Themse und dem Champion der Tyne abgehaltenen Wettkampf um die Championship der Themse nach der Beschreibung der London Illustrated News nicht nur die beiden Ufer von Mortlake bis Richmond mit Reitern und Fußgängern dicht besät, sondern es war das Gewühl von Böten und Steamern auf dem Flusse selbst so groß, daß es zu ernsten Befürchtungen Anlaß gab. Wie bei den Wettrennen ist übrigens auch hier Alles durch bestimmte Regeln geordnet und Preisrichter wie Unparteiische haben darüber zu wachen, daß sie in allen Einzelheiten gehörig befolgt werden.

(Schluß folgt.)

---

* Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Spanischen von F. Ruperti.

1.

Martinez de la Rosa.

Schönes Fischermädchen,
Aus dem Meer, so glaub' ich,
Wurdest du geboren,
Schwester Aphroditens.
Gutgesinnte Wellen
Gaben beim Entstehen
Bläue deinen Augen,
Wankelmuth dem Busen,
Und der windérzeugte
Schaum verlieh gefällig
Scharfes Salz den Lippen,
Glänzend Weiß dem Nacken,
Und die Fluth, dem Ufer
Nahend und dann fliehend,
Gab dir schlimme Lehre,
Wie man mit der Liebe
Tändeln könn' und spielen.

2.

Derselbe.

Ob wild der Donner rollet,
Schenk' ein und laß' uns trinken!
Sahst du das Wetter jemals
In einen Weinstock schlagen?
Selbst der Vesuv, der grimme,
Er huldiget dem Bacchus
Und schonet mild die Rebe,
Die in der Lava wurzelt.
Vergebens ganz durchsucht' ich
Hesperiens schöne Gauen
Nach Helden und nach Weisen;
Ich traf nur Schutt und Asche.
Selbst von der stolzen Roma
Blieb nur ein eitles Abbild
In Herculanums Schatten,
Pompejis Grabgepränge.
Doch fand ich den Falerner
Noch feurig wie vor Zeiten,
Und eine volle Flasche
Zum Preis Horazens leert' ich.

3.

De la Casa.

Es schnitt vom Haupte Chloe
Eins ihrer blonden Haare
Und schlang es mir mit Schmeicheln
Um meine beiden Hände.
Ich lächelte im Glauben,
Es sei ein leichtes Spiel nur,
Die Schlinge zu zerreißen,
Mit der sie mich gefesselt.
Doch bitter mußt' ich klagen,
Als ich es nun versuchte;
Es war zur festen Kette
Das feine Haar geworden.

4.

Xerica.

Den Zeugen ihres frühern Glücks, den Wellen
Des Stromes, klagt' ihr bittres Leid die Hirtin,
Daß ihr geliebter Schäfer sie verlassen.
Das schöne Haar gelöst, im Trauerkleide,
Mit Thränen in den Augen sprach sie jammernd:
Nach solchen Liebesworten, solcher Fülle
Der Zärtlichkeit zerrissest dennoch frevelnd
Das holde Band du, welches uns umwebte!
O sag', wo ist die oft gelobte Treue?
Wo blieben deine feierlichen Schwüre?
Erloschen, ganz erloschen ist die Flamme,
Die einst für mich in deinem Busen brannte,
Und einsam bin ich, einsam und verlassen,
Dem Spott und Hohn der Menschen preisgegeben.
Weh' ihr, die auf der Männer Treue bauet!
Doch Rache will ich nehmen an mir selber
Für meinen Leichtsinn und für deine Falschheit;
Süß ist der Tod ihm, der das Leben haßt.
Empfanget mich, ihr stillen Flusseswogen,
Mit meinem tiefen Leid und meinen Thränen!
Sie eilt zum Stromesrand mit keckem Schritt,
Sie blickt hinab, — doch plötzlich, wie verwandelt
Und vor des Todes düsterm Bild erschrocken,
Kehrt sie sich um, und still nach Hause wandernd
Spricht zu sich selbst sie in ganz anderm Tone:
Ich Thörin, die ich war, mich so zu strafen!
Giebt es so viele, viele Männer doch,
Und nur ein Leben hab' ich zu verlieren.

5.

Derselbe.

Der holden Mutter Amors
Ward um den Liebling bange,
Der Nachts nicht schlafen konnte;
Sie fürchtete sein Sterben
Und klagt' ihr Leid den Göttern.
Da trug mitleidig Morpheus
Ihn in das Lager Hymens,
Und gleich war er entschlummert.

6.

Derselbe.

Ihre Ehre zu bewahren
Meidet Tags die schöne Chloe
Aengstlich jedes Mannes Nähe;
Aber ach, das arme Mädchen
Hat Penelopeias Schicksal,
Denn des Tags Gewebe trennet
Immer in der Nacht sie wieder.

7.

Arriaza.

Nachtigall und Lerche sangen
In die Welt' am Frühlingstag,
Während ruhig wiederkäuend
Dicht dabei ein Ochse lag.

Zwischen uns, sprach Philomele
Zu dem Stier, entscheide du.
Und der Stier mit Richterernste
Gab sein kritisch Urtheil: Mu!

* Notizen zur englischen Literatur.

Dickens hat seine neue Erzählung „A Tale of two Cities" in der von ihm an der Stelle der „Household Words" begründeten Wochenschrift „All the Year Round" beendet, und verbindet damit die Anzeige, daß fortan die erste Stelle einer ähnlichen Erzählung von gleichem Umfange eingeräumt sein soll. Wie beliebt Dickens als Schriftsteller ist, geht daraus hervor, daß auf die Nachricht von der Veröffentlichung dieser Erzählung in „All the Year Round" diese Zeitschrift sofort die dreifache Zahl von Abonnenten als früher die „Household Words" hatte, obschon dieselbe zugleich auch in monatlichen Heften erschien. Durch das sonderbare Verfahren gegen seine früheren Verleger Meßrs. Bradbury und Evans hat das Publikum übrigens nur gewonnen, indem es zwei neue Blätter erhielt. „Once a Week" ist mit Illustrationen von John Leech, Tenniel, Courbauld u. A., die meist Mitarbeiter des in demselben Verlage erscheinenden „Punch" sind, versehen und enthält Artikel aus der Feder von der bekannten Miß Martineau, Charles Reade, Tom Taylor, John Collier und anderer beliebten Schriftsteller, meist mit Nennung ihres Namens.

Am ersten November ist die erste Nummer einer neuen Monatsschrift „Macmillan's Magazine" (nach dem Namen des Verlegers) erschienen, die von David Masson redigirt wird. Es ist dies derselbe, dessen kürzlich veröffentlichtes Leben Miltons (The Life of Milton in connexion with the history of his time vol. I. 1608—1639) die allgemeinste Anerkennung gefunden hat. Die erste Nummer bringt u. A. eine Fortsetzung von „Tom Brown's School Days" unter dem Titel „Tom Brown at College" von Hughes.

Alfred Tennyson, dessen letztes größeres Werk „The Idyls of the King" nur getheilten Beifall gefunden hat, erhält für ein Gedicht, welches das Januarheft bringen wird, wie es heißt, die Summe von 250 £.

Mit dem ersten Januar wird nun auch Thackeray, der seine „Virginians" in höchst befriedigender Weise zu Ende geführt hat, eine neue Zeitschrift, und zwar unter dem Titel „Cornhill Magazine", herausgeben. Er schreibt darüber an einen Mitarbeiter: „Da unser (d. h. der Verleger, Smith, Elder und Comp.) Comptoir in Cornhill — einer Straße in der City — ist, so datiren und benennen wir unser Magazin von dem Orte seines Erscheinens. Wir hätten einen weit überraschenderen Titel wählen können; z. B. „die Themse in Flammen" war ein Name, der vorgeschlagen wurde, und wenn er in rothen Lettern in der City und auf dem Lande angekündigt wäre, so würde er ohne Zweifel die Neugier rege gemacht haben; aber der erwartungsvolle Landmann hätte, wenn er nach London Bridge gekommen wäre, den Strom in seinem gewohnten Bette dahin fließen sehen und sich ärgerlich abgewandt, weil man ihn zum Besten gehabt. Verständige Leute lassen sich durch schöne Ankündigungen und volltönende Namen nicht irre leiten. Der Unterzeichnete ist nun 25 Jahre vor der Welt gewesen, und diese hat ziemlich genau sein Maß genommen. Wir sind zu lange mit einander bekannt, als daß wir versuchen sollten einander zu betrügen; und würde ich solch ein überraschendes Faktum wie das oben erwähnte vorschlagen, so weiß ich recht wohl, wie es empfangen und der Plan enden würde. Wir hoffen eine große Zahl Leser zu erhalten und müssen vor Allem suchen sie zu unterhalten und zu fesseln. Fiction muß natürlich einen Theil — aber nur einen Theil unserer Unterhaltung bilden. Andrerseits bedürfen wir so viel Realität wie möglich — Besprechung und Erzählung von Ereignissen, die das Publikum interessiren, persönliche Erlebnisse und Beobachtungen, leicht faßliche Berichte über wissenschaftliche Entdeckungen, Beschreibungen socialer Verhältnisse — quidquid agunt homines — einen Great Eastern, eine Schlacht in China, eine Rennbahn, einen volksthümlichen Prediger — es giebt kaum ein Thema, über das wir nicht von gebildeten und unterrichteten Männern, die darüber zu sprechen im Stande sind, zu hören wünschen."

Von der Verfasserin von „John Halifax" — denn es ist eine Dame, after all, Miß Muloch — haben wir einen neuen Roman „A Life for a Life", der auf das Wärmste empfohlen zu werden verdient. Auch Mrs. Beecher Stowe's (Uncle Tom's Cabin) letztes Werk „The Minister's Wooing" wird in nächster Zeit bei Tauchnitz erscheinen. Die englischen Blätter haben sich im Allgemeinen recht günstig darüber ausgesprochen und finden nur das theologische und abolitionistische Beiwerk, das in oft ermüdender Breite der eigentlichen Geschichte umgehängt ist, zu tadeln. Es ist nämlich, nach dem „Athenaeum", zugleich eine Liebesgeschichte, ein religiöser Roman und eine historische oder vielmehr biographische Dichtung und schildert die Sitten und streng religiöse Lebensweise in Neuengland zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Palleske's „Leben Schillers" ist in englischer Uebersetzung von Lady Wallace erschienen. Die meisten Blätter haben sich sehr günstig darüber ausgesprochen, wenn sich auch hin und wieder ein Tadel findet, daß das Buch zu viele Phrasen enthalte, die weder in der Uebersetzung verständlich noch von der Uebersetzerin im Original verstanden sein möchten. Eine Ausnahme davon macht das „Athenaeum", das freilich häufig gegen Alles, was Deutsch ist oder von Deutschen in Kunst und Wissenschaft geleistet wird, ungerecht und absprechend ist. Der Kritiker im „Athenaeum" hält es dem englischen Gefühle zuwider, wenn man einen Mann auf Unkosten eines andern erheben wolle, und meint, es würde keinem Engländer einfallen Ben Jonson als einen eingebildeten Pedanten hinstellen zu wollen um Shakspere gebührend zu preisen. Zum Schlusse heißt es: „Diejenigen, an die solche Sentimentalitäten appelliren, werden hier Nahrung finden, die ihnen viele Tage vorhält. Es ist erst, wenn der Biograph in die Gegenwart des Todes tritt, daß seine Erzählung einfach und ernst wird. Die letzten Seiten des Buches machen einigermaßen die mit Flitterwerk überladenen Paragraphen, welche den größeren Theil desselben bilden, wieder gut. Für Alle, welche in einem Werke die Quintessenz der Anekdoten, Thatsachen, Gedanken und kritischen Urtheile über einen reichen Gegenstand, die sich in den Memoiren, den veröffentlichten Briefen und Schriften der neuern deutschen Literatur finden, gesammelt zu sehen wünschen, muß das Leben Schillers erst noch geschrieben werden. Herr Palleske wird Mr. Carlyle nicht verdrängen. Dieser hat ein Kunstwerk hervorgebracht: jener hat eben so viel an Herrn Palleske als an Schiller gedacht."

Die kriegerischen Aussichten haben auch auf den Büchermarkt einen ungünstigen Einfluß gehabt. Von bedeutenderen Reisewerken ist so gut wie Nichts erschienen. Die Herren Burton und Speke, die im Laufe des Jahres von ihrer Expedition ins Innere Afrikas zurückgekehrt sind, veröffentlichen einstweilen in „Blackwood's Magazine" einige Aufzeichnungen aus ihrem Tagebuche. Wer sich dafür interessirt, kann Genaueres darüber in den letzten Heften des „Auslandes" nachlesen. Mit Ungeduld sieht man dagegen dem Werke entgegen, das Capitain M'Clintock unter dem Titel „Narrative of the Voyage of the Fox in the Arctic Seas and of the Fate of Sir John Franklin and his Companions" in nächster Zeit bei Murray erscheinen läßt. Auf der Auction, welche Murray jährlich gegen Weihnachten von seinen Verlagswerken abzuhalten pflegt, wurden von den anwesenden Buchhändlern sofort 7600 Exemplare erstanden und die eingelaufenen Bestellungen sollen jetzt bereits die Zahl von 12,000 Exemplaren erreicht haben. Davon hat Mudie allein 3000 für seine Leihbibliothek genommen — das sicherste Zeichen, daß in den kommenden Christmas Holidays M'Clintock in ganz England gelesen und besprochen wird. Die Mudie'sche Leihbibliothek, die wohl kaum eine zweite an die Seite zu setzen wäre, versorgt einen großen Theil des Publikums mit Lektüre und eine

Menge von Lesegesellschaften auf dem Lande beziehen für ein Abonnement von 5 £ jährlich von hier ihre Bücher. Dem entsprechend wächst die Bibliothek jährlich um mehr als 120,000 Bände. Auch „Adam Bede“ von George Eliot — dessen Verhältnisse übrigens ziemlich apokryph sein müssen, da sie eine längere Controverse veranlaßt haben — findet sich dort in 2500 Exemplaren; ein Buch das bei ausländischen Lesern vielleicht weniger Anklang findet, weil ein nicht unbedeutender Theil der darin geschilderten Unterhaltungen in besonderen Dialekt geschrieben sind.

Schließlich sei noch Sir John Emerson Tennent's „Ceylon: an account of the Island, Physical, Historical and Topographical.“ 2 vol. Longmann, erwähnt, das nach den daraus mitgetheilten Auszügen zu urtheilen, ein ebenso gründliches und belehrendes wie interessantes Werk zu sein scheint.

Feuilleton.

—* **Neue literarische Erscheinungen.** Kulturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart. Von A. W. Ambros. — Dr. Eduard Hanslicks Lehre vom Musikalisch-Schönen. Eine Abwehr von F. P. Laurencin. — Neue Novellen von A. von Auer. 3 Bde. — Ein Sohn Napoleons. (Herzog von Reichsstadt.) Geschichtliches Lebensbild von Max Ring. 2 Bde. — Meine Mitgefangenen. Gedichte von Theodor Oelkers. — Die Götterwelt der Deutschen und nordischen Völker. Von W. Mannhardt. — Der Eselsfresser. Roman von Karl von Holtei. 6 Bde.

—* Die Schillerrede, welche Jakob Grimm in der Akademie zu Berlin gehalten hat, ist gedruckt; die erste Auflage wurde in zwei Tagen vergriffen.

—* Ein neues Schauspiel von Paul Heyse „Elisabeth Charlotte“ ist als Manuscript gedruckt und verschickt worden. Die Hauptfigur ist jene Pfalzgräfin, welche am Hofe Ludwigs XIV. als Gattin des Herzogs von Orleans eine so eigenthümliche Rolle spielte; diese Verheirathung gab dem Könige einen Vorwand für seinen dritten Krieg, welcher den Rheinstädten das Verderben brachte.

—* Die Universität Leipzig beging am 2. December das Jubelfest ihres 450jährigen Bestehens in der Paulinerkirche und in der Aula, Abends mit einem Fackelzug. Die Festrede hielt Wächter.

—* In Düsseldorf starb am 1. December nach langen schweren Leiden der Historienmaler Alfred Rethel, welcher die berühmten Fresken im Kaisersaale zu Aachen malte. Er war geboren 1816; seine letzten Lebensjahre brachte er in Geisteszerrüttung zu.

—* Bremen, 9. December. Der im hiesigen Künstlerverein am Mittwoch, 7. d. M., von Herrn Dr. H. A. Müller gehaltene Vortrag hatte den Kölner Dom sowohl in seiner Entstehung und mittelalterlichen Vergangenheit, als in der Wiederaufnahme seines Baues und seiner Gegenwart zum Gegenstande. Demnach erörterte der Vortragende zunächst die wichtige, sehr verschieden beantwortete Frage, ob mit dem Chorbau, als dem zuerst begonnenen Theile des Domes, zugleich auch der Plan zu dem ganzen Gebäude entstanden, oder ob zunächst nur der jetzige Chor in Folge des Brandes, der die ältere Domkirche am 30. April 1248 betraf, bezweckt worden sei. Er entschied sich für Letzteres, weil weder in den wenigen Monaten vom Brande bis zur Grundsteinlegung des Chores, am 14. August jenes Jahres, noch auch vor dem Brande der Plan zu dem ganzen jetzigen Dome entstanden sein könne, was bei der damaligen Neuheit des gothischen Baustils in Deutschland und bei den auffallenden stilistischen Unterschieden zwischen Chor und Langhaus nicht anzunehmen sei. Nachdem darauf die Entlehnung des Kölner Domchors aus Amiens und die Weiterbildung desselben in den Baugliedern sowohl des Innern als des Aeußeren nachgewiesen war, wurde der Einfluß hervorgehoben, den schon im 13. Jahrhundert dieser Chor auf einige benachbarte rheinische Kirchen (Altenberg und Xanten) ausgeübt hat. Dem Chor folgte sodann die durch einen ausgestellten Grundriß veranschaulichte Beschreibung der Anlage der ganzen Kirche und ihres Aufbaues im Innern und im Aeußeren, wobei der Vortrag besonders auch bei den durch Sulpice Boisserée nachgewiesenen Zahlenverhältnissen aller Dimensionen verweilte. Nach einer Charakteristik der Eigenthümlichkeiten in den Pfeilern und ihren Diensten, in den Gewölben und ihren Rippen, in den Fenstern, Portalen u. s. w. wurde der projectirte Bau der westlichen Doppelthürme nach den vorhandenen Zeichnungen beschrieben und einer Beurtheilung unterworfen, die weniger als die meisten der sonstigen Beurtheilungen, zu Gunsten dieser Doppelthürme ausfiel, indem der Redner bei allem Lobe, das er den einzelnen Theilen spendete, der Façade als solcher doch eine durch beständige Wiederholungen derselben Motive hervorgebrachte große Monotonie vorwarf. Von den übrigen Theilen des Aeußeren wurden besonders die zum großen Theile neue Südseite und der projectirte Thurm der Vierung betrachtet. Es folgte sodann die bekannte mittelalterliche Geschichte des Domes und die sich daran knüpfenden Namen der Baumeister, die Erwähnung seines 3 Jahrhunderte dauernden ruinenhaften Zustandes und die Geschichte der Wiederaufnahme seines Baues in unserem Jahrhundert, wobei nach kurzer Bemerkung über die eben nicht glückliche Bauthätigkeit des Inspector Ahlert die des verdienstvollen Geh. Oberbauraths Zwirner in zwei Zeiträume, den der bloßen Restauration und den des Weiterbaues, getheilt wurde. Aus letzterem ward des seit der baulichen Vollendung des Südportals, also seit 1855, von Zwirner wie vom Bildhauer Mohr Geschehenen ausführlicher gedacht. Den Schluß des Vortrages bildete die Darlegung, in welcher Weise die Wiederaufnahme des Kölner Dombaues als der große Ausgangspunkt der heutigen Wiedergeburt der Gothik zu betrachten sei, wobei auch des Unsinns gedacht wurde, den der englische Premierminister noch vor wenigen Monaten über den Stil und die Anwendung der Gothik im Unterhause vorgebracht hatte.

—* Die neue Ausgabe der Schriften Heinrichs von Kleist ist jetzt mit der 10. Lieferung beendet. Der Herausgeber Julian Schmidt schließt mit einer Anzahl von Bemerkungen zu den verschiedenen Werken des Dichters und mit dem folgenden Nachwort: „Erst bei dem Abschluß dieser Sammlung erfuhr ich die Existenz von zweiundsechzig Briefen Kleist's an seine Schwester Ulrike im Original. Herr Professor Koberstein, der Besitzer derselben, der sie herauszugeben im Begriff steht, hat mir freundlichst die genaue Durchsicht derselben gestattet. — Es freut mich, daß in meiner Auffassung des Dichters, seines Charakters und seines Lebens nichts dadurch geändert wird; nur einen Umstand habe ich falsch angegeben, die Dauer der Gefangenschaft in Joux. Kleist war am 17. Februar 1807 auf dem Transport nach Frankreich in Marburg, und schon am 23. April schreibt er aus Chalons; die Haft in Joux hat also nur wenige Wochen gedauert. — Die Jugendbriefe an die Schwester sind ganz in der Art der Briefe an Wilhelmine; der Familienname seiner Braut war von Zenge; ihr späterer Gemahl Professor Krug, der Kantianer, der von Frankfurt a. O. erst nach Königsberg, dann nach Leipzig versetzt wurde. — Der Brief über die vermeintliche Unsicherheit der Erkenntnißquellen ist fast wörtlich an Ulrike wiederholt; bemerkenswerth war mir die Sorgfalt, mit der Kleist auch in leidenschaftlichen Ausbrüchen seine Briefe stilistisch feilte. — Ueber die Würzburg-Wiener Reise findet sich einiges, was aber die Sache nur noch dunkler macht; seine Phantasie scheint dabei eine große Rolle gespielt zu haben. In allen diesen Begebenheiten hat ihn Ulrike mit Aufopferung fast ihres ganzen Vermögens unterstützt. — Ueber den Bruch mit seiner Braut kein Wort, obgleich aus dieser Zeit mehrere Briefe da sind, und obgleich die Zenge's einigemale gegrüßt werden. — Aus Wieland's Haus scheint ihn eine Liebe zu Wieland's Tochter vertrieben zu haben, wenn nicht auch das ein Phantasiebild war; Wieland's Brief über seinen Dichterberuf bewahrte er auch später als Heiligthum. — Ueber die Familie Schroffenstein theilt mir Professor Koberstein noch zwei Recensionen mit, eine in der Allg. deutsch. Bibl. Bd. 85, die andere in der Zeitung für die elegante Welt 1803 Nr. 91. In jener heißt es: „Abermal ein Versuchstück aus der Classe derer, die von einer Seite manch Gutes hoffen und von der andern viel Schlimmes wieder befürchten lassen. — Versucht der Ungenannte sich wieder im Drama, so wird sein nächstes Werk über die Reputation des Autors entscheiden. Entweder etwas ungleich Besseres, oder es ist um seinen Tact und Geschmack auf immer geschehen.“ In dieser: „Ein sehr ausgezeichnetes geniales Produkt. Jeder gebildete Leser dieses Stücks wird das Inkorrekte, Unzusammenhängende, Wilde, mit einem Wort Jugendliche, das darin herrscht, auf den ersten Blick erkennen, und gerade hierauf stützt sich die schönste Hoffnung bei demselben, daß nämlich der Verfasser erst ein angehender junger Schriftsteller ist. Ebensowenig aber kann ihm der eigne selbständige Geist entgehen, der darin durchgängig herrscht, und der sowohl aus den einzelnen Partien als aus der kühn gedachten Anlage des Ganzen hervorleuchtet. Goethe und Schiller scheinen dem Verfasser weniger zu Vorbildern gedient zu haben, als die Quelle der modernen dramatischen Poesie selbst — Shakspere, an dem sich sein Genie innig erwärmt hat.“ Der Brief aus Paris, in welchem Kleist die Vernichtung des Guiscard meldet, ist erschütternd. Die Reise nach Boulogne war beabsichtigt; er wollte den französischen Feldzug gegen England mitmachen und auf dem Meer den Heldentod sterben. Daß er in dieser Periode dem Wahnsinn nahe war, fühlte er später selbst. Politisches Interesse hat er damals gar keines; er sagt es einmal ausdrücklich; es erwachte erst, als der Bonapartismus seine eigenen Hoffnungen in Dresden zertrümmerte. Nach seiner Rückkehr in Berlin suchte er sehr ernstlich um eine Anstellung nach; man wies ihn lange Zeit ab; der eine General tadelte ihn, „Verse“ zu machen. Auch hier mußte stets Ulrike aushelfen. Obgleich auch in Königsberg sehr trübsinnig, hatte er sich doch von der dunkeln Macht mehr befreit, die seinen Geist umfing. — Die erste Zeit in Dresden war hoffnungsreich; der Phöbus sollte die Grundlage einer großen buchhändlerischen Unternehmung werden, zu der Ulrike wieder beitragen sollte. Ueber den letzten Berliner Aufenthalt erfahren wir leider wenig; von Henriette Vogel nichts. Der letzte Brief an Ulrike, am Tage seines Todes, ist ebenso schrecklich als der an Fr. von Müller: zum Dank für ihre vielen Wohlthaten wünscht er ihr, mit halb der Heiterkeit zu sterben als er selber.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 51. Bremen, 18. December. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Berliner Neubauten. *

Von A. Lücke.

Mehr als zwei Jahre sind es nun schon, daß von Zeit zu Zeit Nachrichten, Beschreibungen und Erzählungen in den öffentlichen Blättern über den Bau des neuen Victoria-Theaters das Publikum unterhalten oder langweilen. Zu öfteren Malen schon war der Tag festgestellt, an welchem die Eröffnung stattfinden sollte, noch häufiger aber waren die Unterbrechungen, die der Bau erlitt, und die Augenblicke, wo das Unternehmen dem Bankrotte verfallen schien, dem Bankrotte, bevor es ins Leben getreten war. Für solche, die einmal einen Blick in das Getriebe einer Theaterverwaltung gethan, mit einiger Aufmerksamkeit den Gang einer solchen verfolgt und ihr Verhältniß zu den Bedingungen einer Theaterexistenz beobachtet haben — für Solche war von Anfang an das Unternehmen ein völlig aussichtsloses. Die Begründung oder Leitung eines Theaters mag und muß wohl außerordentlich viel Verlockendes an sich haben; hundertfältige Erfahrung beweist es aber, daß selbst für talentvolle und mit Geldmitteln wohlversehene Leute der Weg eines Bühnenleiters ein dornenvoller und in der Regel verlustreicher ist. Wenn dies schon unbestreitbar ist beim Vorhandensein günstiger Vorbedingungen, so gehört wahrlich eine geringe Gabe von prophetischem Geiste dazu, um unter dem Vorwalten von nur ungünstigen Verhältnissen einen üblen Erfolg mit Sicherheit voraussagen zu können.

Der nominelle Erbauer der neuen Theaters und factische Inhaber der Theater-Concession, Herr Cerf, besitzt weder Talent zur Leitung einer Bühne noch irgendwelche Geldmittel zur Erbauung eines Theaters. Er erbte von seinem Vater die Concession und das sich in ziemlich blühendem Zustande befindende königsstädtische Theater; seine Verwaltungsmaßregeln aber vom ersten Tage seiner Direction an waren von der Art, daß man hätte annehmen können, er habe die wichtigsten und dringendsten Gründe, sein Theater zu ruiniren. Es ging denn auch sehr schnell abwärts mit der Anstalt, und zuletzt besaß Herr Cerf von dem ganzen Erbe seines Vaters nichts mehr als die Concession. Diese letztere, obgleich unveräußerbar, da sie nur auf die Person des Herrn Cerf und seiner Erben lautete, gestattete dennoch eine Verwendung durch einen Zweiten, sobald sich derselbe als Compagnon oder Unterdirector des Inhabers hinstellte. Auf diesem Wege entstand nach dem Untergange des alten berühmten königsstädtischen Theaters das neue königsstädtische Vaudeville- (jetzt Wallner-)Theater unter Leitung des bekannten Wallner, der dasselbe ganz aus eigenen Mitteln und auf eigene Verantwortung gründete. Doch den ehemaligen Director einer großen Kunstanstalt gelüstete nach weiterem Dirigiren (was ihm natürlich in seinem Verhältnisse zu Wallner nicht gestattet war) und nach einer einträglicheren Verwerthung seiner Concession. Durch den Director der Dessauer Bank, Herrn Ruland, erlangte er die Zusage zur Herleihung der zum Baue eines großartigen Theaters nothwendigen Kapitalien. Das Geschäft gereichte der Einsicht jenes Finanzmannes durchaus nicht zur Empfehlung, und die Creditgesellschaft beeilte sich, nach dem Abtreten des Herrn Ruland, die gemachten Zusicherungen rückgängig zu machen und die bereits geschehenen bedeutenden Zahlungen abzuschließen. Das war der erste Schlag, der das Unternehmen traf; der zweite bestand darin, daß dem Director Wallner, der sich durch die Erfolge seiner Direction Zeitraum und Gönner erworben hatte, eine selbstständige Concession ertheilt wurde, welche den Fortbestand seines Theaters, der durch die anderweitige Verwendung der Cerf'schen Concession unmöglich wurde, sicherte und dadurch dem Victoria-Theater eine Concurrenz verschaffte, auf welche nicht gerechnet worden war. Der Bau des letzteren war mittlerweile so weit vorgerückt, daß ein Aufgeben desselben einer Menge von Leuten, namentlich den dabei beschäftigten Bauhandwerkern, die größten Verluste bereitet hätte. Hauptsächlich von ihnen und in ihrem Interesse wurden neue Geldmittel herbeigeschafft, die aber, so bedeutend sie auch waren, doch bei Weitem nicht zur Vollendung des Baues ausreichten; ihr Versiegen hatte eine zweite langwierige Sistirung des Baues zur Folge. Wahrscheinlich durch das Hineinflechten so vieler Interessen in die Anlegenheit veranlaßt gab zuletzt, nach manchen andern widrigen Zwischenfällen, der Prinz-Regent eine bedeutende Summe aus seinen Privatmitteln zur Vollendung des Baues her, (ob sie endgültig ausreicht, erscheint noch keineswegs gewiß), unter dem Namen der Vorausbezahlung des Abonnements auf seine Loge für mehrere Jahre. Die Kapitaldarleiher sowohl als die Lieferanten und Bauhandwerker, welche einen großen Theil ihrer Forderungen auf das Gebäude und die künftigen Einnahmen einschreiben lassen mußten, verlangten nun eine größere Sicherheit, als die Fähigkeiten des Herrn Cerf sie ihnen zu bieten schienen, und die Folge aller der nothwendig gewordenen Zusagen und Verpflichtungen war, daß der Bauherr und Director sich contractlich des Rechts der Einmischung in die Bau- und Directions-Angelegenheiten begab und sich mit dem Genusse eines jährlichen Gehaltes von 2000 Thalern begnügte, bis zu dem Zeitpunkte, wo gewisse Hauptforderungen befriedigt sein würden.

Nach dem glücklichen Zustandekommen des Baues (und der Ausstattung) wird sich nun die kritische Frage erheben: wie die großen Einnahmen zuwege bringen, welche nothwendig sind, um so zahlreichen Verpflichtungen und außerdem den Erfordernissen zur Verwaltung eines so großartig angelegten Unternehmens zu genügen? Zur Erzielung großer Einnahmen gehört vor Allem ein zahlreiches theaterliebendes Publikum. Ein solches kann sich mit der Zeit in Berlin bilden, ist aber keineswegs schon vorhanden; ferner sind un-

bedingt dazu nöthig gute oder wenigstens effectvolle Stücke; beide Gattungen von dramatischen Productionen sind selten, so daß sie kaum zur Versorgung der jetzt bestehenden Berliner Bühnen ausreichen. Für die großartigen und glänzenden Räume des neuen Theaters, welches in beiden Beziehungen unser weites und prachtvolles Opernhaus übertreffen soll, werden diese Stücke doppelt so gut und effectvoll ausfallen müssen, als dies in den kleineren (dem Wallner'schen und dem Friedrich-Wilhelmstädtischen) Häusern nothwendig ist, wenn sie nicht abfallen sollen. Erfahrungsmäßig büßen Spieloper, feineres Conversations-Lustspiel und die Stücke niedern Genres einen großen Theil ihrer Wirkung ein in weiten und reichdekorirten Räumen. Eine dritte unerläßliche Nothwendigkeit sind gute, und in diesen Räumen wieder doppelt gute Schauspieler. Woher aber diese nehmen, wenn schon die Hofbühnen mit ihren enormen Gagen sich größtentheils mit Mittelmäßigkeiten begnügen müssen? In das Programm des neuen Theaters sind Spieloper und und französisches Lustspiel mit aufgenommen; die eine und das andere finden aus mehrfachen und sehr triftigen Gründen durchaus keinen Boden mehr in Berlin. Die abgeleierten und schnell verblaßten Melodien von Bellini und Donizetti, selbst die meisten von Rossini mag man ebensowenig hören, als die Schreioper (die Italiäner selbst nennen sie so) von Verdi, der selbst im günstigsten Falle allein das Repertoir nicht versehen konnte. Was neben ihm in Italien noch componirt, wäre in Berlin gar nicht vorführbar. Ebenso ist das französische Lustspiel einerseits zu sehr heruntergekommen, andrerseits in seinen annehmbaren Producten durch Uebersetzungen zu schnell verbreitet, als daß es Anziehungskraft ausüben könnte, wozu noch kommt, daß die ins Ausland gehenden Truppen den Ansprüchen, welche man hier stellt, nicht genügen, wie dies das Beispiel der meisten neueren Unternehmen dieser Art beweist. So wird dem neuen Victoria-Theater allem Anschein nach als einzige einigermaßen ergiebige Einnahmequelle nur das Spektakel- und Ausstattungsstück bleiben, dessen Erfolge allein jedoch schwerlich ausreichen werden, das Institut zu halten. Die artistische Leitung ist dem Herrn Cornet übertragen worden, einem Manne, dem die Journalistik, in Hinweisung auf seine Leitung des Operntheaters in Wien, bedeutende Fähigkeiten nachrühmt. Was im Stadtgespräche über seine bis jetzt bewirkten Engagements verlautet, stimmt nicht ganz zu jenem Rufe; indessen wäre auf dergleichen Gerüchte nicht viel zu geben. Bedenklicher dagegen klingen die in den Berliner Zeitungen jetzt lautwerdenden Klagen von Seiten der Directoren der andern Theater über die Versuche, die von gewisser Seite gemacht würden, ihnen die besten Mitglieder ihres Personals abtrünnig zu machen.

Nach der Feststellung des Bauplanes zum neuen Börsengebäude ist das Werk im Verhältniß zu der seitdem verflossenen Zeit ziemlich schnell gefördert worden, so daß sich auf den gewaltigen Grundmauern schon theilweise die Mauern des Erdgeschosses erheben. Wenn diese geringen Anfänge schon auf ungewöhnlich großartige Verhältnisse schließen lassen, so giebt ein seit Kurzem im Akademie-Gebäude ausgestelltes vollständiges Modell des Bauwerkes, in Gyps und in ziemlich bedeutender Größe ausgeführt, eine vollkommene Anschauung des Ganzen in seiner Vollendung. Es wird ein wahrhaft fürstlicher Palast sein, an Größe sowohl als an Reichthum der künstlerischen Ausschmückung; letztere geht sogar noch weit hinaus über das Maß desjenigen, was in unsrer Zeit Fürsten für die Ausstattung ihrer Paläste zu thun vermögen und pflegen. Die Römer zur Zeit ihrer Weltherrschaft verwendeten zu ihren Kolossal- und Prachtbauten Säulen aus polirtem Granit, welche nach der Zerstörung dieser Bauten noch in späteren Jahrhunderten und noch jetzt den Schmuck und den Stolz andrer Paläste bildeten und bilden, indem ihr Material, abgesehen von seiner Schönheit, durch die Schwierigkeit der Behandlung zu einem der kostbarsten wird. Unwillkürlich denkt man an die Weltherrschaft des Kapitals in unserer Zeit, wenn man vernimmt, daß das halbe Hundert Säulen, welche an dem neuen Börsengebäude angebracht sind, ebenfalls aus polirtem Granite bestehen werden. Die Lieferung derselben ist bereits contractlich festgestellt. Außer einer Hauptgruppe von Figuren auf der Mitte des Gebäudes erblickt man noch andere dreißig und einige Statuen, theils auf der Balustrade des Daches, theils in Nischen an der Façade, sowie eine Anzahl von Reliefs. Die Hauptfaçade zeigt einen Mittelkörper und zwei vorspringende Seitenflügel, welche letzteren wieder durch eine bis zum ersten Stockwerke reichende Colonnade verbunden werden. Die zweite Façade (das Gebäude bildet die Ecke zweier Straßen) zeigt dieselbe Construction und Gliederung, jedoch ohne das Vorspringen der Seitenflügel. Die Friedrichsbrücke und das jenseitige Ufer der Spree werden die vortheilhafteste, durch Nichts gehinderte Ansicht des Prachtbaus gewähren, der sich ebenbürtig neben die nahestehenden Staatsbauten des älteren und neuen Museums und des Doms stellen kann, und der wenigstens ohne Demüthigung selbst zu dem herrlichen königlichen Schlosse hinüberschauen darf. Der Baumeister ist der Oberbaurath Hitzig.

---

* Die englischen Sports.

Von Wilhelm Sattler.

(Schluß.)

An die Stelle der Hahnengefechte, welche jetzt allerdings nur noch sehr vereinzelt vorkommen möchten, ist das Fangen und Tödten von Ratten durch besonders dazu abgerichtete Hunde getreten, und diese brutale Art von Sport ist hier nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, wenn sie sich auch mit wenigen Ausnahmen nur auf die untersten Schichten der Bevölkerung beschränkt. Unter diesen hat sie jedoch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Freunden und Anhängern, die in Ermangelung besseren Sports, oder aus Rohheit sich damit ergötzen. Nicht selten begegnet man, besonders an einem Sonntagnachmittage in den Vorstädten Londons schmutzig und unheimlich aussehenden Gestalten, die mit ihren Kötern unter dem Arm und in Begleitung von ein Paar Freunden dem Freien zueilen, um sich dort in dieser Weise zu vergnügen. Auch giebt es in der Stadt eine Anzahl von public houses, deren Besitzer eigene Lokale zu diesem Zwecke eingerichtet haben. In eisernen Käfigen werden die Ratten in einen meist runden Raum — the pit — mit etwa armshohen Barrieren gebracht, und es gilt dann, daß der Hund in einer gewissen Zeit eine bestimmte Anzahl Ratten tödtet. Oft genug wehren sich diese Thiere auf das Hartnäckigste und beißen sich derart an des Hundes Schnauze fest, daß die Wette dadurch verloren geht. Diese Lokale sollen sich eines starken und regelmäßigen Besuches zu erfreuen haben, doch ist es für einen Fremden weder gerathen, sich in eine solche Gesellschaft zu wagen, noch würde er sich wegen der vielen ihm schwer verständlichen „slang“ und „cant“ Ausdrücke einen deutlichen Begriff von der daselbst geführten Unterhaltung verschaffen können. Ich vermag daher auch nicht aus eigner Erfahrung darüber zu sprechen, und die Schilderung, welche ein genauer Kenner des Londoner Lebens, Mr. Mayhew in seinem neuesten Werke: »Gepflastert mit Gold« davon giebt, wird schwerlich in irgend Jemand das Verlangen erwecken, das rohe Treiben kennen zu lernen. Der Consum von Ratten in diesen Lokalen ist so bedeutend, daß sie einen förmlichen Handelsartikel bilden; eigene Händler übernehmen es, die erforderliche Menge auf Bestellung zu liefern, und diese kaufen sie wieder, das Stück zu 3 *d.* von Leuten, die sich ihr Brod damit verdienen, daß sie solche Thiere in den Gräben und Abzugskanälen einfangen.

Aehnlich verhält es sich mit der »edlen Kunst« des Boxens, für das mit einigen verwandten Disciplinen auch der gemeinsame

Ausdruck „the Ring“ (von dem dabei gebildeten Kreise) gebraucht wird. Die hin und wieder noch verbreitete Ansicht, als ob ein jeder Engländer wenn nicht von Geburt, so doch durch beständige Uebung Boxer von Profession sei, paßt auf die Gegenwart ebenso wenig, wie etwa, daß ein englischer Minister sich heutzutage an einem Sonntag Morgen duelliren sollte, weil zu Anfang des Jahrhunderts der jüngere Pitt es noch gethan hat. Unter Georg II. war das Boxen allerdings nicht bloß fashionable geworden, sondern machte auch die Hauptbelustigung der Sonntage aus, weil unter den gesetzlich verbotenen Vergnügungen dieses zufällig nicht namhaft gemacht war. Derartige Fälle stehen in den Annalen der englischen Gesetzgebung bekanntlich nicht vereinzelt da, wie es denn noch vor wenigen Jahren in Folge der Freisprechung eines Mannes, der einem Andern die Nase verstümmelt hatte, einer besondern Parlamentsakte bedurft hat, um die Nase für einen integrirenden Theil des menschlichen Körpers zu erklären. Damals nun gehörte das Boxen so sehr zum guten Ton, daß nicht selten Gentlemen eine Ehre darin suchten mit dem Ersten Besten anzubinden, um auf öffentlicher Straße ihre Kraft und Gewandtheit an den Tag zu legen. Der Ruf eines guten Fuchsjägers und Boxers war oft gepaart, wie ein Zug aus dem Leben des bereits erwähnten Assheton Smith beweisen mag. Nachdem er sich eines Tages mit einem Kärrner geboxt, bloß weil dieser zufällig sein Pferd berührt hatte, schickte er ihm durch seinen Stallknecht zwei £ als Schmerzensgeld, fuhr dann mit einem Stücke rohen Beefsteaks auf seinem dick angeschwollenen Auge zu einem Mittagsessen und belobte hier öffentlich den Mann wegen der Unerschrockenheit, mit der er seinen plötzlichen Angriff ausgehalten habe. Heutzutage muß man schon lange in England gewesen sein, um einmal zufällig Zeuge von einem solchen Straßenkampfe zu werden — findet er aber Statt, so bildet sich sofort ein Kreis, aus dem Einer oder Zwei das Amt eines Unparteiischen übernehmen und von den Umstehenden gewissenhaft darin unterstützt werden, daß Alles ordentlich nach Regel und Vorschrift zugehe und fair play beobachtet werde. Dies, sowie der Umstand, daß hiebei nicht bloße physische Stärke den Ausschlag giebt und selbst ein Schwächling durch Gewandtheit und ruhige Haltung es mit einem sonst überlegenen Gegner aufzunehmen vermag, sind nicht geringe Vorzüge des Boxens. Sein Einfluß zeigt sich unleugbar auch in manchen Eigenthümlichkeiten des englischen Volkscharakters, im Leben wie schon früh auf der Schule. Hier jedoch kommen ernstere Kämpfe nur selten vor: „I'll bet you“ ist ein Ausruf, den man weit häufiger hört, als „I'll box you“, — wenngleich die in der Regel dreimal wöchentlich stattfindenden Boxübungen mit Handschuhen von den Knaben mit großem Eifer betrieben werden, nach dem Sprüchworte „Si vis pacem, para bellum.“ Es findet das Boxen daher warme Vertheidiger, und da besonders Knaben nicht gut ohne Streit leben können, ist der Grundsatz, der ihnen eingeprägt wird: schlage eine Herausforderung aus — sage aber nicht bloß Nein, weil du fürchtest durchgebläut zu werden, gewiß auch weiteren Kreisen zu empfehlen.

Freilich giebt es aber noch viele Boxer von Profession, deren zum Theil höchst wunderliche Beinamen „familiar as household words“ im Munde der sporting Welt sind. Ihre Thaten werden in den Tagesblättern ausführlich geschildert und in vielgelesenen Büchern der Nachwelt zum Muster aufgestellt. Ein solches führt z. B. den Titel: „Die Kämpfe um die Championship und andere Wettkämpfe; ein vollständiger Bericht über alle Kämpfe um die Championship von den Tagen Figg's und Broughton's bis auf die Gegenwart, sowie mancher anderer berühmten Wettkämpfe, einschließlich der Thaten von Jem Burn, Whiteheaded Bob, Young Dutch Sam, Hammer Lane, Jemmy Welsh u. A. Gesammelt und geordnet von einem der Redakteure von Bell's Life. Preis 5 *sh.* Zu haben auf allen Eisenbahnstationen.“

Auffällig mag dabei erscheinen, daß dies Journal die Namen der Kämpfer sowie die für die einzelnen Wettkämpfe festgesetzten Tage veröffentlicht, den Empfang von Geld, das vor dem Kampfe von den Parteien deponirt wird, bescheinigt, Herausforderungen mit den näheren Bedingungen enthält und überhaupt Alles thut, was der Sache Verbreitung und Interesse zu geben vermag, obschon sie gesetzlich verboten ist, und die Polizei jedesmal ängstlich darüber aus ist, solche Boxkämpfe zu verhindern.

Um nun anschaulich zu machen, wie es dabei herzugehen pflegt, zugleich aber auch eine Probe von dem Ton zu geben, in welchem solche Referate meistens abgefaßt sind, mag noch die Schilderung eines Kampfes nach einer freilich schon älteren Nummer von Bell's Life im Auszuge mitgetheilt werden. Da heißt es: „Kampf zwischen Black Joe und Newton, um 50 £. Dieser sollte am vorigen Dienstag vor sich gehen. Am Montag Abend gingen die Männer nach K. (Name eines Bierhauses) um gewogen zu werden, wo Beide etwas unter dem festgesetzten Gewicht von neun Stein (à 14 ℔) waren. Der Ort des Kampfes wurde dann festgestellt und zwar die Gegend von Woore gewählt, wo sie zwischen 12 und 1 im Ringe sein sollten. Sie trafen zur bestimmten Zeit dort ein, ein Ring wurde alsbald gebildet, aber noch ehe sie anfangen konnten, machte eine Polizeiabtheilung ihre unwillkommne Erscheinung. Nun zog man hin und her, aber die Polizei war wachsam, und bald wurde es klar, daß man an dem Tage nicht zum Kampfe werde kommen können. Nach langem Hin- und Herstreiten einigte man sich endlich dahin, sich am folgenden Morgen zwischen 6—7 Uhr an einem andern Orte zu treffen und hoffte man, daß die frühe Stunde das Einschreiten der Polizei verhindern werde. Aber zu ihrem Kummer fanden sie auch dann den Ort bereits durch eine Abtheilung der Staffordshire Constables besetzt. Man mußte sich daher in die angränzende County begeben, wo der Ring an einem Orte gebildet wurde, welcher bereits der Schauplatz manchen tapfern Kampfes gewesen ist. Beträchtlichen Aufenthalt verursachte die Wahl eines Unparteiischen, und erst nachdem diese Schwierigkeit gehoben war, traten die beiden Kämpfer vor, Black Joe begleitet von Tim Bramman und einem Zweiten, Newton von Charley Flaxton und Philip Harrison. Es ist vollständig überflüssig den Kampf, wenn man es überhaupt einen Kampf nennen kann, beschreiben zu wollen. Beide Kämpfer waren in ziemlich gutem Zustande (beiläufig bemerkt, ist dies auch der Ausdruck für Pferde) und schienen mit ihren respectiven Freunden und denen, die auf sie gewettet hatten — their backers — gleich zuversichtlich. Wegen der frühen Tageszeit und der Entfernung von dem Rendezvous des vorhergehenden Abends war der Besuch, wie sich erwarten ließ, außerordentlich gering, doch überwog die Manchester Partei ebenso an Zahl, wie an ihrem äußerst lauten und nicht grade höflichen Schreien zu Gunsten ihres Schützlings Black Joe. Beim dritten Gange erhoben Newton's Freunde Einspruch, weil Black Joe ohne einen Schlag niedergegangen war. Der Unparteiische wies sie damit ab, verwarnte Black Joe indessen vor einer Wiederholung dieses Manövers. Beim fünften Gange hieß es von Newton's Freunden einstimmig: „falsch“, (foul), weil sein Gegner ihn geschlagen, als er lag. Man wandte sich an den Unparteiischen, der sofort beistimmte, und so kam die Sache in höchst unbefriedigender Weise zu einem Ende, nachdem man nur 7 oder 8 Minuten gefochten hatte. Jetzt erfolgte eine Scene, die sich nicht beschreiben läßt: die Freunde Black Joe's stürzten sich sofort auf Newton (der inzwischen den Ring verlassen hatte), seine Anhänger und den Unparteiischen, man versuchte Newton mit Gewalt zurückzuschleppen und machte ordentlich Gebrauch von den Stöcken, bei welcher Gelegenheit Newton gleich zu Anfang mit einem Prügel einen Schlag auf das Handgelenk erhielt, der ihm den rechten Arm vollständig lähmte. Newton und seine Secundanten wurden zwar bald von ihren Freunden befreit, traten aber sofort, von ihren Gegnern hart bedrängt, den Rückzug an. Nach tapferm aber kurzem Wider-

stande mußten sie fliehen, doch gelang es ihnen ihre Wagen, die nicht weit vom Kampfplatz standen, zu erreichen und so ihren Gegnern zu entkommen. Nicht so glücklich war der Unparteiische und würde er ohne Frage todtgeschlagen sein, wenn nicht zwei Policemen im rechten Augenblick auf dem Kampfplatz angelangt wären. Diese benahmen sich unter so schwierigen Umständen mit der größten Nachsicht und Entschlossenheit und verdienen großes Lob. Wie sich denken läßt, haben wir viele Zuschriften über diesen Vorgang erhalten, haben aber noch nicht die Zeit gehabt, sie alle durchzulesen.« Soweit Bell's Life.

Was diese Kämpfe noch widerwärtiger macht, ist die Rohheit der Zuschauer, welche meilenweit herbeiströmen, um sich daran zu ergötzen, wie mit Vernunft begabte Geschöpfe und oft die eignen Freunde sich gegenseitig verstümmeln und dabei die Luft mit wildem Freudengeschrei erfüllen, so oft ein tüchtiger Hieb ausgetheilt worden. Dem entsprechend ist denn auch die Sprache und eine Menge technischer Ausdrücke, die dem Laien durchaus unverständlich sind. Doch ist nicht zu leugnen, daß viele derselben bei aller Gemeinheit höchst bezeichnend und oft komisch sind, wie, um nur einige Beispiele anzuführen, die Nase eine Lichtputzschale (snuffer-tray), Schnupftabacksdose (snuff-box) oder Wetterhahn (weather-cock) heißt, die Augen Kopfleuchten (head-lamps) oder Tagöffner (day-opener), der Mund Fleischhacker (meat-mincer) oder in Bezug auf die Zähne: die Knochenbüchse (bone-box), der Kopf Wollerzeuger (wool-grower), die Fäuste harte Klöße (hard-dumplings) und das Blut mit einer Fülle von Ausdrücken wie »rothe Dinte, Portwein, flüssige Schminke« u. s. w. bezeichnet wird.

Nicht ungewöhnlich scheint es, daß alte Boxer sich später als Bierwirthe zur Ruhe setzen und ihre Lokale durch Einrichtung von Fechtböden, wo von berühmten Meistern Unterricht in der »edlen Kunst« ertheilt wird, durch regelmäßige Boxabende, an denen bisweilen auch Amateurs als Kämpfer auftreten, durch Musikvorträge und dergleichen zum Mittelpunkt und Sammelplatz der Boxerwelt machen. Wenigstens finden sich in einer einzigen Nummer von Bell's Life sechszehn derartige Anzeigen, in denen die Freunde und Gönner dieser Art von Sport ebenso dringend wie ergebenst eingeladen werden, dieselben mit ihrer Gegenwart zu beehren, da von Seiten der Besitzer Alles aufgeboten werde, um auch durch gute Bewirthung allen Anforderungen zu genügen.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier noch näher auf das Ringen und ähnliche Sports eingehen, von denen ein jedes seine besonderen Lokale, seine besonderen Heroen und wieder ein besonderes Publikum hat, dagegen müssen noch einige Worte wenigstens über die hauptsächlichen Ballspiele eine Stelle finden.

Das schon früh aus Frankreich eingeführte Hand- oder Tennisball stand eine Zeitlang in großem Ansehen und findet sich auch bei Shakspere erwähnt. Vor Alters herrschte in einigen Städten der Brauch, daß an bestimmten Festen wie Ostern und Pfingsten die Jugend dies um eine eigene Art von Backwerk den sogenannten tansy-cakes (Rainfarrnkuchen) spielte, bei welcher Gelegenheit auch der Mayor mit den Aldermen zugegen zu sein pflegte. Vorzugsweise war es jedoch eine Belustigung der höhern Stände und wurden zu diesem Behufe besondere Gebäude von länglicher Form, die sogenannten Tennishöfe, ausgeführt. Ein solcher findet sich z. B. noch in Hampton Court, und dort kann man dies Spiel bisweilen noch von den Offizieren gespielt sehen. Gleichfalls veraltet ist das unter Karl II. sehr beliebte Pall-Mall. Dies Spiel bestand darin, daß man einen Ball durch einen an hoher Stange aufgehängten Ring zu schleudern, suchte und da es in einem Laubgange von St. James' Park hauptsächlich gespielt ward, so trägt die Straße noch heutzutage diesen Namen. —

Football ist mehr ein Knabenspiel und wird eigentlich nur auf Schulen getrieben. Es besteht darin, daß zwei Parteien einen dicken luftdichten Lederball sich mit den Füßen entgegenstoßen und denselben über ein bestimmtes Ziel hinüberzuschleudern suchen. Dies verursacht einen sehr heftigen Kampf, wobei die Spieler eben so oft die Beine der Andern als den Ball stoßen, und deßhalb bezeichnete es Jakob I. als mehr geeignet die Spieler lahm als geschickt zu machen „meeter for laming than making able the users thereof.“ So wird auch in „Tom Brown's Schoot Days“ der neue Ankömmling in Rugby mit der wenig versprechenden, wenn gleich stolz geäußerten Bemerkung in dieses Spiel eingeweiht: »Zwei Jungen haben im vorigen Halbjahr das Schlüsselbein dabei gebrochen, ein Dutzend sind gelähmt, und voriges Jahr brach einer das Bein.«

In der Beziehung verdient denn das Cricket mit Recht den Vorzug, denn dieses kräftigt den Körper, giebt Gewandtheit und übt das Auge. Es ist recht eigentlich das nationale Spiel der Engländer und wird mit solcher Vorliebe und so allgemein betrieben, daß die Wochenschau in Bell's Life acht große Spalten damit ausfüllt. Wenn auch die Entstehung desselben erst in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fällt, so scheint doch der Name (von dem sächsischen Worte eryce, Stock) auf einen älteren Ursprung hinzuweisen. Möglicherweise ist es auch in Wirklichkeit älter und nur mit verändertem Namen dasselbe Spiel wie das schon in den Cotswold Games erwähnte „Club and Ball“ (unser Klobball); dafür spricht wenigstens der Umstand, daß die Abbildung eines alten Schlägers (bat) in Lord's Cricketground zu London große Aehnlichkeit mit dem früher gebrauchten »Club« hat. Andere halten es für ein isländisches Spiel, doch ist dies für die Sache selbst ohne weitere Bedeutung.

Gespielt wird es während der guten Jahreszeit, d. h. in den Sommer- und Herbstmonaten. Obschon es sich für wärmere Länder weniger eignet, so hat man doch versucht, es auch dort, wie in Indien, China u. s. w. einzubürgern. Ein Gleiches in Deutschland zu thun, wird schon deßhalb schwer halten, weil es nicht im Sande, sondern auf Rasen gespielt wird, unsere Wiesen jedoch nicht den erforderlichen festen und ebenen Boden haben und in Folge dessen zu sehr darunter leiden würden. In England hat eigentlich jedes Dorf, jede Stadt, und wenn sie größer ist, jede Vorstadt ihren Cricketground, bald auf dem Commons, dem Gemeindelande, bald auf besonders dazu bestimmten Plätzen. Hier erhebt sich häufig, so bald die Saison beginnt, ein Zelt, in dem die Spieler sich ausruhen und erfrischen können; die Spielzeit ist meistens Nachmittags oder Abends, und nimmt z. B. auf dem Lande entweder Jeder, der Lust hat, daran Theil, oder es bildet sich zu dem Zwecke ein Club, dessen Mitglieder sich regelmäßig an bestimmten Tagen zusammen finden. Obschon es keiner weiteren Vorbereitung bedarf, so pflegen doch die eigentlichen Spieler einen besondern Anzug zu haben, der in Jacke und Hosen von Flanell und Filzschuhen besteht: letztere, um auf dem Rasen sicherer zu laufen.

Nachdem das Loos bestimmt hat, welche von den beiden Parteien zuerst zu werfen hat, beginnt das Spiel. Dasselbe besteht nun, um es in der Kürze zu schildern, in Folgendem. In einer Entfernung von etwa 20 Yards von dem Werfer (Bowler) steht das Pförtchen (Wicket): drei kleine hölzerne Stäbchen, die in die Erde gesteckt, und über die ein viertes so gelegt wird, daß es bei der geringsten Berührung herabfällt; vor diesem stellt sich Einer von der Gegenpartei mit dem hölzernen Schläger (bat) und sucht den mit großer Gewalt auf das Pförtchen zu gerollten, sehr harten Ball daran zu verhindern, dieses umzustoßen, indem er den Ball zurückschlägt. Gelingt ihm dies, so läuft er, so oft er kann, zu dem neben dem Werfer eingesteckten Pflocke, den er mit seinem Schläger zu berühren hat, während in verschiedenen Entfernungen aufgestellte Gegner den Ball zu fangen und dem Werfer wieder zurückzustellen suchen. Für jedes Mal, daß er in dieser Zeit hin und wieder zurückläuft, wird seiner Partei Eins angerechnet; gelingt es aber dem Gegner zu werfen,

ehe er an seinem Platze ist, oder das Pförtchen umzustoßen, so tritt ein neuer Schläger ein. Sind Alle von einer Seite — the in-party — auf diese Weise entfernt, so tritt die Gegenpartei — the out-party — an ihre Stelle, und die früheren Schläger haben jetzt den Ball zu werfen. Von beiden Seiten wird über das Laufen Rechnung geführt und die größere Zahl in den beiden Spielen — the innings — welche jede Partei hat entscheidet schließlich den Sieg. Wie übrigens dieses Spiel viele Variationen hat, die sich nach der Lokalität oder auch dem Belieben der Spieler richten, so ist auch die Anzahl der Spieler sehr verschieden. Gewöhnlich sind es freilich fünf auf jeder Seite, oder wenn man mit zwei „Wickets“ spielt, elf.

Nicht selten zieht sich eine Partie über mehrere Tage hin, ehe sie entschieden ist, und wenn rivalisirende Clubs spielen, oder dies in besonderen Lokalen, wie bei Lords in London geschieht, so pflegt ein ziemlich hohes Eintrittsgeld erhoben zu werden. Von den vielen Clubs haben die „All England Eleven“ eine besondere Berühmtheit erlangt; man sieht sie häufig abgebildet und pflegen sie auch, um mich eines studentischen Ausdrucks zu bedienen, Gastrollen zu geben, wie sie eben jetzt nach Canada und den Vereinigten Staaten gegangen sind, von wo die Zeitungen mit jedem Steamer telegraphische Nachrichten über den Stand des Wettkampfes erhalten.

So mannichfaltig diese Belustigungen sind, so kommen sie in der Regel doch nur gesondert vor. Verschieden davon sind die Clanversammlungen in den schottischen Hochlanden, die bisweilen noch in althergebrachter Weise begangen werden, und wobei dann all die verschiedenen nationalen Spiele vertreten sind. Sonst möchte dies in England nur hin und wieder, und dann in beschränktem Maße geschehen, wenn ein Gutsbesitzer bei besonders feierlichen Gelegenheiten, wie etwa bei der Mündigkeitserklärung des ältesten Sohnes, seinen Pächtern und Dienern ein Fest giebt. Früher bestand dagegen an manchen Orten, wie es scheint, der Brauch, daß derartige Spiele alljährlich zu bestimmten Zeiten gefeiert wurden.

Gewiß ist dies von den Cotwold Hills in Gloucestershire, auf die Shakspere in seinen Stücken mehrfach anspielt, so z. B. in den „Lustigen Weibern“, wo Schmächtig sagt: „Was macht denn euer gelber Windhund, Sir? Ich hörte sagen, er sei in Cotsale geschlagen.“

Nach Rudder's Geschichte von Gloucestershire fand diese Zusammenkunft jährlich um Pfingsten Statt und hieß ein Bier oder Pfingstbier (an ale, Whitson-ale) wo all die jungen Burschen und Mädchen aus der Umgegend einen Lord und eine Lady of the Yule erwählten und diese die unbeschränkten Herrscher während der Zeit waren. Erneuert wurden sie bei der Thronbesteigung Jakobs I. von einem gewissen Robert Dover, der ein Advokat und aus Barton in Warwickshire gebürtig war. „Captain Dover“, wie man ihn wohl titulirte, stand vierzig Jahre diesen Spielen zur allgemeinsten Zufriedenheit vor; sie wurden von gewaltigen Massen und selbst von dem Adel und der Gentry auf 60 Meilen im Umkreis besucht, „bis“, wie ein royalistischer Schriftsteller sich ausdrückt, „die Puritaner den schändlichen Aufstand anfingen und diesen Vergnügungen, wie Allem, das sonst edel war, ein Ende machten.“ Hier wurde denn neben Ringen, Laufen, Springen, dem Kampf mit Schwert und Schild, dem Werfen mit der Heugabel u. a. auch das Quoitwerfen betrieben. Die Spieler werfen ihre Quoits (den Discus) nach zwei etwa 20 Yards entfernten in den Boden gesteckten eisernen Pflöcken, die sie zu treffen oder ihnen möglichst nahe zu kommen suchen. Statt der Quoits bediente man sich auch, besonders auf dem Lande, einfacher Steine, des Schmiedehammers und einer Wagenachse oder einer Eisenstange, und pflegte sich Heinrich VIII. noch als König auf diese Weise zu ergötzen. Auch das Quintanrennen (the game of quintain) in seiner einfacheren Gestalt, wo man den an einer Lanze aufgehängten Schild im Vorbeirennen so zu treffen suchte, daß er mit sammt der Lanze niedergeworfen wurde, findet sich, wozu von Dover dann noch Rennen für die Herren und Tanz für die Damen hinzugefügt wurden. Tribünen waren für die Bequemlichkeit des schönen Geschlechts errichtet und für die Kämpfer besondere Preise ausgesetzt, wie auch die raschesten Hunde ein silbernes Halsband erhielten.

Wie sie schon früher von einzelnen Dichtern erwähnt wurden, so feierte man sie später in besondern Gedichten, und 1696 erschien in London ein Buch zur Verherrlichung von Mr. Robert Dover's „Olympischen Spielen.“

Auch in einer Beschreibung von Cornwall findet sich ein Fest erwähnt, das jährlich im Juli in der Nähe von Bodwin gefeiert wurde. Ja Karl II., der auf einer Reise zufällig dahin kam, fand ein solches Gefallen an diesen Lustbarkeiten, daß er sich als Mitglied in die Gesellschaft aufnehmen ließ. — Verschieden davon waren die Mai-Spiele — Mai-Games — und die mannichfachen Belustigungen an den Kirchenfesten, wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten u. s. w.

Der trotz theologischer Gelehrsamkeit und absolutistischer Schrullen um das Wohl seines Volkes aufrichtig besorgte Jakob I. bemerkte auf seinem Wege von Schottland besonders in Lancashire große Unzufriedenheit darüber, daß die protestantische Geistlichkeit dem Volke seine früheren Belustigungen, vornämlich auch an den Sonntagen verkümmert oder ganz genommen hatte. Wie er seinem Sohne anempfahlen, bestimmte Tage im Jahre festzusetzen, wo das Volk sich an anständigen Spielen und Uebung in den Waffen erfreuen, seine alten Spiele und erlaubten Festlichkeiten im Mai und um Weihnachten begehen könne, so veröffentlichte er auch ein Buch unter dem Titel „The Book of Sports“, das von den Puritanern freilich auf das Heftigste angegriffen und verächtlich als das Tanzbuch („The Dancing Book“) bezeichnet wurde. Es entbrannte ein heftiger Kampf über den Sabbath und seine Feier, und nach den Worten des älteren D'Israeli läßt sich ein Hauptgrund des unter seinem Sohne ausbrechenden Bürgerkrieges, der mit der zeitweiligen Vernichtung der königlichen Macht endete, auf die von Karl versuchte Erneuerung dieses „Book of Sports“ zurückführen, in welchem Jakob „aus väterlicher Liebe, die er allen seinen Unterthanen schulde“, dieselben ermahnte, ihre alten frohen Sitten und Gebräuche wieder anzunehmen.

* Unsere Zeit und die Lyrik.

Gedichte von P. J. Willatzen. Hadersleben, Oriem, 1860. VIII. 247 S.

Wie man in der Mitte großer historischer Bewegungen sich nicht leicht auf den Standpunkt einer objektiven Betrachtung erheben kann, weil es dem Beschauer unmöglich ist, sich aus der allgewaltigen Strömung herauszustellen und die Fluth der Ereignisse, wie von einem festen Ufer aus, an sich vorübergleiten zu lassen, eben so wenig ist es möglich die geistige Bewegung einer gewissen Periode in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen und ihre weitgreifenden Wirkungen auf spätere Generationen zu bemessen, so lange man ihr, gleichviel ob als activer oder passiver Theilnehmer angehört. Es ist kaum zu leugnen, daß unsere Zeit, welche die schweren politischen Unterlassungssünden des Reformationszeitalters nunmehr gut zu machen hat, durch eine lebendige Geistesbewegung gekennzeichnet ist; und wenn diese Geistesbewegung in Folge der totalen Auslebung der speculativen Philosophie, weniger ideale und abstrakte Zwecke vor Augen hat, als sie der Geistesarbeit früherer Jahrzehnte vorschwebte, ja, wenn ein gut Theil der Denkthätigkeit geradezu der materiellen Seite des menschlichen Daseins geopfert und im Dienste der exakten Wissenschaft — der Nationalöconomie und Politik — verwendet wird, so dürfen wir nicht vergessen, daß es galt in einem Jahrzehnt nachzuholen, was in einem halben Jahrhundert versäumt war, und daß es heut darauf ankömmt ein Gleichgewicht zwischen der

in übermäßigen Schwung gerathenen reflektirenden Thätigkeit und der praktischen, dem geistigen und materiellen Wohle der Menschheit zugewandten Bestrebungen herzustellen. Freilich fehlt es unserer Zeit an der harmlosen Freudigkeit, mit welcher das vorige Jahrhundert selbst die mäßigsten Produkte der Literatur aufnahm; es fehlt ihr das ungetheilte Interesse an Gegenständen rein geistiger Natur, und das kritische Verfahren hat bereits in allen Kreisen der Bevölkerung in Sachen der geistigen Produktionen so Platz gegriffen, daß der unmittelbare, um so zu sagen, der naive Genuß als plebejisch nicht nur aus der guten, sondern aus der Gesellschaft überhaupt verwiesen scheint. Nicht „*was* predigte der Pastor", sondern „*wie* predigte er", wird heutzutage der angeredet, welcher aus der Kirche kommt und die Pflicht hat, unmittelbar darauf eine Tischgesellschaft zu unterhalten, und das ewige „Wie", der unselige Anfang einer allen Genuß negirenden, alles Leben ertödtenden Kritik, wiederholt sich beim Theater, beim Concert, bei der Oper, bei der Betrachtung bildnerischer Kunstprodukte, kurzum bei allem, was in irgend einer Kunstform einen allgemein verständlichen Inhalt aufweist.

Wir beklagen den Verlust dieses naiven Standpunkts nicht, denn welcher Mann möchte mit den schweren Erfahrungen, die ihn das Leben machen ließ, den unschuldigen Standpunkt der Kindheit wieder erkaufen und doch Mann sein wollen; indessen droht diese Richtung doch einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gestaltung unserer gegenwärtigen Literatur auszuüben; denn grade das Achselzucken, welches unserer Epigonen-Literatur von verschiedenen Seiten, und zumal von Seiten der pedantischen Literarhistoriker, die nur auf Schiller und Goethe, oder auf letzteren allein schwören, in vollem Maße zu Theil wird, ist mehr als alles Andere geeignet, die produktiven Köpfe auf Abwege zu verleiten, daß sie sich von der Darstellung des Schönen zur Darstellung des *Interessanten* bequemen, um wenigstens das *halbgebildete* Publikum für sich zu gewinnen. Stecken doch die Franzosen schon mitten in diesem Unwesen, und wir werden es nur der sicheren, in sittlichen und ästhetischen Dingen gleich maßvollen deutschen Natur verdanken, wenn die Nachahmungen und Uebersetzungen der Lorettenstückchen, wie sie aus der Feder des jungen Dumas fließen, die Verdrängung des Schönen aus der deutschen Literatur und die Herrschaft des Interessanten nicht so schnell herbeiführen können.

Selbst das Geschrei, welches man von mancher Seite gegen die überhandnehmende Lyrik erhebt, ist, von unserem Standpunkte aus betrachtet, viel weniger heilsam als verderblich. Man glaube doch ja nicht, daß ein junger Poet — selbst ein eingebildeter nicht — sich dadurch abhalten lassen wird, seine Erstlingsprodukte zu veröffentlichen, wenn er einen Verleger findet; und weßhalb auch? Gönne man doch einem jeden den Versuch seines geistigen Vermögens, und sei man eben so nachsichtig gegen die Lyriker, wie gegen jeden andern Künstler und Darsteller. Haben wir nicht auch recht viele, und darunter wieder recht viele tüchtige Landschafts-, Porträt-, Genre- und Historienmaler? Haben wir nicht weit mehr Bildhauer als in früheren Zeiten, weit mehr Doctoren der Philosophie, wenn auch weniger Philosophen, als im vorigen Jahrhundert? Haben wir nicht eine recht große Anzahl von Historikern, und zumal von Literarhistorikern, und kann es Jemand einfallen die *große Menge* derselben für ein Unglück anzusehen? Der Schmerzensschrei Deutschlands gegen die Lyriker geht wohl meist nur von denen aus, welche die Aufgabe haben, für irgend ein kritisches Blatt die anderthalb Dutzend Lyriker, die jeden Monat der Redaction eingesandt werden, in Bausch und Bogen zu recensiren, und sicher würde sich die gepreßte Seele des gewissenhaftesten Recensenten in unmuthigen Aeußerungen selbst in dem Falle Luft machen, daß ihm lauter Goethe'sche und Schiller'sche Sammlungen zur Kritik vorlägen. Die Lyrik ist eine Sache des Genusses, und der Dichter ladet zum Genusse ein, jeden, der genußfähig ist. Er zwingt Niemand dazu seine Arbeit zu lesen; sondern das Gedicht selbst vermag zu Folge seiner ihm inne wohnenden Kraft und Schönheit den Menschen es zu genießen, wem aber der Genuß zur Arbeit wird, der trage den Fluch seines Geschicks mit Standhaftigkeit, oder er versuche durch die Energie seines Willens die Arbeit selbst wieder zum Genusse zu erheben.

Wir unsererseits freuen uns innig an jeder neuen Erscheinung im Gebiete der Poesie, so bald sie uns nur in Form und Gedanken so viel Genuß verspricht, daß es die Mühe des Lesens lohnt, und sobald sie mit der Bescheidenheit auftritt, die der Reichthum an gediegenen Werken der deutschen Literatur selbst dem befähigtsten Kopfe zur unabweislichen Pflicht macht; nur wo sich Anmaßung mit der Mittelmäßigkeit und dem Unvermögen verbindet, da sollte die Kritik ihre Waffen in uneingeschränkter Weise, zur Vertheidigung der Würde und Vortrefflichkeit anerkannter Kunstwerke rücksichtlos walten lassen.

Wir glaubten diese Worte voranschicken zu müssen, um den Standpunkt zu kennzeichnen, von welchem aus wir die oben erwähnte Gedichtsammlung zu beurtheilen denken. Der Verfasser, schon durch seine früheren Arbeiten (Uferblumen, Tagfalter, Hannibals Tod) den Lesern unsers Blattes bekannt, hat durch die Herausgabe des etwa 16 Bogen starken Büchleins fürs erste gewiß sich selbst Genüge thun wollen, d. h. diesen Ausdruck im guten Sinne genommen. Wir finden nämlich darin nicht mehr jenen weichen, schwärmerischen Ton vorwiegend, wie er namentlich seinen Uferblumen und Tagfaltern eigenthümlich ist, sondern die Sprache ist kraftvoll und männlich, und wo sie schwungvoll sein soll, nicht überschwänglich, wie in früheren Produkten. Diesen Fortschritt zu documentiren, muß sich der Dichter durchaus angelegen sein lassen, dem es mit seiner Kunst Ernst ist, und wir glauben Willatzen in dieser Beziehung unsere vollste Anerkennung nicht vorenthalten zu dürfen. Namentlich haben manche Gedichte der früheren Sammlung in der neuen Ausgabe eine mehr oder weniger durchgreifende Umarbeitung in stilistischer und metrischer Hinsicht erfahren die ein sehr vortheilhaftes Zeugniß für den Ernst ist, mit dem der Verfasser seinem Ziele entgegenstrebt.

Was die Auswahl des Stoffes betrifft, so halten wir es durchaus für richtig, daß der Dichter mehr und mehr die subjektive Bahn verläßt und sich der poetischen Gestaltung objektiver Stoffe zuwendet. Ein glückliches Gefühl weist ihn in den meisten Fällen auf geeignete Materien, die er der Geschichte und mit Vorliebe der nordischen Geschichte entnimmt, wie ja sein Studium der nordischen Literatur uns noch neuerdings mit einer schätzbaren Sammlung von Uebersetzungen scandinavischer Dichter beschenkt hat. Unter den Balladen will uns das längere Gedicht „Floki" am besten gefallen, was die Darstellung betrifft, obgleich nach unserer Meinung die ängstliche Nachbildung der Nibelungenstrophe, die sich auch in dem nur rhythmischen und nicht metrischen Bau des Verses kund giebt, der Darstellung nicht sonderlich zu Hülfe kommt. Vollendeter in der Form, d. h. den Gesetzen moderner Metrik gemäßer ist entschieden das Gedicht „Hartwig Reventlau", das sich auch durch knappe Darstellung recht vortheilhaft auszeichnet; auch die folgenden Balladen sind mit Sorgsamkeit ausgewählt und in gefällige Form gekleidet; das Gedicht „Der Hohenstaufin Rache" ist gewiß eine der besten, die in jüngster Zeit erschienen sind.

In den „nördlichen Rosen" waltet der subjektiv-lyrische Ton vor. Wir sind weit entfernt, dieser Gattung ihre Berechtigung abzusprechen, indessen meinen wir doch, daß Willatzen hier weniger originell ist, insofern in ihnen mancher Anklang an Heinrich Heine's Lieder, freilich die besseren, nicht ganz zu verkennen ist. Der Mangel an Unmittelbarkeit wird uns grade bei dieser Art Lyrik zu fühlbar, wenn wir irgend ein „Muster" vermuthen; doch können wir rühmend hervorheben, daß die Empfindung frei von Ueberschwänglichkeiten ist und die Lieder durchaus als Ausdruck wahrer Empfindungen erscheinen. Wir wundern uns, daß der Verfasser, bei der strengen

Sichtung, die er seinem Werkchen hat angedeihen lassen, nicht lieber die überbescheidenen zwölf Zeilen p. 79 weggelassen hat, die ihm vor einiger Zeit so schlimm mißdeutet wurden? Die Bescheidenheit ist heutzutage so in Mißcredit gekommen, daß man sie aus der Reihe der Tugenden gestrichen hat, und an einem Poeten ist sie vollends unerhört. Der Recensent für die Grenzboten wird, wenn er das Werkchen bis zur 79. Seite wirklich durchblättert, dadurch gewiß noch nicht barmherziger geworden sein, daß der Verfasser die Dauer seiner lyrischen Unsterblichkeit statt auf einen einzigen Tag wie sonst, nunmehr auf einen ganzen Sommer ausdehnt.

Im Uebrigen ist das Büchlein recht zierlich ausgestattet, der Druck correct, das Format gefällig, der Einband sehr elegant und darf mit Recht von uns den Freunden der lyrischen Dichtkunst empfohlen werden.

B. T.

Schillerstiftung.

Die deutsche Schillerstiftung ist bisher in Bremen noch nicht durch einen Zweigverein vertreten. Vorstand und Ausschuß des Künstlervereins erbieten sich, Gaben, welche für die Stiftung bestimmt sind, entgegenzunehmen und nach Weimar, dem jetzigen Vororte, zu befördern.

Bremen im December 1859.

Dr. Fr. Pletzer. Heinr. Müller. Dr. Theod. Kiesselbach. Dr. H. A. Müller. Herm. Schaffert. Ferd. Cranz. Jul. Cabisius. Karl Kirchner. Gustav Quentell. Heinr. Penche. Ernst Klingenberg. Senator Otto Gildemeister. F. Ruperti. Wilh. Rodewald. Theod. Hütterott.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Heinrichs von Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von A. Koberstein. — Vor hundert Jahren. Festspiel zur Säcularfeier Schillers von Friedrich Halm. — Kerkerwonne. Historischer Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von W. Bachmann. — Das Glück eines Weibes. Von J. Bucom.

— * Von der ausgezeichneten Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814 von Beitzke ist die zweite Auflage im Erscheinen begriffen, der erste Band, 1813, ausgegeben. Der Preis des Ganzen ist von 6 auf 4 ℔ in dieser neuen Auflage heruntergesetzt, was der Verbreitung des vortrefflichen Werkes förderlich sein wird.

— * Vom sechsten Bande der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius liegen zwei Lieferungen vor; dieselben enthalten die Lustspiele „Viel Lärm um nichts“ und „Die lustigen Weiber von Windsor.“

— * Endlich erhalten die Musikfreunde den vierten und letzten Band des Werkes von Otto Jahn über Mozart.

— T. Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen von Karl Egon Ebert. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1859. — Der Verfasser, durch frühere Werke, besonders durch seine bei Cotta in Stuttgart erschienenen Gedichte dem Publikum wohlbekannt, wird durch diese frommen Gedanken manchem „Frommen“ ein Aergerniß geben, aber sei's darum. Wer Wahrheit liebt und Christenthum und Menschenthum nicht in Worten allein übt, wird dem würdigen Dichter freudig beistimmen. Etwas schwungvoller, meinen wir nur, hätte die Diction wohl im Ganzen gehalten sein können.

— △ H. K. Brandes, Ausflug nach Rom im Sommer 1857; und von demselben: Ausflug nach Schweden im Sommer 1858. Lemgo und Detmold, Meyer. — Der durch Veröffentlichung früherer Reisen nach Schottland, Spanien und anderen Ländern bekannte Herr Verfasser, Rector des Gymnasiums zu Lemgo, bietet hier zwei andere nicht weniger anziehende Schriften. Der erste Ausflug führt uns über den St. Gotthard nach Mailand, Genua und Civita-Vecchia und von hier nach der ewigen Stadt, in welcher und in deren Umgebung der Reisende mehrere Wochen weilt und seine Anschauungen über Natur und Kunst mittheilt. Das ist nun freilich schon Alles oft beschrieben, und wesentlich Neues wird man wenig in dem anspruchslosen Büchlein finden, aber auch das oft Beschriebene liest man gern, wenn es wie hier gut und kurz gefaßt ist und aus kundiger Feder fließt, wobei tüchtige und klassische Vorstudien nicht zu verkennen sind. Die Rückreise geschieht über Siena, Florenz und den in neuester Zeit wenig mehr besuchten großen St. Bernhard nach der Schweiz und in die Heimath. — Der Ausflug nach Schweden wird wahrscheinlich noch mehr und aufmerksamere Leser finden, da er in ein verhältnißmäßig weniger bekanntes und beschriebenes Land führt. Nach dem Abschnitt über Stockholm und dessen Umgebung folgt die ausführliche Beschreibung folgender Hauptpunkte: Upsala, Dannemora, Elfkarleby, Gefle, Dalarne, Fahlun, der Siljansee, Hedemora, Westeras, Kanalreise nach Motala, der Omberg und Gothenburg. Die Reise enthält noch eine werthvolle Beigabe über die schwedische Sprache nebst zahlreichen Proben von Dichtungen. Das erstere dieser Werke ist mit einer Uebersichtskarte von Rom, das zweite mit der von Stockholm versehen, und beide Bücher können als zweckmäßige und empfehlenswerthe Reisebegleiter in die betreffenden Länder dienen.

— T. Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern von Elias Sing. Nordhausen, Förstemann. 1858. — Spät genug — wir bekennen offen unsre Säumniß und unser Unrecht — lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser des Sonntagsblatts auf das hier genannte Buch, welches eine schätzbare Bereicherung unserer Lyrik enthält. Der Verfasser, für dessen Bescheidenheit es spricht, daß er pseudonym auftritt, hat Gebräuche nordisch-germanischer und deutscher Vorzeit und eddische Göttergestalten in meist schwungvollen und melodischen Versen besungen und verdient für sein Bemühen, diese Bilder unserer Mythologie größeren Kreisen vorzuführen und ihnen sie lieb zu machen, entschiedenes Lob, denn wie viel auch dafür in neuerer Zeit gethan wurde, so ist es doch noch lange nicht genug. Das, worauf es besonders ankam: poetische Begabung und echte Auffassung, inniges Verständniß seiner Stoffe — kann ihm nicht abgesprochen werden, und dem Leser, welcher in diesen Gebieten nicht so zu Hause ist, wie jeder gebildete Deutsche es sein sollte in diesen ehrwürdigen Hallen unseres Alterthums, kömmt der Dichter durch angefügte erläuternde Bemerkungen zu Hülfe. Wenn auch an einigen Stellen die Wahl des Versmaßes nicht besonders glücklich war, so darf man darüber nicht zu strenge richten, da die Sammlung wirklich des Schönen so viel bietet. Ein deutsches, poetisch angeregtes Gemüth wird an dem Büchlein seine Freude haben.

— * Christian Oeser's Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen. Für gebildete Leser. Neu bearbeitet von J. W. Schaefer. Leipzig, Brandstetter. — Das vorliegende Buch eignet sich schon äußerlich durch seine geschmackvolle und elegante Ausstattung zu Festgeschenken, besonders für Verehrerinnen unserer Literatur. Das früher viel gekannte Werk von Oeser, das sich mit seinen Mängeln vor der fortschreitenden Geschichtschreibung der Literatur nicht mehr behaupten konnte, ist zu neuem Leben erweckt worden; freilich ist es kaum noch das alte Buch, vielmehr hat Schaefer fast ein neues geschaffen, da vom vorhandenen nur wenig zu benutzen war. Es ist so ein sehr brauchbares und erwünschtes Buch entstanden, welches die Gattung der populären Literaturgeschichte glücklich und gut vertritt. Vor der Seichtigkeit und der Schönrednerei, in welche diese Gattung so leicht hineingeräth, ist sie in diesem Falle durch die ernste Richtung und die Solidität des Bearbeiters bewahrt geblieben. Es stellt sich die in Rede stehende Schrift also neben das bekannte und anerkannte Schaefersche Handbuch, nur daß sie im leichteren Stil gehalten ist; Proben der Dichtungen erleichtern das Verständniß und geben der Darstellung selbst eine lebendige Färbung. Der wichtigste Theil des Werkes, die Zeit von Klopstock an, ist mit geringen Ausnahmen völlig neu; auch ist die Geschichte bis in unsere Tage fortgeführt. Unter diesen Umständen wird das Buch jedenfalls eine weite Verbreitung finden.

— T. Eginhard und Emma. Ein episch-lyrisches Gedicht von Eduard Ziehen. Frankfurt, literarische Anstalt. 1860. — Der formengewandte Dichter des genannten Werkchens ist den Lesern des Sonntagsblattes nicht unbekannt. Mehrfach brachte dasselbe metrische Uebertragungen seiner fleißigen Feder und vor längerer Zeit auch epische Proben aus dem vorliegenden Originalgedichte. In diesem malt der Dichter mit warmen und wahren Farben die lieblichste der Sagen, mit welchen der Volksmund das bewegte Leben des gewaltigen Kaisers ausgeschmückt hat. Karls des Großen Heldengestalt tritt uns markig entgegen, und

ebenso schön und plastisch sind Eginhards und Emmas Bilder gemalt, so daß man's fast beklagt, daß Emma (Imma) eben nur eine reizende Schöpfung der Sage ist, denn eine Tochter dieses Namens besaß Karl nicht, und die, welche er hatte, waren bekanntlich keine Tugendbilder.

— * Grade zu Weihnachten ist die zweite billigere Ausgabe von Ludwig Häussers „Deutscher Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“ fertig geworden; der Verleger darf auf starken Absatz des trefflichen Werkes grade in der jetzigen Zeit rechnen. Wir können heute nur einige Worte von der Darstellung des Verfassers sagen, welcher auf das Gewissenhafteste die zahlreichen Erscheinungen der letzten Jahre, durch die der Abschnitt der Freiheitskriege und des Wiener Congresses beleuchtet wird, benutzt hat. Dadurch und durch den wiederholten Besuch der deutschen Schlachtfelder hat die Darstellung an Anschaulichkeit gewonnen. Nur in der Beurtheilung des faulen Friedens, der 1814 dem Sturze Napoleons vorgezogen wurde, hat sich Droysen durch die Schriften, welche die Restaurationsepoche zu beschönigen versucht haben, nicht zur Aenderung seiner Ansichten bewegen lassen. Er hat nicht helfen wollen die Wahrheit zu fälschen, um für traurige Arbeit den Ehrenlohn des Patrioten zu fordern. Wohin solch byzantinische Servilität der Geschichtschreibung führt, was die Früchte derselben sind, daran hat Oesterreich grade in der letzten Zeit bittere Erfahrungen gemacht. „Hoffen wir“ — sagt Häusser in einem Nachwort vom October dieses Jahres — „daß diese Fruchtbarkeit nicht unfruchtbar bleiben, und daß man sich fortan mehr bemühe, das Gegenwärtige möglichst vollkommen zu machen, statt über alte Schwächen neue Fabeln auszubreiten.“

— * Unter den zahlreichen Kalendern für 1860, welche kürzlich erschienen sind, ist auch der bekannte und beliebte Trewendtsche. Den neuesten Jahrgang erwähnen wir besonders wegen einer „Liebeswege“ betitelten Geschichte von Edmund Hoefer; diese Gabe des trefflichen Erzählers ist die beste des Kalenders. Außerdem enthält derselbe noch Geschichte von Max Ring und Mierzh. Gedichte von Rudolf Gottschall u. And. neben den sonstigen üblichen Beigaben.

— * Am 5. December als am Sterbetage Mozarts (5. December 1791) erfolgte in Wien die feierliche Enthüllung des Monumentes, welches die Stadt Wien auf der Stelle errichten ließ, wo aller Wahrscheinlichkeit nach Mozart beerdigt wurde. Zuerst wurde vom Männergesangverein ein Mozartscher Chor („Abendlied“) gesungen; hierauf hielt der Bürgermeister eine kurze Anrede, während die Statue enthüllt wurde. Den Schluß bildete ein Chor, dessen Wahl keine glückliche war und statt dessen das Gebet „O Isis“ gewiß eine weit mächtigere Wirkung erzielt hätte. Es hatten sich zu dieser Feier, welche durch den herrlichsten Sonnenschein begünstigt wurde, mehrere Tausend Menschen eingefunden, darunter Vertreter aller Wiener Vereine und viele Künstler. Auch den kunstliebenden Grafen Moriz Dietrichstein bemerkte man unter den Anwesenden; den würdigen Greis, einer der Wenigen, die Mozart persönlich gekannt haben, hatten seine achtzig Jahre nicht abgehalten, an diesem Akt der Pietät und der Sühne, welche die Stadt Wien beging, Theil zu nehmen.

— * In Berlin giebt man eine neue Tragödie „Maria“ von J. L. Klein, dem Feuilletonisten der „Preußischen Zeitung“, der sich durch die Wunderlichkeit seiner Diction einen wunderlichen Namen gemacht hat. Der Held der Tragödie ist der deutsche Kaiser Otto III. mit dem deutsch-italiänischen Kampfe seiner Zeit, der Schwärmerei für Rom und den bitteren Täuschungen, die er erfahren mußte. Das Stück ist großartig gedacht und angelegt, aber sehr ungleichmäßig gearbeitet, voll von Schönheiten und Trivialitäten, dabei so lang, daß alle Bemühungen der bedeutendsten Schauspieler der Berliner Hofbühne einen eigentlichen Erfolg nicht zu Stande bringen konnten.

— * Eins der neueren Werke von Karl Löwe in Stettin, das hohe Lied Salomonis, wurde in Berlin in einem Concert aufgeführt, machte aber kein Glück. Es ist schon an sich ein sehr unglücklicher Gedanke, jenes bekannte alttestamentliche Gedicht mit seinem überschwänglichen Charakter zu einem Oratorium zu benutzen, welches bei einer Dauer von drei Stunden vor Langerweile zu bewahren ein Genie ersten Ranges, das freilich etwas derartiges gar nicht unternehmen würde, erforderlich wäre. Der Componist hat manche feine und sinnige Züge, namentlich auf dem Gebiete der Tonmalerei, angebracht, ist aber im Ganzen an seiner Aufgabe gescheitert. Bei Gelegenheit der Besprechung dieser Tondichtung in der Nationalzeitung macht Gumprecht die folgenden treffenden Bemerkungen über Löwe als Balladen-Componisten: Innerhalb der Ballade nimmt der Componist unter allen Tondichtern unbestritten den ersten Platz ein. Unter seiner liebevollen Pflege entfaltete diese Kunstform die duftigsten Blüthen, sie trägt fortan auf immer das Abzeichen seines Geistes. So lange Sinn und Empfänglichkeit für echte Poesie im deutschen Gemüth nicht völlig erstorben ist, werden der Erlkönig und Edward, die Glocken zu Speyer und Herr Heinrich, Harald und Oluf im Mund unserer Sänger fortleben. Die Löweschen Balladen erscheinen als Muster der Gattung, theils durch den unerschöpflichen Reichthum, die schlichte Treue und frische Ursprünglichkeit des Gefühlsinhalts, theils durch die Meisterschaft der tonmalerischen Behandlung, durch die bewunderungswürdige Genialität und individuelle Wahrheit, mit welcher der Charakter des Orts, der Zeit und der Situation, kurz Alles, was zum sogenannten Lokalcolorit gehört, aufgefaßt und wiedergegeben ist. Ein Vorzug kommt endlich noch hinzu, der innerhalb der epischen Tonkunst nicht hoch genug angeschlagen werden kann, wir meinen die eminente Fähigkeit des Componisten, die in den Worten enthaltene latente Musik zu vernehmen, und ihr im Tonreich, ihrem Urelement vollen Ausdruck und blühendes Leben zu leihen. Er schlägt (um hier ein von Gervinus auf Händel angewandtes Wort zu wiederholen) „in der sublimsten Feinhörigkeit wie mit magischer Ruthe die Lichtfunken der Melodie aus den nackten Sylben heraus.“ Durch die besten Löweschen Balladen, wie durch alle echte Kunst, geht ein volksthümlicher Grundzug, sie sind geschöpft aus jenen unversiegbaren Lebensadern des nationalen Empfindens, die tief verborgen fortrinnen unter dem Unterbau, den Verstand und Bildung im Lauf der Jahrhunderte aufgethürmt. Wer zu diesen Quellen den Zugang nicht findet, kann immer noch durch geist- und phantasievolle Schöpfungen die Liebe und Bewunderung der Zeitgenossen sich gewinnen, eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen davon tragen, die Mode zu seiner Dienerin machen, aber seine Triumphe sind vergänglich und ein Künstler von Gottes Gnaden ist er nicht. So hoch wir die Bedeutung der Löweschen Balladen anschlagen, ebenso zweifelhaft dünkt uns der Werth seiner Oratorien. Weder im Siebenschläfer noch im Hiob, und am allerwenigsten im Hohenliede vermögen wir eine Bereicherung der Kunst zu entdecken. Der Componist gehört zu jenen hervorragenden Talenten, deren Productions- und Gestaltungskraft in ein bestimmtes von engen Grenzen eingeschlossenes Gebiet gebannt ist. Innerhalb der Poesie begegnen uns eine Menge analoger Erscheinungen. Unseren beiden größten modernen Lyrikern sollte trotz der angestrengtesten Versuche kein Drama gelingen, und den liebenswürdigsten Roman- und Novellendichtern war vielfach die melodische Sprache der Lyrik ein fremdes Idiom, das sie mit schwerer unsicherer Zunge kaum zu stammeln vermochten. Nur dem Genie hat die Natur mit königlicher Freigebigkeit die geistige Universalherrschaft in einem gewissen Sinne verliehen, während das Talent in dem engen, seinem Wesen entsprechenden Wirkungskreis Genüge finden muß. In der Musik wie in der Malerei erscheint solche Beschränkung um so häufiger mit Nothwendigkeit geboten, weil es sich hier, ganz abgesehen von der natürlichen Begabung, in jeder einzelnen Gattung um sehr bestimmte nur durch lange Mühe und Erfahrung zu gewinnende technische Kenntnisse und Fertigkeiten handelt. Der Titel eines Oratoriums, den das Löwe'sche Werk trägt, soll durch die folgende naive Erklärung der Vorrede gerechtfertigt werden. „Der neueste Interpret des Hohenliedes habe bewiesen, „daß es ein bloß weltliches Liebeslied sei; seiner Meinung jedoch können wir nicht beipflichten, da es als solches schwerlich ein kanonisches Buch geworden wäre. Um aber den Eindruck der salomonischen Dichtung in keiner Weise zu unterbrechen, wurde die symbolische Bedeutung derselben einzig und allein für den Epilog aufgespart und es vorgezogen, bis dahin nur den Wortlaut des Grundtextes, mit möglichster Treue festzuhalten.“ — Wir können uns hier nach dem Beispiel des Componisten der dogmatischen Controverse mit gutem Gewissen entschlagen, und seine Arbeit als weltliche Cantate oder Serenate, wie man ehemals sagte, betrachten. Seine Musik ist ganz und gar im Realismus dieser Welt befangen, und der Heiligenschein, den der Epilog nachträglich über sie auszugießen versucht, steht ihr schlechterdings nicht zu Gesicht. Aber auch vom Standpunkte einer weltlichen Cantate aus müssen wir die erheblichsten Einwendungen machen, zunächst gegen die Wahl des Textes, der durch seine aufgebauschte orientalische Rhetorik der musikalischen Behandlung völlig widersteht.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1860 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1859.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Siebenter Jahrgang.

№ 52. Bremen, 25. December. 1859.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Erinnerung an Johann Heinrich Voß.

In den „Eutiner Skizzen“ von Wilhelm von Bippen haben wir einen bereits in der Kürze erwähnten Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts erhalten, auf den wir etwas näher eingehen wollen. Die Veranlassung dazu giebt uns das Lebensbild des Homer-Uebersetzers Johann Heinrich Voß, welches der Verfasser des Buches mit Fleiß und Liebe gezeichnet hat; Voß verlebte die Jahre 1782 bis 1802 im reizenden Eutin, dessen gleichzeitige Blütheperiode Bippen schildert. Seine Skizzen sind mit großem Eifer und mit sorgfältiger Hand entworfen, wenn zwar auch eine größere Kunst der Composition und Anordnung zu wünschen wäre. Wir stellen aus den Skizzen diejenigen zusammen, welche sich auf Voß beziehen, indem wir zunächst den Leser mit der Oertlichkeit bekannt machen.

„Das Oertchen selbst ist freundlich, ohne Wall, Mauer oder Thor. Jeder Garten grenzt mit See oder Feld, und rings umher ist Gottes schöne Welt einem nahe.“ So schilderte Nicolovius gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Eutin, damals Wohnsitz des Fürstbischofs von Lübeck, zugleich erste und einzige Stadt seines Ländchens. Kleine, meistentheils von Fachwerk erbaute Häuser, breite, menschenarme Straßen boten ein fast dörfliches Bild ruhigen Friedens und anspruchloser Einfachheit. Nur, wenn das Getümmel der Schuljugend in Holzpantoffeln umherklapperte, oder das Weidevieh bei'm Frühroth auf die Trift und Abends heimgetrieben ward, belebte sich die Gasse auf kurze Zeit. Ausnahmsweise unterbrach einmal der Peitschenknall eines Fuhrknechts, der Sang wandernder Gesellen, seltener der Zauberschall des Posthorns oder das ehrbare Rollen einer Staatskarosse die allgemeine Stille.

Die Thätigkeit der Einwohner war auf Ackerbau und die demselben zunächst pflichtigen Gewerbe beschränkt, Sinn und Sitte einfach, der Gesichtskreis kleinbürgerlich begränzt. Kleidung, Hausgeräth und, was sonst zur Leibesnothdurft dient, ward nach altvererbter Gewohnheit sauber und ordentlich, aber prunklos hergestellt, eine Lustbarkeit im häuslichen Kreise oder gar ein öffentliches Gelag selten und mit Mäßigkeit begangen. So erwarb Eutin trotz spärlich fließender Einnahmequellen, wenn auch nicht Wohlstand und Reichthum, doch die Mittel, der Noth und Verarmung zu wehren.

Die Hauptzierde des, kaum zweitausend Einwohner zählenden Städtchens war der weite und regelmäßige Marktplatz, an welchem das Rathhaus und ein zur Aufnahme von Hofgästen bestimmtes Palais, in dessen Nähe die, dem Erzengel Michael geweihte, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaute, Stadtkirche lag.

Am nordöstlichen Ende mahnte ein stattliches Schloß im flachen, aber nicht unschönen Ziegelbau an den Herrensitz. Von diesem aus streckte sich zwischen Stadt und See der große fürstliche Garten, den neben Blumenfeldern und Baumgruppen Springbrunnen und Wasserfall, Fischhäuschen und buntbevölkerte Voliere in mannichfachem Wechsel schmückten. Gewölbte Lindengänge von seltener Höhe und Fülle führten zu Hütten, Grotten und Tempeln, welche bald einen einsamen Ruheplatz, bald freien Ausblick in die Ferne gewährten.

Zierliche Nachen lagen am Seeufer und luden zur Fahrt nach der gegenüberliegenden Fasaneninsel oder zu weiteren Ausflügen nach einem schattigen Landungsplatze. Jenseits des Sees und rings um Stadt und Schloß winkten Forst- und Bauerhäuser, Kirchthürme und Mühlberge zum Besuch, und zwischen ihnen bedeckten wohlbebaute Fluren, Eichen- und Buchenforste den welligen Boden, der dieser Landschaft eigenthümlich ist. Denn überall erheben sich Hügel, meistentheils von mäßiger Höhe, doch hie und da zu weitragenden Gipfeln, bei Nüchel am Bungsberge bis 554 Fuß über die Meeresfläche emporsteigend. Sie durchziehen das Land in vielfach verzweigten Ketten und umschließen zahllose Vertiefungen, die bald kleine Teiche bilden, bald ausgedehnte Wasserdecken, von welchen das größte, der plöner See, vier deutsche Meilen im Umfange mißt.

Auf diesem, manch heitern Wechsel darbietenden Boden führen kunstlose Wege zu der am Diekfee gelegenen Gremsmühle, ehemals Grevis- oder Grafenmühle genannt, ein vielbeliebter Rastort holsteinischer Wanderer. Von dort geht man auf anmuthigen Pfaden nach Plön mit seinem stolzen Herzogsschlosse, dann nach dem adeligen Kloster Preez und längs der lieblichen Swentine zur Universitätsstadt Kiel. Nordöstlich von hier liegt die reichbebaute Probstei, und damit endet das gesegnete Land Wagrien, der östliche Theil von Holstein, welcher sich von der Ostseeküste bis zur Schwartau und Trave, im Westen gegen den die ganze cimbrische Halbinsel durchschneidenden Haiderücken hinstreckt.

Ueberall sind Wald und Wasser der Hauptschmuck der Gegend, deren still ernsten Charakter am Vollkommensten der Uklei bewahrt, ein kleiner, etwa eine Wegstunde von Eutin entfernter Landsee, in dessen Nähe das Forsthaus zu Wüstenfelde, die Dorfschenke in Sielbeck und ein fürstliches Lusthaus vielbesuchte Lieblingsplätze der ganzen Umgegend sind. Denn ein unnennbarer Zauber tiefsten Friedens ruht über dem Uklei, dessen dunkelblaues Gewässer vom Laube vollwüchsiger Buchen umschattet ist. Hier schuf die überwältigende Macht der Waldeinsamkeit schon zur Heidenzeit einen götterheiligen Hain. Hieher floh manches vom Lärm der Welt betäubte Gemüth zur stillen Einkehr in das eigne Selbst, zur Läuterung von Gedanken und Gesinnung, und zum ungestörten Aufblick nach dem Quell alles Trostes. Hier aber sammelten sich oft auch lebensfrohe Genossen zu lärmender Waldeslust, und als vor achtzig Jahren ein Kreis hervorragender Geister in Eutin und seiner Umgegend heimisch geworden, da war jener See ein Zeuge manch vertraulichen und vertrauenden Zwiegesprächs, dem edle Entschlüsse zum Wohle der Menschheit und fruchtreiche Keime auf dem Felde des Ideentausches entsprangen; da

lauschte er manch herzigem und begeistertem Liede, das der Freundschaft, dem Vaterlaude oder der Verherrlichung des Ortes galt, an welchem die Herzen auf's Neue weit und für alles Gute und Schöne offeu geworden.

Das wae der Boden, auf welchem sich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auch Voß und Friedrich Leopold Stolberg bewegten.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf unweit Wahren in Mecklenburg geboren. Seiu Vater, welcher dort ein Vorwerk gepachtet hatte, zog bald darauf nach dem Städtchen Penzlin, wo er eine Brauerei und Schenkwirthschaft betried. Von einer Reihe von Kindern blied ihm nur neden einer Tochter sein später so berühmt gewordener Sohn Johanu Heinrich, der früh tüchtiges Gedächtniß und leichte Auffassung zeigte. Er erfreute sich neben den Anregungen, welche er dem vielbewanderten Vater und seiner wohlunterrichteten Mutter verdankte, mannichfacher Belehrung aus den delauschten Gesprächen der Bierstube, wenn Abends im elterlichen Hause dee weitgereiste Handwerksmeister, Musikus, Chirurg, Kaufmann uud Maler zusammen saßen und über Land und Leute Erfahrung und Meinung austauschten. Auch einzelne im Städtchen wohnende Edelleute, Stadt- und Landprediger, Gutsherren und Pächter der Umgegend pflegten in der Voß'schen Scheuke ein Stündcheu einzukehren und gelegentlich von Hoffahrten, Jagd- und Feldzügen, vom weltlichen und geistlicheu Acker zu erzählen. Dabei hatte der Knabe sich früh bie Zuneigung des „lateinischen“ Bürgermeisters, der den Terenz liedte und las, sowie des verständigen Apothekers und des würdigen Rectors Struck erworben, odwohl dieser den achtjährigen Schüler oftmals wegen seines träumerischen Wesens schalt und die Genossen ihm den Spottnamen des Philosophen gaben.

Bald erwachte des Knaben Sinn und Geist für den Reim und für gemessene Wortdewegung, aber schon in den frühesten Versuchen ließ sich die derb realistische Richtung erkennen, welche alle seine Gedichte charakterisirte. Sein erster Vers galt dem Lobe der Hauskatze, der zweite einer Herausforderung des kecken Nagelschmiedburscheu, der mit glühender, funkensprühender Eisenstange den in die Flucht geschlagenen Schweden zu Hülse geeilt.

Im vierzehnten Jahre kam der Knabe auf das Gymnasium zu Neubrandenburg, wo er sich mit einem Freitisch und dei engster Beschränkung leidlich durchschlug, auch schon durch Unterricht etwas verdiente. Die Primaner bildeten eine griechische Gesellschaft, schafften sich aber auch die Dichtungen von Gellert, Hagedorn und Ramler an und lasen eifrig die Bremer Beiträge.

Im Jnbr 1786 nahm der reiche Klosterhauptmann von Oertzen, Besitzer des Rittergutes Ankershagen, Voß als Lehrer seiner Kinder ins Haus. Hier mußte dieser manche tief verletzende, seinen durch's ganze Leben bewahrten Adelshaß vielleicht begründende, jedenfalls nährende Demüthigung erfahren, obwohl es heute kaum als solche empfunden werden möchte, weun dem jungen Hauslehrer statt des Gardiuenbettes, das sein Vorgänger innegehabt, eine unverhängte Bettstelle angewiesen wurde. Voß aber war schon damals von so reizbaree Empfindlichkeit, daß er, nachdem ihm in den Wochentageu bei'm Mittagsmahle Bier gereicht worden, den ihm am Sonntag augebotenen Wein verschmähte und sich noch spät rühmte, „an diesem Orte der Dienstdarkeit nie Wein getrunken zu haben.“

Soweit sein kläglicher Sold zuließ, suchte Voß ein Sümmchen zu ersparen, theils um seinen durch Kriegsnoth und das Hungerjahr 1770 völlig verarmten, später als Schulmeister das Leben kümmerlich fristenden Vater unterstützen, theils um bald möglichst nach Halle geheu zu können, wo er als Lehrer am Waisenhause Unterkommen und zugleich Mittel und Gelegenheit zum Beginne des theologischen Studiums zu finden hoffte. Inzwischen mußte er seinem Frohndienste obliegen, der ihm nur Abends einige Stunden der Zerstreuung und Erholung verstattete. Diese fand er in classischer Lektüre, iu der Musik und in einsamen Waldgäugen, bei welchen nicht selten eine Ode vou Horaz oder von Ramler, eine Stelle aus Klopstocks Hermannsschlacht oder auch ein eignes Lied mit lautem Toue begeistert angestimmt wurde.

Die Zusendung eines Gedichtes für den Göttinger Musenalmanach brachte ihm die Erfüllung seiner Wünsche. „Kästner und Boje wurden aufmerksam, interessirten sich für das „Genie, das sie entdeckt hatten“, der wackere Gleim wurde Beschützer des jungen Poeten. Man verschaffte ihm die nöthigen Reisemittel, freie Collegien und einen Freitisch in Göttingen, und so konnte Voß seine Prüfungszeit im Oertzenschen Hause deschließen und im Frühjahr 1772 der Georgia Augusta zueilen.

Hier staud ee bald mit Boje, Bürger, Hölty in engem Verhältniß. Die Freunde waren erfüllt von dem Eindruck, den Lessings kürzlich erschienene Emilia Galotti und Klopstocks David hervorgerufen, sowie begeistert im Glauben an ihren eigenen Dichterberuf. Leisewitz, Esmarch, Hahn schlossen sich an und degannen schon im Sommer 1772, sich unter Boje's Vorsitz regelmäßig an jedem Sonntage, später am Sonnabend Nachmittags zu versammeln, um bei Kaffee und Taback Klopstocks und Ramlers Gedichte zu lesen, sodann die Produkte der Genossen anzugehören und gegenseitig zu beurtheilen. Voß schried für diesen Kreis seine „Ode an den Pfeifenkopf“; übersetzte aus Horaz und Pindar und arbeitete dabei wacker für gründliche Erlernung der alten Sprachen. Bald aber artete das sittsame Dichterkränzchen in tolles Bardenspiel aus, das sich im rührsamen Mondscheinrausche, in dem sentimentalsten Freundschaftsenthusiasmus, in abstracter Freiheitsträumerei und deutschthümelndem Schwindel kundthut. Schon am 12. September verführte eine laue Mondnacht zu Wehnde bei Göttingen die Dichterfreunde zu einer jener überschwänglichen Scenen, in welcher sie, mit Eichenlaub bekränzt und von Milch begeistert, tanzend um die Bäume kreisten und sich bei den Sternen ewige Freundschaft gelobten.

Uebrigens setzte Voß seine Studien mit Ernst fort, tried Theologie und daneben alte Sprachen bei dem großen Philologen Heyne, tried auch Musik, das Französische und Englische. Einen besonders großen Eindruck machte auf ihn die Erscheinung des Grafen Friedrich Leopold Stolberg, welcher dem Haindunde schwärmerische Begeisterung und tiefe Empfindung zutrug. Als Klopstock 1773 den Messias sandte, war im Bunde des Entzückens kein Ende. Voß gab die Theologie auf und widmete sich ganz dem Studinm des Alterthums und der Poesie. Seine bisherigen Minnelieder waren gemachte; bald aber gewann seine Liebe eineu Gegenstand. Er trat zur Schwester seines Freundes und Wohlthäters, zu Ernestine Boje, der dritten Tochter des Prodstes Boje in Flensburg, in ein anfänglich nur briefliches Verhältniß, das schnell zu innigem Vertrauen und endlich zu einem unauflöslichen Verein für das Leben führte. Die Liebe mahnte ihn zu vermehrtem Eifer für die Erlangung von Kenntnissen, deren Besitz ihm ein Amt gewähren konnte. Das Italiänische und Spanische, die klassische Metrik waren die Hauptgegenstände seiner Studien.

Zu Ostern 1774 reiste Voß über Hamburg, wo er im Umgange mit Klopstock selig war, nach Flensburg ins Haus des ehrwürdigen Pastors Boje, dessen Bild er später in der Idylle: der siebenzigste Geburtstag in der Gestalt des Pfarrers von Grünau zu verewigen suchte. Kaum waren dort einige Tage fröhlich verlebt, als Voß, nachdem er sich Abends auf dem Spaziergange erhitzt, und nachdem ihm „Ernestine Boje eine Pfeife Toback in die Schlafstube gebracht“ hatte, von heftigem Blutspeien befallen ward, welches, neben wiederholtem Aderlaß, ernstes ärztliches Einschreiten nöthig machte, ihn längere Zeit auf's Krankenlager warf, zugleich aber seiu Verhältniß zu der gastfreundlichen Familie auf's Wärmste steigerte. In dieser Leidenszeit war Ernestine die allzeit sorgsame Pflegeein des Krankeu, und bei'm Eintritt der Genesung seine treue Gesellschafterin. Da erzählte sie von dem glücklichen Stillleben ihrer Kindheit, das sie später unter dem Titel „Ehemals und Jetzt“ in reizender Einfachheit schilderte. Als er seine Kräfte wiedererlangt, verließ Voß mit einem

Herzen voll Dankbarkeit und Liebe das Pfarrhaus und kehrte nach einem Aufenthalt in Hamburg nach Göttingen zurück.

Hier fühlte er sich bald vereinsamt und unbehaglich, als Leisewitz, Hahn, beide Miller Göttingen verließen. Hatte zwar der von ihm übernommene Almanach auch großen Erfolg, so zerfiel doch der Hainbund, das Verhältniß zu Heyne wurde ein feindseliges, und Voß verließ mit Hölty Göttingen. Er entschied sich für Wandsbeck; das Verhältniß zu Claudius, die Nähe Hamburgs und der wohlfeile Aufenthalt waren die Gründe, die ihn leiteten. Im Spätherbst 1775 eilte Voß nach Flensburg, um seine Ernestine als Braut zu umarmen, verlebte den Winter in Wandsbeck und suchte seine Zukunft in der Weise zu sichern, daß er einen Hausstand begründen könne. Als das junge Paar, bevor ein Amt da war, im Juli 1776 heirathete, mußte es sich anfangs kläglich genug behelfen. Zwei Jahre später erfolgte die Anstellung als Rector zu Otterndorf im Lande Hadeln. Die Freude, mit welcher dieselbe angetreten wurde, hielt nicht lange vor. Für die Poesie wurde neben den Schularbeiten mühsam etwas Zeit gewonnen, das Marschfieber quälte die Familie, und man sehnte sich fort.

In dieser Zeit körperlicher und geistiger Verstimmung empfing Voß von seinem Freunde Stolberg den Vorschlag, an Stelle des zur Professur nach Kiel berufenen Jakob Christian Rudolf Eckermann das Rectorat in dem fröhlich aufblühenden Eutin zu übernehmen. Dieser Antrag wurde freudig angenommen, und »wie verjüngt« sang Voß das Brautfest, »im Vorgefühle der Seligkeit, mit Stolberg und seiner Agnes ein geistigeres Leben in Eutins fruchtwallendem Seethale zu beginnen.«

Am 1. Juli 1782 um Mitternacht wurde das trauliche Otterndorf verlassen. »Liebe Freunde begleiteten die Scheidenden zum Hafen. In der Dunkelheit wimmelte es von hülfreichen Händen. Es waren die treuen Schüler, welche die Reisenden noch einmal segneten und die Kinder ins Schiff trugen.« Ueber Hamburg, wo ein neuer Fieberanfall Ernestinens die Weiterreise verzögerte und ein flüchtiges Zusammentreffen mit Stolberg und seiner jungen Gattin eine kurze Freude bereitete, traf Voß mit seiner Familie, die in den letzten Jahren durch die Geburt seiner Söhne Hans und Wilhelm bis auf vier Knaben herangewachsen war, am 21. Juli in Eutin an. Mit großen Erwartungen und hochgespannter Hoffnung war er dahingezogen; doch das fortdauernde Fieberleiden seiner Frau, das Kränkeln des ältesten Knaben, die längere Abwesenheit Stolbergs, unerfreuliche Berichte über die Almanach-Unternehmung, welcher Bürgers parallele Bestrebungen bedenklichen Abbruch zufügten, und gelehrte Zwistigkeiten mit Heyne hatten den reizbar Empfindlichen bereits verstimmt und erbittert, als er die ihm bestimmte baufällige und beschränkte Amtswohnung betrat, die nicht einmal den einfachen Bedürfnissen genügte, an welche die Seinen im bescheidenen Otterndorf gewöhnt waren.

Zwar erwiesen sich die wohlwollenden Behörden sogleich zur Abhülfe des erkannten Uebelstandes bereit. Es ward dem Rector ein neues Haus nebst Garten zugesagt, eine einstweilige Wohnung für denselben im Rathhause eingeräumt und, was nur die Umstände zuließen, zur Erleichterung der Uebersiedlung beschafft; aber häusliches Leid und innerer Unmuth ließen Voß seines neuen Aufenthalts nicht froh werden.

Erst, nachdem er im nächsten Frühjahr mit Frau und Kindern die Großmama in Flensburg besucht und dort vom Morgen bis zum Abend im Freien umhergeschwärmt, als nun auch Ernestine ihre Gesundheit wiedergefunden hatte, kam er »wie ein Jüngling nach Eutin zurück.« Im Herbste verlor Voß seinen Erstgeborenen, dessen Tod seinem ahnenden Herzen als Vorbote des Risses vorschweben mochte, der bald zwischen Stolberg, der dem Entschlafenen seinen Namen, und dem, der diesem das Leben gegeben, einzutreten begann.

Verschiedene Anträge, durch welche man Voß für die Schulen von Halberstadt und Berlin, wie für die Universität von Halle zu gewinnen bezweckte, veranlaßten ihn zu einer freimüthigen Vorstellung an den Grafen Holmer, der sich sogleich dafür verwendete, daß dem Supplicanten neben andern Vortheilen eine bedeutende Gehaltserhöhung bewilligt ward. Der gleichzeitig angebotene Titel wurde jedoch dankend abgelehnt, weil er »für den kurzen Namen zu vielsilbig sei und mit dem Artikel gerade den fünffüßigen Jambus »der Consistorialassessor Voß« bilde.« Nun fand Voß seine Lage so verbessert, daß er selbst erklärte, »es als Rector nicht besser finden zu können.« »Aber«, fährt er fort, »ein Rector ist ein trauriges Geschöpf; man muß erst völlig Pedant sein, ehe man im Schulstaube unter dem ewigen Dociren sich glücklich fühlen kann.« Einige in seinem Hause lebende Kostgänger, unter welchen der spätere russische Gesandte in Kopenhagen, Baron Paul Nicolai, der Voß'schen Familie stets die treueste Anhänglichkeit bewahrte, fanden an Ernestine eine sorgsame liebevolle Mutter, an ihren Söhnen muntre Spielgenossen, an Voß selbst aber oft den grämlich zürnenden Pädagogen, der dem Treiben der »jungen Wildfänge« nur selten eine nachsichtsvolle Theilnahme zuwandte.

Denn immer bitterer wurde um 1784 der Kampf gegen Heyne, der die Priorität mancher von Voß veröffentlichten Ansicht beanspruchte, und der sich durch die Controverse über das Aeta, durch einen Aufsatz über den Okeanos, durch die Verwerfung der mystischen Deutung in der Mythologie, und durch Voß's Beschreibung vom homerischen Hause vielfach verletzt und beeinträchtigt glaubte. Im Göttinger Magazin wurde Letzterer »ein Bauernjunge, ein kleinstädtischer Schulfuchs, ein Flegel, der Peitsche würdig und vogelfrei« genannt, und sein Undank gegen Heyne als elende Nichtswürdigkeit bezeichnet. Zu solchen Anschuldigungen fügte Lichtenberg mit leichterregtem Spott über die neue, von Klopstock und Voß befürwortete Rechtschreibung einen »Forschlag künftig keine Bäinklaider mer zu tragen« hinzu. Hierin wurde beantragt, statt des einfältigen »der« und »physisch« das richtigere »där« und »füsisch« zu schreiben, auch behauptet: »Was die Engländer in der Füsik, die Franzosen in der Metafüsik sind, das sind die Deutschen unstreitig in der Ortokrafi«, und mit der Umwandlung von Klopstock und Pfarrer in »Klopstock« und »Farren« allerlei frecher Muthwille getrieben.

Diesen »banditischen Angriffen« stellte Voß verschiedene zu seiner Vertheidigung und Ehrenrettung geschriebene Aufsätze im deutschen Museum entgegen. Auch in das Intelligenzblatt der allgemeinen Literatur ließ er seine Erklärung einrücken, welche mit den Worten schloß: »Nach jenen unbeantworteten Ehrenrettungen die Giftpfeile von »»Lehrer und Schüler«« »»Wohlthat und Undank«« immer von Neuem aus dem Hintergrund zu schicken, dazu gehört eine Stirne, eiserner als die Gottscheds, der niemals gegen die Neuerer den Umstand nutzte, daß Jemand aus seinen Vorlesungen zu lernen versucht, wie man es — nicht machen müsse.« Stolberg schrieb über diese Angelegenheit in einem Briefe: »Mit Vossens Antwort auf den giftigen Biß seines elenden Gegners werden Sie zufrieden sein. Es wird Lichtenberg gehn, wie Lichtwers Schlange, die sich selbst in den Schwanz biß und verrecken mußte.«

Um sich auf einige Zeit von den Griechen fern zu halten, die ihm so vielen Verdruß zugezogen, beschäftigte er sich jetzt, die Uebersetzung der tausend und einen Nacht zu vollenden, Lieder für seinen Almanach zu dichten, das für denselben von Andern Eingesandte zu recensiren und zu feilen und eine selbständige Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen herauszugeben, in welcher etwas über vierhundert Hexameter seiner Luise erschienen.

Auch mit dem hochverehrten Meister Klopstock sah sich Voß bald nachher in eine, den Bau deutscher Hexameter betreffende Fehde verwickelt, die besonders hervortrat, als Voß die zur Uebersetzung und zu dem Commentare des Virgil geschriebene Vorrede, welche später bei Ruhnken große Anerkennung fand, dem Freunde mitgetheilt hatte. »Im vorletzten Briefe«, schreibt Voß, »war Klopstock mit mir zufrieden; der letzte war wieder mürrisch und befehlend. Ich

sollte noch dies und das für ihn ausführen. Aber es war zu spät und ich schickte ihm die abgedruckte Vorrede. Ich habe mich stumpf gesonnen, meinen Tadel in Honig zu tauchen: Ueberzeugung muß er seinen Freunden nicht streitig machen. Was kann ich dafür, daß er auf's Geradewohl Hexameter machte und hinterher Beschönigungen ausgrübelte, woraus Niemand klug werden kann.«

Neben allen diesen Beschäftigungen wurde eifrig Stoff für eine umfängliche Bearbeitung der alten Erdkunde gesammelt, die Voß neben den prosodischen Studien vorzüglich anzog. Eine so regsame und vielseitige Thätigkeit mußte bei zeitraubenden Berufspflichten seinen Geist in fester Spannung aufrechterhalten. Dabei gab die Anerkennung, welche seine Leistungen als Philolog und Liedersänger in weiten Kreisen gefunden, der Selbstliebe eine wohlthuende Befriedigung, und seine getreue Ernestine und vier Söhne, von welchen der jüngste, Abraham, am 12. Februar 1785 zu Eutin geboren war, schufen um ihn ein häusliches Glück, das ihn die äußeren Wirren wenigstens auf Stunden vergessen und selbst wiederkehrendes Körperleiden mit Gleichmuth tragen ließ.

Sein persönlicher Verkehr blieb auch hier auf Wenige beschränkt, da Stolberg meistentheils fern war, und von sonstigen Geistgenossen keiner völlig mit Voß übereinstimmte, ausgenommen Gerstenberg, der 1783 seinen Wohnsitz nach Eutin verlegt. Dagegen fehlte es nicht an Durchreisenden oder zum Besuche verweilenden Freunden aus der Fremde. Mehrmals erschienen der Kanzler Cramer aus Kiel, Overbeck aus Lübeck, Claudius und Klopstock aus Wandsbeck und Hamburg als gern gesehene Gäste. Auch Johann Abraham Peter Schulz, der durch theoretische Kenntniß, wie durch eigene Compositionen, besonders für den Volksgesang ausgezeichnete Musiker, — geboren zu Lüneburg 1740, Kapellmeister des preußischen Prinzen Heinrich zu Rheinsberg seit 1780, später in Kopenhagen angestellt und 1800 zu Schwedt verstorben, — weilte auf einer nach Dänemark unternommenen Reise längere Zeit im Eutinischen Rectorhause. Denn schon lange stand der Herausgeber des Almanachs im lebhaften Verkehr mit dem Componisten, der einer Menge Lieder von Voß und seinen Mitarbeitern gefällige, im Volksmunde bald wiedertönende Musik untergelegt hatte. Eine von Voß aus dem Dänischen übersetzte, von Schulz componirte Hymne führte wesentlich des Letzteren Ruf nach Kopenhagen herbei. Seine Athalie, seine melodienreiche Oper Aline und andre Werke haben ihm in der musikalischen Welt einen geachteten Namen erhalten.

Zwei Jahre, bevor ein größerer Stern im Reich der Klänge, Karl Maria von Weber, zu Eutin das Licht der Welt erblickte, 1784 kam Schulz dahin in schwerumdüsterter Stimmung. Denn wenige Monate vorher hatte der Tod ihm eine geliebte Gattin und die Kinder geraubt, in deren Besitz er eine »Fülle irdischer Glückseligkeit« gefunden. Allmählich löste die Herzlichkeit des Voß'schen Hauses und der Eindruck einer in reichstem Sommerglanze prangenden Gegend den tiefen Schmerz in mildere Wehmuth, und wenn er Abends das »zwischen dem schöngebohnten Nußbaumschranke und dem Fenster stehende Klavier« öffnete und auf den Schwingen der Töne sich losringend vom Erdendrucke, in erhobener Stimmung heitere Laute anzuschlagen begann: dann sammelte sich Alt und Jung um den Musikkundigen.

Stolberg, an dem Voß in Eutin besonders sich zu erlaben hoffte, war während seiner ersten Ehejahre nur selten und nur auf kurze Zeit dort. Das Verhältniß blieb lange ungetrübt und herzlich, bis die Verschiedenheit in religiösen Dingen Verstimmungen herbeiführte. Je mehr sich Stolberg dem Katholizismus zuneigte, um so mehr verfocht Voß das Recht der absolutesten Denkfreiheit, um so weniger war eine Ausgleichung möglich. Uebrigens war auch äußerlich die Verschiedenheit groß genug. Stolberg's Antlitz trug nach einem aus seinen Mannesjahren erhaltenen ähnlichen Bilde das Gepräge genialischer Schwärmerei. Das feurig belebte Auge, eine fein gebogene Nase, der beredte Mund und die weichlich rundliche Gesichtsform sprechen eine, keineswegs unreine, Sinnlichkeit, wohlwollende Offenheit und leicht erregte Begeisterung aus. Sein freiwallendes Haar und die Nachlässigkeit der Kleidung deuten auf Verachtung der Modeform und auf die ungezwungene Sicherheit der vornehmen Geburt. Ihm gegenüber zeigt Voß in einem, von Tischbein 1817 gemalten Bilde den ernsten Blick des Denkers, den streng geschlossenen Mund mit leicht aufgeworfener Oberlippe, ein edeles Längenprofil mit hervorragender, sanft gekrümmter Nase, das Haar scharf von der hohen und freien Stirn emporgekämmt. Seine Kleidung ist der fest zugeknöpfte blaue Oberrock, den Voß in stets unverändertem Schnitte zu Otterndorf wie in Eutin, und später in Jena und Heidelberg, nebst breitkrämpigem niederem Hute und hohem Stock auf der Straße zu tragen pflegte, während er im eigenen Hause und oft selbst beim Besuch eines Freundes im Schlafrock und in der Nachtmütze erschien.

Als nun im Jahre 1800 Stolberg in Münster zur katholischen Kirche übertrat, hatte Voß auf die Mittheilung davon nur die schmerzliche Antwort: »das erwarteten wir längst«; später dichtete er die Ode »Warnung an Stolberg.« Als der Freund zurückkehrte und ihn aufsuchte, ließ er sich verläugnen; später schrieben sie sich bei besonderen Anlässen, bei zufälligen Begegnungen grüßten sie einander stumm. Bald darauf legte Stolberg seine Aemter nieder und zog nach Münster.

Voß, seit mehreren Jahren an Harthörigkeit und allgemeiner Nervenreizbarkeit leidend, durch Stolbergs Verlust im tiefsten Herzen verwundet, empfing 1802 den erbetenen Abschied nebst Pension. Er verließ Eutin im September, um sich in Jena anzusiedeln und dort mit Griesbach, Eichstädt und Thibaut im traulichen Verkehr, mit Goethe und Schiller in naher Verbindung zu leben. 1804 lehnte er einen Ruf nach Würzburg ab, folgte dagegen 1805 der Aufforderung, die neuorganisirte Universität Heidelberg als Professor ohne bestimmte Verpflichtung zu schmücken. Die Vollendung seiner Luise und andere poetische Schöpfungen, Uebersetzungen des Ovid, Horaz, Hesiod, Tibull, Properz, Theokrit, Aristophanes und Aratos, selbstständige Arbeiten über sprachliche Zeitmessung und alte Geographie, kritische Briefe und die mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham übernommene Verdeutschung Shakspere's beschäftigten den Unermüdlichen. Der 1819 erschienene Aufsatz: »Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?« und die unter dem Titel: Antisymbolik in zwei Bänden gegen Creuzer gerichteten Streitschriften verbitterten den Abend seines Lebens. Außer seiner getreuen Ernestine hielt von allen ältern Freunden nur Overbeck mit unverminderter Herzlichkeit und Theilnahme für ihn aus, obwohl auch dieser die gegen Stolberg gerichteten Angriffe mißbilligte. Voß entschlief am Abend des 29. März 1826 »unter sinnigen Freundesgesprächen, im Augenblick, wo er mit einem plötzlichen Ach! nach dem Herzen griff.« Seine Gattin folgte ihm im März 1832. Von ihren Söhnen war der am 20. October 1822 verstorbene Heinrich Professor der Philologie in Heidelberg, Abraham zuerst Gymnasiallehrer zu Rudolstadt, dann Rector zu Kreuznach. Dieser starb 1847 auf einem Besuche in Düsseldorf. Hans bildete sich unter Weinbrenners Leitung zum Architekten aus und starb als badischer Baurath 1849. Sein großartigstes Werk ist die Irrenanstalt zu Illenau. Wilhelm lebte und starb als Arzt zu Eutin.

Die Stadt war, nachdem die Mitglieder des Kreises, der sie belebt hatte, geschieden, und bei der Säcularisation des Bisthums 1803 auch der herzogliche Hof bleibend nach Oldenburg verlegt war, wieder, was sie gewesen, »ein freundliches Oertchen ohne Wall und Mauer.« Ihre Bewohner aber hegten und pflegten mit treuer Pietät das Andenken einer großen Vergangenheit und freuten sich des fort- und nachwirkenden Segens derselben.

* Zur Geschichte des Aberglaubens.

Von Karl Seifart.

Tödtende todte Fresser.

Die Kritik hat hin und wieder an dem in Nr. 24 auch dieser Blätter besprochenen Schindler'schen Werke: „Ueber den Aberglauben des Mittelalters" den Mangel an Vollständigkeit tadelnd hervorgehoben und gewünscht, der Verfasser möchte seinen Stoff mehr erschöpft haben. — Das ist indeß sehr leicht gesagt, und das Sprichwort: „Tadeln ist leichter als Bessermachen" möchte solchen Ausstellungen gegenüber ganz besonders passend erscheinen, zumal wenn man erwägt, daß das wüste Feld des Aberglaubens, diese finstere Steppe des absolut Unwirklichen, welche ein Wolken-verdüstertes Mondlicht nur vorübergehend und ungewiß beleuchtet, eine Ausdehnung hat, deren gründliche Durchforschung bei den wenigen Vorarbeiten die Arbeit eines Menschenalters in Anspruch nehmen dürfte. Es wäre schon ein sehr mühseliges und langwieriges Unternehmen, wollte man nur aus dem breit hinfließenden Strome der patristischen, scholastischen, alchymistischen, astrologischen und magischen Literatur alle abergläubischen und widernatürlichen Vorstellungen auffischen und unverarbeitet in ihrer Ungeschlachtheit zusammenstellen; und doch hätte man damit noch keine vollständige Sammlung des Rohmaterials zusammengebracht, denn dem großen Reichthum dieser Verschrobenheiten wäre noch außer dem ganzen Wust, welchen die Del Rio, Remigius, Bodinus und Geistesgenossen zu Tage gefördert haben, und außer den 600 Stücken der „gestriegelten Rockenphilosophie" *) auch alles das hinzuzufügen, was das 18. und selbst noch unser Jahrhundert Abergläubisches wieder aufgewärmt, modernisirt, neu erfunden und in voluminösen Büchern wie in Görres' „Mystik" und ähnlichen Spukwerken niedergelegt hat.

Indeß auch damit wäre der Stoff noch nicht erschöpft und könnte nicht erschöpft sein, weil er eben kein fertiger ist und sich, wenn auch nicht mehr in so roher Weise wie früher, doch noch täglich in Formen geltend macht, welche von uns mehr oder weniger noch nicht als abergläubisch erkannt werden; nach hundert Jahren und darüber aber wird gar Vieles in die Geschichte und Literaturgeschichte des menschlichen Aberwitzes verwiesen sein, was heute noch mit der Macht und dem Trotz historisch eingewurzelter Autorität auf sein gutes Recht und seine Vernünftigkeit pocht. Dann erst läßt sich eine erschöpfende Geschichte des Aberglaubens schreiben, und der unter höheren Kultureinflüssen entwickelte und heller als der unsrige sehende Geist wird es dann vielleicht begreifen, wie diese und jene abergläubische Vorstellung, deren psychologische und geschichtliche Entwicklung uns ein Räthsel bleibt, entstanden sein mag. Wir wenigstens stehen ganz rathlos vor so manchem dieser Denkmäler menschlichen Wahns und begreifen nicht, aus welchen kulturlich oder psychologisch gegebenen Bedingungen sie erwachsen konnten, weil jegliche auf die Entstehung hindeutende mythologische oder symbolische Vermittlung fehlt und sie sich also als rein willkürliche, durch nichts begründete Einfälle darstellen.

So läßt sich wohl begreifen, wie man zu der Vorstellung kommen konnte, daß eine Frau, welche sich ein recht weißes Kind wünsche, über eine Bleiche gehen müsse, oder daß man, um die Schaben zu vertreiben, einen gestohlenen Hemmschuh auf den Heerd zu legen habe, — aber wo bleibt Begriff und Wort, wenn wir uns so manche andere Stücke aus der gestriegelten Rockenphilosophie ansehen?! Z. B.: Wenn ein Mann eine Weiberhaube aufsetzt, so schlagen ihn die Pferde, oder: wer über Tisch einen zerbrochenen Teller bekommt, der verliert an demselben Tage einen Dreier. — Kurz, der Aberglaube erscheint oft so ausgesucht absurd, daß er eine ungeheure und ganz gewaltsame Abstraction des Geistes von allem erfahrungsmäßig und natürlich Gegebenen verräth, und man erstaunen muß, wie stark und fruchtbar die menschliche Phantasie in der Erfindung des absolut Unwirklichen und Unvernünftigen gewesen ist. — So ist der obenstehende Titel: „Tödtende todte Fresser", so fabelhaft und absurd er klingt, doch nur die kurze und vollständige Bezeichnung eines früher überall verbreiteten und auch jetzt noch nicht völlig abgestorbenen Aberglaubens, auf welchen wir hier näher eingehen wollen.

Der Aberglaube kennt kein Naturgesetz. Tod ist ihm nicht Tod, er belebt selbst die Verstorbenen in den Gräbern, aber das Leben, welches dieser der Nachtseite des menschlichen Gemüths entspringende Glaube verleihen kann, ist selbst nur ein nächtiges, unheimliches und grauenhaftes, ein Leben welches sich dem wirklichen, natürlichen Leben auf's feindlichste entgegenstellt. Schon die bloße Erscheinung der mit einem luftigen Körper umkleideten Seele oder gar der aus dem Grabe widerkehrenden Leiche kann tödtlich wirken, und reicht das Grauenhafte der Erscheinung nicht aus, um den Lebendigen niederzuschmettern, so kann der Todte, wenn er sonst will, auch physische Gewalt anwenden. — Bekannt ist, wie tief der Vampyrglaube in den slavischen Völkern Wurzel geschlagen hat, und noch mag an den Ufern der Donau und der Theiß manche Generation hinsterben, bevor dies Produkt einer finstern Phantasie gänzlich dem aufklärenden Lichte höherer Kulturentwicklung gewichen ist. So berichtete die „Srbske Novine" noch ganz vor Kurzem, daß ein in der Nähe von Topla ertrunkener Zimmermann nach dem Glauben des dortigen Volks als Vampyr wieder erscheine und neben der Ausübung seiner nächtlichen Blutsaugereien auch im Vorbeigehen Schafe und Schweine erwürge. Auf Anzeige dortiger Bauern und mit Bestätigung des Ortspopen hätten nun die Leute darum nachgesucht, die Leiche des Uebelthäters wiederausgraben und sie mit einem Weißdornstecken prügeln zu dürfen, weil ihm dadurch die vampyrische Eigenschaft benommen würde.

Früher schlug man den Nachts lebendig und schädlich werdenden Leichen einen Pfahl durch den Leib, und wenn das noch nicht helfen wollte, grub man sie aus und verbrannte sie zu Asche. Döpler's „Schauplatz der Leibesstrafen" führt aus den böhmischen und schlesischen Chroniken des Heinrich Roch mehrere dergleichen Fälle an: Eine verstorbene Frau aus dem Städtlein Lewin spottete der bloßen Pfählung und bediente sich des Pfahls bei ihren nächtlichen Wanderungen ganz gemüthlich als eines Spazierstockes, bis man sie ausgrub und zu Pulver und Asche verbrannte. Nachdem sie ausgegraben war, fand man, daß sie die Hälfte ihres Todtenschleiers durch „Schmätzen" (masticando vel glocitando) in sich hineingefressen hatte.

Dieses Hineinfressen des Schleiers oder Leichentuchs spukte nun nicht allein in slawischen Phantasieen, sondern war auch ein weit verbreiteter deutscher Aberglaube, welcher noch im vorigen Jahrhundert, und vielleicht auch jetzt noch hin und wieder im Volke, zu der Vorsichtsmaßregel Anlaß gab, dem Todten, bevor er eingesenkt wurde, einen Stein oder Erdkloß unter das Kinn zu legen, ihm das Halstuch fest anzuziehen oder ihm einen Kieselstein in den Mund zu stecken. Ohne eine dieser Vorsichtsmaßregeln begrub wohl selten eine verständige Hausmutter einen aus der Sippe Abgeschiedenen, denn „schmatzte" der Verstorbene im Grabe, d. h. fraß er durch Saugen das Leichengewand in sich, so mußte nach und nach die ganze Sippe sterben. Ja auch auf fremde Menschen konnte dieses Schmatzen tödtlich wirken, namentlich in Pestzeiten, wo dann die Leichen oft so gefräßig wurden, daß sie sich nicht mit Verzehrung ihres Leichentuchs begnügten, sondern sich bis auf den letzten Stumpf selbst auffraßen. So schrieb der Prediger Georg Rörer an Luther, daß sich ein Weib auf seinem Pfarrkirchhofe selbst auffresse und dadurch fast schon das ganze Dorf getödtet habe. Luther

*) Die gestriegelte Rockenphilosophie, Chemnitz 1718, giebt eine Sammlung der gängigsten abergläubischen Vorstellungen und kritisirt dieselben vom Standpunkt der damaligen Aufklärung aus. Der Kritiker ist aber selbst noch, zumal was das Hexenwesen betrifft, im rohesten Aberglauben befangen.

antwortete darauf (vergl. Tischreden vom Teufel und seinen Werken S. 274 in der Ausgabe von Aurifaber): »Das ist des Teufels Betrügerei und Bosheit, wenn sie es nicht glaubeten, so schadete es ihnen nicht, und hielten's gewiß für nichts anders als des Teufels Gespenst. Aber weil sie so abergläubisch wären, so stürben sie nur immer mehr dahin. Und wenn man solches wüßte, so sollte man die Leute nicht so freventlich ins Grab werfen, sondern sagen: »da friß Teufel, da hastu gesalzenes, du betreugst uns nicht.«

Luther hält also das Sichselbstauffressen der Todten für ein Blendwerk oder eine Chikane des Teufels. — Wie schwer war es doch selbst den helleren Köpfen in der Zeit des Aberglaubens sich demselben ganz zu entwinden! Vermochten sie sich auch über die allercrassesten Anschauungen zu erheben, so verfielen sie doch bei dem Versuche der Erklärung sogleich wieder in einen andern Aberglauben, die Phantasiegebilde von dem Nichtseienden und absolut Unvernünftigen bedeckten wie ein Netz mit tausend Maschen den Verstand; hatte er sich auch aus einem Haftbande losgewickelt, so verstrickte er sich sofort in einem andern und blieb nach wie vor der Gefangene des Vorurtheils und des Aberwitzes.

Wie Luther dem Teufel, so schrieben andere, wie Erasmus Francisci im höllischen Proteus, das tödtende Fressen und Schmatzen der Liebhaberei der Hexen nach dem Fleische der Abgestorbenen zu. Das Kauen und Fressen rührte nämlich ihnen zufolge nicht von den Todten selbst her, sondern von den Hexen, welche in die Grabgewölbe fuhren, um daselbst ihre Lieblingsspeise zu genießen*). — In späteren Zeiten suchte man für das eingebildete Schmatzen schon nach natürlichen Ursachen, doch fallen auch diese Erklärungen noch wunderlich genug aus; so schreibt Martin Ranft in einer Dissertation, daß das Belecken und Hineinschlingen der Leichentücher durch Schlangen geschehe, welche sich dem Cadaver einnisteten, und andere wollen es auch dem Nagen der Ratten und Mäuse zuschreiben. Der Verfasser des Artikels »Schmatzende Tode« in dem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen Universallexikon sucht ebenfalls nach natürlichen Ursachen und erklärt unter anderm das Aechzen und Stöhnen der lebendig begrabenen Scheintodten für die Ursache des eigenthümlichen Tons, welchen man an den Gräbern hören wolle. Doch zweifelt er schon den ganzen Glauben an und schiebt ihn auf die bloße Einbildung, welche in Pest- und Nothzeiten um so geneigter sei, sich allerlei Schrecknisse vorzumalen. Als probatestes Gegenmittel gegen die tödtenden todten Fresser schlägt er indeß folgendes vor: Man gräbt die Todten auf, stößet ihnen mit einem Grabscheit den Kopf ab, schlägt ihnen einen Pfahl durch's Herz oder verbrennt sie zu Pulver und Asche. Indeß meint er, es sei gar nicht nöthig sich viel mit den Gegenmitteln gegen das Schmatzen zu befassen, weil es doch mit Recht unter die erdichteten Dinge zu zählen sei. — Das ist das Urtheil eines Gelehrten, wenn auch nicht eines auf der Höhe stehenden wissenschaftlich gebildeten Mannes jener Zeit; ein solcher machte es wohl schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht einmal der Mühe werth halten, jenen absurden Glauben überhaupt einer Kritik zu unterziehen, im damaligen Volke aber lebte der Glaube an die tödtenden todten Fresser lebendig fort und ist noch nicht einmal in unserer Zeit ganz abgestorben, wie aus den seltsamen Vorsichtsmaßregeln hervorgeht, welche man noch hie und da bei Beerdigungen anwendet, um das Einsaugen des Leichengewandes zu verhüten.

Der hier besprochene Aberglaube ist nun neben manchem andern, so weit wie's übersehen (doch finden sich Anklänge S. 30 und S. 226) in dem vielerwähnten Schindler'schen Werke nicht berücksichtigt. Wem aber sollte auch bei dem Auseinanderzerren und Durchkämmen jenes verzwackten, endlos in einander gewirrten Wustes menschlichen Wahnglaubens nicht mancher rauhe Faden unbeachtet durch die Finger laufen? Betrachtet man nur das bekannteste, was die außerordentlich produktive Nachtseite der menschlichen Phantasie Nichtseiendes und Unvernünftiges geschaffen hat, so geht das schon in's Ungeheure und führt zu der Ueberzeugung, daß die Gedanken der Vorfahren bei weitem mehr auf das Nichtseiende und Unnatürliche als auf das Wirkliche und Vernünftige gerichtet waren. — Wie wird sich die Erde im Dienste ihrer sie mehr und mehr bewältigenden Kinder verklären, und welch erhabene Geschlechter werden über sie hinwandeln, wenn die Menschheit dem Unwirklichen und Nichtseienden auch keine Spanne Zeit mehr widmet, sondern ihre ganze Geisteskraft allein auf das Wirkliche und Natürliche richtet! Dann werden trübe, haltlose Vorstellungen und Wissenschaften, die heute noch die Lebenskraft Tausender von Menschen unnütz aufreiben, in die Rumpelkammern gefallen sein, welchen jetzt die astrologischen und alchymistischen Vorstellungen und Wissenschaften angehören, dem klaren von allen selbstaufgezwängten Nebeln befreiten Geiste wird sich die Natur in ihren geheimsten Tiefen erschließen müssen, und es wird an den Tag kommen, was sich unsere Vorfahren, was wir uns mit selbstgewebten düstern Schleiern in Nacht hüllten.

*) Diese ekelhafte Vorstellung, daß die Hexen nach verwesendem Menschenfleische lüstern seien, war sehr gängig und ist uns in vielen Hexenprocessen und Sagen überliefert; vergl. die von mir in der Müller-Schambachschen Sammlung mitgetheilte Sage vom Düweletgen S. 166.

* Die deutsche Schillerstiftung.

Die im Mai 1855 bei Gelegenheit der Erinnerung an den Todestag Schillers gegründete Stiftung, welche den Namen des Dichters trägt, ist nun aus Anlaß der Jubelfeier aus ihrem provisorischen Zustande herausgetreten. Das bis dahin vorhandene Vermögen von 20.000 Thalern soll durch die seitdem in Weimar eingegangenen Beiträge aus verschiedenen Städten Deutschlands und von den Deutschen im Auslande bis auf etwa 100,000 Thaler angewachsen sein. Entspricht das zwar auch noch nicht den Erwartungen der Begründer, so ist doch jedenfalls die Stiftung jetzt im Stande, mit ihren Spenden den Anfang zu machen, und es soll bereits ein Dramendichter als erster Pensionär bezeichnet sein. Es ist zu hoffen, daß nunmehr das Unternehmen nicht bloß ein mit Mühe gesichertes sei, sondern daß es für alle Zeiten ein ergiebiges und segenreiches werde. Mag auch der Entstehung und Entwickelung des vor vier Jahren ins Leben getretenen Gedankens manches Mangelhafte ankleben — auch uns scheint es, daß in einigen Beziehungen Fehler begangen sind — so ist doch der Sache ein frisches Gedeihen von Herzen zu wünschen. Die im October in Dresden gehaltene Versammlung wählte Weimar zum Vororte für die nächsten fünf Jahre. Den Verwaltungsrath bilden die Herren: Intendant Dingelstedt in Weimar, Buchhändler Karl Voigt ebendaselbst, Schulrath Bormann in Berlin, die Schriftsteller Gutzkow in Dresden, Braunfels in Frankfurt, Ernst Förster in München, J. G. Fischer in Stuttgart. Es bestehen neben dem Vorort Weimar Zweigvereine in den Städten Berlin, Breslau, Koburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Laibach, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart und Wien.

Die Angriffe, welche die Stiftung mehrfach erfahren hat, sind wohl zum größesten Theil auf Rechnung mangelhafter Kenntniß des Zwecks und der Verwendung zu setzen. Man hat bald gehört oder gelesen, fühlt sich zur Spottsucht aufgelegt und fabelt von einer Versorgungsanstalt für schlechte Poeten und verdorbene Genies. Da man solchen Entstellungen am Besten durch Hinweisung auf den wirklichen Zusammenhang entgegentritt, so mag eine Mittheilung der wichtigsten unter den Satzungen der Schillerstiftung am Platze sein. Es sind die folgenden:

Die Schillerstiftung hat den Zweck, deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fach-

wissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihren oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet.

Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen.

Die zur Erreichung dieses Zweckes anzuwendenden Mittel bestehen theils in dem Zinsertrag des vorhandenen und ferner anzusammelnden Vermögens, theils in sonstiger Hilfeleistung zur Förderung materiellen Wohlergehens.

Die einzelnen Zweigstiftungen bilden die integrirenden Bestandtheile der allgemeinen Deutschen Schillerstiftung. Diejenigen Zweigstiftungen, die sich nach dem 10. November bilden, treten an sich gleichberechtigt in den Gesammtverband mit ein; sie können aber an der Wahl des Verwaltungsrathes und an dem Recht, Generalversammlungen zu beantragen erst dann theilnehmen, wenn sie ein Vermögen von Eintausend Thalern besitzen und dessen Zinsen der Schillerstiftung zur Verfügung stellen, oder drei Jahre lang bis zur Ansammlung eines Vermögens von mindestens 350 Thalern bestanden haben.

Alle Zweigstiftungen erwerben bei ihren Regierungen für die Deutsche Schillerstiftung das Recht der moralischen Körperschaft und sind verpflichtet, ihre Mittel nach Kräften zu erhalten und zu vermehren, letzteres namentlich auch durch Kapitalisirung eines Theiles der Zinsen; sie verwalten das von ihnen gesammelte und mit möglichster Sicherheit anzulegende Vermögen auf eigene Verantwortung.

Aus ihrer Mitte wählen die Zweigstiftungen von fünf zu fünf Jahren, entweder durch eine zu beschickende Versammlung oder durch schriftliche Meinungsabgabe, eine der Zweigstiftungen als Vorort. Der Vorort bezeichnet zwei Personen als Mitglieder des Verwaltungsrathes. Sämmtliche übrigen Zweigstiftungen ihrerseits fünf Zweigstiftungen, deren jede alsdann eines ihrer Mitglieder in den Verwaltungsrath wählt. Demnach liegt immer auf fünf Jahre die Leitung der Stiftung in den Händen eines aus sieben Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrathes.

Bei allen Wahlen entscheidet absolute Stimmenmehrheit und, falls eine solche durch zweimalige Abstimmung nicht zu erzielen ist, in dritter Abstimmung relative Mehrheit. Im letzten Fall entscheidet bei Stimmengleichheit das Loos.

Zu Schillers Geburtstag soll jährlich ein vollständiger Rechenschaftsbericht über die Lage und Thätigkeit der Stiftung veröffentlicht werden, während der Rechnungsabschluß am 30. Juni jedes Jahres zu erfolgen hat. Jeder abgehende Verwaltungsrath hat dem nachfolgenden eine ausführliche, von einem vereideten Rechnungsbeamten zu controlirende Rechnung abzulegen.

Die Namen Derer, welche Unterstützungen empfingen, werden nur den Vorständen (Comités) der Zweigstiftungen, und zwar alljährlich, mitgetheilt, unter Verpflichtung zur Beobachtung der Verschwiegenheit.

Alle fünf Jahre findet eine Generalversammlung aller Vorstände statt. Sie ist beschlußfähig, sobald in derselben die Mehrzahl der stimmberechtigten Zweigstiftungen vertreten ist. Sie entscheidet in höchster Instanz über alle Angelegenheiten der Stiftung.

Abänderungen dieser Satzungen können nur stattfinden, wenn eine Anzahl von Zweigstiftungen, die nach Maßgabe des letzten Rechenschaftsberichtes zwei Drittel des Gesammtvermögens besitzen, dafür gestimmt haben.

Schillerstiftung.

Die deutsche Schillerstiftung ist bisher in Bremen noch nicht durch einen Zweigverein vertreten. Vorstand und Ausschuß des Künstlervereins erbieten sich, Gaben, welche für die Stiftung bestimmt sind, entgegenzunehmen und nach Weimar, dem jetzigen Vororte, zu befördern.

Bremen im December 1859.

Dr. Fr. Pletzer. Heinr. Müller. Dr. Theod. Kiesselbach. Dr. H. A. Müller. Herm. Schaffert. Ferd. Cranz. Jul. Cabisius. Karl Kirchner. Gustav Gurnick. Heinr. Dencke. Ernst Klingenberg. Senator Otto Gildemeister. F. Ruperti. Wilh. Rudewald. Theod. Hütterott.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch von W. H. Riehl. Zweite Folge. — Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav Freytag. Zweiter Band. — Merope. Trauerspiel in fünf Aufzügen von M. Remy. — Rudolf von Habsburg. Drama in fünf Aufzügen von C. R. von Baumgarten. — Wallenstein als Student an der Universität Altdorf. Von J. Baader.

— * Die Selbstbiographie von Ludwig Spohr wird im Verlage von G. H. Wigand in Göttingen erscheinen. Dieselbe wirft neues Licht auf den Lebensgang und die Entwicklung der Künstlernatur des großen Meisters und wird auch als Beitrag zur Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts von bleibendem Werthe sein, da dieselbe mit einer Sorgfalt ausgeführt ist, daß sie ohne Weiteres durch den Druck der Oeffentlichkeit vorgelegt werden kann. Das Werk erscheint in drei Bänden; auch wird es in englischer Uebersetzung, speciell für England und Amerika bestimmt, erscheinen. Wigand's „Telegraph“ bringt bereits ein allerliebstes Bruchstück aus der Selbstbiographie, worin Spohr erzählt, wie er 1808 während des Fürsten-Congresses in Erfurt zwischen Mittag und Abend so viel auf dem Horn lernte, um Abends einer Darstellung beiwohnen zu können, in der Talma und die Mars auftraten und wozu nur die Fürsten und Diplomaten Zutritt hatten.

— * Mit dem vierten Bande des „W. A. Mozart“ von Otto Jahn ist nun das ausgezeichnete Werk zum Abschlusse gebracht. Es ist zwar in diesen einen Band die ganze Glanzperiode Mozarts, die Zeit von 1781 bis 1791, zusammengedrängt, doch ist das gerade auch der Abschnitt, welcher von allen bereits am meisten bekannt und bearbeitet ist. Zu den dankenswerthen Zugaben dieses Bandes gehören einige musikalische Beilagen und noch ein Porträt des vierzehnjährigen Mozart nach einem 1770 in Verona gemalten Bilde.

— * Vom deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm ist wieder eine neue Lieferung ausgegeben; die dritte des dritten Bandes. Dieselbe führt das Werk bis zu dem Artikel „Erbgerichtsbarkeit.“ Die Schlußlieferung des zweiten Bandes ist immer noch im Rückstande.

— * Eine fleißige und wohlgelungene ungarische Uebersetzung von Goethe's „Faust“ ist im Druck erschienen.

— * Der neueste Jahrgang der „Argo“ enthält wieder einen Beitrag von Paul Heyse; es ist eine novellistische Humoreske, betitelt „Der Centaur.“

— * Von Hermann Lingg's Gedichten ist die vierte Auflage herausgekommen.

— * Das Weihnachtsoratorium von Bach kam kürzlich in Berlin wieder zur Aufführung. Es ist von Haus aus kein in sich abgeschlossenes Ganzes, sondern aus sechs Cantaten zusammengesetzt, die der Meister für die verschiedenen Kirchenfeste während der Weihnachts- und Neujahrszeit geschrieben hatte. Dem Gegenstand entsprechend trägt der Ausdruck überwiegend den Charakter ruhiger Milde und Freudigkeit. Die Vorgänge, die hier dargestellt sind, und der aus ihnen geschöpfte Gefühlsinhalt bedingten eine ungleich naivere Behandlung, als z. B. in der Passionsmusik. Es sind wenige Schöpfungen des Tondichters, die gleich das erste Mal dem Verständniß so nahe treten, als diese Weihnachts- und Neujahrscantaten.

— * In Berlin starb am 16. December in Folge eines Rücken-Blutgeschwüres Wilhelm Grimm, nächst seinem nur um ein Jahr älteren Bruder Jakob Grimm die bedeutendste Notabilität unter den Germanisten. Wilhelm Grimm war am 24. Februar 1786 zu Hanau geboren, wirkte von 1830—1838 als Professor in Göttingen, wo er, wie bekannt, mit noch sechs anderen Professoren, unter denen sich auch sein Bruder Jakob befand, wegen eines politischen Protestes entlassen wurde. Im Jahre 1841 erhielten beide unzertrennlich verbundene Brüder den Ruf an die Berliner Universität. Der Tod unterbrach seine Arbeit an dem deutschen Wörterbuche, welches er mit seinem Bruder zusammen herauszugeben unternommen und dessen Fortsetzung nun dem letzteren allein obliegt.

— * **Aus Webers Leben.** Eine Biographie Karl Maria's von Weber ist durch seinen Sohn, den als Dichter bekannten Max Maria von Weber in Dresden, verfaßt worden. Einem in den Gutzkow'schen „Unterhaltungen“ mitgetheilten Bruchstücke entlehnen wir das Folgende: „Obgleich von der dreijährigen Künstlerfahrt, die ihn durch alle möglichen Nuancen der Existenz, vom stolzesten Jubel des Künstlerherzens bis zur herbsten kleinlichsten Sorge um das Brot des morgenden Tags, durch alle Schichten der Gesellschaft, in die mannichfaltigsten Lebenslagen geführt hatte, abgespannt, entschloß Weber sich doch nur seufzend die Fülle und Mannichfaltigkeit seines bisherigen Lebens gegen die Vortheile einer gesicherten Existenz einzutauschen und das Engagement als Operndirector in Prag anzunehmen, das ihm der Pachter des ständischen Theaters zu Prag, sein alter Freund Liebich, im Jahre 1813 unter den stattlichsten Bedingungen bot. Auch bei diesem Entschlusse entschied zuletzt sein hohes Rechtlichkeitsgefühl, nachdem sein Künstlerherz die Gründe pro und contra als gleich schwerwiegend befunden hatte. Mancherlei im Drange der Verhältnisse eingegangene Verpflichtungen bedrückten seinen redlichen Sinn vielleicht mehr als nöthig. In seinem Tagebuche ruft er aus: „Italien fahre hin! Aber um die Wonne zu genießen, als ehrlicher Kerl meine Schulden bezahlen zu können, muß das große Opfer gebracht sein!“ So trat er seinen Dienst am 1. Februar 1813 an. Die für die damaligen Sturmzeiten, kurz nach der Rückkehr Napoleons aus Rußland, sehr guten Anstellungsbedingungen besagten: 2000 Gulden Wiener Währung (Papiergulden) festen Gehalt, 1000 Gulden W. W. garantirtes Benefiz, vollkommene Freiheit des Schaffens und Wirkens bei der Oper, zwei bis drei Monate Urlaub, freie Saalbenutzung bei Concerten u. s. w. Mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit für den jungen rastlosen Künstler erkannte Liebich, ein Mann von den edelsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, daß es dem von ihm gewonnenen Künstler unmöglich sein werde, sofort die volle Gebundenheit des Dienstes zu ertragen, auch hatte Weber früher versprochen, Concerte in Prag und Wien zu geben, so daß der erste Dienstmonat mit Kenntnißnahme von den Theater- und geselligen Verhältnissen Prags verging. Schnell gestalteten sich angenehme Beziehungen mit den angesehenen und liebenswürdigen Familien der alten Königsstadt. Die Aufnahme, die Weber beim Fürsten Lobkowitz, den Grafen Clam-Gallas, Wolby, Nostitz, Kolowrat und in den gastfreien Häusern des Bankiers Kleinwächter und des trefflichen Arztes Jung u. s. w. fand, ließ ihm, der solange heimathslos umhergezogen war, bald Prag sehr anheimelnd erscheinen, dessen heiteres, frisches, obwohl nur äußerlich anregendes Leben wenigstens im Anfange viel Anziehendes für ihn hatte. Künstlerische Produkte seiner ersten Anstellungszeit sind nur das Lied: „Frage mich immer, fragest umsonst“, aus C. 6/8 und der „Reigen“ von Voß; zu Weiterm ließen ihn seine reiche Correspondenz und die Vorbereitungen zu seinem ersten großen Concerte in Prag nicht gelangen. Das Concert hatte am 6. März im Redoutensaale statt, und die enthusiastische Aufnahme, die seine Compositionen sowohl wie sein Pianospiel fanden, ließ ihn schnell mit dem Publikum verwachsen, dessen Verständniß ihm gewiß zu sein schien. Auch der reichliche Ertrag ergötzte ihn und er hatte sich am Tage nach dem Concert eben angekleidet, um ihn bei einem Bankier als Erstling seiner Ersparnisse anzulegen, als ihm ein Brief zuging, in dem ihm ein Mannheimer Kaufmann anzeigte, daß Webers Vater (der im April 1812 verstorben war), ihm eine Summe geschuldet habe, die dem Ertrage des Concertes nahezu gleichkam. Weber zweifelte keinen Augenblick, was er zu thun habe, und schon des Abends waren diese Erstlinge seiner Ersparnisse auf der Post an den Kaufmann unterwegs. Es ist sein Schicksal geblieben, nie viel Glück mit seinen Ersparnissen gehabt zu haben! Am 27. März ging Weber nach Wien, wo er seine liebsten Freunde, den Clarinettisten Bärmann, die Familie Meyerbeer's und vor allen seinen bewunderten Lehrer den Abt Vogler schon am ersten Tage seiner Ankunft in die Arme schließen konnte. Überhaupt war der Aufenthalt in Wien reich für seine so sehr der Mittheilung und dem Austausche zugeneigte Individualität, indem er sich fast sofort in einem Kreise der hervorragendsten künstlerischen Persönlichkeiten befand, die damals Wien beherbergte, und deren Einwirkung auf Weber, gerade während seines damals kurzen Aufenthalts, wie er selbst schreibt, eine höchst bedeutsame war: Wranitzky, Hummel, Gyrowetz, Clementi, Moscheles, Spohr, Mayseder verkehrten häufig mit ihm und für die Leistungen aller hatte er offenen Sinn und anerkennendes Wort. Nur einmal überkommt ihn tiefste, künstlerische Entrüstung, als das Publikum und auch einige seiner Freunde ein sehr stark mit Blech instrumentirtes lärmendes Werk Liverati's preisen. „Nein, kein Künstler“, ruft er aus „Posaunist oder Stiefelputzer bei Spontini muß er gewesen sein!“ Besonders einflußreich war während dieses Aufenthalts auf Weber die hohe Virtuosität und der besonders klare und saubere Vortrag von Hummel, Moscheles, Clementi, Spohr und Mayseder auf ihren betreffenden Instrumenten. Der Charakter derselben war ihm niemals näher getreten als in den von ihnen veranstalteten gemeinschaftlichen Produktionen, welche die höchste Vollendung athmeten. Weber lernte hier mehr als zuvor auf die völlige Politur künstlerischer Arbeiten Werth legen und äußerte später häufig, daß die damals in Wien verlebten Musikabende ihm einen außerordentlich kräftigen Impuls zur Durchbildung seines Talentes für umfassende Benutzung der Klangfarbe bei Durchführung seiner Instrumentalwerke gegeben haben. Die Kaiserstadt mit ihrem damals so unendlich reichen Kunstleben, mit den Orgelconcerten Voglers im St.-Stephan, den mustergültigen Aufführungen der besten Tonschöpfungen unter des alten Salieri Leitung, ihren Nachklängen aus der von Weber vergötterten Mozart-Zeit, ihrer jubelvollen, dem Aufnehmen von jeder in heiterer Gestalt auftretenden bedeutenden Erscheinung geneigten Stimmung, übte wahrhaft berauschenden Einfluß auf Weber, der sich, wie er sagte: „zum letzten Male vom Strom der farbigen Lebenswellen“ ohne Pflichten leiten ließ. Ein Schatten fällt in jene sonnige Stimmung durch den Widerwillen, den Weber bei jeder Gelegenheit gegen Salieri zur Schau trägt. Er konnte es nicht fassen, wie man Mozart hassen konnte. Nicht wenig Nahrung gewann Webers Antipathie gegen Salieri durch die damals auftauchenden Gerüchte von der Unthat, die derselbe gegen Mozart begangen haben sollte; Gerüchte, die sich später als völlig grundlos herausstellten. Nach mancherlei Mühen, aber auch den rührendsten Beweisen von redlicher Freundschaft und Kunstbrüderlichkeit, kam endlich am 25. April 1813 Webers Concert im Redoutensaale zu Stande. Vielleicht vor diesem Publikum befangener als anderswo, vielleicht auch schon unter dem Einflusse einer Krankheit, die kurz darauf zum Ausbruch kam, spielte Weber nicht so gut, als er wünschte und gewohnt war. Nichtsdestoweniger erntete er mit dem Vortrag seines Concertes in Es und dem Rondo aus dem Concert in F, das er mit Bärmann spielte, wie er sich selbst ausdrückt, „höllischen“ Beifall und die Ouverture zum „Beherrscher der Geister“ erregte den lebhaftesten Enthusiasmus. Der Reinertrag war nicht ganz 400 Gulden Wiener Währung, Weber aber in seinem bescheidenen Sinne völlig zufrieden damit. Vom Tage des Concertes an kämpfte er mit einem Unbehagen, das ihn mehr und mehr ängstigte, so daß er seine Abreise von Wien beschleunigte; durch die damit verknüpften Geschäfte, Besuche und Anstrengungen aller Art in der ungünstigen Jahreszeit wurde das Uebel so wesentlich verschlimmert, daß er krank am 6. Mai in Prag ankam. Auch zu dieser übereilten Reise trieb ihn sein überaus reges Pflichtgefühl; da er sein Wort gegeben hatte, am 10. Mai in Prag zurück zu sein, so wollte er, wenn auch krank, doch zur rechten Zeit zur Stelle kommen. Kaum hörten seine Freunde, daß er unwohl zurückgekehrt und im Gasthof „Zum Roß“ abgestiegen sei, so eilten mehrere, ihm ihre Pflege anzubieten, Graf Pachta aber fuhr gleich vor, packte den Kranken in seinen Wagen und fuhr ihn in sein Haus, wo er die liebevollste Pflege während einer vierzehntägigen harten Krankheit genoß. Hatte ihn nun schon während dieser Zeit aufs peinlichste der Gedanke bewegt, „daß er nicht mehr der freie Mensch sei, der in irgendeinem beliebigen Winkel beliebig krank liegen könne“, so trieb ihn der Wunsch, den übernommenen Verpflichtungen im vollen Umfange gerecht zu werden, schon während der Reconvalescenz zu angestrengter Thätigkeit. Mit einem bei schöpferischen Künstlergeistern in diesem Umfange seltenen Sinne für dasjenige, was der Kunstanstalt, die er leiten sollte, am Organismus und an der Oekonomie der künstlerischen und pecuniären Kräfte, an äußerlich praktischen Hülfsmittel u. s. w. noch gebrach, ging er zunächst und vor allem an die Bearbeitung der Gesetze und Instructionen für das bei der Prager Oper fungirende Personal, das bis dahin so ziemlich nach Gutdünken gedient hatte und nach Gutdünken regiert worden war. Zu gleicher Zeit baute er einen Grundpfeiler der dramatisch-musikalischen Darstellung, den Chor, auf dessen Antheil an der Belebendigung der Opernwerke Weber während seines ganzen Lebens, sowohl als Componist wie als Dirigent, den größten Werth gelegt hat, solider als bisher auf, indem er unbrauchbare, besonders unmusikalische Mitglieder ausschied, und sie durch neue, deren er täglich unablässig mehrere prüfte, ersetzte. Oft wunderte man sich, daß er Personen in den Chor einschaltete, deren Leistung weit unter dem bis dahin bei solchen Prüfungen Geforderten stand. „Sie haben aber Musik im Leibe“, pflegte er auf dahin abzielende Bemerkungen zu sagen und entzückte Prag mit dem vorher nie gehörten Vortrag seiner Chöre.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1860 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1859.

Heinrich Strack.

☛ **Mit der heutigen Nummer werden Titel und Inhalt für den Jahrgang 1859 ausgegeben.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 $ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 62.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ $ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 53. Bremen, 30. December. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte des Bremer Theaters.

Von E. Gerber.

Die deutsche Schauspielkunst im Allgemeinen, wie jede Bühne im Einzelnen, ist unter Schmerzen ans Licht getreten. Ihren ärmlichen Geburtsbrief empfing sie in Scheunen und Bretterbuden. Jede Bühne hatte ihre Kämpfe, ihre Epochen und wandelnden Auf- und Niedergänge. Auch das Bremer Theater, von dem man 1778 schrieb: »Einen starken Beweis für den zunehmenden feinen Theatergeschmack geben die gesellschaftlichen Bühnen ab, welche in so vielen Städten, in Wien, Leipzig, Ellrich, Gotha, Lüneburg, Braunschweig, Weimar, Hannover und sogar in Bremen, gespielt haben.«

Die ersten dunklen Anfänge des Schauspiels in Bremen dürften sich auf einige vom Magistrat erlaubte Darstellungen der kurfürstlich sächsischen Hofschauspieler (1688) und auf ein 1695 in einem Privathause an der Langenstraße errichtetes Theater, das ein Musikmeister Kreyenburg dirigirte, zurückführen lassen. Nachdem ein längerer Zeitraum verflossen, bat zuerst wieder der Principal Hoskarl 1718, der nach 1726 zu Pyrmont gaukelte, um die Bewilligung, eine Bühne aufschlagen zu können. Derselbe erfreute sich eines Schauspielers Namens Markgraf, der, des Lesens und Schreibens unkundig, doch den Krösus agirte: fünfundzwanzig Mal ließen die Komödianten bei diesem Stück die Gardine fallen, weil Krösus auf dem Thron mit seiner Rede nicht fertig werden konnte. So oft der ängstliche Monarch die Worte ausgesprochen: »Ihr edlen Lydier und Stützen meines Reichs!« so verstummten Ihro Majestät, und alsdann erschien Hoskarl als Harlekin und Diener des Prinzen Atys, um den Vorhang herabschnurren zu lassen, damit sich der König wieder besinnen könne. Trotz alledem behielten die Zuschauer Ausdauer, Lust und Aufmerksamkeit an diesem Trödel, und von etwaigen kritischen Zischern wollen die Annalen nichts bemerken. Auch mit der Ausstattung und der Garderobe war man sehr ungenirt. Papierne Manschetten, goldpapierne Kleider drückten die äußerste Verschwendung der Prinzessinnen aus, die oft ohne Strümpfe einherstolzirten. Rede und Handlung wurden mit groben Zoten gewürzt, und dem mag es wohl zuzuschreiben sein, wenn dem guten Hoskarl sein Bittgesuch abgeschlagen ward. Jedoch von der hannoverschen Regierung gelitten, trieb er in dem eine halbe Stunde von Bremen entfernten Dorfe Hastedt sein Unwesen. Der Zulauf aus Bremen führte aber zu Unordnungen aller Art, und der Rath verbat, wie sehr sich auch das Collegium der Aeltermänner als Vorstand der Bürgerschaft dagegen beschwerte, seinen Bürgern den Besuch des Hastedter Musentempels. Noch längerem Zwischenraum treffen wir auf die mit Auszeichnung genannte Truppe des Magisters Veltheim. Er war der französischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig; auch nützten ihm seine Kenntnisse von auswärtigen Schaubühnen. Von einigen Studenten unterstützt, setzte er eine Gesellschaft zusammen, deren vorzügliche Einrichtung überall in der theatralischen Welt Nachahmung fand. Veltheim führte die Moliereschen Stücke nach der ersten Nürnberger Ausgabe auf die Bretter. Um 1669 brachte er mit seinen Freunden in Leipzig das erste etwas regelmäßige Stück, den Polyeukt, zur Aufführung. Sein stets gern gesehener Besuch traf am meisten Breslau und Nürnberg. Er genoß sogar daselbst ein Benefiz, Rathskomödie genannt, welchem der gesammte Magistrat seine feierliche Anwesenheit und dadurch eine höhere Bedeutung verlieh; auch erhielten die Mitglieder Veltheim's mit obrigkeitlicher Bewilligung Geschenke. Besonders ließ er sich angelegen sein, die Stegreifkomödie und Haupt- und Staatsaktionen in Schwung zu bringen. Nach dem Tode Veltheim's ergriff seine gebildete Frau das Scepter der Prinzipalschaft und bekam in Bremen 1739 den sogenannten Schützenwall zu ihren Vorstellungen, die schlecht besucht und nicht von langer Dauer waren, eingeräumt. 1745 unterhielt eine Wandertruppe vorübergehend die zuströmende Masse auf dem hannoverschen Schwachhäuser Felde, und der Bremer Rath glaubte den ärgerlichen und ausschweifenden Störungen, die dieses Feldleben verursachte, dadurch vorzubeugen, daß man Thalia's Priesterthum in die Vorstadt am Heerdenthor verlegte, dabei aber die Darstellungen geistlicher und biblischer Gegenstände auf's Strengste untersagte. Wenig Glück hatte 1762 Josephi, der in einer elenden Bretterbude seine dramatischen Schwänke in das beste Licht zu stellen suchte. Er war früher bei dem Herzog Ferdinand von Braunschweig Kammerdiener gewesen und von demselben dringend nach Bremen empfohlen. Er mußte die Stücke einer Commission zur Genehmigung vorlegen und wöchentlich einmal zum Besten des Armenhauses eine Vorstellung geben. Den Zuschauern behagte aber das Komödienspiel nicht, die Bude blieb leer, und der Prinzipal zog schon nach etlichen Wochen fürbaß. Es war derselbe Josephi, der als sich ein Vornehmer in Düsseldorf durch das Lustspiel »der Ahnenstolz« in seiner Würde beleidigt fühlte, zwischen »zween Akteurs« mit brennenden Fackeln Abbitte leisten mußte.

Einen hohen Glanz künstlerischen Zusammenwirkens erhielt Bremen vom 10. April bis 12. Juli 1765 durch das Erscheinen der Ackermann'schen Gesellschaft aus Hamburg. Den Hauptkern derselben bildeten Ackermann und Frau, seine Töchter Dorathea und Charlotte, sein Stiefsohn, der nachherige große Schröder, der hier besonders als Tänzer sich auszeichnete; der hochberühmte Konrad Ekhof und Frau, die hier im Juli trübsinnig ward; Hensel und Frau, nachherige Seiler; Schröter, Böck, Borchers, Schulz u. A. Als Theaterdichter war Ast angestellt. Bremens Liebe für das Schauspiel empfing durch die vollendeten Darstellungen Ekhof's wie durch ein vorher nie gesehenes Ensemble die schönste Nahrung, und seine

biedere allbekannte Gastfreundlichkeit übertrug sich vorzugsweise in Hülle und Fülle auf Ekhof, Schröder, Schulze und Böck, denen man freie Beköstigung und Wohnung förmlich aufnöthigte. Auch die übrigen Theatermitglieder wurden mit Höflichkeiten beehrt, so daß z. B. ein Gastwirth, Namens Schaof, von Schröder nie eine Bezahlung annahm. Nur auf einer Seite in Bremen stemmte man sich wider das Kunstvölkchen. Die geistlichen Volksredner nämlich, über diese unerhört splendide Aufnahme eifersüchtig, sprachen mit solcher leidenschaftlichen Heftigkeit dagegen, daß die Obrigkeit sich gezwungen sah, die nachstehende Verordnung am 6. April 1765 zu erlassen: „Obgleich von selbst zu gewärtigen, daß bey der, von Einem Hochedl. Hochweisen Rath dieser Stadt der Ackermann'schen Gesellschaft verstatteten Erlaubniß Ihre Schaubühne allhier eröfnen zu mögen, dieselbe bemühet seyn werde, in allen Stücken derer hiesigen Policey-Ordnungen und einer wohlanständigen Aufführung dergestalt sich zu befleißigen, daß aller Anstoß vermieden und keinerley Beschwerde verursachet werden möge; kann man dennoch nicht entmüßiget sein, dieselbe dahin nochmals zu warnen und anzuweisen, insbesondere aber zu deren geziemenden Nachachtung hierdurch zu verordnen, daß alle und jede zu vorgedachter Gesellschaft gehörige Personen ohne einige Ausnahme: 1) Bei denen Praesentationen auf dem Theatro Ihre abhabende Actiones mit gehöriger Bescheidenheit einzurichten und pflichtmäßig zu erfüllen, fürnemlich 2) Bey denen Tänzen sich seltsam zu kleiden und in der Ehrbarkeit zu halten, überhaupt 3) Alles familiairen oder verdächtigen Umgangs mit jungen Leuten zu jederzeit sorgfältigst sich zu enthalten. 4) Zur rechten Stunde um 10 Uhr Abends, nach hiesigen Verordnungen in keine öffentliche Häuser weiter zu kommen, sondern in Ihren Wohnungen sich einzufinden und zu bleiben. 5) In keinerley weitläuftige Conversationes oder Ausschweifungen sich einzulassen, noch weniger dazu einige Anleitung zu geben, dahingegen eines untadelhaften Lebens und Wandels beständig sich zu bestreben haben. Damit nun dessen allen man desto besser gesichert seyn möge, ist diese Bedeutung für die ganze Gesellschaft erlassen, und zugleich dem Herrn Ackermann aufgetragen worden, den Einhalt solcher Verordnung der Gesellschaft weiter bekannt zu machen, demnächst auch durch die Unterschrift sämmtlicher Mitglieder angeloben zu lassen.“

Was Wunder, daß Ackermann ungeachtet der glänzenden Aufnahme seiner Gesellschaft Anfangs den theaterfeindlichen Einfluß an seiner Kasse empfinden mußte. Die drei ersten Vorstellungen, welche am 10. April mit dem Grafen „Essex“ (Ekhof: Salisbury), der „Widersprecherin“, und dem Ballet „die Heuernte“ begannen, trugen nicht mehr als 220 Thaler; die folgenden fünf nur 502. Auf den ersten Platz kostete der Einlaß 2 Thaler in den im siebenjährigen Kriege geschlagenen schlechten, sogenannten Blechbatzen. Die von Schröder vortrefflich in Scene gesetzten Ballete zogen mit unwiderstehlicher Kraft die Zuschauer herbei, und fünf Vorstellungen des „Chinesischen“ erzielten schon eine Einnahme von gegen 700 Thalern. Ekhof gab neben vielen anderen Rollen des Trauer- und Lustspiels den Jürgen in: der Bauer mit der Erbschaft, so wie den Glas in: der Wucherer ein Edelmann, die er nach Schröders Ausspruch unübertrefflich in plattdeutscher Sprache darstellte. In dem letzten Stücke ward einmal ein Bauer von dem naturwahren Spiel Ekhofs so ergriffen, daß er an seinen Nachbarn die Frage richtete: „Wu heben die Lüde den Burn hernahmen?“ — Am 12. Juli ward mit dem „Herrenrecht“ (Ekhof: Marquis; Schröder: Champagne), „drei Brüder als Nebenbuhler“ (Ekhof: Baron) und dem Matrosenballet geschlossen. Die Geschäfte waren also gut zu betrachten, denn die Totaleinnahme betrug 4830 Thaler. — Skizziren wir in Kürze die Glieder dieser berühmten Künstlerfamilie Ackermann.

Konrad Ernst Ackermann, geboren 1710 zu Schwerin, war ein stattlicher mit Schul- und Sprachkenntnissen ausgerüsteter Mann, ein geschickter Tänzer und Fechter, ein trefflicher Reiter, ein Schrittschuhläufer, der von Danzig bis Königsberg die Eisbahn zurücklegte, auch im Zeichnen und Malen nicht ungeübt. In früheren Jahren begleitete er als Diener den Feldmarschall Münnich auf seinen Zügen. Bei einer Belagerung, so erzählt man, hatte Münnich in Gegenwart Ackermann's geäußert: „Wenn wir jene Windmühle anzünden könnten, so würde uns das sehr zu Statten kommen.“ Mit Entschlossenheit steckte sie Ackermann in Brand, und als Münnich den glücklichen Anschlag erfuhr, ernannte er ihn auf der Stelle zum Lieutenant. Schröder sagt über ihn als Schauspieler: „Ackermann's Spiel, bis zum Jahre 1755, steht noch lebhaft vor meiner Seele. Er glänzte im August, im Ulfo, im Cato, im Mithridat, im Oedip, im Dreeßman, im Polyeukt, im Beverley. Aus obigen, den Ulfo und Beverley ausgenommen, die ich dreißig Jahre später antrat, von mir nie gespielten Rollen, sind noch ganze Auftritte meinem Gedächtnisse eingeprägt und beweisen, welchen Eindruck er auf mich machte. Freilich stand auch damals schon der komische Schauspieler weit über dem tragischen. Im ersten Fache gab es durchaus keine Rollen, die er nicht vollkommen darstellte. Ich erinnere mich nicht, in den langen Jahren meiner Beobachtung, eine einzige Uebertreibung von ihm bemerkt zu haben. Ich kann mich leider nicht rühmen, meinem Muster, dem einzigen komischen Schauspieler, den ich für vollendet erkannte, hierin treu geblieben zu sein. Und mit welchen Sprachwerkzeugen hatte die Natur ihn versehen!“ — Minder vollendet spielte er Charakterrollen, die in das Liebhaberfach gehören. Auch erfand er einige Pantomimen und Ballete. Seine Glanzrolle, Kauzer in den Werbern, schloß seine Laufbahn am 11. September 1771, er starb in Hamburg am 13. November desselben Jahres.

Sophie Charlotte Biereichel, geboren zu Berlin am 10. Mai 1714, heirathete 1734 den Organisten Schröder, und nach dessen Tode am 24. November 1749 Ackermann. Sie war eine treffliche Schauspielerin. Da sie Frauen, Kinder und sogar die Männer der Gesellschaft zustutzte, so studirte sie in eigentlichem Sinne des Worts jede Rolle. Sie verfertigte selbst viele Gelegenheitsstücke und Theaterreden; ihr Fleiß grenzte an das Unglaubliche. Zu gewissen Rollen, so schreibt Schröder, war freilich ihre Stimme zu schwach, aber selbst diesen Mangel ersetzte die Kunst. Nur ein Fehler hinderte zuweilen die Vollendung ihres Spiels: sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. In Sancio und Sinilde, wo ihr eigner Sohn den vorstellte, der durch Entdeckung der Wahrheit das Leben seiner Mutter retten kann und schweigt, ward sie so von Gefühl überwältigt, daß es minutenlange Pausen gab, die freilich das Klatschen der Zuschauer ausfüllte. Ihre vorzüglichsten Rollen waren: Aemilia in Cinna, Estritha, Monima, Alzira, Jocoste, Zaire, Klytemnestra, Elisabeth im Essex, Phädra, Merope, Iphigenia u. s. w. Wieland bemerkt über ihre Johanna Gray: „Johanna wird mit jedem Zuge weicher, den ihr Enthusiasmus dem Bilde ihres Geliebten hinzusetzt; ihre steigende Rührung wird auch in ihrer Stimme immer merklicher, bis endlich die letzten Worte, von einer Bewegung, welche sie nicht mehr zurückhalten kann, beinahe erstickt werden. Dies muß im Deklamiren dieser Stelle, mit aller dem Charakter dieser jungen Prinzessin gemäßen Wahrheit, ausgedrückt werden, oder die Ausrufung: O mein zu weiches Herz! hat keinen Sinn. Der Verfasser erinnert sich noch immer, und rechnet es unter die süßesten Erinnerungen aus seiner Jugend, mit welchem Gefühl, welcher Innigkeit, welcher ganz Natur scheinenden Kunst, Madam Ackermann, die würdige Mutter unsers großen Schröder, auch diese Stelle, so wie überhaupt die ganze Rolle der Johanna, und besonders die letzte Scene des Stücks, durch ihre bis zur täuschendsten Begeisterung steigende Deklamation und Aktion darstellte.“ Ihre letzte Rolle war Lady Rusport im „Westindier“ am 31. August 1772.

Dorothea Ackermann, am 12. Februar 1752 in Danzig geboren, hatte eine hohe edle Gestalt, das schönste Ebenmaß der Glieder, eine sanfte einschmeichelnde, immer verständliche Stimme,

reges und richtiges Gefühl, verbunden mit durchdringendem Scharfsinn. Sie spielte, was man ihr anvertraute, und verfehlte nichts. Vorzüglich glänzte sie in sanften, schwärmerischen und zärtlichen Charakteren und in der Munterkeit. Elisabeth in der »Gunst der Fürsten«, Marie in »Götz von Berlichingen«, Leonore in Unzers »Diego«, Orsina, Ariadne u. s. w. sind vielleicht nie vollkommener dargestellt. Ihr Gesang war angenehm, ihr Tanz ausgebildet, ihre Pantomime vollkommen. Männertracht hat keinem Mädchen besser gestanden. Schröder selbst trug kein Bedenken ihr eine höhere Kunststufe zuzugestehen als ihrer Schwester. Sonderbarer Weise hatte sie immer eine Art Abneigung gegen die Bühne, die sich nur in dem Augenblicke verlor, wenn sie dieselbe betrat. Ihre theatralische Laufbahn schloß mit einer Abschiedsrede, der Elfriede und der Julie in Gotters Singspiel am 19. Juni 1778 in Hamburg. Am 2. Juli heirathete sie den Professor Unzer.

Maria Magdalena Charlotte Ackermann, am 23. August 1757 in Straßburg geboren, war blond, schlank, leicht und vollkommen schön gebaut, ohne die mittlere Größe zu überschreiten; ihr Gesicht gefällig und ausdrucksvoll. Selbst die Blatternarben standen ihr wohl und gaben ihr auf der Bühne ein frischeres, lebhafteres Ansehen. Keine Künstlerin besaß mehr hinreißendes, alle Bewegungen und Laute belebendes Feuer; keine überließ sich den Eingebungen ihrer Empfindungen rücksichtsloser, keine ungestrafter, weil jede derselben wahr und unschuldig blieb. Die Rollen der Soubretten waren ihre ersten. Die schmachtende Wilhelmine in der Schule der Liebhaber, Marie im Clavigo, die zärtlich treue Rutland in der Gunst des Fürsten, die verfolgte, duldende, verzweifelnde Olivie, Adelheid im Götz, Emilia Galotti; alle diese Charaktere lebten nicht allein in ihr, sondern wurden auch stets durch sie künstlerisch wiedergegeben. Kurz sie war, so beurtheilte man Charlotte 1775, eins von den seltenen Genies, die sich der Welt nur als Meister ankündigen, um über die höchsten Stufen des Gewöhnlichen zum Außerordentlichen hinanzusteigen; eine von den Auserwählten der Natur, bei denen sie ihren ganzen Reichthum erschöpft. Sie haben ihren sichern Lehrer und Wegweiser, das Gefühl, in sich und gehen auch auf neuem, kühnen, unbetretnen Weg nicht irre. Charlottens letzte Rolle war am 8. Mai 1775 Hannchen im »der Schein betrügt.« Eine Stunde nach Mitternacht starb die siebzehnjährige geniale Meisterin in Hamburg.

Die Ackermann'sche Gesellschaft brachte in Bremen die Schauspielkunst zu Ehren und legte zu weiterer Entwickelung den ersten Stein. Das hartnäckige Vorurtheil fing, wenn auch sehr langsam, zu weichen an, so daß, als selten hinfort Truppen in Bremen einsprachen, sogar der Director des Domgymnasiums, Nicolai, von 1765—80 von den Studenten Stücke aufführen ließ. 1780 besuchte Abt Bremen, der erste, der das deutsche Schauspiel nach Holland verpflanzte und Ende Novembers 1775 daselbst scheiterte. Seine Gattin Felicitas, Herr und Fräulein Piloti waren die Zierden seiner Bühne. Er gab mit dem zufällig anwesenden kurfürstlichen kölnischen Hofmusikus Romberg und dessen beiden, nachmals so berühmt gewordenen Söhnen verschiedene Concerte und Deklamatorien auf dem Börsensaale. So führte er z. B. das Duodrama Ariadne, Medea u. s. w. in diesem Zimmer auf; einige aufgestellte Schirme bildeten ein Etwas, das einem Theater ähnlich sein sollte, denn dieses gehörig einzurichten, ward ihm nicht bewilligt. Das gebildetere Publikum fand an dergleichen Darstellungen Geschmack, und der dringende Wunsch sprach sich aus, regelmäßigere Schauspiele und Opern zu sehen. Aber der Nebel des Vorurtheils war schwer zu verscheuchen. Endlich drangen einige Männer durch, und ihnen verdankte es Abt, daß der Rath die Erlaubniß ertheilte, in einer größtentheils aus Holz erbauten Reitschule auf dem Walle, die nur zur Hälfte mit einem Dache versehen, für die Spielzeit völlig bedeckt wurde, ein Theater zu errichten und mit seinem, durch die Wäser'sche Gesellschaft verstärkten Personal, während der Herbstmonate wöchentlich drei Vorstellungen geben zu dürfen. Die übrige Zeit bereiste er Münster, Halle und Göttingen, woselbst er 1783 starb. Das Bremer Unternehmen ward unter Aufsicht des damals fast einzigen Beschützers Thalia's, Syndicus von Gelking, von einem Tanzmeister Kessel bis 1785 fortgesetzt. Hierauf unternahmen die Herren Diestel und Dietrichs die Direction des Theaters, bis sich das Ganze 1786 auflöste und die friedlichen Musen ihre Hallen den Vierfüßlern wieder einräumen mußten. Erwähnenswerth bleibt noch ein leicht vorübergeeiltes Intermezzo, wo Bremen sogar einen Winter italienische Sänger von der Braunschweiger Hofbühne besaß, die auf dem Börsensaale wöchentlich einige komische Operngesänge, nur concertmäßig ohne theatralischen Apparat, ganz vorzüglich gaben, wobei sich hauptsächlich die berühmte Altistin Paccini auszeichnete. In den Jahren 1790 und 91 erhob sich unter Anleitung des Verfassers des Buches »Ueber den Umgang mit Menschen«, Knigge, der für komische Charaktere ein beachtenswerthes Talent entfaltete, im großen Auditorium des Athenäums an der Domkirche*) ein Liebhabertheater für eine gewählte Gesellschaft, welche das Eintrittsbillet, das mit dem Namen des Eintretenden vermerkt und keiner andern Person überlassen werden durfte, mit 48 Groten bezahlte. Die von dieser Bühne Ausgeschlossenen gingen nach dem Neuenlande, wo ein zweites Liebhabertheater-Unternehmen aufgeblüht, durch dessen Wirksamkeit kunstbegeisterte Barbiere, Perückenmacher und Nähterinnen in einem Bauerhause unter dem Brüllen und Blöcken von Kühen und Kälbern ihre theatralische Lust büßten. Der Zuschauerraum faßte 200 Personen, das Orchester war mit Dilettanten besetzt, außer zwei Hornisten, die den Fachmusikern entliehen wurden. Das Vergnügen an der dramatischen Kunst nahm immer mehr zu, bis man zuletzt unter der Regierung des präsidirenden Bürgermeisters Iken dem Gesuche Graßmann's, der bereits 1791 auf der Knigge'schen Bühne zweimal als Marinelli in Emilia Galotti mit rauschendem Beifall aufgetreten war und den man auf lange Zeit an Bremen zu fesseln wünschte, in so weit Gehör schenkte, daß ein Comité von vier Rathsmitgliedern gebildet wurde, welche die Sache in reifere Untersuchung ziehen sollten. Das Geschäft übertrug man solchen einsichtsvollen Männern, die der Kunst mit unverändertem Eifer anhingen und es dahin brachten, daß der immer allgemeiner werdende Wunsch Wahrheit wurde. Graßmann erhielt eine Concession auf fünf Jahre, in Bremen in den Monaten October, November, December Darstellungen geben zu dürfen. In jeder Woche gab er deren vier, aber sein Ansuchen, auch Sonntags spielen zu können, ward nicht genehmigt. Die Schwesterstädte Hamburg und Lübeck erfreuten sich dieser Erlaubniß schon längst.

Wo sollten aber die Schauspiel-Darstellungen gegeben werden? Graßmann's Finanzen gestatteten ihm nicht, auf eigne Kosten eine Bühne herzustellen, und so übernahm Hofrath Dr. Schütte die Mühe, durch 50 Aktien (jede zu 100 Thlr., die durch Freibillette auf fünf Jahre abgetragen werden sollten) den Bau des Hauses am Osterthor-Walle zu Stande zu bringen, und unter seiner Anordnung und Aufsicht ward derselbe von den Baumeistern Lühring und Dertzen vollendet. Schütte ließ alle Decorationen von Beverburg, Laubacher, Jacquery, auch von Stackmann in Hamburg malen, denn Graßmann war während des Baues in Hannover. Mit einem Capital von 5000 Thlrn. stand das Schauspielhaus in sechs Wochen fertig da; Knigge überließ an Graßmann seine Garderobe, Decorationen, Beleuchtungs- und übrigen Apparate für 500 Thlr. Vier Senatoren wurden als Oberintendanz eingesetzt, Graßmann sorgte für eine möglichst gute Gesellschaft, vervollständigte das Orchester und eröffnete das Theater am 16. October 1792 mit einem Prolog und dem Babo'schen Schauspiele »Bürgerglück«. 1796 starb der treffliche

*) In dem jetzigen sogenannten oberen Saale des Künstlervereins. A. d. R.

Großmann, und Schütte ward Director. Er kaufte das Haus von den Großmann'schen Erben, deren bis dahin, vom Regisseur Koch für dieselben benutzte Concession für Bremen auf ihn überging, und zahlte ihnen 2000 Thlr. aus. Die Mitglieder der Gesellschaft, unter Koch's und Ignaz Waller's Regie, erhielten von ihm ihre Gage. Dagegen zog Schütte die volle Einnahme. 1799 löste sich diese Verbindung mit der hannoverschen Gesellschaft auf, und Schütte traf eine ähnliche Uebereinkunft mit Dietrichs, dessen Truppe 1800 Vorstellungen gab. Ohne das Verdienst Großmann's zu schmälern, darf nicht geläugnet werden, daß Schütte zum Vortheil der Kunst, zur Bildung eines geläuterten Geschmacks und zum Vergnügen des Publikums viel gethan hat. Bislang fühlte man nur zu sehr den Mangel an kunstgerechten Decorationen, und es wurden mehre neue, darunter zehn vollständige von Colomba und Bibiena, angeschafft. Die Garderobe erfuhr eine ansehnliche Bereicherung, so daß die größeren Schauspiele und Opern mit mehr Pracht als bisher geschehen, vorgeführt werden konnten. So gab man z. B. Iffland's »Achmet und Zenide« mit einem Glanz, einer Wahrheit, die damals noch höchst selten war. Ueber 100 Menschen figurirten darin. In der letzten Periode vermehrte Schütte auf eigne Kosten die Dietrichs'sche Gesellschaft mit verschiedenen Talenten. Vorzüglich bemühte sich die Direction um eine gute Oper. Ellmenreich und Fr. Lange wurden engagirt, und das Orchester bestand aus 36 Musikern. Doch dies mit vielfachen Opfern verknüpfte, vom Publikum wenig unterstützte Unternehmen endigte 1800, da Schütte, Walter und Advokat Reinecke (als Curator der Großmannschen Erbschaftsmasse) eine Concession auf sechs Jahre erhielten, mit der hannöverischen Gesellschaft spielen zu dürfen. Dieselbe war in den Monaten September bis December 1800 in Bremen, dann reiste sie bis zur Brunnenkur nach Hannover und kam von Pyrmont nach Bremen zurück. Weil man auch in den darauf folgenden Monaten (in den ersten des Jahres 1801) in Bremen Schauspiel zu haben wünschte, die hannöverische Gesellschaft aber jedesmal zu der in den Januar fallenden Geburtstagsfeier der Königin von England wieder in Hannover sein mußte, so ließ Schütte die Ever'sche Truppe von Altona kommen. Sie entsprach den gehegten Erwartungen nicht und löste sich im April wieder auf. Als in Hannover unter Oberdirection des Vicestallmeisters von Busch ein eigenes Theater errichtet wurde, theilte sich die Gesellschaft, und der alte Stamm der Großmann'schen kam unter Führung genannter Männer nach Bremen, wo sie, die Kurzeit in Hannover ausgenommen, das ganze Jahr (1802 und 1803) Vorstellungen gab. Im Frühjahr 1804 ward das Schauspiel sehr dürftig besucht, daher machte die Gesellschaft einen Ausflug nach Münster, wo sie im Monat Juni alle Tage spielte und dann nach Pyrmont ging. Eine neue Epoche des Bremer Theaters begann. Ignaz Waller, ein als Componist und Sänger gleich geschätzter Künstler, legte seinen Antheil an der Direction nieder und übernahm die in Regensburg, wohin er im August 1804 abreiste. Im September kam die von Schütte und Reinecke geführte Gesellschaft nach Bremen zurück, verließ es aber im Februar 1805 wieder und zog nach Münster, wozu sie sich durch einen mit der dortigen königl. Provinzialregierung geschlossenen Vertrag verbindlich gemacht hatte. Nachdem man noch Hannover und Pyrmont besucht, kamen Schütte und Reinecke wieder nach Bremen. 1806 im Januar führte Stadler die Theaterregie, wodurch das Ganze gewann und mit mancher stehenden Bühne sich messen durfte. Bremen besuchten zeitweise stets nur wandernde Truppen, und Schütte bewies in einer Schrift »Ueber den Vortheil stehender Theater vor reisenden und Vorschläge zur Errichtung eines solchen in Bremen von Dr. D. Schütte. Bremen, 1806, Joh. Georg Heise« — die Möglichkeit, daß auch Bremen ein solches besitzen könnte.

Die Bastionen des Walls, worauf das Schauspielhaus stand, wurden zerstört und in englische Anlagen umgewandelt. Das Einzige, was das Auge des Vorübergehenden beleidigte, war das Theater, dessen Bauart nur zu sehr die Eile verrieth, mit welcher es entstanden. Durch Ertrag zweier Vorstellungen wurde dasselbe nach Angabe Schütte's folgendergestalt verschönert: die Vorderseite erhielt ein hervorstehendes Portal, das auf vier Jonischen Säulen ruhte und zu den drei Eingangsthüren leitete. Ueber der einen waren die Attribute Melpomene's, über der anderen die der Thalia angebracht. Ueber dem Mitteleingang stand: Interponite gaudia curis. Die Seitenwände wurden mit einem hervorspringenden Gesims decorirt und das Ganze mit einer, dem Sandstein ähnlichen Farbe übertüncht. Ebenso die hintere Seite des Hauses. Auch das Innere bekam ein gefälligeres Ansehen; Logen und Plätze wurden neu gemalt und gepolstert. Oben in der Mitte hing ein Kronleuchter herab, den drei schwebende Genien, die an der Decke angebracht, zu halten schienen; das Proscenium ward mit gläsernen Lampen erleuchtet. An den Vorderseiten der Logenwände hatte man die Büsten berühmter Bühnendichter aufgestellt.

Im Jahre 1808 wurde eine Theatercommission eingesetzt, bestehend aus den Senatoren: Droste, Gredela, van Lingen und Motz. Die Direction führten Schütte, Stadler und Schwadtke. Die Vorstellungen dauerten bis Ende Juni, dann reiste die Gesellschaft nach Pyrmont, während eine französische Opern- und Ballettruppe den Sommer in Bremen spielte. Am 1. September 1809 kam Pichler (geb. am 22. Juni 1771 in Hernals bei Wien, gest. den 4. Januar 1856 in Berlin) auf kurze Zeit nach Bremen. 1810 gastirten Iffland und die Hendel-Schütz unter dem ehrenvollsten Beifall. In demselben Jahre starb der Mitdirector Stadler am Schlagflusse in Hannover. Auch Schütte trat bald darauf von der mit vielfachen Opfern verbundenen Direction zurück, die 1811 Dietrichs wieder aufnahm. Nach kurzem Verlauf folgte ihm Schirmer, der durch ein Herabsetzen der Eintrittspreise zwar für sich einen guten Gewinn erzielte, die Unternehmung aber seinen Nachfolgern für immer trübte. Ohne künstlerischen Sinn, arbeitete Schirmer nur für ein einträgliches Geschäft, und es war erklärlich, daß trotz des wohlfeileren Eintritts die vernachlässigten Vorstellungen allen Reiz, jede Anziehungskraft verloren.

Im Jahre 1812 berief die damalige französische Behörde abermals Pichler mit seiner Gesellschaft nach Bremen, der mit redlicher Kraft arbeitete und keine Kosten scheute, das Kunstinstitut wieder seiner üblen Lage zu entreißen, bis er es an F. C. Gerber (geb. am 28. November 1785 in Hannover, gest. am 3. Mai 1850 in Oldenburg) 1816 abgab. Diesem folgte schon 1817 Ringelhardt (geb. den 29. April 1785 zu Ostrau am Petersberg zu Halle, gest. am 24. December 1855), der Anfangs mit dem thätigen Gerber vereint, dann aber allein, den Thespiskarren bis 1820 fortschob. Da der Versuch, dem Theater durch einen Aktienverein eine festere Stellung zu geben, mißlang, so reiste er von Bremen ab, die Direction in Köln antretend. Die Mitglieder spielten darauf einige Monate für eigene Rechnung, bis Pichler aufs Neue in Gemeinschaft mit Schütte als Oberdirector das heikliche Kunstruder ergriffen und es 1823 wieder niederlegte. Von da ab leitete Zahlhas das Unternehmen bis 1825, dem Mejo, schon früher bei der Direction betheiligt, folgte, jedoch die Führung nach kurzem Regiment wieder aufgab. Dr. Klindworth ereilte schnell ein gleiches herbes Schicksal; im Winter 1826 trat ein Provisorium ein, indem die Gesellschaft auf Theilung spielte, worauf Pillwitz und Bethmann (geb. den 22. Mai 1796 in Rostock, gest. den 9. September 1846 daselbst) die Direction des lecken Schiffes in die Hand nahmen und auf drei Jahre die Concession vom Senat erhielten. Am 9. März 1827 fing man mit »Azur, König von Ormus« an. In den Sommermonaten gastirten Eßlair und Ludwig Devrient. Trotz der guten Einnahme war es aber nicht möglich, den bedeutenden Gageetat zu erschwingen, da die ersten Fächer namhaft honorirt wurden. Pillwitz

schied aus, und Bethmanu blieb alleiniger Director. Als 1828 und 29 die Cholera iu Hamburg ansbrach und man in Bremen dieselbe fürchtete, wurde der Theaterbesuch spärlich, dazu kam noch die Baufälligkeit des Hauses selbst. 1830 kaufte Bethmann das Schauspielhans vom Eigenthümer Schütte für 7000 Thlr. und das gesammte Inventar für eine Rente von 250 Thlr. Als Verlegenheiten und Mißhelligkeiten ihm die Direction verleideten, trat im Frühjahr 1832 wiederholt Gerber dieselbe an und eröffnete die Bühne am 1. September. Gerber, uoch unter Schröder gebildet, führte ein treffliches Ensemble in Oper und Schauspiel ein, doch ihm war das Glück nicht günstig; er galt als einer der vorzüglichsten Darsteller, aber zur Speculation fehlte ihm der eigentliche Sinn. 1834 gab er das Theater an Anhold ab, da er vom Großherzog zum Director des Oldenburger Hoftheaters berufen war. Anhold fallirte 1837; ihm folgten Hammermeister und Engelken, die jedoch schon nach vier Wochen, als sie die Lasten, die mit der Direction des Theaters verbunden, erkannlen, darauf verzichtelen. An deren Stelle kam 1837 Rottmayer, ein gebildeter Künstler. Nachdem er die Leitung der Bremer Bühne beinahe vier Jahre geführt hatte, sah sich derselbe im Laufe des Monats April 1841 genölhigt, ein Debitverfahren einzuleiten, da ein gütliches Uebereinkommen und eine Ausgleichung zwischen ihm nnd seinen Mitgliedern nicht herbeigeführt werden konnte. Jetzt bewarb sich wieder Engelken um die Concessiou, bei der betreffenden Behörde jedoch um die Erlaubniß nachsuchend: die große Oper vorläufig beseitigen zu dürfeu. Der Senat genehmigte dies Ansuchen, und die Bühne wurde demnach am 16. September 1841 nicht durch eine Oper, sondern mit Iffland's »Jägern« eröffnet. Um diese Zeit faßte man in Bremen den Entschluß, ein neues Schauspielhaus zu bauen, und fetzte ihn rüstig in Vollzug. Engelken legte mit dem Jahre 1843 die Direction nieder. Es coustiluirte sich für die Verwaltung des neuen Hauses ein Verein von hundert Theilnehmern unter einem Vorstande von sieben Mitgliedern; ein weiterer Verein von vierzig Mitgliedern sorgte für die Anschaffung der Bibliothek und Musikalieu, und zu Ende Juni 1843 übertrug man K. A. Ritter die technische Direction. Am 16. October dess. J. wurde das nenerbaute Schanspielhaus, für das der geniale Mühldorfer die Einrichtung und Gropius die Dekorationen besorgt hatte, mit »Hans Sachs« und einem Festprolog eingeweiht.

Es gewährt eine wohlthuende Befriedigung, auf die Ritter'sche Directionsführung zurückzublicken, die sich bis 1853, mit Ausschluß des Jahres 1847, wo Eicke, und 1848, wo Koffka ziemlich schlecht experimentirten, behauptete. Vom Mai bis 1. September 1853 leitete Ritter das Geschäft mit L. A. Wohlbrück gemeinschaftlich, trat dann gänzlich zurück, dem letzteren die Directiou von dieser Zeit an selbstständig bis zum Jahre 1860 überlassend, nach welchem er dann abermals mit Heinrich Behr dieselbe aufnahm uud am 16. September d. J. mit dem Redwitz'schen »Zunftmeister von Nürnberg« eröffnete.

* Dichterstimmen aus und über Venedig.

Von W. Bergmann.

Volksbild auf dem Lido.

Ich saß im Lido in des Volkes Reihen,
Das freundlich Raum gab einem fremden Gaste.
Sie dachten: Der will auch der Lust sich weihen.
Sie fragten nicht: Woher? Aus welcher Kaste?

Beim Kruge Landwein und bei Mandelbröten
Erklangen Barkarolen um die Wette;
Indeß die Jungen sich im Tanze drehten,
War Flöt' ihr Mund, ihr Finger Kastagnette.

Ein schönes Volk! Geschmeidige Gestalten,
Anmuthig schlank and heiß wie Südens Sonne.
Man sah die Seele in dem Tanze walten
Und in den Blicken Lust and Liebeswonne.

Dort spielen Mora junge Gondoliere;
Die Finger fliegen rasch, die Augen blitzen.
Dort horcht, damit ihr Ohr kein Wort verliere,
Das Volk, wo Redner ous dem Stegreif sitzen.

Glückselig Volk, das an der Kindheit Thoren
Geathmet schon und angeschaut das Schöne,
Das die Natur und Kunst zugleich geboren
Durch Farb' und Licht, durch Bild und Duft und Töne.

Venedig, eine Wasserrose.

Einer ries'gen rothen Wasserrose
Gleichst du, sieht man dich von deinen Thürmen.
Eine Rose, tief im grünen Moose,
Bist du, wenn die Wellen dich umstürmen.

Deine Inseln liegen gleich zerstreuten
Blättern um dich her in weiter Runde,
Und die Hand des Schicksals wird erbeuten
Immer neue, bis du gehst zu Grunde.

Sei's; die Stätte, wo du einst gestanden,
Und der Name, den du einst getragen,
Groß and schreckend hin zu allen Landen,
Werden dauern zu den letzten Tagen!

Abendgang auf den Kampanil.

Einst Abends sprach zu mir der Grillen eine,
Wie seltsam von des Thurmes Gallerien
Dort unten in der Lichter hellem Glühen
Das Leben der Piazza wohl erscheine?

Rief auch die Thürm'rin: Wie, Herr, so alleine?
Sie ließ mich mit der Lampe willig ziehen,
Und stiller ward's; die fernen Melodien
Verhallten schwach und schwächer im Gesteine.

Ein Silberschein umfloß mich auf den Höhen,
Ein geisterhaft Gemurmel aus den Tiefen.
Mir war, als ob zu lichtbeglänzten Seen

Mich tausend rege Schatten niederriefen.
Wird es vielleicht den Seelen so ergehen
Beim Auferstehn der Leiber, die entschliefen?

Mondnacht auf der Piazza.

Den Markusplatz seh' ich im schönsten Lichte,
Wandl' ich auf ihm an einer Jungfrau Seite
Im blau'n Gewand mit leuchtendem Gesichte
Wie eine Priest'rin, eine gottgeweihte.

Senkt sie ihr mildes Auge auf mich nieder
Und weht ihr lauer Odem mir entgegen,
Dicht' ich im Stillen meine schönsten Lieder
Und seh' um Alles magisch Licht sich legen.

Ich seh' die Dogen in den Scharlachtogen
Und Senator'n in schwarzen Sammttalaren
Langsam durchschreiten die Arkadenbogen,
Begrüßt vom Volk' and von der Krieger Schaaren.

Venedigs Mohr, umblitzt von Partisonen,
Beugt vor dem Dogen seinen stolzen Rücken
Und überreicht ihm die ersiegten Fahnen,
Indeß Brabantio's Kind ihn grüßt mit Blicken.

Trompeten schmettern. Aus den Tempelhallen
San Marco's tönt hervor der Orgel Fülle,
Und Krieger, Schaaren Volks und Priester wallen
Durch die Portal'! Und draußen wird es stille. —

Ich hör' die Uhr im Kampanile schlagen.
Die Jungfrau wandelt still an meiner Seite.
Ich bin entzückt, erwacht und möchte fragen? —
Sie aber giebt mir schweigend das Geleite.

Die Jungfrau ist die — Mondnacht. Gleich an Schöne,
Hat sie mich oft auf jenen Platz begleitet.
Noch grüßen fern sie meine Liedestöne,
Indeß mein Fuß dem Nord entgegenschreitet.

Wanderung durch Venedig.

Ich hab' mich oft dem Zufall überlassen,
Wenn ich vertieft mich in die Irrgewinde
Der Brücken und Kanäl' und engen Gassen,
Gar unbesorgt, ob ich den Ausgang finde.

Still ward's um mich und still in meiner Seele,
Wenn ich, gelehnet an die Brückenbogen,
Hinabsah auf die schweigenden Kanäle,
Durch welche still die schwarzen Gondeln zogen.

Ihr Melderuf verhallte bei dem Biegen
In andre Gassen. Wieder ward es stille,
Und ungestört der Phantasie entstiegen
Die Traumgebild' in wunderbarer Fülle.

Wer sah Venedig, ohne dort zu träumen,
Wo Steine reden, Mährchen sich erzählen
Die Wellen und Gedicht' aus allen Räumen
Herniedertönen und aus allen Sälen?

Kirche San Giovanni e Paolo.

Du ries'ger Sarg, du Beinhaus voll bestäubter
Gruftmonumente, wo die Hüllen ruhen
All jener stolzen, weitgescheuten Häupter
Der Republik in ihren engen Truhen:

Orsini's Reiterstatue, goldumflossen
Und Vendramins bildreiche Römerhalle
Und Mocenigo's Sarkophag, gegossen
Aus seiner Feind' erbeutetem Metalle,

Der Dogen langgestreckte Steingestalten,
Lepanto's siegverkündende Kapelle
Und alle Zeugen von der Künste Walten
Vom Hochaltar bis zu der Kirchenschwelle:

Vergebens suchen sie mit den Emblemen
Des Lebens und der Macht zu überbauen
Den nackten Tod; er läßt es sich nicht nehmen,
Aus allen Winkeln hier hervorzuschauen.

Ich seh' sein strenges Machtgebot geschrieben
Auf diesen scheinlebendigen Gestalten:
Ihr seid von Staub und sollt in ihm zerstieben!
Doch nur die Form; — der Geist soll ewig walten.

Gian Bellins Madonna.

Wie göttlich Leben mitten unter Leichen
Und unter Schädelgrinsen Engelschöne,
Wie unter Grabgesängen Jubeltöne
Und Rosenkränze unter Trauerzeichen,

Blickst du, Madonna, himmlisch ohne Gleichen,
Als heilige, versöhnende Irene,
Im Arm den Sohn, den Quell der Schmerzensthräne
Und doch zugleich des höchsten Trostes reichen.

Und ihr um sie, jungfräuliche Gestalten,
Den süß demüth'gen Blick erhöht auf ihne,
Ich beuge mich vor eurer Anmuth Walten.

Doch tiefer noch vor dir, Gian Bellin'!
O du hast meine Liebe nun gespalten,
Die einzig für Venedig sollte glühn.

Nacht auf dem Meere.

Venedigs laue Mondnacht ist gesunken
Auf dieses Meer, das in Entzücken zittert
Bei ihrem Lichtkuß, der in tausend Funken
Auf ihrer weiten Fläche sich zersplittert.

Rings ist es stille. See und Himmel schlafen,
Vom Mond bewacht; nur dort, wo die zerstreuten
Strandlichter schimmern in Venedigs Hafen,
Vernimmt mein Ohr ein halbverlornes Läuten.

Die Gondel ruht. Das Ruder eingezogen,
Liegt Giusepp' in leisen Schlaf gefallen.
Ich sehe träumend von des Schirmdachs Bogen
Den matten Schein der Leuchte niederwallen.

Ich schau' aufs Meer. Es kommt vorbeigezogen
Ein hohes Boot mit goldgeschmückten Spiegeln;
Um goldne Ruder spielen leis' die Wogen;
Am Schnabel steht ein Leu mit ehrnen Flügeln.

Ein hoher Greis steht auf des Schiffes Bühnen
Und streckt die Hand, wie segnend, aus von dorten,
Wirft einen Goldreif, hell vom Mond beschienen,
Hinab ins Meer mit leisen Geisterworten.

Und schon beginnt die Barke sich zu neigen
Und in die Fluthen tiefer zu versinken. —
Die Stätt' ist leer. Mich weckt das tiefe Schweigen
Und meiner Gondelleuchte mattes Blinken.

Das Eine fühl' ich klar: Ich bin alleine
Mit jenem Geist, der mich hieher geleitet.
Er schwebt um mich im engen Gondelschreine,
Er, der mir diese Zaubernacht bereitet.

Er hat sein Buch der Lieder aufgeschlagen
Und trägt daraus die schönsten vor von allen;
Wir sind nur schwache Stümper, welche wagen,
Vor euerm Ohr' sie schüchtern nachzulallen.

Johann Wilhelm von Archenholz.

Die Geschichtschreibung ist in der jüngsten Zeit außerordentlich fortgeschritten, und es sind fast alle einst berühmten Werke der älteren Periode veraltet und vergessen. Unter den wenigen, die sich in ihrem Werthe bis in unsere Tage hinein vollständig behauptet haben, ist die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholz, welche soeben noch wieder eine neue Auflage erlebt. (Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung.) Dieselbe ist besorgt von Dr. August Potthast und wird durch die folgenden Worte über das Buch und den Verfasser eingeleitet:

Gerade vor hundert Jahren brauste über die deutschen Fluren der siebenjährige Krieg, dessen glorreicher Ausgang für die preußischen

Waffen endlich das schöne Schlesien dem Scepter der Hohenzollern beugte, welches damals, wie bekannt, in der kräftigen Hand Friedrichs des Einzigen ruhte.

Jene denkwürdige Zeit sowohl in ihren Einzelheiten als im großen Ganzen mit beredter Feder zu schildern, ist vielfach versucht worden; aber keiner löste die gestellte Aufgabe in letzterer Art trefflicher und würdiger als Archenholz, der von den geschehenen Großthaten der jüngsten Kriegsjahre als Augenzeuge begeistert in interessanter Darstellung sie zu einem schönen Bilde vereinte und dadurch die Bewunderung seiner zahlreichen Leser errang.

Johann Wilhelm von Archenholz, dessen Vater bei dem Militair der damals freien Stadt Danzig stand, wurde am 3. September 1745 in der dortigen Vorstadt Langenfuhr geboren und später behufs der militairischen Ausbildung in das Kadettenhaus nach Berlin geschickt. Noch nicht 14 Jahr alt, mußte er mit neununddreißig andern Kameraden im December 1758 dem Rufe des Königs nach Breslau ins Hauptquartier folgen und wurde dort von Friedrich selbst dem ruhmreichen Regimente Forcade zugetheilt. 1760 zum Offizier befördert, nahm er während des Julimonats an der Belagerung Dresdens Theil und focht tapfer am 15. August gleichen Jahres in der blutigen Schlacht bei Liegnitz, sowie am 3. November in dem Treffen auf den Süptitzer Höhen bei Torgau; hier erhielt er eine Wunde, die ihn während des Winters zu Leipzig ans Krankenbett fesselte. Nach der Wiedergenesung stieß er im März 1761 von neuem zu seinem in Altenburg kontonnirenden Regimente, mit dem er 1762 die Winterquartiere in Breslau bezog. Der Frieden von Hubertsburg beendete auch Archenholz' militairische Laufbahn; ehrenvolle Blessuren nöthigten ihn, den Dienst zu verlassen, und trat er mit dem Charakter eines Hauptmanns in das Privatleben zurück. Die Feinde des freisinnigen Mannes aber sprengten aus, er sei von Friedrich dem Großen wegen seiner Spielsucht und anderer nicht vortheilhafter Eigenschaften verabschiedet worden.

Er begab sich jetzt auf Reisen und durchstreifte in einem Zeitraume von 16 Jahren Deutschland, die Schweiz, Italien, Polen, Schweden, Norwegen, Dänemark, Frankreich, Holland und England nach den verschiedensten Richtungen. In letzterem Lande verweilte er fast ununterbrochen während der Jahre 1769 bis 1779 und soll sich nach den Angaben seines Hauptgegners (Wendeborn, Erinnerungen aus meinem Leben I. p. 359) die Mittel hierzu auf abenteuerliche Weise verschafft haben; allein man ist, wie neuere Forschungen unwiderleglich dargethan, in diesen Verdächtigungen zu weit gegangen. Bei seinem Aufenthalte in Italien hatte er das Unglück, durch einen Sturz vom Pferde ein Bein zu brechen; es trat infolge schlechter ärztlicher Behandlung eine Lähmung desselben ein, welche selbst durch den Gebrauch der Schwefelbäder zu Pisa niemals mehr beseitigt werden konnte. Nach Deutschland zurückgekehrt wählte er bald Berlin, bald Dresden, bald Leipzig zu seinem Aufenthalte, den er 1791 mit Paris vertauschte. Des unstäten Wanderlebens endlich aber müde, zog er im folgenden Jahre nach Hamburg, um dort den Rest seiner Tage zu beschließen. Bald nachher kaufte er sich den in der Nähe der Stadt gelegenen schönen Landsitz Oyendorf und bewahrte auch hier, trotz der Schwächen des Alters und des Körpers, trotz mancherlei sonstiger herber Mißgeschicke eine eifrige Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages. Er starb daselbst an Entkräftung im einundsiebenzigsten Jahre seines Alters, den 28. Februar 1812, nachdem er 1810 noch einmal längere Zeit in Berlin verweilt hatte. Obwohl er einen Sohn und zwei Töchter hinterließ, scheint seine ursprünglich aus dem Hannoverschen abstammende Familie jetzt gänzlich erloschen zu sein.

Archenholz' Ruhm gründet sich auf seine schriftstellerische Thätigkeit, die er, wenn auch nicht unterstützt von besondern gelehrten Kenntnissen, mit dem größten Erfolge nach seinem Rücktritte ins Civilleben bis zum letzten Augenblicke ausübte. Ein bedeutender Beobachtungsgeist, verbunden mit nicht gewöhnlicher Welt- und Menschenkenntniß und Bekanntschaft mit mehreren neuern Sprachen befähigte ihn um so mehr dazu, als er es auch verstand, seiner gewandten stilistischen Darstellung Leben und Frische einzuhauchen. So ward er bald der Liebling des lesenden Publikums......

Das geistvollste Werk Archenholz' aber bleibt die Geschichte des siebenjährigen Krieges, welche zuerst im Berliner historischen Taschenbuche für das Jahr 1789, dann in sehr erweiterter Gestalt, Berlin 1793, 2 Bände stark, erschien. Glänzend zeigt sich darin unsers Geschichtsschreibers Talent zu spannender, geschmackvoller Darstellung, die durch ihre ungekünstelte Einfachheit und Gefälligkeit des Stils den Kundigen wie den Laien in gleicher Weise fesselt und das Werk zu einem der ausgezeichnetsten unserer Literatur erhebt. Seine Klassizität fand allgemeine Bewunderung und veranlaßte die Uebersetzung in mehrere lebende Sprachen, der sich sogar eine treffliche lateinische anschloß.

Die Verlagshandlung hat es daher für eine Pflicht gehalten, zur Hebung des patriotischen Sinnes und zum Andenken an die glorreiche Vergangenheit, welche in jenem Werke so anziehend geschildert ist, eine neue Auflage davon zu veranstalten. Mit der Revision dieses trefflichen Volksbuches betraut, habe ich, ohne den Inhalt der Darstellung zu ändern und ohne demselben durch zahlreiche Anmerkungen aus den neuerdings erschlossenen Quellen und kritischen Forschungen über jene große Zeit ein gelehrtes Ansehen zu geben, nur veraltete Wendungen und Ausdrücke beseitigt und die Diktion dem heutigen Geschmacke angepaßt. Zur Erhöhung der Brauchbarkeit ist außerdem ein Register und eine Karte des Kriegsschauplatzes beigegeben, welche zugleich eine Uebersicht der Hauptereignisse des Krieges und der in dem denkwürdigen Kampfe Gefallenen bietet.

Richard Wagner und die Zukunftsmusik.

* Richard Wagner hat sich durch die bevorstehende Aufführung des „Tannhäuser“ in Paris veranlaßt gesehen, das französische Publikum durch eine Broschüre auf sein Werk aufmerksam zu machen. Dieselbe führt den Titel „Zukunftsmusik“ und ist als Brief an einen französischen Freund und als Vorwort zu einer Prosa-Uebersetzung seiner Opern-Dichtungen in das französische bezeichnet. Sie soll die Kritik in Paris über den Standpunkt des Componisten aufklären, Irrthum und Vorurtheil zerstreuen und „das Urtheil von einer bedenklich erscheinenden Theorie auf das Werk selbst ablenken.“ Die Broschüre wird im Feuilleton der Kölnischen Zeitung von Ferdinand Hiller in einem musikalischen Briefe besprochen, aus dem wir Einiges zu entlehnen uns erlauben. Wagner's „Brief“ zerfällt der Hauptsache nach in zwei Theile, wenn diese auch in einer nicht unkünstlerischen Weise ziemlich bunt durch einander geworfen sind. Er enthält nämlich erstens des Verfassers Ansichten über die Entwicklung der Musik, und sein Urtheil über einige der größten Componisten und der vorzüglichsten nationalen Kunstschulen, und ferner eine Auseinandersetzung seiner eigenen Entwicklung und seines gegenwärtigen Standpunktes. „Bei den Griechen“, sagt Wagner, „kennen wir die Musik nur als Begleiterin des Tanzes; die Bewegung des Tanzes gab ihr, wie dem vom Sänger zur Tanzweise gesungenen Gedichte, die Gesetze des Rhythmus, welche Vers und Melodie so entschieden bestimmten, daß die griechische Musik (unter welcher die Poesie fast immer mit verstanden war) nur als der in Tönen und Worten sich aussprechende Tanz angesehen werden kann.“ Ich überlasse es gern gelehrteren Leuten, als ich es bin, sich über diese Aussprüche mit Wagner zu verständigen. Wie man uns sagt, wurden die Chöre in der griechischen Tragödie und außerdem die meisten der herrlichen Gesänge des hellenischen Dichters in gewisser Weise gesungen und sogar mit Instrumental-Begleitung gesungen, mag dieser Gesang auch nur ein declamatorischer gewesen sein! — Wenn nun wirklich diese unsterblichen Poesieen in Tönen und Worten sich aussprechende Tänze waren, so setzt dies eine Art von Tanz voraus, wunderbarer als alles Große, was uns das Alterthum hinterlassen hat. Aber kehren wir zu Wagners Entwicklung zurück. Diese griechischen Tanzweisen, sagt er ferner, seien von den christlichen Gemeinden

beim Gottesdienste benutzt worden, nachdem man sie, wegen des Ernstes der Feier, ihres rhythmischen Schmuckes beraubt und ihnen so den Charakter unseres heutigen Chorals gegeben. Daß man derartige Umwandlungen zur Zeit der Reformation mit damals beliebten Volksliedern vorgenommen, steht fest — ob es die ersten Christen mit den heidnischen Festgesängen eben so gehalten, möchte weniger erwiesen sein. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, jedenfalls begeht Wagner an den sonst von ihm so verehrten Griechen ein Unrecht, wenn er „den ungemein geringen Ausdruck der antiken Melodie, nachdem ihr der Schmuck des Rhythmus genommen war“, hervorhebt, denn der Rhythmus einer Melodie ist nicht ein Schmuck derselben, sondern ein sehr bedeutendes Stück ihrer ganzen Persönlichkeit. In gedrängtester Kürze (wogegen durchaus nichts eingewandt werden soll) gelangt Wagner zur Anwendung der Harmonie und der Mehrstimmigkeit in der christlichen Kirchen-Musik und rühmt mit Begeisterung die „hochgeweihten“ Meister der alt-italienischen Schule. Die Ansichten über die weitere Entwicklung der italienischen Musik, die er aber nun darlegt, sind so unbegreiflich, daß wir sie wortgetreu mittheilen müssen, um uns nicht bei Kundigen dem Verdachte auszusetzen, wir hätten dieselben mißverstanden. „Der Verfall dieser Kunst in Italien und die gleichzeitig eintretende Ausbildung der Opern-Melodie von Seiten der Italiener kann ich nicht anders, als einen Rückfall in den Paganismus nennen. Als mit dem Verfall der Kirche das weltliche Verlangen auch für die Anwendung der Musik beim Italiener die Oberhand gewann, half man sich am leichtesten dadurch, daß man der Melodie ihre ursprüngliche rhythmische Eigenschaft wiedergab und für den Gesang sie eben so, wie früher für den Tanz, verwandte. Die auffallenden Incongruenzen des modernen, im Einklang mit der christlichen Melodie entwickelten Verses mit dieser ihm aufgelegten Tanz-Melodie übergehe ich hier besonders nachzuweisen und möchte nur darauf aufmerksam machen, daß diese Melodie gegen diesen Vers sich fast ganz indifferent verhielt und ihre variationenhafte Bewegung endlich einzig vom Gesangs-Virtuosen sich dictiren ließ. Was uns jedoch am meisten bestimmt, die Ausbildung dieser Melodie als einen Rückfall, nicht aber als einen Fortschritt zu bezeichnen, ist, daß sie ganz unläugbar die ungemein wichtige Erfindung der christlichen Musik, die Harmonie und die sie verkörpernde Polyphonie, für sich nicht zu verwenden wußte. Auf einer harmonischen Grundlage von solcher Dürftigkeit, daß sie der Begleitung füglich ganz entbehren kann, hat die italienische Opern-Melodie auch in Bezug auf die Fügung und Verbindung ihrer Theile sich mit einem so ärmlichen periodischen Bau begnügt, daß der gebildete Musiker unserer Zeit mit traurigem Erstaunen vor dieser kläglichen, fast kindischen Kunstform steht, deren enge Gränzen selbst den genialsten Tonsetzer, wenn er sich mit ihr befaßt, zu einer vollkommenen formellen Stabilität verurtheilen.“ Dieser Darlegung gegenüber sagt uns die Geschichte der Tonkunst der letzten Jahrhunderte Folgendes: Zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstand in Florenz aus dem Wunsche, die griechische Tragödie wieder zu erwecken, die Oper. Man fühlte bald, daß der mehrstimmige Gesang, der als Kunstform damals allein gültig war und so ziemlich denselben Stil für die Kirche und die lyrische Poesie (im Madrigal) anwandte, nicht beibehalten werden konnte, als es sich darum handelte, Vorgänge und Personen musikalisch darzustellen und sich aussprechen zu lassen. Daher bildete man den einstimmigen und von Instrumenten begleiteten Gesang aus, sowohl in freiester declamatorischer Form (im Recitativ), als in der festgestellten, melodisch ausgeprägten Form der Arie und der Ensemblesätze. Erst hiermit fing die Tonkunst an, an die Aufgabe zu gehen, welche man ihr heutigen Tages fast ausschließlich vindiciren möchte, nämlich die Dolmetscherin der menschlichen Leidenschaft zu sein — aus dem, den beengendsten Gesetzen der Harmonie und des Rhythmus gehorchenden Stile der alten Kirchenmusik konnte, so Großes er in seiner Art geleistet, sich nichts entwickeln, was im Entferntesten der neueren Musik ähnlich gesehen hätte. Ist auch aus dem wichtigen Hervortreten des Solosängers die Gesangs-Virtuosität zum verwerflichsten Mißbrauch ihrer Kraft gelangt, hatte sich die italienische ernste Oper auch durch längere Zeit verknöchert, so hat auf der anderen Seite die komische Oper der Italiener (die Opera buffa) den Grund gelegt zur ganzen reichen Entwicklung des modernen musikalischen Dramas. Die größten Componisten, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, haben ihre Ausbildung zum größten Theile der italienischen Schule zu verdanken. Aber nicht allein kein Don Juan wäre entstanden ohne diesen „Rückfall in den Paganismus“, auch keine Bach'sche Cantate, keine Beethoven'sche Symphonie, kein Wagner'scher Tannhäuser. Das, was wir heutigen Tags Melodie nennen, was die Seele der Musik bildet, war ohne die „ursprüngliche rhythmische Eigenschaft“ auf keine Weise zu gewinnen, und wenn wir auch dies dem Heidenthum verdanken (was aber nichts weniger als erweislich —), so haben wir ihm noch erkenntlicher zu sein, als wie es schon nach allen von ihm gespendeten Schätzen sein zu müssen glaubten. Vorläufig aber dürfen wir, ohne gänzlich ungerecht zu sein, den Italienern den außerordentlichen und der Hauptsache nach so sehr glücklichen Einfluß, den sie auf die Ausbildung der Musik gehabt, nicht absprechen. Auch das Oratorium, welches später durch einen Händel (Wagner läßt ihn ungenannt) zu kulturgeschichtlicher Bedeutung erhoben wurde, fand bei den Italienern seine Entstehung — ja, auch auf dem Gebiete der Instrumental-Musik haben sie nicht allein mächtige Anregungen gegeben, sondern auch Bedeutendes geleistet. — Aus dem weiteren Verlaufe des Briefes von Ferdinand Hiller heben wir noch die folgende Stelle heraus, welche sich auf das neueste Werk von Wagner, die Oper „Tristan und Isolde“ bezieht. Nicht an seine früheren Werke, sondern erst an dieses jüngste, noch nicht aufgeführte, will er die strengsten aus seinen theoretischen Behauptungen fließenden Anforderungen gestellt wissen. „Nicht“, sagt er uns, „weil ich es nach meinem System geformt hätte, denn alle Theorie war vollständig von mir vergessen, sondern weil ich hier endlich mit der vollsten Freiheit und mit der gänzlichsten Rücksichtslosigkeit gegen jedes theoretische Bedenken in einer Weise mich bewegte, daß ich während der Ausführung selbst inne ward, wie ich mein System weit überflügelte.“ In dieser Oper hat er zum Orchester des Symphonikers gegriffen und sich vom Dichter (der er ja selbst) zurufen lassen: „Spanne deine Melodie kühn aus, daß sie wie ein ununterbrochener Strom sich durch das ganze Werk ergieße; in ihr sage du, was ich verschweige, weil nur du es sagen kannst, und schweigend werde ich Alles sagen, weil ich dich an der Hand führe.“ „In Wahrheit ist die Größe des Dichters am meisten danach zu ermessen, was er verschweigt, um uns das Unaussprechliche selbst schweigend nur sagen zu lassen; der Musiker ist es nun, der dieses Verschweigen zum hellen Ertönen bringt, und die untrügliche Form seines laut erklingenden Schweigens ist die unendliche Melodie.“ (!!) Das Orchester soll hier zum Drama in ein ähnliches Verhältniß treten, wie es ungefähr der tragische Chor der Griechen zur dramatischen Handlung einnahm — aber wieder auch nicht, denn jenes war reflectirender Art und stand der Handlung gegenüber, das Orchester nimmt aber an allen Motiven derselben innigsten Antheil und das große Ganze dieser symphonistischen Oper (ich gebe nur kurze, aber genaue Andeutungen von dem, was Wagner sagt) wird den Eindruck machen, den die durch und durch beseelte Natur mit ihren tausend Stimmen, etwa im Walde, auf den sich ihr Hingebenden macht. Die Partitur von Tristan und Isolde ist erschienen, und ich habe sie, so genau es mir möglich war, durchgelesen. Es kann mir aber nicht in den Sinn kommen, hier ein Urtheil darüber fällen zu wollen. Was die Musik dieser Oper von allem bis jetzt im Bereiche der Tonkunst Geschaffenen vollständig unterscheidet, ist, daß sie nur noch leise Andeutungen, nicht einer schablonenhaften „Opern-Melodie“, sondern irgend einer vocalen Melodie enthält. Das Orchester bildet ein unaufhörliches, sehr complicirtes Tongewebe und giebt bei Weitem den hauptsächlichsten Theil dessen, was der Componist auszudrücken versucht. Gelingt es Wagner'n, dieses Werk auf wirkungsvolle Weise ins Leben treten zu lassen, so wird man mit Fug und Recht von ihm sagen können, daß er nicht allein Ungehörtes, sondern auch Unerhörtes geleistet.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1861 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1860.

Heinrich Strack.

☛ Mit der heutigen Nummer werden Titel und Inhalt für den Jahrgang 1860 ausgegeben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.